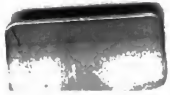
regierte, beglückte das goldene ZeitAlter die Menschen. Dürfen wir das den Dichtern glau

Süd-deutsche Miscellen für Leben, Literatur und Kunst

Philipp Joseph Rehfues

Digitized by Google

U.C.D. LIBRARY

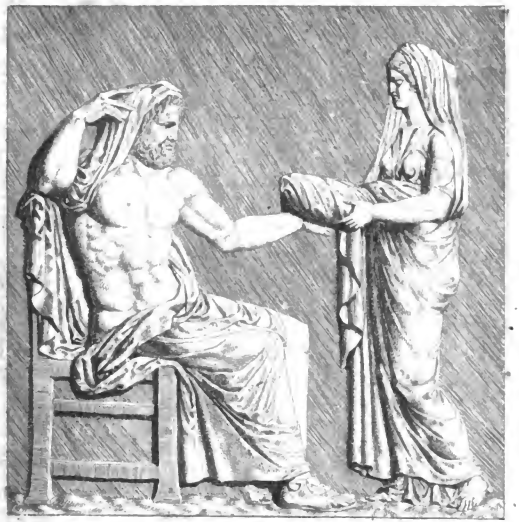


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Als Saturn regierte, beglückte das goldene Zeitalter die Menschen. Dürfen wir das den Dichtern glauben, da sie uns nicht verschwiegen haben, wie ängstlich der Gott jedesmal seiner Gattin Rhea Entbindung abwartete, um sogleich das Kind zu verschlingen, das sie ihm geboren hatte?

Es liegt ein hoher, tiefer Sinn in dieser Mythe. Er ist beinah so viel umfassend, als der WeltGeist, der sich in Aller Augen anders gestaltet. Nehme sich ihn Jeglicher, wie er ihn bedarf; wir brauchen zum freudigen Blick in das neue Jahr eine fröhliche Deutung.

Rhea hatte wieder geboren. Schöner, unschuldiger, anmuthiger war sie von keinem ihrer verlorenen Kinder in den wenigen Augenblicken, da ihr die Mutterfreude vergönnt war, angelächelt worden.

„Soll ich auch dieses herrliche Kind dem gefräßigen Alten opfern?„ klagte sie mit thränenden Augen. Sie blickte auf die Welten hinab, die eben der erste Morgenstrahl vergoldete. Ein hoher, segensvoller Entschluß stieg in ihrem Geiste empor. „Nein,„ rief sie aus, „so viel Anmuth soll nicht sterben!„

Da nahm sie einen Stein, hüllte ihn in purpurne Linnen, und brachte ihn mit thränenden Augen dem grausamen Gatten. Gierig verschlang er ihn, und das süsse Kind wurde erhalten.

Jupiter nannte es die glückliche Mutter, und erzog es in den Klüften des Ida, bis es den Thron der Götter und Menschen bestieg.

Hoffnung nennen wir es, und nähren es in der stillen Brust, bis es, zur Erfüllung erwachsen, in das frohe Leben heraustritt.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

P. J. Rehfues.

Erster Jahrgang

Januar. Februar. März.

Karlsruhe,

gedruckt in der C. F. Müller'schen Hofbuchdruckerey. 1811.

U.C.D. LIBRARY

Digitized by Google

Plan
der
Süd-Deutschen Miscellen
für
Leben, Literatur und Kunst.

Der Inhalt derselben hat nichts mit Politik zu schaffen. Er sucht sich einer geistreichen, aber harmlosen gesellschaftlichen Unterhaltung anzupassen, theils, indem er das Material derselben liefert, theils die, im Umlauf befindlichen, Ideen aufklärt und berichtiget, und zerfällt insofern in folgende Zweige:

1.) Eröffnung jedes Blatts mit Erinnerung an einen großen Mann, an ein merkwürdiges Ereignis, die mit dem Tage der Erscheinung desselben zusammenhängen;
2.) historische Aufsätze, in einer angenehmen Form vorgetragen;
3.) statistische, zum Verständniß der Zeit-Geschichte, so wie zur Erweiterung der Welt-Kenntniß überhaupt;
4.) artistische, über bildende Künste, Theater u. dgl. besonders in Hinsicht auf die Großherzoglichen Lande;
5.) poetische Arbeiten, die einer allgemeinen Verbreitung werth sind;
6.) philosophische Aufsätze, welche in einer allgemeinfaßlichen und angenehmen Form sich über die Haupt-Interessen des Lebens verbreiten;
7.) literarisch-kritische, insofern die Beurtheilung der ausgezeichnetsten Erscheinungen, sowohl deutscher als ausländischer Literatur, in den Kreis einer gebildeten Unterhaltung gehört;
8.) Tags-Geschichte, sobald sie nicht politisch ist, sondern die, bisher genannten, einzelnen Zweige umfaßt.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen in Median-Quart, mit schönem Druck und auf vorzüglich gutem Papier. Von Zeit zu Zeit wird ein Kupfer, oder ein Noten-Blättchen so wie auch ein Intelligenz-Blatt, zur Verbreitung literarischer Nachrichten, mitgegeben. Vierteljährlich wird ein Titel-Blatt, so wie die Inhalts-Anzeige als Umschlag beigelegt.

Das Abonnement auf die süd-deutschen Miscellen für Leben, Literatur und Kunst ist vierteljährlich, und beträgt 2 Gulden rheinisch.

Zweckmäßige Beiträge werden von der Redaktion, sobald sie frei eingesendet werden, mit Dank aufgenommen, und, auf Verlangen, anständig honorirt.

Die Großherzogl. Badische Oberpostamts-Zeitungs-Expedition in Karlsruhe hat die Hauptspedition dieser Zeitschrift übernommen, wohin sich sämmtliche deutsche Postämter gefälligst wenden wollen. Bestellungen werden von allen soliden Buchhandlungen angenommen. Für den Local-Debit in Carlsruhe wendet man sich gefälligst an die Müller'sche Hofbuchdruckerey daselbst. Beiträge und Briefe bittet man unter der Aufschrift: an die Redaktion der süd-deutschen Miscellen u. s. w. in Carlsruhe, einzuschicken.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 1. Säkulat-Erinnerungen. — Die glücklichen Inseln. — Fragmente aus einem künftigen Wörterbuch der Liebe. — Nachrichten aus Frankreich. — Charade von Sancho Pansa.

Nro. 2. Der portugiesische Dichter Manoël, eines der merkwürdigsten und lezten Opfer der Inquisition. — Die glücklichen Inseln. Fortsezung. — Wunsch.

Nro. 3. Gallerie der süd-deutschen Hauptstädte. München. — Der Dichter Manoël. Fortsezung. — Die glücklichen Inseln. Fortsezung. — Naivetät eines Gesandten. — Nachrichten aus Paris.

Nro. 4. Süd-Deutschlands Zukunft. — Sonnenstrahlen aus den Saturnus-Zeiten. — Das Drei-Königsfest. — Der Dichter Manoël. Schluß.

Nro. 5. Die Wunder. — Die Prozession der Heiligen nach der Münze; eine Scene aus Saragossa. — Nachrichten aus Karlsruhe.

Nro. 6. Numismatische Fragmente. — Die Wunder. Schluß. — Der Heuchler, Epigramm. — Nachrichten aus Karlsruhe. — Beilage eines Titelkupfers mit Erklärung.

Nro. 7. Standrede über das glückliche Loos des Schneiders, gehalten bei Einweihung einer neuen Zunftlade von Meister Oesterlin. — Die Prozession der Heiligen. Schluß. — Fragmente aus dem künftigen Wörterbuch der Liebe. — Gedanken.

Nro. 8. Rußlands Eintritt in die europäische Politik. — Bayonne, in seiner höchsten Glanzperiode. — Diplomatische Anekdoten. — Notizen.

Nro. 9. Paramythien, Entstehung der Paramythie. — Rußlands Eintritt in die europäische Politik. — Nachrichten über die Fortschritte des Erziehungs-Wesens in der Stadt Laputa. — Notizen über England und Frankreich.

Nro. 10. Unglückliche Trümmer alter Völker. — Rußlands Eintritt in die europäische Politik. — Notizen über Frankreich und Italien.

Nro. 11. Warnende Sage aus der Vorzeit von Majorka. — National-Züge. Spanier. — Der Schlaf. — Nachrichten aus Laputa. — Logogryph.

Nro. 12. Ansichten von Amerika. Mexike. — Der Demant. — Bayonne, in seiner höchsten Glanz-Periode. — Notizen aus England und Frankreich.

Nro. 13. Die Musik bei den Griechen und Chinesen. — Gallerie der süd-deutschen Hauptstädte. München. — Ansichten von Amerika.

Nro. 14. Ueber zwei kolossale Werke unsrer Zeit. — Ueber Herrn Weinbrenners großes architektonisches Werk. — Bayonne, in seiner höchsten Glanz-Periode. — Notizen über Frankreich.

Nro. 15. Der Orden der Weintrinker. — Bayonne, in seiner höchsten Glanz-Periode.

Nro. 16. Gesang, als Mittel zur Volks- und Menschen-Bildung, von Ewald. — Ueber zwei kolossale Werke unsrer Zeit. — Der Winter 1810, auf 1811. in Paris.

Digitized by Google

Nro. 17. Ueber die Kunst, Bekanntschaften zu machen. — Kurze Lebensgeschichte des zwölfjährigen, blinden Violinspielers, Conradi, von Ewald. — Der Winter 1810. auf 1811. in Paris.

Nro. 18. Briefe aus Sicilien. Palermo. — Ueber die Kunst, Bekanntschaften zu machen. — Brief des Großherzogs von Frankfurt an einen Dorfschulmeister. — Der Winter 1810. auf 1811. in Paris.

Nro. 19. Fragmente über die Türkei, nach Castellans neusten Berichten. 1. Audienz beim türkischen Groß-Admiral. — Briefe aus Sicilien. — Notizen aus Paris.

Nro. 20. Herr Bst! und der Graf von Egmont, eine wahre Geschichte. — Fragmente über die Türkei. 2. Isaac Bey. 3. Etwas über die ministeriellen Bureau's der Türken. 4. Die Griechinnen. — Königliche Gedanken einer Königin. — Notizen über Italien, das Vorgebirg der guten Hoffnung, Batavia und Porto-Ricco.

Nro. 21. Welches ist der beste Gebrauch, den ein Mann, der keine Kinder und dürftigen Verwandten hat, von einem Vermögen von 100,000 Gulden machen kann? — Ueber den Verlust von Isle de France. — Notizen über Rastatt, Bühl, Offenburg.

Nro. 22. Trost in der Zeit. — Paramythien. 2. Die Saaten und die Wolken. — Fragmente über die Türkei. 5. Feuersbrünste in Konstantinopel und Resignation der Orientalen.

Nro. 23. Chateaubriands Reise von Paris nach Jerusalem. — Miscellen für die Geschichte des Seerechts, in Absicht auf den heutigen Streit zwischen Frankreich, England und Nord-Amerika. — Der Pariser Carneval von 1811.

Nro. 24. Worte zu ihrer Zeit. — Der Tausch von L. U. — Fragmente über die Türkei. 6. Die Todtenfelder der Türken. — Notizen über Frankreich und Spanien.

Nro. 25. Heinrich IV. am ersten Wochenbett seiner Gemahlin, Maria von Medicis, von ihrer Hebamme erzählt. — Diplomatische Anekdoten. — Die Todtenfelder der Türken. — Notizen über Frankreich, England, die Juden u. s. w.

Nro. 26. Schreiben an meinen Mündel über die Kunst, Bekanntschaften zu machen. — Die Ruinen von Sparta, von Chateaubriand. — Kleinere historische Notizen. 1. Cromwell. — Nachrichten über Baden.

Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Digitized by Google

Süd-Deutſche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunſt.

Nro. 1. Den 1. Januar 1811.

„Die Menſchen ſind ſo einfältig, blindlings zu glauben, daß uns immer die geheimnißvolle Politik an der Hand führt, während wir nur gerade Feldeinwärts der Thorheit nachlaufen, und am Grabe den Sack und die Krücke den Blinden und Lahmen zurücklaſſen.“

Brief der Königin Chriſtina vom 1. Januar 1655.

Säcular-Erinnerungen.

Jeder Menſch fühlt zuweilen das Bedürfniß, ſich in einzelnen drückenden Verhältniſſen durch einen Blick auf ſein ganzes Leben zu erheitern und zu ſtärken. Wer dieſes oft thut, und ſomit den völligen Zuſammenhang deſſen, was ihm begegnet iſt, klar in ein Ganzes zuſammenfaßt, gewinnt ſich eine feſte Anſicht des Lebens, die eigentlich keinem gebildeten Manne fehlen darf.

Solchen Gewinn können auch Nationen und Zeitalter aus großen Rückblicken auf die ganze Vergangenheit ſchöpfen. Der Einzelne, welcher ſein eigenes Loſen auf dieſe Weiſe mit der Geſchichte zu vergleichen Kraft genug hat, findet ſich durch eine Ruhe und Duldung belohnt, die unter manchen Umſtänden das größte Bedürfniß iſt.

Wer daher als Sprecher für Viele auftritt, kann nie genug an die Vergangenheit erinnern. Mögen manche Weiſen immer ſagen, daß nichts Neues unter der Sonne geſchieht; ſo iſt das Alte doch nicht Jedem bekannt. Selbſt für die wenigen, welche hievon eine Ausnahme machen, bedarf es zuweilen fremder Erinnerung; denn wie groß, wie herrlich wäre der Menſch, wenn alles Gute, das in ſeinem Innern liegt, in jedem Augenblick willig in Wort und That hervorträte?

Gerne benuzen wir jeden Anlaß, dem Menſchen zur Klarheit über ſich und ſeine Zeit zu verhelfen. Welcher könnte einladender, ja nöthigender ſeyn, als der Augenblick, da wir eine Reihe von Blättern eröffnen, in denen wir das Schöne mit dem Nüzlichen, die Dichtung mit der Wahrheit, den Traum mit der Wirklichkeit zu vereinigen ſuchen werden? — Gerne folgen uns daher gewiß unſre verſtändigen Leſer beeder Geſchlechter, wenn wir ſie auf einige Augenblicke der Gegenwart entreiſſen, und plözlich um ein ganzes Jahrhundert zurückführen.

Noch ſtehen die Schickſale des Jahrs 1811. vor unſern Blicken verhüllt in dem ungeheuren Tempel der Zeit. Kein Mächtiger der Erde, nicht der erleuchtetſte Verſtand vermag den Schleier wegzuheben. Allmählig freilich wird er ſinken, und wenn alle Freuden, alle Leiden des Jahrs, in das wir eintreten, vorüber ſind, können wir ihm erſt ſein Gutes und ſein Böſes nachſagen. Drum lieber zurück in die Vergangenheit, die ſo klar vor uns liegt, als es MenſchenGeſchicke je für MenſchenAugen werden können. Sehen wir in die Welt hinein, wie ſie im Jahr 1711. da geſtanden hat.

Wir ſchweigen von den Verhältniſſen unſerer Brüder aller Farben in den auſſer-europäiſchen Ländern. Das, was unſre Väter zunächſt angegangen, was in den groſſen Ereigniſſen der Zeit auf ihren Zuſtand und die Befeſtigung deſſelben für die Zukunft gewirkt hat, iſt uns für

Digitized by Google

jezt allein merkwürdig. Die Punkte, auf denen sich das Ehmals und Heute berühren, oder feindlich trennen, müssen unsre Aufmerksamkeit am meisten fesseln.

Europa trat in das Jahr 1711. beinahe mit denselben Erwartungen und Besorgnissen, mit denen jeder Denkende in das vor uns liegende Jahr eingeht. Europa wünschte und bedurfte den Frieden; denn auf dem Lande, wie auf den Meeren, wurde noch blutig um große Entscheidung des ZeitSchicksals gerungen. Oesterreich, England und Holland, so wie der größte Theil des deutschen Reichs und Italiens, standen gegen Frankreich vereinigt, und kämpften mit ihm um den Besiz der spanischen Monarchie, deren Thron Philipp V., ein Prinz aus dem Hause Bourbon, im Jahr 1701. besiegen hatte. Schon beinahe zehen Jahre hatte der Kampf gedauert, und am Ende Ludwigs XIV. Glück so sehr ermüdet, daß er bereits auf dem Congreß von Gertruydenberg (1710.) Opfer zu bringen anbot, die man nie von seinem Stolze hätte erwarten sollen. Er hatte sogar in den Uebergang Spaniens in die österreichische Monarchie gewilliget, wollte selbst Strasburg wieder an das deutsche Reich zurückgeben. Alle Völker und die meisten Fürsten waren des Krieges müde, nur Marlborough, dem Kriegsheere und Ruhm über Menschenglück gieng, und der Prinz Eugen nicht, der den Ruhm zwar sehr liebte, aber doch nicht so sehr, wie die französischen Geschichtschreiber behaupten, um ihm das Glück von ganzen Nationen aufzuopfern, sondern weil er als guter österreichischer Staatsmann Frankreich in seiner gegenwärtigen Lage aufs Aeusserste zu treiben hoffte.

Man war grausam genug gewesen, von Ludwig XIV. zu verlangen, daß er seinen eigenen Enkel mit den eigenen Armeen, die bisher für ihn gefochten hatten, vom Throne stoßen sollte. Solche Unmenschlichkeit wurde durch das Schicksal gerächt. Noch in demselben Jahre (1710.) wandte sich das Glück wieder auf die Seite der Franzosen. Es wurden die Schlachten von Saragossa und von Villaviciosa gewonnen, Madrid, und die Provinzen Aragonien, Navarra, NeuCastilien und Catalonien erobert. Villars durfte freilich in Flandern noch keine Schlacht wagen, und noch giengen hier mehrere Festungen für Frankreich verloren. Glücklicher aber war das Jahr 1711. Eines der ganz gewöhnlichen Ereignisse, wie sie täglich um uns geschehen, und welche die Politiker dennoch so selten in ihre Rechnungen bringen, wirkte günstiger für Ludwig XIV., als mehrere gewonnenen Schlachten hätten thun können.

Kaiser Joseph I. von Oesterreich starb den 17. April 1711. ohne männliche Erben, und alle seine Kronen giengen an den bisherigen Nebenbuhler Philipps V. um den spanischen Thron, an den Erzherzog Karl, über. Dieses Ereigniß veränderte die ganze europäische Politik. Karl VI. wurde nun auch seinen Freunden furchtbar, wenn er die spanische Monarchie mit der österreichischen verband, und so eine größere Länder- und Völker-Masse vereinigte, als sie selbst Karl V. nicht besessen hatte.

England, das unter den, gegen Frankreich verbündeten Staaten nach Oesterreich die größte Stimme hatte, fieng jezt an, Besorgnisse gegen die ungeheure Macht des leztern zu fühlen. Seine Politik durfte ihm nicht erlauben, die spanischen Kronen in Wien niederlegen zu lassen. Sein Verhältniß gegen Karl VI. wurde lauer, und erweckte in dem französischen Kabinet den Gedanken, daß jezt wohl die Zeit gekommen seyn möchte, den großen StaatenBund gegen die Bourbon's zu trennen.

Zu gleicher Zeit hatte sich in England eine Veränderung vorbereitet, welche die Plane Frankreichs aufs Höchste begünstigte. Die Parthie der Whigs, an deren Spize sich der Herzog von Marlborough *) befand, fiel mit

*) Anmerk. Bekanntlich beherrschte Marlborough die Königin Anna durch seine Gemahlin. So wenig der stolze unbeugsame Karakter dieser Frau zu ihrer Rolle zu passen schien, so behauptete sie sie doch lange, aber nicht immer. Anna fieng an, eine andere Dame mit einer Gunst zu beehren, welche die stolze Sara nicht ertragen konnte, und gegen die sie sich bei jeder Gelegenheit bitter äusserte. Dieß brachte eine Kälte zwischen ihr und der Königin zuwege, die blos noch einer geringen Veranlassung bedurfte, um zum völligen Bruch zu kommen. Eine solche fand sich nun zu bald. Königin Anna bewunderte eben ein Kleid ihrer neuen Vertrauten mit so vieler Freude, daß sich die Herzogin von Marlborough nicht enthalten konnte, sie ihr zu verderben, und ein Glas Wasser auf den schönen Stoff zu giessen. Diese Anecdote haben viele als eine der kleinen Begebenheiten angesehn, welche große Wirkungen hervorbringen. Allein hängen die größten Begebenheiten besser, als so zusammen, und entscheiden nicht die unbedeutendsten Zufälle über den Ausgang von Schlachten, über die Geburt großer Männer, und

Digitized by Google

diesem, und Königin Anna wählte sich ein Ministerium, das, dem Wunsche der Nation gemäß, zum Frieden geneigt war. Ludwig XIV. benützte diesen Umstand zu Eröffnungen an das brittische Kabinet. Sie wurden mit Milde aufgenommen, der Abbé Gautier, und der einsichtsvolle Handelsmann Menager kamen als Unterhändler nach London, und Robert Hartay, Anna's Lord. Großschazmeister, sagte ihnen, als sie im Oktober 1711. die Präliminarien zum Frieden zwischen Frankreich und England unterzeichneten, das berühmte Wort: ex duabus igitur gentibus faciamus unam gentem amicissimam.

Diese Uebereinkommniß zwischen England und Frankreich eröffnete gleichsam die ganze Reihe von Friedens-Schlüssen, durch die der spanische Succession's Krieg in Utrecht, in Rastadt und in Baden völlig beendigt wurde. Durch dieselben erhielt Europa die neue Gestalt, unter der es beinahe ein Jahrhundert bestanden hat.

So wurde das Jahr 1711. zu einer merkwürdigen Epoche für unsre Väter. Sie durften nach ihm die Pacifikation von Europa zählen. Wie glücklich wären wir, wenn das Jahr 1811. mit dem großen Friedens-Geschenk herauskäme! Der Stand der Dinge ist so, daß Schlachten wenig mehr entscheiden können. Unerwartete Ereignisse, die man Zufall nennt, weil wir ihre Verkettung in den Händen der Vorsehung nicht begreifen können, müssen alles wirken, und wie feurig sprechen wir den Wunsch von Millionen Menschen aus, daß das Jahr 1811. dem Jahr 1711. in diesem Punkte ähnlich seyn möchte!

über Alles, was geschieht? Erst die Verkettung macht alles richtig, und diese muß man erkennen, wenn man alles oder nichts unbedeutend in der Welt finden will.

Allgemeines.

Die glücklichen Inseln.

Bei den Alten hießen die balearischen Inseln die glücklichen Inseln. Und wenn die fröhlichste Lage in den schönen, südlichen Gewässern, ein beinah immer heiterer Himmel, und das mindeste Clima zu solchen Ruhme berechtigen, so verdienen sie ihn noch heutzutage. Aber der Mensch bedarf zu seinem Glücke anders, als die heitere Sonne, schmackhaftes Brod und feurigen Wein; drum hat sich der schmeichlerische Beinahme in die Bücher zurückgezogen, wo wir so oft suchen müssen, was uns im Leben mangelt.

Was liegt uns daran, ob sie den heutigen Namen von der Sitte ihrer ältesten Einwohner nakt zu gehn, oder von der ungewöhnlichen Fertigkeit derselben im Gebrauch der Schleuder erhalten haben? Aber ersteres zeugt doch für das mildeste Clima, und letzteres läßt auf einen kühnen Insularkarakter schließen. Daß jenes noch vorhanden sei, lehrt ein Blick auf die Karte, daß der Letztere sich in der Flachheit des Jahrtausends abgemüdet hat, läßt sich mit Zuverlässigkeit voraus annehmen.

Wo der Nordwind von Valencia's Fluren kommt, ist der Winter nur ein süßer Traum der schlummernden Natur. Aber auf den frischen Wogen kühlen sich die afrikanischen Gluten. Die Sonne taucht sich in die See, und steigt ewig jugendlich wieder hervor. Die Inseln schwimmen auf den heitern Gewässern, ihre Berge mischen Schatten in die blauen Fluthen; die Wipfel der Bäume wiegen sich in den munteren Seeläften, die vielen Quellen und Bäche eilen der großen Mutter in die Arme, und der Mensch sieht ruhig ihnen nach, und ohne Sehnsucht in die Ferne, wo sich die Elemente für das Auge vereinigen.

Zwischen zween Welttheilen, die das Wasser trennt, findest du die liebliche Inselgruppe. Die nördliche Stärke hat der südlichen Weichheit nicht widerstanden. Orangen blühen in den ewig grünen Gärten, und der Mensch wird nicht inne, daß in ihm die vier Jahrszeiten mächtiger wechseln, als außer ihm. Das Leben ist ihm ein ewiger Frühling. Er scheidet von seinen Blumen, um nach andern zu gehn. Umweht von säuselnden Lüften naht ihm der heitere Genius; denn Skelette drohen nur da, wo man den Schrecken gewohnt ist.

Laß uns nach den fröhlichen Inseln ziehen, heitere Freundin! Noch lachen die Blüthen unsers Lebensbaums; wie wohl mögen ihm die Strahlen dieser Sonne, die Lüfte dieser Meere, die Bäche dieser Eilande thun! Wir wollen uns unter die Blumen sezen, und Kränze flechten! Den schönsten geb ich dir; den schönsten reichst du mir. Ich sehe dich an, und die Blumen lachen mit dir, und den Kränzen. Wir grüßen die Blumen, sie umschlingen dich und mich mit süssen Ketten, ein Engel lächelt der

Digitized by Google

holden Sklaverei, und bewahrt es vor den Ohren der Menschen, daß er Glückliche gesehen hat.

Fragmente aus einem künftigen Wörterbuch der Liebe.

Abbitte. Ein Schritt, zu dem sich jeder Mann in der Liebe von Zeit zu Zeit entschließen muß — und wär' es auch nur, um etwas gewagt zu haben, wofür man ihm bereits den süssesten Lohn ertheilt hat.

Abend-Dämmerung. Die Grenze, auf welcher sich Abend und Nacht die Hände bieten, jener mit einem leisen Druck, den diese wohl versteht, und mit Dankbarkeit erwiedert.

Abend-Röthe. Sehnsuchtsvolles Erröthen des Sonnengotts beim Anblick der Thetis, die ihm aus den Wellen winkt; sehr ansteckend für diejenigen, welche, ohne gerade die Welt erleuchtet zu haben, dennoch gern im Arm der Liebe ruhen.

Abenteuer. Die gewöhnlichsten Ereignisse in der Welt der Liebenden. Meistens sind sie sehr angenehm, zuweilen gefährlich, und immer so, daß man sich daraus ziehen kann, ohne gerade mit König Artus an der Tafel gesessen zu haben. Viele behaupten, daß sie heutzutage sehr gemein geworden, daß Jedermann Abenteuer habe, von denen eins dem andern so ähnlich sehe, als zwei Eyer, und daß man am leichtesten und schnellsten damit zu Ende komme, wenn man sie, nach Kolumbus Weise, auf die Spize stelle.

Abgrund. Abgrund der Liebe, zum Beispiel. Man muß nothwendig den Schwindel der Liebe haben, um ihn tiefer, als zween Zoll und einen halben zu finden. Glücklicherweise fällt man auch nicht hart auf, wenn man hinein stürzet. Der Abgrund der Schmerzen der Liebe soll weit fürchterlicher sein; wir kennen aber einen Arzt, der noch jeden darin Verunglückten geheilt hat. Man bezahlt ihn bald theurer, bald wohlfeiler, je nach der Dauer der Kur. Dieser Arzt heißt — die Zeit, und wohnt überall, wo die Menschen wohnen. Manche haben sich schon über ihn beklagt, daß er, wie alle großen Aerzte, zu lange rufen lasse, bevor er mit seiner Hülfe erscheine. Wir haben aber immer sehr schnelle Kuren von ihm gesehen, und nur gefunden, daß sein Verdienst nicht dankbar genug erkannt wurde. (Die Forts. folgt).

Paris, December 1810.

Ein Namenloser Schriftsteller giebt in einem Buch: réflexions sur l'etat du genre humain, seinen Mitmenschen das Mittel an, ihr Lebensalter bis auf neunhundert Jahre zu treiben. Dieses Mittel ist ganz einfach, und besteht in einer Diät, die sich einzig und allein auf Wassertrinken, Gurken- und Rübenessen beschränkt. Er hat sich durch dieselbe, wie er erzählt, von vieljährigem Spleen geheilt, und ist so sanguinisch geworden, daß er gar nicht zweifelt, auf diese Weise so alt, als Erzvater Adam zu werden, und allen, die seiner Methode folgen, Freiheit von Krankheiten, Leidenschaften, und ein gutes Stück Unsterblichkeit zusichert.

Ein Elegant muß gegenwärtig nothwendig einen Jäger im Vorzimmer haben, der ein Schweizer ist. Da es nun nicht immer ganz leicht ist, einen solchen zu finden, so nimmt man dazu irgend einen derben Purschen aus der Pikardie, oder der Auvergne, den man durch einen eigenen Sprachmeister unterrichten läßt, seine Muttersprache ganz abscheulich zu sprechen. Neulich wurde ein solcher helvetisierender Pikarde von seinem Herrn aus dem Dienst gejagt, weil er einen Augenblick seine neue Sprache vergessen, und in gutem Französisch einen Besuche, statt: Monsieur n'est pas à la logis, geantwortet hatte: Monsieur n'est pas à la maison.

Charade von Sancho Pansa.

Mein erstes ist kein edles Wort;
Doch steht es hier am rechten Ort.
Hängt ihr es aber, sperre es auf,
So giebt man euch wohl eins darauf.
Drum rath ich, es nicht zu verbrennen,
Nehmt lieber stets davor ein Blatt,
Man möchte euch drüber fahren können,
Es stopfen, wie man Beispiel hat.
Auch machet keins, und haltet's lieber.
Geht es euch vor Gelüste über —
Ich schmier's euch drein. So rathet doch!
Allein da kommt ein Zweites noch.
Es ist ein gar possierlich Thier,
Und wohnt in Ländern fern von hier.
Mein ganzes ist ein dummer Wicht,
Auch, wenn ihr wolle, ein dumm Gesicht;
Und habt ihr dergleichen feil,
So schwör ich euch bei meinem Heil,
Es kauft sie keine Seele nicht.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Künst.

Nro. 2. Den 5. Januar 1811.

Erinnerung an Frankreichs Medea, und noch mehr; — denn die absichtliche Verblümmerung der Thronfolger und Thronbesitzer, die Gräuel der Barthoolomäus-Nacht, und die Verpflanzung mehr, als italienischer, Unsittlichkeit an den damaligen französischen Hof, war ihr Werk, und des Landes Unglück, dessen Thron sie theilte, und drei ihrer Söhne nacheinander besitzen sah. Welch grosses Loos war Catharinen von Medicis als Tochter, als Gattin, als Mutter gefallen! Lorenzo von Medicis war ihr Vater, Heinrich der II. ihr Gemahl, Franz II., Karln VIII. und Heinrich III. nannte sie ihre Söhne. Sie starb am 5ten Jänner 1589, verabscheut von ganz Europa, unter dem Freudenjubel Frankreichs, und verachtet von den Ihrigen.

Der Portugiesische Dichter, Francisco-Manoël,

geschrieben im Jänner 1809.

Die ungeheuren Ereignisse, an welche das Auge der gegenwärtigen europäischen Welt gewöhnt ist, folgen sich mit so reissender Schnelligkeit hinter einander, daß nur eine ruhigere Zukunft bei dem Einzelnen zu verweilen vermögen wird. Die Schicksale ganzer Staaten verändern sich heutzutage mit derselben Leichtigkeit, wie die der einzelnen Menschen, und Reformen, die in ihrem Innern vorgehen, werden kaum mehr bemerkbar, da sie nur die Folge der grössern Umwälzungen überhaupt sind. Das eben dahin geschwundene Jahr ragt unter allen seinen Brüdern so kolossal hervor, daß besondere Veranlassungen dazu gehören, um unter seinen Erscheinungen bei solchen zu verweilen, die nur zu den Nachwirkungen der grössern Begebenheiten gehören. Und wer sollte glauben, daß die letzte Zerstörung des Inquisitions-Tribunals, wie sie in seinem Mutterlande für immer und für die ganze Welt enden mußte, die Aufmerksamkeit der Menschen nicht mehr in dem Grade zu fesseln vermöchte, wie es dem Geiste des Instituts und seiner ganzen Geschichte angemessen ist? Und dennoch wird es erst die Nachwelt gehörig bemerken, wie wunderbar die Fruchtbarkeit unsrer Zeit gewesen; denn von den Geburts-Schmerzen mag ihr nur die Erzählung, aber von den Geborgen selbst die herrliche Frucht zum Genusse übrebleiben.

Wie viele Schlachtopfer mußten in Spanien und Portugal wieder aus den Gräbern erstiegen seyn! Das neue Lebens- und Freiheits-Gefühl kann bei ihnen nur zu wenig Kunde kommen, und der Nachwelt gebührt es auch allein, dergleichen Szenen in ihre größern Massen zu verschmelzen. Die Gegenwart aber, die in ihre eigenen Thränen zu lächeln hat, mag wenigstens den Spuren nachgehen, auf welchen sie Grausen und Entsetzen durch Freude und Jubel vergolten sieht. Sie mag das Einzelne aufsammeln, es wie eine unschuldige Tagsgeschichte wieder an sich vorüber gehen lassen, und von Zeit zu Zeit sinnend stille halten, um sich mit sich selbst wieder auszusöhnen.

Welche Gedanken mag sich der Leser machen, wenn er eine flüchtige Skizze vom Leben eines Dichters mit so ernsthaften Betrachtungen begonnen sieht? Denn das ist ja das Ziel der Dichtkunst, daß sie uns aus den engen Umgebungen unsrer Verhältnisse, der Beschränktheit aller Wirklichkeit in ihr sonniges Reich erhebt, und daß wir

Digitized by Google

daraus zurück die Strahlen bringen, welche uns das drückende Weiten in der Finsterniß erhellen sollen. Aber gerade daran mögt ihr die Herrlichkeit der Poesie erkennen, daß, wenn sie ihrem Verehrer auch Neid und Haß erweckt, sie ihm die Kraft zu dulden, in reichem Maaße verleiht, und daß sie ihn bewahrt vor der Ungerechtigkeit gegen sein eigenes Schicksal, welche immer zur Zerstörung des Schönsten hinwirkt, was in dem Menschen denkt, liebt und hofft.

Und diese Ruhe hat sich der Dichter Manoël bis in sein ein und siebenzigstes Jahr erhalten, ob er gleich seine grauen Haare nach einem dreißigjährigen Exile zählt. Aber wer die schönen Ufer des Tajo kennt, an welchen er geboren wurde, an denen er seine ganze Jugend und Liebeszeit verlebt hat, wo er mächtig eingegriffen in die Bildung eines beinahe niedergesunkenen Volkes, wo ihn der Beifall und die Achtung der Besten durch ein völlig fleckenloses Leben begleitet hatte, der wird den innigen Schmerz ermessen, welcher dem Dichter in seine Verbannung nachfolgte, und die Sehnsucht bewundern, die sich nur in feurigen Gesängen an sein Vaterland, an seine Freunde, an Ruhm, Liebe und Freundschaft ergehen, und nicht in unmännlichen ovidschen Klagen auslassen mochte.*

Seit dem Jahre 1778. lebt Francisco Manoël in Paris, gefeiert in einem Vaterland, das ihn von sich gestossen, und auch in seinem fernen Asyl nicht zu verfolgen unterlassen hat. Ob die Zukunft ihm dennoch seine Ruhestätte in Lissabon bereitet hat, steht dahin, indem das hohe Alter des Dichters, bei aller Jugendlichkeit seines Geistes, sich vielleicht doch nicht mit Leichtigkeit in die Entstehung eines sich völlig verjüngenden Staates finden dürfte. Auf keinen Fall aber braucht seine Nation ein Unrecht gegen ihn gut zu machen. Der Umsturz ihrer alten Formen hat seine Unschuld gerächt. Sie selbst hat ihn immer geliebt und bewundert, und vielleicht dadurch, daß sie auch dem Geächteten gerecht gewesen ist, Zeugniß abgelegt, wie sie der Verbesserung würdig sey.

Daß sich Manoël in der geräuschvollen Hauptstadt von Frankreich für die meisten verliert, liegt in seiner Individualität, noch mehr in seiner Nationalität, und vielleicht am meisten in dem Karakter von Paris, und seiner Bewohner. Wenn er alle Jahr am 4. July sein Befreiungsfest feiert, so geschieht es in Gesellschaft von einigen wenigen Freunden, die die Erzählung seines Lebensschicksals mit inniger Theilnahme anhören, und sich der Ode zu erfreuen vermögen, in welcher er alsdann einen Tag besingt, der ihm Verbannung und Befreiung zugleich war. Wer wird ihm nicht gerne auf den Gesang horchen, mit welchem ihn seine Muse tröstet, da er trostreich und stärkend auch für die ist, denen glücklichere Schicksale geworden sind? So mag er denn, ehe wir sein Leben erzählen, beginnen, auf daß er zuerst die Liebe unsrer Leser als Dichter gewinne, ehe wir sie um Theilnahme an seinen Schicksalen ansprechen.

Das Exil des Dichters.

Eine Ode.

Blindlings wirft die launische Glücksgöttin ihre Reichthümer dem Stolz und Neide aus, und Scepter und Commandostäbe fallen aus ihren Händen. Die herrliche Tugend aber, welche der standhaften Weisheit Tochter ist, verleiht allein, ernst wählend, das dauernde Glück.

Mit den ewig reinen Händen wischt sie die trüben Nebel von der Seele, erhellet der Leidenschaften Chaos, zähmt mit strengem Zügel das unbändige Laster, und zerreißt den weiten Prachtrok der Heuchelei, wenn sie sich schlau in das Gewand der Freimüthigkeit eingehüllt hat.

Sie zeigte dem Deputirten seine Pflicht, als ein betrüglich Geschenk und verführerisches Gold ihn versuchten. Sie zerbrach die eisernen Thore der Tyrannei, und stellte die Grausamkeit und die peinigende Reue, welche sich in die goldenen Säle geflüchtet hatten, der ganzen Welt zur Schau aus.

Heilige Tugend, du warst es, die dem guten Philintus *) Kraft und männliche Standhaftigkeit gegeben, als er, von deinem mächtigen Schilde beschirmt, den Schrecken und dem grimmigen Hasse trotzte, womit der grausam feige Inquisitionsdiener ihn bedrohte.

Sorgvoll sandtest du aus deiner Himmelswohnung die alles durchschauende Klugheit. Sie nimmt das Flügelkleid, und schwingt sich in einem Momente herab, schnell wie Cyllene's Sohn, wenn er mit des olympischen Herrschers Befehlen die fluthende Luft durchschneidet.

Kühnheit erfüllt mein unruhiges Auge. Sie bestrahlt mein Antlitz mit der stolzen Hoheit, welche die Bösen und

*) Anmerk. Poetischer Name des Dichters selbst.

Digitized by Google

Feigen verwirrt. Schrecken erfüllt die vereiste Brust des finsterblickenden Mello *), und der Arm, der sich zum Dolchstoß gehoben, erlahmt.

Fort treibt sie mich zu den Altären des Okeanos. Sie winkt den unsterblichen Nereiden, welche mich in die mitleidigen Arme fassen. Freundschaft, die sorgvolle fernblickende Freundschaft leitet mich nun, und unter heissen Umarmungen ertönt mir ihr schmerzliches Lebewohl.

Proteus Tochter ergreift die prophetische Leier: „Gruß dir, Philintus, ist ihr Gesang;" Gruß und Muth dir! Die Nymphen des Tagus, welche dich lieben, beweinen deine Abwesenheit. Aber sie haben den Gegenstand ihrer Sorgen in sichere Hände gegeben. Gruß dir, und willkommen unter uns!„

„Laß die Traurigkeit, vergiß das Unglück, womit dich das ergürnte Vaterland bedroht! Neptunus schirmt dich, und ruhig blikt des Weisen Seele auf den Neid und Verrath, welche die Reichthümer verschlingen, die nicht bedarf, wer mit Wenigem zufrieden ist.„

„Deiner huldreichen frommen Fürstin, dem hohen Schaz von Schönheit und Tugend, die die Götter liebt, und die Henker verabscheut, welche schüzet und ehrt, wer auf der Bahn nüzlichen Wissens wandelt, sie haben ihr verborgen, was dir Arges geschehen ist.„

„Schau auf dem Berge dort die Freunde, wie Trauer und Freude von ihren Augen strömt! Schau die Kerkerhöhle, die schändlichen Angeber und Henker alle, wie sie am Daumen nagen, wüthend, daß du ihnen muthvoll entronnen! Schau die wilde Verläumdung, wie sie sich an deinem Eigenthum rächt!„

„Aber wende lieber das traurige Aug weg. Blick' auf unser azurnes Reich, das du geliebt durchsegelst! Es ist das heilige Asyl erlauchter Unglücklicher. Die Nymphen der Gewässer strecken dir lächelnd die Arme entgegen, und ihre Lippen tönen dir süsse Tröstungen.„

„Noch weiter hinaus richte den Blick! Schau jene gesegnete Fluren, wo das Asyl des heiligen Verdienstes ist. Mit heiterem Auge erwartet dich Frankreich, um dich mit dem azurnen lilienbesäten Mantel zu bedecken!„

Also sang die Nereide. Und, Athem hohlend zum prophetischen Spruche, öffnet sie das inhaltsschwere Schicksalsbuch. Gierig durchlauft sie der Sterblichen verborgene Geschicke, und mit schmerzlichem Ausdruck liest sie meine Zukunft:

„Welch traurige, klägliche Zeichen stehen dir am Cocytus! Die magere bleiche Krankheit, und der schweigende Kummer nehmen den Parzen die Scheere aus den Händen. — Zu Hülf ihm, o Weisheit, und reiß ihnen die Unheilswaffen aus den Händen!„

„Komm reich' ihm die Hand, und entrunzle sein Antlis. Verleih' ihm zum Schuz gegen der Sorgen und Beschwerden Schwärme die Schaar von Grundsäzen, welche von deinem Throne erschallen, und umgieb ihn mit dem Chor der süßtönenden Musen!„

„Arm, aber zufrieden und sorglos, wirst du die theuren Freunde zur Lyra besingen; die dir der Venusier gereicht, wenn auch nie deinen Meister erreichend; — denn, wer hat je unbesiegt mit ihm gekämpft? — aber dennoch in erhabener Weise andern zum Muster ertönend.„

„Harmonische Hymnen wirst du der Freiheit, dem großen Liaeus und der Göttin der Liebe auf der neuen, kühnen Lyra anstimmen, und dann, in sanftere Begeisterung hinschmelzend, den göttlichen Sang in der flüssen Marsia Feier umtönen!„ (Die Forts. folgt.)

*) Anmerk. Name eines Inquisitions-Dieners, von welchem unten wieder die Rede sein wird.

Die glücklichen Inseln.

II. Majorca.

Majorca heißt die gröste Schwester in der schönen Gruppe. Ihre südliche Fröhlichkeit ist durch hoher Gebirge Ernst gemildert. Die Anmuth ist nur eine schöne Zugabe der Würde, und die lachenden Thäler lehnen sich an Hügel und schroffe Felsen. Zahllose Bäche eilen nach den muntern Ebenen, nezen die Felder und Wiesen, und sind immer da, wenn sie sich auch gleich in der großen Schaale zu verlieren scheinen.

Die Gebirgsmauer schüzt vor den kalten Winden, und nur selten fühlet man Frost. Auch die Hitze erschlafft hier den Menschen nicht, wenn sein Körper nicht dem trägen Geiste gehorcht. Wird ihm in den Ebenen der Widerstand zu schwer, so flüchtet er sich nach den kühlen Bergen, lagert sich in die Schatten ihrer Bäume, und läßt sein Auge allein und ungestört die Aussicht auf die heitern Fernen genieſſen.

Digitized by Google

Hier ruht es auf heiliger Palmen Gruppen, dort wiegt es sich auf den Spitzen stolzer Johannisfruchtbäume. Hat es sich an den Orangenhainen gesättigt, so begnügt es gerne den fröhlichen Weingärten, und den bescheidenen Oliven, dem nützlichen Baumwollengesträuch, und dem allhelfenden Platanus der Inder. Von ihren herrlichen Appelsinen heißt sie die goldene Insel; im Juny reifen die üppigen Trauben; jede Jahrszeit schüttelt dem Mädchen frische Früchte in sein Körbchen, und bekränzt es mit Blumen, die es dem Geliebten, oder der himmlischen Jungfrau, welche die unschuldigen Töchterlein liebt, in einen Strauß bindet.

An Wein, Oel und Getraide ist Ueberfluß. Eine Menge Kräuter versehen die Tafel mit Gemüßen. Die Heerden reichen Milch, Wolle und Fleisch. Die See bringt ihre bunten Geschenke; im Hofe lebt es von Geflügel, und die Schiffe führen aus der Ferne her, was der Mensch über das Nothwendige braucht.

Zwei Städte, dreißig Dörfer, und eine Menge Höfe, Kirchen und Einsiedeleien sind durch die Insel zerstreut. In ihnen wohnen, lachen, beten, trauren und benehmen sich 136,000 Menschen. Ueber tausend Geistliche treiben in den Klöstern, was sie überall auch thun könnten; und ein anderes Tausend von Geistlichen ist den Bedürfnissen der Schwachen näher, und sorgt für die künftige Welt, an welche die leichtsinnigen Insulaner selten zu denken pflegen. Auf den Bergen beten einsame Einsiedler; an den Häfen und Buchten wachen lustige Soldaten. Die Weiber gehen lieber zu diesen, als zu jenen; und die Männer suchen beiden nachzuahmen, was ihnen bequem scheint.

Das ist überall so, sagt ihr. — Aber wo sind denn die Menschen anders, als überall? Wenn ihr nicht nach den goldenen Inseln ziehen wollt, so bleibt zu Hause. Die schönste Flamme lodert immer auf dem eigenen Heerd. Ich bin viel nach fremdem Feuer geloffen, hab' es mir sauer werden lassen, mein Vaterland zu fliehen, aber überall fand ich, daß das Feuer nur brennt, wenn man Holz zulegt, und daß kein Volk ohne den Stahl Funken aus den Steinen zu locken vermochte. Und so viel hätt' ich wohl auch zu Hause lernen können!

(Die Forts. folgt.)

Wunsch.

Manchem mag wohl Sir Robert Peel's Meinung „daß die englische Staatsschuld die Mutter des Nationalwohlstands sey, wodurch die ganze Nation zu Einer Familie gemacht werde, von deren allgemeinem Wohl das Wohl aller einzelnen Glieder abhängt, welche, um den Kredit und die Wohlfahrt ihrer Nationalverwandten aufrecht zu erhalten, Wunder des Fleisses und der Industrie hervorbringen;„ Manchem mag das wohl eine Paradoxie scheinen, und es ist alles darauf zu wetten, daß die brittischen Minister dieser Mutter Medea gerne los wären, der es doch einmal einfallen könnte, ihre Kinder zu erwürgen.

Wahres ist aber immer viel daran; nur ist leicht zu ermessen, daß die englische Nation eine Schuld von siebenzig Millionen Pfund Sterling leichter trüge, als eine von siebenhundert, und daß die Regierung, welche jenen Grundsaz zu treulich befolgte, am Ende alle jene Wunder von Fleiß und Industrie völlig unmöglich machen könnte.

Kardinal Richelieus politisches Testament, das, wenn man seine Aechtheit auch bezweifeln will, doch gewiß des großen Staatsmannes nicht unwürdig ist, stellt einen ähnlichen Saz auf: „Es ist unvernünftig, heißt es dort, den französischen Staat ganz von der Last zu befreien, welche er in seinen Schulden trägt.„ Der Kardinal machte während seines Ministeriums 600 Millionen Schulden, und hat seine Idee treulich genug befolgt.

Aber wann war Frankreich besser daran? Zur Zeit Philipps des Schönen, von welchem noch die Rechnung für das Auskessern seiner ledernen Beinkleider übrig ist, oder unter Ludwig XIV., der 3,360,000,000 Livres Schulden hinterließ?

Wahrlich, Schulden rächen sich immer, und geschieht es auch nur durch die unbehagliche Nothwendigkeit des Heimzahlens, wenn man das gleich füglich kann. Offenbar aber fliessen die Behauptungen Sir Robert Peel's, und des Kardinals Richelieu aus verschiedenen Gründen her, und es wäre wohl der Mühe werth, diese zu untersuchen. Wir kennen einen Schriftsteller, der es zu thun vermöchte. Gewiß wäre sein Resultat alles Dankes werth!

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 3. Den 9. Januar 1811.

„... Ich habe fünfzig Jahre regiert, alle Vergnügungen, alle Lüste erschöpft, alles genossen, was dem Ehrgeiz und Stolz der Menschen schmeicheln kann, und in dieser langen Zeit, im Schooße des Ruhms, der Macht und der Wollust nur vierzehn glückliche Tage gezählt. Sterbliche, lernt die Größe und den Werth des Lebens schätzen! ...“

Aus dem Testament eines Maurischen Königs von Granada, vom 9ten Jänner 1320.

Gallerie der Süd-deutschen Hauptstädte.

München. I. Total-Eindruck.

Zu den Thoren der Hauptstadt ist man kaum eingetreten, als man eine gewisse republikanische Freiheit in der Anlegung der Häuser bemerkt. Das kleine Bürgerhaus steht kühn neben dem Pallaste des landreichen Edelmanns, und des geldreichen Juden, und weicht auch vor den Kirchen nicht allzuweit zurück. Wohlstand und mäßige Ansprüche auf Bequemlichkeit werden sogleich sichtbar, und selten stößt man auf einen Aushängeschild des raffinirteren Luxus. Desto stattlicher sehen die Bräuhäuser aus. Die Zahl der bürgerlichen Wohnungen ist natürlich bei weitem die größere; auch sind sie häufig, wie ihre Bewohner, mehr als sie scheinen, haben große Tiefe und wenig Fronte. Alle beinahe tragen das Gepräge der goldnen Zeit Münchens, der Regierung Max III. Rocaille ist nicht gespart. Gemälde und Heiligenbilder, (wovon ein andersmal) so stark, noch stärker sogar, als in Augsburg; ungeheure Dächer, ewiger Ausbesserung bedürftig, springen ins Auge.

Kirchen kann man oft mehrere in Einem Blicke z. B. an der Ecke der Eisenmanns- und NeuhäuserGasse, 5 auf einmal sehen, von denen Eine jezt zur Mauthhalle geworden ist.

Schon in der Anlage der baierschen Städte glaubte ich, wie in der der holländischen, des Volkes ruhigeren Charakter zu erkennen; während in den Rheingegenden und überhaupt im Süden, die alten Städte alle enge, winklicht, und möglichst schlecht durchschnitten sind. Münchens Hauptstraßen laufen so ziemlich gegen den Markt zusammen, und selbst die Nebengäßchen haben Fortsezungen und Degagement.

Alte Equipagen mit schönen Pferden, Bauer- und Fuhrwagen füllen die Straße, daß man kaum die Vorübergehenden und ihre Gesichter ansehen kann. Die Staatsdiener in ihren vielfach gestickten Uniformen eilen geschäftig mit etwas militärischem Ausdrucke vorüber. Gemächlich wandeln Bediente in geschmacklosen Livreen und mit Schneiderանstand. Zween Spießbürger grüßen sich, und machen sogleich Bonmots. Ein Trupp Offiziere kömmt vom Exerziren, und tritt bescheidener auf, als sonst militärische Jugend. Ein Herr reutet à l'anglaise vorbei; ein Jude sieht ihm nach, und hält die Hände in der Tasche; zwei Kinder der Freude bleiben stehen. Einige Lastträger bringen Meubeln eines Umziehenden (nirgends zieht man mehr um, als in München). —

Digitized by Google

Das sieht man in einer Sekunde im bunten Gedränge. Mir wenigstens erscheinen diese Figuren immer im Hauptgrunde, wenn ich das bewegliche Bild vor der Seele festzuhalten mich bemühe.

So lebendig die Straßen den Tag über sind, so todt sind sie Nachts, und etwas auffallend war es mir, daß die Leute des Tags so ziemlich großstädtisch an einander vorübergehen, und sich Nachts wie Polizey-Spionen nachsehen. Einige Gegenden, um das Residenzschloß ausgenommen, ist auch das Wagengerassel nicht zu heftig, und nach 11 Uhr erblickt man sehr wenige Menschen mehr auf der Straße.

Auf dem Markte sah ich häufig Arbeiter ausgestreckt auf dem Pflaster schlafen, den Hut auf dem Gesichte; — ein Anblick, den man gewiß nicht häufig in Deutschland hat.

In Hinsicht auf das Auffassen eines jeden Spectakels, oder des Anschließens an jedes Zusammenlaufen, mit einem Worte, auf gedankenlose Neugierde, und Verbreiten der Stadtlügen übertrifft das Münchner Volk vielleicht alle Bewohner großer deutscher Städte. Ich könnte Beispiele anführen, wenn ich mich nicht der Uebertreibung verdächtig zu machen fürchten müßte.

Der Baier ist nicht so offen als der Schwabe; allein wenn ein Bonmot, oder irgend ein Vorfall seine Zunge löst, so spricht er sich offen und kräftig aus. Uebelverstandenes Vornehmthun, und Verspottung seiner Sitten machen ihn mißtrauisch gegen Fremde; allein er erkennt seinen Mann bald, und hilft so reell, als er kann. In den Gärten und Caffeehäusern machen Fremde gewöhnlich die Kosten der Unterhaltung. Er hört gern zu, wenn es aber zu arg wird, so erhebt er sich auch gewaltig.

Wer sich die Mühe geben will, das Verzeichniß der angegebenen gefundenen Sachen unter dem Polizeybogen nachzulesen, der wird gewiß wenigstens Rechtlichkeit dem Münchner Volke nicht abzusprechen wagen. Ich habe Beweise von Zutrauen gesehen, welche mich in Erstaunen setzten.

Wie geduldig das Volk die Lasten der letzteren Zeit trug, weiß jeder; wie tolerant die Majorität der Bürger ist, wie die Unduldsamkeit, welche in dem Clarissen- und Franziskaner-Kloster geschehen, aufgenommen wurden, ist bekannt; aber weniger, daß das Gift, das noch in den Herzen der Münchner gegen die Protestanten liegt, oft durch Prätensionen, Intoleranz, und sogar durch Verachtung, welche die Letzteren zeigten, veranlaßt worden ist. Der protestantische Prediger ist sehr geachtet, seine Predigten haben viel Gutes gestiftet; wenn aber andere Fremde zugleich Protestanten und Verächter des Volks und seiner Sitten sind, wer will alsdann eine so feine Logik fordern, daß das Volk nicht Begriffe verwechsle, die oft höhere Classen nur mit Mühe sondern?

Der Portugiesische Dichter, Francisco Manoël.

II.

Francisco Manoël ward den 23. December 1734. in einer sehr angesehenen und reichen Familie zu Lissabon geboren. Der gute Willen seiner Eltern, ihm eine vorzügliche Erziehung zu geben, war dem Geiste der Zeit und des Landes gemäß, und darum auch dem glücklichsten Talent nicht günstig. Ob es daher in den ersten Versuchen für seine Bildung, oder in der Eigenthümlichkeit seines Genie's lag, daß er sich später entwickeln sollte, läßt sich natürlich nicht bestimmen. Man beurtheilte ihn im Anfang in Rücksicht auf seine Geistesanlagen wenigstens allgemein höchst ungünstig, und glaubte mehr, als das Ueberflüssige zu thun, als man ihn dennoch mit aller Gewalt in den Staub der scholastischen Philosophie hineinzuziehen suchte.

Nie ist es dieser Philosophie gelungen, die Decke wegzuheben, welche auf ganzen Jahrhunderten, wie auf einzelnen Geistern, lastet. In Manoëls Kopfe blieb es trübe, und hätte sich wohl lange nicht aufhellen mögen, wenn nicht eine fröhliche Kunst ihn plötzlich wunderbarlich ergriffen, und den völlig neuen Menschen mehrern ihrer Schwestern zugeführt hätte. Mit seinem Unterricht in der Musik begann der Nebel gleichsam zu sinken. In den Tönen lagen ihm süsse Ahnungen noch verschleierter Schönheiten, und der poetische Geist regte sich so mächtig in ihm auf, daß er in bloßem Saitenspiel schon das Wesen der Dichtkunst, in den Sylbenmassen der unbedeutendsten Gesänge ihre höhern Zauber vernahm, und mit Einem Sprung aus dem Reiche der Töne in das der kühnen Gedanken, der holden Phantasieen, und der unwiderstehlichen Begeisterung hinübertrat. Von der ersten Kunst behielt er

Digitized by Google

nur die Liebe zu ihr, den zarten Sinn für den Rhythmus überhaupt, und die seltene Weichheit des feinigen, welche ihn sogar dem Reim, dem großen Bedürfniß aller modernen südlichen Poesie, entsagen ließ.

Wo solche Künste sich zur ersten Bildung eines Jünglings vereinigen, muß sich die Liebe, die ihrer nie entbehren kann, von selbst einfinden. Bis jezt hatte er nur genossen, nur bewundert, war er nur entzückt worden in der Dichtkunst; nun aber, da die neue Leidenschaft neue Freuden, neue Hoffnungen und neue Schmerzen in seiner Brust aufregte, fieng das Fremde, was er las und sang, an, ihm nicht mehr zu genügen. Das war alles zu kalt, das sagte ein anderer seiner Freundin, und nicht er, und, so wie die Liebe eigennüzig ist, so ist sie auch freigebig, und möchte alles aus eigener Hand an die Geliebte verschwenden, welche doch immer das Eigenthum des Gebers zu bleiben scheint.

Wie glücklich war Francisco, wenn sein Mädchen die Romanzen sang, welche er für sie gedichtet! Niemand hörte sie, als die beiden, und da mochten die ersten Versuche leicht dem ersten Selbstgefühl des jungen Dichters genügen. Aber nicht lange; denn Manoël war keiner von den Menschen, deren ganze Kraft in eine Leidenschaft hineingezogen wird, und die aus ihr nichts, als ein leeres Herz und einen gewelkten Geist retten. Je länger er sich in der Poesie versuchte, je besser es ihm gelang, und je weniger er der vortheilhaften Vergleichung mit dem Dichterwesen seiner Nation und Zeit zu widerstehen vermochte, nur desto weniger entsprachen seine Gedichte dem, was er ahnte, und ihm bald durch das Studium der lateinischen Dichter, und besonders des Horaz, klar wurde.

Das bekannte Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755. hatte vielleicht diesen wohlthätigen Einfluß auf die Geschichte seiner Bildung, ob er sein Leben gleich nur mit Mühe aus demselben gerettet hatte. Er befand sich in dem ersten Zerstörungs-Momente gerade in der Patriarchalkirche, und verdankte sein Heil blos der Schnelligkeit seiner Beine, der Unerschrockenheit, mit der er über die Trümmer weg, und durch den Steinregen hindurch eilte, und noch mehr vielleicht seinem guten Glücke. Für seine Bildungs-Geschichte hatte dieß schreckliche Ereigniß den Erfolg, daß es ihm mehrere Bekanntschaften unter einigen einsichtsvollen Ausländern gewann, welche die Neugierde nach Lissabon gelokt hatte. Durch sie erhielt er Aufmunterung zur Erlernung der französischen, englischen und italienischen Sprachen, und durch diese ward ihm die Vertraulichkeit mit den besten Mustern der Neuern, wodurch sein Geschmak die lezte Vollendung erhielt. Von nun an, sah er bald ein, kam es für ihn hauptsächlich darauf an, sich den ganzen Reichthum der vaterländischen Sprache zu eigen zu machen, und dieser Erkenntniß folgte ein so genaues und gewissenhaftes Studium der besten portugiesischen Schriftsteller, daß er es nur mit seinen Uebersezungsübungen aus dem Lateinischen zu theilen sich erlaubte. Unter solchen Strebungen, und in dem schönen Jugendleben eines edelgebornen, reichen, und körperlich sehr liebenswürdigen Dichters entstand die große Menge seiner ersten Gesänge, in denen er mehrere geistvolle und liebenswürdige Frauen seiner Zeit verewigt, und von welchen einer seiner Freunde, ohne sein Mitwissen, eine Auswahl, als die Erstlinge seiner Muse, vor das Publikum geführt hat.

Francisco hatte um diese Zeit nicht mehr, als sechs und zwanzig Jahre, und würde, ohne des Freundes Verrath, wohl noch lange gesäumt haben, seine Poesien öffentlich bekannt zu machen. Nun es aber geschehen, nachdem die Nation im Ganzen schon höchst schmeichelhaft für sie entschieden, und zum lezten Beweise der Vorzüglichkeit auch der Neid der Unmacht, und die Verläumdung des Ungeschmacks hinzu kamen; nun mußte er sich laut als den Reformator in der vaterländischen Dichtkunst erklären und vertheidigen. Glücklicher Weise stand er nicht allein auf dem neuen Pfade. Der berühmte, aber unglückliche Garçao, Diniz und andere wandelten dieselbe Strasse; aber nur gegen Manoël nahm der Widerstand den gefährlichen Karakter, den man in der zweiten Hälfte des achtzehenten Jahrhunderts nicht mehr von dem Gange eines bloßen Streits über Sachen des Geschmacks erwarten sollte. (Die Forts. folgt.)

Die glücklichen Inseln.

III. Arta.

Eine der ansehnlichsten Städte von Majorca ist Arta. Oder will man sie lieber ein Dorf nennen? Ein Südländer ist gegen solchen Unterschied selten gleichgültig, und eine Bevölkerung von 8000 Menschen. — Ich glaube, daß

Digitized by Google

sie glücklicher in einem Dorfe beisammen wohnen werden; fehlt aber nur dieser Titel noch zu ihrer Glückseligkeit, so beeilen wir uns doch ja, Arta eine Stadt zu heissen.

Sie steht auf unebenem Grunde, und das macht sie romantischer, als wenn sie auf der Fläche läge. Ihre Einwohner leben von ihren Heerden, und von ihren Baumwollen-, Oel- und Gemüße-Pflanzungen, und das mag wohl auch viel zu dem Karakter von Frohsinn und Gastlichkeit beitragen, welchen man ihnen nachrühmt. Die Reichen haben sich rings auf den Hügeln ihre Landhäuser gebaut, wo auch der Fremde, der nur einen freundlichen Wirth und sorgenlose Freiheit verlangt, gerne aufgenommen ist. Die ganze Stadt überschattet ein hoher Berg, von welchem aus man das Meer durch fünf Thalöffnungen, als eben so viele fernen Seen, erblickt. Wenn die Morgensonne die Gebürge in Purpur hüllt, schimmert einer von den Seen in hoher Glut, und wird zu dem feurigen Thor, wodurch das herrliche Gestirn aus dem Olymp in die Länder der Menschen einzieht.

Auf dieser Höhe steht eine Einsiedelei, und neben ihr ein Kirchlein, wo ein altes Bild der Mutter Gottes aufbewahrt wird. Kein marmornes Dach wölbt sich über dasselbe, kein Gold flittert neben dem schlichten Mahlerwerk; nur Kränze umhängen es, am Abend noch von frischen Blumen duftend, die am Morgen gepflückt wurden; nur rohe Votivtafeln schmücken die Wände, und bezeugen die wunderbare Hülfe, welche die himmlische Jungfrau oft den Beängstigten zu Wasser und zu Lande geleistet hat.

Ein frommes Mädchen wohnt in der Einsiedelei, zündet die Lampe vor dem Bild an, und flicht ihm jeden Morgen frische Kränze. Sein Glauben hat es ruhig gemacht, aber nicht glücklich. Was will der Mensch mehr, als Ruhe? Und dennoch erringt er schwerer die Ruhe, als das Glück.

Unschuld und Glauben lohnen immer mit Ruhe, und das arme Herz findet sie gewiß dereinst, wenn es alles andre, nur diese nicht verloren hat. Mag dein Auge oft thränenvoll hinaus nach dem Meere sehen, fromme Magd der heiligen Jungfrau, weil die schwellenden Segel dich erinnern, was sie dir einst nicht mehr gebracht haben — daß die Thränen fliessen. Die göttliche Jungfrau hat auch oft geweint. Auch ihr ward genommen, was nur der Glaube ihr wieder geben konnte, und wenn die Liebe dir gestorben ist, so laß den Glauben dich trösten. Die Sonne wird immer untertauchen in das Meer; der Osten wird noch viele Tage der Insel bringen, aber du wirst sie nicht alle sehen. Schaust du die Kränze welken? — So welkt das Leben; aber du hast es als einen frommen Kranz der Liebe und dem Himmel geopfert, und wenn dir jene den Lohn schuldig geblieben, so wird ihn dieser dir vergelten.

Naivetät eines Gesandten.

Diplomatische Anekdote.

Carl II. von England beklagte sich einst gegen einen holländischen Gesandten, daß er sich eben einmal bei seinen Unterthanen nicht in die Achtung setzen könne, in welcher Cromwell gestanden habe. Ah! Sire, gab der Holländer zur Antwort, ce Cromwell était toute autre chose.

Paris, December 1810.

Kürzlich kam auf dem hiesigen Mauth-Amt eine Büchse an, welche an einen Pariser Künstler addressirt war. Er fand sich ein, um sie abzuholen, und gab den Zollbedienten auf ihre Frage, was sie enthielte, zur Antwort: Knall-Silber. Sie vermutheten, daß Contrebande in der Büchse sein könnte, und bestanden darauf, daß er sie öffnen sollte. Vergebens stellte er ihnen die Gefahr vor, welche mit der Oefnung verbunden sei. Je mehr er bat, nur desto verdächtiger wurde er ihnen. Sie entschlossen sich endlich, trotz allem Einreden des Künstlers, die Büchse selbst zu öffnen. Dieses geschah. Die Explosion machte natürlich fürchterlichen Lärm, rieß dem, der die Büchse in den Händen hatte, diese von den Armen, beschädigte die meisten Umstehenden, und schlug wenigstens alle zu Boden.

Man will seit einiger Zeit besonders viele schönen Frauenzimmer-Gesichter an allen öffentlichen Orten bemerkt haben. Da man diese Erscheinung, wie billig, sehr auffallend fand, so fehlte es nicht an Leuten, die sie zu erklären suchten. Alle diese weisen Männer kamen am Ende darin überein, solche Wirkung dem allgemeinen Gebrauch des Eau de Ninon zuzuschreiben, welches in letzten Zeiten das köllnische Wasser ganz von den Toiletten verdrängt hat, und von vielen Damen für die größte Erfindung des letzten Jahrtausends gehalten wird.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 4. Den 12. Januar 1811.

Abschluß eines Handelstraktats zwischen Frankreich und Rußland am 12. Jänner 1787. Dieser Vertrag drückte zum erstenmal und aufs bestimmteste die vereinigten Interessen beider Staaten gegen England aus, und wurde durch seine Folgen von großer Wichtigkeit.

Süd-Deutschlands Zukunft.

Vieles ist untergegangen im Sturme der neuern Zeit, was nie, wenigstens gewiß nicht in seiner alten Form zurückkehren wird. Was übrig blieb, sucht sich im ersten ruhigen Augenblick organisch zu gestalten, wie dieß im Wesen des Menschen, besonders des Gesellschafts-Menschen liegt.

So haben auch die größern Städte des südlichen Deutschlands der Umgestaltungen manche erfahren, und viele mag ihnen die nächste Zukunft bringen.

Vor allen deutschen Residenzen zeichneten sich einige des südlichen Deutschlands dadurch aus, daß sie so wenig, als die Länder, deren Hauptstädte sie waren, einheimischen Adel hatten. Die Folgen hievon für die Geselligkeit, für das Leiten der öffentlichen Stimme in Geschmacks-Sachen waren vielleicht größer, als man denkt. Im nördlichen Deutschland, auch in Baiern, und gewissermaßen an den geistlichen Höfen, war es einheimischer, bürgerlicher Adel, welcher die Fürsten umgab, die höheren Landesstellen besetzte, und in Hinsicht auf ökonomische Mittel natürlich die erste Rolle spielte. Dieses brachte eine Einförmigkeit, ich möchte sagen, eine Gediegenheit in den gesellschaftlichen Ton, welchen das südwestliche Deutschland nicht kannte, weil dort sich die Bourgeoisie immer als Gegensatz des, aus dem Auslande hereingerufenen Adels constituirte, somit der Hof nie in dem Sinne populär werden konnte, in welchem er es im Norden durch das Streben des reicheren Bürgerstands nach oben wurde. Das wird gewiß nun anders werden!

Eine andere Folge. Die kleinen Regierungen, Beamtungen, Tribunale haben aufgehört. Das vielfarbige Schwaben hat nur 3 Hauptfarben, welche in die andern Reichskreise überfließen. Dem Talente ist also freiere Bahn, der Erziehung mehr Einheit, dem Ausgezeichneten eine größere Hauptstadt zum Spielraum gegeben. Was sonst ewig getrennt geblieben wäre, vereinigt sich da, und das Abschleifen geschieht bekanntlich nur durch Reibung. Das Ungewöhnliche winkt dem Genius, und wer in einer kleinen Residenz, in einer Reichsstadt, oder sonst einem obscuren Winkel für die Gesellschaft unerkannt verloren gegangen wäre, ist vielleicht nun selbst über das erstaunt, was er leisten kann, und leistet.

Die Künste haben ihre gastfreien Pfleger, die Klöster, wohl auf immer verloren. Musik und Mahlerei werden dieses am empfindlichsten fühlen. Die Hauptstädte müssen also ersetzen, was bei Zeiten, wie die unsern, möglicher Weise ersetzt werden kann. Ob aber der Weg zum Allerheiligsten der Kunst durch Säle von Kunstacademien gehe, mag ein anderer entscheiden. Eine lange und ruhige Regierung, wie Carl Theodors war, kann freilich auf Jahrhunderte wirken. Von allen Künsten mag wohl die Musik am meisten verloren, die Baukunst am meisten gewonnen haben.

Eine größere religiöse Toleranz wäre gewiß auch unter die wohlthätigen Folgen zu rechnen, wenn sie nicht

Digitized by Google

cher die Gestalt der völligen Indifferenz, als des Anerkennens einer Differenz annähme.

Daß das katholische Deutschland eine bessere Volkserziehung durch die Ereignisse der neueren Zeit erhalten hat, ist wohl unläugbar. Ueberall offenbart sich hierin das Streben zum Bessern, und man wähnt nicht mehr, daß, was der Staat sage, gut und zierlich gesagt sey. Die kommenden Generationen werden die Kultur in Ländern aufblühen sehen, welche seither so ziemlich für sie verschlossen waren, und die größeren Vereinigungspuncte müßen hiezu das Ihrige beitragen.

Möge diese Zukunft jedem Zweige des Schönen und Angenehmen das Nöthige zur rechten Stunde geben *); das Uebrige kömmt wohl von selbst!

Sonnenstrahlen aus den Saturnus-Zeiten.

Bei den alten Bewohnern von Kreta gab es ein Gesez, welches denjenigen mit harter Strafe bedrohte, der einen Fremden ausfrug: wer er sey? woher er käme? was für ein Gewerb er treibe u. dgl.? — Wer auf dergleichen Fragen antwortete, dem wurde der Gebrauch des Wassers und Feuers untersagt.

1388 schickte ein König von Aragonien eine Gesandtschaft an den König von Frankreich, welche die einzige Bestimmung hatte, diesen zu ersuchen, ihm eine Gesellschaft von Dichtern zu schiken. Karl V. ließ sogleich eine Truppe von Troubadours nach Spanien abgehen, welche die fröhliche Wissenschaft (la gaie science) nach Aragonien brachten.

Einer der Könige von Spanien, vor dem Einfall der Sarazenen, Bamba genannt, wollte die Ernennung zum Throne nicht annehmen, bis ihm einer der Wahlherren den Degen auf die Brust sezte, und ihn zwischen Krone und Leben zu wählen nöthigte.

Antonius hatte aufgefangene Briefe bekannt gemacht. Die ganze damalige Welt eiferte gegen diese Verlezung aller Humanität, und Cicero behauptete, ein solches Beispiel zertrümmere alle Grundpfeiler der Gesellschaft, indem es uns des Vergnügens beraube, uns mit unsern abwesenden Freunden zu unterhalten.

Als Ambrosius Spinola im Jahr 1662. Bergen-op-Zoom zu belagern anfieng, schrieben die Historiker: le monde se prépara pour lors á voir un beau siége.

Philipp II. foderte von Heinrich III. die Auslieferung des Priors von Crato, welcher Ansprüche auf die Krone von Portugal machte, und nach Frankreich geflüchtet war. Heinrich antwortete dem König von Spanien: daß Frankreich immer der Zufluchtsort unglücklicher Fürsten gewesen wäre.

Das Drei-Königs-Fest.

Unter allen Ereignissen, welche die Geburt des Stifters der christlichen Religion begleitet haben, scheint keines so mächtig auf die damalige Zeit, und auf den Glauben der spätern Jahrhunderte gewirkt zu haben, als die Erscheinung der drei Könige in Bethlehem.

Es ist keine Nation unter allen, die sich zu dieser Religion bekennen, welche dieses wunderbare Ereigniß nicht in ihre Gebräuche verpflanzt hätte; und dieses ist auf mancherlei, oft sehr barocke, Weise geschehen.

Die Sitte der Franzosen, das Drei-Königsfest zu begehen, hat mit ihren übrigen Sitten am meisten Eingang bei den gebildeten Classen anderer Völker gefunden. Es ist nicht leicht ein Land von Europa, wo man nicht am Vorabend jenes Festes, oder an dem Tage desselben in den höheren Zirkeln Gesellschaften zusammenladet, um den Bohnenkönig zu wählen.

Diese Wahl geschieht, wie die der meisten Könige, durch das Glück. Eine Bohne wird in einen Kuchen gebacken. Die ganze Gesellschaft theilt sich in denselben, und wem die Bohne zufällt, der ist für diesen Abend König.

Ein solcher König hat natürlich nichts nöthiger zu thun, als sich sogleich eine Königin und einen Hofstaat zu wählen, und sichs recht gut vom besten Wein, der auf dem Tische ist, schmecken zu lassen. Dieß giebt Anlaß zu manchen artigen Scherzen, bei denen, wie überall, alles auf den Wiz der Gesellschaft ankommt. Wer nicht wizig seyn kann, ist wenigstens aufmerksam, damit er ja nicht unterläßt, zu rufen: der König trinkt (le roi boit),

*) Anmerk. Göthe's Künstlers Apotheose.

Digitized by Google

wenn dieser das Glas an den Mund sezt; denn vergißt er das, so wird er auf irgend eine artige Weise dafür bestraft.

Der König giebt sich natürlich, seiner Rolle gemäß, alle mögliche Mühe, seine Unterthanen zum Besten zu haben. Er sucht ihre Aufmerksamkeit listig zu zerstreuen, damit er sie für ihre Unachtsamkeit strafen kann, wenn sie es übergehen, daß er trinkt.

Diese Feier des Dreikönigsfestes ist in Frankreich so allgemein, daß sie sich schon seit Jahrhunderten in den Pallästen, wie in den niedrigsten Hütten der Armuth, erhalten hat. Durch ihre kurz dauernde Verbannung während der gespanntesten RevolutionsZeiten, da der Königsname auch im Scherz ein Verbrechen war, hat sie einen neuen Schwung erhalten. Oft haben Geistliche gegen dieselbe, als einen Rest der heidnischen Lupercalien, geeifert; allein vergebens. Man hielt ihnen lachend die Erzählung von jenem Pfarrer entgegen, der noch voll dieses Festes die Canzel bestiegen, seinen Vespergesang durch das le roi boit unterbrochen, und die ganze Gemeinde zu gleichem Ausruf gebracht hat.

Selbst der stolze Ludwig XIV. verschmähte diese alte NationalSitte nicht. Im Jahr 1684. wurden in einem Saal von Versailles am DreiKönigstage mehrere Tische aufgestellt, an denen der BohnenKönig gezogen wurde (pour tirer le gateau). Die Könige und Königinnen wurden in aller Form proklamirt; jeder Tisch bildete einen besondern Hof; man ernannte Gesandte von einem an den andern, eröffnete Negotiationen, und behandelte das Spiel mit einer Feinheit, die Ludwigs XIV. würdig war. Der König begleitete die Mademoiselle de Loubes selbst als Chevalier d'honneur auf einer solchen Gesandschaft, und empfahl sich Hr. le Grand, dem BohnenKönig des Tisches, als solcher. Dieser versicherte ihn seiner Protektion, und versprach ihm, sein Glück zu machen, wenn es noch nicht gemacht wäre.

In frühern Zeiten pflegten die Könige von Frankreich die BohnenKönigin ihres Hofs sogar öffentlich in die Messe zu führen, und der weibische Heinrich III. war nicht der einzige, der dieses that.

Noch früher hatte man jedesmal ein kleines Kind unter die Tafel gesteckt, welches bestimmen mußte, wem das eben herabgeschnittene Stück Kuchen gehören sollte. Dabei wurde, im Geist der Zeit, der liebe Gott nicht vergessen, der auch sein Stück erhielt, und es jedesmal einem Bettler abtrat.

Der Portugiesische Dichter, Francisco Manoël.

III.

Manoël hatte wohl in seiner Vertheidigung der guten Laune zu viel nachgegeben, welche die Lächerlichkeit seiner Gegner in ihm erwecken mußte. Aber unter seinen Züchtlingen befanden sich nicht blos arme, obskure Pedanten, sondern sehr viele Männer und Damen aus den ersten Ständen, und besonders manche Glieder der höhern Geistlichkeit. So nur konnte es geschehen, daß sich eine mächtige Parthei gegen ihn bildete, die nur auf die Gelegenheit harrte, sich durch Einen Machtstreich auf immer zerstörend an ihm zu rächen.

Diese fand sich in der Deutung, welche man dem Zirkel von Franciscos Freunden, der, ausser mehrern Landsleuten, noch aus einigen deutschen, französischen und italienischen Kaufleuten bestand, zu geben wußte. Es war nichts, als ein bloses geistiges Interesse, das sie verband. Es war das gleichstark gefühlte Bedürfniß einer kleinen Zahl besserer Menschen, auch durch ihre Bildung ihrem Zeitalter wenigstens anzugehören, und was im Ganzen nicht möglich ist, doch im vertrauten Kreise zu erreichen. Wenn der, damals allgemein in Europa aufgeregte, Untersuchungs-Geist sie auch an die vielen Gebrechen des Landes, in welchem sie lebten, zunächst hinführte, so endigte ihr Tadel doch nur in frommen Wünschen, und vielleicht in dem Vorsaz, durch das, zwar langsame, Geschäft der Volksbildung, aber nicht durch eine gewaltsame Unternehmung, die Veränderungen zu erreichen, welche ihrem Vaterlande so nöthig waren.

Aber nur wenige Menschen vermögen zu begreifen, wie man sich auch für bloße Verstandeszwecke begeistern könne. Den meisten ist die Begeisterung immer verdächtig, und die argloseste Unbefangenheit leicht in allen Fällen hin, der Verläumdung ihren Stoff zu leihen. Mochte Manoël sich manchmal etwas unvorsichtig über die Mönche geäussert, vielleicht gar von Toleranz gesprochen haben, es war ja ganz natürlich, daß er die Uebersezung von Molieres Tartuffe gemacht hatte, welche sich gerade in der bessern Gesellschaft im Umlauf befand. Sein sonstiges flek-

Digitized by Google

kenloſes Leben konnte ihm keine Schonung gewinnen. Alle ſeine Schritte und Tritte wurden ihm beobachtet, alle ſeinen Reden ward nachgeforſcht, ſelbſt ſeine Heiterkeit als treuliſche Verſtellkheit ausgelegt, und nur noch der Zeitpunkt abgewartet, da man, ohne Beſorgniß vor dem König, den Schlag auf ihn führen konnte.

Dieſe Schwierigkeit fand ſich ſchnell durch die Willfährigkeit eines Menſchen gehoben, mit welchem ſich Manoël entzweit hatte. Dieſer hatte zu einer Zeit, da ſich ſein jetziger Gegner in der Ungnade des Fürſten und des allmächtigen Miniſters befunden, am nachdrücklichſten für deſſen Begnadigung gearbeitet, aber damit nur eine Laſt von Dankbarkeit verdient, welche dem Elenden zu ſchwer war. Ob er durch des Dichters Selbſtgefühl gelitten hatte, iſt uns nicht bekannt, und auch ſehr geringfügig, zu wiſſen, da es bei ſolchen Menſchen nicht vieler Aufforderung zu niederträchtigen Thaten bedarf. Manoël ward bei dem König ſelbſt verläumdet, und ſomit der Inquiſition völlig Preis gegeben.

Den 24ten July 1778. fand ſich ein Mann, mit dem Chriſtus-Orden geſchmückt, in aller Frühe in ſeinem Hauſe ein. Die Haltung des Menſchen, ſein unſicherer Blick, und eine, nicht ganz verborgene, Verwirrung, zeigte Manoëln ſogleich, was er zu erwarten hatte. „Ich errathe, was Sie zu mir führt," ſagte er ihm ſich ſchnell faſſend, „ich werde mich nur ankleiden, dann folg' ich Ihnen." Der Fremde ſchweigt ſtille, Manoël kleidet ſich ſchnell an, tritt an ſeinen Schreibtiſch, ſteckt Wechſel und Papiere in die Taſche, und ergreift einen blitzenden Dolch, den er jenem mit den Worten auf die Bruſt ſetzt: **machſt du eine einzige Bewegung, läßt du ein einziges Wort hören, ſo biſt du ein Kind des Todes!**" Der Inquiſitionsdiener zittert, und wagt es nicht, ein Wort zu erwiedern. Manoël hüllt ſich in ſeinen Mantel, verſchließt die Thüre des Zimmers, in welchem ſich ſein Feind befindet, von auſſen, und ſtürzt die Treppe hinunter. Der Kutſcher und der Bediente des Inquiſitions-Commiſſärs machen Miene, ihn an der Thüre feſtzuhalten. Aber mit einem Stoß wirft er den einen zu Boden, ſtürzt aus dem Hauſe, und eilt durch mehrere Straſſen hindurch nach dem Hauſe eines franzöſiſchen Kaufmanns und ſeines Freundes, der ihn mit offenen Armen empfängt.

Noch war er nicht gerettet. Eilf Tage blieb er noch in Liſſabon, vergebens nachgeſpäht von den Kundſchaftern der Inquiſition, täglich mehreremale ſeinen Aufenthalt ändernd, und immer begleitet von ſeinen Freunden, welche ihr Leben für ihn aufzuopfern entſchloſſen waren. Die Gerüchte, welche über ihn ſich verbreiteten, kamen ihm natürlich alle zu Ohren, konnten aber nichts dazu beitragen, ſeine Verborgenheit angenehmer zu machen. Wenn man nun glaubte, daß er ſich auf dem engliſchen Paketboot geflüchtet, und der Großinquiſitor ſelbſt gegen einen von Manoëls Freunden ſich geäuſſert hatte: „**er hat klug daran gethan, daß er weg iſt,**" ſo bewies dieß nur die Größe der Gefahr, in welcher er ſich noch befand, und ließ das Aufgeben der Nachforſchungen nach ihm nicht erwarten.

Am eilften Tage endlich kam einer ſeiner Freunde, ein muthiger Offizier, zu ihm, umarmte ihn, und ſagte: „**Sie müſſen nach Frankreich abreiſen. — „Gut denn,** erwiederte Manoël, **nach Frankreich — aber, o mein theures Portugal! . . .**" Er mußte fort, warf ſich in den Wagen ſeines Freundes, flog mit dieſem an ſeiner, noch von den Wachen beſetzten, Wohnung vorüber, und kam nach Paço-d'Arcos, wo das Schiff, das ihn mitnehmen ſollte, eben im Begriff war, die Anker zu lichten.

Glücklich entgieng er den Polizeybedienten, welche noch mehreremale das Schiff zu unterſuchen kamen. Einmal auf der hohen See, entwichte dieſes nur mit der höchſten Mühe einigen barbareskiſchen Schebecken, welche auf daſſelbe Jagd machten. Auch hatte es noch mancherlei anderes Unglück, bis es nach ſieben und zwanzig Tagen endlich im Havre vor Anker gieng, von wo aus Manoël die Reiſe nach Paris ſogleich fortſetzte.

Jezt war er freilich gerettet, aber damit die Sehnſucht nach dem Vaterlande nicht befriedigt. Das erſte Jahr ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt von Frankreich war ein ſehr unglückliches Jahr, intem ihn Krankheiten, Traurigkeit und das Verlangen nach einem ſchönen Himmel unaufhörlich quälten. Nach und nach wirkte die Zeit. Er tröſtete ſich über den Verluſt ſeines ſämmtlichen Vermögens, das die Inquiſition eingezogen hatte, und begab ſich ſogar auf einige Zeit nach dem Haag, wo ſich einer ſeiner Bekannten als portugieſiſcher Botſchafter befand. Aber umſonſt verſuchte man es mehreremale, ihn in ſein Vaterland zurückzulocken; denn es gehörte zu dem Karakter der Inquiſition, ihn nie zu vergeſſen, ihm noch lange nachher Emiſſäre zuzuſenden, welche ihn zur Rückkehr nach Portugal überreden ſollten, und als dieſes alles vergebens war, ihm ſelbſt durch einen ihrer erſten Beamten eine treuloſe Einladung nach Liſſabon zuſchreiben zu laſſen.

Manoël hatte ſich nach und nach mit ſeiner Verbannung und mit der Dürftigkeit bekannt gemacht. In ſeinem Vaterland, wußte er, wurden ſeine Werke verſchlungen. Wer von ſeinen Landsleuten nach Paris kam, ſuchte ſeine Bekanntſchaft zu machen, und hielt es für ein Glück, wenn es ihm gelungen war. Er wurde des Bodens, der Stadt, wo er lebte, nach und nach gewohnt, fand einen kleinen Freundeskreis, von dem er ſich geliebt ſah, befriedigte ſeine Sehnſucht nach den Ufern des Tajo durch feurige Geſänge, und hatte das Glück, noch die große Staatsveränderung zu erleben, die Portugall wieder erheben, und ihm vielleicht noch ſein Vaterland wieder ſchenken kann.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 5. Den 16. Januar 1811.

„... Man muß sich daran gewöhnen, die Thoren für gescheidt, die Feigen für tapfer, und die Böswichte für rechtlich gehalten zu sehn; wer sich darüber ärgert, ist noch ein Neuling in der Welt, wie alt er auch seyn mag. ...“

Aus einem Brief der Königin Christina vom 16ten Jänner 1688.

Die Wunder.

Der Kardinal von Retz erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie er einmal Abends spät mit einer großen Gesellschaft, bei der sich unter andern Damen und Herren auch der Marschall von Turenne befand, nach Paris zurückgefahren sey. Plötzlich hielten die Kutscher und Reitknechte voll Schreckens an, die ganze Gesellschaft sah eine Rotte von Teufeln an sich vorüber ziehen, und gerieth in die fürchterlichste Angst.

Wären nun Retz und Turenne so furchtsam gewesen, wie die übrigen Herren in der Gesellschaft, so hätten wir ein Histörchen weiter, über das man sich nach Herzenslust den Kopf zerbrechen könnte. Gegen die Autorität des Kardinals ließe sich gewiß wenig einwenden.

Glücklicher Weise war aber Letzterer mit dem Herrn von Turenne, welcher indeß doch den Degen gezogen hatte, und allem Anschein nach sehr erschrocken war, der Erscheinung entgegen gegangen. Was fanden sie? Es thut uns leid für die guten Seelen, welche lieber den Heergott, als den Teufel aufgeben mögen, die Wahrheit sagen zu müssen — sie fanden in der höllischen Erscheinung eine ganz gewöhnliche jüdische, ein Rudel Kapuziner, die sich die warme Nacht zu Nutz gemacht, sich in der Seine gebadet hatten, und eben im Begriff waren, wieder in ihr Kloster zurückzukehren.

Ueber dergleichen Ereignisse macht gewöhnlich jeder, nach dem Maas seines Verstandes und seines Bedürfnisses, Betrachtungen. Turenne und Retz thaten das auch, und beide kamen in zween Sätzen überein, die Manchem, welchem Glauben lieber, als Denken ist, etwas gewagt scheinen mögen. Sie lauten also:

> Alles, was wir im Leben der meisten Menschen lesen, ist falsch; und der Präsident von Thou hatte Recht, da er sagte: „es giebt keine wahrhaftige Geschichte, als die von Männern geschrieben ist, welche aufrichtig genug waren, mit Wahrheit von sich selbst zu reden.“

Diese Geschichte führt uns auf eine schwache Seite in Hume's Werk von dem menschlichen Verstande; denn wir haben uns einmal vorgenommen, uns durch keine Autorität abschrecken zu lassen. Nachdem dieser tiefe Denker, der in seinen philosophischen Schriften besser, als in seinen historischen, zeigte, was Wahrheit ist, den WunderGlauben ziemlich stark abgefertigt hat, so führt er selbst einige Wunder an, nicht, als ob er sie glaubte, sondern, weil es doch Wunder gäbe, die so viele historische Glaubwürdigkeit für sich haben, daß man sie nicht anders, als mit seiner Definition des Wunders — ein Wun-

Digitized by Google

der ist eine Verletzung der Gesetze der Natur — zu Boden werfen könne *).

Was sind aber Gesetze der Natur? Und kennen wir sie alle? — Jener afrikanische Fürst, dem ein Engländer durch den Augenschein bewiesen hatte, daß das Wasser gefrieren könne, hielt dieß, nach Hume's Definition, gewiß für eine Verletzung der Gesetze der Natur, also für ein Wunder; und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er mit seinem Volk unter dem Aequator wohnte, und man da niemals hatte Wasser frieren sehen. Nachher mag er das Wunder wohl begriffen haben, besonders wenn er sich die Mühe nahm, deshalb eine Reise nach Petersburg zu machen; aber hat es nicht auch sehr gebildete Völker gegeben, deren Enkel die Wunder ihrer Voreltern sehr begreiflich fanden?

Uebrigens sind wir weit entfernt, Hume'n einen Fleck anhängen zu wollen; nur hätten wir gewünscht, daß er näher in die Untersuchung der Wunder eingegangen wäre, die er anführt. Er hätte uns, die wir nun heut einmal erstaunlich auf die Wunder erpicht sind, viel Nachlesens ersparen können.

Das eine ist das, von Tacitus in seinen Geschichtsbüchern (Buch IV. 81.) erzählte, Wunder, das Kaiser Vespasian in Alexandrien gethan hat. Wir setzen die Worte des Geschichtschreibers, nach unsrer Uebersetzung bei, und bitten unsre Leser, diejenigen Worte, die wir durch den Druck ausgezeichnet haben, ja nicht zu übersehen.

„Während der Monate, da Vespasian in Alexandrien bessere Sommerwitterung und einen sichern Stand der See abwartete, ereigneten sich viele Wunder, welche eine besondere Gunst des Himmels und eine gewisse Liebe der Götter zu ihm zu zeigen schienen.„

„Ein Mann aus dem Pöbel von Alexandrien, der durch eine Augenkrankheit bekannt war, schleppt sich zu seinen Füßen, und verlangt seufzend ein Mittel von ihm gegen seine Blindheit; vorgebend, daß dieß auf die Eingebung des Gotts Serapis geschehe, welchen dieses abergläubische Volk vor allen andern Göttern verehrt. Er bittet den Fürsten, ihm nur Wangen und Aug Aepfel mit seinem Speichel zu nezen. Ein Anderer, der einen Schaden an der Hand hatte, flehte ihn auf desselben Gottes Rath, daß ihn der Kaiser mit seinem Fuß berühren möchte.„

„Vespasian lachte erst mit Verachtung; da aber Beide nicht nachliessen, fürchtete er, daß es ihm als Hochmuth ausgelegt werden könnte, und fieng an, durch die dringenden Bitten der Beiden und durch das Zureden seiner Schmeichler Hoffnung zu hegen, daß die Kur gelingen könnte. Er befiehlt daher den Aerzten zu untersuchen, ob diese Blindheit und Lähmung durch menschliche Hülfe zu heben sei.„

„Die Aerzte erklärten sich verschiedentlich. Der eine, sagten sie, habe die Sehkraft nicht ganz verloren, und könne sie, wenn das Hinderniß derselben gehoben sey, wieder gewinnen; dem andern seyen seine Glieder blos gelähmt, und dürften durch Anwendung heilender Kräfte wieder gelenk werden. Dieß sey vielleicht der Wunsch des Gottes, und der Fürst von ihm zu diesem Werke ausersehen. Auf jeden Fall werde der Kaiser, wenn die Kur gelänge, Ruhm davon haben; wo nicht, der Spott nur diese Elenden treffen.„

„Vespasian also, im Glauben, daß seinem Glück nichts zu groß sey, und daß er nichts über das Unglaubliche thue, verrichtete mit heiterem Antlitz, rings von der aufmerksamen Menge umgeben, das Werk. Im Augenblick hatte der eine den Gebrauch seiner Hand, der Blinde den seiner Augen wieder. Beides erzählen Augenzeugen noch jezt, da die Lüge gar keinen Vortheil mehr bringen kann.„

Ueber diese Geschichte bemerkt Hume, daß der ernsthafte Karakter, die gründliche Denkungart, das Alter und die Rechtschaffenheit des Kaisers; so wie der Karakter des Geschichtschreibers, als gleichzeitigen Schriftstellers, als ausgezeichnet durch seine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, als vielleicht des gröbsten und tiefeindringendsten Genie's des Alterthums, als so bekannt wegen Freiheit von aller Leichtgläubigkeit, daß ihm Gotteslästerung und Freigeisterey zum Vorwurf gemacht worden — kurz, daß der Karakter dieser beiden Männer keinen Einwurf erleide.

Nun bedünkt uns aber, daß in allen solchen Fällen

*) Anmerk. Hume's Untersuchung über den menschlichen Verstand übers. von Tennemann. Jena 1793. S. 281. u. fol.

Digitized by Google

immer drei Parthieen darstehn: der Betrüger, der Betrogene und der Hellsehende, welcher lächelnd stille schweigt.

War nun Vespasian wohl der Betrüger, oder der Betrogene?

Dieß möchte wohl am schwersten, und vielleicht gar nicht zu entscheiden seyn. Indeß müssen wir bemerken, daß sich Vespasian, als Kopf, nicht so hoch über seine Zeit erhoben hat, um nicht mit den meisten seiner Zeitgenossen an Vorzeichen, Wunder und Orakel geglaubt zu haben. Davon ist uns Tacitus selbst Zeuge; denn schon im zweiten Buch seiner Geschichten erzählt er, wie Vespasian, als er sein glänzendes Geschick bereits erreicht, nur noch nicht befestigt hatte, sich an alte Dinge erinnert habe, welche seine künftige Größe vorausverkündiget hatten; daß er deshalb auch einen Priester, Namens Basilides, der auf dem Berg Karmel sein Wesen trieb, um Rath gefragt, und von ihm günstige Orakel erhalten habe, „die „der Ruf augenblicklich auffaßte und deutete. Bei ihm „selbst wurde um so mehr davon gesprochen, je mehr man „denen, die voll Hoffnungen sind, von denselben vorzu„schwatzen pflegt.„

Ausserdem wissen wir, daß jede Größe immer mit den Schwachheiten ihres Zeitalters zusammenhängt, und wie geneigt jeder Mensch ist, der etwas Ausserordentliches erreicht hat, schon in der Vergangenheit nach seinem jetzigen Glück zu suchen. Wahrlich, als Vespasian noch dem freigelassenen Narcissus, Kaisers Claudius Günstling, auf die niedrigste Weise den Hof machte, und da er später von dem Handwerk eines Roßkamms lebte, mag er wohl eher über die Vorzeichen seiner künftigen Größe gelacht haben, als da er diese bereits erreicht hatte.

Ueberdieß erzählt Sueton, den man doch auch hören muß, und der an dergleichen Ammengeschichten gar eine besondere Freude hat, ausdrücklich einen Zug von ihm, den wir sogleich für uns anführen könnten, wenn wir Lust hätten, in allem Ernste zu behaupten, daß Vespasian der Betrogene war. Wir müssen aber noch vorher zu Tacitus zurückkehren, und uns ein anderes Wunder von ihm berichten lassen, das obigen beiden, wie er sagt, auf dem Fuß nachgefolgt ist, wovon aber Hume, was wir nur dadurch begreifen, daß wir glauben, er habe unsre Stellen blos in Citaten nachgelesen, keine Sylbe spricht.

(Die Forts. folgt.)

Die Procession der Heiligen nach der Münze; eine Szene aus Saraggossa, während des spanischen Successions-Kriegs.

Nach der entscheidenden Schlacht bei Almanza, im Jahr 1706., theilte sich die französisch-spanische Armee in zwei Haupt-Korps, von denen das eine, unter dem Herzog von Berwick, durch das Königreich Valencia an die Grenzen von Catalonien zog, und das andre, 14,000 Mann stark, unter den Befehlen des Herzogs von Orleans, geradezu in Aragonien eindrang, dessen Bewohner sich, gleich denen von oben genannter Provinz, für die österreichisch-englische Parthei erklärt hatten.

Die schnelle Ankunft dieser Armee bestürzte die Einwohner von Saragossa um so mehr, da die Schlacht bei Almanza die Hoffnungen der Anhänger Oesterreichs größtentheils zernichtet hatte. Sie sandten dem Herzog von Orleans daher die ersten Männer der Stadt entgegen, um ihm die Schlüssel derselben zu überreichen. Er nahm sie nicht an, sondern erklärte, daß die Reue zu spät komme, und Saragossa als eine, im Aufruhr gegen ihren rechtmäßigen Herrn begriffene, Stadt behandelt werden sollte.

Diese Drohung wurde einigermaßen erfüllt. Der Herzog zog über eine Bresche in die Stadt ein, verließ sie aber bald wieder, um sich gleichfalls nach den Grenzen von Catalonien zu begeben. Während seiner Abwesenheit erhielt erst der Generallieutenant, von Joferville, und, da dieser zu nachsichtig war, später der General von Legal, das Commando über die Besazung.

Um diese Zeit wurden der Stadt Saragossa mehrere ansehnliche Contributionen aufgelegt. Außer diesen mußten die Klöster ein Don gratuit entrichten, das nach Maasgabe ihrer Einkünfte bestimmt wurde. So setzte man den Jesuiten 2000, den Dominikanern 1000 Pistolen, den Augustinern und Karmeliten gleich viel, und den übrigen Orden verhältnißmäßige Summen an. Natürlich weigerten sich die Mönche, zu bezahlen. Sie beriefen sich auf ihre geistliche Immunität, die noch niemand je anzutasten gewagt hätte, und auf die allgemeinen Rechte der Kirche.

Herr von Legal gestand, daß er nicht gelehrt genug sei, um einen Streit nach dem kanonischen Recht mit ih-

Digitized by Google

nen zu führen, versicherte aber, daß sie bezahlen müßten, indem er sonst alle Kriegsrechte gegen sie in Anwendung bringen würde. Seine Vorstellungen waren vergebens, und so nahm er sich denn vor, ihnen nach seiner Weise zu demonstriren.

Er begann sein Geschäft daher mit dem schwierigsten Theil desselben, nemlich mit den Jesuiten. Auf ihre wiederholte Weigerung quartierte er vier GrenadierKompagnien bei ihnen ein, welche es den guten Vätern bald so arg machten, daß sie, ohne die Antwort von dem Beichtvater Philippe V., der von ihrem Orden war, und an den sie einen Kourier abgesandt hatten, abzuwarten, die zweitausend Pistolen bezahlten, und sich mit einer förmlichen Protestation vor der Hand begnügten.

Nun kam die Reihe an die Dominikaner. Durch den Vorgang der Jesuiten belehrt, sprachen diese nicht mehr von Immunitäten, sondern entschuldigten sich, aber so höflich, als demüthig, mit völligem Mangel an baarem Gelde. Will Herr von Legal, setzten sie hinzu, mit aller Gewalt bezahlt seyn, so bleibt uns nichts übrig, als ihm die silbernen Heiligen aus unsern Kirchen auszuliefern.

Von dieser Ausflucht versprachen sich die schlauen Mönche nicht wenig. Entweder, dachten sie, wird sich der General scheuen, das Heiligthum der Kirche anzutasten; oder wird sich das Volk, wenn er es dennoch wagen sollte, empören, und uns ganz von diesen beschwerlichen Gästen befreien.

Unglücklicher Weise fühlte aber Herr von Legal nichts von der heiligen Ehrfurcht, die sie ihm zugetraut hatten, und befahl ihnen, ohne weiters, entweder das Geld zu bezahlen, oder die Heiligen auszuliefern.

Letzteres geschah; aber in feierlichster Procession, die die Mönche veranstalteten, um dem Volk die Tempelräuberey — wie sie es nannten — recht ergreifend vor Augen zu stellen.

Dafür hatte der französische General indeß gesorgt. Er ließ, um der Procession alle mögliche Ehre widerfahren zu lassen, seine Grenadiere eine doppelte Reihe durch die Straßen bilden. Jeder hielt in der einen Hand sein Gewehr, mit gespanntem Hahn, und in der andern eine brennende Wachskerze. Trotz aller Anstrengungen der Dominikaner blieb das Volk daher ruhig. Herr von Legal empfieng die silbernen Heiligen mit aller, ihnen gebührenden, Ehrfurcht, ließ sie augenblicklich in die Münze bringen, und versicherte die Mönche, daß er den Ueberschuß aufs genauste seinen lieben Vätern vom DominikanerOrden zurückgeben würde.

Nachdem sich diese so grob in ihren Erwartungen getäuscht sahen, wandten sie sich an die Inquisition, und baten sie, ihre Heiligen zu befreien, und den Commandanten in Kirchenbann zu thun. Die Inquisitoren ließen sich sogleich bereit hiezu finden, und die ExcommunikationsAkte wurde aufgesetzt. Einer ihrer Sekretäre verfügte sich in ihrem Namen zu dem Herrn von Legal, um ihm den Bann, der über ihn ausgesprochen war, bekannt zu machen. Dieser las die Akte mit größter Ruhe, und gab zur Antwort, daß er am folgenden Tag die Ehre haben würde, den Herren Inquisitoren zu antworten.

(Der Beschluß folgt.)

Karlsruhe, den 9ten Jänner.

Herr Schreyer, welcher in mehreren Gastrollen auf dem hiesigen Theatre aufgetreten war, gab heute ein Deklamatorium, in welchem er einige Gedichte von Schiller, von Voß, Schubart, von seiner eigenen Composition und von andern vortrug. Wir konnten nicht umhin, auch hier die, dem deutschen Schauspieler nur zu gewöhnliche, Geringschäzung gegen sein Publikum zu bemerken. Erst ließ er es eine gute halbe Stunde über die bestimmte Zeit warten, zeigte am Ende, da er sich doch endlich zum Werk anschickte, ein unbestimmtes Blättern in seinen Papieren, wie es keinem Manne ansteht, der eben im Begriff ist, sich mit einem Kunstwerk öffentlich auszustellen. Er begann mit Schillers Würde der Frauen, und hier konnten wir die gewöhnliche Idee der Declamatoren nicht unverkannt lassen, daß die Kraft in der Schnelligkeit, und die Zartheit in der Langsamkeit des Vortrags bestehe. Diese falsche Ansicht wurde zu bemerkbar, gerade in diesem Gedicht, durchgeführt. In der ihm folgenden Ballade, die Herrn Schreyers Werk ist, zeigte sich viel dramatische Darstellung, mit der wir, die übertriebene Raschheit des Vortrags abgerechnet, wirklich sehr wohl zufrieden waren. Herr Schreyer besizt überhaupt für kraftvolle Rollen ein ganz vorzügliches Organ, und wir würden ihm gerne rathen, sich in Zukunft vorzugsweise an Gedichte zu halten, die dieser seiner, gewiß seltenen, Eigenschaft besser zusagen, als andre, in denen Weichheit der auszeichnende Karakter ist.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 6. Den 19. Januar 1811.

... „Ich weiß, mein Fürst, daß man die Ungarn in Wien für gefährlich hält. Wirklich wäre es auch billig, daß man ihnen ihre deutschen Beamten nähme, die sie nicht lieben. Allein einen Aufstand darf man in keinem Lande fürchten, wo sechs mächtige Partheien sind, die sich stets entgegen handeln; nemlich, der katholische, der griechische und der protestantische Clerus, die Magnaten, die Edelleute und die Bauren. Nichts ist leichter, als wenigstens eine von diesen Partheien für den Hof zu gewinnen. ...„

Der Fürst von Ligne an den Fürsten von Kaunitz, Peterwardein, den 19. Jänner 1789.

Numismatische Fragmente.

I.

Vaeh vobis divitibus! (weh euch, die ihr reich seyd!) ist die Inschrift mehrerer päbstlichen Münzen aus verschiedenen Zeiten. Der Einfall ist sehr komisch, durch das, was den Reichthum ausmacht, vor dem Reichthum zu warnen. Offenbar müßte man zunächst verstehen: weh' euch, die ihr viel von dieser Münze besitzt, und hinzudenken: denn sie taugt ganz und gar nichts.

Dieß Letztere ist aber wirklich der Fall nicht. Unter allem, was die päbstliche Regierung auf Treu und Glauben ausgegeben hat, ist gewiß ihre Münze immer das Beste gewesen. Was soll die Inschrift aber sonst bedeuten?

Unter verschiedenen Regierungen, besonders Alexanders VI., durfte man wirklich ausrufen: weh' euch, die ihr reich seyd! der Papst wird gewiß ein Verbrechen an euch finden, und gelingts ihm nicht, so wird euer Reichthum selbst dazu gemacht, werdet ihr wegen ihm bestraft werden.

Aber auch andre und bessere Päbste ließen Münzen mit dieser Inschrift prägen. Bei diesen war sie freilich gut gemeint, und bedeutet nichts weiter, als: weh' euch, die ihr über dem Sammlen dieser vergänglichen Schätze das Sammlen des unvergänglichen Reichthums von Tugenden und Kenntnissen vergesset! Wehe euch, denen es nicht, so oft eine solche Münze in eure Hand kommt, einfällt, daß die Ungleichheit, womit die Vorsehung sie vertheilt hat, die Quelle der schönsten Tugenden der Wohlthätigkeit und des Fleisses werden soll.

2.

Unus non sufficit, ist die Aufschrift der spanischen Thaler von 1684. und vielleicht auch von andern Jahren. Der natürliche Sinn ist: Einer — ein einziger dieser Thaler — ist nicht hinlänglich, und man sacht über eine Wahrheit, welche jedem seine eigene Erfahrung schon hundertmal nahe gelegt hat. Indeß erklärt das übrige Gepräge jene Worte anders. Es sind die beiden Hemisphären, mit einer Krone drüber, und einer Säule dazwischen, und so wird das stolze, spanische Wort daraus: Eine Welt genügt uns nicht.

Es sind sehr widersprechende Gedanken, welche hier in der Seele des Kenners der Geschichte aufsteigen. Be-

Digitized by Google

denkt er, was Spanien im Jahre 1684. war, da dieses stolze Wort in Erz gegraben wurde, wie es dazumal Luxemburg so elend an Frankreich verlor, und Ludwig XIV. noch bei Lebzeiten Carls II. sich zum Erbstreite um dessen Kronen rüstete, wahrlich er muß lachen über diese Prahlerey, und bei der Säule zwischen beiden Welten mit Spott an Herkules Säule, Gibraltar, denken. Stellt sich ihm aber das Bild des unglücklichen Amerika's vor, und erklärt er sich das tiefe Sinken Spaniens aus dem Wort: Eine Welt genügt uns nicht; d. h. wir wollen ein schönes Land, das wir besitzen, zu Grunde richten, um ein andres zu erwerben, welches wir auch zu Grund richten müssen, um nothdürftig mit beiden zu bestehen — wie wird es da dem Menschenfreund zu Muthe? Bei Gott, bitter übel! Alle jene Thränen, jene Seufzer, welche die Herrschsucht der unglücklichen Menschheit schon ausgepreßt hat, werden vor seinen Augen zu einem großen Meere, in welchem nichts, als jene Prahlerey — Eine Welt genügt uns nicht — einsam, aber mit blutigen Buchstaben, schwimmt.

Der Heuchler.

Ein alter Bösewicht lag auf den Knie'n,
Als Satan ihm, was oft geschah, erschien.
Der Böse stutzte. — Du bekehrt? rief er;
Nun glaube man an einen Menschen mehr.
Der Heuchler lächelte, und sprach mit Hohn
In seinem Innern: Satan bangt es schon;
Die Rolle konnte mir bei ihm gelingen,
Wie weit werd' ich's bei Menschen erst noch bringen.

Die Wunder.

Fortsezung.

„Dadurch, fährt Tacitus fort, wuchs Vespasians „Begierde, selbst in das Heiligthum des (Serapis-) Tem„pels zu gehn, um sich über die Angelegenheiten des Reichs „Raths zu erholen. Er befahl, niemand in den Tempel „zu lassen, und erblickte, da er aufmerksam den Gott be„trachtete, hinter sich einen vornehmen Egyptier, „Namens Basilides, von dem er wußte, daß er mehrere „Tagreisen weit von Alexandrien krank lag. Er fragt den „Priester, ob Basilides an diesem Tag den Tempel betre„ten habe, fragt die, welche ihm begegnen, ob man ihn „in der Stadt gesehen? Endlich schickt er Reiter ab, und „erfährt, daß Basilides in jenem Augenblick achtzigtau„send Schritte weit entfernt war. — Jezt erkannte er „die göttliche Erscheinung, und deutete sich den Sinn des „Orakels aus Basilides Nahmen.„ (Das Reich ist die verliehn!)

Diese Geschichte gehört offenbar dazu, um über die vorige zu urtheilen. Tacitus enthält sich hier auch allen Anscheins von eigenem Urtheil. Er erzählt diese Ereignisse, nicht weil sie wunderbar sind, sondern weil sie zur Geschichte gehören, indem sie auf dieselbe gewirkt haben. Aber das wird doch Jedermann gestehn, daß diese lezters Erscheinung höchst verdächtig ist.

Zu allem Ueberfluß haben wir Sueton vergschen, der diese drei einander folgenden Begebenheiten gleichfalls erzählt, nur in kleinen Umständen etwas von Tacitus abweicht. *) Ersterem zufolge geht diese Geschichte zuerst vor, und zwar tritt Vespasian bei ihm in den Tempel, um eine Vorbedeutung für die Festigkeit seiner Krone zu erhalten. Ferner bringt ihm Basilides in demselben heilige Kräuter, Brodte und Kronen. Ueberdieß fehlt es dem einen von jenen Geheilten am Bein, und nicht an der Hand. Diese Verschiedenheiten sind ziemlich unbedeutend; aber desto wichtiger ist, was er, als unmittelbar auf diese Wunder folgend, erzählt, und was Tacitus unverzeihlich hier verschwiegen hat: daß jezt eben Briefe von der Niederlage und dem Tod von Vespasians Gegner, Vitellius, angekommen seyen.

Uns will daher bedünken, daß Vespasian trotz seiner, von Hume gerühmten, Rechtschaffenheit, den abergläubischen Egyptiern ein Gaukelspiel vorgemacht hat, wie sie eines brauchten. „Wie wahrheitsliebend man immer seyn „möge, sagt Rousseau einmal; man muß doch zuweilen „lügen, wenn man Bischof ist.„ Und das mag auch wohl der Fall aller ehrlichen Leute seyn. Vespasian war noch nichts weniger, als auf dem Throne befestigt; er befand sich in Afrika, wo er sich früher, wie Tacitus unverholen sagt, dem Herrn Hume zum Trot,

*) Anmerk. Sueton Leb. Vespas. cap 7. Wozu Ernesti eine recht alberne Anmerkung gemacht hat.

Digitized by Google

während seines Prokonsulats allgemein gehaßt und verachtet gemacht hatte, und wo Jedermann gegen ihn gesinnt war; er befand sich in Alexandrien, der größten Stadt nach Rom in seinem ganzen Reich; er hatte seine Haupt-Stadt noch nicht als Kaiser betreten, und mußte sichs also seine erste Sorge seyn lassen, die Alexandriner für sich zu gewinnen. Basilides war ein egyptischer Großer, und lohnte also schon das Compliment, das ihm Vespasian machte. Ueberdieß kommt sein ominöser Namen noch einmal auf dem Berge Carmel vor, was kein unbedeutender Umstand ist. Der Kaiser hatte es mit abergläubischen Egyptiern zu thun, und mußte ihnen demnach ein Lied nach ihrer Weise vorsingen. Dazu konnte er den Gott Serapis vortrefflich brauchen, und dazu benutzte er ihn auch.

In der That, es liegt in Tacitus ganzer Erzählung nichts, was unsre Meinung von diesem Gaukelspiel verdächtig machen könnte. Daß es noch viele erzählten, nachdem die Flavische Familie nicht mehr auf dem Throne saß, das wollen wir ihm gerne glauben. Allein diese waren eben nicht im Geheimniß; Tacitus war es auch nicht, oder es lag ihm vielleicht gar nichts an der Sache, wohl aber an ihrer Wirkung, und so kann das Gaukelspiel noch lange im Gedächtniß der Menschen geblieben seyn, bis die Zeit kam, wo man es sogar zu andern Gaukelspielen nöthig hatte, wie z. B. der heilige Augustin diese kaiserliche Wunderkur zu der Bekehrung benutzte: „die bösen „Geister seyen auch mächtig, und thuen der„gleichen Dinge oft nur, um die Wunder„Werke der Apostel und ihrer Jünger zu „verdunkeln.„

Tacitus sagt ausdrücklich, es seien um diese Zeit viele Wunder geschehen, und Sueton berichtet uns sogar, in wahrhaftem Ammentone, daß man in Tegäa in Arkadien alte Gefässe ausgegraben habe, auf denen Vespasians Bildniß deutlich zu sehen gewesen sey. Nun ist uns Arkadien in dieser Hinsicht eben so verdächtig, als manchen Kanton der Schweiz, und einige Provinzen von Deutschland. So etwas durfte man in Arkadien und Egypten wagen, so wie die Madonnen auch nur im Tyrol und in Spanien zu Wort kommen können. Aber in Rom, wo ein Wunder so wohl angelegt gewesen wäre, warum geschah kein Wunder in Rom? — Weil man dort darüber gespottet haben würde, weil in Rom die Auguren um diese Zeit einander ins Gesicht lachen durften. Aus der Ferne wirken dergleichen Spiele am sichersten. Wo sich Leichtgläubige finden, ist der Betrug zu Hause, und dieser ist in solchen Dingen so ansteckend, daß er am Ende sogar die klügsten Köpfe irre macht; denn nur wenige bringen es zu der Ueberzeugung, daß der Glauben der Majorität eben darum nicht der wahre sey, so wenig als die Majorität in Collegien immer der vernünftige Theil ist. So lang die Welt steht, haben die Rechtschaffenen und die Vernünftigen die Minorität gebildet.

Hume führt noch ein andres Wunder an, das er in gleiche Classe mit jenen alexandrinischen setzt. Es ist das, von dem oben angeführten Cardinal von Retz in seinen Denkwürdigkeiten erzählte, und lautet wörtlich folgendermaßen:

„Man zeigte mir (in Saragossa und im Jahr „1654.) in der Kirche der heiligen Jungfrau del Pilar „einen Mann, der den Dienst hatte, die Lampen anzu„zünden, welche hier in ungeheurer Anzahl brennen, und „sagte mir, daß man ihn sieben Jahre lang, nur mit Ei„nem Bein, an der Kirchthüre sitzend gesehen hätte. Ich „sah ihn mit zweien. Der Dekan und alle Domherren „versicherten mich, daß ihn die ganze Stadt so gesehen, „wie sie, und daß ich, wenn ich nur noch zween Tage in „Saragossa bleiben wollte, wohl zwanzigtausend Menschen „ausserhalb der Stadt fragen könnte, die ihn eben so ge„sehen. Nach seiner Aussage hatte er sein Bein dadurch „wieder erhalten, daß er es sich täglich mit Oel aus den Lam„pen der Kirche gerieben. Jedes Jahr feiert man wegen „dieses angeblichen Wunders ein Fest, wobei sich ei„ne große Menge Menschen einfinden. Wirklich habe ich „auch noch eine Tagreise von Saragossa die Wege mit „vielen Leuten, aller Stände, bedeckt gesehen, welche „zu diesem Fest eilten.„ *)

Wir brauchen uns wohl nicht über dieses Wunder auszulassen. Der Cardinal urtheilt nicht weiter von demselben, weil er ein Cardinal war; und Joly, der ihn begleitete, und in seinen eigenen Denkwürdigkeiten alle Umstände von seines Herrn Reise duch Spanien mit diesem übereinstimmend erzählt, spricht gar nicht davon, weil er, ein vernünftiger Mann war, und er diese plumpe Pfaffen-Gaukelen gar nicht der Rede werth hielt.

Vielleicht hätten wir klug gethan, seinem Beispiel zu folgen. Aber Wunder haben einmal etwas Anziehendes für die Einbildungs-Kraft, und, wer sie auch nicht glaubt, spricht doch gerne davon. So ist es uns ergangen, und wir sind ganz zufrieden, wenn unsre Leser sich in gleichem Fall befinden.

Karlsruhe, den 9ten Jänner.

Gestern wurde auf dem hiesigen Hoftheater zum ersten mal das Schauspiel Eugenius Skoto, Erbprinz von Dalmatien, aufgeführt. Dieses Stück spielt im vierzehenten Jahrhundert, und scheint ganz und gar keine historische Begründung zu haben. Solches machen wir indeß dem Dichter nicht zum Vorwurf; indem die geschichtliche Merkwürdigkeit, sobald sie nicht völlig national ist, in unsern Augen einer dramatischen Arbeit keinen besondern Werth giebt. Die Hauptpersonen dieses Schauspiels sind der Fürst Andreas von Dalmatien, und sein Stiefsohn Eugenius. Seine Eröffnung geschieht mit der, für den König unangenehmen, Erwartung des als

*) Anmerk. Memoires du Cardinal de Retz. Amsterd. 1731. B. 3. S. 339.

Digitized by Google

Sieger heimkehrenden Prinzen. Dieser hat unterwegens erfahren, daß seine Mutter todt ist, und wird nach der VerwillkommungsSzene mit seinem Vater eben nicht sehr angenehm durch die Nachricht überrascht, daß er sich bereits um eine andere Mutter für ihn umgesehen habe. Prinz Eugenius findet dieß so eilig, als Hamlet seiner Mutter Hochzeit, und macht Szenen, die zuweilen an den Prinzen von Dännemark erinnern. Indeß hilft es natürlich wenig, sich mit seinem Vater über dessen Heyrathskuzigkeit zu streiten, und wirklich hat Eugenius auch Röthigeres zu thun, als ihn aus der Trauerordnung von Dalmatien zurecht zu weisen. Fürst Andreas trägt nemlich eine Krone, die eigentlich dem Prinzen gehört, und dieser hat keine Zeit zu verlieren, um sein rechtmäßiges Erbe zu erhalten. Jener hat, wie sich denken läßt, wenig Lust seine Krone wieder herzugeben; besonders da er im Begriff ist, sich mit einer jungen edlen Venetianerin zu verheyrathen, und man graue Haare nicht besser, als mit einer Krone bedecken kann. Indeß bringt der Prinz einen verwiesenen Edeln, Namens Huggy, der allein so viel weiß, als wir am Ende alle erfahren, auf die Szene. Kurz der alte Fürst und sein Stiefsohn werden dahin einig, daß jener dem Prinzen die Krone verspricht, sobald er sie erst seiner künftigen Gemahlin aufgesetzt hat. Da dieß innerhalb vier Tagen, oder nach theatralischer Zeitrechnung, innerhalb einer Stunde geschehen soll, so kann sich Eugen diese Zögerung wohl gefallen lassen. Nun ist aber leicht zu ermessen, daß es dem Fürsten Andreas mit seiner Thronentsagung nicht so ganz ernst ist, und daß er nur Zeit zu gewinnen sucht, um sich seinen Sohn vom Halse zu schaffen. Darüber kommt endlich Agnes Spani, die Braut des Fürsten an. Da der Prinz nicht unterlassen hat, seine Vertrauten, und somit auch das Publikum zu benachrichtigen, daß er bereits mit einer Venetianerin in Geheim verheyrathet ist, so braucht man eben nicht besonders glücklich im Errathen zu seyn, um in der ankommenden Braut seine Gattin zu erkennen. Dieß begreift indeß nicht so schnell, wie man denken sollte; sie findet in dem Prinzen zwar eine große Aehnlichkeit mit ihrem Gemahl, und wird durch dieselbe tief erschüttert, läßt sich's aber nicht einfallen, wie die Sache eigentlich zusammenhängt. Daran thut sie nun sehr gut; weil sonst manche Szene weiter überflüßig geworden wäre. Lang kann aber der Irrthum freilich nicht dauren. Inzwischen währt er doch bis ans Ende des Stücks, und wir müssen die schöne Agnes schon noch in Unwissenheit lassen, bis wir erst erfahren haben, daß die Mutter des Prinzen noch in einem Kerker lebt, aus dem sie natürlich hervorgezogen werden muß, um zu dem Coup d'oeil des Schlusses das Ihrige beizutragen. Gerade hat ein Gefecht zwischen dem Vater und dem Sohn um die schöne Braut begonnen, als die, für todt gehaltene, Mutter hereingetragen wird. Von nun an ist natürlich keine Rettung mehr für den verliebten Andreas. Er verliert Braut und Krone zugleich, und das Stück endigt.

Dieses Schauspiel hat den Vorzug, daß das Interesse, trotz mancher überflüssigen Szenen, gut hingehalten wird. Dafür sind nun freilich alle möglichen Mitteln, selbst Donnerwetter, in Bewegung gesetzt, die uns hier in jedem Sinn hors de saison zu seyn schienen. Kerker wechseln mit PallastZimmern, Schiffe mit Tragefelsen, einsame GartenSpaziergänge und Monologe mit TrinkgesellschaftEn, Gefechten und Volksgeschrey. Die Maschinen sind in ununterbrochener Bewegung; die Szenen sind nie so lang, daß sie langweilen könnten; die Schauspieler werden uns aufhörlich in Athem gehalten, und das Publikum hat die größte Ursache zufrieden zu seyn, da es von allem etwas erhält. Kann es sich über manche Ungleichheiten der Diktion, über starke Anflüge von Sturm und Drang, über Gelege der Wahrscheinlichkeit und über Reminiszenzen wegsezen, desto besser für dasselbe.

Offenbar wurde dieses Stück durch seine Aufführung sehr gehoben. Herr Mittell, welcher den Fürsten machte, führte seine Rolle in dem Sinn, in welchem er sie aufgefaßt hatte, meisterhaft durch, und gab den feigen, heuchlerischen, argwöhnischen, niederträchtigen Despoten mit größerer Wahrheit, als sie ihm der Dichter gerecht hatte, aber auch mit Aufopferung aller derjenigen Würde und Hoheit, die auch den Tyrannen nie auf dem Theater fehlen darf. Keinen Augenblick vergaß er seine Rolle. Jede Bewegung des Körpers, jede Veränderung der Gesichtszüge war nach dem Maasstab, den er angenommen hatte, aufs beste und zweckmäßigste berechnet. Seine Darstellung war in sofern ein völlig gerundetes Ganzes, ein Kunstwerk im eigentlichen Sinne des Worts, und schien aufs genaueste den Kreis zu bezeichnen, in welchem sich sein ausgezeichnetes Talent mit dem größten Erfolge bewegen kann. Herr Spahn gab den Prinzen mit aller Wärme seiner Rolle, mit großem Fleiße, und gleicher Haltung. Demoiselle Leonhard verdiente ein ganz besonderes Lob durch ihr gemüthvolles Spiel, durch schöne Darstellung weiblicher Hingebung, und feken Schmerzensausdruck in den Stellen, da das Herz durch die Verhältnisse hervorbrechen durfte. Man darf überhaupt sagen, daß die sämmtlichen Schauspieler dem Maas ihrer Kräfte im Einzelnen entsprochen, daß sie recht brav zusammen gespielt, und die Aufführung des Stücks so ernsthaft genommen haben, wie es Pflicht jedes Künstlers ist, der ein Werk seines Geistes öffentlich ausstelle.

Beiliegende Kopie einer schönen Antike, welche für den Titel des ersten Bandes der Miscellen bestimmt ist, sollte die erste Nummer derselben begleiten. Verschiedene Umstände haben das verhindert, und so werden unsre Leser schon einige Nachsicht haben; besonders, da man mit guten Wünschen nie zu spät kommen kann.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 7. Den 23. Januar 1811.

Todestag Ernst-Augusts von Hannover im Jahr 1698. Dieser Monarch ist als erster Kurfürst dieses Landes, und als Vater des ersten brittischen Königs aus dem Hause Braunschweig merkwürdig. Jene Würde, die er in Oesterreichs Kriegen errungen, ist von dem Haupte seiner Enkel gefallen.

Standrede über das glückliche Loos des Schneiders, gehalten bei Einweihung der neuen Zunftlade von Jakob Oesterlin, Meister.

Es ist nichts damit gesagt, womit unsere Altfordern sich viel zu gut thaten, daß kein geringeres Wesen, als der Urheber des Weltalls selbst, der Erfinder unserer Kunst gewesen sey, weil er nach dem ältesten Buch, das wir haben, den ersten Menschen die ersten Toile verfertigt hat. Denn fürs erste waren es nur Felle, und ich verlange mit meinem Gevatter, dem Säckler, keinen Verdruß. Sprechen ihn nicht fürs zweite alle gelehrten und arbeitenden Kasten und Zünfte mit gleichem Recht als ihren obersten und ersten Zunftherrn an? Ist er ja doch auch der erste Baumeister und der erste Gärtner, der erste Physiker und Astronom, der erste Theologe auf alle Fälle, und zugleich der heiligste und ehrwürdigste, und der erste Beichtvater des ersten Sünders. Aber um ein Wort des Ernstes in den sittigen Scherz zu mischen, wenn der Schöpfer überall den menschlichen Verstand zum Erfinden nur weckt, wie die Gelehrten sagen, nie ihm zuvoreilt, und ihm es überläßt, die gegebene Idee zu bearbeiten, und wenn es gelungen ist, seines Werkes sich zu freuen, warlich so muß man den Schneider loben, der den Wink verstanden, und den ersten Rock von Ziegenfell bis zum künstlichen GalaRock veredelt hat, indeß noch kein irdischer Baumeister einen schönern Weltbau aufgeschlagen, als der erste ist, noch kein Astronom einen neuen Fixstern angezündet, noch kein Theologe die Geheimnisse der Gottheit erforscht, und noch kein zweiter Beichtvater so tief in das Herz seines Beichtkindes geschaut, und den Schaden seiner Wunden so väterlich geheilt hat, als der erste. Doch, wir wollten ja nicht von dem hohen Rang des Schneiders, sondern von seinem glücklichen Loos reden, und ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, vor welchem der König nur Staub ist, sondern seinen irdischen Brüdern, die wie er im Schweiß ihres Angesichts, oder auch ohne denselben ihr Brod essen, ihn gegenüber stellen.

Ich will ein Paar Beithaken zu diesem glücklichen Loos, die jedoch nichts weniger als unbedeutend sind, nur flüchtig berühren, z. B. daß der Geweihte unserer Kunst mit wenig Anstrengung seiner Kräfte, fast ruhend, wie die Glücklichen des goldenen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen seine Arbeit verrichten kann, keinen Beinbruch und keinen Leibschaden zu fürchten hat, nicht davon zu reden, daß nach aller Menschen Urtheil der Weiseste der ist, der mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, wie mit Scheere und Nadel, die größten Zwecke erreichen kann, von welchen nachher. Sprecht mir nichts von den Nachtheilen der sitzenden Lebensart. Fürs erste sitzt die Lebensart nicht, sondern der Schneider. Fürs andere ist er eben dadurch glücklich, daß er sitzen kann, und

Digitized by Google

nicht laufen muß, außer ins Kundenhaus. Ich meines Orts ziehe der ſitzenden Lebensart nur noch die liegende vor an den Feyertagen, und für einen großen Herren die reitende. Die trinkende läßt ſich mit der ſitzenden vereinigen.

Denn welcher Zunftgenoſſe kann mehr, als wir ſeine Tage im lieben wirthlichen und geſelligen Zimmer leben, wo doch dem Menſchen allein wohl iſt? Wahrlich, wenn nach dem Ausſpruch aller Weiſen nur ein ſtilles häusliches Leben ein glückſeliges Leben heiſſen kann, ſo genießt es vor allen andern Zunftgenoſſen der unſrige in hohem Grade. In dem nemlichen Zimmer iſt und verdient er ſein Brod, und genießt noch lange nach der Mahlzeit die erquickenden und nährenden Dünſte derſelben mit Wohlbehagen, wie man den verklingenden Tönen eines Glockenſpiels lauſcht, und des entflohenen Sommers ſich zum zweitenmal im mildern Nachſommer freut. Im Schoße ſeiner Familie lebt und genießt ſein Daſeyn der glückliche Mann, angelächelt von der freundlichen Gattin, umgaukelt von den fröhlichen Kindern, für deren Ernährung und Wohlſtand er arbeitet, und wird durch ihren beſtändigen Anblick zum unverdroſſenen Fleiß, wie einſt die alten Deutſchen in der Schlacht durch die Gegenwart ihrer Gattinnen und Kinder zur unbeſiegbaren Tapferkeit angefeuert.

Doch laßt uns nicht vergeſſen, daß aller Lebensgenuß ohne ein gewiſſes Gefühl eigener Wichtigkeit nur ein ſchaler Genuß ſey; und wer hätte zu dieſem Gefühl ein näheres Recht, als unſer Zunftgenoſſe? Ihm frohnt willig die ganze Natur. Für ſeine Scheere und Nadel reift die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollenſtaude; ihm liefern von Albions Ebenen und von Andaluſiens Hügeln, von Tibets Alpen, und von Amerika's Gebirgen das Schaf und die Vikugna ihre Wolle, von Jonien herüber die fromme Kameljiege ihre Haare; ihm ſpinnt durch ganz Frankreich und Italien, und bis nach China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten auf allen Triften und in allen Fabriken tauſend Hände des Landmanns, des Scheerers, des Webers, des Färbers in Damaſkus, in Genua und Pforzheim. Mit ſinnender Mine wirft er die Ballen auseinander, zerſchneidet mit kühner Scheere in einem Nu, was Minervas Söhne mit ſorglicher Hand in Tagen verbanden, ſezt es mit künſtlicher Nadel in neue Verbindungen zuſammen, geſtaltet das Formloſe, näht ſchöpferiſch Kinder zu Knaben, Greiſe zu Jünglingen, Weiſe zu Gecken um, verſchönert die Schönheit, verſchleiert die Häßlichkeit, macht, über alle Eindrücke des Schickſals erhaben, wie das Schickſal ſelber, Brautgewande und Todtenkleider mit der nemlichen Nadel, giebt Uniformen und Ordenſterne, iſt immer neu und unerſchöpflich, und wenn ſelbſt weiſe und gelehrte Männer, wie man ſagt hinter dem Jahrhundert zurückbleiben, ſo ſchwebt er, fortſchreitend, wie ein Gott, auf der Höhe des Zeitalters und der neueſten Mode. Mit ſtolzer Zufriedenheit ſieht er nun, wohin er ſich wendet, die Geſtalten, die er ſchuf, ſich ſchweben, und mit Bewunderung und Beyfall ſich in den Palläſten, auf den Theatern, auf den Paradeplätzen, und in den Kirchen ſein Name, nur ſein Name genannt, — das iſt unſer Mann im Staate, und dieſe Wichtigkeit und Allmacht, und etwa der leichte Anflug einer organiſchen Blüthe der Hautgefäße, gleichſam die perenuierenden Monatröslein des menſchlichen Körpers; die bei uns am beſten gedeihen, erhalten ihn unaufhörlich in einem regen wohlthätigen Selbſtgefühl, deſſen Verluſt ſchon ſo manchen Sterblichen in das Verderben geführt hat. Die Welt erkennt ſeinen Werth, und die Mächtigen derſelben ſeine Ueberlegenheit. Wer darf ungeſtraft die Hand an die geheiligte Perſon des Königs legen? Der Schneider. Wer darf ihn meſſen mit kühnem Blicke und Maas? Derſelbe. Darum ſizt er auch, ſeines Werthes bewußt, nicht wie ein gemeiner Menſch, ſondern wie die mächtigen Sultane des Orients mit über einander geſchlagenen Beinen in officio, noch größer, und in ſeinem Stande ſouverainer, als ſie. Denn alle Schneider kleiden ſich ſelber; aber wenige Sultane beherrſchen ſich ſelber.

Jakob Oeſterlin, Meiſter.

Die Proceſſion der Heiligen nach der Mänze; eine Szene aus Saragoſſa, während des ſpaniſchen Succeſſions-Kriegs.

Beſchluß.

Noch an demſelben Tag ließ er die Excommunikations-Akte abſchreiben, und an die Stelle ſeines Namens den der Inquiſitoren ſelbſt ſezen. Am andern Tag ſchik-

Digitized by Google

te er seinen Sekretär mit vier Grenadier-Bataillons vor den Inquisitions-Pallast, um die veränderte Akte laut abzulesen. Dabei befahl er, daß man im Augenblick, da die Inquisitoren nur den geringsten Widerstand leisteten, sie aus ihrem Pallaste verjagen, zwei Bataillons in denselben einquartieren, und alle Gefängnisse darin öffnen sollte. Alles dieses geschah aufs pünktlichste. Die Inquisitoren brauchten einige Zeit, um sich von ihrem Staunen zu erholen, und riefen endlich Krieg und Rache gegen den Kezer! So viel nur erwartete man, um völlig ernst zu machen. Sie mußten augenblicklich ihren Pallast räumen, und reisten am andern Tage nach Madrid ab, um bei dem König fruchtlose Klagen über die Behandlung zu führen, die ihnen widerfahren war.

Inzwischen öffnete man die Gefängnisse der Inquisition, und fand in denselben nahe an vierhundert Personen, welche unter den nichtigsten Vorwänden, und größtentheils aus Privat-Rache eingekerkert waren. Unter denselben zählte man gegen sechzig Frauenzimmer, die sehr gut gekleidet und gehalten waren, und wahrscheinlich die Bestimmung hatten, die frommen Väter in ihren schweren Geschäften zu zerstreuen. Die Meisten derselben wurden den französischen Offizieren zu Theil; indem sie es nicht wagten, ohne sie in ihrem Vaterland zurück zu bleiben. Natürlich wurde diese ärgerliche Entdeckung allgemein bekannt; aber der Erzbischoff von Saragossa half sich damit, daß er diejenigen mit Kirchenstrafen bedrohte, welche aus diesen Vorgängen nachtheilige Schlüsse gegen die Heiligkeit der Inquisition ziehen würden.

Fragmente aus einem künftigen Wörterbuch der Liebe.

Fortsezung.

Abscheulich. Bezeichnung der gewöhnlichsten Verbrechen in der Liebe. Ein abscheulicher Mensch z. B. soll gar kein so übles Geschöpf sein, wenn er anders die Geheimnisse der guten Göttin nicht ausgeplaudert hat; denn in diesem Fall gewinnt das Wort den ganzen Nachdruck, den es im gewöhnlichen Leben hat.

Acht. Die gefährlichste unter allen Zahlen. Hat sich ein Mädchen im achten Jahr noch nie im Spiegel bewundert, so kann es eine brave Hausfrau werden, wenn es das achtzehnte Jahr zu überschreiten glücklich genug ist, ohne die Gesellschaft anderer Mädchen der der Männer nachzusezen. Geschieht lezteres aber, so ist uns bange, daß es im acht und zwanzigsten Jahre schon lang ein leichtsinniges, im acht und dreißigsten ein verworfenes Weib, und im acht und vierzigsten entweder eine Devote oder eine Kuplerin geworden.

Alabaster. Bekanntlich ein schneeweißer, harter Stein; bei den Liebenden eine der gewöhnlichsten Vergleichungen mit Dingen, die gar keine Aehnlichkeit mit den beiden genannten Haupteigenschaften des Alabasters haben, z. B. mit Busen, welche weder hart, noch schneeweiß sind.

Altar. In der Liebe gelten blos diejenigen Altäre, auf welchen die unschuldigsten Opfer, nemlich Herzen, dargebracht werden. Da es auf jeden Fall raucht, so sollen die Götter gewöhnlich damit zufrieden seyn; ob es gleich mehrentheils mit dem Opferthiere, wie mit Iphigeniens Opfer ist, daß, statt der Jungfrau, eine magere Hirschkuh blutet.

Allein. Bezeichnung eines Zustands der Liebenden, welcher bei schwärmerischen Herzen zur höchsten Lust wird. Wo dieß nicht geschieht, Zustand der Leere, der Langenweile, des Eckels an jeder Beschäftigung, und ziemlich zuverläßiger Vorbote des Todes der Liebe. Uebrigens darf nicht unbemerkt gelassen werden, wie dieser Ausdruck im höchsten Grade gemißbraucht wird. Sind zwei Liebende ohne Zeugen zusammen, so behaupten sie, daß sie allein seyen, und benehmen sich auch wirklich ganz so, als ob es wahr wäre. Sie verwechseln dieses Wort daher mit sicher, ungestört u. dgl., und werden zuweilen sehr nachdrücklich für diesen Sprachfehler gestraft.

Andacht. Man behauptet, daß das Gebet der Liebe das andächtigste sey; wenigstens giebt es Fälle, in welchen sich das Herz und der Geist des Liebenden bis zum Gegenstand seines Gebets erhebt; — was eben nicht sehr hoch seyn soll.

Anfänger. Der willkommenste Gast an der Tafel der Liebe, welcher alles bewundert, mit allem zufrieden ist, und, wie gut er auch behandelt worden seyn mag, immer mit Undank belohnt. Jedermann weiß das; aber Jedermann findet seine Ungeschicklichkeit anmuthig, seinen Muthwillen genialisch, seine Ausgelassenheit sogar groß;

Digitized by Google

und am Ende ist es doch nichts anders, als daß er die Gläser, welche auf der Tischecke standen, mit dem Aermel abgestreift hat.

Ankömmling. Der letzte, der gekommen ist. Da die Gesellschaft in der Liebe nie zu zahlreich seyn kann, so ist der zuletzt Gekommene immer am willkommensten, und dürfte sich wirklich etwas darauf einbilden, wenn die Thüre nicht hinter ihm essen geblieben wäre.

Anmuth. Das schönste Gewand der Liebe, das noch kein Künstler nachzuahmen verstanden hat. Es kommt unmittelbar aus der Hand der Natur, darf aber nur mit zarten Händen berührt werden, indem die geringste Unschicklichkeit es zerreißt.

Gedanken.

Es giebt Zeiten, in welchen gar keine großen Verbrechen möglich sind. Aber das sind nicht die guten, sondern die allerschlimmsten Tage. Die Zeiten der ersten römischen Kaiser waren noch schön in Vergleichung mit solchen, denn da gab es doch noch große Tugenden, durch deren Gegensaz die damalige Verworfenheit so schreiend gehoben wurde.

So lang die bloße Subordination gegen die Subordination kämpft, ist der Kampf gleich, und hängt das Meiste von den leitenden Köpfen ab. Streitet aber der Fanatismus auf der einen Seite, so findet auch das größte Feldherrn-Talent zuweilen eine neue Aufgabe an dem Erfindungs-Reichthum und den Kraft-Anstrengungen der Begeisterung.

Die Geschichte der Wissenschaften, und namentlich der Philosophie, erinnert mich unaufhörlich an die bekannte Erzählung, daß die Türken den Christen die Perlhühner lange unter dem Namen: Hühner von Jerusalem, verkauft haben. Als die Christen endlich den Betrug merkten, so setzten sie sie wieder unter dem Titel: Hühner von Mecca, an die frommen Mahomedaner ab.

In kleinen Staaten wird nur das Volk das Opfer der falschen Ansichten derer, die es leiten. In großen werden es häufig beide miteinander. Kommt aber in den, denselben folgenden, Stürmen ein Theil glücklich durch, so ist es meistens das Volk; indem es gewöhnlich auf einen Punkt getrieben ist, wo es ihm nicht mehr schlimmer, aber wohl besser werden kann.

Die köstlichsten Sätze der Menschenkenntniß und Weltklugheit sind heutzutag in jedes Laffen Munde. Und ist einer darum klüger, als ehmals, da diese Schätze nur in Weniger Besiz waren?

Es giebt in allen Fächern Chemiker und Alchymisten, Astronomen und Astrologen. Selbst in der großen Lebens-Ansicht, und unsre heutigen romantischen Mystiker sind nichts weiter, als das.

Nach Amerika müßt ihr gehen, um die Größe in der Natur, nach Asien, um sie im Menschen-Geist, nach Afrika, um sie in der Kunst zu finden. Und in Europa? — Das Streben nach allem diesem, das Nicht-Erreichen, aber das Auskunfts-Mittel in Geschmack, Schönheit und Anmuth.

Bei dem, was die französischen Kritiker in den Werken aus Ludwigs XIV. Zeitalter finden, fällt mir immer der Ausruf jenes Tanzmeisters ein: que des choses dans un menuet!

Es ist ein großer Unterschied zwischen: die Freiheit lieben, und: die Unterdrückung hassen. Fürsten die ihn nicht begriffen, haben oft dadurch die Völker vom Haß zur Liebe getrieben.

Was soll man von einem Zeitalter denken, in welchem eine Nation in den Annalen ihrer Geschichte bemerkt, daß Pelisson der einzige Akademiker gewesen sey, welcher Colbert nach seinem Sturz nicht verlassen habe? S. Millot hist. de france. III. 294.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 8. Den 26. Januar 1811.

„... Fürsten sind mehr, als andre, in Gefahr, ihre Wohlthaten übel anzuwenden. Das Verdienst ist immer bescheiden, und tritt zurück. Die Verwegenen und Ueberlästigen aber drängen sich vor, und lassen sich nicht vertreiben. Ich erinnere mich von König Jakob gehört zu haben, er habe nie einen bescheidenen Mann bei Hofe sein Glück machen sehen. David Floyd, der damals den Dienst hatte, stand hinter dem Stuhl des Monarchen, und sprach: aber, Sire, wer ist Schuld daran? — Der König fühlte das Wort, und schwieg. ...„

Aus einem Briefe von Georg Granville, vom 26. Jänner 1710.

Rußlands Eintritt in die europäische Politik.

Der Fürst von Ligne schrieb einst auf der Reise, welche er 1787. im Gefolge Kaiser Josephs II. und der Kaiserin Katharina von Rußland nach der türkischen Gränze machte, an einen Freund: „ich glaube manchmal zu träumen, wenn ich in unserem sechsspännigen Wagen, der ein wahrer Triumphwagen ist, eine Person von der Gesellschaft sagen höre: ich habe dreissig Millionen Unterthanen, blos die männlichen gerechnet; und eine andre: ich habe nur zwei und zwanzig Millionen, alle zusammen genommen. — Ich muß eine Armee von wenigstens 600,000 Mann auf den Beinen haben, fährt jene fort, um von Kamtschatka bis Riga sicher zu seyn. — Ich reiche mit der Hälfte aus, antwortet diese.„

Wenn die Kaiserin Katharina wirklich so gesprochen hat, so trug sie die Farben freilich etwas stark auf. Wir glauben daher gerne, daß der geistvolle Fürst noch ein bischen träumte, als er diese Unterredung hörte. Aber wem klingt es nicht auch wie ein Traum, wenn er von einem Staat im Norden hört, der vierzig Millionen Menschen zählt, und über ein größeres Land herrscht, als ganz Europa zusammen ausmacht? Noch mehr aber, wenn er weiß, daß dieser ungeheure Staat erst seit einem Jahrhundert eine Rolle in der europäischen Politik spielt, und vor dieser Zeit so gut, als unbekannt war?

Es scheint unglaublich zu seyn, wenn man in die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte zurücktritt, und in Zeiten, da doch alle Staaten von Europa durch feste Interessen an einander hiengen, da man bereits gute Nachrichten von den andern Welttheilen besaß, da man sogar schon angefangen hatte, europäische Cultur in diese überzupflanzen, sich vergebens nach dem nordischen Riesenstaat umsieht, und wenn man ihn endlich, blos in Nebenrollen in der Geschichte seiner Nachbarvölker auftretend, und in einem Zustand von Barbarey erblickt, der noch weit unter dem heutigen CulturStand der Türken steht.

Rußland war in jenen Zeiten so unbedeutend für die europäische Politik, daß noch zu Anfang des fünfzehenten Jahrhunderts einer der gebildetsten Männer seiner Zeit, der einen Theil von Rußland durchreist hatte, ein Venetianer überdieß, also ein Glied einer Nation, unter

Digitized by Google

welcher, wegen ihrer Handlungs- und Marine-Verhältnisse, gewiß die ansehnlichste Masse von geographischen Kenntnissen im Umlauf war, daß der feine Staatsmann Contarini noch von Nowgorod sagen konnte: es gränze beinah mit Frankreich und Nord-Deutschland zusammen.

Aber dieses Staunen wächst mit jedem Schritt, den man in die Geschichte von Rußland zurück macht. Noch in der Mitte des fünfzehenten Jahrhunderts waren die Beherrscher deſſelben Unterthanen der Chane der so genannten goldenen Horde der Tartaren. Diese setzten die russischen Großfürsten nach Belieben ein und ab, nahmen ihnen, wann es ihnen gefiel, Freiheit und Leben, erhoben Tribute von ihnen, und foderten Huldigungen.

Dieß war aber nicht blos ein vorübergehendes, durch einen unglücklichen Krieg verursachtes, Verhältniß, wie man etwa glauben könnte. Nein! Es war die damalige Lage von Rußland, wie sie seyn konnte, wie sie ſeyn mußte. Denn auch nach dem Untergang, oder vielmehr der Entkräftung der goldenen Horde, blieben die Tartaren der Krimm noch über ein Jahrhundert so mächtig, daß die Großfürsten von Rußland, so wie die Könige von Pohlen, jährlich Gesandte mit Geschenken an sie senden mußten, die von den krimm'schen Chanen als Tribute angesehn, und mit dem Hochmuth der überwiegendsten Uebermacht aufgenommen wurden.

Noch zu Anfang des sechszehenten Jahrhunderts schleppte der krimm'sche Chan aus einem einzigen Kriege 800,000 Russen in die Sklaverey. Er stand bereits vor den Mauren von Moskau, und die Russen wußten so wenig mit schwerer Artillerie umzugehn, daß die damalige Hauptstadt des ungeheuren Reichs nur von zween deutschen Artilleristen gerettet wurde, die dafür auch die Belohnung, einer jährlichen Besoldungs-Zulage von zehen Gulden, erhielten.

So wurde Moskau diesmal von einem Unglück gerettet, dem es im Jahr 1571. doch unterlag. In diesem Jahre drang der krimm'sche Chan mit 80,000 Mann Reiterey in Rußland ein, verbrannte jene Stadt aus dem Grunde, und führte eine Menge Menschen in die Sklaverey fort.

Aber nicht die Tartaren allein waren die gefährlichen Feinde des, damals noch so unmächtigen, Staates. Die Schweden und die Pohlen verheerten abwechslungsweise die, ihnen zunächst liegenden, Provinzen von Rußland, und vom Jahr 1605. bis 1611. stiessen kleine Haufen von Pohlen zween Zaren von dem Throne.

Diese auffallenden Züge von politischer Kraftlosigkeit könnten wir noch länger fortsetzen, wenn uns an ihnen nicht genug däuchte. Aber was war die Nation selbst, wird man fragen, in diesen Zeiten, auf welchen sich ihre ungeheure Gröſſe so schnell durch weniger Menschen Geist entwickelt hat?

Wir wollen ihren Cultur-Stand nur durch wenige, viel beweisende, Züge andeuten.

Bis auf Petern den Großen war es eine Hauptmaxime der Politik der Zaren: nichts für die Bildung des Volks zu thun, selbst ihren Adel nicht reisen zu lassen, damit keine neuen Begriffe ins Land kämen, und der Despotismus um so fester stünde.

Noch zu Anfang des sechszehenten Jahrhunderts kannte man in den meisten Provinzen Rußlands den Gebrauch des Brods nicht.

1660 wurde ein italienischer Leib-Arzt eines Zaren der Staats-Verrätherey wegen angeklagt, weil er bei einem seiner Kranken von Cremor Tartari gesprochen, und man daraus auf Einverständnisse mit den Tartaren geschlossen hatte.

Zehen Jahre nachher kannte man in ganz Moskau nur einen einzigen Adelichen, welcher die lateinische Sprache verstand.

Selbst unter Petern dem Großen noch war die Sitte allgemein unter den Russen, sich die Zähne schwarz zu beizen, indem die damaligen Elegants behaupteten: weisse Zähne schicken sich nur für Affen und Neger.

Kurz, vor Petern dem Großen konnte man noch von dem ganzen russischen Staate sagen, was le Clerc von den ältesten Russen sagte: „Der Staat ohne „alle festen Gesetze, ohne Constitution und „ohne Polizey; die Regierung ohne System; „der Fürst ohne Grundsätze; die Unterthanen ohne Erziehung und Unterricht. Keine „National-Anstalten; keine umlaufende „Geldmasse; keine Betriebsamkeit; kein „Vermögen; kein Wohlstand; nichts Geschriebenes; nichts Festgesetztes. Das Reich „schwankte mit dem Glück.„ (Die Forts. folgt.)

Digitized by Google

Bayonne
in seiner höchsten Glanzperiode.

Ich war im Herbst 1807. über Nord-Italien und das südliche Frankreich nach Paris gekommen, um mich zu meiner Reise nach Spanien vorzubereiten. Mit Ungeduld hatte ich das Frühjahr erwartet, um dahin abzugehen. Sie war immer größer geworden, je mehr sich die Rüstungen zu großen Ereignissen in den Pyrenäen-Departements ausbreiteten.

Den ganzen Winter über waren französische Truppen nach Spanien gezogen. Jedermann wußte es, und hörte seinen Spürgeist an der Auflösung des Räthsels ihrer Bestimmung. Portugal war erobert, und der Herzog von Abrantes (Gen. Junot,) stark genug, es gegen die Engländer zu behaupten. Mit der spanischen Regierung lebte Frankreich im tiefsten Frieden So eben hatte es ja Toscana von ihr erhalten, was auf geheime Traktate schließen ließ. Vor dem Vertrag von Fontainebleau, durch welchen die etrurische Linie der Bourbons in Portugal entschädigt, und das unerhörte Glück des Friedensfürsten durch eine unabhängige Souverainetät im Süd-Westen von Europa für die Zukunft begründet werden sollte, wußte man noch nichts im Publikum. Im Innern von Spanien herrschten Ruhe und Stille. Selbst das Ereigniß vom Eskorial (im Oktbr. 1807.) schien ohne weitere Folgen geblieben zu seyn.

Wer weiß auch selbst noch jezt, was die Bestimmung der französischen Truppen in Spanien zu Anfang des Jahrs 1808. gewesen ist? Damals glaubten die Meisten, daß eine Unternehmung auf Gibraltar im Werke sey, die der Kaiser selbst kommandiren würde. Mich bedünkte hiebei immer, daß dieß nicht die Art sey, wie Napoleon seine Plane auszuführen pflege. Nach meiner Ansicht rückten diese Truppen zu langsam in Spanien ein, und in demselben vor; indem in der Handlungsweise dieses Mannes — welche die Welt einmal kennen dürfte — Schnelligkeit ein Hauptkarakter, und Ueberraschung eines der vorzüglichsten Gelingungsmittel ist. — Oder war ein Plan auf die Nord-West-Küste von Afrika im Werke? Viele glaubten das; und die Größe und Nüzlichkeit der Unternehmung hat wohl mehrere um jene Zeit zum Glauben an diese Idee verführt, als das überdachte Urtheil. Auch ich mochte gerne das neue Colonial-System, die Zerstörung der barbareskischen Raubstaaten, und die Beseitigung mancher alten Streitpunkte durch dieses neue Ausgleichungsmittel im Gespräch mit meinen Freunden verfolgen. Nur sehr leise aber nahte sich mir zuweilen der Gedanke, welcher nun in mir fest geworden ist, daß Spanien diese bewaffnete Beobachtung durch geheime Verschuldung verdient habe, welche durch den Verlust von Etrurien nicht nur nicht getilgt, sondern nur noch ärgwohnerregender geworden seyen.

Alle diese Vermuthungen und Deutungen schienen eine bestimmtere Richtung zu erhalten, als sich zu Ende des März die unerwartete Revolution von Aranjuez ereignete. Spanien wechselte seinen Monarchen auf eine gewaltsame Weise, und die allgemeine Erwartung spannte sich nun auf die Art, wie Frankreich diese Veränderung aufnehmen würde. Seine Truppen, wußte man, rückten, seit jenem Ereigniß, stärker in der Halb-Insel vor. Der Großherzog von Berg hielt beinah zu gleicher Zeit mit Ferdinand VII. seinen Einzug in Madrid, und man sprach bereits sehr laut von einer Reise des Kaisers nach Bordeaux, welche natürlich weiter gehen mußte, als nur bis dahin. Wirklich verließ Napoleon Paris, und kam den 15. April in Bayonne an, wo sich nun drängend die überraschendsten Begebenheiten folgten.

Dabei schwankte die Meinung von ganz Europa in Betreff seinen Süd-Westen, wo Aller Aufmerksamkeit, natürlich nicht minder unsicher, als zuvor, hingerichtet war. Ob ich gleich eben so wenig, als andre, eine Erklärung in mir fixieren konnte, so war mir die Bedeutendheit der Zeit doch ein Reiz weiter zur Reise, und so gieng ich denn, begierig auf die kühne Zukunft, in der Mitte des Aprils von Paris nach Bayonne ab, wo der Kaiser bereits seit einigen Tagen angekommen war.

Daß mich Bordeaux unter den jezigen Umständen, wenn gleich durch den Aufenthalt der Kaiserin etwas belebt, nicht lange anziehen konnte, wird sich Jeglicher vorstellen. Auf den Straßen gegen Bayonne hin war die lebhafteste Bewegung, und man fand die Gelegenheiten, nach dieser Stadt zu kommen, nur mit größter Schwierigkeit Indeß wurde sie mir dennoch, wiewohl unter der Bedingung, durch die große Haide (les grandes Landes) zu gehen, auf welchem Weg uns unser Kutscher in drei Tagen nach Bayonne zu bringen versprach.

Gerne ließ ich mir das gefallen. Auch hat er sein Wort gehalten; das ist wahr; aber ich werde die Beschwerlichkeiten dieser kleinen Reise dennoch gewiß nie vergessen. Das Ende unsrer Mühseligkeiten wurde noch durch unsre späte Ankunft in Bayonne gekrönt. Nach Mitternacht erreichten wir die Vorstadt Saint-Esprit, wo wir unterzukommen suchen mußten, da die Thore der Stadt selbst gleich nach Sonnenuntergang geschlossen, und nur mit besonderer Erlaubniß wieder geöffnet wurden. Aber auf den Straßen war alles öde, wenn gleich die Häuser sämmtlich mit Fremden angefüllt waren. Wir pochten an vielen Thüren; allein, wo wir auch Antwort erhielten, bestand sie in der Weigerung, uns aufzunehmen. Ein schneidender Wind wehte von den Pyrenäen herab. Unsre Coffres und Felleisen hatten wir zur Sicherheit bereits in die Wagen verschlossen. Was war anzufangen, wenn wir nicht auf der Straße halb erstarren wollten?

(Die Forts. folgt.)

Diplomatische Anekdoten.

Die Franzosen legten einst in Anamabu, am Golf von Guinea, eine Niederlassung an. Zwei englische Kriegsschiffe kanonierten und zerstörten sie. Der französische

Gesandte beklagte sich hierüber gegen den brittischen Premier-Minister, und erhielt die Antwort: „wenn wir immer gerecht gegen Euch, Herren Franzosen, seyn wollten, so wär' es in sechs Monaten mit unsrer Existenz zu Ende.„

Der französische Minister von Vergennes sagte einst in Bezug auf Preußen: „ein Schuz und eine Armee machen noch keine politische Macht aus.„

1782 konnte man sich in den Unterhandlungen, welche zwischen Frankreich, England und Spanien in Paris geführt wurden, über mehrere Punkte lange nicht vereinigen. Spanien hatte auf die Zurückgabe Gibraltars gedrungen, und man bot ihm statt dessen die beiden Florida's an. Der Graf von Aranda, dem Herr von Vergennes diesen Vorschlag machte, erwiederte nichts, sondern versiel in ein tiefes Nachdenken. Nach langem Besinnen stand er endlich mit den Worten auf: „es giebt Augenblicke, wo man seinem Vaterland seinen Kopf zum Opfer bringen muß. Ich nehme die beiden Florida's an Gibraltars Stelle, unerachtet es völlig gegen meine Gesinnung ist, und unterzeichne den Frieden.

Bei Gelegenheit von Katharina's Projekt einer bewaffneten Neutralität schrieb ihr Kaiser Joseph II.: er zweifle an der Realisirung dieser guten Idee, indem die, dabei interessirten, Seemächte sich nicht gehörig bewaffnen würden. Sie antwortete ihm: wenn die Seemächte nicht alle ihre Kräfte anstrengen wollten, die Unabhängigkeit der See zu erhalten und zu befestigen, so würde sie selbst in Kurzem hundert Linienschiffe aufstellen, welche ihren See-Coder wohl bei allen Nationen respektirt machen würden. Diese Drohung hatte die Kaiserin zwei Jahre nachher völlig vergessen, so daß sie ihre bewoffnete Neutralität in einem Brief an den Kaiser selbst scherzweise la nudité armée nannte.

Drollig ist der Ton in der Diplomatie des dreizehnten Jahrhunderts, wo man öfters Stellen aus der heiligen Schrift einmischte. Als sich 1279. sicilianische Gesandten bei Papst Nikolaus III. einfanden, um sich über Carln von Anjou zu beklagen, fiengen sie mit den Worten an: Sohn Davids, habe Erbarmen mit mir; denn meine Tochter ist kläglich vom bösen Geiste geplagt. — Später traten wiederum Gesandte aus Sicilien vor Papst Martin IV., und flehten ihn um seine Vermittlung bei Carln von Anjou. Sie eröffneten ihre Rede mit dem Spruch: Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt, habe Erbarmen mit uns; und der Papst antwortete ihnen blos: sie nannten ihn König der Juden, und gaben ihm Maulschellen.

Notizen.

Die Kaiserin von Frankreich geniest während ihrer Schwangerschaft die beste Gesundheit. Sie liebt die Bewegung in freier Luft, und begleitete den Kaiser kürzlich in einer offenen Kalesche auf die Jagd bei Vincennes. Im Pallaste macht sie sich täglich die Uebung des Billiards, das sie mit vieler Fertigkeit spielt. Seit dem ist es unter den Damen Mode geworden, Billiard zu spielen. Dabei ist sie sehr behende, und als ihr neulich der Billiard-Stab aus den Händen fiel, hatte sie ihn selbst schneller aufgehoben, als die, sie umgebende, Bedienung. Vor einiger Zeit ward sie, während des Spiels, einer plötzlichen Unruhe auf den Gesichtern ihrer Herdamen gewahr. Sie frug nach der Ursache, und erfuhr, daß im Nebenzimmer Feuer ausgebrochen sey. Sehen wir, wie es steht! sagte sie ruhig, und trat in das Zimmer. Ein Vorhang hatte an einem Wandleuchter Feuer gefangen, wurde aber glücklicher Weise bald wieder gelöscht. Sie giebt sehr viel an Haus-Arme, und niemand wendet sich ungetröstet an sie. Zum neuen Jahr hatte sie eine beträchtliche Summe an dergleichen Unglücklichen vertheilen lassen, um ihre Effekten aus den Leihhäusern auszulösen.

Die Orthodoxen in der Poesie freuen sich über Ehe nierd Tod; denn er war einer der Wenigen gewesen, welche glauben: daß das tausendjährige Reich der Dichtkunst unter Ludwig XIV. noch nicht aufgegangen sey.

Neulich gab ein Ungenannter ein Diktionnär von Anekdoten heraus, welches der Vorrede nach den Zweck hat: de faire toucher au doigt des vérités morales, en frappant l'imagination des lecteurs à l'aide des faits toujours plus à leur portée, que des préceptes. Zur Probe eine von diesen Anekdoten, wo die Moral mit Händen zu greifen seyn soll! Ein arabischer Krieger trat in ein Haus, das eben von seinen Kameraden geplündert wurde. Er bemerkte einen großen Sack mit Geld, und steckte ihn in aller Eile in einen gefüllten Wasser-Kessel, der über dem Feuer stund. Diesen trägt er davon, und wird von allen seinen Kameraden wegen seines bescheidenen Antheils an der Beute ausgelacht. — Dieses Diktionnär ordnet seine Historchen unter allgemeinen Aufschriften, und begnügt sich unter der: mütterliche Liebe, mit einem einzigen Geschichtchen.

Die jonische Akademie hat kürzlich mehrere Preise für die besten literarischen Arbeiten über die, von ihr angegebenen, Gegenstände ausgesezt — unter andern: für die beste Bearbeitung irgend eines Zweigs der Statistik der jonischen Inseln.

In Neapel werden die Grabungen in Pompeji mit dem größten Eifer fortgesezt. Bereits sind manche schöne Funde gemacht worden, worüber wir in Kurzem weitere Nachrichten liefern werden.

Kürzlich sind mehrere Berlinische Unterhaltungs-Blätter zu Grund gegangen, wovon selbst die französischen Zeitungen reden. Sie hatten also das Schicksal der meisten Verdienste. Man spricht nie in ihrem Leben von ihnen; und thut es erst, nachdem sie gestorben sind.

Herr Doktor Kuhn zieht im Freimüthigen von Zeit zu Zeit gegen das Morgenblatt zu Felde. Wäre nun der Freimüthige freimüthig genug, einzugestehen, aus welchen Quellen er seine Leser gewöhnlich unterhalt, so würde man es begreiflich finden, warum er diese polemischen Gelegenheiten benuzt — nemlich, um dem Publikum auch einmal etwas Neues zu geben.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 9. Den 30. Januar 1811.

Todestag Georg Granvilles, Lords von Landsdowne, im Jahr 1735. In ihm verehrt sein Vaterland einen großen Redner, einen ausgezeichneten Dichter, einen vorzüglichen Schriftsteller überhaupt, einen tiefen Staatsmann, und, was noch mehr, als alles dieses ist, einen rechtlichen Menschen. So treu er den Vorgängern des Braunschweig'schen Hauses auf dem brittischen Throne gewesen war, so sehr wurde er später von der neuen Dynastie geschätzt. Er hatte das seltene Glück, unter dem Streit zweier heftiger Staats-Partheien fleckenlos von der einen zur andern überzutreten.

Paramythien.

I. Entstehung der Paramythie.

Als der Vater der Götter die zahllosen Lichter seines Olymps, die Sterne, mit lebenden Wesen, Menschen genannt, bevölkerte, um sich an ihrem Streben während seiner Familientafel zu ergötzen, veranstalteten die übrigen Genossen der Tafelrunde eine Collecte unter sich, um die Neugeschaffenen nach Würde auszustatten.

„Ich will sie klug und bedächtig machen," sagte Saturn: „in der klaren, kalten Ansicht der Dinge liegt der „Menschenwürde Vollendung. Ich gebe ihnen Weisheit."

„In 30 Jahren würdest du meine Welt aussterben „machen," rief Jupiter: „denn mit klarer Ansicht der „Dinge würden sie, der Bestimmung, zu der wir sie ersehen, bald überdrüssig, nie auf Fortpflanzung denken. „Nein! Toll sollen sie die Laufbahn beginnen, sollen lieben und hassen; in der Fülle ihres Blutes sich Halbgötter dünken, und mir dafür die Fortdauer ihrer Race sorgen. Ist das geschehen, so haben sie um so mehr „Stoff und Muße, zur klaren Ansicht der Dinge zu gelangen. — Ich gebe ihnen Leidenschaften. „ —

„Fluchen werden sie dem Daseyn, wenn sie beim „Uebertritte aus dem Alter der Leidenschaften in das der „Weisheit nur das Bewußtseyn mitbringen, höhern Wesen zum Spielzeug gedient zu haben. Ich gebe ihnen „Ehrgefühl, damit sie sich höher dünken, als ihre Bestimmung. —„

So sprach Mars, und Merkur fügte hinzu:

„Und denen Ruhm nicht Ersaz scheint, gebe ich Geld. „— „Und denen, die weder Ruhm noch Geld für Ersaz des „Daseyns halten, theile ich der Lieder süsse Gabe mit „— sagte Apollo.

„Ihr sorgt nur für die Männer," nahm Venus das Wort, „und vergeßt der Frauen Loos zu sichern, die „des Lebens Lasten dem Manne, wo nicht vergessen machen, doch tragen helfen. Wie des Meeres Spiegel wird „ihr zarter Busen von jedem Hauch, jedem Eindruck aufgeregt, während des Mannes Brust, wie ein Fels, dem „Sturme trozt. In ihren Busen will ich die Ahnung „einer bessern Zukunft niederlegen; mit jeder Dämmerung am Horizonte dämmere ein neues Daseyn ihnen „auf; wie Schatten der Nacht sollen neue Genüsse ihrem „Innern vorschweben, dunkel und verworren zwar, aber „um so anziehender und süsser. Des Meeres Wellen „gleich soll ihr Auge das Zauberlicht des Sternenhimmels aufnehmen, und verschönter in des Mannes Ge-

Digitized by Google

„muth hinüberstralen. Mein Stern sey des Bundes Zei-
„chen und der Gränzstein unserer Macht! Habt ihr eure
„Geschöpfe den Tag über müde gejagt, so rufe er sie in
„meiner Dienerinnen, der Frauen, sanftes Reich, auf
„daß sie mit der Ahnung, Trost und Hoffnung und Kraft
„in die umhergetriebenen Gemüther gießen.„

„Ich sehe, grosse Götter,„ sagte Momus nach ei-
ner Pause — denn er sprach arglistig immer der letzte —
„ich sehe, ihr habt die Herrschaft der Welt als einen
„Zankapfel zwischen die Weisen und Tollen, zwischen die
„Ruhm- und Geldsüchtigen und die schönen Weiber so
„recht in die Mitte hingeworfen. Aber eure Welt kann
„nicht aus solchen Wesen allein bestehen. Für die Kräfte
„muß träger Stoff da seyn, um sich daran zu üben, oder
„sie zehren sich selbst auf; eine Welt voll Tiger und Lö-
„wen würde nicht lange bestehen, wenn ihr nicht Rehe
„und Hasen hineinsetzt. Also bevölkert nur immer Eure
„Schöpfung auch mit Menschen, die weder klug noch
„toll, weder ruhm- noch geldsüchtig, sondern das Mit-
„tel von allem dem sind, und selbst nicht recht wissen,
„was sie wollen. Mit ihrem Loos will ich mich befassen,
„da ihr darauf zu denken vergessen habt. Die anspruch-
„vollen Europäer zwar liegen mir nicht nahe am Her-
„zen; denn die werden mit dem Schwert und der Feder
„beweisen, daß eure Welt die beste sey; auch wird von
„ihnen alles nach und nach so vortrefflich eingerichtet wer-
„den, daß man meiner Nachhülfe nicht bedarf. Aber
„meine Orientalen dauern mich, die von euch weiter
„nichts verlangen, als daß ihr sie den unendlichen Him-
„mel und das weitgedehnte Meer, unterm Schatten der
„Palmen rauchend, ruhig ein Menschenleben lang an-
„schauen lasset. Doch leider sehe ich voraus, daß ihnen
„selbst das nicht immer gewährt seyn soll. Ihnen will
„ich zum Ersatz, mit des Herrschers der Götter Er-
„laubniß„ —

Jupiter winkte mit den Augen, und Momus fuhr fort:

„ihnen will ich zur Aussteuer fürs Leben die Gabe ertheis
„len Geheimnisse, — Fabeln — Mährchen — zu er-
„finden, zu erzählen und — zu glauben. So werden
„sie an den Beys der wirklichen Welt das Wiedervergel-
„tungsRecht in ihrer erdichteten ausüben, und ausgesöhnt
„mit dem Schicksal gerne euern höhern Absichten dienen.„

Die Götter lachten. Aber Jupiter hatte Gewährung zugenickt, und so entstand der Mythos und Paramythos im Orient, — der Wiege dreier Religionen.

Wid...

Rußlands Eintritt in die europäische Politik.

Fortsezung.

Wenn sich aus einer Handvoll Abenteurer, unter Romulus Anführung, nach und nach ein kleines Völkchen entwickelt, das im Lauf langer Jahrhunderte einen von seinen Nachbarn um den andern unterjocht, am Ende Italiens Gränzen zu eng findet, und sein Eroberungs-System über die Nachbar-Länder, und den größten Theil des damals bekannten Erdbodens ausbreitet, so ist dieß eine merkwürdige, eine große Erscheinung. Aber sie läßt sich begreifen, weil wir das Werk allmählig mit der Zeit reifen sehen. Allein wenn Rußlands ungeheure Macht in einem halben Jahrhundert aus völliger Unbedeutendheit aufgestiegen ist, so muß man schweigen, staunen und denken: daß es das Land ist, in welchem sich die Bäume beinah an einem Tag mit Laub bedecken, und die Früchte unendlich schneller reifen, als in den milden, der Natur so günstigen, Klimaten.

An Schweden muß sich Rußlands entstehende Macht zuerst, und unglücklich; nicht glücklicher etwas später gegen die Türken. Aber trotz der Niederlagen von Narva und am Pruth in den Jahren 1700. und 1711., gewann es dennoch durch die Verträge von Nydstadt (1721.) und von Abo (1743.) Liefland, Esthland, Karelien und Ingrien von den Schweden. Von da an ist die äußere Geschichte Rußlands beinahe blos die seiner Eroberungen, und seiner furchtbar steigenden Macht. Vom Jahr 1721., bis auf seinen letzten Krieg mit Frankreich, gewann es auf diese Weise nahe an neun Millionen Menschen. Später erhielt es noch seine großen Besitzungen am schwarzen Meer, einen Theil von Pohlen, Finnland, und die grossen Länderstriche am Ausfluß der Donau, deren Schicksal in Kurzem für eine lange Zukunft entschieden werden muß.

Mit Petern dem Großen, dessen Wirksamkeit wohl in der ganzen Geschichte der Menschheit kein Gegenstück finden dürfte, begann die erste Erhebung der russischen Macht. Vorher, und im Anfang seiner Regierung, war

Digitized by Google

für blos von den beiden Marine-Staaten, England und Holland, welche dabei ihr größtes Interesse fanden, anerkannt, und jenes hatte den Zaren schon früher den Kaiser-Titel gegeben. Auch war Peters Aufnahme in Holland und England, als er Europa bereiste, von der der übrigen Kontinental-Staaten sehr verschieden. Schon auf seiner ersten Reise nach den vereinigten Staaten hatte er den Wunsch geäussert, Frankreich zu sehn, aber die Demüthigung erlitten, daß der König seinen Besuch ablehnte. Auch der Kaiser von Oesterreich empfieng ihn nicht mit der Auszeichnung, welche seine Macht, und noch mehr sein Genie verdiente, und der Herzog von Saint-Simen, der uns obigen unpolitischen Zug seiner Regierung aufbewahrt hat, erzählt ausdrücklich: der Kaiser habe den Zaren bei seinem Besuch in Wien, in der Favorite, und blos in Begleitung von zween Groß-Offizieren, erwartet.

Dazumal war Schweden derjenige Staat, auf welchen im Norden die Blicke der europäischen Politiker beinah ausschliessend gerichtet waren. Noch eben hatten Karls XII. abenteuerliche Züge und Siege die Welt in Erstaunen gesetzt, und war durch die Leichtigkeit, mit der er Peters des Großen unendlich weit überlegenes Heer bei Narva geschlagen, eine geringe Vorstellung von der militärischen Macht Rußlands in Umlauf gebracht worden. Erst nachdem Karl alle Kräfte seines Reichs erschöpft, und den Zaren durch seine Niederlagen unterrichtet hatte, als Schweden den größten Theil seiner Continental-Besitzungen an ihn verloren, erst jezt grief Peter in die europäische Politik ein. Diese hatte damals, wie beinah immer in der neuern Geschichte, ihren Angel in den Verhältnissen von Deutschland, und so übernahm er im Anfang gewissermaßen die Rolle von Schweden. So natürlich dergleichen Veränderungen sind, so schwer werden sie gewöhnlich von der Politik begriffen, welche ihre Grundsäze oft kaum nach Jahrhunderten zu ändern vermag. Diesem Umstand sind die Hindernisse zuzuschreiben, welche Peter der erste, wie seine Vorgänger noch mehr, lange Zeit bei seinem Bestreben fand, in die Reihe der großen europäischen Herrscher-Familien einzutreten, und mit ihnen über die Schicksale unsers Erdtheils zu wachen und zu walten. Schon 1687. hatten die Zaren vergebens eine Gesandtschaft an Ludwig XIV. geschickt, um eine diplomatische und politische Verbindung mit Frankreich einzuleiten. Erst 1717. kam diese durch Petern in dem, zwischen Frankreich, Rußland und Preußen zu Amsterdam abgeschlossenen, Allianz-Traktat zu Stande, und von diesem Vertrage an ist Rußlands Eintritt in die europäische Politik zu rechnen.

Die Negotiationen, die demselben vorangiengen, sind so merkwürdig, daß wir in ihr Inneres hineinsehn müssen. Peter der Große hatte sie selbst durch seinen zweiten Aufenthalt in Holland und seine Anwesenheit in Paris im Jahre 1717. vorbereitet. Aber auch jezt, wird man finden, legte das französische Cabinet noch keinen großen Werth auf diese neue Verbindung.

Der Zar hatte schon bei verschiedenen Gelegenheiten seinen Wunsch geäußert, mit Frankreich in nähere Verbindungen einzutreten. Dieses wich demselben aber immer zufolge seiner Verhältnisse mit Schweden aus, und wurde ihm erst durch seinen, im Jahr 1716. mit Preußen abgeschlossenen, geheimen Vertrag gewissermaßen näher gebracht. Peter war durch Friedrich Wilhelm I. in Kenntniß von lezterem Traktat gesezt worden, und hatte aus demselben wahrscheinlich die eigentliche Meinung des französischen Kabinets in Absicht auf Schweden ersehen. Preussens Politik hatte in demselben eine Stüze gegen Oesterreich und Schweden gewonnen, und ein Beitritt zu dieser Verbindung mußte dem russischen Monarchen bei seinen engen Verhältnissen mit Friedrich Wilhelm I. sehr erwünscht seyn. Der König gieng in seine Absichten ein, und so geschahen dann von Seiten Rußlands durch den preussischen Geschäftsträger, von Kniephausen, welcher sich bei dem Zaren in Holland befand, die ersten Eröffnungen an Frankreich, die auf eine gänzliche Vereinigung der Interessen beider nordischen Höfe mit Frankreich abzweckten. Da solcher Vorschlag von Seiten des lezteren nicht angenommen worden zu seyn scheint, so ließ Peter dem französischen Kabinet andre Vorschläge machen, deren Wesentliches in einer Forderung bestand, Schweden im Krieg und im Frieden nicht mehr beizustehn, und dem Zaren für seinen Krieg mit dieser Krone Entschädigung zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nachrichten über die neusten Erziehungs-Fortschritte in der Stadt Laputa, von einem alten Correspondenten des Doktors Schwift geschrieben.

Bei uns geht das Geschäft der Volksbildung immer seinen raschen Gang fort, und fängt seit einiger Zeit an, sich über andre Seiten des Lebens zu verbreiten, die man bisher gar keiner Aufmerksamkeit werth geachtet hatte. Die Weisheit blieb in die Schulen verschlossen, und war gleichsam das Eigenthum der wenigen Köpfe, die das Schicksal hinlänglich begünstiget hatte, um in dieselben treten zu können. Das ist nun anders. Die Thore ihres Tempels sind aller Welt geöffnet, und jedermann beeilt sich, an die nieversiegende Quelle zu treten, und mit eigener Hand aus derselben zu schöpfen.

Einer unsrer größten Weisen hat seit einiger Zeit eine Schule für Mütter errichtet. Sie begreifen selbst, wie wichtig diese Anstalt für unsern Staat ist, da im Grunde von der ersten Bildung des Kindes sein ganzes künftiges Leben abhängt, und diese Bildung doch immer nur durch die Mutter geschehen kann. Ich will Ihnen einen kurzen Abriß dieser Anstalt entwerfen; denn die Weisheit ist ein Gut, auf das alle Menschen Anspruch haben, und seit Jonathan gestorben ist, habe ich keinen Correspondenten mehr in ihrem Vaterland, durch den ich auf dasselbe wirken könnte.

Diese Schule, welche bereits in allen Provinzen Töchter zählt, hat ihren Zentral-Punkt in der großen Anstalt unsrer Hauptstadt. Die innere Einrichtung derselben unterscheidet sich wenig von der von andern ähnlichen Instituten; desto verschiedener aber ist der Geist derselben.

Alle Mütter, welche Kinder bis zum sechsten Jahre haben, finden sich Morgens um 7 Uhr mit ihren Kleinen daselbst ein. Diese sind noch nüchtern, indem sie erst in der Schule ihren Brei unter den Augen der Lehrer erhalten. Sie können sich keinen rührendern Anblick denken, als diese Reihen von mehreren hundert Müttern mit ihren kleinen Kindern im Schooße. Nach einem allgemeinen Gebet werden die großen Brei-Kessel gebracht, und bei ihrer Erscheinung schweigen die Kinder gewöhnlich plötzlich stille, indem die Ordnung, welche in der Schule herrscht, bereits auf die Kleinen zu wirken angefangen hat. Der Ober-Lehrer in Begleitung eines Arzts geht von einer Mutter zur andern. Beide bestimmen ihr, nach der Constitution und dem Alter des Kindes, die Zahl der Löffel von Brei, die sie ihm geben darf. Diese werden ihr sogleich in ein eigenes Gefäß zugemessen, und sie fängt an, dem Kinde seine Nahrung beizubringen. Hat dieses seine bestimmte Portion zu sich genommen, so wird mit einer großen Glocke das Zeichen zum Säugen gegeben. War der Anblick vorher rührend, so ist er es nun unendlich mehr geworden. Denken Sie sich diese Menge von jungen Frauen, unter denen viele sehr hübsch sind, in langen Reihen sitzend, alle diese unschuldigen Geschöpfe an ihrem Busen liegend, und die süsseste Nahrung mit vollen Zügen schlürfend, und Sie sehen hier, was Ihnen kein Mahler zu zeigen im Stande ist. Auch haben wirklich mehrere Künstler von unsrer Regierung Erlaubniß erhalten, Studien zu heiligen Familien in der Mutterschule zu machen, und der Ober-Lehrer selbst, hat es nicht verschmäht, neulich einem derselben zum Modell des heiligen Josephs zu sizen. Dieses Gemählde ist bereits vollendet, und übertrifft alles, was je in diesem Zweig der Geschichtsmahlerei gesehen worden ist. Es steht schon mehrere Wochen auf unsrem großen Markt für das Publikum ausgestellt; denn Sie wissen, daß bei uns der Kunst-Geschmack nicht nur das Eigenthum einiger wenigen ist, sondern daß unser ganzes Volk so sicher über Kunstwerke urtheilt, als Ihr Winkelmann nur immer zu thun vermochte. (Der Beschl. folgt.)

Notizen.

Sir Samuel Romilly giebt das Fortschreiten des brittischen Finanz-Wesens unter Pitt und seinen Nachfolgern in einigen großen Zügen an. Das Wesentliche davon ist: Pitt fand die National-Schuld beim Anfange seines Ministeriums . . . . 239 Mil. Pf. Sterl.

Bei seinem Tod war sie gestiegen auf	650	—	—
Seine Nachfolger brachten sie auf	811	—	—
Er fand die jährlichen Auflagen stark	23	—	—
Er brachte sie auf	44	—	—
Seine Nachfolger auf	70	—	—
Er fand die jährlichen Ausgaben zu	21	—	—
er brachte sie auf	70	—	—
und seine Nachfolger auf	92	—	—
Er fand die Armentaxe für England, Wallis u. s. w.	2,167,749		—
Bei seinem Tod betrug sie	3,348,265		—
und heutzutag soll sie gestiegen seyn auf	7,000,000		

Der erste Tabaks-Pacht in Frankreich fand im Jahr 1674. statt. Er wurde, mit der Abgabe von 30000. einem gewissen Jean Breton auf sechs Jahre gegeben, und zwar in den zwei ersten Jahren für 500,000 Livres, und in den vier letzten für 700,000 Livres. 1720. erhielt ihn die indische Kompagnie für 1,500,000, 1771. betrug er 27,000,000 Livres. In den letzten Jahren von Ludwig XVI. soll er auf 35,000,000 gekommen seyn; und nun, wird er, nach den neuesten Verfügungen, auf 60,000,000 angeschlagen.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 10. Den 2. Februar 1811.

Am heutigen Tag des Jahrs 1688. starb einer der größten Männer Frankreichs, der Admiral du Quesne. Sechzig Jahre Marine-Dienstes, die Schlacht von Syrakus gegen Ruyter, und zahllose Heldenthaten gewannen ihm die Nachsicht, womit er, als Protestant, nach der Aufhebung des Edikts von Nantes behandelt wurde. „Bis hieher," antworte der Greis auf das Ansinnen, die Religion zu ändern, „bin ich dem König getreu gewesen: warum soll ich jezt erst meinem Gott untreu werden?„ — und die Proselytenmacher schwiegen.

Unglückliche Trümmer alter Völker.

I.

Es war in einem jener glücklichen Augenblicke, da das Auge des Denkers die ganze Welt in sich selbst verklärt, als Shakespeare ausrief: „Welch ein Meisterstück ist der Mensch! Wie edel durch seine Vernunft! Wie unbegränzt in seinen Fähigkeiten! An Thätigkeit, wie gleich einem Engel! Im Denken, wie ähnlich einem Gott!„ —

Und wie tief gesunken, wie elend, wie erbärmlich, wie verächtlich, wenn Despotismus, Vorurtheil, Unglück, Mühe und vergiftetes Blut Jahrhunderte lang an dem Fall dieses Engels gearbeitet haben!

So lautet das Resultat manches lang weilenden Blicks auf die Geschicke der Völker, mancher Wanderung durch die Thäler der Menschen, mancher Prüfung unsers eigenen Lebens. Was ist aus jenen großen Männern geworden, welche einst ihr ganzes Zeitalter in ihr eigenes Schicksal zerstörend hineingerissen? Was aus jenen stolzen Römern, die die ganze Erde mit ihren Siegen umfaßt haben? — „O Cäsar, Cato, Cicero, Lehrer der Erde! Euer Vaterland, das eure Tugenden und eure Thaten so sehr verherrlicht haben, mußte, zur Schande und zum Unglück der Menschheit, einst der gröbsten Unwissenheit, und dem blinden, abgeschmackten Aberglauben zum Raube werden! — Es giebt nur noch Statuen, Obelisken und prächtige Paläste in Rom; aber Männer — keine," — antwortet euch eine Königin. — Alles ist dahin! Vergebens sucht ihr die Spuren jener Völker auf dem Boden, den sie einst mit Strömen vom Blut ihrer Feinde genezt haben. Ein Schauspieler hält euch eine hölzerne Büchse vor, und spricht das demüthigende Wort:

Ecce totus Hercules in hoc pixide continetur.*)

Es sind wenige europäische Nationen, unter denen nicht ganze uralte Völker-Reste in langer Verachtung und tiefster Gesunkenheit, wie die Schatten gemordeter Krieger, herumschleichen. Sie haben ihre alte Größe selbst bis auf die Erinnerung an dieselbe verloren, und tiefer kann keine Nation fallen. Wer weiß, von welchem alten Heldenstamm die Zigeuner sind, welche noch über den größten Theil von Europa verbreitet, keinem seiner Völker, keinem seiner Gesetze, keiner seiner Sprachen, seiner

*) Anmerk. In dieser Büchse ist Hercules ganze Asche enthalten. Seneca.

Digitized by Google

Sitten und Religionen angehören? Schon seit Jahrhunderten wandeln sie fremd, oft verfolgt, nie ganz unterdrückt, nie sich anschließend an die Zeit und ihre Formen, unter uns herum. Fragt ihr sie nach ihrer Abstammung, nach ihren Gesetzen, nach ihrem Glauben, so lachen sie euch ins Gesicht, und ihr wißt nicht, ob euch die Unwissenheit, oder die Bosheit so geantwortet hat.

Aber diese Kaste hat sich doch wenigstens frei und unabhängig erhalten, und da ist von ihnen noch weit hinab bis zur Stufe der niedrigsten Gesunkenheit. Wer Lust hat, kann sie als eine Art von Philosophen ansehen, die sich von den meisten Gebrechen der Zeit rein gehalten, und, Cultur und Luxus verachtend, in einem, an den Naturzustand gränzenden, Leben, sich nur so weit über denselben erhoben haben, um nicht durch den Hobbesschen Krieg Aller gegen Alle versucht zu werden. Die Zigeuner sind doch gesunde, starke, schlaue Menschen, von denen man oft glauben möchte, daß das Bewußtseyn ihrer Freiheit und Unabhängigkeit sie von der Vermischung mit andern Völkern und ihren Institutionen abgehalten hat.

Wie unendlich tiefer, bedauerungswürdiger steht dafür jene alte Volks-Kaste, die man in den südlichen Provinzen Frankreichs antrifft! Unter dem Namen der Cagots, Cacous, Caqueux, Cahets, Caffos, Capots und Colibertes findet man sie in der Bretagne, an der Garonne, in den Heiden-Departements, in beiden Navarra's, und in dem französischen Theil der Pyrenäen-Thäler. Frankreichs politische Umgestaltung hat freilich die gesetzliche Verachtung, die auf ihnen lastete, gehoben, aber die Meinung des Volks über sie noch wenig geändert. Was vermöchten auch Gesetze so schnell gegen die Vorurtheile eines Jahrtausends? denn in die ältesten Zeiten der französischen Geschichte steigt der Abscheu gegen diese Unglücklichen empor. Hin und wieder finden sich grausshafte Spuren desselben. Man verschenkt sie, wie Sklaven; Parlamente berathschlagen sich, ob man ihnen ein ehrliches Begräbniß zugestehen könne; jeder Platz, den sie berühren, ist unrein; sie haben in den Kirchen nicht nur ihre eigene Stelle, sondern auch ihren eigenen Eingang; man flieht vor ihnen, wie vor Aussätzigen und Pest-Kranken; sie dürfen kein Gewerbe treiben, als das der Holzhacker; ihre elenden Hütten sind fern von den andern Wohnungen in Klüfte versteckt; sie selber fliehen vor den Glücklichen, die sie nicht als ihre Nebenmenschen betrachten dürfen, und der Fluch, den Völker, Gesetze und Meinungen über sie ausgesprochen, wird durch die Natur selbst bestätigt, die ihrem Körper, gleich dem der unglücklichen Kretins im Walliser Lande, gewöhnlich ganz mißgestaltet, und häufig so gestaltlos gebildet hat, daß man in ihnen nur ein sinnloses Pflanzenleben, und keinen Anspruch an menschliche Form und menschlichen Verstand, findet.

In Sandwüsten, auf undankbarem Felsenboden, in rauhen Wäldern der Gebirge stößt man auf diese Unglücklichen in den Provinzen, die wir genannt haben. Von ewiger Verachtung und nie heilenden Krankheiten gedrückt, von aller Gesellschaft und selbst dem meisten Verkehr mit denen, welche sie seit einiger Zeit Mitbürger nennen dürfen, ausgeschlossen, arm, hülflos, verstandesschwach, ohne Sinn und Kraft, sich zu heilen und zu erheben, theilen sie keinen der Vortheile der Civilisation, unter der sie wohnen, aber alle Lasten derselben. Freilich könnt ihr sie glücklich nennen, wenn ihr wollt; denn ihr Stumpfsinn ist so groß, daß sie ihrem Zustand nicht fühlen. Aber sind sie darum weniger unsers Mitleids, weniger unsrer Wünsche für die Verbesserung ihres traurigen Zustands würdig?

Manche haben das Elend dieser Menschen aus physischen Ursachen erklären, und ihre Krankheiten, von denen all ihr übriges Uebel herrührt, aus gleicher Quelle, wie die der Kretins in Wallis, ableiten wollen. Allein ihr Zustand ist auch in Gegenden, wo keine Schneewasser sind, derselbige. Ueberdieß haben sie so viel Eigenthümliches in ihren Gesichtszügen, daß man sie nothwendig als einen besondern Völkerstamm ansehen muß, der sich immer von den übrigen Bewohnern des Lands unvermischt erhalten hat, und vielleicht eben dadurch, daß er sich nur durch sich selbst vermehrte, so sehr ausgeartet ist.

Andre haben ihren Ursprung von den Aussätzigen abgeleitet, mit welchen Europa durch die Kreuzzüge überschwemmt wurde, und gegen die man noch in den Gesetzen der meisten Völker unsres Welttheils so harte Vorkehrungen findet. Andre hielten sie für unterdrückte Reste der alten Gallier, die der Despotismus ihrer Ueberwinder so tief gestürzt habe; andre für Ueberbleibsel der Mauren, welche Carl Martells schwere Hand bei Tours und Poitiers getroffen; noch andre für Trümmer der ungeheuren

Digitized by Google

Hunnen-Heere, die 451. in der Nähe von Orleans geschlagen wurden, oder für Reste der Gothen, an denen die Eroberungssucht ihrer Väter gerächt worden sey. Am wahrscheinlichsten ist indeß die Meinung derer, welche diese Kasse für Ueberbleibsel der West-Gothen halten, welche wegen des Arianismus gröſseren Verfolgungen ausgesetzt waren, als andre von den nordischen Barbaren, die nach und nach den Süden überschwemmt haben, und gröſstentheils in ihm zu Grunde gegangen sind. Sie wurden von der Gemeinschaft mit den übrigen Bewohnern des Landes ausgeschlossen, nicht weil sie aufsäßig, sondern weil sie Arianer waren; aber sie wurden aufsäßig, da die Unterdrückung, der Mangel und der Abscheu von Jahrhunderten auf ihnen lastete, und konnten durch ihre Rückkehr in den Schoos der Kirche unmöglich gefunden, weil Gesetze und Meinungen noch immer gleich schwer auf sie drückten.

Rußlands Eintritt in die europäische Politik.

Beschluß.

Während der Einleitung dieser Negotiation kam Peter der Groſse selbst nach Paris. Der Marschall von Tessé war ihm von der französischen Regierung entgegen geschickt worden, und hatte den Befehl, während seines Aufenthalts in Paris sein Begleiter zu seyn. Der Zar verhehlte seinen alten Wunsch, sich an Frankreich anzuschlieſsen, nicht lange, und nöthigte das Cabinet der Tuilerien, die Unterhandlung deßhalb anzuknüpfen. Der Marschall erhielt daher den Auftrag, mit dem russischen Ministerium zu unterhandeln, scheint aber die Sache so kurzsichtig angesehen zu haben, als seine Regierung. Ces gens-ci, sagt er, für einen Diplomatiker wirklich ein wenig zu bündig, in seinem ersten Bericht über den Erfolg der Negotiation; ces gens-ci veulent vous tenir lieu de la Suede, se mettre en son lieu et place, et vous couter ou ce, que vous coute présentement la Suede, ou ce, qu' ils croient, qu'elle vous coute.

Indeß sprach der Marschall in diesen Worten die eigentliche Absicht Peters des Groſsen aus. „Wenn der Zar," hatten ihm die russischen Minister gesagt, „sich anheischig macht, die Verträge von Utrecht und Baden zu „garantieren; wenn er deßhalb mit Zuverläßigkeit Oesterreich den Dienst, daß er dessen Verträge konsolidiert? „Will das französische Cabinet Rußlands Eroberungen in „Schweden auch nicht garantieren, so lasse es ihn gezogen dieses „nach seinem Gefallen handeln, und seze ihn an die Stelle „desselben. Das System von Europa hat sich verändert; „die Basis aller eurer Verträge ist der westphälische. „Aber warum hat sich Frankreich mit Schweden verbunden? Weil dieses damals Staaten in Deutschland besaß, und weil ihr, mit Schwedens und eurer übrigen „deutschen Alliierten Kraft, der Macht des Kaisers von „Oesterreich das Gleichgewicht halten konntet. Diese Lage von Europa ist jezt nicht mehr. Frankreich hat seine „Alliierten in Deutschland verloren; Schweden ist beinah „zernichtet, und kann euch von keinem Nuzen mehr seyn; „dafür hat sich aber die Macht Oesterreichs unendlich vergröſsert. Unter diesen Umständen biete ich, Zar, Frankreich an, Schwedens Stelle einzunehmen; trage ihm „nicht nur meine Allianz, sondern auch meine und Preuſsens Macht an, ohne die ich nicht agieren könnte. „Pohlen wird nichts sehnlicher wünschen, als unserm „Traktate beizutreten, und wenn Frankreich, Preuſsen, „Pohlen und ich, der Zar, vereinigt sind, so wird das „Gleichgewicht, welches Schwedens Allianz euch bildete, „nicht nur durch mich hergestellt, sondern überwiegend „gemacht. Möget ihr immer einen Vertrag mit England „und Holland geschlossen haben, so ist mein, des Zaren, „Vorschlag demselben gar nicht entgegen. Holland wird „dabei seine Rechnung finden; denn es ist sein Interesse, „daß Oesterreich nicht zu mächtig wird. England hingegen ist eine, in ihrem Innern so zerrissene, und in ihren Planen so veränderliche, Macht, daß, so ihr dasselbe verliert, Rußland euch alles ersezen kann, was ihr „von Schweden und England gehofft. Wenn ihr daher „des Zaren Eroberungen in Schweden auch nicht garantieren wollt, so läßt er sich das gefallen; allein er verlangt, bei euch an Schwedens Stelle zu treten, und sodert somit dieselben Subsidien, die ihr dieser Krone bisher gegeben, indem er euch nicht nur die Stelle derselben ersezt, sondern auch noch den König von Preuſsen „führt."

Diese edle Sprache kontrastierte zu stark gegen die

ausweichenden Mittheilungen der französischen Regierung. An der Spize derselben stand damals der Herzog Philipp von Orleans als Regent, einzig bemüht, sich für den nicht unwahrscheinlichen Todesfall des minderjährigen, sehr schwächlichen Ludwig's XV., auf allen Seiten mit Allianzen zu verwahren, aber wohl zu kurzsichtig, um die, welche ihm Peter der Große anbot, nach ihrem ganzen Werth zu schäzen. Ohne Zweifel besorgte der Regent, Oesterreich durch diese neue Idee zu mißfallen, indem er bereits den Vertrag in Gedanken haben mochte, den er später mit dieser Macht abgeschlossen hat. Tessé erhielt daher Befehl, sich blos auf die Bestimmung eines guten Einverständnisses und guter Freundschaft einzulassen, in Rücksicht auf Schweden aber gar nichts zu beschließen, weil der Vertrag Frankreichs mit dieser Krone erst in zehen Monaten sein Ende habe.

Die Unterhandlung zog sich in die Länge, und Peter wollte seine Reise nach Holland nicht weiter verschieben. So erhielt dann der französische Gesandte im Haag den Auftrag, dieselbe zu verfolgen, und wurde am 4ten August endlich in Amsterdam ein Allianz-Vertrag zwischen Frankreich, Rußland und Preußen abgeschlossen, der, so wenig er auch noch zu bestimmen scheint, dennoch die Merkwürdigkeit hat, daß Rußland durch denselben zum erstenmal in die große europäische Politik eingetreten ist. Die Artikel desselben waren folgende:

1.) Es soll ein Allianz- und Freundschafts-Bündniß zwischen Rußland, Frankreich und Preußen bestehen.

2.) Diese drei Staaten verbinden sich zur Aufrechthaltung der Verträge von Utrecht und Baden, so wie derjenigen, welche für den Frieden des Nordens von dem Zaren und von Preußen geschlossen werden.

3.) Innerhalb acht Monaten werden von den drei kontrahirenden Mächten Commissäre zu Abschließung eines Handels-Vertrags, auf den Fuß der, in ihren respektiven Staaten am meisten begünstigten, Nationen, ernannt.

Diesem Traktat folgten noch mehrere geheime Separat-Artikel, welche sich auf Frankreichs Vermittlung bei einem Friedens-Schluß für die nordischen Mächte, und hauptsächlich auf dessen Verpflichtung bezogen, nach Abfluß seiner Traktate mit Schweden, sich in keine neuen Verträge mit dieser Krone einzulassen.

Notizen.

Das Pariser Längen-Bureau giebt über die Bevölkerung von Frankreich folgende Angaben, die man als offiziell ansehen darf.

Vor der Vereinigung Hollands, der Hanse-Städte und der übrigen Besizungen im Nordwesten von Deutschland zählte das französische Reich
- 26,080,448 Menschen. Dazu kamen
- 875,000 im Kirchen-Staat;
- 2,141,088 in Holland;
- 126,000 in der Republik Wallis;
- 1,300,000 in den Hanse-Städten u. s. w.

42,522,536 Totalsumme.

Zugleich wird die Bevölkerung der vorzüglichsten Städte angegeben; und zwar

Paris mit	580,609	Seelen
Amsterdam	220,000	—
Rom	160,000	— ?
Hamburg	110,000	—
Marseille	102,107	—
Lyon	100,041	—
Bordeaux	92,374	—
Genua	75,280	—
Florenz	75,207	—
Livorno	50,582	—
Strasburg	49,002	—
Bremen	48,000	—

Durch ein kaiserliches Dekret hat die Akademie der Crusca, in Florenz, eine Art von Wiedergeburt erhalten, der sie höchst bedürftig war. Bisher begnügte man sich in ihren Versammlungen, daß die Mitglieder derselben einander unbedeutende Sonette vorlasen, die sie sich gegenseitig beklatschten. Jezt sollen sie aber an die Ueberarbeitung des Haupt-Wörterbuchs der italienischen Sprache gehn. Da Besoldungen für dieses Geschäft ausgesezt worden sind, so ist ein guter Erfolg zu erwarten.

Von den vielen Kirchen Roms werden in Zukunft 335 zum Gottesdienst beibehalten. Die 160,000 Einwohner, welche die Stadt gegenwärtig haben soll, konnten sich freylich mit einer geringern Anzahl begnügen; allein jene Kirchen alle verdanken ihre Erhaltung entweder ihrem Alterthum, oder vorzüglichen, in denselben befindlichen, Kunstwerken. Das Kloster von S. Onofrio wird in eine Anstalt für Taubstumme verwandelt, und in demselben Tasso's, der darin gestorben ist, ein Denkmal errichtet.

Im obern Italien wurde schon lange her von den Apothekern für ärztlichen Gebrauch Trauben-Syrup verfertiget; aber niemand verfiel auf eine größere Anwendung dieser Kunst.

Endlich wird der alte Plan ausgeführt, Rom seine höchste Verschönerung dadurch zu geben, daß alle Häuser, welche zwischen dem Peters-Platz und der Engelsburg stehen, niedergerissen werden.

Im Departement de l'Allier ist eine der schrecklichsten Mordthaten vorgefallen, die die Geschichte der Menschheit kennt. Ein erwachsenes Mädchen schlug Vater, Mutter und zwey Schwestern todt. Mitten unter die versammelte Familie trat die Mörderin. Mit ihrem Vater machte sie den Anfang. Kein Flehen der übrigen erweichte sie. Sie wollte mit ihrem Bruder enden; aber er gewann Zeit zu entfliehen. Sie hatte bis jezt das Glück, zu entrinnen. Eigennuz war die Ursache dieser entsezlichen That.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 11. Den 6. Februar 1811.

Geburtstag von Sokrates und Alexander, dem Großen, wie manche Gelehrten behauptet haben. Da es schwer ist, ihnen das Gegentheil zu beweisen, so kann man es immerhin glauben, und um so lieber, da es tröstlich ist, die Gedanken an den Mann, welcher darüber weinte, nicht auch den Mond erobern zu können, durch das Andenken eines Weisen zu mildern, der den Gewinn einiger Menschenherzen für höher hielt, als die Unterjochung von hundert Nationen am Indus.

Warnende Sage aus der Vorzeit von Majorka.

Unter den Bergen der Nordküste, wo sich an die schroffe Felswand neben die grausen Steinhaufen, welche herabgerollt sind, die schöne Ebene anschließt, ist einer, den die Sage zum Schauplatz einer schaudervollen Begebenheit macht. Auf der Gränze des Abgrunds hängen die Trümmer eines Thurms. Neben ihm sind noch die Spuren andrer Gebäude sichtbar. Vor alten Zeiten stand hier ein Schloß, das mit dem Thurme durch eine Zugbrücke verbunden war. Eine glückliche Familie wohnte in *jenem*; von diesem herab stürzte in Einer Stunde all ihr Glück. Nur die wenigen Trümmer erzählen noch, wie das geschah, und warnen vor der Mißhandlung unglücklicher Menschen, welche früher oder später die Verzweiflung rächt.

Auf dem Thurme pflegte die beglückte Mutter mit ihren drei Knaben zu stehen, um da den geliebten Gemahl und Vater zu erwarten, wenn er hinab in die Thäler gegangen war. Von hier erkannte ihr Auge den Heimkehrenden in einer Ferne, wo nur die Liebe hinsieht, und die Knaben jauchzten dem Vater entgegen, wenn er den steilen Bergpfad heraufritt. Auch sein Blick wandte sich nicht von den Zinnen, wo seine blühende Jugendkraft ihm entgegen jubelte, sein Roß litt manchmal durch die väterliche Ungeduld, und er hätte immer gern früher in den Hof springen mögen, eh' die Mutter die schmalen Thurm-Treppen herabgestiegen war.

So war er oft heimgekehrt aus den Ebenen, in welchen ihm herrliche Fluren prangten, und viele tausend Schaafe weideten. Traue deinem Glück nicht, Mensch, und hüte dich wenigstens, es durch seinen Mißbrauch zu verjagen! Wo es einmal gestohen ist, brechen die Unglücksmächte alle vereinigt herein, und keine Reue vermag die Schuld eines einzigen Augenblicks zu versöhnen!

In einer Anwandlung von übler Laune behandelte Don Raymond einen seiner Sklaven, der nichts verschuldet hatte, als das Unglück, seinem aufgebrachten Herrn begegnet zu seyn, sehr hart. Ohne eine Klage sich entfahren zu lassen, duldete der Sklave sein Unrecht. Sein Schweigen wurde für höhnenden Trotz gehalten, und als solcher bestraft. Schmerzensvoll wendete sich der Unglückliche im Staube. Kein Laut foderte Gerechtigkeit oder Mitleid. Der Rachegedanke gab ihm Kraft zu erdulden, und lähmte die Zunge, welche nach Vergeltung lechzte.

Don Raymond war hinabgeritten in die Thäler. Gegen Abend gieng sein Weib mit ihren drei Knaben auf den Thurm, um seine Rückkehr zu erwarten. Nun war des Sklaven Zeit gekommen. Bis dahin war er träge und stille gewesen; jetzt funkelte sein Auge in wilder Rach-

Digitized by Google

sucht, seine Schritte flogen, er war unter des Thurmes Thor, und stürzte die Zugbrücke, welche ihn mit dem Schloß verband, in den Abgrund hinab.

Auf der glatten Zinne saß die Mutter mit den Kindern. Wüthend sprang der Sklave hinauf, in Wuth schäumten seine Lippen, und kaum vernehmlich keuchte er die Erschrockenen mit dem entsetzlichen Wort an: nun ist die Stunde der Rache gekommen!

Was half das Flehen der Mutter, das Angstgeschrei der Kinder gegen die Rache und die Verzweiflung? Nur Engel können hier retten; aber der Himmel läßt zuweilen das Gräßliche geschehen, damit der Mensch über sich selbst und das Schicksal zusammenschrikt, und aus der ungeheuren That Mäßigung im Glück, und wachsame Besonnenheit in der Ruhe lerne.

Erst band er der Mutter Hände und Beine mit Stricken fest, und verübte an ihr, was die wildeste Thierslust begehren mag. Je schneidender das Geschrei der Knaben ertönte, desto gräßlicher war des Barbaren Freude; je unmächtiger sich die unglückliche Frau gegen die scheußliche Wollust sträubte, desto höher stieg die thierische Lüsternheit. Am wilden Genusse sättigt sich nur die erschöpfte Kraft; wie die unmenschliche Rachlust nur mit dem letzten Opfer endigt. Aber so bald war hier das Gräßliche nicht vollendet. Noch war ja der, dem das Blut aus dem lebendigen Herzen Tropfenweise auf der Glut verbrannt werden sollte, nicht sichtbar, und der Sklave hatte Zeit, neue Kräfte zur Vollendung seiner Gräuelthat zu schöpfen.

Nicht um ihr Leben mehr flehte die arme, mißhandelte Mutter. Was konnte ihr jezt noch das Leben seyn? Aber für die Rettung der Knaben jammerte sie um Mitleid, flehte sie zum Himmel, und vergaß sie selbst der grausam geschändeten Ehre. Wild auf lachte der Unmensch, rühmte sich, daß das Wenigste noch geschehen, daß das Opfer einer Weibertugend keine Sklavenrache zu versöhnen vermöge.

Endlich sah er Don Raymond den Berg heraufreiten, und freudig fuhr er auf, um sich an seiner Unwissenheit noch einige Augenblicke zu weiden. Die Knaben erblickten ihren Vater, und erhoben ein schneidendes Geschrei zum Himmel um Hülfe. Erschrocken schaut Don Raymond nach des Thurmes Zinne. Aber mit Entsezen sieht er den Sklaven lachend oben stehen, und die Zugbrücke in den Abgrund gestürzt.

Ha, rief der Sklave herab, siehst du dein Weib und deine Kinder? Freue dich, wenn sie herunter kommen. Sie können nicht genug eilen; dein Weib lechzt nach deinen Umarmungen. Ich habe sie in den meinigen gesättigt, und schike dir sie hier, um dich mit ihr zu trösten.

Mit diesen Worten nahm er die Unglückliche, und stürzte sie auf die Felsen der Tiefe herab.

Don Raymond sank bei diesem Anblick nieder. Seine Knechte sammelten sich um ihn, er öffnete die Augen wieder, und sah den Sklaven, wie er lachend den Aeltesten seiner Knaben bei den Haaren hielt. Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! schrie der unglückliche Vater.

Barmherzigkeit? lachte der Sklave herab. Barmherzigkeit foderst du von mir? Barmherzigkeit kenn' ich nicht mehr, seit ich sie nicht bei dir gefunden habe. Rache, Rache ist jezt mein Wort. Wir wollen sehen, wer grausamer von uns beiden ist!

Damit schleuderte er den ältesten Knaben in den Abgrund hinunter.

Barmherzigkeit! Barmherzigkeit jammerte der unglückliche Vater. Aber der Sklave hatte den zweiten Sohn bei den Haaren gefaßt. Umsonst versprach Don Raymond ihm Freiheit und Straflosigkeit, wenn er ihm die beiden Knaben leben liesse; umsonst bot er ihm alle seine Schlösser für sie an; umsonst weinte, flehte er; der Sklave lachte bei seiner Verzweiflung nur wilden Hohn.

Ihr müßt lernen, stolze Europäer, fuhr er fort, daß Sklaven Menschen sind, und ich will dir einen Unterricht geben, den du nie vergessen wirst. Deine Knaben müssen auch sterben, und dann kannst du dich ihnen in den Abgrund nachstürzen, wo du dein Weib und deinen ältesten Sohn finden wirst.

Barmherzigkeit! Barmherzigkeit flehte der jammervolle Vater.

Ich kenne keine Barmherzigkeit, scholl es mit Gelächter vom Thurme herab. Nach Rache lechzet meine Seele. Schau den Knaben an. Die Augen hat er von dir, und die Haare von seiner Mutter. Bist du nicht stolz auf die blühenden Jungen?

Alles war vergebens, keine Hülfe möglich. Endlich machte ihm der Sklave den Vorschlag, daß er sich die Na-

Digitized by Google

se selbst abschneiden müsse, wenn er seine Kinder retten wolle. Was thut ein Vater nicht für seine Kinder? Wenn Don Raymond zögerte, so war es nicht, weil er den Schmerz oder die Entstellung fürchtete. Aber schon flog der zweite Knabe auf die Felsen hinab, und mit jämmerlichem Geschrei versprach der arme Vater Alles für sein einziges, noch übriges Kind.

Mit Lachen antwortete der Sklave, daß es ihm nach seiner stolzen Nase gelüstete, und daß sie der Preis für das Leben seines Sohnes seyn müsse. Don Raymond ließ sich ein Bartmesser bringen, und vollzog die Bedingung, daß seine Thränen, mit den Blutströmen vermischt, auf die Erde flossen.

Ha, leichtgläubiger Narr, fuhr der Sklave fort, wähnst du, daß mich deine Nase befriedigen könne? Du must ein Zeichen haben, woran Jeder das Opfer meiner Rache erkennen kann, daß bei deinem Anblick jeder dem Andern erzähle, wie man seine Sklaven behandeln muß, um sie zur Verzweiflung zu bringen. Freue dich, meine Rache ist nun bald befriedigt, du brauchst nur diesen da noch den Sprung machen zu sehn, und dann kannst du dich mit mir und ihnen da unten auf den schönen Felsen vereinigen.

Als er diese Worte gesagt, schleuderte er auch den letzten Knaben vollends hinunter. Dann blieb er eine Zeitlang lachend stehen, und stürzte sich selbst in den Abgrund.

National-Züge.

1. Spanier.

In einem spanischen Auto sacramentale (einer Art von Theaterstücken) bittet Christus die Ritter von St. Jago in ihrem Kapitel um Aufnahme in ihren Orden. Mehrere derselben geben ihm ihre Stimme; allein die Aeltesten unter den Rittern machen die Vorstellung, daß sie keinen Bürgerlichen aufnehmen dürfen, indem St. Joseph ein Tischler und die heilige Jungfrau eine Näherin gewesen sey. Während dieser Zeit wartet Christus mit größter Ungeduld auf die Entscheidung. Diese geht endlich dahin, daß, um den Orden von St. Jago nicht zu kompromittieren, ein neuer Orden, der Christus-Orden (in Portugal) gestiftet werden sollte.

Einst kam ein Biskayer wegen ein Prozesses, den er hatte, nach Madrid. Im alten spanischen Kostum, mit einem langen Degen an der Seite, gieng er in den königlichen Pallast, in der Absicht, dem Monarchen selbst seinen Fall vorzutragen. Auf der Treppe begegnete er Karln III. und nun fiel folgendes Gespräch vor, das wir nothwendig in der spanischen Sprache herseßen müssen, um seinen ganzen Lakonismus auszudrücken.

Der Biskayer. Sois Carlo terzero, mi amo y mi Seinor? (Seyd ihr Karl III., mein Herr und mein Fürst?)

Karl III. Soi. (Ich bins.)

Der Biskayer (indem er ihm sein Memorial darreicht.) Leed y hazed justicia. (Leset, und verschafft Gerechtigkeit.)

Karl III. Lo haré. (Ich wills thun.)

Der Biskayer gieng stolz weg, und der König entschied den andern Tag die Sache zu seinem Vortheil.

Ein spanischer Kapitän sagte einst zu dem französischen Marquis von Warembon: „ich kenne ihre Geburt und ihre Anhänglichkeit an meinen König. Auch glaube ich, daß Sie ein großer Kriegsmann sind; aber das ist einmal des Soldaten Humor; er würde Gott im Himmel nicht gehorchen, wenn er kein Spanier wäre.„

Der Cardinal von Retz erzählt in seinen Memoires (Buch IV.) von seiner Ueberfahrt aus Spanien nach Italien, wie er von einem mächtigen Sturm überfallen worden sey. Es war eine spanische Galeere, auf der er sich befand. Der Kapitän ließ sich, wie die Gefahr am größten war, seine Spitzen-Manschetten und seine rothe Schärpe kommen, indem er sagte: ein ächter Spanier müsse in der Uniform seines Königs sterben.

Der Schlaf.

Nach dem Englischen.

Süßer Erquicker der müden Natur, balsamischer Schlaf du!
Wie die Menschen, besuchst stets du den Glücklichen nur.
Schnell vom Jammernden weg trägst dich der eilende Fittich,
Um mit der Thräne zu ruhn auf des Unschuldigen Aug.

Digitized by Google

Nachrichten über die neusten Erziehungs-Fortschritte in der Stadt Laputa, von einem alten Correspondenten des Doktors Schwift geschrieben.

Beschluß.

Nachdem das Säugen vorüber ist, werden die Kinder alle von ihren Müttern ausgekleidet, und gereiniget. Dieses geschieht wieder in Beisein des Oberlehrers und des Arztes. Dieser untersucht die Windeln, nimmt von den auffallendsten Abweichungen derselben Muster mit, und erstattet dem Collegium medicum darüber seine Berichte. Natürlich kommen die nöthigen Verordnungen gegen die, etwa schon vorhandenen, oder bevorstehenden, Kinder-Krankheiten an den Lehrer zurück, der sodann die zweckmäßigsten Anstalten zur Verhütung aller schlimmen Folgen trifft.

Ist dieses alles vorüber, so werden die Kinder auf ein andres gegebenes Zeichen in die Wiegen gelegt. Dieses sind länglichte Körbe, welche mit Stricken an der Decke des Zimmers befestigt sind, und in welchen die Kleinen so lange geschaukelt werden, bis sie einschlafen. Der Oberlehrer zieht diese Art von Wiegen den bisher gebräuchlichen vor, indem ihre Bewegung sanfter und nicht so lärmend ist; woran wohl auch niemand zweifeln wird. Sind die Kinder alle im Bette, so beginnen die Lehrer einen Wiegengesang, in welchen die Mütter alle einstimmen. Bis jetzt hat man die alten Gesänge noch beibehalten; allein ich kann Ihnen melden, daß man dabei nicht stehen bleiben will, sondern daß einer unsrer besten Dichter gegenwärtig damit beschäftigt ist, neue Wiegenlieder zu dichten, in welchen die Pflichten der Mütter und Kinder poetisch vorgetragen sind. Er führet mit gutem Grunde an, daß nichts so tief in die Seele dringe, als die Poesie; daß man sich an seine Pflichten unmöglich zu oft erinnern könne, und daß man häufige Beispiele habe, wie der Mensch klüger in seinen Träumen sey, als im Wachen. Daraus zieht er den ganz vernünftigen Schluß, daß diese Kinder vielleicht in ihren Träumen bereits die Gesänge ihrer Mütter verstehen, und so, recht eigentlich schlafend, die ersten Grundsätze der kindlichen Pflichten sich zu eigen machen.

Während die Kinder schlafen, versammeln sich die Mütter in einem andern Saale, um die Vorlesungen des Oberlehrers anzuhören, in welchen er ihnen sein ganzes System von den Mutter-Pflichten vorträgt. Da aber natürlich die Praxis hier, wie überall, weiter führt, als die Theorie, so zeigt er ihnen an den Beispielen ihrer eigenen Kinder, wie sie mit diesen zu verfahren haben. Zu dem Ende nimmt er eines oder das andere von den Kindern von zwei bis zu sechs Jahren vor, läßt es neben sich auf seinen Lehnstuhl sitzen, und unterhält sich mit ihm über diejenigen Gegenstände, welche seinem Alter angemessen sind — alles dieses natürlich in einer, für dasselbe verständlichen, Sprache. Viele der Mütter nehmen diesen Theil des Unterrichts so ernst, daß sie die Worte des Lehrers nachschreiben, sie auswendig lernen, und dieselben so lange mit ihren Kindern wiederhohlen, bis diese dadurch gebessert sind, und in ihren Fragen und Antworten beweisen, daß die Mühe nicht vergeblich war. Aber glauben sie ja nicht, daß man dabei stehen bleibe. Nein! der Lehrer bringt den Kindern jezt schon die ersten Begriffe des körperlichen Anstands bei, und hat sich dabei selbst als Frauenzimmer angezogen, damit die Kinder mehr Zutrauen zu ihm fassen, und sie nicht, statt weiblicher Manieren, männliche von ihm lernen. Er zeigt den Müttern, wie sie die Mädchen in weiblichen Arbeiten unterrichten müssen, und wie sie es anzufangen haben, um in den Knaben die ersten Begriffe zu entwickeln. Kurz, er umfaßt die ganze erste Erziehung so vollständig, daß er die Mütter sogar die Kunst lehrt, die Kinder mit Verstand zu züchtigen. Hiezu wird immer ein Knabe und ein Mädchen ausgesucht, die sich den Tag vorher ungebührlich aufgeführt haben. Das Beispiel, welches hiermit für die Mütter gegeben wird, wirkt natürlich auch auf die Kinder, und ich glaube Ihnen nichts für diese Anstalt Rühmlicheres sagen zu können, als wenn ich Sie versichere, daß man schon mehreremale in dem Fall war, keine Kinder zu haben, die Züchtigung verdienten, und daß dieser Theil des praktischen Unterrichts unterbrochen worden wäre, wenn nicht einige Mütter patriotischen Eifer genug gehabt hätten, ihre Kinder, an denen sie sonst böse Neigungen kannten, zur Züchtigung herzugeben. Sie können sich aber vorstellen, daß man gerecht genug war, den Kleinen diese Züchtigungen im vorkommenden Fall, da sie sie verdienten, abzurechnen.

Ich sehe, daß mein Brief viel zu lang geworden ist, als daß ich noch länger fortfahren dürfte. Indeß glaube ich ihnen genug über diese Anstalt gesagt zu haben, um ihren Geist darin zu erkennen. In meinem nächsten Brief werde ich Ihnen Nachricht über die Keuschheits-Schule mittheilen, welche man eben für die Mädchen unsrer Stadt zu errichten im Begriff ist. Leben sie wohl und ꝛc.

Logogriph.

Es treten auf der heil'gen Sieben
Dir sieben Worte rein hervor!
Die nur auf halbem Weg geblieben
Sie ragen hoch im Kreis empor;
Das Volk bringt ihnen schöne Gaben
(Nur etwas überreif) zum Lohn,
Sie schleichen, über Lob erhaben,
So wie sie können, sich davon.
Ein Kind, das seine Pflicht vergessen,
Sieht du beim schönen Knaben stehn;
Er bringt geschäftig Trank und Essen,
Darf hinter seiner Herrin gehn,
Durch Ehre, die den Mann erhebet,
Und die sein eitles Weib beglückt,
Wird, ob er lustig auch gelebet,
Er für den freien Dienst geschmückt.
Der Mensch will Thieren nichts verdanken,
Zuerst die Pferde, dann der Mordt
Wenn sie nach hartem Dienste sanken,
So stehst du ihren Ruheort.
Doch weg von hier, zur Stadt, der schönen,
Gedrängt von Aufruhr oft, und Schlacht,
Dann zu dem Mann bei dessen Tönen
Camilla im Gewölb erwacht.

Llana.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 12. Den 9. Februar 1811.

Todestag der schönen Agnes Sorel im Jahr 1450. Geliebte Karls VII., Freundin seiner Gattin, der Maria von Anjou, und Retterin Frankreichs durch die hohen Gesinnungen, zu denen sie ihren König zu erheben, und in welchen sie seine Großen zu vereinigen wußte, wird diese Frau ewig einzig in der Geschichte derjenigen Frauen bleiben, welche in einer ungewöhnlichen Liebe ihre ganze Lebensbestimmung gefunden haben.

Ansichten von Amerika.

1. Mexico.

Der ehmalige Marschall von Rochambeau erzählt in seinen Memoires bei Gelegenheit einer Reise, welche der damalige Erbprinz von Braunschweig (etwa ums Jahr 1769.) nach Strasburg machte, ein denkwürdiges Wort desselben in Bezug auf Amerika. Der Marschall schlug ihm im Scherz vor, nach diesem Welttheil zu gehn, und in demselben ein neues Reich zu gründen. „Dieses Lustschloß," gab ihm der Prinz zur Antwort, „ist mir wohl „auch schon einmal durch den Kopf gegangen, allein es „gehören Jahrhunderte dazu, bis sich Co„lonien, die durch Sitten, Sprache und Re„ligion getrennt sind, und sich gegenseitig „verabscheuen, zu einer Konföderation bil„den. Empören sie sich einmal, so streben „sie nach der größten Freiheit, und verlas„sen gewiß einen Herrn nicht, um ihn blos „gegen einen andern zu vertauschen."

Diese Anekdote gewinnt unter den gegenwärtigen Umständen ein hohes Interesse. Sie enthält die richtigste Ansicht des End-Schicksals aller Colonien, und diese ist in kürzerer Zeit, als der geistvolle Fürst, welcher sie ausgesprochen hat, wohl glauben mochte, durch die Ereignisse unsrer Zeit bestätiget worden.

Das Gespräch zwischen dem Prinzen und dem Marschall von Rochambeau fiel zu einer Zeit vor, die noch nichts von dem nahe bevorstehenden Schicksal von Nord-Amerika ahnen ließ. Bekanntlich begannen die Unruhen, welche die Gründung der vereinigten Staaten zur Folge hatten, erst im Jahr 1774. Aber die Idee des Marschalls lag jedem frei- und weitdenkenden Kopfe zu nahe, als daß er nicht dem Herzog, und vielleicht manchem seiner Zeitgenossen, in derselben begegnen mußte.

Freilich hatte der Erbprinz von Braunschweig zu jener Zeit noch zu viel in Europa zu verlieren, um sein Schicksal in einem andern Welttheil mit Leichtsinn auf die Spitze zu stellen. Ueberdieß begünstigte die damalige Lage der Dinge in Amerika eine solche Unternehmung kaum für einen Fremden; denn der Name Europäer war nie in Colonien ein Titel, der zum Zutrauen und zur Liebe berechtigte. Es hätten in dem Innern derselben Unruhen vorangehen müssen, wenn ein fremder Abenteurer eine Rolle spielen sollte.

Was der Herzog indeß vorausgesehn hat, ist eingetroffen. Die spanischen Colonien sind von den beiden Partheien des Mutterlandes abgefallen; jede einzelne hat sich als einen, für sich bestehenden, unabhängigen, Staat konstituirt, und selbst diese Staaten dürften wohl noch in kleinere Theile auseinander springen.

Digitized by Google

Solches läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit von Mexico erwarten. Diese Colonie hat in der Cultur offenbar die größten Fortschritte unter allen ihren Schwestern gemacht, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß in der Hauptstadt, und auf mehreren Punkten derselben mehr wahres, geistiges und industrielles Streben war, als in Spanien selbst. Die Stadt Mexico ist reich an großen, herrlichen Bildungs-Anstalten; sie zählt eine gute Anzahl vorzüglicher Männer in mehreren Fächern; ihr Adel erhebt sich durch Erziehung und Tendenz über die Masse desselben im Mutterlande; es sind unendlich mehr liberale und freie Ideen verbreitet, als in diesem; die Geistlichkeit ist den wahren Interessen des Staats verwandter, und den Ideen des europäischen Clerus fremder, als in unserm Welttheil; das Land selbst hat eine Höhe erreicht, auf der es beinah unabhängig von fremden Bedürfnissen, und damit von fremdem Einflusse dasteht. Diese Züge liessen, auch ohne die spanische Dynastie-Veränderung, den nahen Abfall ihrer Colonien voraussehn, und einzelne, wenn schon mißlungene, Versuche bewiesen eine Annäherung zur Unabhängigkeit, die einer tiefblickenden Politik nicht verborgen bleiben konnte.

Spanien hatte es, wie die meisten europäischen Länder, welche Colonien besitzen, darin verfehlt, daß es dieselben immer noch nach einem Systeme behandelte, das nie richtig gewesen war, und am Ende völlig verderblich werden mußte. Aller Despotismus, alle Handels- und Verkehr-Einschränkungen reichen nicht hin, um Länder von so reichen natürlichen Hülfsquellen ewig in Abhängigkeit ihrer Bedürfnisse zu erhalten. Eine weise Regierung wird daher, wenn sich ihre Colonien einmal gehörig gehoben haben, daran denken, sie durch Constitution und völlige Gleichheit zu vereinigen. Dieß scheint der Geist zu seyn, welcher das Kabinet von Karln IV. beim Abschluß einiger Punkte im Traktat von Fontainebleau geleitet; dieß war der Geist, mit welchem die neue spanische Dynastie in der Constitution von Bayonne aufgetreten ist, und dessen Verläugnung die Engländer einst, trotz allen Warnungen des ältern Pitts, mit dem Verluste von Nord-Amerika bezahlt haben.

Freilich hat sich Mexico nun für unabhängig erklärt; aber damit glaube ja niemand sein nächstes Schicksal vollendet. Vielmehr muß gerade durch jene Erklärung erst der Parthei-Geist losbrechen, den das spanische Colonial-System so verderblich ausgesäet hat. Es ist gar nicht denkbar, daß sich die verschiedenen Faktionen, welche in diesem Lande sind, eher vereinigen werden, als bis eine oder mehrere von ihnen völlig zu Grunde gerichtet sind. Ja, vielleicht werden sie sich gar nie alle vereinigen, und nur die Bildung von verschiedenen Staats-Massen zur Folge haben.

Letzteres ist der wahrscheinlichste Erfolg der Sache, wie ihn der Zustand der Dinge voraussehen läßt, und er sich hauptsächlich auf die National-Verschiedenheit der Einwohner gründet.

Die Bevölkerungs-Masse von Mexico besteht nemlich aus drei Klassen, die durch Interessen, Denkungs-Art, Körper-Bildung und Abstammung völlig von einander verschieden sind.

Die, bisher für die erste geachtete, von der Regierung auf Kosten der übrigen aufs höchste begünstigte, Classe ist die der, in Europa gebornen, Spanier. Nach dem herrschenden System wurden alle Stellen von einigem Einfluß durch sie besetzt, und der spanische Hochmuth gefiel sich nicht wenig in einem Lande, wo ihm schon sein Name ein ausgezeichnetes Ansehn und Gelegenheit gab, sich zu bereichern. Da diese Classe meist aus Menschen bestand, welche in ihrem Vaterland wenig oder nichts zu verlieren hatten, so läßt sich die Verachtung wohl begreifen, worin sie bei ihren neuen Mitbürgern waren, von denen sie überdieß meistens an Bildung und Vermögen, aber nicht an Stolz, übertroffen wurden. Denn auch die zweite Classe, der Kreolen, ist europäischen Ursprungs, und stammt häufig von Familien, die sich bei der ersten Eroberung, oder später durch Verdienste und Reichthum, ausgezeichnet haben. Von der Total-Bevölkerung des Landes, die nun über 6 Millionen beträgt, macht diese Kaste einen ansehnlichen Theil aus. In ihren Händen ist der meiste liegende Reichthum des Landes; unter ihr ist die ansehnlichste Masse von Bildung vereinigt; sie besteht aus geistvollen, kühnen, unternehmenden Menschen, die es frühe schon so weit in der Verachtung des Mutterlands gebracht haben, daß man sie häufig das bedeutungsvolle Wort sagen hörte: ich bin kein Spanier, sondern ein Amerikaner.

(Der Beschl. folgt.)

Digitized by Google

Der Demant.

„Wie können dieſe Steine mich erfreuen?„
Sprach Huſſein, die Demanten überblickend,
Die er auf langen Reiſen nach dem Oſten
Mit Glück, und Liſt und Mühe ſich erworben.
„So glänzen ſie an jedes Emirs Hard;
„Und wem ein wenig nur das Haus geſegnet,
„Der kauft ſie ſo auf jedem Markt von Bagdad.„

Verachtend wandt' er ſeinen Blick hinweg,
Ergriff den Wanderſtab zu neuen Reiſen,
Unmuthig ſeinem Haus den Rücken kehrend.
Fort trieb es ihn des Lebens lange Bahn;
Im Sande ſucht ſein Aug', an Kronen ſucht es;
Doch nirgends findet er den ſelnen Stein,
Wie er im Ringe Salomo's geleuchtet.

Da rief er endlich tief erſeufzend aus:
„Der Weiſeſte hat ihn ins Grab genommen.
„Was biſt du, Leben, wenn der Menſchen müh,
„Das Herrlichſte ſich in die Gräber flüchtet!„

Nichts mochte Huſſein fürder mehr erfreuen.
Er zog ſich in die Einſamkeit zurück,
Verſchloß ſein Herz der Liebe und dem Haß,
Und was er dacht' und fühlte, war Verachtung.

So hat' er mondenlange freudenlos
In einem Thal am Kaukaſus gelebt,
Als ihn ſein Fuß in ſinſtre Klüfte führte.
Es war ſo ſtille hier, es war ſo einſam,
Nur wilde Jedern ragten an den Gründen,
Und rauſchten in des Gießbachs hohles Toſen.
Da ſtieg er mühevoll die Schlucht hinan,
Aus der die Waſſer ſchäumend ſich ergoßen,
Und an ein Becken kam er, wo die Quelle
Aus goldnem Sande munter ſtrudelnd quoll.
Müd ſetzt er ſich am Rand der Quelle nieder.
In ſeinem Herzen dämmert Hoffnung auf;
Sein Auge ſtrahlt in neuen, kühnen Wünſchen,
Und ſuchet in der ſtillen Waſſer Klarheit,
Was er an Königs-Kronen nicht gefunden.
Da ſieht er in der Quelle tiefſtem Grunde
Von Perlenmutter eine Schaale ſchimmern.
Raſch taucht ſein Arm hinunter in die Fluth,
Die Schaale liegt in ſeiner Hand, und öffnet
Sich ſelbſt, ſobald ſein Auge ſie getroffen.

Hier ſtrahlt der Demant, den er lang geſucht,
Wie eine neue Sonne ihm entgegen,
Und in der Felſenkluft wird's heitrer Tag,
Und um die Quelle ſproſſen Roſen auf,
Und Blüth' und Früchte lachen an den Bäumen,
Und Himmelstöne zittern durch die Zweige.
Und neues Leben ſtrömt durch Huſſeins Adern,
Es wogt die Bruſt in ſtolzem Hochgefühl,
Und aus des Steines Himmelslichte ſaugt
Sein Auge ſich em neues, ſchönes Daſeyn.

Froh eilt er fort mit ſeinem Schatz aus Meer,
Ein Schiff zu ſuchen, das in ſchneller Fahrt
Sein Glück und ihn an's Vater-Ufer trüge
Und als er ankommt an des Meeres Strande,
Hob eben ſich die Sonn' am Himmelsbogen
In hohen Purpurglanze friſch empor.

„Was biſt du, ſtolzes Licht,„ rief Huſſein aus,
Den Stein begeiſtert ihr entgegen ſtreckend;
„Was biſt du gegen dieſes Demants Klarheit,
„Der nicht, wie du, in fremdem Feuer glänzt!„
Er ſprach's, und wie verachtend er den Arm
Zum Himmel hebt, entſinkt der Hand das Kleinod,
Und tauchet in des Meeres dunkle Gründe.

Er weinte nicht; ſein Kleid zerriß er nicht;
Er wälzte ſich verzweifelnd nicht am Strande.
Still ſetzt er ſich auf einen Felſen nieder,
An deſſen Fuß die Waſſer ewig wogten.
Starr blickt ſein Aug hinunter in den Abgrund,
Der alle ſeine Wünſche ewig birgt.
Kein Laut iſt fürder ſeinem Mund entronnen;
Er ſaß, bis endlich einſt der wilde Sturm
Den Armen, Müden nahm, und in den Wogen,
Die ſeine Lebensluſt geraubt, begrub.

Bruno.

Bayonne
in ſeiner höchſten Glanzperiode.

Fortſezung.

Neue Verſuche wurden an meheren Häuſern angeſtellt. Endlich öffnete ſich eine Thüre, und eine ältliche Frau trat mit einem Lichte in der Hand heraus. Wir klagten ihr unſer Anliegen, und erhielten die Einladung, die Nacht wenigſtens um ihren Heerd beeumſizend, zuzubringen. Sie war eine jüdiſche Bäckerin, und hatte nichts, als die Küche im Erdgeſchoß, und eine Kammer neben an, wo nur für Ein Bette Plaz war, in welchem ihre beiden neunzigjährigen Eltern ruhten. Schon die Sicherheit vor dem Winde war uns eine Wohlthat, die wir im Anfang dankbar erkannten. Dazu kam noch ein wohlthätiges Feuer — allein, nachdem wir erwärmt waren, ſtellten ſich Hunger und Bedürfniß nach Ruhe nur deſto ſtärker ein. Die

Digitized by Google

arme Frau hatte keinen Bissen, und auf den kleinen Strohstühlen war es eben nicht ganz leicht, Schlaf zu finden. Indeß wurde es Morgen. Die Thore öffneten sich, und wir eilten in die Stadt hinüber, um uns Wohnung und Essen zu suchen. Aber die Bewohner von Bayonne ruhten angenehmer, als wir, und hatten wenig Antrieb, früh aufzustehen. An allen Gasthöfen wieß man uns ab, weil sie voll Gäste waren. Die Privathäuser blieben noch lange verschlossen, und wir irrten an dem feuchten Frühlingsmorgen mehrere Stunden heimathlos, hungrig und müde in der Stadt herum, ehe wir Quartier fanden. Eine, zwar arme, aber reinliche Familie nahm uns endlich zu hohen Preisen auf. In Eile wurde Schokolade bereitet, und nachdem die Bewohner von Bayonne eben aufgestanden waren, legten wir uns, der Ruhe sehr bedürftig, nieder.

Als ich, nach einigen Stunden Schlafs, meine Wohnung endlich verließ, da bemerkte ich erst, wie sehr die Stadt mit Menschen angefüllt war. Bayonne ist ohne dieß klein, und in eine Menge Baukan'scher Befestigungen eingezwängt. Die engen Straßen vermochten des Abends die Menschen kaum zu fassen. Der Lärm der Bedkäufer, die kriegerische Musik, das Waffengeräusch, und sonst allerhand vermischtes Getön bildeten einen Charivari, der das Ganze im Anfang einer großen Carnevalsscene ähnlich machte. An allen Ecken standen große Haufen von Offizieren, die ihre weitere Bestimmung von dem Major-General erwartend, hieher gekommen waren. Jeden Augenblick durchjagte ein Kourier die Straße. Mit dem dunklen Blau der französischen Truppen kontrastirten die Scharlachjaken der deutschen Ehrenwachen. Unter der französischen Fröhlichkeit bewegten sich schwer galonierte spanische Granden, welche mit Ferdinand VII. angekommen waren, und die Gefahr der Zeit nicht ganz auf der gerunzelten Stirne zu verbergen vermochten. Ein Gegenstand des Schauens verdrängte den andern, ein Gerücht jagte das andre. Bald lief man, weil man den Kaiser zu sehen hoffte; bald drängte man sich, weil der neue spanische König sich zeigen sollte. Truppenkorps zogen mit klingendem Spiel durch die Menschenhaufen, und die kleine Industrie zeigte sich in all der komischen Geschäftigkeit, welche ihr in Südländern eigen ist, und hier, auf dem Schauplatz, wo eben die wichtigsten Angelegenheiten verhandelt wurden, ganz wunderbar an den Leichtsinn einer Zeit mahnte, die sich durch nichts zum Nachdenken bringen läßt.

Wo sich überhaupt so viele ungewiß und unbekümmert um das Große, was sich gerade neben ihnen begiebt, um einander herum bewegen, erscheint der große Haufen von Menschen in einer verächtlichen Lächerlichkeit. Das war wenigstens meine Stimmung bei jedem Gang durch die Straßen dieser Stadt. Wie konnte man sich auch jezt noch den gewöhnlichen Spielen, den alten Zeitvertreiben hingeben, wenn man es nicht das Allerbequemste fand, sein Schicksal im Guten und Schlimmen von Andern bestimmen zu lassen? So ist es aber überall, und interessieren sie sich einmal angelegentlicher, ist es selten mehr, als die kindische Neugierde, heute schon zu wissen, auf was sie sich Morgen zu freuen, oder was sie Morgen zu fürchten haben.

(Die Forts. folgt.)

Notizen.

Ein fremder Mahler, welcher in dürftigsten Umständen nach London gekommen war, wurde von dem reichen Banquier Hope mit Güte aufgenommen. Er kaufte ihm mehrere seiner Arbeiten um sehr ansehnliche Preise ab, und ließ ihn am Ende auch das Porträt seiner Gattin verfertigen. Ueber den Preis dieses Bildes zerfiel der Künstler mit dem, sonst sehr großmüthigen, Banquier, und um sich zu rächen, stellte jener das Porträt der Madame Hope mit der Unterschrift: die dumme Schöne, öffentlich aus. Jedermann wurde durch diesen Titel angelockt. Die gute Frau ward von vielen erkannt, und zog zum öffentlichen Gelächter. Da erschien endlich ein Unbekannter, welcher mit dem Messer in der Hand vor das Gemälde trat, und es in Stücke zerschnitt. Vergebens wollte man ihn zurückhalten. Er drohte jedem mit der Waffe, die er führte, und gieng ruhig weg. Der Künstler erfuhr, daß es der Bruder von Madame Hope gewesen war, und belangte diesen vor den Gerichten. Der Spruch war: Da eine Mahlerei, die nur den Zweck hat, eine rechtliche Person öffentlich zu beleidigen, kein Kunstwerk heissen kann, so erhält der Mahler blos den Betrag der Leinwand zur Entschädigung von dem Angeklagten.

Krause's Ideen über die Freimaurerei haben sich auch nach Frankreich verbreitet, und ein gewisser Paillet de Marcy hat sie in einem Journal zu widerlegen gesucht. Er findet besonders die Angabe vom Ursprung dieses Instituts, als von Handwerkern stammend, sehr unedel, und meint, das heisse eben so viel, als ob man behaupten wollte: der Orden vom Hosenband sei von Bandwirkern gestiftet.

Die Auflösung des Logogriphs im vorigen Blatte ist: Pranger.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 13. Den 13. Februar 1811.

„... Untersucht man die Gründe, warum die meisten Philosophen für „die Meinungen, welche gerade im Umlauf sind, Parthei nehmen, so sind „det man wenig Philosophie darin ...„

Aus einem Brief von Bolingbroke an Swift vom 2ten Februar 1723.

Die Musik bei den Griechen und Chinesen.

Die Musik, welche heutzutag nur zu Ausfüllung müßiger Stunden gebraucht wird, hatte bei den Alten, und namentlich bei den Griechen, eine weit höhere Bestimmung. Reißt man die, sie betreffenden Hauptstellen bei Plato, Aristoteles und einigen andern Schriftstellern aus dem Zusammenhang, so ist man ganz erstaunt über das, wozu sie sie machen, und noch mehr gemacht wissen wollen. Bei dem lezten ist sie „die encyklopädische, (die alles „umfassende) Wissenschaft, sie giebt unsern „Urtheilen größere Richtigkeit, treibt uns „zu rechtschaffenen Handlungen, und bildet „unsre Sitten durch das Vergnügen.„ Nach Plato „ist die Musik und ihre Führerin, die „Philosophie, von den Göttern und von den „Gesezen zur Vervollkommnung des Geistes „aufgestellt, und gewöhnen Beide den un„vernünftigen Theil des Menschen, der Ver„nunft zu gehorchen.„ Und Aristides nennt sie „die Kunst des Anständigen und Schönen in „Stimme und Bewegung.„

Was soll man von diesen Stellen der Alten denken, besonders wenn man noch weiß, daß Plato seine Zöglinge ganz allein durch Gymnastik und Musik bilden will?

Bei näherer Kenntniß der Alten findet man dann freilich, daß sie das Wort Musik in einem weit ausgedehnteren Sinne gebrauchten, und alles darunter verstanden, was ausser der Gymnastik zur Vollendung eines Menschen gehörte. Dabei behauptete aber die Musik in unserem Sinne dennoch eine der höchsten Stellen, in so ferne man nemlich die Kunst der Sprache und Poesie in ihren Kreis zog, und über die Erhaltung der alten Musik mit einer, uns sogar beschränkt scheinenden, Eifersucht wachte. Musik und Gymnastik sollten sich gegenseitig ergänzen, und was die eine am Körper zu viel ausgebildet, am Gegensaz des Geistes wieder hereinbringen, und umgekehrt.

Sonderbarer Weise finden wir das Nemliche bei den alten Chinesen. Bei ihnen bezeichnete das Wort Musik die politischen Grundsäze ihrer Regierung, die Wissenschaft des bürgerlichen und politischen Gesezes. Auch sie sahen, wie die Egypter und die Griechen, die Musik als die erhabenste und vollkommenste Wissenschaft, als die Basis aller andern an, und es konnte selbst nicht leicht ein Fürst den Thron besteigen, wenn er nicht eine tiefe Kenntniß in der Musik besaß. Einer der größten ihrer Kaiser, Chun, bereitete sich immer durch die Töne des Kin *) zu den Regierungsge-

*) Dieß ist der Name eines der ältesten Instrumente der Chineser, dessen Erfindung sie dem Grüner ihres Reichs, Fohi selbst, zuschreiben. Es hat sieben und zwanzig Saiten, und wird, immer unter einer Art von religiöser Vorbereitung, nur von den vornehmsten Leuten gespielt. Seine Benen-

Digitized by Google

schäften vor; „seiner Melodie," sagt ein Geschichtschreiber des Landes, „verdankte er die große Liebe, welche er ge„gen sein Volk hegte, und einst ergriff ihn, während er „spielte, die Begeisterung zu folgendem Gesang:

„Der Mittagswind bringt die Hize, und „zerstreut die Traurigkeit. Möge das auch „bei Chun der Fall seyn! Möge er die Freu„de und der Trost seines Volks seyn! Der „Mittagswind macht das Korn aufkeimen, „welches die Hoffnung des Volks ist; sey „du, o Chun, wie er, die Hoffnung und der „Reichthum deiner Unterthanen!„

Die Musik wird daher von den chinesischen Weisen als ein Haupttheil der Erziehung, als die Krone derselben angesehen. „Man beginnt den Eintritt in das Stu„dium der Weisheit, sagt Confucius, mit dem Buch der „Poesien, dessen Verse uns auf die sanfteste Weise Liebe „zur Tugend und Haß gegen das Laster einflößen. Ihren „Grundsätzen zu folgen, lernt man im Buch der Gebräu„che, welches unsre Sitten und unser Leben bildet. Zur „Vollkommenheit aber gelangt man durch die Musik, die „durch die süssen Accorde der Stimmen und Instrumente „die Harmonie in den Leidenschaften und den Bewegun„gen der Seele feststellt.„

Wir wollen zum Schlusse ein schönes Gespräch hersezen, welches einer der größten chinesischen Weisen, Memcius, *) mit dem Kaiser Si-ven-vam gehalten hat.

Der Weise. Ich habe von deinem Minister Chuam-po erfahren, daß du die Musik sehr liebst.

Der Kaiser (erröthend). Ich bin nicht im Stande, die bewundernswürdige Musik der alten Kaiser Yao und Chun zu lieben, welche so geeignet ist, die Sitten zu bilden, und die großen Grundsäze der Moral zu verstehen und zu lieben. Ich liebe nur die gewöhnliche Musik, die für angenehme Gesänge gesezt wird; aber kann diese der Regierung nüzlich seyn?

D. W. Ganz gewiß; denn wenn du die Musik sehr liebst, so sind es nicht nur die Töne, sondern die Accorde, welche dir gefallen. Verstehst du es, diese Harmonie und diese Accorde dazu anzuwenden, um den Frieden und die Eintracht unter deinen Unterthanen zu befestigen, so wirst du bald das Königreich Ey verändert, und dich dennoch nicht im Geringsten von den Grundsäzen einer guten Regierung entfernt sehen. Die Musik dieser Zeiten stammt von den alten, so weisen Kaisern, und ihre Regeln und ihre Grundsäze sind die nemlichen. Die Alte und die Neue haben vollkommene Harmonie zum Zweck; und beide können die nemlichen Wirkungen hervorbringen, obgleich die neuere Musik nicht für so große Gegenstände angewendet wird, als die alte.

D. K. Möchtest du mir wohl erklären, wie die Liebe zur Musik mit einer guten Regierung zusammenhängt?

D. W. Die Musik, mein Fürst, und die Freude, oder die Zufriedenheit sind beinah dasselbe. So jemand eine Musik liebt, die nur ihm allein gefällt, kann er eine wahrere, tiefer eindringende Freude oder Zufriedenheit empfinden, als der, welcher eine Musik liebt, die auch andern gefällt?

D. K. Nein, die Zufriedenheit des Leztern ist offenbar viel größer.

D. W. Erlaube mir noch eine Frage: wenn einer eine Musik liebt, die nur sehr wenigen gefällt, empfindet der eine, eben so wahre, eben so eindringende, Freude, als ein andrer, welcher eine Musik liebt, die den Meisten gefällt?

D. K. Offenbar genießt der Lezzere ein weit höheres Vergnügen.

D. W. Darf ich als dein Unterthan dich selbst zum Beispiel nehmen? — Du liebst die Symphonie sehr; allein wenn deine Völker das Geräusch von fünf Instrumenten deiner Musik hören, so neigen sie das Haupt, ziehen die Augenbraunen zusammen, und sprechen zu einander: das ist die Musik, welche unsern Kaiser vergnügt; aber warum hat er uns in solches Elend gestürzt, daß weder Vater noch Kinder mehr zusammen wohnen können, Mann und Weib sich trennen, und in verschiedenen Weltgegenden zerstreuen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu ge-

---

nung, Kin, heißt eigentlich, Instrument, das die Finsterniß der dunkelsten Dinge zerstreut.

*) Er lebte ungefähr im nemlichen Zeitraum mit Plato. — Das Gespräch ist aus dem zweiten Kapitel des ersten Theils von seinem Buch (Mencius) ausgehoben, und wirklich in der sokratischen Manier geschrieben, welches ein sehr merkwürdiger Berührungspunkt zweier Völker ist, die nichts von einander wußten.

Digitized by Google

winnen? — Diß iſt noch nicht Alles. Du liebſt die Jagd, mein Kaiſer. Wenn deine Völker das Geräuſch deiner Wagen und Pferde, und deine Fahnen rauſchen hören, dann neigen ſie auch die Häupter, ziehen die Augenbraunen zuſammen, und ſprechen zu einander: warum hat uns unſer Kaiſer in dieſes unerträgliche Elend geſtürzt? — Woher kommen dieſe Klagen, dieſe Traurigkeit? Daher, daß ihr Kaiſer nicht die nemlichen Gegenſtände des Vergnügens, die nemliche Muſik, nicht dieſelbe Art ſich zu erfreuen hat. Wie ganz anders aber iſt es, wenn der Fürſt die nemlichen Vergnügungen genießt, die ſein Volk, wenn ſeine Muſik und ſeine Freude auch die der Unterthanen iſt? Wenn alsdann die Völker das Geräuſch der muſikaliſchen Inſtrumente hören, ſo rufen ſie mit Heiterkeit und Frohſinn auf den Geſichtern: unſer Kaiſer genießt der beſten Geſundheit! Die nemlichen Empfindungen bemächtigen ſich ihrer auch bei deiner Jagd. Du mußt kein Glück, keine Freude haben, die dein Volk nicht theilt, und dann biſt du der vollkommenſte, der geliebteſte Fürſt.„

Gallerie der Süd-deutſchen Hauptſtädte.

I. München.

II. Die Rheinpfälzer.

Wer einen Aledaiern reden hört, der möchte glauben, daß alles Unglück in Baiern blos von den zahlreichen Colonien Rheinpfältern herrühre, welche ſich ſeit 1778. und 1779. in München niedergelaſſen haben; ja der Haß geht ſo weit, daß ſelbſt die guten Kartoffeln, deren Anbau ſeit 1778. hauptſächlich durch Pfälzer nach Baiern kam, es entgelten müſſen. „Seit Kartoffeln gebaut werden, iſt kein Glück mehr im Lande,“ ſagen die Stockbaiern.

Vor 1778. war die Antipathie der Baiern gegen die Oberpfälzer weit ſichtbarer, als gegenwärtig. Dieſe Nation, welche ſich mit den Schotten in gleichem Verhältniß gegen das Hauptland befindet, *) rächte ſich für die unſanfte Art, welche ſie mit Baiern fraterniſirt hat, für den Verluſt ihres Regenten, ihrer Verfaſſung und Religion, auf die edelſte Weiſe. Armuth und Noth erweckten die Geiſtesfähigkeiten der Bewohner. Sie beſuchten ihre Schulen fleißiger, bildeten ſich im Auslande, was der Baier nie that, und trugen durch Geſchmeidigkeit, Ausdauer und Sparſamkeit gar oft den Preis über den Baier davon, der ſie dafür von Grund der Seele haßte, und mit allerley ſchönen Benahmen beehrte.

Kehren wir zu den frohen Kindern des Rheins zurück! Mit der baierſchen Linie erloſch zugleich jenes altväterliche Verhältniß zwiſchen Herrn und Land, jenes behagliche Zurückbleiben hinter dem feineren Tone der Zeit, jene Abgeſchloſſenheit gegen das Ausland. Vieler, zum Theil entlegener Länder Herr, im freundlichen Mannheim vom königlichen Glanze umgeben, an die Popularität ſeines Vorfahrers nicht gewöhnt, zog Theodor in München ein, und ſeine erſten Schritte waren wahrlich nicht dazu gemacht, ihm die Liebe ſeiner neuen Unterthanen zu gewinnen. Er brachte unzählige Pfälzer mit ſich. Mannheim war eine gemachte Stadt. Alle Länder hatten ſie füllen helfen. Es wurde dort viel erworben, viel verthan, Fremde hatten die beſten Stellen, man war an Eigenmacht und Unterdrückung gewöhnt, und ließ ſich den Kummer durch welſche Sänger wegtrillern, oder durch ſtaunende Reiſende wegloben. So ſehr der Catholicismus dort herrſchte, ſo war doch die Miſchung der Religionen, und der leichte Sinn der Rheinländer ein unüberſteigliches Hinderniß, wenn es auf ſtrenge Befolgung der Kirchengeſetze und auf altmodiſche Ehrbarkeit ankam.

Oberpfälzer und Baier machten nun Parthie gegen den mitleidig lächelnden Fremdling, der zu Hauſe alles beſſer verlaſſen hatte, der des rauhern Himmels Einfluß auf ſeinen Körper fühlte, und als der Emporgekommene, und in geſelliger Hinſicht höher Gebildete berechtigt zu ſeyn glaubte, den Ton anzugeben.

An Wohlhabenheit ſtand die Majorität der Pfälzer eben ſo offenbar hinter dem Baiern, als an Tiefe des Charakters. Aber jener wußte den Anforderungen der Zeit mehr Genüge zu leiſten, hatte nach Außen ſich gebildet, und die liebenswürdige Oberflächlichkeit der Franzoſen. Was wir im gemeinen Leben ſo oft eingein ſehen, mag hier bei Hunderten geweſen ſeyn; man urtheile nun, welche Wirkung das auf das Volk machte.

Max der 3te hatte Manches gethan für die Wiſſenſchaft, hatte zuweilen Klöſter und Weltgeiſtliche ſeinen Arm fühlen laſſen. Jetzt war feinere Gleißnerei bei Hofe, als vor dem. Der Illuminatismus entſtand. Welche Charactere München damals hervorbrachte, weiß jeder; die Aeltern vor. Wie der Orden ſich in der Pfalz ausgebreitet hatte, kann er. Die Stärke des Charakters, welche in Baiern den Gegendruck gegen den Jeſuitismus gebildet hatte, mochte außer dieſem ſelten zu finden ſeyn.

Ungleich rühriger und anſtelliger iſt der Pfälzer, das muß man ihm laſſen. Für die Geſelligkeit hat er viel gethan. Das Muſeum verdanken wir vorzüglich ihm. Die Harmonie wurde ſpäter von Baiern gleichſam als

*) Die Baiern haben überhaupt unter allen deutſchen Stämmen am meiſten Aehnlichkeit mit den Britten der ältern Zeit. Auch in der Volksſprache findet man auffallende Anklänge.

Digitized by Google

Oppositien gestiftet; denn auch als stärkerer Monarchist hatte der Mannheimer den Münchner gegen sich, der seinen Landsländen anhieng. Im Parterre des Theaters hört man rechts und links die rheinische Sprache, denn das Theater kann der Pfälzer nicht lassen. Bei gesellschaftlichen Vergnügungen ist er thätig und liebenswürdig. Die meisten Künstler, die München zieren, sind Rheinländer. Natürlich, daß die vielen Fremden, die mit, oder ohne Anstellung, in München sich ansiedelten, sich da anschlossen, wo sie mehr Anklang fanden, besonders, da Hof- und Staatsbedienungen vom ersten Rang mit Pfälzern besetzt sind, auch die reichsten (jüdischen) Banquiers dorther kommen. Die Fremden bilden überhaupt überall eine unsichtbare Kirche, eine Opposition gegen die Eingebornen.

In neueren Zeiten schien sich allmählig eine Aenderung in dem gehäßigen Verhältnisse zu machen. Die Süd-Deutschen zusammen machen nun Opposition gegen die Nordlichter, wie sie es heißen, die da gekommen sind, um die Nacht Baierns zu erhellen.

Das kann übrigens kein Unbefangener läugnen, daß dieses beinahe einzige Verhältniß einer Colonie zu den alten Einwohnern manches Gute, sey es auch nur durch Reibung, hervorgebracht hat, und für größere Toleranz und das Einhohlen des vielen Zurückgebliebenen von guten Folgen war.

Ansichten von Amerika.

1. Mexico.

Beschluß.

Zuverläßig wird sich daher die dritte Classe, die der Ur-Eingebornen, eher an die Kreolen, als an die Spanier anschließen. Jene sind gewissermaßen nationalisirt, stehen ihnen in Sitten und Lebensweisen etwas näher, sind ihnen sogar durch Abstammung und Verwandtschaft mit den großen mexikanischen Familien aus den Zeiten vor der Eroberung historisch näher, und theilen mit ihnen manches schmerzliche Gefühl der Unterdrückung. Die Anzahl dieser Klasse beträgt über drittehalb Millionen, und ist trotz ihrer ökonomischen und bürgerlichen Gesunkenheit, sehr furchtbar. „Diese nemlichen, stumpfsinnigen und indolenten Indianer," sagt Herr von Humboldt, „die sich geduldig an den Kirchthüren peitschen lassen, zeigen sich jedesmal, wenn sie in einem Volksaufruhr in Masse handeln, listig, thätig, heftig und grausam.„

Zu dieser Klasse sind noch die verschiedenen Kasten zu rechnen, welche aus der Vermischung mit den andern mit Afrikanern und Asiaten entstanden sind, und die sich an Bildung und Zustand überhaupt nur wenig über die Indianer erheben. Da sie meist arm und unterdrückt sind, so ist kein Zweifel, daß sie gemeinschaftliche Sache mit letzteren machen, und es vielleicht, trotz ihrer geringern Anzahl, dahin bringen werden, die Herrer derselben abzugeben, und eine Art von Aristokratie zu bilden, zu der in einem, von Spanien so lang regierten, Lande immer der Grund in der Denkungs-Art und den Leidenschaften der Menschen gelegt wird.

Diese Verschiedenheit der Bevölkerungs-Klassen muß nothwendig mächtig auf das künftige Schicksal von Mexico wirken. Geschieht dieß auch nicht gleich im Anfang, so ist es, weil sie zuerst alle in einem gemeinschaftlichen Interesse, dem Abfall von dem Mutterlande, vereinigt sind. Ist dieser Punkt aber einmal befestigt, so werden neue, und mächtigere Interessen rege, die sich hauptsächlich auf die große Ungleichheit der Besitzthümer gründen müssen. „Die Spanier," sagte der Bischoff von Mechoacan, der las Casas der neuern Zeit, in einer Vorstellung an Karln IV., „die Spanier machen ein Zehentheil „der Total-Bevölkerung aus, und dennoch befindet sich „in ihren Händen beinah alles Eigenthum und aller Reichthum des Landes.„ Wie nun, wenn ein Gracchus aufsteht, und eine Ler agraria in Vorschlag bringt — ein Schritt, der in einer, durch Volks-Klassen und Kasten-Verschiedenheit bewegten, Revolution nicht ausbleibt — wird die Menge der Bevölkerung diesen Vorschlag nicht mit Wärme ergreifen, und dadurch eine große, mächtige Opposition gegen die Reichen und Begüterten entstehen? Natürlich werden diese in dem Kampfe der Interessen manche Vortheile vor jenen haben; aber ist zu glauben, daß sie ihn siegreich durchkämpfen werden? — Schwerlich, und wenigstens nicht überall. Aber gerade dieser Umstand kann die Trennung des Landes in verschiedene Theile zur Folge haben. Denn, wenn irgendwo die begüterte Klasse sich in ihren alten Rechten erhält, so ist es in den sogenannten innern Provinzen, wo sie die Haupt-Masse der Bevölkerung bildet, wo diese mehr concentrirt ist, als in allen übrigen Theilen des Landes, und wo die Civilisation die verschiedenen Stände bereits näher in einander geschoben hat.

Hier auch möchte sich der Stand der Dinge mehr für eine aristokratische, oder selbst monarchische Verfassung wenden. Einzelne ungeheuer reiche Familien, wie die der Grafen von Valenciana, welche gegen dreithalb Millionen Franken Einkünfte haben, die der Grafen von Regla, der von Tagoaga, die ein Bergwerk besitzt, worin ein einziger Erzgang einst in sechs Monaten reine 20 Millionen Livres abgeworfen hat, diese und andre reiche Häuser werden sich schwerlich mit der allgemeinen Gleichheit der bürgerlichen Ansprüche begnügen, und am wenigsten in unsrer Zeit, die so viele große Glücks-Erhebungen gesehen hat.

Weiter hinaus zu blicken in die Zukunft wäre Vermessenheit. Wir wollten blos einige Grundlinien zur Beurtheilung dessen angeben, was sich bald in den spanischen Colonien zeigen muß. Denn dahin soll uns die Untersuchung nicht führen, wo wir Europa vielleicht über das Geschenk weinend fänden, das ihr Christoph Colomb einst mit einer neuen Welt gemacht hat.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 14. Den 16. Februar 1811.

Todestag (1193.) des Helden Salaheddin, der neben der Rohheit seiner occidentalischen und christlichen Gegner in aller Milde eines Ritters aus der schönen Welt der Romantik dasteht. Es ist daher auch seinen Geschichtschreibern unter den Christen mit ihm, wie Homern ergangen. Sie schilderten diesen Hektor mit Liebe, und gewannen die Nachwelt, gleich dem griechischen Dichter, eher für Salaheddin, als für Achill, Richard von England, und August von Frankreich.

Ueber zwei kolossale Werke unsrer Zeit.

Offenbar hatte die Welt-Herrschaft der Römer auf die Bildung der Menschheit einen Einfluß, dem wir selten wieder in der Geschichte begegnen. Die Vereinigung so vieler Völker unter einem Scepter, der Besuch und die mannichfaltigen Niederlassungen der Eroberer unter ihnen, verbreiteten manche Ideen und Strebungen, welche sich ohne diese Umstände freilich später von selbst, und vielleicht schöner, entwickelt haben würden. Allgemeine Bande des Handels und Verkehrs, Eine Sprache, Ein Gesez, und ein gemeinschaftliches Hinschauen auf einen und denselben Regierungs- und Bildungs-Punkt schlossen alle die verschiedenen Völker-Stämme zusammen, die wir in Roms glänzendster Periode über einen großen Theil von drei Welttheilen verbreitet sehen. Das merkwürdigste und einflußreichste Resultat, welches aus dieser Vereinigung hervorgieng, war die Einsicht der Nationen, daß sie einander gegenseitig bedürften, daß sie einander wechselsweise Opfer bringen müßten, kurz, war die Entstehung der ersten Begriffe von einem allgemeinen Völkerrecht.

Zum Theil aus diesen Ideen, noch mehr aber aus dem wirklichen Bedürfniß einer schnellen Kommunikation, entsprangen jene ungeheuren Werke von Straßen und Kanälen, welche die Römer anlegten. Und solche Vortheile gehen immer hervor, wo kleinere Länder- und Völker-Massen sich entweder unter Einem Haupte, oder wenigstens unter die Herrschaft allgemein verbreiteter Ideen vereinigen; denn wie der einzelne Mensch gewöhnlich nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht ist, so sind es auch einzelne Nationen und Staaten, und was allen nüzlich wäre, wird nur wunderselten durch aller Vereinigung hervorgebracht.

So hatte man längst schon das Bedürfniß gefühlt, die Verbindungen zwischen Frankreich und Italien durch gute Straßen zu erleichtern; auch ist der Gedanke an die Ausführbarkeit eines solchen Plans nichts weniger, als neu. Allein vormals hinderte sie das verwickelte Staats-Interesse der Länder, und so gerne sich z. B. die Fürsten von Savoyen gegen Frankreich hin ausdehnten, so sehr lag ihnen doch daran, den Kern ihrer Staaten durch die Unwegsamkeit der großen Gebirgs-Kette zu sichern, welche beide Länder trennte. Sie sahen Italien von dieser Seite wie die Robinsone der Insel Felsenburg an, unerachtet sie weit von der Politik der Leztern entfernt waren, sich um nichts zu bekümmern, was ausser ihrem Eiland vorgieng.

Hier, und bei andern großen Gebirgs-Straßen Italiens auf der Gränze der Schweiz traten noch andere Umstände ein, die die Erleichterung der Kommunikation verhinderten. Die Anwohner dieser Berge lebten von den

Digitized by Google

Schwierigkeiten der Transporte über dieselben, und sahen eine fahrbare Straße mit denselben Augen an, mit welchen die vielen Bücher-Abschreiber in Konstantinopel die Einführung der Buchdrucker-Kunst in dem türkischen Reiche betrachten würden. Freilich ist nicht zu läugnen, daß diese Menschen, denen der Himmel, wie Händel es einst den Engländern wünschte, Steine für Brod gegeben hat, durch Anlegung bequemer Straßen für einige Zeit viel verlieren mußten. Aber gab es denn kein Mittel, sie dafür zu entschädigen?

Kaiser Napoleon ließ sich durch solche Schwierigkeiten nicht abschrecken, und vollendete in wenigen Jahren, was man aus Politik ehmals für unmöglich ausgegeben hat. Die Straßen über den Mont-Cenis und über den Simplon sind vollendet, und in ihnen zween Kolosse weiter in der ungeheuren Zeit aufgestellt, in der wir uns bewegen.

Wir haben selbst vor nicht langer Zeit die Reise über den Mont-Cenis gemacht, und theilen unsern Lesern daher dasjenige mit, was wir über diese Straße aufgezeichnet haben.

„Die ehmalige Straße führte von Susa über Novalesa den Berg hinauf, und war eben so mühsam, als gefährlich. Sie zog sich in ganz kurzen, äusserst spitzigen, Winkeln zikzak in die Höhe, war sehr schmal und steil, und auf der einen Seite beinah überall durch Abgründe Grausen erregend. In guter Jahrszeit hatte man nun freilich nicht leicht etwas zu fürchten; im Herbst und Frühjahr aber, wo der Schnee nicht fest liegt, lösten sich oft große Massen desselben von den Höhen ab, und warfen sich gerade auf die Straße. Wen diese ergriefen, der war ohne Rettung verloren. Eben so gefährlich war es bei starken Winden, welche auf solchen Gebirgen häufig sind, zuweilen ganze Wolken von Schnee abheben, und diesen mit einemmal über den Reisenden ausschütten, daß er, wenn er noch glücklich genug ist, nicht von ihnen bedeckt zu werden, wenigstens den Pfad verliert, und unversehens in den Abgrund stürzt. Diese Gefahr ist nun bei weitem nicht mehr so groß, indem sich die Straße jezt auf einer andern Seite in schönen Schlangen-Linien nach und nach an dem Berg emporzieht, und so breit ist, daß man sie kaum verlieren kann. Die Senkung derselben ist auf beiden Seiten so schwach, daß man überall im stärksten Trotte auf- und abfahren kann, ohne das Geringste fürchten zu dürfen, und die Pferde zu stark anzugreifen. Aber wie vieler Anstrengungen, wie vielen Aufwands von Geld und Einsicht bedurfte es, bis die Sachen auf diesen Punkt gebracht waren. Im ersten Jahr arbeiteten 3000 Menschen, so lang es die Jahrszeit erlaubte, ununterbrochen. Das Schwerste ist indeß geschehen, und dessen war sehr viel. Größtentheils mußte man auf der einen Seite des Wegs entweder Felsen sprengen, um neben dem Gebirg hin Raum zu gewinnen, oder den Abhang mit Mauren erhöhen, und diese mit Steinen ausfüllen. Eine Menge von Klüften, welche die Berg-Seiten überall durchschneiden, und im Sommer reissende Gieß-Bäche oder Stein-Ströme herabwälzen, waren neue Hinderniße, die man nur durch den Bau von Brücken besiegen konnte. An einer Stelle widerstrebte das Lokal der Unternehmung so hartnäckig, daß man sich genöthigt sah, die Straße mitten durch ein Vorgebirg durchzuhauen, wodurch ein ungeheures Felsthor entstand, in welchem mehrere Wagen sicher neben einander stehen können. Wahrlich, nirgends erhält der Mensch eine so erhabene Vorstellung von dem, was er vermag, so bald er seine Kräfte zweckmäßig und muthig anstrengt. Es giebt kein Hinderniß, das ihm die Natur hier nicht entgegen gesezt hat. Senkrechte Bergwände von mehreren hundert Fuß Höhe, Abgründe, aus welchen furchtbare Ströme herauf drohen, Klüfte, vor denen das Auge zurückschaudert, grause Betten, wo sich mit den stürmenden Wogen Stein-Blöcke, wie Schaum, fortwälzen, Felsenmauren, die keine Leiter besteigt, Höhen, die noch kein menschlicher Fuß betreten, und jeden Augenblick verderblicher Wechsel der Witterung in Stürmen, Schnee und Wasserfluthen — alles dieses vereinigt sich hier, um den Menschen vom Kampf mit der Natur zurückzuschrecken. Aber, so wie in den orientalischen Mährchen der Geist, welcher die Schäze bewacht, bald in dieser, bald in jener schaudererregenden Gestalt erscheint, und, wenn er muthigen Widerstand findet, immer wieder in einer andern zurückkehrt, bis er endlich dem höhern Zauber der Entschlossenheit und Beharrlichkeit weichen muß, und der köstliche Schaz der Lohn des Muths und der Tapferkeit wird, so mußte sich auch hier am Ende die furchtbare Natur die Fesseln, welchen sie widerstrebt, anlegen, und ruhige Menschen über die Abgründe hinwandeln lassen, wo sie sonst allein und unbemerkt die großen Schaalen füllen wollte, aus denen die Thäler und ihre Bewohner trinken.„

(Die Forts. folgt.)

Digitized by Google

Ueber Herrn Weinbrenners großes architektonisches Werk, nebst dessen Rath für den Bildungs-Gang eines Baukünstlers.

Kürzlich ist der erste Heft von Hr. Weinbrenners architektonischem Lehrbuch erschienen. Dieses Werk, das Resultat eines tiefen Studiums der Kunst und des Alterthums, und mannichfaltiger, reicher Erfahrung eines Mannes, der seinen Geist schon in verschiedenen großen Denkmalen verewigt hat, wird von nun an der Leitfaden aller derjenigen werden, welche es in der Baukunst auf einen ausgezeichneten Punkt bringen sollen.

Der Zweck und Geist des Werks ist von dem Verfasser selbst in folgenden, wenigen Worten der Vorrede ausgesprochen worden: „wer als Künstler die Baukunst gründlich studiert, muß geleitet werden, von den Anfangs-Gründen des geometrischen Zeichnens, der Optik und der Perspektive, zu der Lehre von der Holz- und Stein-Konstruktion, von dieser zu der Theorie der Säulen und Verzierungen, endlich zu den übrigen Details der Gebäude und zu ihrer Ausführung.„

Dieß ist gleichsam der Cursus, den Hr. Weinbrenner in seinem Werk mit seinen Schülern durchläuft, und der, schon in Rücksicht auf Vollständigkeit, demselben den Vorzug vor allen ähnlichen Werken giebt. Es ist das Buch, das in keiner Schule fehlen darf, und auch von denen mit größtem Nutzen gebraucht werden kann, welche einige Einsicht in die Baukunst, wie in die schönen Künste überhaupt, als zur Vollendung einer schönen Bildung gehörig ansehen.

Wir reden noch gar nicht von den vielen neuen Ansichten, welche dieses Werk dem Künstler selbst eröffnen wird, indem das, was davon erschienen, sich bis jezt mehr mit den Hülfs-Wissenschaften beschäftigt. Aber wir können uns nicht enthalten, eine Stelle aus der Vorrede auszuheben, worin der Verfasser dem Baukünstler seinen Bildungsgang vorzeichnet, und die sowohl für die, welche auf die Bildung andrer Einfluß haben, als für diejenigen, welche sich zu ausgezeichneten Männern in diesem Fache ausbilden wollen, von großer Wichtigkeit ist.

„Der Stufengang, auf dem ein der Baukunst Befliessener zu der Höhe seiner Bestimmung sich zu erheben hat, ist dieser. Ausser den nöthigen Sprachen, der Erdbeschreibung, der Geschichte, vorzüglich der ältern, den römischen und griechischen Alterthümer, nebst der Mythologie, studiere er zuförderst die Hülfswissenschaften der Baukunst, Arithmetik, Geometrie, Mechanik, auch die übrigen Theile der angewandten Mathematik, die Naturlehre. In allen diesen Wissenschaften muß, unter Anleitung eines geschikten Lehrers, ein solcher Grund gelegt werden, daß der künftige Baukünstler nicht nur während seiner architektonischen Lehrjahre sich einem gründlichen Selbst-Studium dieser Wissenschaften fortwährend überlassen, sondern auch in seinem praktischen Wirkungs-Kreis überall, wo es nöthig ist, von denselben gehörige Anwendung machen kann.„

„Aus diesem Vorhof der Baukunst trete der Jüngling in die Schule eines theoretisch praktischen Baumeisters. Theorie der Baukunst, geometrische, perspektivische und architektonische Zeichnungslehre, Optik und Katoptrik, müssen ihn da anhaltend beschäftigen. Fleißige Uebung in dem Handzeichnen ist damit zu verbinden. Ein ächter Baukünstler muß Kopf und Hände gleich gut gebrauchen können. Daher ist sehr nützlich, daß der Lehrling in Nebenstunden, selbst mit mechanischen Arbeiten, besonders mit dem Modelliren, sich beschäftige. Zugleich wiedme er sich den, mit der Baukunst verwandten, Wissenschaften, dem encyklopädischen Studium der schönen Künste, besonders der, mit der Baukunst verschwisterten, plastischen Künste, der Bildner- und Mahler-Kunst, der schönen Gartenkunst, der schönen Schrift- und Münz-Kunst, dem Studium der Aesthetik und der Geschichte der Baukunst.„

„Nach solcher theoretischen Vorbereitung von mehreren Jahren, bedarf der angehende Baukünstler praktischer Exempel von verschiedener Art. Er vergleiche seine Studien mit wirklichen Werken der Baukunst, er versuche sich in schriftlicher und bildlicher Darstellung eigener Ideen, er beschäftige sich praktisch, theils mit der, in seinem Vaterland, oder auf dem muthmaßlichen Schauplaz seiner künftigen praktischen Thätigkeit, üblichen Bauart, theils mit anderweitiger Anwendung seiner theoretischen Kenntnisse, immer, wo möglich, unter den Augen eines geschikten praktischen Künstlers seines Fachs. Er strebe, sich als Künstler auszumünzen, seiner Wissenschaft nicht nur gewachsen, sondern auch überlegen zu seyn.„

„So gereift zu höherer Vervollkommnung, trete er, nicht vor dem zwei- bis vier und zwanzigsten Jahre, seine architektonische Reise in das In- und Ausland an. Den ächten Jünger architektonischer Plastik empfange zuerst Italien, die heilige Mutter, die treue Pflegerin der Kunst unter heiterem Himmel. Hier erhalte er die höchste Weihe der Kunst durch Beschauen, durch rastloses, ernstes Studium der herrlichen Ueberreste des Alterthums. An diesen köstlichen Reliquien nähre sich seine Einbildungskraft, ergötze sich seine Geschmacksluft, bestimme seine artistische

Digitized by Google

Urtheils-Kraft sich zur Festigkeit, auf daß er nie einem bloßen Modegeschmack fröhne, wie groß auch die Versuchung sey, welche Ansehen des Orts, der Nation, der Machthaber ihm bereiten. An Italien schließe sich, zur Vergleichung der schönen Baukunst, Griechenland.„

„Auf beide folge, in Absicht auf Bequemlichkeit, Frankreich; dann hauptsächlich wegen der landwirthschaftlichen Bauart und der Holz-Construktion, Deutschland und England. Hat der denkende Architekt Zeit und Gelegenheit, auch noch andere Länder zu bereisen, so wird er nie ohne Nutzen für sein Fach aus ihnen zurückkehren. Aus jedem Lande wird er bald seine Kenntnisse vermehren, bald sein Urtheil berichtigen, oder befestigen, auch manches Nützliche in seine Heimath verpflanzen können. Sitten und Gewohnheiten des Volks, in häuslicher, bürgerlicher und religiöser Hinsicht, Clima des Landes, zufällige Umstände, modificiren sehr oft die Kunst bei Aufführung der Gebäude. Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit und andre Eigenschaften der Gebäude, werden auf vielfache Art bestimmt, durch Natur, Ort, Bedürfniß, Reichthum, Armuth, Geschmack, Laune, Mode. Alle diese Eigenschaften muß der Baukünstler, neben der wahren Schönheit und Zweckmäßigkeit, in möglichst großer Ausdehnung vergleichen und studieren.„

Bayonne
in seiner höchsten Glanzperiode.

Fortsezung.

Am meisten beschäftigte sich indeß die Neugierde noch mit der Person des Kaisers. Napoleon befand sich jezt zum erstenmal in dieser Gegend seines Reichs, und die Meisten seiner hiesigen Unterthanen hatten ihn wohl niemals sonst gesehen. Auch verlarg er sich ihnen gar nicht, und war selten ein Tag, wo er nicht durch die Stadt, oder über die Wälle ritt, da ihn Jedermann nach Gemüge betrachten konnte. So habe ich ihn mehreremale weit bequemer und näher gesehen, als selbst in Paris. Aber überall, wo er sich zeigte, wurde er mit lautem Freudengeschrei empfangen, das er mit einer, für mich an ihm völlig überraschenden, Freundlichkeit erwiederte. Die Neuheit eines Hofs, die Ehre, wodurch sich die Stadt durch die Ereignisse geschmeichelt sah, das viele Geld, welches durch die große Anzahl Fremder in Umlauf kam, und vielleicht eine Menge andrer Vortheile, die man sich noch von der Gnade des Kaisers versprach, hatten um diese Zeit die Volksstimmung so sehr für ihn berauscht, daß sie ihm zuweilen lästig fallen mußte.

Indeß hatte er gewiß aus diesem Grunde seine Wohnung nicht außerhalb der Stadt gewählt. Diese enthält wirklich weder ein würdiges, noch hinreichend geräumiges, Gebäude für einen großen Monarchen. Auch ist sie zu eng, und zu bevölkert, als daß sich Napoleon die Ruhe und Stille, deren er bei seinen vielen Arbeiten bedarf, anders, als durch eine sehr strenge Polizey hätte verschaffen können. In Eile war daher ein schönes Landgut gekauft, und eingerichtet worden, welches nur eine kleine Viertelstunde außer dem Thore liegt, das nach Spanien führt, und glücklicher Weise Alles vereinigte, was der Kaiser für seinen Aufenthalt in Bayonne bedurfte.

Das Schloß Marrac, das von Napoleon in Bayonne bewohnt wurde, ist indeß kein weitläuftiger Pallast, worin für eine große Hofhaltung Raum wäre. Man kann es nicht anders, als ein Landhaus nennen, wie es ein wohlhabender Privatmann haben mag. Es ist wirklich klein für die Wohnung eines Fürsten, ob es sich gleich durch eine edlere Architektur über alle die vielen Gebäude der Art in der Gegend erhebt. Es liegt auf dem Rücken eines der vielen Hügel, welche von dem linken Ufer des Adour bis an die Pyrenäen hindurch das Land durchschneiden, und ist gerade hoch genug gestellt, um die ganze Umgegend zu beherrschen. Auf der Hauptseite, dem Schlosse gegenüber, liegt die Stadt, beinah in ihrem ganzen Umkreis sichtbar. Die Aussicht wird hier durch eine lange Anhöhe geschlossen, worauf die Zitadelle steht, und von der sich die Straße von Bordeaux herab ergießt. Auf der einen Seite lehnt sie sich an das Meer, auf der andern an die himmlischen Ufer des Adour, welche an Lieblichkeit alles übertreffen, was ich im ganzen Süden von Frankreich gesehen habe. Hinten herum wölbt sich die Kette der Pyrenäen in fantastischen Formen, welche vergebens Ludwigs XIV. stolzes Wort: die Pyrenäen sind nicht mehr, widerlegen möchten. (Der Beschl. folgt.)

Notizen.

Frankreich besaß 1789. am meisten baares Geld unter allen europäischen Staaten, nemlich 2000 Millionen Livres, und prägte auch die meiste Münze aus, nemlich im Durchschnitt jährlich 40 Millionen Livres.

Im Jahr 1787. zog Frankreich 70¼ Million Livres gemünztes Gold und Silber aus Spanien und Amerika, und für 8,771,356 Livres Stangengold über England.

Ein neapolitanischer Prälat, der Ab. Pacichelli, welcher in der zweten Hälfte des siebenzehenten Jahrhunderts Reisen durch den grösten Theil von Europa machte, giebt in seiner Nachricht von Benevent (Napoli, 1685. 5. Bde. in 12.) Oesterreichs Einkünfte im Jahr 1676. folgendermaßen an:

Aus Böhmen, über eine Million Gulden, grösstentheils in Früchten, Salz und Wein bestehend.

Aus Schlesien über 800,000 Gulden.

Aus Mähren über 800,000 Gulden.

Aus dem Tyrol 1,800,000 Gulden, wovon die vier Messen von Botzen 200,000, und die Saline von Hall 800,000 Gulden eintragen.

Aus Oesterreich eine noch ansehnlichere Summe; alles zusammen vier Millionen Thaler.

Auf Isle de France ist der Aussaz gegenwärtig so häufig, als er zu irgend einer Zeit in einem Lande gewesen seyn mag. Man schickt die Kranken nach zwey benachbarten kleinen Inseln, wo die Menge von Schildkröten eine schnelle Heilung erlaubt; allein die Einwohner suchen sich diesem Heilungsmittel auf jede Art zu entziehen.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 15. Den 20. Februar 1811.

„Mein lieber Marschall Lacy. Nur die Unmöglichkeit, die mich hindert, diese wenigen Linien mit eigener zitternder Hand zu schreiben, kann mich zwingen, mich einer fremden zu bedienen. Ich nähere mich dem Augenblick unserer Trennung mit großen Schritten; aber ich wäre sehr undankbar, wenn ich diese Welt verließe, ohne Ihnen, mein theurer Freund, noch alle Gefühle der Dankbarkeit zu wiederhohlen, welche ich Ihnen aus so vielen Gründen schuldig bin, und die ich mit Vergnügen vor der ganzen Welt bekannt habe. Ja, wenn ich etwas geworden bin; so ist es Ihr Werk; denn Sie haben mich gebildet, Sie haben meinen Geist erleuchtet, Sie haben mich die Menschen kennen gelehrt, und Ihnen verdankt die ganze Armee ihre Bildung, ihr Ansehen und ihren Ruhm.„

„Die Sicherheit Ihres Raths unter allen Umständen, die persönliche Anhänglichkeit an mich, welche Sie bei seiner, weder der größten, noch geringsten Veranlassung verläugnet haben, alles dieses macht, mein lieber Marschall, daß ich Ihnen meinen Dank nicht oft genug aussprechen kann. Ich habe Ihre Thränen um mich fließen sehen. Die Thränen eines großen Mannes und Weisen sind eine schöne Apologie. Nehmen Sie mein Lebewohl! Ich umarme Sie aufs zärtlichste. Nur meine wenigen Freunde, unter denen Sie gewiß der erste sind, machen mir meinen Abschied von dieser Welt schmerzlich. Erinnern Sie Sich meiner, Ihres aufrichtigsten und affektioniertesten Freunds.

Brief Josephs II. vom 20. Februar 1790, als am Todestag des Kaisers.

Der Orden der Weintrinker.

Einst gab es Zeiten, wo die Menschen noch aus sich selbst heraus fröhlich waren, und ein Almanach für Weintrinker eher an seiner Stelle gewesen wäre, als heutzutag. Jetzt aber, da Jedermann so verständig, so ernsthaft, so langweilig geworden ist; was kann man Göschen, der uns mit jenem Almanach beschenkt hat, anders sagen, als was die Gräfin von Almaviva in Figaro's Hochzeit ihrem Gemahl sagt?

Vous me faites rire, et j'en ai peu d'envie.

So arg ist es inzwischen doch nicht, daß die unsichtbare Kirche der Weintrinker sich nicht noch manchmal recht fröhliche Tage machte. Uns Süd-Deutschen ist es noch zuweilen so gemüthlich, wie den Studenten im Leipziger Rathskeller zu Fausts Zeiten. In unsern Weinfässern liegt noch ein Meer von Frohsinn und Ausgelassenheit, und wie gravitätisch ihr auch immer die Stirnen runzeln möget, kommet zu uns herab aus dem frostigen Norden, das Herz soll euch weit aufgehen, wenn ihr unsre lachenden Rebenhügel ansetzt.

Gefällt es euch bei uns, und ihr verstehet zu leben, so könnet ihr auch in den Orden eintreten, den wir eben, nicht zu stiften — denn das ist schon lange geschehen — sondern weiter auszubreiten im Begriff sind. Wir fodern keine Ahnen-Proben von euch, wenn ihr aufgenommen werden wollet; wir verlangen blos einen fröhlichen Geist, ein menschenfreundliches Herz, einige Anmuth und Gewandtheit im Leben, und diejenige Seelengröße, welche sich aus ein paar lustigen Streichen mehr oder weniger nicht viel macht.

Seht ihr bei dem, was euch gefallen soll, auf das Alterthum, so sind wir zwar, was den Wein betrifft, völlig eures Glaubens. Indeß können wir diesen Vorzug auch unserm Orden nachrühmen, wie wir euch gleich das Weitere berichten werden.

Der erlauchte Orden der Weintrinker stammt, wenn wir auch nicht weiter hinaufsteigen wollen, zunächst aus einer Provinz von Frankreich, in welcher ein fröhliches, fleißiges, gutmüthiges Volk wohnt, das, ausser andern Aehnlichkeiten mit uns Süd-Deutschen, von jeher das Schicksal gehabt hat, von seinen nördlichen Nachbarn über die Schultern angesehen zu werden, unerachtet es diesen vielleicht blos in der ernsthaften Behandlung des Nichternsthaften nachstand. Zu Anfang des siebenzehenten Jahrhunderts nehmlich nahm im Lanquedoc der Orden der Weintrinker unter dem Groß-Meisterthum des Herrn Posquières seinen Anfang, und breitete sich bald, wie es guten Einrichtungen selten geht, so weit aus, daß er in all den fröhlichen Ländern des französischen Südens seine Com-

Digitized by Google

thurrien erhielt, in welchen dem gutmüthigen Frohsinn und dem unschuldigen Muthwillen so reichlich geopfert wurde, daß die Götter ihre wahre Freude daran hatten, und viele unfruchtbare Berge in muntere Reben-Gärten verwandelten.

Solche Wunder und die schnelle Ausbreitung des Ordens machten natürlich einen Historiographen für denselben nöthig, der wenigstens den Vortheil hatte, immer die Wahrheit selbst von seinen Zeitgenossen sagen zu dürfen. Sogar die Zeitungen (Nouvelles de l'ordre de la boisson), welche der Orden herausgab, enthielten, was manchem kaum glaublich seyn wird, keine Unwahrheiten, sondern nichts, als sichere, unverstellte, völlig glaubwürdige und auch nie bezweifelte Nachrichten. Sie waren überdieß mit so viel Geist und Witz geschrieben, daß es oft untegreiflich schien, wie sich beide mit so viel Wahrheitsliebe vereinigen liessen.

Zur Probe wollen wir nur eine kleine Stelle aus einem Blatte ausheben, das im Jahr 1705. am heutigen Tag erschienen ist. Sie schildert den Empfang des Groß-Meisters bei einem Kapitel des Ordens, dem er in Avignon beiwohnte.

„Sobald der Groß-Meister vor dem Hotel des Ordens erschien, fieng man zu seiner Ehre an, auf kleinen, leeren Fäßchen zu trommeln, und mit Bouteillen zu läuten. Im Hofe angekommen, wurde er von einer Schaar von Faunen und Satyrn empfangen, welche ihn, unter Absingung feierlicher Hymnen an den Gott Bacchus, mit Kränzen von Rebenlaub krönten, und ihn so in den Kapitel-Saal führten. Dieser war mit einer unzählbaren Menge von gläsernen Lampen geschmückt, welche alle in Weingeist von den verschiedensten Farben brannten. Die Wände waren mit burgunderrothem Sammt, der Lieblingsfarbe seiner Excellenz, ausgeschmückt. Auf den vier Seiten des Saals standen eben so viele Pyramiden, die aus Bouteillen von den feinsten und köstlichsten Weinen gebaut waren. Während des Gastmals trank man von allen diesen Weinen ohne Unterschied des Rangs und des Alters derselben. Eine fröhliche Musik begleitete die munterſten Trinklieder, welche gesungen wurden. Man blieb inzwischen nicht länger, als vierzehn Stunden, an der Tafel, indem der Groß-Meister nach Ripaille, seiner gewöhnlichen Residenz, zurückkehren mußte, weil er den Abgeordneten einer fremden Zunge des Ordens noch an diesem Tage ein glänzendes Gastmal zu geben hatte. Da ihm die Zeit nun sehr sparsam zugemessen war, so machte er den Weg in einem Schiffe auf der Rhone. Glücklicher Weise schlief er sogleich ein, indem es ihm sonst zuverläßig auf dieser Fahrt übel geworden wäre, da er gegen das Wasser von jeher einen natürlichen Widerwillen gehabt hat.„

Die Statuten des Ordens sind in einem Edikt des Groß-Meisters enthalten, das für alle Zukunft Gesetzkraft erhalten hat. Sie sind in Kürze abgefaßt, weil Kürze die Seele der Rede ist, und diese von guten Trinkern immer besser, als von Polonius, beobachtet wird. Das Edikt ist folgenden Inhalts:

„Bruder Franz, der Fröhliche, derzeit Großmeister, des berühmten und blühenden Ordens der Weintrinker, welcher zu Jedermanns Nuz und Frommen gestiftet ist, entbietet allen, die Gegenwärtiges zu Gesicht bekommen, seinen Gruß.„

„In Betrachtung, daß aller Menschen Wünsche auf Freude und Vergnügen hinzielen, daß die schöne Jugendzeit so schnell entflieht, und nichts ihren raschen Lauf aufzuhalten vermag; und in der Absicht, uns die wenigen Jahre, die wir zu leben haben, so angenehm, als möglich zu machen, haben wir in einem lustigen Kapitel, und nach Anhörung unſrer schwärmenden Räthe beschlossen, wie folget:„

„Niemand wird in unſre erlauchte Gesellschaft aufgenommen, als wer gute Tafel, feurigen Wein, und fröhliche Gesellschaft liebt.„

„Bei allen unsern Gastmalen sollen Scherz und heitere Lieder die nöthige Andacht verdreiten.„

„Sollte eines unſrer Ordens-Glieder unglücklicher Weise in einer Versammlung den Verstand verlieren, so sind seine Mitbrüder verbunden, daſselbe nach Hauſe zu tragen.„

„Jeglicher trinkt so viel, als ihm gefällt; denn Freiheit ist das Haupt-Princip des Ordens.„

„Man soll niemand zum Trinken zusprechen; indem diejenigen, welche es nöthig haben, dadurch ohne dieß schon hart genug bestraft sind.„

„Wer ein unanständiges Wort in einer Versammlung des Ordens hören läßt, ist ohne Erbarmen auf vierzehn Tage von derselben ausgeschlossen.„

„Jeder soll sich hüten, bei Tisch schlimm von seinem Nächsten zu sprechen. Ueberhaupt ist es den Gliedern des Ordens blos erlaubt, von den Mahomedanern, ihren Todfeinden, Böses zu reden, weil diese keinen Wein trinken.„

In diesen wenigen Gesezen mag Jeglicher leicht den Geist des Ordens erkennen. Auch wird er finden, wie die strengste Obſervanz derselben niemand vom Eintritt in denselben abhalten darf; indem man gar kein Beispiel weiß, daß irgend ein Ordensglied je sich grob gegen sie verfehlt hat. Wir wollen zum Schluß dieser gemeinnüzigen Nachrichten noch eine Stelle aus den Annalen des Ordens ausheben, in welchen unſre Leſer nicht ohne Rührung den erhabenen Karakter des ersten Großmeiſters geschrieben sehen werden.

„Als die Abgeordneten der Städte, welche sich eingefunden hatten, um dem Großmeister zu seiner Wahl Glück zu wünschen, und sich seinem Schuz zu empfehlen, im Begriff waren, abzureisen, gab ihnen dieſer noch vorher ein glänzendes Gastmal. Sie waren damit, so wie mit seiner ganzen Aufnahme, so wohl zufrieden, daß sie auf ihrem ganzen Wege seinen Ruhm verbreiteten, und von allen Enden und Orten der Welt Reisende ankamen, um einen, in unſerm Zeitalter so seltenen, Mann zu sehen, der unter allen Stürmen, die das Meer des Lebens bewegen, immer eine völlige Ruhe und Heiterkeit erhalten hat. Aus der Kunſt, durch die er es dahin brachte, machte er gar kein Geheimniß, sondern pflegte oft zu sagen: wenn sich die Menschen auf ihren Vortheil verſtünden, so würden sie ihre Neigung, einander gegenseitig zu zerſtören, unterdrücken, und in tiefem Frieden die Freuden der Geſellſchaft und der guten Tafel genieſſen. Es ist ja so leicht, zu leben, daß es jeder verſtehen

Digitized by Google

sollte; aber diejenigen, deren einziges Bestreben dahin geht, Reichthümer für Menschen zu sammeln, die sie nicht kennen, werden mich nie begreifen. Da dieses Leben nur eine Reise ist, so will ich auch nur von einem Tag zum andern leben; denn was hilft es, für einen so kurzen Feldzug Magazine aufzuhäufen?„

Bayonne
in seiner höchsten Glanzperiode.
Beschluß.

Rund um das Gebäude von Marrac ziehen sich Gartenanlagen, und besonders herrliche Gehölze, in die es beinah ganz versteckt ist. Hier wohnte der Kaiser mit einer, natürlich sehr kleinen, Umgebung. Die Zugänge waren zwar gehörig durch Wachen bedeckt, aber dennoch nicht überflüssig beschützt. Es gehörte vielleicht wirklich nur ein Selbstgefühl, wie das seinige dazu, um sich hier, der Küste so nahe, immer für sicher genug zu halten.

Mehrere Tage vor dem Kaiser war der spanische Infant, Don Carlos, der Bruder des neuen Königs, mit Aufträgen von diesem in Bayonne angekommen. Wenige Tage nachher traf Ferdinand VII. selbst mit einem großen Gefolge ein, um seine Anerkennung auf dem Thron zu negoziren. Allein in den letzten Tagen des Aprils, und den ersten des Mai's, da ich mich in Bayonne befand, war es völlig stille von den spanischen Angelegenheiten geworden. Die Protestation Carls IV. war bereits bei Napoleon eingetroffen. Der alte König befand sich selbst auf der Reise nach dieser Stadt, und die näheren Umstände der Thronbesteigung Ferdinands VII. mußten das bisherige Verhältniß des französischen Kaisers zu ihm verändern. Er wurde nicht früher sichtbar, so lang ich in Bayonne war, als nach der Ankunft seines Vaters, und mehrere Tage vor derselben lief das Gerücht, daß er als Gefangener behandelt sey, was, ob es gleich ungegründet war, doch wenigstens die Ansicht des Publikums über den gegenwärtigen Stand der Dinge aussprach.

Den ersten Mai traf Carl IV. gleichfalls mit seiner Gemahlin in Bayonne ein. Ich sah ihn ankommen, und konnte mich freilich nicht enthalten, an den Unterschied zwischen seinem jetzigen Aufzug, und den ehmaligen Reisen in Spanien zu denken, wo sein Gefolge immer aus mehreren tausend Menschen bestanden hatte. Hier waren es vielleicht ein halbes Duzend Wagen. Aber unbehülflichere, unbequemere und geschmacklosere Reisewagen, als diese, hab' ich nie gesehen. Sie waren mit Maulthieren bespannt, und diese mit bloßen Stricken, und auf die gewöhnliche Art der spanischen Coches de colleras (Lankutschen) angeschirrt. Seinem hohen Range gemäß war indeß der Empfang des Königs dennoch gewesen. Auf der Gränze von Frankreich hatte ihn der Fürst von Neufchatel im Namen seines Herrn begrüßt. Die Kanonen wurden bei seiner Ankunft auf den Festungswerken geübt, eine starke Ehrenwache eskortierte den Wagen des Monarchen, und mehrere französische Große machten die Honneurs.

Kaum war Karl IV. eine halbe Stunde angekommen, so machte ihm der Kaiser einen Besuch. Nie habe ich Napoleon näher gesehen, als bei dieser Gelegenheit. Er war zu Pferde, in einer Kapitäns-Uniform von der Linieninfanterie, und hielt eine leichte Reitpeitsche in der Hand. In meinem Leben werde ich diesen Anblick nicht vergessen. Er ritt allein voraus auf einem braunen Araber, welcher wie ein Vogel über die Erde wegtanzte, und stolz über den Mann, den er trug, aus den weitaufgeblasenen Nüstern athmete. Ihm folgte der Fürst von Neufchatel mit mehreren Großen, und diesen ein ganz kleines Detachement Cavallerie. Die heitere Ruhe und große Selbstzufriedenheit, welche in der ganzen Haltung des Kaisers ausgedrückt war, ist unbeschreiblich. Die Leichtigkeit, womit er das Ungewöhnlichste vollendet, schien in einer gewissen Bequemlichkeit ausgedrückt, mit der er seine Größe darstellte. Nichts von Repräsentation; aber auch keine Nachlässigkeit. Freundlichkeit und Hoheit flossen so sonderbar in ihm zusammen, daß ich dem Eindruck nicht zu widerstehen vermochte, welcher mich gleich begeisternd mit der großen Menge ergriff.

In allen Gesellschaften indeß war von nichts anderm, als von den spanischen Angelegenheiten die Rede. Die Bewohner von Bayonne sprechen sämmtlich spanisch, und sind auch durch ihren vielen Verkehr mit den Spaniern mit deren sämmtlichen Verhältnissen ziemlich vertraut geworden. Schon fieng daher, während ich mich in der Stadt befand, die öffentliche Meinung sich in zwei Partheien für Carln IV. und für Ferdinand den VII. zu theilen. Im Ganzen war das Uebergewicht für den Letztern, woran die Neuheit der handelnden Person eben so großen Antheil haben mochte, als die Verachtung, welche besonders der Karakter des Friedensfürsten auf die vorige Regierung geworfen hatte. Das bekannte Pamphlet: Historische Nachricht über das Leben Don Manuel Godoys, wodurch man die öffentliche Meinung in so kurzer Zeit durch ganz Spanien hindurch bestimmt hatte, wurde in Bayonne so begierig verschlungen, als jenseits der Pyrenäen, und sogar daselbst nachgedruckt. Als Carl IV. daher selbst erschien, wurde ihm das Mitleid nicht zu Theil, welches sein Unglück dem doch verdiente, und blieb der Regierung allein überlassen, ihn in seiner Hülflosigkeit zu trösten.

Während sich indeß Jedermann in Vermuthungen über die weitern Erfolge dieser merkwürdigen Ereignisse erschöpfte, fanden die Klügeren natürlich die Sachen auf einen, für beide Monarchen beinah gleich gefährlichen Punkt getrieben. Dergleichen Stimmen wurden bereits jetzt schon laut, und eine sprach sich z. B. sehr merkwürdig in dem angeblichen Brief eines Invaliden-Offiziers, vom 23sten April aus Toledo geschrieben, aus, der im Publikum zirkulirte. „Als die Miene vom Escorial sprang," sagt der Verfasser unter anderm, „schrieb ich Ihnen damals „nicht, daß kein Spanier, welcher dem königlichen Hause „ergeben sey, sich an dem Ende seiner Besorgnisse glauben „dürfte? Aber nichts hat mich weniger überrascht, als „die Ereignisse von Aranjuez. In solchen Fällen influirt „die Gelegenheit oder der Vorwand, welche man benützt,

Digitized by Google

„nur auf die Menge; aber jeder scharfsehende Beobachter „hat gewiß mit mir in diesem Schritt die Reaktionsbewe„gung erkannt, welche auf alle ersten revolutionnären Sze„nen zu folgen pflegt. Ist einmal der erste Schritt auf „diesem Wege gemacht, wo selbst die Reue nicht mehr „zurückkehren kann, so ist alles gefährlich, und werden es „sogar die großherzigsten Leidenschaften. Ich zweifle nicht, „daß solche die kraftvollen Krieger belebt, deren Energie „man erattirt hat, um dem Monarchen Schrecken einzu„jagen. Den wahren Ausdruck dieser Leidenschaften, und „das ganze Feuer der edelsten Gesinnungen habe ich we„nigstens in dem Brief erkannt, den mir mein Neffe An„tonio in aller Eile nach den Vorfällen von Aranjuez da„her geschrieben hat. Er wünschte sich mit allen seinen „Waffenbrüdern Glück, zu der heilsamen Crisis bei„getragen zu haben. Aber wenn diese Treuherzigkeit auf „der einen Seite für das Herz sehr wohlthuend ist, so „führt sie auf der andern Seite auf traurige Betrachtun„gen über die Leichtsinkeit, mit welcher die unruhigen Kö„pfe aller Länder die besten Gesinnungen des Volks zu den, „für Thron und Vaterland traurigsten, Resultaten benu„zen können. Wo hat man je in monarchischen Staaten „eine Revolution gesehen, die nicht mit dem Geschrei, „es lebe der König! und mit Drohungen angefangen, „welche nur den Depositärs der höchsten Gewalt galten? „Ich gebe gerne zu, daß im vorliegenden Falle die öffent„liche Meinung für die Angriffsweise seyn mußte, indem „diese einem Günstling galt, der seine Erhöhung nie ge„rechtfertigt, und von dem ungeheuren Einfluß, welchen „er nach und nach gewonnen, den unwürdigsten Gebrauch „gemacht hatte. Aber wenn sich das Zutrauen des Mo„narchen zu ihm auch nur verirrt hatte, berechtigte das „darum diejenigen, deren Pflicht Gehorsam ist, dazu, „dem Regenten ihren Willen ins Ohr zu schreien? In „dem Augenblick, da die Ausübung der monarchischen „Gewalt in der Hand eines Königs verlegt wird, hat die„ser auch seinen Thron verloren. Was können die Bei„fallsrufe zut machen, die er in den Augenblicken erhält, „da er jenen Schimpf duldet? Und was kommt auf die „paar Grade Kühnheit höher an, ihm seinen Nachfolger „zu ernennen? Nichts ist weniger neu, als die Beispiele „von Königen, die unter dem Geschrei: es lebe der „König! ihre Krone abgetreten haben. Unter solchen „Umständen ist nicht nur der, welcher vom Throne herab„steigt, sondern hauptsächlich der zu bedauren, der unter „so traurigen Zeichen seinen Platz auf demselben einnimmt. „Sein unbestreitbares, heiliges Erbfolgerecht, das ihm die „Geburt gegeben, hat er durch die schwankende Volkswahl „verloren. Mag solches in Konstantinopel oder in Algier „geschehen, aber die großmüthige Nation der Spanier „kann unmöglich ein System von Anarchie und Jammer „annehmen, wie dieses ist. Wenn die weise Natur in ei„ner regelmäßig konstituirten Monarchie den einen ins „Grab, und den andern zu dem Geschäfte der allgemeinen „Beglückung ruft, so erweitert sich die Nationalhoffnung „auch mit jedem neuen Erben, der dem Regenten geboren „wird. So aber müßte sie bei jeder Fürstengeburt nur „erschrecken, wenn sich die Launen einer Wahlmonarchie „unter einer Nation festsetzten, welche gar kein Princip „von Staatsrecht hat. Da würde dann daraus erfolgen, „daß man den Sohn zuweilen nöthigte, seinem Vater die „Krone vom Haupte zu reissen, und auf dieses würde „nichts leichter seyn, als einen jüngern Prinzen zu über„reden, daß er des Thrones würdiger sey, als sein Bru„der. Was könnte die Annäherung zur völligen Barba„rey in solchem Zustand noch aufhalten? Alle civilisir„ten Völker, welche heutzutag die große europäische Fa„milie ausmachen, haben mit solch unvollkommenem, mo„narchischem System angefangen, das kein anderes, als „das Wahlrecht unter den Gliedern einer bestimmten Fa„milie anerkannte. Aber damals wartete man wenigstens, „bis der Tod das Zeichen zu einer neuen Wahl gegeben „hatte. Heutzutage hingegen will man selbst hinter die „Unvollkommenheit der ersten Jahrhunderte zurücktreten, „und die Epoche der Thronveränderung von der öffentli„chen Unzufriedenheit abhängig machen. Aber woran „sollen wir diese erkennen? Werden wohl alle Provinzen „des Staats zusammen dieses Souveränitätsrecht der „Hauptstadt überlassen wollen? Oder welche Classe der „Unterthanen sollte es vorzugsweise geniessen? Sind die „Bewohner der Hauptstadt zum Aufstand berechtigt, wenn „ihnen ein Minister, oder ein Günstling mißfällt, war„um sollten die Krieger, welche ihr Blut für das Vater„land vergiessen, nicht das nemliche Recht haben, zu „schreien, und ihre Waffen zu schwingen, so bald man „ihnen einen General giebt, der ihnen nicht ansteht? „Wenn die Städte neue Regierungen anfangen wollen, so „wird man bald auf dem Lande neue Monarchen proklа„mieren. An all dergleichen spitfindige Untersuchungen „dachten wir nicht, als wir im Roussillon und in Catalo„nien, um unsre Soldaten zu neuen Triumphen anzufeu„ren, oder ihre Standhaftigkeit unter langen Beschwer„den aufrecht zu halten, das Wort: es lebe der Kö„nig! anstimmten, das so tief in jedes Spaniers Her„zen nachtönt. Aber das würde unwirksam geblieben seyn, „wenn die Soldaten erst vorher die Briefe aus Madrid „hätten fragen müssen, welcher König denn eigentlich dar„unter gemeint sey!„

Ich habe es mir nicht versagen können, diese lange Stelle hieher zu setzen, weil sie mir zu einer Zeit, da noch alles völlig dunkel war, einen Blick in die Zukunft eröffnete. In Bayonne wußte das Publikum nicht, wie es die Gegenwart zu nehmen hatte. Die Verhandlungen waren in solches Geheimniß gehüllt, daß auch kein Laut davon verrathen wurde, und die Protestation Carls IV. wurde erst den 1sten Mai in der Stadt bekannt, ob sie gleich zwei Tage nachher schon in dem französischen Amtsblatt erschienen ist. Sie war die letzte wichtige Veränderung, welche noch während meines Aufenthalts in Bayonne bekannt geworden ist, indem ich den 2ten Mai Nachmittags von da nach Madrid abreiste.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 16. Den 23. Februar 1811.

Todestag des Marschalls Catinat im Jahr 1712. Viele haben Siege erfochten, und die großen Generale sind leichter in der Geschichte zu finden, als die weisen, unerschütterlich standhaften Männer. Wir wollen sein Andenken daher durch ein, oft wiederhohltes, aber von Wenigen ganz begriffenes, Wort von ihm feiern, und dieses heißt: „man muß ein sehr großer Mann seyn, wenn man auch seinen Kammerdiener davon überzeugen will.„

Gesang, als Mittel zur Volks- und Menschenbildung. *)

Ein sicheres, und doch noch viel zu wenig benuztes Mittel zur Erhebung des Gemüths, zur Belebung des Herzens, also zu Bildung eines religiös-sittlichen, religiös-frohen Sinnes ist Gesang. Er drückt nicht nur aus, was im Innern lebt, sondern belebt auch das, was noch todt ist. Der Gesang wirkt mehr aus dem Aeußeren in das Innere hinein, als von dem Innern auf das Aeußere heraus. Melodie ohne Worte wekt schon gewisse Empfindungen, wenn sie durch Empfindung eingegeben ward; Melodie mit untergelegten Worten, oder Worte durch Melodie geweiht, sind die allerverständlichste, allfühlbarste Volks- und Menschensprache, die es geben kann. Durch heiligen Gesang spricht der Mensch nicht blos zu Gott, sondern Gott zu den Menschen — Ermunterung, Trost, Ruhe ins Herz. Schwerlich wär es einem, nicht allzugrob-organisirten Wilden möglich, einen vierstimmigen Choralgesang, etwa in einer Zürcher Kirche zu hören, ohne die Nähe einer Gottheit zu fühlen. Selbst das Thier, das dem Menschen in Hinsicht auf Organismus und Geistigkeit, am nähesten steht, der Elephant, empfindet die bestimmten Wirkungen der Tonfolgen; wird sanft und wüthend, traurig und froh, wie sie ihn ansprechen. Der von einem bösen Dämon gepeinigte König, wird Mensch, durch Gesang **), der, von dem herrschenden Unglauben seiner Zeit niedergedrückte Gottesmann, läßt sich wieder erheben durch Tonkunst ***). Nach der glaubwürdigen Versicherung des Athenäus, eines berühmten griechischen Schriftstellers aus dem dritten Jahrhundert, wurden alle göttliche und menschliche Gesetze, alle Ermahnungen zur Tugend, alle religiöse Kenntnisse, und alle Thaten großer Helden und Männer, kurz alles, was den Menschen heilig seyn sollte, in Verse verfaßt, und öffentlich durch Chöre abgesungen, begleitet mit der freiesten Instrumentalmusik, die man damals kannte. „On n'avoit point trouvé de moyen plus efficace, pour graver dans l'ésprit des hommes, les principes de la morale et l'amour de la vertu,„ sagt Rousseau ****). Selbst der größte Mann unserer Zeit, kennt sehr gut den Einfluß der Musik auf Belebung und Erhebung der Menschen, so wie Alles, was auf Menschen wirken kann. Die drei berühmtesten Tonkünstler Italiens, Piccini, Paësiello und Cimarosa, erhielten den Auftrag, einen Marsch zu komponiern, durch den der Einzug in Neapel gefeiert werden sollte; und Cimarosa komponirte ihn

*) Aus der vermehrten Auflage einer Schrift über Volksbildung, die in der nähsten Ostermesse erscheinen wird.

**) 1. B. Sam. 19, 24.

***) 2. B. der Könige 3, 15.

****) Dict. de musique. Art. Musique.

Digitized by Google

wirklich *). In Zeiten, wo man den Menſchen nicht mehr genug ſchätzt, um auf ſein Inneres zu wirken, ſondern blos ſein Aeußeres durch Befehle zu jedem wahren oder angeblichen Staatszweck zwingt, wo man durch zahlloſe Verordnungen das Heil der Welt zu befördern wähnt, wird es freilich Niemand für der Mühe werth halten, ſolche feierliche Anſtalten von Staatswegen zu befördern, aber wenigſtens ſollte man es dem, von allen Seiten ſo bedrängten und gedrückten Volke möglich machen, ſich ſelbſt zu ermuntern, und über die Erde zu erheben durch Geſang. Es kann ſich dadurch ſelbſt predigen, ermuntern, ſtärken, tröſten, was hier oft ſo nöthig iſt. Es kann ſich ſelbſt ein Feſt geben durch Geſang in der Kirche, oder ſich Eins geben laſſen durch ſeine Kinder, wenn dieſe frühe gebildet werden zum Geſang. „Der Pſalter," ſagt der Gottes- und Volksmann Luther, „iſt ein ſüſſer, tröſtlicher, lieblicher Geſang, wenn man gleich die bloſen Worte ohne Noten daher lieſet oder ſaget. Doch hilft die Muſica oder Noten, als eine wunderliche Creatur und Gabe Gottes ſehr wohl dazu, ſonderlich wo der Haufe mitſinget, und fein ernſtlich zugehet **)." Auch wurde die Reformation in Braunſchweig, Lübek, Göttingen und Heidelberg, durch unerwartete Anſtimmung eines Kirchengeſangs angefangen, und Zuhörer ſowohl als Mitſinger, durch dieſen Geſang dazu begeiſtert ***). Wie ſollte man denn ein Mittel unbenutzt laſſen, das alle Menſchen, und den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, das ihn über die Erde hebt, und ihm oft die Erde zum Himmel umſchafft, weil es einen Himmel öffnet in ihm ſelbſt? In den Schulen ſollte die Jugend zum reinen und mehrſtimmigen Geſang gebildet, und deßwegen Niemand zum Schullehrer angenommen werden, der nicht dazu bilden kann. Hier ſollte ſie fähig gemacht werden, die Andacht in den Kirchen zu erhöhen, die Herzen zum Anhören der Predigt zu öffnen, Muth und Troſt im Leiden, Dank und Vertrauen bei Freuden des Lebens in die Herzen zu ſingen, tiefer als ſie der Prediger hineinpredigen kann. Welcher gute Menſch wird nicht mit Luther ſagen: „ich wollte alle Künſte, ſonderlich die Muſica gern im Dienſte deſſen ſehen, der ſie gegeben und geſchaffen hat ****).„ Die, ſo ganz populäre Geſangbildung oder Anweiſung dazu, die Nägeli in Zürch herausgegeben hat, kann dazu trefflich dienen, und ſollte in den Händen aller Schullehrer ſeyn. Die Eindrücke, die durch einen ſolchen Geſang gemacht werden, ſind tief, weil ſie durch Geſang gemacht wurden, und bleibend, weil es Jugend-Eindrücke ſind. Es wird nun auch den Schullehrern und Kindern leicht werden, ſich mit frohen oder unſchuldigen Liedern bekannt zu machen, die ſie bey der Arbeit ſingen können. Becker in Gotha, der verdienſtvolle Volksſchriftſteller und Volksliebhaber, hat eine Sammlung ſolcher Lieder mit Melodieen veranſtaltet, die mit Auswahl ſehr brauchbar ſind. Der Schullehrer läßt ſie die Kinder abſchreiben, auswendig lernen, und übt mit ihnen die Melodieen ein. Glück wär' es, wenn der Staat veranſtaltete, daß ſolche Lieder, wie andere neue weltliche Lieder, auf einzelne Bogen gedruckt, und wie dieſe, oft ſchmutzige, ſchändliche Reimen, auf den Jahrmärkten verkauft würden. Wir iſt eine Einzige ſolche Sammlung bekannt, die von einer Dame veranſtaltet, und mit paſſenden Melodieen begleitet, in der Grafſchaft Lippe verkauft wurde. In manchen Gegenden des Landes wurden dieſe Lieder auf dem Felde ſowohl, als bei häuslichen Arbeiten geſungen, und es machte dem Volks- und Menſchenfreunde große Freude, ſchöne Lieder von Voß, Hölty, Stolberg, Göthe, Bürger, auf dem Felde, bei Bearbeitung des Flachſes, oder in der Heuärnde ſingen zu hören, wo vorher lauter unſinnige Erzehlungen oder ſittenverderbliche Zoten geſungen worden waren. „Ich wollte gern," ſagt Luther, „daß die Jugend, die doch ſonſt ſoll und muß in der Muſica und andern rechten Künſten erzogen werden," (die auch bei gewiſſen ländlichen Arbeiten den Geſang nicht entbehren kann) „etwas hätte, damit ſie die Buhllieder und fleiſchlichen Geſänge los würde, und an derſelbigen Statt etwas Heilſames lernte, und alſo das Gute mit Luſt, wie den Jungen geblühet, eingienge.„ Und welcher ſittliche Menſch ſagt und wünſcht es nicht mit ihm? Die ſchändlichen Lieder, die auf den Jahrmärkten verkauft werden — ſie ſind von den eigentlichen Volksliedern, wie rohe Soldatenſitten

*) Gallerie der berühmteſten Tonkünſtler. 2. Th. Paſſiello. S. 16.

**) Von den letzten Worten Davids.

***) Saligs Hiſt. der Augsburg. Confeſſion, 3. Th. S. 171. Stackens Lübeckiſche Kirchen-Hiſtorie. S. 8. 27. Spittlers Geſchichte des Fürſtenthums Hannover I. 27.

****) Erſte Vorrede zu ſeinen geiſtlichen Liedern.

Digitized by Google

von einfachen Volkssitten verschieden — erregen unreine Bilder, verderben also die Phantasie, machen junge Leute wenigstens mit der Idee des Lasters vertraut, zerstören bei den Mädchen die Jungfräulichkeit, und öffnen der gröbsten Wollust Thür und Thor. Und man denke nicht, daß das Volk gerade diese Lieder wähle und singe, aus Geschmack an Unreinheit. Das mögen freilich viele Jünglinge thun, deren Sitten durch das unverhältnißmäßig starke, und von dieser Seite höchst versunkene Militär zu sehr verdorben sind. Die Besseren und die Mädchen singen sie, weil sie nichts anders haben, keine andere frohe Lieder kennen. Sie werden andere singen, wenn sie froh, volksmäßig gedichtet, und mit ihren Melodieen ihnen bekannt sind. Für Verbreitung solcher Lieder sollte der Staat sorgen, wie er für die gesunde Nahrungsmittel der Staatsbürger sorgen muß, und dann alle unsinnige oder unzüchtige Lieder verbieten, wie er unreifes, ungesundes Obst oder verdorbene Arzneyen verbietet. Nicht blos Gesundheit des Leibes muß er zu erhalten suchen, sondern noch mehr, Gesundheit der Seele; und es ist Sünde und sträfliche Nachlässigkeit zugleich, angeblich unreife Kartoffeln wegnehmen zu lassen, und zu erlauben, daß man unzüchtige Lieder verkauft. Gift für die Sittlichkeit ist auch Gift! Ewald.

Ueber zwei kolossale Werke unsrer Zeit.

Beschluß.

Noch größer waren die Schwierigkeiten, welche man bei Anlegung eines Fahrweges über den Simplon fand. Die Aufgabe war keine geringere, als eine Heerstraße auf einer Länge von 74 Stunden, und einen großen Theil davon über einen Gebirgs-Punkt wegzuführen, der 6174 Fuß über der Meeres-Fläche liegt. Das Lokal hatte noch meter Wildheit, das Klima selbst bot noch größere Hindernisse dar, und gestattete nur kurze Fristen für die Arbeiter. Es war auch hier nur für Saumthiere ein schlimmer und gefährlicher Weg gewesen — wie schwer mußte es seyn, ihn für Transporte aller Art einzurichten?

Jezt ist diese Straße zuverläßig eine der interessantesten, die sich in Europa finden läßt, und vereinigt alle hohen Natur-Wunder, die man in den Alpen, durch welche die Süd-Länder hie und da von einander getrennt sind, finden kann. Von Genf aus zieht sie sich erst um einen Theil des Sees herum, und eröffnet eine Menge herrlicher Aussichten. Die Gegend wird immer wilder, je tiefer sie in die Gebirge eindringt, und zeigt einen unerschöpflichen Reichthum mahlerischer Scenen von dem verschiedensten Karakter. Diese wechseln mit den mannichfaltigen Veränderungen der Temperatur und Höhe, und gewinnen natürlich auf der Seite von Italien neue Reize. Auch hier senkt sich die Straße allmählig gegen den schönen Lago Maggiore herab, und wendet sich fünf Stunden fort an seinen Ufern weg, während das Auge bereits in die gesegneten lombardischen Ebenen vordringt, und die Brust in den milden hesperischen Lüften athmet.

Von Genf bis Evian bestand bereits eine schlechtunterhaltene Straße, welche völlig ausgebessert werden mußte. Von lezterem Ort bis Bouveret ist sie völlig neu, eine Stunde lang ganz eben, und von 32 Fuß über den Spiegel des Lemanischen See's erhaben. Ungeheure Werke waren hier nöthig, um Sicherheit und Bequemlichkeit für den Reisenden zu gewinnen. Vier große Brücken wurden hier gebaut; starke Brustwehren schirmen auf der Seite gegen das Wasser. Kolossale Felsenmauren steigen auf der andern Seite empor, und dieser kurze Strich Arbeit hat allein über eine Million Livres gekostet.

Von Sion nach Glis (7¼ Stunde Wegs) zeigten sich neue Schwierigkeiten andrer Art. Die Straße mußte hier durch einen Sumpf gezogen, und dieser zuvor ausgetrocknet werden. Weiter hin stellten sich die regellosen Betten der Rhone und des Viège's entgegen, welche bald eingeengt, bald durch Sprengung von Felsen erweitert werden mußten. Eine Menge ähnlicher Arbeiten waren bei der Fortsezung der Straße auf ihren Höhe-Punkt nöthig. Man trug ganze Berg-Vorsprünge ab, schlug viele Brücken über Flüsse und Abgründe, und führte hohe Mauren an den Abhachungen der Bergwände hin. Hier findet man eine Brücke, die sich in einer Höhe von 100 Fuß über einen Bogen von 83 Fuß Oeffnung, hinwölbt; dort wurden unterirrdische Gallerien durch die Felsen getrieben, um den Gießbächen einen unschädlichen Weg zu bahnen; hier zieht sich die Straße selbst durch des Gebirgs Bauch; dort gehen Wasserleitungen über und neben ihr weg, um die Gletscher-Gewässer abzuführen; eine neue Gallerie nimmt den Wanderer zum Schuz gegen Lawinen und Stürme auf, und so gelangt er denn endlich auf des Simplons Höhe, wo er in einem, noch nicht ganz vollendeten Hospiz Rast und Labung finden soll.

Auf der Seite von Italien senkt sich die Straße zwar gelinder herab; aber die Schwierigkeiten, welche man bei ihrer Anlegung zu überwinden hatte, waren darum nicht geringer. Die Werke sind hier eben so bewundernswürdig, ja noch kühner, als zuvor. Zu den verwegensten Arbeiten gehören hier drei Gallerien von nahe an eilfhundert Fuß Länge, unter denen die von Gondo wegen ihrer Licht-Oeffnungen, durch welche man die schäumende Doveria erblickt, am meisten Aufmerksamkeit verdient. Eine Menge von Brücken führen die Straße weiter über den eben genannten Strom, über den Krummbach, die Cherasca, die Bugnola, und andre Wasser; aber alle diese Werke werden weit durch die Brücke von Crevola übertroffen, die in zween Bogen besteht, deren jeder 64 Fuß Oeffnung hat, und welche beide auf einem ungeheuren, über 100 Fuß hohen, Pfeiler ruhen. Von da geht die Straße in gerader Linie fort bis Domo d'Ossola, wo wie sie mit nicht minder bewunderswürdigen Anstrengungen vollends bis in die Hauptstadt des Königreichs Italien fortläuft.

Ungeheure Summen, die größten Einsichten und seltene Ausdauer wurden auf diese Straße verwendet. Ihre Arbeiten kommen allem gleich, was je auf diese Weise ge-

Digitized by Google

leistet worden ist; ja, sie übertreffen sogar das Meiste. Nur Kunstverständige können sie in ihrem ganzen Umfang würdigen. Die großen Vortheile, welche der Verkehr zwischen dem Norden und Süden dadurch gewonnen hat, werden sich erst in Zukunft, wenn unser Welttheil seine völlige Ruhe wieder gewonnen hat, zeigen; aber auch jetzt schon ist es gewiß nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß alle diese Anstrengungen, auf einem kleinen Punkt vereinigt, vielleicht alles übertreffen würden, was die Welt je in Werken menschlichen Fleisses und menschlicher Ausdauer bewundert hat.

Der gegenwärtige Winter in Paris.

Paris, den 10. Febr. 1811.

Bekanntlich sind die zwey einzigen Wintervergnügungen in Paris Theater und Bälle. Von dem Schlittschuhlaufen auf dem neuen Bassin wurde vor einem Jahr alles gesagt, was je darüber zu sagen seyn mag; es kann auch dieses Jahr für ein paar Tage wo, aber die Kälte ist zu unbeständig genug. Auch ein paar Stiefeln soll man, so wie alle Jahre man einige von Fremden sieht, welche sich von dem Bischen Schnee verführen lassen, und das Pflaster von Paris nicht kennen; aber sie gehen bald die Fremde auf, denn es ist halsbrechende Arbeit, weil die platten Pflastersteine zu glatt sind, den Schnee und das Eis nicht halten, und auch öfter Gliedschläge für die Opfern zulassen. Als muß man hinterdrein wieder in die Schaafsstiefeln und auf die Jungfern sich flüchten, weil Kartenspiele kein Nationalvergnügen, Hasardspiele zu verächtlich und gefährlich, und das ewige Kaminfeuer nebst dem dazu gehörigen Geplauder am Ende auch langweilig sind. Die große Wahrheit, daß Paris, wenn man es einmal kennt, gar leicht eben so zum Ekel werden kann, als das abgelegenste Dorf, ist auch in diesem Winter wieder von manchen Fremden anerkannt worden.

Das Theater Francais, die Varietés und das Boulevardtheater de la Gaieté verdienen am meisten Geld; jenes erhält sich durch seinen innern Werth, der für die Einheimischen freilich noch fühlbarer ist, als für die Ausländer. Die Varietés haben ihren Brennet, und dann ist ihre Administration vernünftig genug, sich immer nur ganz rein und ausschließlich ihr eigenes Genre zu halten; darin und in der Wahl ihrer dramatischen Gegenstände besteht ihr ganzer Talisman, so haben sie sich Jahrmährchen von Aschenbrethel, das schon die Opera comique verrichert hatte, zu sich verpflanzt; ihr Stück von Herrn Desanglers hat auch in der That weit mehr innern Werth, als die Vendrillon von Etienne; beide Stücke sind nahe an der hundertsten Vorstellung, und haben diesen Theatern zusammen bereits über eine halbe Million Franken eingetragen. La Gaieté, so sehr es auch nur Volkstheater, und so mittermäßig sein Aufspielen Personale ist, hat dennoch einen wesentlichen Vorzug vor allen andern Theatern der Stadt; nirgends sind die Dekorationen so frisch, so erfreulich fürs Auge, und so reich; dabei weiß der alte Hullin beständig aus seinen kleinen Ballets die allerliebsten, die allerlustigsten Gemählde zu machen. — Im Allgemeinen finden alle Theater Mangel an neuen Stücken; die Schriftsteller sind ausgeschrieben; die Dichter sind nicht mehr neu; die Komponisten warten eben so mit Schmerzen auf die neuen Stücke, als die Administratoren der großen und der komischen Oper. — Die Liebhaber an reiner, klassischer Musik, und die Kunstkenner sind nicht dringend, um das Haus der klassischen Oper, die nun auch ernsthafte Opern giebt, oft anzufüllen; dieweilen sieht man sogar die wenigen Zuschauer schlafen; das sie als Zuschauer sich von Morpheus berücken lassen. Läßt sich etwa noch erklären, aber wie sie als Zuhörer diesen Einklang an Apoll ausüben, ist unbegreiflich; denn nie war Gesang und Orchester so himmlisch, als sie jetzt sind. — Am meisten leidet das Boudeville Noth; jedermann prophezeit ihm seinen baldigen Tod; aber ich glaube in Paris an Alles, auch an Wunder; und so kann es denn doch einst, vielleicht bald wieder, auferstehen. Diese Ausgetrunkenheit des Boudevillestheater deutet übrigens auf einen besondern Umstand, nemlich auf die jetzige Veränderung im Nationalgeschmacke; die Franzosen lieben vorzüglich entweder Merkstücke von dramatischer Dichtkunst, oder sie forderen Possen unter dem Titel von Niaiseriren, oder sie wollen großen Aufwand in Dekor, Kostüm und Ballet; dahin gehört auch die Gaieté, der Varietés und der Franconi. Einzige Lieder allein, oder auch Parodien, Farcen und Narrenstreiche allein, ohne Niais und Aufwand, gehen jetzt nicht mehr; das Boudeville ist also allzukahl leer.

Im Pallais royal wird im ehemaligen Montansierisal Marionettenspiel mit Beifall gegeben, weil die Stücke witzig und nach dem alten Modell der ehemaligen Volkstheater, so lange noch Verber und bisweilen etwas zweideutiger Witz gangbare Waare war, zugeschnitten sind. — Von der großen Oper forsche ich nicht; sie lebt und ist unbeeinflußt durch sich selber; sie ist der Olymp der dramatischen Welt; ihre Gottheiten stehen nicht unter dem unbestimmbaren Willen des Publikums, sondern die Regierung bezahlt, schützt und ermuntert sie, und ihre Wunderwerke sind zu einzig und zu unnachahmlich, als daß sie je etwas anders als die bisherigen die Klage der Liebhaber über ihre Verarmung zu fürchten hätte. — Unter den Fremden, die noch jetzt nach Paris kommen, finden die Komponisten und Musikliebhaber ihre beste Nahrung in der italienischen und in der großen Oper, die Freunde der schönen Wissenschaften in dem Francais, die Liebhaber von Dramen bei Herrn Dorse auf den Boulevards, und die Dekorationsmahler in Gaieté. — Von dem Hofthater erfährt das Publikum wenig; übrigens werden dort keine andern als solche Meisterstücke gegeben, welche man bereits auf den größern Theatern der Stadt gesehen hat. Herr Renouard, der Verfasser der Tempelherren, hat neulich sein neues Stück, die Stände von Blois, in einer ersten Vorstellung; es scheint aber, daß, unerachtet der Kaiser es ausserordentlich schön fand, und unerachtet man viel Rühmens von dem genialischen Schwunge des Gedichts macht, es für jetzt noch nicht öffentlich gegeben werden wird.

Von den Bällen läßt sich nicht viel Merkwürdiges sagen; für Vertliebte, für Wollüstige haben sie hier denselbigen Reiz wie immer und überall; aber das Unangenehme davon ist alle Jahre die Unmöglichkeit, die zweydeutigen Weiber und die öffentlichen Dirnen davon entfernt zu halten; gerade das, was sonst überall sie entfernen würde, nemlich der theure Eingangspreis und die Vorschrift einer ausgezeichnet guten Kleidung, hält sie hier am wenigsten ab. Freilich müssen sie sich in Büchten und Ecken halten, aber schon ihre Gegenwart schreckt ehrbare junge Mädchen und Frauen. — Die bekannten zweydeutigen Bälle dauren auch diesen Winter auf dem alten Fuß. — Die Maskenbälle im großen Opernsaale haben bereits auch wieder ihren Anfang genommen; vornehme oder reiche Fremde glauben gewöhnlich dort manchert Unterhaltung zu finden, aber auch diese läuft am Ende für sie auf Weeheraus hinaus; für jetzt sind sie übrigens noch nicht von der großen Masse des schönen, großen Publikums besucht; die eigentlichen Zutritten der Masken fangen hier erst mit den letzten acht Tagen vor dem Aschermittwoch an; erst dann wird das Gedränge groß, und nur dieses gewährt in Paris den Fastnachts-Genuß. — Ein sehr artiger Ball zu jedesmaligem Eingangspreis von sieben und einem halben Franken ist in der Straße Provence unter der Direktion des berühmten, liebenswürdigen Mulatten Julien von der Oper gemacht; für diesen Preis wird ein vortreffliches Abendessen gegeben, und Morgens um 4 Uhr statt des; man findet dort viele Mulattinnen, einige Negresses und übrigens gute Gesellschaft.

(Die Forts. folgt.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 17. Den 27. Februar 1811.

„... Ich glaube mit Ew. Majestät, daß die nemlichen Leidenschaften, seit Erschaffung der chinesischen und der christlichen Welt, auf diesem Planeten gewaltet haben. Vielleicht ist die Summe von Tugenden und von Lastern, von Gutem und von Bösem auf der Erde völlig gleich; aber sie liegt in den Händen der Großen der Erde, um sie ungleich auszutheilen. ...„

Brief des Fürsten von Ligne an die Kaiserin Katharina, vom 27sten Febr. 1793.

Ueber die Kunst, Bekanntschaften zu machen.

Tritt man zum erstenmal in die große Gesellschaft ein, so fühlt man, auch bei dem kühnsten Selbstbewußtseyn, das dringende Bedürfniß, Bekanntschaften in derselben zu haben. Je zahlreicher diese sind, desto besser, desto bequemer befindet man sich in den großen und kleinen Zirkeln, desto weniger braucht man Aufwand von Geist und Kenntnissen zu machen, und desto leichter schwingt man sich in der Welt empor.

Es ist daher für jeden wichtig, die Kunst, Bekanntschaften zu machen, zu erlernen, und Mancher mag es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihm einige Winke gebe, wie er es hiebey anzugreifen hat. Da der Köpfe und der Karaktere mancherley sind, so sind die Grundsätze, welche ich aufstellen werde, natürlich nicht für jeden gleich anwendbar. Auch fürchte ich wirklich gar nicht, daß man einen Mißgriff in denselben thun könnte; denn gerade in diesem Fall weiß selbst der Einfältigste zu wählen, und dieß aus dem ganz natürlichen Grunde, daß er das, was nicht für ihn paßt, gar nicht einmal versteht.

Fragt mich daher einer von diesen: wie soll ich es angreifen, um Bekanntschaften zu machen? so sage ich ihm: sei reich; fragt er noch einmal, so erwiedere ich ihm das Nemliche, und fragt er zum drittenmal, so erhält er dieselbe Antwort von mir. Um angenehm in der Welt zu leben, muß man wenigstens eine Viertels-Tonne Goldes Einkünfte haben; denn es ist mit dem Reichthum, wie mit jener schon längst gepriesenen Himmelsgabe, von der es heißt: wer sie besitze, dem falle das Uebrige Alles von selbst zu. Solches aber bedeutet so viel, als: bist du häßlich, wie Scarron, bist du dumm, wie Pierrot, bist du boshaft, wie Kaliban, und bist du nur reich dabei, so findest du Weiber genug, die dir sagen werden, du sepest schön, wie Apoll, Männer in Menge, die deinen Verstand bewundern, Dichter im Ueberfluß, die dein gutes Herz preisen werden. Vor allen Dingen wünsch' ich dir daher, mein Freund, daß es dein Vater in Verwaltung öffentlicher Aemter und Vermögens von Wittwen und Waisen nicht genau genommen habe; daß er keine von den engherzigen Seelen gewesen, die mit ihrem eigenen Vermögen herbeieilen, weil sie keine Thränen der Unglücklichen sehen können; daß er sich oft hungrig zu Bett gelegt habe, damit du ein recht fettes Frühstück genießen kannst, und daß er gerade zu der Zeit das Zeitliche gesegnet, da du in die Welt eintrittst, und die süßen Gerüche, welche aus seinen vollen Geldkisten aufsteigen, um dich verbreiten mußt. Hat dir der Himmel einen so gütigen Vater beschceert, so liegt nichts daran, ob du eine gute Erziehung von ihm erhalten, ob er dein Herz für den Begriff von Tugend und

Digitized by Google

wahrer Größe ausgebildet hat; ja danke ihm vielmehr, daß dieß nicht geschehen; denn du würdest in deinem Bestreben, Bekanntschaften zu machen, nur Schwierigkeiten finden, von den Meisten für einen Narren oder für einen Sonderling angesehen, und höchstens von ein paar sogenannten ehrlichen Männern geachtet, und vielleicht von einer sentimentalen Thörin von Weib geliebt werden.

Ich nehme also an, mein Freund, der du mit den dicken, vollen Wangen, den kleinen nichts sagenden, oder den großen stierblickenden Augen vor mir stehst, und in diesem Augenblick gerade bei einer flüchtigen Wendung, mir vor lauter Höflichkeit auszuweichen, den Theetisch umgeworfen hast, ich nehme also an, du bist ein recht dummer, hohler Laffe, bist aber reich dabei, und möchtest dich in der Welt zeigen, und willfahre dir in diesem Sinne mit gutem Rathe. Sei daher, was man nennt, nach der Mode, das heißt: halte dich an den ersten Schneider der Stadt, mache ihn sogar im Stillen zu deinem Busenfreund, wende nie etwas gegen seine Rechnungen ein, und ich stehe dir dafür, daß du durch ihn allein schon zu einem Mann werden wirst, auf den man sieht, den man bewundert, und den man nachahmt. Hältst du dir vollends schöne Pferde, Wagen und Hunde, kannst du gar noch einen Mohren hinter dir herreiten lassen, nun denn, so ist dein Glück in der Gesellschaft gemacht. Man wird sich von selbst an dich drängen, der eine, um auf deinen Pferden zu reiten, der andre, weil er ein Schöps ist, wie du, und dich für so klug hält, als er selbst ist, und der dritte, vierte, fünfte und hundertste, weil er an deinem Tische findet, was er an dem seinigen nicht antrifft, und dankbar genug ist, seine Rechnung durch lautes Verkündigen deines Lobs, deines Verstandes, deiner hohen Gesinnungen zu bezahlen. Bei alle dem mußt du aber doch nicht unterlassen, diejenigen Menschen der großen Gesellschaft, welche überall sind, nirgends geachtet, aber überall ertragen werden, die die Nachricht, daß es die vergangene Nacht geregnet hat, von Haus zu Haus tragen, welche Jedermann fragen, wie er sich befinde, und des Tags hundertmal in Verzweiflung sind, weil ihnen hundertmal geantwortet wurde, nicht zum besten; deren größte Ausgabe in Visiten-Billets, und deren größter Stolz in einer reichen Bordierung ihres Spiegels mit demselben besteht; kurz jene Menschen, die im Grunde die Nullen in der Gesellschaft sind, aber mit andern Zahlen zusammen eine Summe ausmachen, jene Menschen mit den leichtbeweglichen Rücken und Hälsen, jene Teller-Anekdoten und Klatschereyen-Jäger mußt du dir zu guten Freunden zu machen suchen. Glaube ja nicht, daß dir dieß sehr schwer fallen werde; du wirst Gelegenheit genug finden, wo sie verlassen in dem großen Kreise dastehn, wo sie die Verlegenheit, nichts Neues zu wissen, oder wegen einer Albernheit, die sie gesagt, wegen einer falschen Nachricht, die man ihnen aufgeheftet, und die sie gutwillig verbreitet haben, ausgelacht zu werden, gerne hinter die Artigkeit gegen einen Neuling verbergen. Solche Augenblicke mußt du benützen, um dich an sie zu wenden, und dich ganz entzückt darüber anstellen, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie werden dir mit einer Art von Protektions-Gesicht antworten, werden von der brillanten Gesellschaft reden, in der du dich befindest, werden dir Glück dazu wünschen, daß du deinen Eintritt in dieselbe machen konntest. Dieser erste Schritt giebt dir das Recht zum zweiten, ihnen einen Besuch zu Hause zu machen, und bei diesem wirst du mit einer Vertraulichkeit und Güte aufgenommen werden, die dich völlig mit ihnen zurecht setzt. Dein Besuch wird natürlich erwidert, dein Geschmack, deine Wohnung, deine Meubles werden Lobsprüche erhalten, und du darfst gar nicht anstehn, sie zum Essen zu bitten. So wenig leker diese Menschen gewöhnlich in ihrem eigenen Hause sind, so sehr sind sie es außer demselben, und du wirst sehr gut thun, den Ehrgeiz deines Kochs rege zu machen, damit er ein Meisterstück von Mittags-Tafel aufstellt. Diese Operation muß die Wirkung, welche du beabsichtigest, vollenden. Die Nachricht von deinem glänzenden Diner wird am folgenden Morgen von Toilette zu Toilette getragen, und wenn auch blos dein Koch allein Lob verdient, so wird doch niemand von ihm, sondern Jedermann von dir reden, und zwar mit Lobsprüchen, die durch wahre Verdienste zu erwerben, unendlich schwer ist.

So hast du schon eine starke Stütze in der Gesellschaft erhalten, und führst du dich nur ein wenig vernünftig auf, so wird es dir nicht an weitern Fortschritten fehlen. Hiezu gehört vor allen Dingen, daß du unverschämt und kriechend, boshaft und gutmüthig, feig und muthig bist. Alles dieses versteht sich zu seiner Zeit. Auch brauchst du nur die Hälfte von diesem allem wirklich zu seyn, das

Digitized by Google

übrige hingegen blos zu scheinen. So unverschämt, so bosshaft, so feig du also immer bist, sei alles das nur da, wo es ohne Gefahr sein kann; unverschämt z. B. gegen Niedere, gegen Aermere, gegen verdienstvolle Männer, die sich nicht einmal die Mühe nehmen, sich zu ertäuren; bosshaft, wo es im Gespräch tüchtig über Rechtschaffenheit, Tugend, Unschuld und dergleichen altväterische Eigenschaften hergeht, und wo du nicht fürchten darfst, daß dir irgend ein Mann von Karakter widerspricht; feig, wo du es mit einem noch Feigern zu thun hast, als du selbst bist, und besonders mit einem von denjenigen, die ihre Feigheit noch nicht hinter große Worte zu verbergen wissen. Einen solchen kannst du sogar recht grob beleidigen, kannst ihm höhnend diejenige Satisfaktion, die er verlangen möge, anbieten, es mag sogar gut seyn, wenn du dich wirklich einmal mit ihm schlägst; denn das wird dir einen so ausgezeichneten Ruf erwerben, daß dich selbst die wirklich Muthigen, wenn du vorsichtig genug gegen sie bist, schonen werden. Zu gleicher Zeit aber mußt du dich dennoch kriechend und zutmüthig anstellen, wo es nemlich an seinem Platz ist. Kriechend demnach gegen Vornehme, gegen die Leute mit langen Titeln, mit großen Sternen und breiten Bändern, und nicht nur gegen sie, sondern auch gegen ihre Kammerdiener; ferner gegen Haudegen, gegen witzige Köpfe und dgl., kurz gegen alle die, wo dir dein Instinkt selbst sagen wird, du möchtest nicht von ihnen gehudelt werden. An tiefen Verbeugungen gegen die ersteren, an Schmeicheleyen gegen die zweiten, und an unmäßigem Gelächter, so oft die dritten nur den Mund öffnen, mußt du es ja nicht fehlen lassen. Begegnen sie dir auf der Straße bei Regen, so tritt ihnen augenblicklich deinen Regenschirm ab, und gehe durchnäßt nach Hause; denn das wird dir reichlich belohnt werden. Findest du sie irgendwo, so nähere dich ihnen zuerst, und laß lieber alle Männer von wahrem Werthe stehen, damit du unter jener Planeten glänzen kannst. Nach und nach — wenn du siehst, daß sie dich ertragen, wenn sie allmählig an dich gewöhnt sind, wenn sie zuweilen das Wort sogar an dich richten — erlaube dir Vertraulichkeiten gegen sie, besonders wo es allgemein ins Auge fällt. Hiebei ist aber die größte Vorsicht von Nöthen; indem diese Menschen zuweilen ihre Launen haben, und du es mit Einer Unbesonnenheit auf immer mit ihnen verderben könntest. Um diese zu vermeiden, rathe ich dir besonders Achtung zu geben, wie sie dergleichen von andern, die sich ungefähr in deinem Fall befinden mögen, aufnehmen. Wagst du einmal etwas, so thue es, wenn du vermuthen kannst, daß gerade wegen eines großen Diners, welches du gegeben, oder wegen einer neuen Equipage, die du dir angeschafft, allgemein von dir gesprochen wird; und glaubst du es auch da noch nicht räthlich, so spiele mit ihnen, spiele recht hoch, und, wenn du anfehnlich verloren hast, so darfst du die schon einen großen Schritt gegen sie herauszunehmen.

(Der Beschl. folgt.)

Kurze Lebensgeschichte des zwölfjährigen blinden Violinspielers Franz Conradi, aus Erzählungen und Dokumenten.

Im Jahr 1798. wurde er in Ingolstadt geboren, aber schon am 9ten Tag seines Lebens an beiden Augen unheilbar blind. Sein Vater diente als Hauptmann im Kaiserl. Oesterreichischen Regiment Karl Schröder, erhielt bei Zürch eine tödtliche Wunde, und wurde als Gefangener nach Schafhausen gebracht, wo er in seinem 35sten Dienstjahr an seinen Wunden starb. Seine Mutter, die gleich nach erhaltener Nachricht von der Verwundung ihres Gatten, mit ihm und seinem Bruder nach Schafhausen geeilt war, fand ihn begraben. Sie war Wittwe, arm, und mitten im Kriegstheater. Die guten Schafhauser Bürger unterstützten sie aber, gaben ihr Reisegeld, und so kam sie zurück nach Ingolstadt. Der Krieg trieb sie indeß von einem Ort zum andern; in Regensburg blieb sie mit Unterstützung bis zu Ende des Reichstags. Dem P. Ottestin und dem Stadtpfarrer Schaubrger von St. Emeran verdankt sie viel. Im neunten Jahr gab der alte Hofmusikus Lidert dem blinden Conradi den ersten Unterricht in der Musik, die er sehr liebte. Nach sechs Jahren kam er nach München; hier wurde er von Ihren Majestäten, dem König und der Königin sowohl, als von den dortigen Musikfreunden reichlich unterstützt. Der Musik-Direktor Franzl fand Talente an ihm, bewog den Kammermusikus Schemenauer, ihm zwei Jahre lang unentgeldlich Unterricht zu geben, und bildete ihn hernach so weit aus, daß er schon auf Ostern 1809. ein Conzert in dem dortigen Museum geben durfte. Sein Pflegevater, Waldhäuser, half ihm nach, wenn er etwa einige Noten vergessen hatte; und nun veranlaßten ihn die Münchner Musikfreunde, eine Reise zu versuchen. Sie reichten ihm das nöthige Reisegeld, und er gab Konzerte in Stuttgard, Augsburg, Salzburg und Inspruck, woher er die trefflichsten Zeugnisse mitgebracht hat. Auch hier in Karlsruhe will er ein Conzert geben, und Mitleid sowohl, wie ästhetischer Sinn, die schönsten Gefühle des Menschen, werden gewiß alle Kunst- und Menschenfreunde bewegen, ihn zu unterstützen, der blos in einer Welt von Tönen lebt. Was Schiller seinen Melchthal sagen läßt:

O! eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf. —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sizen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen.
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück. —

Das paßt freilich auf ihn: aber die Musik hält ihn schadlos. „Wenn ich sähe, könnte ich nicht so gut hören! besser, ich sehe nicht," sagt er.

Ewald.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Winter in Paris.

Paris, den 10. Febr. 1811.

Fortsetzung.

Noch ist die diesjährige Gemäldeausstellung im Kunstmuseum nicht vorüber; aber das Resultat ist bekannt, das allgemeine Kunsturtheil darüber gefällt. Die drei vorzüglichsten Mahler, David, Gerard und Gros, haben die drei Hauptgemählde, und Gerard noch überdies mehrere Porträte geliefert. Daß Gerard der erste Porträtmahler der französischen Schule ist, weiß denn auch einmal die Schule anerkannt seyn soll, läugnet niemand mehr; aber ich möchte vielleicht als ein gefährlicher Neger behandelt werden, wenn ich allgemein wüßte, daß ich Gerard auch für den größten Geschichtsmahler halte. Ehre, dem Ehre gebührt! In dem großen Bataillenstück von Austerlitz, das Gerard in den letzten zwei Jahren verfertigte, und das in der Größe des Umfangs ganz den berühmten Bataillen von Lebrün gleich kommt, lebt offenbar ein großer Genius, und jedermann weiß, wie schwer es ist, in großen Bataillengemählden, welche in Rücksicht auf Kunst die allerundankbarste Art von Geschichtmahlerey sind, tiefen Geist und hohes Gefühl zu zeigen. Herr David giebt uns in dieser Ausstellung sein zweites Nationalsternenstück, die Austheilung der Adler an die Regimenter, als Pendant zur Kaiserkrönung, welche vor zwei Jahren so viele heimliche Kritik aushalten mußte. An dem diesjährigen ist abermal der Fehler von geraterten, theatralischgeschnitzten, unnatürlichen Stellungen der meisten Hauptfiguren, die sogleich, schlechtem Wesen gemäß, alle wer edeln Anordnung, und einer gewissen Spannung des Ganzen. Freilich ist Ceremonienmahlerey eine abscheckende Art, aber wer Genius hat, weiß ihn auch in den Tod hineinzuzaubern, wie Prometheus, und auch leblose Steine mächen Feuer geben, wenn man sie mit ächter Kraft angreift. Die Heine in die Höhe zu heben, das Gesicht zu verzerren, und seine Hauptperson in eine ganze Glorie von Licht eingutauchen, das vermochte David nicht schon anzuschauen; die Anordnung des Ganzen ist Sache der geschicklichen Wahrheit, so wie die Ceremonie im Marsfelde vorgegangen war; das Beste an diesem Theile des Verdienstes ist immer die Treue der Darstellung, denn in der That der Vorgang war schön, groß und hinreissend für einen hohen Geist; ich glaube, Herr Gros hätte das Alles noch besser auf der Leinwand hervorgeholt. Das einzige große Verdienst Davids an diesem Gemählde ist sein eigenes, brillantes Kolorit; das kann und wird ihm niemand wieder abnehmen.

An Gerards Austerlitz ist besonders die Festigkeit aller einzelnen Theile zu bewundern; alles hat bestimmten, kraftvollen, wahren Halt; sowohl der Plan des Ganzen, als jede einzelne Figure, sogar einzelne Figur, das Kolorit, die Beleuchtung, die Austheilung des Lichts, alles ist ständig und stark. Was ich so sehr an dem Werke bewundere, ist der klare Sinn, den Gerard hineinzulegen wußte; man sieht da den Kaiser, dem sein Flügeladjutant eine frohe wichtige Nachricht bringt, und die Nachricht zeigt sich durch alle Accessorien bestätigt; das ist Alles, aber ganz unnachahmlich und wahr und sprechend vor dem Auge. Die Gruppen sind natürlich, ohne Verrenkungen getrennt, nicht ist unedel in den Details, nicht einmal die Opfer der Schlacht sind in unangenehmen Attitüden. O, daß Gerard alle herrlichen Denkmäler des Napoleonischen Heroism von seiner Schlacht von Montenotte an mahlen könnte bis auf Wagram! Oder noch besser, daß er in einem einzigen Gemählde die ganze Geschichte des Heros uns geben, und seine übrigen Tage der Mythologie oder der sentimentalen Natur widmen könnte; das Jahrhundert würde sich seiner erfreuen, wie Paulo von Verona, und Domitilius's und Neuis sich erfreute das übrige. — An dem Gemählde von Gros, der Anfang der Schlacht im Angesicht der Pyramiden, sind viele einzelne Herrlichkeiten. Dieser Mahler ist in seiner Kunst ein Dichter; jeder seiner Pinselstriche ist einigermaßen ein lebendiger Gedanke, ein Bild entweder voll Sinnes oder doch voll Lieblichkeit. Schon ist er in vollem Mannsalter, aber alles ist noch an ihm jugendlich, oft ist gar seine Arbeit noch jung. Seine Pest von Jaffa im Lazareth war ein herrliches, idealisches Werk; seine Schlacht von Eylau war etwas zu sehr was man neunt genialmäßig! aber sein Napoleon, der auf die Pyramiden deutet, ist ein ächtes Kleinod. Man sehe es an, man folge dem Blicke des Generals und dem Winke seiner Hand, und man hört gleichsam mit seinem Ohre die genialischen Worte: „Krieger, von diesen Pyramiden herab schaut auf Euch eine ganze Reihe von Jahrhunderten.„ In diesem ganzen Gemählde herrscht die göttliche Eingebung; es ist ein kleines Werk im Umfange, und doch hätte man auf vielen Ellen Leinwand nicht mehr ausdrücken können. Die Kunst, worunter alle Geschichtsmahler seufzen, liegt in der Schwierigkeit, die sprechenden Züge des Vorgangs so verständlich darzustellen, daß man vergesse, daß die Bilder nicht leben; das Genie leiht ihnen die Sprache, und ein solcher Kunstredner ist Herr Gros. In den meisten übrigen historischen Gemählden der diesjährigen Ausstellung steht dieses Verdienst; Herrn Gros verleiht man ohne die Erklärung in dem Bücher — Unter den meisten Gemählden der Ausstellung erwartet man noch immer Canova. — Der Kaiser hat sein Urtheil noch nicht zu verstehen gegeben, so wie dieß vor zwei Jahren vermittelst Ankaufs von vielen Gemählden, und durch Ertheilung von mehreren Ehrenzeichen der Legion geschah.

Die einzige merkwürdige litterarische Neuigkeit ist die Vollziehung des Dekrets wegen der Buchdruckerey; die Anzahl der bestehenden Buchdrucker für ganz Paris ist sechzig; alle andern sind für immer gesperrt, und erhalten ihren Antheil an einer Hauptsumme, welche die Sechzig zur Entschädigung der Gesperrten zusammenschießen müssen. Unter den Gesperrten sind manche geringe Eigenthümer von Timer oder ein Paar Pressen, die bisher entweder nur wenig zu thun hatten, oder gar eine Winkeldruckerey trieben; diese verlieren bei der Verdinderung wenig. Aber angesehene und unter mittelmäßige Meister verlieren etwas mehr; manche finden sich werden diese einen verhältnißmäßig stärkern Antheil an der Entschädigungssumme erhalten. Die Epoche, in welcher diese Einrichtung geschieht, konnte übrigens nicht vortheilhafter gewählt werden; der Vertust ihres Etablissements fällt den kleinen Buchdruckern um so weniger auf, als der litterarische Verkehr gegenwärtig in Paris ganz und gar nicht lebhaft ist. Das übrigens diese neue Einrichtung nur erst im Werke ist, und besonders die bestimmte Einzahl der Pressen in ihren Exekutionen einen seelen Gang nehmen; sie sind weiland sehr vermögliche Leute, und die Konkurrenz, unter ihnen selber in Rücksicht auf Buchhandel und litterarische Unternehmungen wird noch dadurch vermindert, daß mehrere darunter schon voraus ein gesichertes Auskommen in Arbeiten für einzelne Ministerien oder Administrationen finden. — Die allzugroße Vermehrung der Anzahl von Buchdruckern, sowohl Meistern, daß heißt, patentirten Unternehmern, als Gesellen, ist eins von den Uebeln der Revolution. Zur Zeit, als alle Tage viele hundertausend Exemplarien von Zeitungen gedruckt, als unzählige Gesetze gemacht, allsäglich und in alle Departements Proklamationen erlassen wurden, verdiente ein Buchdruckerherr in zwei Jahren ein Vermögen, und ein Geselle täglich einen reinen Werth von zehen Franken. Damals stürzten sich also plötzlich Tagslöhner, Lastträger, Schneiderburschlein und Schuhknappen an die Presse; die vormaligen Drucker wurden Setzer; und das lustige Volk der Kinder Gutenbergs nahm allsäglich zu, wie einst die Kinder Israels in Egypten. Jetzt ist die Krise stark, die alte Ordnung der Dinge soll wieder hergestellt werden; das Wiederaufbauen ist freilich immer schwerer, als das Zerstören.

(Der Beschl. folgt.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 18. Den 2. März 1811.

„... Man widersetzt sich viel häufiger aus Stolz, als aus Mangel an Einsicht gewissen allgemein verbreiteten Meinungen. Man sieht, daß die ersten Plätze in der vernünftigen Parthei schon genommen sind, und will sich nicht mit den untergeordneten begnügen. ...„

Aus einem Brief Voltaire's vom 2ten März 1774.

Briefe aus Sicilien.

Palermo....

Nie wird die Geschichte interessanter, als wenn wir gerade auf dem Schauplatz stehen, auf welchem sich ihre denkwürdigsten Begebenheiten ereignet haben. Selbst unter den Trümmern der Vorzeit rückt uns diese bedeutend nahe, wie die Sonne, wenn sie am Horizont niedersinkt, uns näher zu stehen scheint, als am klaren Mittag. Diese öden, eingefallenen Mauren steigen im Augenblicke wieder in prachtvollen Zinnen empor, die Schatten kommen herauf, und bewegen sich in regem Leben um ihr Eigenthum. Die Gegenwart verschwindet, wie sind in eine ferne Zeit als Fremdlinge hineingerückt, und dem Geist wird es wunderbarlich ernst unter den hehren Erscheinungen. Solche Gemüthsstimmung gleicht einem freundlichen Traume, der uns auf einmal unsern Verhältnissen entführet, und auf dem höchsten Punkte unsers Sehnens und Strebens niedergestellt hat.

Wie oft habe ich diesen schönen Traum geträumt, mein bester Freund! Bin ich nicht Jahre lang gewandelt auf dem Boden, auf welchem sich die denkwürdigsten Menschenschicksale bewegt haben? Ist die Vorzeit mir nicht oft genug über Jahrtausende weg nahe getreten, und hab ich nicht im großen Hafen von Syrakus die Flotten der Athener kämpfen gesehen? Wo ich gedankenvoll hinaussah auf den klaren Spiegel, stand einst Archimed, und meine Fußstapfen haben vielleicht den Zug seines Stabes im Sande verlöscht. Wo Timoleon an der klaren Quelle saß, und der Ruhe und des Glückes genoß, die er seinem Vaterlande gegeben hatte, bin auch ich gesessen, und habe Erdbeeren in seinem Garten gepflückt. Wenn ich auf Akradina's Zinnen stand, oder in den Katakomben wandelte, im Marmorhafen schiffte, oder ins Ohr des Dionysius redete, aus Arethusa's Quelle trank, oder auf den Trümmern von Labdalum mich mit süssem Syrakuser erfrischte, da war es mir wohl, wie dem frommen Pilger, der nach langem Mühen, endlich vor dem heiligen Grabe in schwärmerischer Anbetung niedersinkt, und den Boden küßt, auf welchem der beste der Menschen gewandelt ist.

Wie begierig lauscht man auf jede Stimme dieser großen Vorzeit! Wenn sie mich in ungeheuern Bildern anspricht, so lispelt sie noch manchmal leise aus den Sitten des Volks, aus seinem Glauben, seinen Strebungen zu mir. Selbst der Wahn und die Unsitte wird da zur merkwürdigen Reliquie, wie das Kreuz, an welchem der Erlöser gestorben ist.

Suchen wir diese Spuren des alten griechischen Geistes auf, wo wir sie finden.

Wir begegnen ihnen noch am meisten im Innern der Insel, wo das Volk freier geblieben ist von der Vermi-

Digitized by Google

schung mit fremdem Blut und fremder Sitte, als an den Seeküsten. Da finden wir noch an den Gräbern der Todten hie und da Klageweiber, welche in der sicilianischen Mundart ripitatrici heissen, und Sie an die Reputatrices, Praesicae, Psaltriae und Threnodae der Alten erinnern werden. Noch vor anderthalb hundert Jahren waren sie auf der ganzen Insel allgemein, und unter den vielen Verordnungen, welche von der Regierung gegen diesen heidnischen Gebrauch — wie sie ihn nannte — ergiengen, ist die lezte vom Jahre 1641. *) Jezt sind sie beinahe ganz verschwunden, aber doch noch hie und da sichtbar, und es ist an den meisten Orten des Inlands die Sitte geblieben, daß jeder, welcher einem Leichenzug begegnet, demselben nachfolgt, und an vielen, daß sich die Anverwandten selbst Bart und Haare wachsen lassen, und eine Zeitlang die Wäsche nicht wechseln.

Ein besseres Schicksal hatten die Trauungsceremonien der Alten, welche man mit den christlichen zu vereinigen wußte. An vielen Orten des Inlands muß die Braut einige Thaler in Geld mitbringen, welche die Mutter des Bräutigams für die Sorge, ihn erzogen zu haben, erhält, aber, wenn sie eine Tochter hat, dieser, als Mitgift, aufspart. Dafür gehen sie einige Tage nach der Hochzeit in das Haus der jungen Frau, kämmen sie, bringen ihr das Band und die große Nadel, womit die Haare aufgebunden werden, wie wir das noch auf Vasengemählden sehen, und es wird bei dieser Gelegenheit tüchtig geschmaußt. Unmittelbar nach dem Trauungsakte aber kommen zween von den Begleitern des Bräutigams, jeder mit einem Löffel voll Honigs. Diesen stecken sie der Braut in den Mund, mit dem Zusaz, „daß solches ein Symbol ihrer Einigkeit und Liebe sey, und daß die Ehe ihrem Herzen immer so süß seyn müsse, als dieser Honig ihrem Munde.„ Dann fangen sie an, Hände voll Waizen auf sie zu werfen, womit sie den ganzen Weg über, bis in das Haus des neuen Paares fortfahren.

Einigkeit ist der Grundstein einer glücklichen Ehe, und Liebe ihre Würze. Aber ist es genug gethan, dem Paare blos die schöne Seite des neuen Verhältnisses zu zeigen? — Nein, der Grieche, welcher unter schönen Bildern den Ernst hoher Gedanken zu verbergen wußte, und nie an das geheimnißvolle Schicksal zu mahnen vergaß, blieb dabei so wenig stehen, als die heutigen Sicilianer. Die Vermählten dürfen nichts vom Brautmahle kosten! nur wenn dieses beinah zu Ende ist, wirft der Vater der Braut, oder ihr nächster Anverwandter dem Bräutigam einen großen Knochen mit den Worten zu: „nage diesen Knochen ab; denn du hast einen weit härtern zu nagen übernommen.„

Mäßigkeit und Geduld also sind die Tugenden, welche dem neuen Paare als die ersten Haustugenden empfohlen werden, und die sie auch wahrlich wohl brauchen können. Fruchtbarkeit, das Glück somit, in Kindern fortzuleben, wird ihnen durch den Waizen, der über die Braut geworfen wird, bezeichnet, und so werden sie mit Bedeutung in das neue Verhältniß eingeführt, wo es nun ihre Schuld allein ist, wenn sie die erste Mahnung und Warnung in der Folge vergessen. (Der Beschl. folgt.)

*) Das sicilianische Wort ripitatrici kommt von ripitari, die Todten beweinen, und dieses von dem lateinischen Wort repetere her, weil die Klageweiber die Tugenden und Thaten des Verstorbenen wiederhohlten. Friedrich II. verbot die Klageweiber bei Stockprügeln oder vier Goldgulden Strafe, und erlaubte nur den Söhnen und Brüdern des Todten, sich zur Trauer den Bart wachsen zu lassen. „De hoc, endigt sein Edikt, Deo placebitis, et haud dubie multum nobis.„ 1553 sah sich der Vizekönig Vega genöthigt, diese Verordnungen zu wiederhohlen und zu schärfen. „Quanto dunque parerà ad ogni pio e vero Cristiano, sagt er, essere pieno di sospizione, e di molto sospetto di disperazione ed infedeltà e gentilizia usanza, con tanti ululati e clamori piangere, con tanti sospiri e superstizioni e prodigiosi modi lamentarsi sopra li detti morti per le donne, a questo effetto chiamate, le quali senza alcuna pietà ed affetto rappresentano non altro che una empia superstitione.„ 1636. und 1692. ergiengen ähnliche Verordnungen, und die Synodal-Konstitutionen von 1538. sagen davon: „quod quaedam mulierculae, et ut plurimum vetulae, cantant quasdam cantilenas more gentilium, referentes in eis, quae mortui faciebant, dum viverent, et statim percutiunt facies suas, avellentes capillos de capitibus suis, ut moveant circumstantes mulieres ad plantum, ululantes more brutorum.„

Ueber die Kunst, Bekanntschaften zu machen.

Beschluß.

Daß du viel und hoch spielest, mein Freund, ist überhaupt unumgänglich nöthig. Nichts sezt dich mit andern

Digitized by Google

so leicht in gleiche Linie, als hohes Spiel; nirgends sinkt die Miene von Anstand, von Hoheit, von Stolz schneller nieder, als am Spieltisch. Du wirst da die ungleichsten Menschen in zwei Physiognomien vereinigt finden, in der der Freude beim Gewinnen, und des Aergers beim Verspielen. Alle Regeln des Anstands und der feinen Sitte fallen hier weg. Jeder macht sich's so bequem, als möglich, und je mehr du verlierst, desto mehr darfst du dir erlauben. Spiele also, mein Freund, spiele viel und hoch und unglücklich, und du kannst versichert seyn, daß man deine Gesellschaft suchen wird, sie mag auch im übrigen noch so fad und langweilig seyn.

Im Gespräch wird es gut seyn, wenn du dich nie tief einläßt, sondern bei den Gemein-Plätzen vom Wetter, von den Geschichten des Tags u. dgl. stehen bleibst. In Bezug auf dieses will ich dir einen Rath geben, der dir, wenn du ihn zu nutzen verstehst, gewiß recht gut zu Statten kommen wird. Mache deinen ersten Besuch an jedem Tage bei solchen, die im Rufe von Geist, von weitläuftigen und interessanten Bekanntschaften stehen. Hier sey hübsch bescheiden, bleibe bei den allgemeinen Höflichkeits-Formeln stehn, und klopfe gleichsam nur an, um sie über das Theater vom vergangenen Abend und über die Neuigkeit der Zeitung zum Erguß zu bringen. Ist dieß geschehen, so schweige, und merke die aufs genaueste, was gesagt wird; denn du hast jetzt nichts eiligeres zu thun, als in ein andres Haus zu laufen, und da zu wiederholen, was du eben gehört hast. Dieß sezest du durch alle Bekanntschaften, welche du heute sehen mußt, fort, und sollte dir etwa begegnen, daß man dir widerspräche, daß man an deinen Neuigkeiten zweifelte, so mußt du dich ja nicht auf Streit einlassen. Du brichst in diesem Fall mit einer von jenen wenigen Formeln ab, welche überall helfen; du zuckst zum Beispiel die Schultern, und sagst: ich hab' es aus guter Hand, darf aber, wie Sie denken können, meine Quelle nicht nennen; oder: da ließe sich viel darüber sagen, allein ... oder auch: man darf nicht reden, wie man will; oder: ich will mich gerne bescheiden, daß Sie recht haben, inzwischen ... oder du lächelst geheimnißvoll, selbst mitleidig, je nachdem du einen Mann vor dir hast; oder du nimmst den nächsten besten Vorwand, um wegzugehn; oder du wendest dich ohne weiters an die Damen, und sprichst: aber wer wird sich in Gegenwart dieser Grazien noch für andre Dinge interessieren können? Kurz, du mußt so flach, so hohl, so oberflächlich, als möglich seyn, und ich stehe dir dafür, daß du überall gerne gesehen werden wirst.

Da ich voraussezen kann, daß du dir eine Menge Bedürfnisse abgewöhnt hast, so zweifle ich nicht, daß du Tobak schnupfst. Die Damen werden dir das zwar zuweilen verdenken; allein sie sind auch wieder gütig genug zum verzeihen, und deine Dose wird dir manche Bekanntschaft machen helfen. Sie in der Hand kannst du dich geradezu an jeden wenden, der in deiner Nähe ist; du bietest ihm eine Prise an, und mag er sie nehmen oder nicht, so ist die Bekanntschaft dennoch gemacht. Dabei hast du Gelegenheit, durch die Kostbarkeit deiner Dose und die Vortreflichkeit deines Tobaks einen guten Begriff von deinem Vermögen zu erwecken, und, wie ich dir schon oft wiederhohlt habe, über diesen Begriff geht in der Gesellschaft kein andrer. Ferner hat die Dose noch den Vortheil, daß sie deine Hände beschäftigt, mit denen du denn doch manchmal in Verlegenheit bist, weil es gar zu armselig ist, sie unaufhörlich in die Hosentasche zu stecken, besonders wenn du kostbare Ringe an den Fingern trägst. Ist lezteres der Fall, so darfst du sie natürlich nicht unter dem Scheffel leuchten lassen, sondern mußt immer Bewegungen machen, durch welche sie Jedermann in die Augen fallen. Du greifst z. B. häufig an deine Hemdkrause, führst mit den Händen über das Gesicht herab, reibst dir die Augen aus, ziehst den Westen-Kragen in die Höhe, legst die Hand über die Stuhllehne, giebst die Katzen für die Damen, zupfst dich sogar zuweilen an der Nase, was überhaupt gut seyn wird, damit du dich dessen, was ich dir sage, immer erinnerst.

Aus allem diesem siehst du nun wohl, mein Freund, daß du dich geltend zu machen suchen mußt, und kein Mittel verschmähen darfst, um diesen Zweck zu erreichen. Durch wahre Verdienste gelingt dieses nur sehr schwer, und da diese zu erwerben überhaupt unbequem, und der Erfolg immer ungewiß ist, so verliere keine Zeit mit nüzlichen Beschäftigungen. Mache es so, wie du es die meisten machen siehst, begehe Thorheiten so viel du willst, sey so fad, so erbärmlich, so elend, als du immer seyn kannst, du machst Bekanntschaften in Menge, und will es dir mit

Digitized by Google

allem diesem nicht gelingen, nun so ist das letzte und unfehlbarste Mittel noch übrig, von dem ich dir aber, aus wahrer Freundschaft, nur im äußersten Nothfall Gebrauch zu machen rathe; heirathe eine schöne Frau, und du wirst erstaunen, wie zuvorkommend von da an Jedermann für dich seyn wird, wie leicht du jede Bekanntschaft machen, und jede Laufbahn zu Vermögen und Rang zurücklegen wirst.

Der edle Großherzog von Frankfurt schreibt an einen Dorfschulmeister!

(Eingesandt.)

Noch liegt beinahe überall auf dem so ehrenwerthen und wichtigen Stande der Schullehrer eine so große Geringschäzung, öffentlich und fortdauernd bezeugt — unter andern und mit karakteristischer Rohheit — durch den ihnen zugemessenen Hungerlohn, daß man mit süsser Ueberraschung ein huldvolles Schreiben lesen wird, in welchem der erhabene Fürst Primas es nicht unter seiner Würde fand, einem 77jährigen Greise, dem Martin Puzmann, in der Hofmark Haindling in Baiern, der als 50jähriger Schullehrer und Ehegatte seine Jubelhochzeit feierte, Glück zu wünschen. Das merkwürdige Schreiben, von einem fürstlichen Geschenke begleitet, lautet, wie folgt:

Wertheſter Puzmann!

„Glück und Segen wünſche ich Ihnen von Herzen „zu der zweiten ehelichen Einſegnung: der Himmel erhalte „Sie und Ihre gute Gattin noch recht lange, und laſſe „Sie an Ihrem würdigen geiſtlichen Sohne viele Freude „erleben! Der Herr Kooperator Werner hat Sie als „einen frommen und rechtſchaffenen Mann auf eine rüh„rende Weiſe geſchildert. Dieſe Darſtellung habe ich „mit wahrem Vergnügen geleſen, und wünſche ſolche gu„te Geſinnungen allen Schullehrern,,

„Ich gebe mir das Vergnügen, Ihnen ein kleines „Geſchenk zuzuſenden, und erſuche Sie, auf dem Geburts„tage Ihrer guten Frau, in Geſellſchaft Ihrer Freunde „und Anverwandten und des Herrn Kooperators Werner „einen fröhlichen Tag zu feiern. Ich bin mit vieler Werthſchäzung

Dero

wohlaffektionierter

Karl.

Aſchaffenburg, den
13. Juny 1807.

Wir müßen hier noch bemerken, daß uns dieſes herzliche Handſchreiben erſt jezt in einer ſonſt wenig bekannten Litteraturzeitung für kathol. Religions-Lehrer v. Franz Karl Felder 2. B. 1810. S. 75. u. zu Geſichte gekommen iſt, die es aus der ſehr ſchönen und gemüthlichen Rede des Hrn. Kooperators Werner auf die Jubelhochzeit entlehnt hat. Der würdige geiſtliche Sohn des braven Schullehrers Puzmann verrichtete die Trauungsceremonie. Die Jubelfeier war zugleich ein herrliches Schulkinder-Feſt.

Der gegenwärtige Winter in Paris.

Paris, den 10. Febr. 1811.

Beſchluß.

Das unbeſtändige Reich der Mode hat ſeit dem ganzen Winter nur eine einzige Revolution erlitten; der Scepter, ſo leichter iſt, war für die Hand der Blumenfabrikanten zu ſtark, und ſeiner bemächtigten ſich die Federnfabrikanten. Die Blumen konnten ſich nicht auch des Winters über erhalten, wie ſeit einigen Jahren her, weil die Geſtändungskraft ſich erſchöpft hatte. Uebrigens iſt wohl vorauszuſehen, daß mit dem Frühling die Natur wieder in die Kunſt erinnern, und mit Abſchaffung der ſchwarzen Winterhüte, die am beſten für die Winterkleidung taugen, auch die Federn, wenigſtens ein Theil derſelben, nämlich die jezt ſo allgemein ſchwarzen oder ſchwarzgefärbten Straußenfedern, fallen werden. Ohne Zweifel wird eine ganz neue Blumenart die neue Veränderung bewirken; dieß läßt ſich von dem unerſchöpflichen Geiſte der Modiſten erwarten. — Einerdieſer Art von Mode beſteht beſtändig in den kleinen Verzierungen, die aus Bronze verfertigt ſind. Ich erwähne mich immer an den artigen Spielen der Einbildungskraft, wie ſie gewiſſen Möbeln oder Werkzeugen ſo ſeltſame neue Geſtalten giebt. Ein viereckigtes Dintenfaß enthält auf der einen Seite einen Dinten- auf der andern einen Sand-Behälter; die Federn liegen zu beiden Seiten; aber zur Verzierung und Handhebe ſizt in der Mitte ein vergoldeter Krebs, und auf dem Krebſe ein grün-bronzirter Amor; ſein Sattel iſt der Schwanz, und der Zaum die Fühlhörner. Ein ähnliches Werkzeug, das eben ſo gut als Leuchter für ein Studierzimmer dienen kann; denn man verwandelt die Sand- und Dinten-Behälter eben ſo gut in zwei Lichtſtöcke um; in der Mitte iſt eine Schnecke mit ihrem Häuschen; Amor ſizt darauf wie Kutſcher; ſein Sitz iſt das Häuschen, ſeine Füße ruhen auf der Schnecke, die Zügel ſind die Hörner, und das Geſpann iſt an den Hörnern angebracht. Meiſtens ſind dieſe Thiere von antiken geſchnittenen Steinen oder Basreliefs entlehnt, und der Geiſt, der darin herrſcht, iſt dann um ſo lieblicher, um ſo ſüſſer wollüſtig.

Für den Lebensgenuß hat weder die Nothdurft noch der Luxus ſeit langer Zeit etwas Neues geſchaffen. Die Gaſtronomie liegt darnieder; das Geiſtige an der Sache iſt verloſchen, weil der Reiz für den Geiſt ſich nicht alle Tage erneuren ließ, wie der Kizel für den Gaumen. Uebrigens kommen in dem Klubb der Gaſtronomen von Zeit zu Zeit immer noch meiſterhafte neue Lieder vor; man bemerkt daran gar wohl, daß ſie vor dem Gaſtmale auf der Feder geloſſen waren; denn auch in Frankreich, ſo ſehr immer der Magen die Weine von Bongeaut und Meurſaut liebt, man ſtudiert libenter, was auch dagegen das alte Mönchslied ſagt. Ein Kupferſtich ſtellte vor einigen Monaten eine gute Karikatur vor; ein ausgehungerter, langer, hagerer Menſch ſteht vor der Bontik eines Gaſtwirths, und zehrt an den fetten Biſſen mit ſeinen tiefliegenden, gierigen Augen; aber umſonſt, er hat kein Geld in der Taſche, der arme Teufel ſcheint ſichtbar nur um deſto ſchlanker zu werden, je mehr er mit ſeinen ſchmachtenden Blicken verſchlingt.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 19. Den 6. März 1811.

Geburtstag des Bischofs von Rochester, Franz Atterbury, im Jahr 1662. Er ist merkwürdig als Eiferer für die Kirche, auf Kosten des Throns, und beweißt an sich, was hundert Erfahrungen gezeigt haben, daß es im Geiste des Clerus aller Sekten liegt, schon in dieser Welt ein Reich gründen zu wollen, und daß nichts der Aufmerksamkeit der Regierungen würdiger ist, als über dieses, jeder ächten Religionsidee völlig fremde, Streben zu wachen.

Fragmente über die Türkei, nach Castellans neusten Berichten.

1. Audienz bei dem türkischen Groß-Admiral, Hussein Paschah.

Wir waren nach Konstantinopel berufen worden, um in dem Hafen dieser Stadt eine Docke aufzuführen, und erstaunten nicht wenig, bei unserer Ankunft bereits den Bau angefangen zu sehn, der von Kunstverständigen geleitet zu seyn schien. Ob nun der Großherr, oder vielmehr seine Minister, durch die Intriken der Agenten anderer Mächte, umgestimmt geworden waren, oder ob man, wie man uns zu verstehen gab, glaubte, daß die französische Regierung nicht in unsre, wirklich geforderte, Absendung willigen würde, oder ob unsre, durch allerhand Unglücksfälle verzögerte, Ankunft und das Gerücht, daß wir Schiffbruch gelitten hätten, der Grund war, kurz wir fanden mit Verdruß, daß man bereits fremde Ingenieurs für eine Arbeit angestellt hatte, die den Zweck unsrer Reise ausmachte.

Indeß gab uns der Kapudan Paschah dennoch die Hoffnung, daß von unsern Einsichten Gebrauch gemacht werden sollte, und man hielt uns mit falschen Versprechungen hin. Da man überdieß wußte, daß wir das Modell einer vollständigen Docke, mit allem Zugehör, mitgebracht hatten, so bezeugte er das Verlangen, dasselbe zu sehen, und bestimmte uns den Tag, da wir ihm vorgestellt werden sollten. Ich will einige Züge zur Schilderung dieser türkischen Audienz angeben, damit man über die Einsichten eines Mannes urtheilen kann, der bei der Pforte im höchsten Ansehn steht, und auch im Ausland einen großen Ruf genießt.

Am Morgen dieses merkwürdigen Tages hohlte man unsre Geräthschaften ab, und unser Tischler begleitete sie. Kurz darauf brachte man uns die Nachricht, daß die Gondeln des Kapudan Paschah's uns in Galata erwarteten. Der Pallast desselben liegt auf einer Küsten-Anhöhe, an deren Abhang die Gebäude für die Werften und diese selbst stehen. Er hat, vom Hafen aus angesehen, eine sehr mahlerische Lage, und nimmt einen großen Raum ein. Das Hauptgebäude endigt sich in zween Pavillons; die Mauren sind weiß angestrichen, mit himmelblauen Nezen und Verzierungen. Die Fenster sind mit Gittern und Läden versehen; das Dach springt stark hervor, und ist mit Kuppeln von Blei, die sich in vergoldete Pfeile endigen, bekränzt.

Einer von den Haus-Offizieren des Kapudan Paschah empfieng uns im Vestibul. Er führte uns durch die Bureaus seines Herrn und einige andre, einfach verzierte, Zimmer bis in einen Saal, dessen Boden und Wände mit farbigten Marmorn und Gips-Arbeit bedeckt waren.

Digitized by Google

Mitten in demſelben erhob ſich unter einer Kuppel ein Becken von weiſſem Marmor, das über eine Toiſe im Durchſchnitt hatte, und in deſſen Mitte ein Brunnen ſprang, der es mit dem klarſten Waſſer füllte.

Unſre Modelle waren in eine Ecke des Saals aufgeſtellt, und wir erwarteten ſtillſchweigend die Ankunft des Groß-Admirals. Endlich hörten wir das Geräuſch von Menſchen, die eiligſt eine Treppe heraufkamen, und ſich mit, über der Bruſt gekreuzten, Armen zu beiden Seiten der Thüre aufſtellten. Auf ein Zeichen, das aus dem Veſtibul kam, ſprachen ſie alle ſehr laut einige türkiſche Worte aus, die ſie nacheinander wiederhohlten, und welche einen Glückwunſch für ihren Herrn ausdrückten. Dieſer ſelbſt erſchien nun, begleitet von mehrern ſeiner Offiziere, die ſehr reich angezogen waren. Seine eigene Kleidung war höchſt einfach. Sie beſtand in einem braunen Pelz mit einer Einfaſſung, und in einem Turban von gleicher Farbe, den ein ſchmaler Streif Meuſſelin umſchloß.

Huſſein Paſchah iſt ein großer, magerer Mann von etlichen fünfzig Jahren. Seine bleiche Geſichtsfarbe kontraſtirte ſehr gegen die, wahrſcheinlich künſtliche, Schwärze ſeines Schnauzbarts, und ſeines ſpizig auslaufenden Kinnbarts. Die gleichfalls ſchwarzen Augbraunen überſchatteten kleine, tiefliegende, aber ſehr feurige Augen. Alle ſeine Bewegungen waren eher unruhig, als lebhaft, und ſeine ganze Phyſiognomie ſchien mir mehr ausdrucksvoll, als angenehm. Inzwiſchen näherte er ſich uns mit vieler Leutſeligkeit, und antwortete auf die hergebrachten Komplimente und auf unſre Vorſtellungen, in Rückſicht des Zwecks unſrer Sendung, mit mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit, als die Türken ſonſt, auch bei den Antworten auf die gewöhnlichſten Fragen, zu zeigen pflegen, die ſie gewöhnlich erſt nach langer Beſinnung, und oft in bloßen, kurzen Sentenzen, welche einer Auslegung bedürften, von ſich geben. Indeß blieb er der Etikette der miniſteriellen Audienzen getreu, und ſprach mit uns blos durch Dollmetſcher; unerachtet er, wie man uns verſicherte, das Franzöſiſche ſehr gut verſteht. Denn die Türken glauben ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn ſie eine fremde Sprache reden, und ein Franke, der auch noch ſo gut türkiſch ſpricht, iſt in ſolchen Fällen dennoch genöthigt, ſich in ſeiner Mutterſprache auszudrücken, und eines Dragomans zu bedienen.

Wir gaben uns alle Mühe, dem Kapudan Paſchah den ganzen Mechanismus der Docke zu erklären; allein, ob wir ihm gleich an unſerm Modell alles aufs klarſte zeigten, ſo ſah er doch alles nur mit Staunen an, ohne es zu begreifen. Auch die übrigen Geräthſchaften zum Pompen, und eine Menge andrer ſinnreichen Maſchinen ſchienen ihn wenig zu intereſſiren. Erſt als wir an die archimediſche Waſſerſchraube kamen, trug die Erfindung des Sprakufers den Sieg über alle moderne Kunſt davon. Kaum ſah er die Wirkung dieſer einfachen Maſchine, ſo bemächtigte er ſich ihr, kauerte am Rand des Bekens nieder, ſezte ſie in Bewegung, und ließ mit Erſtaunen das Waſſer auf den Boden des Zimmers herabflieſſen. Dabei klatſchte er vor Freude in die Hände, und zeigte ſein Wohlgefallen mit aller Naivetät eines Kindes. Auch machte er ſo lange fort, bis der ganze Saal überſchwemmt, und alle ſeine Kleider durchnäßt waren. Wir mochten ihm nun zeigen, was wir wollten, er ſah nichts mehr an, ſondern nahm die Waſſerſchraube mit ſich.

Uebrigens ſchließe man aus dieſem ja nicht, daß Huſſein Paſchah ſo ſehr unwiſſend iſt. Er beſizt natürlichen Verſtand und einen hohen Sinn. Der Vorzug, den er der archimed'ſchen Erfindung gab, war im Grund eine Kritik aller unſrer Maſchinen, deren kompliſirte Zuſammenſezung ſeinem Verſtande kein ſo ſchnelles und einleuchtendes Reſultat zeigte. Ein gewöhnlicher Türke hätte das Ding mit ſinnloſem Staunen angeſehn, und die Nüzlichkeit der Maſchine nicht begriffen; aber er dachte, und verglich, und ſo muſte das einfachſte, in ſeinen Wirkungen erſtaunungswürdige, Werkzeug bei ihm den Sieg davon tragen.

Ueberdieß muß man wiſſen, daß es nicht ſeine Schuld war, wenn der Großherr nicht eine ſehr furchtbare Marine bekam. Mit ſeinem denkenden Verſtand und ſeinem kalten Blut verbindet der Kapudan Paſchah viele Geiſtesgegenwart und Kenntniß, und eine Thätigkeit, die er auch ſeinem ganzen Departement mittheilte. Er umgab ſich mit einſichtsvollen Männern aus allen Fächern und von allen Nationen, und wuſte ſie für die Bedürfniſſe des Staats anzuwenden. Sein Gedanke war es, von Frankreich Leute zur Bildung der türkiſchen Truppen zu verlangen, und ſchon hat eine Kompagnie fliegender Artillerie dieſes Geſchäft begonnen. Er hat dazu beigetragen, daß

Digitized by Google

manches in der Taktik seines Volks verändert, und, was schwerer war, als man glauben mag, auch die Kleidung der Truppen minder unbedeutlich eingerichtet wurde. Unaufhörlich mußte er den Neid der andern Minister seines Herrn und die Vorurtheile seiner Nation bekämpfen, und bei jeder Neuerung, die er einführte, sah er mit Schmerz, daß er es allein war, welcher sie begünstigte.

Indeß erhoben sich auf seinen Befehl und unter seiner unmittelbaren Aufsicht Werften in mehrern Häfen am schwarzen Meer, in dem Archipel und in den Dardanellen, auf welchen allen die größte Thätigkeit herrschte. Beinah täglich liefen Linienschiffe, Fregatten und andre Fahrzeuge vom Stappel. Auch für Mattosen wußte er zu sorgen, und das war eben nicht leicht, da der indolente Geist der Türken diesem Stande entgegen ist. Er begünstigte daher die Küstenfahrt und die Griechen der Inseln auf jede Weise; zog durch Belohnungen europäische Seeleute an sich, und erreichte seine Zwecke, so weit es möglich war.

Der Kapudan Paschah hatte beim Weggehn von uns verlangt, daß wir die sämmtlichen Modelle da lassen sollten, weil er sie erst noch genau untersuchen wollte; auch hatte er Befehl gegeben, uns in seine Zimmer zu führen. Wirklich brachte man uns in einen schön verzierten Saal, dessen Wände, bis auf zwei Drittheile ihrer Höhe, mit geschnitztem, bemahltem und vergoldetem Getäfel bedeckt waren. In allen Feldern desselben hatte man Trophäen angebracht, die aus verschiedenen Waffen, krummen Säbeln, Pistolen, Dolchen u. dgl. zusammengesetzt waren, und in Verbindung mit Fahnen und kriegerischen Musikinstrumenten eine sehr geschmackvolle Verzierung bildeten. Ueber dem Getäfel waren die Wände mit Gips überzogen, in deren Friesen kleine Landschaftsgemählde, mit Ansichten der Küsten des Bosphorus, standen. Man hatte in denselben sogar das strenge Gesetz der Türken, keine menschliche Figur in der Mahlerei darzustellen, verletzt; denn wir sahen auf diesen Mahlereien Fischer und Ruderer, die aber so klein waren, daß man wahrscheinlich dachte, der Mahler könnte unmöglich für die Seelen solcher Pygmäen gut stehen.

Im Hintergrund des Zimmers befand sich ein Springbrunnen mit Hähnen, welche ohne Zweifel zum Waschen der Hände und des Gesichts dienten. In der Vertiefung der Nische, worin die Fontäne stand, war eine brav ausgeführte Perspektive angebracht. Vor die Fenster hatte man porcellanene Vasen mit den schönsten Blumen aufgestellt.

Man ließ uns nach der Ordnung unseres Rangs auf dem Divan Platz nehmen, auf dessen äußerstes Ende sich der Groß-Admiral setzte. Sodann wurden Pfeifen gebracht, unter denen die des Kapudan Paschah's mit mehrern Reihen Diamanten besetzt, die andern aber minder reich, doch sehr hübsch, und mit einem Mundstück von Bernstein versehen waren. Diese Pfeifen dienen bei allen Gelegenheiten, und selbst auf den Caffee-Häusern erhält jeder ohne Unterschied die nemliche; indem man den Glauben hat, daß der Bernstein jede Verbreitung ansteckender Krankheiten verhinderte, selbst wenn eben ein Pest-Kranker solche Pfeife gebraucht hat. Nachdem wir einige Augenblicke geraucht, näherte sich uns ein Offizier des Kapudan Paschah's, von mehrern schwarzen Sklaven begleitet, welche Platten mit Caffee-Tassen und Confitüren trugen. Man bot sie im Kreise herum; jeder leerte seine Tasse, und nahm mit dem nemlichen goldenen Löffel von den Süßigkeiten. Unerachtet man diesem Metall jene Eigenschaft des Bernsteins nicht zumißt, so durften wir aus Höflichkeit natürlich keinen Widerwillen merken lassen. Nun verbrannte man Räuchereien, besprengte uns mit Rosenessenz, und wir wurden mit allen gewöhnlichen Ehrenbezeugungen entlassen. (Die Forts. folgt.)

Briefe aus Sicilien.

Palermo ....

Beschluß.

Am meisten alte Sitte ist in den Erndte- und Herbstfesten übrig geblieben. Ganz allgemein ist die Erlaubniß, welche das Landvolk während der Weinlese und Erndte hat, jedem Vorübergehenden eines aufzuhängen *). Dabei wird er dann freilich auch zum Essen eingeladen, und er braucht diese Einladung nicht einmal zu erwarten, um sich an ihre Schüssel zu setzen, wie ich unsern Campiere oft thun sah. Denn während der Erndte wird des Tags viermal gegessen, und Ceres Segen muß recht reichlich genossen werden. Dabei werden Zoten gerissen, wie einst zur Zeit der Aussaat bei dem Feste der genannten Göttin, welches zehn Tage dauerte, und wobei es aus der frommen Absicht so toll hergieng, damit die, über die Entführung ihrer Tochter, Proserpina, betrübte, Göttin dadurch aufgeheitert würde **).

Eine eigentliche Orgie wird in der Gegend von Catania am Aetna als Dankfest für den reichlichen Erndtesegen gefeiert. Im Kreise tanzend eröffnen die junge Leute den Zug. Ihnen folgt ein Mann auf einem Esel, welcher die Trommel schlägt. Hinter diesem reiten mehrere andre, welche große Stöcke in der Hand halten, die von unten bis oben mit kleinen Kerngarben umbunden sind. Ein junges, weißgekleidetes Mädchen kommt auf einem Esel, und ist von vielen Männern, welche Korngarben auf Köpfen und Armen tragen, umgeben. Den Zug beschließt die Menge mit musikalischen Instrumenten, tanzend und springend, daß sich Ceres und Bachus wirklich nicht beklagen können, sie seyen von den Sicilianern vergessen.

Alle diese Feste haben sich mehr oder weniger mit christlichen Mythen vermischt. Aber was werden Sie denken, wenn ich Ihnen sage, daß Vater Chronos, und Mutter Cybele noch in Messina verehrt werden? Angeblich waren diese die Gründer des alten Zancle, und das neue Zancle hat über dem neuen Gottesdienst des alten Dan-

*) Vergleiche Virgils Bucolica B. I. III.

**) Diodor von Sicilien. B. V. Kapit. 4.

Digitized by Google

kes nicht vergessen. Das jährliche Fest della Barra besteht in der Freude, daß zween Kolosse von Pappe auf Pferde gesetzt, und vom Volke in der Stadt herumgezogen werden. Sie heissen die heiligen Riesen, und das Volk, welches es doch auch nicht mit den neuen Heiligen verderben mag, ruft dabei: „küsset den heiligen Riesen den Fuß, so bekommt ihr Indulgenz!„ Dabei wird ihnen noch eine ungeheure Maschine (la Barra genannt) nachgeschleppt, welche das Grab der heiligen Madonna vorstellen soll, und Beweis genug ist, wie leicht sich griechischer und christlich-katholischer Cultus mit einander vereinigen lassen.

Mit aller Fröhlichkeit, die der schöne Monat den Menschen einhauchen kann, werden die Tage des Mai's auf der Insel gefeiert. Ueberall sind Blumen aufgehangen, und alle, Böden damit geschmückt. Einzelne Orte setzen dieser Feier noch besondere Gebräuche zu, und die Sprakusaner pflegten noch vor Kurzem am ersten Mai den Sieg zu feiern, den sie vor zweitausend Jahren über die Athener davon getragen haben.

Bei allen diesen Festen geht es, wie Sie sehen, sehr munter zu, und es werden mancherlei Spiele gespielt, bei welchen es auf Behendigkeit und Körperkraft ankommt. So hängt man z. B. eine Ente mit den Beinen auf. Die Theilnehmer reiten in vollem Gallopp unter ihr weg, und suchen sie beim Halse zu fassen. Dieser ist nun sehr zähe, und überdieß mit Seife beschmiert. Häufig geschieht es also, daß der Kämpfer hängen bleibt, am Ende doch ausgleitscht, und unter lautem Gelächter zur Erde fällt. Eben so munter ist das Aufklettern an einer glatten Stange, auf deren Spize der Kampfpreis befestigt ist.

Auch wird bei ähnlichen Festen viel um Nüsse gespielt, wie bei den Alten, und mehrere Sicilianer haben mich versichert, daß auf ihrer Insel auch alle diejenigen Nüssspiele im Gebrauch seyen, welche Ovid in der bekannten Elegie aufgeführt hat.

An verschiedenen Orten habe ich Ihnen vom Aberglauben dieses Volkes gesprochen. Ich will Ihnen hier noch ein paar Worte darüber sagen.

In dem Wahn, daß eine, im Mai geschlossene, Ehe unglücklich sey, sind die heutigen Sicilianer ihren griechischen Urvätern getreu geblieben, und es gehört schon eine seltene Verachtung des Volksglaubens dazu, sich über ihn wegzusezen.

In Bezug auf den Neid wird der Aberglaube in diesem Lande höchst bedeutend. Sie sagen, daß er durch eine geheime Geistermacht andern wirklich schaden könne, und verwahren sich gegen die unheilbringende Gottheit durch ein Horn, oder ein Fähnchen, welches sie über die Hausthüre hängen. Oft gewinnt der Aberglaube eine schöne, poetische Form, und wird zur Quelle liebenswürdiger Tugenden. So ist es bei dem frommen Glauben der Fall, womit die Sicilianer ihre Kinder täuschen. In der Nacht aller Todten, erzählen sie ihnen, gehen die Manen um, und legen den Kindern, welche für sie gebetet haben, Geschenke in die Schuhe. Die Kinder finden die, des Morgens wirklich, und glauben es. So wird ihnen das Andenken an die Verstorbenen freundlich nahe gerückt. Sie zittern nicht vor den Todten, beten für sie, und erinnern sich mit Dank an dasjenige, was sie von den Seligen erhalten haben, als sie noch hienieden wandelten.

Notizen aus Paris.

Paris, den 22. Febr. 1811.

Die Aufmerksamkeit des Publikums fängt an, sich auf den großen Gegenstand der baldigen Entbindung unserer Kaiserin zu lenken. Bisher sieht man sie noch, so oft die Witterung es erlaubt, etwa alle zwei oder drei Tage spazieren fahren; entweder fährt sie mit dem Kaiser, oder, wenn er sonst allzusehr beschäftigt ist, mit der Herzogin von Montebello. Außer diesem sind jedesmal in einem besondern Wagen einige andere Hofdamen. Fährt sie ohne den Kaiser, so ist die Equipage ganz einfach zu zwei Pferden; ist aber der Kaiser dabei, so gibt es gewöhnlich zu gleicher Zeit auf eine Jagd, und dann sind die Sechsspänner vor. Die Begleitung ist immer einfach. Man sah dieser Tage bei einer dieser Ausfahrten den Kaiser und die Kaiserin ganz vergnügt in lustiger Laune; sie lachten mit einander herzlich. Die Kaiserin ist unerachtet der von ihrem jetzigen Zustand unzertrennlichen Beschwernis, das lebendige Ebenbild jenes lieblichen Segens, der in den schönsten, glücklichsten Himmelsstrichen die Blüthe und die Frucht zu gleicher Zeit auf demselbigen Baum darstellt; auch sieht man nicht einmal, daß ihr die Fülle des Segens, so reichlich sich auch seine bevorstehende Gestalt zeigt, beschwerlich werde. Schon sind die Säugammen bestellt, und in der Nähe des kaiserlichen Schlosses einlogirt; also ist es wohl bedauche gewiß, daß die Wochen in Paris gehalten werden: auch der Dienst des Accouchements ist bereits permanent im Schlosse. Die Anlagen, welche bei den ersten Künstlern in Zeichnungen und Tapezereyen bestellt waren, sind bereits abgeliefert. Auch sollen mehrere junge Frauenzimmer zum Wiegen angestellt worden seyn. Mit werden wohl über all dies noch manche andere Details erfahren. — In einer Recension steht die Bemerkung, daß Herr Soumet, Auditor im Staatsrath, auf die Vermählung der Kaiserin ein ganz neues Bild in einer Ode angebracht hat; der Gedanke läßt sich nicht wesentlich verbessern: die Verbindung ist von der Zukunft genommen, die Noah von der Arche ausschickte, wie sie nachher mit dem Zeichen des Friedens zurückkommt zur Versicherung der Befreiung der Erde. — Man wettet auch schon auf die Frage, ob es ein Männlein seyn werde, oder ein Fräulein; an der Börse wettet man um Geld, bei den Restaurateurs um eine prächtige Mahlzeit, und unter dem Volke um einen dumpen Wein: ausserdem ist der Barrieren zu denken, wo es wohlfeiler ist und wo theurer, als in den Kneipen der Stadt. — Der im Druk herausgekommene Bericht des beständigen Sekretärs vom Institut Herrn Cuvier, an den Kaiser, welchen S. Maj. über die Fortschritte der Naturwissenschaft seit 1789. verlangt hatte, geht ungefähr auf den Zeitpunkt, wo Davy in England die Metalle Potassium und Sodium entdeckte, worüber seither die Herren Gay-Lussac und Thenard manche Erläuterungen gegeben haben. Dieser Bericht ist, nach der französischen Methode, in die drei Abschnitte von Physik und Chemie, von Naturgeschichte, und von angewandten Wissenschaften abgetheilt: das ganze ist ein litterarischer Schaz für alle Nationen. Die deutschen Namen, die darin vorzüglich genannt sind, sind Klaproth, Ritter, Humboldt, Blumenbach; bekanntlich gehört Herr Cuvier selber auch Deutschland zu. — Man sieht aus diesem Berichte, daß in Kurzem in Frankreich Ackerbau und technologische Schulen errichtet werden sollen. Auch ein neuer allgemeiner Studienplan ist zu erwarten.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 20. Den 9. März 1811.

„. . . Der Ruhm, welchen Weisheit und Talente erwerben, sagen sie, hat seinen Werth; aber wiegt er den des Staatsmanns auf? von dem man spricht, er ist freundlich und sanft; er erhört jede Bitte, nie hat ihn jemand unzufrieden verlassen? — Des schönen Ruhms für einen Weisen! So lobt man einen jungen Wüstling, der sein väterliches Erbe verpraßt. Da ist mir ein stolzer Staatsmann, ein strenger Wahrer des Gesetzes lieber, als die gefälligen Leute, welche jedem Wechsel des Glücks folgen, und unaufhörlich ihre Blicke auf dasselbe gerichtet haben, wie jene Blume, die sich immer der Sonne zudreht. . . .„

Aus einem Brief des Kanzlers Michael de l'Hopital, vom 9ten März 1565.

Herr Bst! und der Graf von Egmont. Eine wahre Geschichte.

Ich stand kaum sechs Monate bei den Mousquetaires, erzählte der alte Graf von Egmont eines Abends in großer Gesellschaft, als ich mich allen Zerstreuungen der Hauptstadt und meines Alters völlig überließ. Ich war bis zu meinem Eintritt in den Militär-Stand äußerst strenge gehalten worden, und glaubte es mir schuldig zu seyn, mich nun für die Vergangenheit zu entschädigen.

Nach einem glänzenden und äußerst lustigen Mittagessen gieng ich um diese Zeit einst mit mehrern meiner Kameraden in die Opera. Das Gedränge war außerordentlich, und nur mit Mühe gelang es uns endlich, mitten im Parterre Plaz zu finden.

Hier hätt' ich nun gut gesessen, wenn nicht gerade vor mir ein alter Herr mit einer ungeheuren Perüke seinen Plaz genommen. Diese raubte mir geradezu alle Aussicht aufs Theater, und das that mir um so weher, da eben eine Tänzerin erschien, die ich gerne sah.

Zu wiederholtenmalen bat ich den alten Herrn, dem ich übrigens durch mein nahes Anrücken nicht minder beschwerlich war, sich ein bischen zu wenden, damit ich doch zwischen ihm und seinem Nachbar einen kleinen Durchblick gewänne. Ganz trocken versicherte er mich, daß das unmöglich sey. Seine Kälte reizte mich, und noch mehr der Spott meiner Kameraden, die meine unangenehme Lage bemerkten. Da beschloß ich, mir selbst Plaz zu schaffen, nahm eine Schere aus der Tasche, und arbeitete damit so stark in die große Perüke hinein, daß ich wirklich freie Aussicht gewann, und alle um mich her Sizenden in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Der alte Herr bemerkte das endlich, und drehte sich mit größter Mühe nach mir um. „Mein junger Freund,„ sprach er zu mir, „ich hoffe, daß Sie das Schauspielhaus „nicht ohne mich verlassen werden.„

Diese Rede, und der ausdrucksvolle Blick, mit dem er sie begleitete, zeigte mir erst den Umfang der Thorheit, die ich begangen hatte. Ich will es nicht verbergen, daß ich meine Tänzerin von diesem Augenblick an nicht mehr für so interessant hielt, als zuvor. Aber die Sache war einmal geschehn; ich konnte nichts mehr ändern.

Als die Oper geendet, wandte sich mein Mann mit großer Würde zu mir, und bedeutete mir durch ein Zei-

Digitized by Google

chen, daß ich ihm folgen sollte. Ich gieng mit ihm. Er führte mich unter die Arkade des Louvre, wo er stille hielt.

„Sie sind jung, Herr Graf von Egmont," fieng er an; „denn ich habe die Ehre Sie zu kennen, und bin „Ihnen eine Lektion schuldig, die mir Ihr Herr Vater, „den ich noch besser zu kennen die Ehre hatte, wahrschein„lich danken würde. Wenn man Jemand, und beson„ders einen alten Militär, öffentlich beleidigt, so muß „man sich auch schlagen können. Sehen wir einmal, „wie Sie's verstehn, und ziehen Sie!„

Mit diesen Worten zog er seinen Degen, und ich säumte keinen Augenblick, ein Gleiches zu thun. Mit aller Heftigkeit meines Alters, und der Leidenschaftlichkeit meiner augenblicklichen Stimmung stürmte ich auf ihn ein. Aber mein Mann stand fest und unbeweglich, wie eine Säule. Nachdem ich alle meine Künste umsonst versucht hatte, jagte er mir endlich mit einem Stoß meinen Degen aus der Hand.

„Nehmen Sie Ihren Degen wieder, Herr Graf," begann er mit gleich kaltem Blut, wie zuvor. „Ein Mann, der Ihren Namen trägt, muß nicht, wie ein Opern-Tänzer, fechten. Den Fuß fest, darum bitt' ich Sie!„

Sie haben Recht, erwiederte ich, indem ich das Gefühl, das mich bewegte, zu unterdrücken suchte; und ich hoffe, mich Ihrer Achtung würdig zu beweisen.

Entschlossen, lieber zu streben, als mich aufs Neue seinem Spott auszusetzen, stellte ich mich, wie ers verlangte, und suchte sein kaltes Blut nachzuahmen. „Brav, brav, Herr Graf," rief er von Zeit zu Zeit, „fortgemacht so!„ Aber auf einmal hatte er mir den Arm durch und durch gestossen.

Nun ists genug für dießmal, sprach er, stellte mich an die Mauer, und bat mich, einen Augenblick zu warten. Er kam gleich wieder mit einem Fiaker, verband mir den Arm mit seinem Taschentuch, setzte sich zu mir ein, und ließ nach meiner Kaserne fahren. Hier übergab er mich dem Schweizer, und nahm höflich Abschied von mir.

Diese Wunde hielt mich gegen sechs Monate im Bette. Kaum waren acht Tage nach meiner Genesung verflossen, da trat ich eines Abends in das Caffé de la Regence. Ich suchte zween meiner Kameraden, erkannte aber augenblicklich meinen Gegner. Er verlies seine Tasse, kam auf mich zu, legte die Hand auf den Mund, und machte mir mit einem bloßen Bst! ein Zeichen, ihm zu folgen.

Er führte mich an dieselbe Stelle, wie zuvor, und hielt wieder stille. „Sie haben sich, lieber Graf," fieng er an, „bei Erzählung unsrer Geschichte ein bischen lustig „über mich gemacht. Ich achte Sie zu sehr, um die Sa„che durch einen neuen Zusaz nicht noch lustiger zu ma„chen. Greifen Sie zum Degen!„

Was soll ich die Geschichte umständlich erzählen, meine Damen und Herren? Dieser zweiten Lektion, die sich beinah wie die erste endigte, folgte nach einigen Monaten eine dritte. Und diese war mir um so schmerzlicher, da ich sie gerade am Abend vor dem Carneval erhielt, und so lange er dauerte, das Bette hüten mußte. Dadurch war mir dieser Mann allmählig so fürchterlich geworden, daß ich mich kaum an einem öffentlichen Ort zu zeigen getraute. Urtheilen sie daher über meine Freude, als eines Morgens ein Kellner vom Caffé de la Regence zu mir kam, und mir sagte: Verzeihen Sie Herr Graf, daß ich Ihnen beschwerlich bin; aber ich glaubte, es würde Ihnen nicht mißfallen, wenn ich Sie benachrichtigte, daß Herr Bst! gestern Abend gestorben ist, und daß meine Frau hofft, Sie würden unser Caffé nun wieder besuchen.

Fragmente über die Türkei.

2. Isaac Bey.

Fortsezung.

Hussein Paschah war in Circassien geboren, und mit Selim III. erzogen worden. In dieser Art von Gefangenschaft, in welcher die osmanischen Thronfolger gehalten werden, wurde er sein innigster Freund. Dieses Verhältniß, welches bis zum Ende des einen dauerte, war durch die wichtigen Dienste entstanden, die Hussein dem Sultan in jener Zeit geleistet hatte. Eine Intrike des Serails bedrohte das Leben des Leztern, und ein Wink, den ihm Husseins Schwester, eine Sklavin des Großherrn, durch ihren Bruder geben ließ, rettete ihn. Selims Dankbarkeit war ohne Gränzen. Er gab ihm Sultan Abdulhamids Tochter zur Frau, machte ihn zum Groß-Ad-

Digitized by Google

miral der Pforte, und überhäufte ihn mit einer Menge von Wohlthaten.

Hussein Paschah hatte überhaupt, wie alle Männer von hohem Geist, viel Sinn für Freundschaft. So wie er an seinem Herrn hieng, so hieng Isaac Bey an ihm; und wie jener dankbar war, so war es dieser. Isaac Bey war mit drei andern jungen Türken von Sultan Mustapha nach Frankreich geschickt worden, um in diesem Lande eine Erziehung zu erhalten, durch die sie ihrem Vaterland nützlich werden könnten. Diese Jünglinge besassen sämmtlich die glücklichsten Anlagen, und entsprachen im Anfang auch ganz den Erwartungen, welche man von ihnen gehegt hatte. Bald aber überliessen sie sich allen Zerstreuungen ihrer Jugend, nahmen völlig die französischen Sitten an, und legten sogar die Kleidung ihres Vaterlands ab. Dieß nahm der Großherr so übel auf, daß er sie förmlich aus seinen Staaten verbannte, und gar nichts mehr von ihnen hören wollte. Abdulhamid, welcher Mustapha'n in der Regierung folgte, bestätigte das Urtheil seines Vorgängers, und erst Selim III. nahm, auf Hussein Paschah's Bitten, dasselbe zurück. Dankbar gegen seinen Freund, widmete sich Isaac Bey nun ausschliessend dem Dienste desselben. Er brachte Hussein Paschah'n seine Begriffe von der manichfaltigen Ueberlegenheit der Occidentalen in Künsten und Wissenschaften bei, und erregte in ihm den Gedanken, diese nach seinem Vaterland zu verpflanzen. Auch unterstützte er ihn in seinen Reformen durch seine ausgebreiteten Kenntnisse, und lebte einzig und allein für ihn und seinen Ruhm. Dabei war er im höchsten Grade uneigennützig, und schlug alle Wohlthaten, die ihm sein Freund erweisen wollte, mit der Aeußerung aus: „so lang ich deine Freundschaft besitze, brauche ich nichts; verliere ich sie und dich, so muß ich doch in den Staub zurücksinken, aus welchem du mich gehoben hast.„ Wirklich verließ Isaac Bey auch, so wie sein Freund an einer Brustkrankheit gestorben war, die er sich durch unmäßige Arbeit zugezogen hatte, den Hof, zog sich auf ein kleines Gütchen, das er besaß, zurück, und wollte nichts mehr von Staatsgeschäften hören.

3. Etwas über die ministeriellen Bureau's der Türken.

Die Bureau's der Minister waren völlig von der Vorstellung entfernt, die wir uns von ihnen gemacht hatten. Wir sahen in denselben weder Tische, noch Aktenfässe. Die Sekretäre saßen alle mit untergeschlagenen Beinen auf dem Sopha, der an der Wand hinlief. In der einen Hand hielten sie eine Feder von Schilfrohr, welche nach Art der unsrigen geschnitten war, und in der andern ein kleines Dintenfaß, das an das Federrohr befestigt werden kann. Dieses tragen sie gewöhnlich, wie einen Dolch, im Gürtel, und es ist zugleich die karakterische Auszeichnung der zahllosen Schreiber, welche in Konstantinopel sind. Sie bilden eine sehr ansehnliche Korporation, und hätten einst, als man eine türkische Druckerei einführen wollte, beinah eine Revolution bewirkt. Zum Schreiben brauchen sie keinen Tisch, sondern legen das Papier auf ihre Knie, das freilich viel dikker, als das unsrige ist, und eigens dazu in Venedig fabrizirt wird. Uebrigens schreiben sie sehr schön, und, wie bekannt ist, von der Rechten zur Linken, wobei große Aufmerksamkeit erfordert wird, um das, was man geschrieben, nicht sogleich wieder mit der Hand auszulöschen.

Diese Schreiber, meist sehr junge Leute, unterbrachen ihre Arbeit nicht, ja sie schlugen die Augen nicht einmal auf, als wir durch die Bureau's giengen. Ihre Gravität kontrastirte so sehr gegen unsre Lebhaftigkeit, daß wir uns kaum des Lachens enthalten konnten. Denkt man sich diese lange Reihe zusammengebukter Gestalten, wie sie so unbeweglich da sizen, so erinnert man sich an die egyptischen Figürchen, mit denen man einst die Kaminschmükte.

4. Die Griechinnen.

Die griechischen Weiber, so schön sie auch in der Blüthe ihrer Jahre sind, verlieren bald einen großen Theil ihrer Reize und Frische durch den unmäßigen Gebrauch der Dunstbäder. Ueberdieß werden sie frühe reif, sind sehr fruchtbar, und gewinnen daher bald an Fettigkeit, was sie an Schönheit verlieren. Eine Griechin, die ich mahlte, war in ihrem fünfzehenten Jahr gewiß sehr reizend gewesen. Groß und in schönen Verhältnissen gebaut, waren ihre Hände noch die niedlichsten von der Welt, und ihre Augen hatten nichts von ihrem Feuer verloren. Im Ganzen zeichnet sie die große Beweglichkeit ihrer Züge, die Lebhaftigkeit ihres Blicks, und die Weichheit und Anmuth aller ihrer Bewegungen aus.

Ihre Hauskleidung ist sehr angenehm und ganz un-

Digitized by Google

gesucht. Sie liegt dem Körper leicht an, ohne seine Bewegungen zu hindern, und diese sind selbst im Sitzen so mannichfaltig, daß sich mit jedem Moment neue, schöne Linien entwickeln. Auf einem niedrigen Polster gelagert, umgeben mit einer Menge von Kissen, auf die sie sich stützen, und mit denen sie alle Augenblicke die Stellung wechseln, folgt eine schöne Bewegung der andern, und entfalten sich immer neue Reize. Ihre Beschäftigungen mit Sticken und ähnlichen zierlichen Arbeiten, und das Spiel mehrerer musikalischen Instrumente vollenden diesen Reichthum anmuthiger Entfaltung jeder einzelnen Schönheit des Körpers.

Die Grazien sind eine Erfindung der Griechen, unter der sie die unzertrennliche Begleitung der Schönheit dargestellt haben. Die Neu-Griechinnen kennen die ganze Bedeutung dieser Mythe, und wissen sie in ihrem Gang, ihren Tänzen, ihren Stellungen, und besonders in dem Mienenspiel darzustellen. Spricht eine Griechin mit besonderer Theilnahme an dem Gegenstand, so mahlen ihre Züge, ihr Blick und die Töne ihrer Stimme jede wechselnde Seite desselben, und reissen die Gesellschaft zu Thränen des Mitgefühls in Freude und Schmerz hin.

Aber wo, wird man fragen, lernen sie die große Kunst zu gefallen? — Es giebt einen heiligen Ort, eine Art von Tempel, den kein männlicher Fuß betritt, und wo die Fesseln geflochten werden, mit denen sie uns umschlingen. In den Bädern lernen sie die Kunst zu gefallen. Hier unter den Augen ihrer erfahrnen Mütter, umgeben von reizenden Frauen, frei von allem Zwang, und völlig verlassen von den Künsten des Puzifisches, suchen und finden sie die natürliche Anmuth, die jedes fremde Mittel zu dorgen verschmäht. Ihre Kleidung ist im Grunde blos ein durchsichtiger Schleier, gleich jenen Wolken von Linnen oder Seiden, in die sich die Tänzerinnen der Alten hüllten, und die weniger die Schamhaftigkeit, als die Koketterie begünstigen. In jenen Schulen beginnt der Streit der Schönheit, der von geschikten Meisterinnen geleitet, von den größten Natur-Anlagen begünstiget, ihnen alle Künste zu gefallen bald zur völligen Gewohnheit macht, und dem sie alle Vortheile verdanken, welche die Geduld der Frauen andrer Nationen blos der Kunst des Puzistisches abgewinnt.

Auch diese Kunst wird nicht von ihnen verachtet, und das größte Meisterstück ihrer Toilette besteht im Wurf des Schleiers und des Shwals. Eine Griechin von zwölf bis dreizehn Jahren ist in allen diesen Künsten ausgelernt, und versteht es schon die Leidenschaft einzuflößen, der sie niemals selbst entgeht.

Motus doceri gaudet jonicos
Matura virgo, et fingitur artibus
Jam tunc, et incestos amores
De tenero meditatur ungui.

(Die Forts. folgt.)

Königliche Gedanken einer Königin. *)

Kein Thron ist so viel werth, daß es der Mühe werth wäre, ihn durch Verbrechen zu erkaufen.

Die höchsten Würden gleichen den Wohlgerüchen. Die, welche sie tragen, riechen sie beinahe selbst nicht.

Man würde keinen Fürsten um seine Krone beneiden, wenn man alle seine Pflichten kennte.

Die Thoren verdienen Verachtung, wie hoch sie auch in der Welt stehen mögen.

Es giebt Königreiche, die ihre Könige, Könige, die ihre Königreiche groß machen.

Die Größe besteht nicht darin, alles zu thun, was man will; sondern nur das zu wollen, was man soll.

Das einzige Geheimniß eines Fürsten, um nicht regiert zu werden, besteht darin, wenig zu glauben, und viel zu arbeiten

Man muß nur diejenigen strafen, die man nicht bessern kann.

Kleine Fürsten können unendlich viel mehr Schimmes, als Gutes thun.

Alle Günstlinge sind entweder die innigsten Freunde, oder die tödlichsten Feinde ihrer Herren.

Regieren ist ein Handwerk, das die Geschiktesten oft nicht verstehn.

Plato in Fesseln war mehr Fürst, als sein Tyrann.

Es giebt Fürsten, die es nicht wären, wenn sie es zu seyn verdienten.

Wenige Gefangene werden so ängstlich gehütet, als die Fürsten.

Notizen.

Micali berechnet in seinem kürzlich erschienenen Werk, (l'Italia avanti il dominio de'i Romani. Firenze 1810.) die Bevölkerung Italiens unter August zu 20 bis 24 Millionen Menschen.

Nach Lord Valentia's neuen Berichten kostete die Niederlassung auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung die Engländer im Jahr 1802., über 2 bis 300 000 Pf. St., aber das, was sie einträgt. Damit unterhielt man aber freilich eine Garnison von 6000 Mann. Das Korps der Hottentotten, welches die Engländer aufgerichtet hatten, war um diese Zeit 500 Köpfe stark, und wurde wegen seiner Treue und Tapferkeit sehr geachtet.

Tombe (Voyage aux Indes orientales pendant les années 1802. — 1806. Paris 1810.) giebt die gegenwärtige Bevölkerung der Stadt Batavia zu 160.000 Einwohner an, von denen die Chinesen zwei Drittheile ausmachen sollen.

Von 1772. bis 1781. wurden von Canton auf 209 Schiffen 190 Millionen Pfund Thee ausgeführt.

Nach Lebrun (Voyage à Teneriffe, Portoricco ectr. publ. p. Sonnini) war die Bevölkerung von Porto-Ricco vor 1765 nur 44.883 Seelen. Im Jahr 1772. betrug sie bereits 70.250! 1780. aber 80.660, und 1794. schon 136.000, worunter 17.500 Sklaven waren.

---

*) Aus dem Ouvrage de loisir der Königin Christina von Schweden, in den Memoires pour servir à l'histoire de Christine, von Arckenholz. Amsterd. 1751. 4. 2. Bde.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 21. Den 13. März 1811.

Ein Land, zehenmal größer, als unsre Erde, ward am heutigen Tag des Jahrs 1781., vierhundert Millionen Meilen weit von uns, entdeckt. (Der Uranus.) Welch ein reiches Feld hätte Columbus Herschel dem Eroberungsgeist der Cortez und Pizarro's eröffnet, wenn er ihnen eine Bahn nach dieser neuen Welt zeigen könnte! Aber auf seinem Wege wachsen keine blutigen Lorbeeren, sondern der schönere Eichenkranz, unter welchem hervor der höhere Genius begeistert in eine Unendlichkeit von Welten blickt, in denen Er nur Eroberungen macht, Eroberungen, beneidenswerther, als die von hundert Alexandern, weil sie nicht Eine Thräne kosten.

Welches ist der beste Gebrauch, den ein Mann, der keine Kinder und dürftige Verwandten hat, von einem Vermögen von 100,000 Gulden machen kann?

Diese Preisfrage ist kürzlich von einem Unbekannten in Ungarn aufgestellt, von mehreren Konkurrenten beantwortet, und der Preis dafür bereits vertheilt worden. Leider habe ich das erst jetzt erfahren, da der Kranz schon vergeben ist; indeß soll es mich nicht abhalten, doch meine Gedanken über jene Frage öffentlich auszustellen; denn wenn man auch nie ein solches Vermögen besessen, so hat doch jeder manchmal daran gedacht, was er mit demselben anfangen würde, wenn es ihm einmal plötzlich zufiele.

Uebrigens muß ich gestehen, daß ich die Frage noch etwas genauer bestimmt wünschte. Es ist zum Beispiel von großer Wichtigkeit zu wissen, in welchem Lande von einem solchen Vermögen der beste Gebrauch gemacht werden soll; denn es kann doch gewiß Fälle geben, wo dieser blos darin besteht, sein Geld sogleich in gute Wechsel zu verwandeln, Postpferde kommen zu lassen, und in aller Eile über die Gränze zu gehn.

Ferner wird es nicht ganz leicht seyn, sich über den Ausdruck bester Gebrauch zu verstehn, da wir täglich die Erfahrung machen, wie dieser Begriff so verschieden genommen wird. Als Voltaire z. B. ein paar Strümpfe stickte, dachte gewiß mancher, er könnte einen bessern Gebrauch von seiner Zeit machen, und wär' es auch nur, um ein fröhliches Mährchen zu dichten. Allein Voltaire war so klug, wie wir, und wußte wohl, daß ihm die Zeit, welche er mit jenen Strümpfen zu verlieren schien, von der Kaiserin Katharina, der er sie zum Geschenk machte, reichlich bezahlt werden würde. So haben sich auch schon viele über den Gebrauch aufgehalten, welchen Kaiser Domitian von seiner Zeit machte, wenn er, wie uns die Geschichtschreiber berichten, sich oft damit belustigte, Fliegen mit der Nadel zu durchbohren. Ich bin aber nicht ihrer Meinung, und finde, daß dieß die beste Art war, wie er seine Zeit anwenden konnte, und lobe ihn dafür, daß er seine Bosheit zuweilen lieber an Fliegen, als an Menschen ausließ. Die Zeit ist überhaupt ein wunderliches Ding, welches sich an so vielen Enden und Ecken anfassen läßt, daß sich wohl schwerlich jemals alle darüber vereinigen werden, wo es am füglichsten angegriffen werden kann. Während Newton zum Beispiel wacht, ist es am besten-

Digitized by Google

daß hunderttausend andre schlafen, und während Göthe an seiner Fortsezung von Wilhelm Meisters Lehrjahren arbeitet, würden unzählige Romanenschreiber am besten thun, die Hände in den Schooß zu legen, und behaglich einzunicken, damit sie für uns, und wir nicht für sie schliefen.

Aber wahrlich, das ist doch keine verlohrene Zeit, die der eine geduldig harrend im Vorzimmer eines Großen, der andre mit ein paar Duzend geistlosen Besuchen, ein dritter mit dem Sklavendienst bei irgend einer einflußreichen Frau zubringt. Das führt alle drei, bei der größten Leerheit ihres Kopfs und Herzens, am Ende zu Amt, Ehre und Brod, und wer diese zu erreichen verstanden, hat gewiß seine Zeit nicht verloren. Jener, den ihr alle kennt, treibt sich von einer Schenke zur andern, und hat doch seine Zeit völlig verloren, während mein Freund häufig dieselben Gänge macht, aber nicht, um, wie jener, die Zeit als einen herben Trank mit Bier und Wein verkürzt, zu verschlucken, sondern um die Menschen da zu studieren, wo am willigsten ihr Inneres, am gerundetsten ihr Aeusserres hervortritt. Aber ich frage euch: werden sich diese beiden jemals darüber vereinigen, welcher der beste Gebrauch sey, den man von seiner Zeit machen könne?

So ist es auch mit jenen hunderttausend Gulden, von denen der beste Gebrauch gemacht werden soll. Ich würde gewiß wenig dabei wagen, wenn ich meinen Kopf daran wettete, daß die Hälfte von denen, welche jene Preisfrage gelesen, sie im ersten Augenblick, wie ich, mit dem Gedanken beantwortet haben: der beste Gebrauch wäre doch, sie mir zu schenken. Da ich mir indeß nicht verhehlen konnte, daß dieß schwerlich die Absicht des Fragestellers seyn dürfte, so habe ich mich auch eben so schnell um eine andre Antwort umgesehen.

Wie tausend verschiedene Antworten sind wohl in dem Geiste der Vielen, welche doch auch vernünftige Leute seyn wollen, aufgestiegen! Die Meisten denken freilich, der beste Gebrauch, den man von einer solchen Summe machen kann, ist, es sich damit recht wohl seyn zu lassen, und diese haben recht, so zu denken, weil es für sie wirklich keinen bessern Ausweg giebt, so viel Geld los zu werden. Manche sind aber andrer Meinung, und es ist auch nicht viel gegen ihre Klugheit einzuwenden, wenn sie denken: „hunderttausend Gulden sind ein schöner Anfang. Hätte ich sie, so wucherte ich mir damit eine Million zusammen, und wäre das geschehen, so machte ich mir gute Tage.„ Andre denken dafür, weil sie nicht so klug sind, wie jene: „ich nähme das Geld, vollendete mit einem Theil desselben meine Ausbildung durch Reisen, suchte alsdann entweder ein Amt, oder ich legte, wenn ich keines nach meinem Geschmack fände, den Rest der Summe sicher an, und lebte von den Interessen in behaglicher, philosophischer Ruhe.„ Wieder andre sind gar nicht dieser Meinung. „Man muß doch auch was in der Welt zu bedeuten haben,„ sagen sie, „ich kaufte mir das Wörtchen von, suchte einen Kammerherren-Schlüssel zu erhalten, schaffte mir Equipage an, und lebte am Hofe und in der Stadt geachtet.„

Aus diesen wenigen Beispielen mag man sehen, daß jener Mann, der, wie sich vermuthen läßt, seine hunderttausend Gulden gerne los seyn möchte, sehr verlegen seyn muß, wie er dieses anzugreifen hat. Freilich läßt sich mit jener Summe mancherley bewirken; aber sie ist doch nicht groß genug, um auch nur einen einzigen Thoren damit klug zu machen.

In der That, dieß ist doch eine ganz eigene Vermögens-Verlegenheit. Viele werden sie beneidenswürdig finden; aber ich bei Gott nicht. Ich kann mir den Fragesteller denken, wie er leibt und lebt, und halte ihn für so wenig glücklich, als irgend einen, der noch nicht gestorben ist. Dieser Mann hat leider ein zu weiches Herz, um glücklich zu seyn. Er hat schon zu viele Thränen gesehen, die Noth seiner Zeit schneidet ihm zu tief in die Brust, er sieht zu gut, wie viele Menschen von Lastern und Thorheiten gerettet werden könnten, wenn die Hälfte unserer Mitbrüder aus Leuten, wie er, bestünde, die ihrem guten Willen durch ein Vermögen von hunderttausend Gulden Kraft zu verleihen vermöchten. Er fühlt die Bedrängniß seines Vaterlands, und würde gern Hab und Gut zur Tilgung der National-Schuld anwenden, wenn jene Summe für dieselbe nicht ein Tropfen ins Meer wäre. Dieser Biedermann ist oft ausgegangen, um Menschen zu suchen, und hat nur Unglücklichen begegnet; er hat oft zu helfen gestrebt, und all sein Vermögen unzulänglich gefunden; er möchte sogar gerne von Grund aus bessern, und sieht ein, daß das mit einigen Thalern unmöglich geschehen kann.

Gebe also nur immer die Hoffnung auf, edler Mann, die Welt mit deinen hunderttausend Gulden zu verändern!

Digitized by Google

Denn wenn du auch Salomo's Schätze beläſſeſt, und ſie für uns aufopfern wollteſt, es würde wenig helfen. Begnüge dich daher mit einigen Saatkörnern, die du in die Furchen der Zeit ſtreuſt, und tröſte dich mit dem Gedanken, daß deine menſchenfreundliche Geſinnung ſchon Millionen aufwieg, die du unter deine Zeitgenoſſen auswerfen könnteſt.

Ich mache dir daher Vorſchläge, die ſich, wenn ſie auch gleich zu ſpät kommen, mit dem Schickſal aller ihrer guten Brüder dafür tröſten können, daß ſie nicht befolgt werden.

Suche dir vier wackere junge Männer, an denen du Geiſt, Herz, Kenntniſſe und Thätigkeit auf gleicher Höhe findeſt, und theile dein Vermögen zwiſchen ſie. Laß ſie irgend ein Geſchäft, dem ſie gewachſen ſind, anfangen, und du gründeſt vier glückliche Familien, was mehr heiſſen will, als wenn du vier Monarchien gegründet hätteſt.

An dieſem Vorſchlag könnte es genug ſeyn, wenn ich mit Gewißheit vorausſetzen dürfte, daß du glücklich genug ſeyn würdeſt, vier ſolche junge Männer zu finden. Ich will dir daher lieber noch einige andre Vorſchläge machen.

Mache dein Vermögen zu einem ſtehenden Kapital, von welchem die Koſten einer Litteratur Zeitung der Deutſchen beſtritten werden, an welcher blos Gelehrte, die von allem Schul- und Parthei-Geiſt entfernt ſind, und allgemein für rechtliche Männer gelten, in denjenigen Fächern arbeiten, in welchen ſie ſelbſt bereits Vieles öffentlich geleiſtet haben. Verbinde mit derſelben eine Prämien-Anſtalt für diejenigen Schriftſteller, welche, nachdem ihnen bewieſen worden iſt, daß ſie in dem Fach, in dem ſie ſich verſucht, beſonders in den Künſten der Einbildungskraft, nichts zu leiſten vermögend ſind, das Schreiben ganz aufgeben.

Oder: lege bei den verſchiedenen Litteratur-Zeitungen von Deutſchland die nöthigen Fonds nieder, mit denen ihre Redaktoren eine ſtehende Niederlage von Champagner-Wein unterhalten können, aus der ſie jedem Schriftſteller, welcher nachtheilig von ihnen rezenſirt worden iſt, ein Duzend Bouteillen zum Troſte zuſchiken.

Oder: mache dein ganzes Vermögen zu einer Prämie für diejenige alte Jungfrau, welche ſich für den Schmerz, von den meiſten Männern vernachläßiget zu werden, nie durch Verläumdung der jungen Weiber und Mädchen entſchädigt hat. Da es nun höchſt wahrſcheinlich iſt, daß dieſer Preis nie verdient werden wird, ſo müſſen ſich deine hunderttauſend Gulden bei einer gewiſſenhaften Verwaltung nach und nach zu einer ſolchen Summe vermehren, daß du damit einem, dem Bankerutte nahen, Staate wieder zu Kräften helfen kannſt.

Bei dieſen Vorſchlägen will ich es für jezt bewenden laſſen, beſonders, da ich weiß, daß ſie ohnedieß alle zu ſpät kommen. Sollte ich aber in Erfahrung bringen, daß es einen Mann giebt, der mit hunderttauſend Gulden in Verlegenheit iſt, ſo ſtehe ich ihm mit neuen Vorſchlägen zu Dienſt, und wahrlich er ſollte ſich gewiß nicht über meine Eigennüzigkeit beklagen können, wenn ich ihm riethe, ſein Vermögen dem Herausgeber dieſer Blätter zu ſchenken, wenn er in den nächſten zehn Jahren ihrer Dauer keinem ſeiner Leſer Langeweile gemacht hätte.

Ueber den Verluſt von Isle de France.

„So lange die Franzoſen Isle de France beſizen, ſind die Engländer nicht Herren von Oſt-Indien," ſagte einſt der groſſe Lord Chatham, Pitts Vater, und man darf ſich wunderu, daß ſein Sohn die Ehre, dieſen Gedanken zu benuzen, ſeinen Nachfolgern im Miniſterium überlaſſen hat.

Dieſe kleine Inſel, welche ungefähr vierzig Stunden Umfang hat, war der franzöſiſchen Marine das, was St. Helena der engliſchen war, ſo lang ſie ſich nicht im Beſiz des Vorgebirgs der guten Hoffnung befand. Sie iſt gleichſam der Schlüſſel von Oſt-Indien, die natürliche Veſtung, welche die indiſchen Meere beherrſcht, der Waffenplaz, von dem aus alle Unternehmungen gegen die Länder des Oſtens gemacht werden können, der Stüz-Punkt, an den ſich die gröſten Eroberungen in denſelben anreihen laſſen.

Der Werth dieſer Beſizung war für Frankreich daher ein rein politiſcher, den es übrigens theuer bezahlen mußte. Es konnte von hier aus dem brittiſchen Handel ungeheuren Schaden zufügen; aber das war auch alles; denn die Priſen, die es machte, dienten blos dazu, groſſe Vorräthe auf der Inſel anzuhäufen, die dort gar keinen Werth hatten, weil ſie wegen des Blokadeſyſtems in Europa nicht nach unſerm Welttheil gebracht werden konnten. Ueberdieß war Isle de France für die Erhaltung der Reſte der holländiſchen Beſizungen in Oſt-Indien von der gröſten Wichtigkeit. Die Schiffe, die von Europa aus nach denſelben giengen, hatten doch noch einen Punkt, wo ſie unterwegens landen, Waſſer und Lebensmittel einnehmen, und Ausbeſſerungen an ihren Schiffen machen konnten. Von nun an iſt daher der ganze Südoſten unſerer Halb-Kugel an die Britten verfallen, und Frankreich völlig auf ſeine Continental-Macht eingeſchränkt.

Wie wir ſehen, ſo weiß ſich die franzöſiſche Regierung für dieſen Verluſt zu tröſten, indem ſie die anſehnliche ökonomiſche Erſparniß in Anſchlag bringt. Aber wie man auch hierüber denken mag, ſo iſt doch unläugbar, daß ſie bisher die Erhaltung ihrer wenigen Kolonial-Punkte viel zu theuer bezahlt hat. Uns kann daher immerhin auch bedünken, daß Frankreich dieſe koſtſpieligen Beſizungen England getroſt überlaſſen könne, bis ein allgemeiner Frieden — der denn doch endlich einmal kommen muß — ſie ihm wieder zurückgiebt, und dieß zu einer Zeit, wo es wirklichen Nuzen aus ihnen ziehen kann.

Digitized by Google

Notizen.

D... im Januar 1811.

.... Rastadt ist ein recht niedliches Städtchen, dessen Einwohner, gegen die gewöhnliche Sitte der Kleinstädter, in vollkommener Harmonie mit einander leben, essen, trinken und tanzen. Das Kasino, das den langen Sonntagsabend verkürzen hilft, hat zwei Direktoren an seiner Spitze, einen vom Civil- und einen vom Militär-Stande. Gewiß eine sehr empfehlungswerthe Einrichtung! — Wer hier ist, unterlasse doch ja nicht, eine halbe Stunde seitwärts nach der Favorite, einem im neugothischen Geschmacke erbauten und meublirten Schlößchen zu wandern. Auch das Rastadter Schloß ist sehenswerth. Auf dem darin befindlichen Theater spielte vorigen Sommer die Dorguerische Gesellschaft mit, welcher Erbauung, daß man ihrer Zurückkunft kaum erwarten kann, und unterdessen eine Liebhaberoctetät bilden will. — Die Wagenfabrik der Gebrüder Schaaff ist rühmlich bekannt.

Wer Baden seit einigen Jahren nicht sah, erkennt es schwerlich wieder, so sehr hat es sich zu seinem Vortheil verändert. Die herrliche von der Kunst verschönerte Natur von aussen, und Spiele, Bälle, Ehr- und Freudigkeit, Theater etc. etc. innerhalb der Stadt! Wahrlich, ich möchte jedem, der eiserne Kisten voll Gold, und eine eiserne Gesundheit besitzt, zurufen: Willst du einen Sommer hindurch dein Leben recht lebendig geniessen, so gehe nach Baden! — Aber wie traurig und öde ists da im Winter! Was den das Städtchen selbst, dessen schönen Mädchens, das in seiner Blüthezeit von hundert Aderlern umgaukelt wird, im Herbste aber verlassen steht; nur mit dem Unterschied, daß jenem die Blüthezeit alljährlich wiederkehrt, diesem — ach! — nur einmal die Wangen mit Rosen bemahlt.

Es war an einem Montage, als ich nach Bühl kam. Ich glaubte zu einem Kirchbesuchten Jahrmarkte zu kommen, erfuhr aber zu meiner Verwunderung, daß es nur ein gewöhnlicher Wochenmarkt sey, der sich des Jahrs zumal, und oft weit zahlreicher als heute, wiederhohlt. Die schöne Lage, und Bauerwolf pflegt sich hier, auf zwölf und mehrere Stunden im Umkreis, allmöchentlich einzufinden. Ein Herr Brounig besucht diesen und ähnliche Orte mit einer Opern-Gesellschaft, deren sämmtliche Glieder ihm nicht nur die Ausbildung ihrer Talente, sondern auch das Daseyn verdanken, denn sie sind alle seine Kinder. Ein nahe abmungwürdiges Beispiel für alle Schauspiel-Direktoren, die gerne Gagen sparen, und hungern Galle schlucken. — Beim Spiele bewechsel frug mich der Postillon, ob nach der Hub gehe? — Was ist die Hub? war meine Gegenfrage. — Ein Bad, vom nächsten Ort ein Viertelstündchen abwärts. — Was soll ich da? — Ich mein', der Herr wollts auch besehn, wie viele Fremde, die hier durchreisen. Es wird dort gebaut, und alles neu eingerichtet. Die Gegend ist hier herrlich. — Die letzte Weisung wirkte: Fahr nach der Hub! wir wollens auch besehn. — Und in der That, es rennt mich nicht. Denn schon die Bergkette von Bühl bis Ottersweyer mit ihren hundertfältigen erhabenen und lieblichen Verschattungen, erzeugt durch nachtervorspringende Felsklüfte, Nebenhügel, Kastanien- Eichen- Buchen- und Tannenwälder, gewährt, besonders an der Stelle, wo uns die Ruinen des Schlosses Windeck entgegen winken, gemahrische Anblicke und wahrhaft pittoreske Partien. Von Ottersweyer führt eine neue und sehr gute Straße links ab bis zur Hub, die ihren Namen von dem dortigen Huber-Bade hat, kaum 20 Häuser zählt, und bloß eine Verlängerung zu Ottersweyer zu seyn scheint. Eine Mühlen klappern Ihnen schon aus der Ferne entgegen. Sie kommen näher, und das fleißige Mühlein, das jene Mühlen treibt, und ihre Besitzer nährt, ruft Ihnen, schnell vorbei eilend, mit rauschendem Geschwätzigkeit ein freundliches Willkommen zu, das sich jedoch verbunderschaft, wenn Sie dem Bade und einzigen Gasthause entgegen treten; denn eine Schaar von Hühnern, Kapaunen, Gänsen, Enten, Katzen, Hunden, Kindern und Erwachsenen umklattert und umspringt Sie da mit offenbarer Lebenslust. Fürwahr, das schönste Schauspiel für einen Menschenfreund, wie meiner Art! Ich glaubte mich in Arkadien versetzt, und schied, nachdem ich die großen zweckmäßigen Bauanstalten bewundert, die paradiesische Gegend verschlungen, und ein treffliches Mahl eingenommen hatte, mit dem festen Vorsatz, nächsten Sommer die Nachtigallen hier und nirgends sonst schlagen zu hören.

Da ich mich in Offenburg mehrere Tage verweilen mußte, war mirs recht lieb, auch da ein Theater anzutreffen, obschon die Gesellschaft und Gastdarstellt der Einwohner ein fremden nicht an Unterhaltung fehlen lassen, besonders wenn er ihrer Gutmüthigkeit, womit sie die anwesende Schauspieler: Gesellschaft für die beste des Landes erklären, nicht widersprecht. In der That kann auch nicht leicht ein Publikum mit seinen Kunstgaben in größerer Vertrauenlichkeit leben; wie ich in der Darstellung der Kreuzfahrer zu meiner innigen Erbauung wahrgenommen Gelegenheit hatte. Denn als in der Kampf-Szene von Kotzebue, wohlwissend, daß unser Theaterheldchen schwache Klingen führen, aus liebreicher Schonung für diese und für die Zuschauer von den Knappen einen Kreis um die Kämpfer schließen läßt) ein alter Herr, der ein leidenschaftlicher Theaterfreund seyn soll, begierig, den Kampf genau zu sehn, den Knappen, welche den Zuschauern etwas anderes zu sehen geben, überlaut zurief: „Platz vorn! Platz vorn!„ streckte der Spottlust seinen Kopf ganz kahlköpfig aus dem Loche, und entgegnete mit voller Artigkeit: „Es muß so seyn!„ worauf und der Herr, vollkommen befriedigt, seinen Sitz wieder einnahm, und das Stück seinen Gang weiter fortkolperte, bis es am Ende durch den, Bischof Adhemar, dem Gott beiden möge! zu Fall gebracht wurde — Sie erlassen mir wohl eine genauere Schilderung von dieser Gesellschaft, nebst einigen wirklich brauchbaren Akteurn, noch das Verdienst einer musterhaften Aufführung hat, wodurch allerdings die Anhänglichkeit der biedern Offenburger in einem vortheilhaften Lichte erscheint. — Daß auch hier ein Caffino ist, versteht sich von selbst. Madame Michaelis, die ans genehme und talentvolle Virtuosin auf der Violin, spielte in demselben ein Konzert mit so viel Ausdruck und Grazie, daß sie allgemeine Theilnahme erweckte.

Ich ich Offenburg verlasse, noch eine Frage: Was mag die Ursache seyn, daß die Geistlichen in katholischen Städten häufiger das Theater besuchen, als in protestantischen? Was jenen erlaubt ist, warum sollt' es diesen untersagt seyn? Wo jene sich ergötzen und unterrichten, warum nicht auch diese? — Wollte man die Frage wenden und sprechen: Warum besuchen die Schauspieler überhaupt so selten die Predigten? so wäre meine einfache Antwort: Weil gute Prediger so selten sind. Aber der Grund, der die Schauspieler die und da entschuldigen mag, kann den protestantischen Geistlichen nimmer zur Rechtfertigung dienen, daß sie, gleich unkreuen Hirten, ihre Heerden gerade an den gefährlichsten Weiderplätzen verlassen, worüber sie doch wohl die Komödienhäuser halten müssen! — Sehen Sie mir doch bald eine gefällige Erklärung über diesen Moral-Zerfall, und gelegentlichtlich auch über die seltsame Gesinnung, nach welcher wir in allen öffentlichen Blättern Kritiken über schlechte Schauspieler lesen, und in keinem über schlechte Kanzelredner. Aber ich sage Ihnen im Voraus, ich lasse mich mit der trocknen Antwort: Es lohnt der Mühe nicht, den ersten zu unterlassen, und die letzten zu kritisiren, durchaus nicht abfinden.

(Mit nächstem Etwas über Freyburg und Basel.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 22. Den 16. März 1811.

Am heutigen Tag des Jahrs 1794. berichtete der Volks-Repräsentant Baudot dem National-Convent: „wir haben in den zwei Rhein-Departements 15 Millionen klingender Münze gegen Assignaten eingetauscht.„ Das war denn doch ein sehr verdienstliches Werk!

Trost in der Zeit.

Es scheint zu den Geburtsschmerzen unsrer Zeit zu gehören, daß kein einzelner Stand ohne Thränen die neue Schöpfung erblicke, die aus den rauchenden Trümmern der Vergangenheit aufsteigen soll. Der Krieg und seine Umgestaltungen haben sich von einem Ende Europa's zum andern gewälzt. Der Zeitgeist plagte mit ihnen zuerst die Großen der Erde, erschütterte alle Thronen, und stürzte die meisten nieder. Schrecklich litt der Landmann unter den tausendfältigen Uebeln des Kriegs, zahllose Gewerbe und Fabriken giengen durch denselben zu Grunde. Die Diener des Staats sanken und stiegen mit den Formen, denen sie angehörten. Die Universitäten blieben nicht verschont; das Eigenthum der Kirche zerfloß, und ihre Diener wurden zu strenger Wirksamkeit gezwungen. Andre Gesetze standen auf; die meisten Verfassungen wurden umgeworfen, und hoben sich völlig verändert wieder empor. Im Untergang des Feudal-Wesens litten tausende von alten, oft vielfach verdienten, Geschlechtern fürchterlich — welcher Stand wand sich lange durch alle diese Zerstörungen besser, vortheilhafter für sich, durch, als der Kaufmann?

Auch ihn hat endlich die schwere Hand des Schicksals getroffen. Ferne sey es von jedem andern Stande, der vor ihm gelitten hat, mit Schadenfreude seinen Jammer anzusehn! Aber wenn es einen Trost giebt, der überall ausreicht, so ist es die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dessen, was geschehn; wohlthätiger jedoch für alle, und das Mitleid gegen einzelne verschönernd, ist der Gedanke, daß aus diesen niedergebrannten Saaten desto schönere Halmen aufsteigen werden; daß es in der ganzen Verkettung menschlicher Dinge liegt, alles Gute mit Opfern zu erkaufen; und daß alles Neue nur durch die Zerstörung des Alten werden kann.

Niemand wird die Nützlichkeit eines Standes läugnen, der alle beweglichen Kräfte der Länder in Umlauf setzt. Seine Thätigkeit ist die größte und ausgebreiteste, indem sie in jede Entfernung hinwirkt; sie ist die freiste, denn der Staat kann sie unmöglich so weit bewachen, um auch die, für ihn oft wirklich nachtheiligen, Operationen zu verhindern; sie ist die belohnteste, denn ihre Erfolge sichern dem Kaufmann mehr, als jedem andern Stande, seine Unabhängigkeit von der Großen Gunst und dem Neide der Menge; sie ist zu gleicher Zeit die einzige Thätigkeit im Staate, welche von dem herrschenden Finanz-System unmittelbar verschont bleiben muß; und ein kleiner Bauer ist häufig seiner Regierung direkt nützlicher, als der reichste Banquier.

Man verstehe mich wohl mit allem dem, was ich sage; denn heutzutag kann niemand so unwissend seyn, um zu verkennen, daß die lezte Zuflucht aller Finanz-Verlegenheiten am Ende dennoch beim Kaufmann zu finden ist. Allein es war nie nöthiger, als heutzutag, daß man sich

Digitized by Google

gegenseitig verständige; daß ja kein Stand sich in Eigendünkel, in Verachtung und Neid über den andern erhebe; daß sie gemeinschaftlich ertragen lernen, was einmal unvermeidlich ist.

Das gespannte Verhältniß des Continents mit England hat dem Handelsstande die letzten, schrecklichen Schläge beigebracht. Der Kaufmann des Binnenlandes befand sich lange Zeit wohl bei demselben; denn es eröffnete seiner Spekulation da ein Feld, wo sonst nur der Kaufmann in den Seehäfen geerndtet hatte. Diese Spekulation erhöhte die Preise vieler unsrer, freilich nur eingebildeten, Bedürfnisse; die schnellen Vereinigungen und Trennungen von Ländern und Besitzungen brachten eine große Lebhaftigkeit in den Handel mit Geld und Papieren; selbst die Versuche Englands, den Continent durch neuangefachte Kriege zu plagen, wucherten dem Kaufmann durch die ungeheuren Geldsummen, die es durch seine Hände an die Regierungen gehen ließ, welche dem brittischen System Gehör gaben. Die raschen Truppenbewegungen und die damit nothwendige plötzliche Cirkulation von Millionen Goldes fruchteten dem Kaufmann am meisten. Er war oft unter allen Staatsbürgern der einzige beneidenswerthe.

Diese und andre Umstände muß der Kaufmann ermessen, um nicht zu ungerecht gegen sein Schicksal zu werden. Freilich ist es nicht leicht, sich zu trösten, wenn man plötzlich von einer glücklichen Höhe von Wohlstand und Reichthum herabsinkt, und ich würde selbst den Anschein fürchten, als ob ich des Unglücks spottete, wenn ich solchen Gefallenen von Trost sprechen wollte, der eigentlich aus kosmopolitischen Ansichten geschöpft ist. Innige Theilnahme und Hülfe jedem, der unsrer Zeit ein schweres Opfer bringen muß; aber auch Gerechtigkeit zugleich gegen dieselbe, und Anerkennung des Guten, was für alle aus der gegenwärtigen Krisis hervorgehn muß!

Das wird wohl niemand läugnen, daß der ganze Continent in seinem Handel mit England in wahrem Verluste war, und wer daran zweifeln möchte, der überzeuge sich durch folgende Tabelle des Handels von London mit den verschiedenen, im gegenwärtigen europäischen Handelszwang, begriffenen Staaten. *) Sie ist zwar nur vom Jahre 1798., aber um so passender für unsern Zweck, da sie eher zu wenig, als zu viel beweißt; indem der brittische Handel nach dieser Periode eine noch weit ansehnlichere Höhe erreicht hat.

*) Diese Ueberzeugung ist sehr alt, und wir finden z. B. mit Erstaunen, daß schon Kaiser Rudolph alle englischen „Commerzien" im deutschen Reich verboten hat. Auch Doktor Luther erhob sich mehrere male sehr stark dagegen in seinen Werken. „Wie „viel Goldes," sagt er einmal, „fressen die Frankfurter Messen, da in einer jeglichen an die 300,000 „Gulden aus Deutschland weggeführt werden; ich „will der Leipziger Märkte und anderer geschweigen. „Und ein andersmal: „rechne du, wie vieles Geld „in einer Messe zu Frankfurt aus Deutschland geführt „wird, ohne Noth und Ursache, so wirst du dich „wundern, wie es zugeht, daß noch ein Heller in „Deutschland sey. Frankfurt ist das Silber- und „Gold-Loch, dadurch aus deutschen Landen fleußt, „was nur quille, wächst, gemünzt oder geschlagen „wird bei uns. Wäre das Loch zugestopft, so dürfte „man jetzt der Klage nicht hören, wie allenthalben „eitel Schuld und kein Geld, alle Land und Städte „mit Zinsen beschwert und ausgewuchert sind."

England

führte aus Waaren nach	Pf. St.	und erhielt daher zurück Pf. St.
der Türkey u. dem mittelländischen Meer . .	118,914	390,794
Frankreich	859,974	15,951
Oesterr. Flandern . .	118,064	21,027
Holland	1,538,120	673,241
Deutschland	8,014,260	2,658,011
Preußen	211,662	220,827
Pohlen	35,468	207,477
Schweden	169,293	152,707
Dännemark u. Norwegen	711,082	94,821
Rußland	452,106	1,565,118
zusammen:	12,228,943	5,999,974.

Ueber diese Tabelle ist Folgendes zu bemerken:

1.) Sie umfaßt eine Zeit-Periode, in welcher der brittische Handel mit dem Continent seine höchste Höhe noch nicht erreicht hatte.

2.) Diese sämmtlichen Waaren sind nur zu ihrem damaligen halben Werth angeschlagen.

3.) Dieser Werth hat sich inzwischen bedeutend vermehrt.

4.) Die Gefahren der letztern Jahre brachten ihre Preise durch hohe Assekuranzen und unzählige kleine Mittel, welche bei ihrer Verbreitung angewendet werden mußten, noch ungleich höher.

Digitized by Google

5.) Der, sehr beträchtliche, Unterschleif ist gar nicht gerechnet.

Nehmen wir zu diesen Umständen noch, daß diese Tabelle nur drei Fünftheile des ganzen brittischen Handels mit den angeführten Staaten umfaßt, so finden wir, daß England blos Nro. 2. in Anschlag gebracht, den Letzteren im Jahr 1798. für 40,763,142 Pf. St. Waaren zuführte, und von ihnen für 19,999,912 Pf. St. erhielt; der Vortheil Großbrittaniens demnach in diesem Handel seine 20,763,230 Pf St. betrug.

Dabei ist aber noch zu ermessen, daß England von den 19,999,912 Pf. St. Einfuhr wieder einen großen Theil verarbeitet an jene Staaten zurückgab, und so findet sich dann, daß diese, obige Punkte alle in Berechnung gezogen, in den glänzendsten Jahren des brittischen Handels jährlich die ungeheure Summe von 25 Millionen Pfund Sterling verloren.

Dieser Umstand ist von großer Wichtigkeit, um die Folgen der französischen Repressalien gegen England in ihrem ganzen Umfang zu beurtheilen. Sollte diese ungeheure Ersparniß nicht tief auf den Zustand unsrer Zeit wirken?

Wir lassen uns nicht weiter hierüber ein, indem nach unsern, völlig authentischen Angaben,*) jeglicher selbst seine Berechnungen machen kann. Wir begnügen uns, noch einige Vortheile weiter anzudeuten, die aus der Ausschließung Englands von dem Verkehr mit dem Continent hervorgehn.

Die Verhinderung der Einfuhr brittischer Manufaktur-Artickel hebt die Fabriken des Continents. Bedeutend sind bereits die Wirkungen, und so in die Augen fallend, daß man keine weiteren Beweise zu führen braucht. Daß einzelne Industrie-Zweige, welche beinah ausschliessend auf andre Weltheile berechnet waren, dadurch leiden mußten, ist natürlich, beweißt aber nichts gegen unsre Behauptung.

Der Continent wird in seinen Bedürfnissen allmählig weniger abhängig, zum Theil durch eigene Erzeugung derselben, zum Theil durch Entwöhnung von ihnen.

Es bleiben dem Continent viele tausend Menschen, welche sonst in den brittischen Manufakturen, der Marine und dem Militär-Dienst, so wie in den Auswanderungen nach Amerika verloren giengen.

Neben dem Manufaktur-Wesen gewinnt der Feldbau in den meisten Staaten des Continents durch den Anbau neuer Cultur-Zweige, durch welche man die auswärtigen Artickel zu ersetzen sucht. Dieß ist um so wohlthätiger, da die Einfuhr von Getreide und Mehl aus Amerika, der Barbarei und den Küsten am schwarzen Meer, so wohlthätig sie in einzelnen Perioden war, der Agrikultur mancher europäischen Länder wirklich geschadet hat.

In diesen Punkten möchte ungefähr alles zu finden seyn, was sich unsre Zeit zu ihrem Troste sagen kann. Es ist freilich nicht genug, um Einzelne, die viel gelitten, in diesen trüben Tagen aufzuheitern; aber es ist wenigstens so viel, als man braucht, um das schmerzliche Mitleid gegen sie durch schöne Hoffnungen zu mildern, und nicht, wie viele Kleinmüthigen thun, ganz an unsrer Zeit zu verzweifeln.

*) Wir haben sie absichtlich aus einem englischen Werk, und zwar aus der 5ten Ausgabe von Colquhoun's Buch über die Polizey von London, ausgehoben.

Paramythien.

II. Die Saaten und die Wolken.

Düster und drückend lag einen langen Monat hindurch der Wolkenhimmel auf den Saaten. Da erhoben die Saaten ein wehmüthiges Klagen: „Warum, Sonne, verbirgst du uns dein Angesicht, und zeigst es nur „den Wolken, die du doch erst aus unserem Schooß em„porgezogen hast? Diese Verräther fangen neidisch jeden „deiner Strahlen auf; übermüthig werfen sie sich zwischen „dich und uns in die Mitte; dir kehren sie eine immer „glänzende, ach nur von deinen Strahlen glänzende, Ober„fläche zu; auf uns blicken sie mit finsterer, hochmüthiger „Miene herab.„ Aber die Strahlen der Sonne erglänzten nicht, und die Wolken umgaben sie immer dichter und dichter, als wollten sie den Zutritt zu ihrem Flammen-Throne auf ewig schließen. Und die Saaten fuhren fort zu klagen: „Himmlisches Licht, warum scheinst du uns nicht „mehr? Sollen unsre Leiden, unsre Hoffnungen nicht „unmittelbar mehr vor deinen Thron gelangen, sondern „nur durch jener Vermittlung? Sieh, wir nähren doch „deine Kinder, die Menschen, und wir verschmachten vor „Sehnsucht; blaß vor Kummer ist unsre Miene; ach, laß „dein Licht uns wieder mit der Farbe der Hoffnung be„kleiden!„

Die Sonne hörte endlich das Klagen. Sie warf einen Flammenblick auf die zudringlichen Wolken, daß sie vor Bangigkeit in ihr ursprüngliches Wesen, in Dunst verflossen, und als erquickender Regen auf eben die Saaten niederfielen, die sie auf immer zu verdunkeln wähnten.

Fragmente über die Türkei.

5. Feuersbrünste in Constantinopel und Resignation der Orientalen.

Fortsetzung.

Es war wohl bei den alten Griechen, wie bei den Türken heutzutage, nur die öffentlichen Gebäude stellten die Pracht und den Reichthum des Staats, so wie die Kunst der Nation dar. Wenn wir uns an die Leichtigkeit erinnern, mit der oft die Bevölkerung ganzer Städte ihre Wohnungen verließ, und sogar das Gebälke der Häuser mit sich fortnahm, — was die Bewohner von Attika bei dem ersten Einfall der Peloponnesen thaten — so finden wir diese Gleichgültigkeit gegen die Dauer der Privat-Gebäude eben so groß in Constantinopel. Was der Grund derselben seyn mag, die Macht der Gewohnheit und die strenge Befolgung der alten Sitte, oder die Unsicherheit alles Eigenthums unter einer, völlig despotischen, Regie-

Digitized by Google

runa, oder die häufigen Erdbeben — welche übrigens doch die Moscheen und die Minarets schonen — darüber will ich nicht entscheiden. Zuverläßig ist aber, daß die türkischen Häuser meiſt nur für die Dauer weniger Jahre berechnet ſind, wie man aus folgenden Zügen sehen kann. *)

Man erhebt einen niedrigen Grund von behauenen, oder rohen Steinen, nur wenige Fuß über die Erde. Darüber wird eine Reihe von Balken gelegt, die an ihren Enden in einander gefügt ſind. Auf den Winkeln derſelben, und wo es die Abtheilungen der Gemächer erfodern, werden andre Balken ſenkrecht aufgeſtellt, die das Dach tragen. Der Raum zwiſchen ihnen wird mit Brettern, die wie unſere Ziegel über einander weglaufen, oder mit Lattenwerk ausgefüllt, das man auf beiden Seiten mit einer leichten Lage von Gyps oder Lehm bedeckt. Dieſe Bauart iſt freilich gar nicht koſtſpielig; allein ſie hat auch große Nachtheile, unter denen die Feuersgefahr die größte iſt. Uebrigens tröſten ſich die Eigenthümer leicht über den Verluſt ſolcher Häuſer, wenn ſie anders keine koſtbaren Waaren enthalten, die man nicht retten konnte. Aber auch dazu giebt es Mittel.

Bei dem letzten Brand in Pera ſah ein griechiſcher Kaufmann das Feuer ſich mit aller Ruhe ſeinem Hauſe nähern, und dachte gar nicht daran, die Geräthſchaften daraus wegſchaffen zu laſſen. Warum ſind Sie ſo gleichgültig bei dieſer großen Gefahr? frug man ihn. „Ich habe ein Verwahrungsmittel," antwortete er, und zeigte ein Papier, das er in den Händen hielt; „ſo wie die Leute mit den Pumpen vor mein Haus kommen, brauche ich ihnen nur dieſes Papier zu geben, und ich kann verſichert ſeyn, daß es gerettet wird.„ Das Räthſel iſt leicht zu löſen. Das Papier war ein Verſprechen von 2000 Piaſtern, wenn ſein Haus nicht in Brand käme. Wirklich geſchah dieſes auch nicht, und rettete der Mann ſein ganzes Eigenthum. Uebrigens wird dieſes Mittel nur ſelten angewendet, indem die Häuſer eine ſolche Summe gewöhnlich nicht werth ſind. Man begnügt ſich daher, das Koſtbarſte wegzuſchaffen, und läßt das Uebrige getroſt zuſammen brennen. Außerdem hat man auch eigene Feuer-Magazine, die in einer Art von freiſtehenden, gewölbten Kellern beſtehen, deren Thüren von Eiſen ſind, und wohin man im Nothfall alles flüchtet.

Bei einer neulichen Feuersbrunſt, welche die Vorſtadt Galata verzehrte, hatten die Bewohner all' ihr Eigenthum in ein ſolches, ungeheures Magazin untergebracht. Allein man unterließ die gewöhnliche Vorſichtsmaaßregel, die Thüre und die übrigen Oeffnungen des Gebäudes mit feuchter Erde zu verwerfen. So wurden denn nach und nach die eiſernen Thore durchglüht, das Blei, mit dem ihre Angeln befeſtigt waren, ſchmolz, und hielt ſie nicht mehr. Sie fielen daher in das Haus hinein, und das Feuer verzehrte alle, in daſſelbe geflüchteten, großen Vorräthe.

Hat ein Türke ſeine Sopha's und Tapeten, welche wirklich ſeine koſtbarſten Geräthſchaften ſind, in Sicherheit gebracht, ſo ſieht er ſeine Wohnung mit kaltem Blut zuſammen brennen. Der Ober-Intendant des Hauſes der Sultanin Habidſche, dem man, in Gegenwart von Herrn Melling, die Nachricht gab, daß ſein Pallaſt brenne, frug blos: ſind die Sopha's gerettet? und als man es bejahte, ſo fügte er hinzu: Alla Kerim! (Gott ſey gelobt!) und ſchrieb fort an einem Brief an die Sultanin, den er angefangen hatte, und worin er blos in einer Nachſchrift bemerkte, daß ſein Haus abgebrannt ſey. Ueber dieſes Phlegma der Orientalen wird man ſich aber noch mehr wundern, wenn man folgenden Zug von demſelben Manne lieſt. Er fiel kurze Zeit hernach in Ungnade, und die Sultanin nahm ihm beinah alles wieder, was ihm ihre Gunſt vorher geſchenkt hatte. Er zog ſich mit ſeiner anſehnlichen Familie in ein kleines Häuschen, das ihm kürzlich geblieben war, zurück, und hatte kaum hinlänglich zu leben. Herr Melling fand ihn nach dieſer Zeit einmal des Morgens auf dem Markt in einem erbärmlichen Anzug, wie er gerade Salat einkaufte. Aus europäiſcher Schonung, ihn nicht in dieſer Lage zu demüthigen, wollte er unbemerkt vorüber gehn; allein der Türke kam ſelbſt auf ihn zu, und ſagte: „wie, Melling, ihr ſieht vor eurem alten Freunde?„ — Mein Zartgefühl, gab ihm dieſer zur Antwort, erlaubte mir nicht, Zeuge eures Elends zu ſeyn, da ich es von eurem Glück geweſen bin. — „Gott iſt gerecht," ſprach der Orientale, „gewiß hat er mich für meine Vergehungen beſtraft! Er hat mich freilich hart gezüchtiget; aber ſein Wille geſchehe. Die Hand des Unglücks war einige Zeit von meinem Haupt entfernt, ich hatte wieder einiges Vermögen erworben, die Meinigen athmeten freier, da kam die Peſt, und raffte ſie alle dahin. Wahrſcheinlich erbarmte ſich die Vorſehung ihrer; denn bald nachher wurde mir alles genommen, was ich hatte, und ich beſitze nun kaum ſo viel, um allein zu leben.„ — Die Sultanin wird vielleicht das Unrecht, das ſie euch gethan, einſehn, und euch euren Platz wieder geben, tröſtete ihn Herr Melling. — „Gottes Wille geſchehe," ſprach er, beugte getroſt ſein Haupt unter die Ruthe des Schickſals, und hörte nicht auf, auf die Gerechtigkeit der Menſchen und die Barmherzigkeit Gottes zu hoffen.

Sagt man im Scherz zu einem Laſtträger: „vielleicht wirſt du noch Groß-Vezier!„, ſo antwortet er: Gottes Wille geſchehe; es kann wohl ſeyn! und ob er gleich weder leſen noch ſchreiben kann, ſo würde er ſich über ein ſolches Ereigniß, wovon man in dieſem Land häufige Beiſpiele hat, nicht wundern.

(Die Fortſ. folgt.)

*) Herr von Bonald ſagte einmal ſehr treffend: „die Türken kampiren nur in Europa.„

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 23. Den 20. März 1811.

Der heutige Tag spricht uns um die Erinnerung an einen großen Mann an. Isaac Newton starb am 20sten März 1726. im fünf und achtzigsten Jahre eines einzig den Wissenschaften und seinem Vaterland geweihten Lebens. Wer die Abtei von Westminster besucht, geht an den Gräbern der brittischen Könige vorüber, um an das seinige zu treten. Aber hat je ein König eine Grabschrift, wie er, erhalten? — Sie heißt: „Gott sprach, es werde Licht! da wurde Newton geboren, und es ward Licht.„

Chateaubriands Reise von Paris nach Jerusalem.

Herr von Chateaubriand ist dem Publikum durch seine Atala, seinen Geist des Christenthums und durch die Märtyrer so bekannt geworden, daß jede neue Schrift von ihm mit großen Erwartungen aufgenommen wird. Die Tendenz aller seiner Werke steht überdieß in der Frivolität unserer Zeit, und besonders der französischen Nation, so eigenthümlich da, daß sie, neben ihrer litterarischen Bedeutung, vielleicht als psychologische Erscheinungen noch größeres Interesse erregen.

Wirklich traut man kaum seinen Ohren, wenn man in der, so eben erschienenen, Reise nach Jerusalem (Itinéraire de Paris à Jerusalem. Paris. 1811. 3. Bde.) einen der gebildetsten Männer unserer Zeit gerade heraus bekennen hört, daß er diese Reise eigentlich als eine Wallfahrt unternommen habe. Herr von Chateaubriand ist ehrlich genug, sich selbst ein bischen über sich zu wundern, und erklärt sich auch ohne Hehl darüber: „es kann sonderbar schienen, wenn man heutzutag noch von Gelübden und Wallfahrten redet; allein ich bin über diesen „Punkt ohne Scham, und habe mich lange schon in die „Klasse der Abergläubigen und Schwachen gestellt. Vielleicht bin ich der letzte Franzose gewesen, der sein Vaterland verlassen, um mit den Ideen, dem Zweck und den „Gefühlen eines alten Pilgrims eine Reise nach dem „heiligen Lande zu machen.„

Es wird wohl niemand letztere Vermuthung sehr ungegründet finden; aber Manchem, der den ganzen Geist von Chateaubriands Schriften kennt, und sie mit Aufmerksamkeit gelesen hat, mag wohl bedünken, daß dieser Mann, wie es frommen Männern so oft ergangen ist, entweder sich selbst, oder andre täuschte. Freilich ist nichts gegen die Zerknirschung zu sagen, mit der er vor dem heiligen Grabe, oder an den Ufern des todten Meeres niedersinkt; aber man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn man den frommen, christlichen Pilgrim am Jordan bekennen hört, daß er eine Bibel mitzunehmen vergessen habe; wenn man ihn über Athens und Sparta's Ruinen in gleiche Extase gerathen sieht, wie über Bethlehems demüthige Mauren; wenn überall griechische und christliche Mythen, wie die Fäden eines leichten Gewebes, durch einander verschlungen sind; wenn der andächtige Waller auf den Trümmern von Karthago bei einem Ball tanzt, und bei den heitersten Erinnerungen an eine poetische Vorzeit plötzlich in Young'sche Gedanken versinkt, wie in einer Kapelle am Eurotas, wo er einige Neugriechen vor dem Bild der Madonna liegend findet, und in die Worte ausbricht:

Digitized by Google

„es war freilich ein großer Unterschied zwischen dieser und Hiazynthus Feier; aber der dreifache Pomp der Ruinen, des Unglücks und des Gebets zum wahren Gott verwischte in meinen Augen allen Pomp der Erde;„ oder wenn er, nachdem er sich eben an der Abgeschiedenheit des Mönchslebens fromm erbaut hat, in das Zimmer eines türkischen Kommandanten tritt, und einige Sklaven, die ihm ungebührlich begegnet, mit der Reitpeitsche in das Gesicht haut.

Man muß gestehen, daß diese Wallfahrt nicht ganz im Geiste der alten Zeit gemacht ist, wo die Großen der Erde selbst ihren Prunk ablegten, und im bloßen Pilgerkleide, mit dem Stab in der Hand, nach dem heiligen Lande zogen. Aber Herr von Chateaubriand ließ sich seine Reise auch, wie er versichert, 50,000 Livres kosten, und hatte also schon das Recht, es sich auf derselben so bequem, als möglich, zu machen. Dagegen ist nun freilich nichts einzuwenden; inzwischen hätte er doch wenigstens entweder ehrlich, oder verständig genug seyn sollen, uns seine Reise nicht für eine Wallfahrt verkaufen zu wollen.

Einzelne, andachtsvolle Szenen, die er spielt, reichen offenbar hier nicht hin, um uns Sand in die Augen zu streuen. Wir kennen ihn als einen zu kunst- und talentreichen Mahler, um alles für baaren Ernst zu nehmen, und sind immer geneigt, dergleichen Stücke für bloße Romanen-Partien anzusehn, und lieber dem Franzosen, wo er tanzt und springt, als wo er ächzend und zerknirscht auf den Knien liegt, zu glauben. Heutzutag muß etwas recht sehr wahr seyn, wenn man nicht zweifeln soll; aber Herr von Chateaubriands Andacht hat uns auch keinen Augenblick zu tiefen, religiösen Gefühlen hingerissen.

Freilich gesteht er, im Vorbeigehn, noch einen andern Zweck seiner Reise ein. J'allais chercher des images, voila tout! bekennt er, bündig genug für einen Pilgrim. Er wollte nemlich Bilder für seine Märtyrer suchen, weil ihm der ganze Reichthum derselben in der alten und in der modernen Dichtkunst nicht hinreichend scheinen wollte. Gegen diesen Zweck ist nichts zu sagen. Es ist rühmlich, die Composition eines Gedichts so ernsthaft zu nehmen, daß man es für Pflicht hält, dessen Schauplatz selbst zu besuchen, und es ist auch gar nicht daran zu zweifeln, daß es dadurch eine Wärme gewinnen muß, die vielen vortreflichen Gedichten abgeht, weil ihre Verfasser dem Lokal, das sie benutzen, zu fremd waren.

Wer daher das eigentliche Resultat dieser Reise nach Jerusalem kennen will, der muß die Märtyrer lesen; denn aus unserm vorliegenden Buche wird er eben nicht viel lernen, so hoch der Verfasser in der Einleitung zuweilen auch auf andre Werke über Griechenland und Palästina herabsieht. Herr von Chateaubriand besaß nicht Kenntnisse genug, um uns über diese Länder viel Neues zu berichten. Vor allen Dingen mangelten ihm Sprachstudien, und wir haben selbst nicht einmal viel Zutrauen zu seinen Citaten aus den griechischen Schriftstellern. Neugriechisch und orientalische Sprachen verstand er gar nicht; in den Alterthumswissenschaften, (die Geschichte nach den allgemein bekannten Lehrbüchern ausgenommen,) ist er oberflächlich; um Statistik und Politik bekümmert er sich vollends gar nichts, und so hat man, nachdem man sein Buch gelesen, hauptsächlich nur dessen bescheidenen Titel: Itinéraire, zu loben, wobei es auch wir größtentheils bewenden lassen könnten, wenn wir uns nicht so viel Mühe gegeben hätten, Lobenswerthes in demselben aufzufinden.

Wir sprechen unser Urtheil mit Besinnung und Gewissenhaftigkeit aus, wie es bei einem Werke Pflicht ist, das mit großen Erwartungen in das Publikum tritt, und über welche dieses nicht zeitig genug aufgeklärt werden kann. Wir sagen demnach: die historischen Gemählde aus dem Streit zwischen Rom und Karthago sind, in Rücksicht auf Darstellung, vortreflich; einzelne Situationen und Eindrücke sind mit großer Wahrheit und hinreissend geschildert; die geschichtlichen Erinnerungen sind häufig und zu ihrer Zeit angebracht; der Besuch der Ruinen von Sparta enthält wirklich neue Aufschlüsse für die Kenntniß von Griechenland; man liest das Buch mit einem, beinah immer gleichgehaltenen, aber auch meist unbefriedigten, Interesse; man hofft bis ans Ende hin noch viel Neues zu lernen, und findet sich größtentheils getäuscht; prüft man, nachdem man das Buch ausgelesen, die Eindrücke, die man erhalten, so möchte man sie einer Reihe von leichtgearbeiteten Gouache-Gemählden vergleichen, welche man schnell in einem Guckkasten an dem Auge vorüber gehen gesehen; aber man bleibt dem Verfasser herzlich gut, wenn er sich am Ende mit folgenden Worten von dem Leser verabschiedet:

„Wann die Pilgrime der Vorzeit ihre Wallfahrt nach dem heiligen Lande vollendet hatten, so legten sie ih-

Digitized by Google

ren Stab in Jerusalem nieder, und nahmen einen Palmenstab für ihre Rückkehr mit. Ich habe kein dergleichen ruhmvolles Zeichen in mein Vaterland mitgebracht, und lege meinen letzten Bemühungen keinen Werth bei, den sie nicht verdienen. Seit zwanzig Jahren habe ich mich unter Schicksalswechseln und Bekümmernissen aller Art den Studien gewiedmet, diversa exilia et desertas quaerere terras. Viele Blätter meiner Bücher wurden unter Gezelten, in Wüsten, auf den Meereswogen geschrieben. Oft hielt ich die Feder in der Hand, wann ich nicht wußte, wie ich mein Daseyn noch um einige Tage verlängern sollte. Das giebt mir Ansprüche auf Nachsicht, aber kein Recht zum Ruhme. Ich habe in den Märtyrern den Musen ein Lebewohl gesagt, das ich in diesem Werke, welches nur die Folge oder der Kommentar derselben ist, wiederhole. Vergönnt mir der Himmel die Ruhe, die ich noch nie gekostet, so werde ich in der Stille meinem Vaterland ein Denkmal zu errichten suchen. Versagt mir die Vorsehung aber diese Ruhe, so kann ich blos daran denken, meine letzten Tage vor den Sorgen zu schützen, die mein früheres Leben vergiftet haben. Ich bin nicht mehr jung; ich will keinen Lärm machen, und weiß, daß die Wissenschaften, deren stiller Umgang so süß ist, uns außer uns nur Stürme erregen. Auf jeden Fall habe ich genug geschrieben, wenn mein Nahme fortleben, und viel zu viel, wenn er untergehen soll.„

Es würde überflüßig seyn, wenn wir uns weitläuftig über das Lob verbreiten wollten, welches Herrn von Chateaubriand Darstellung auch in diesem Werke gebührt. Doch haben wir in demselben die Mannichfaltigkeit seines Mahlertalents nicht gefunden, wie wir es gerade hier, wo so reicher Anlaß dazu war, erwarteten. Als Reisebeschreiber sehen wir in ihm den Mann, der schon zu viele Länder durchwandert, um sich viel beim Einzelnen aufzuhalten; aber wir vermissen eben darum den Beobachter, welcher große, belehrende Blicke auf ganze Staaten und Völker wirft, nur desto schmerzlicher; denn es ist heutzutag für einen Mann von Bildung doch wahrlich unverzeihlich, wenn er eine interessante Reise nur, wie die Künstler gewöhnlich thun, benutzt, und sich um nichts bekümmert, was nicht gerade in die Studien seines bestimmten Handwerks paßt. Bei den großen Vortheilen, welche Herrn von Chateaubriand sein Vermögen, sein Ruf, seine Bekanntschaften gaben, wie viel hätte sich von ihm für die Kenntniß des Ostens und Südens der Uferländer des mittelländischen Meeres erwarten lassen!

Diese Vorwürfe zu unterdrücken, war uns nicht ganz möglich, und wir würden sie vielleicht noch stärker ausgedrückt haben, wenn der Reisende unsrer Nation angehörte. So begnügen wir uns mit dieser Gesammt-Ansicht seines Werks, und schliessen mit einigen Fragmenten, welche wir aus demselben ausheben, und durch die wir unsern meisten Lesern die Kosten, das Buch selbst zu kaufen, zu ersparen hoffen.

I.

Nie läßt sich der National-Karakter ganz verwischen. Unsre Seeleute sagen, in neuen Kolonien fangen die Spanier damit an, eine Kirche, die Engländer eine Taverne, und die Franzosen ein Fort (und einen Tanzsaal möchte ich hinzusetzen) zu bauen. Als ich mich in Amerika auf der Gränze des Landes der Wilden befand, erfuhr ich, daß ich unter den Indianern einen Landsmann finden würde. Bei den Kayugas, einem Stamme der Irokesen, angekommen, brachte mich mein Führer nach einem Walde. Mitten in diesem fand ich eine Art von Scheune, und in derselben gegen zwanzig Wilde beider Geschlechter, die halb nackt, abscheulich bemahlt waren, die Ohrläppchen verschnitten, Rabenfedern auf dem Kopf und Ringe an den Nasenflügeln hatten. Ein kleiner Franzose, der noch wie ehmals frisirt und gepudert war, einen apfelgrünen Rock und meusselinene Manschetten anhatte, kratzte auf einer Violine, und ließ die Irokesen die Madelon friquet tanzen. Herr Violet, so hieß er, war Tanzmeister bei den Wilden. Man zahlte ihm seine Lektionen in Biberfellen und Bärenschinken. Er war, während des amerikanischen Kriegs, Küchenjunge in Diensten des Generals Rochambeau gewesen, und entschloß sich, nachdem unsre Armee nach Europa zurückgekehrt war, die Wilden in den schönen Künsten zu unterrichten. Mit seinen Erfolgen vermehrten sich auch seine Plane, und dieser neue Orpheus brachte die Civilisation zu den Nomaden-Horden der neuen Welt. Indem er mir von den Indianern sprach, sagte er immer: ces messieurs Sauvages und ces dames Sauvagesses. Er lobte die Behendigkeit seiner Schüler sehr, und wirklich habe ich auch nie ähnliche Luftsprünge machen sehen. Herr Violet stimmte sein abscheuliches Instrument, und rief seiner Gesellschaft auf irokesisch zu: an eure Plätze! da fieng die ganze Truppe an zu springen, wie eine Schaar von Besessenen. — Darin erkennt man den Geist der Völker! (Die Forts. folgt.)

Miscellen für die Geschichte des See-Rechtes, in Absicht auf den heutigen Streit zwischen Frankreich, England und Nord-Amerika.

Im Jahr 1604. schloß Frankreich eine Kapitulation — dieß ist der diplomatische Titel der Verträge zwischen beiden Mächten — mit der Pforte ab, worin die Franzosen große Vorrechte erhielten, und ausdrücklich bestimmt wurde:

„que les marchandises chargées à nolis sur „vaisseaux français, et appartenantes aux „ennemis de la porte, ne pourraient être „prises sous prétexte, qu'elles venaient des „ennemis de la porte.„

In demselben Jahr wurde ein Handelstraktat zwischen Spanien und Frankreich abgeschlossen, zu welchem folgende Umstände Anlaß gegeben hatten. Die spanische Regierung hatte eine Auflage von 30 Procent auf alle fremden Schiffe gelegt, die in ihren Häfen einliefen. Heinrich IV. gab, als Repressalie, denselben Befehl für die

Digitized by Google

Handlung der Spanier in seinen Seeplätzen, und verbot überhaupt seinen Unterthanen bei schwerer Strafe, Waaren nach Spanien und in die Staaten des Erzherzogs von Oesterreich zu führen. Hierdurch kam der Vertrag zu Stande, dessen Haupt-Inhalt darin bestand: „es sollen nur französische Waaren nach Spanien eingeführt werden können, und diese daher an dem Ort ihrer Ausfahrt eingeschrieben und mit obrigkeitlichen Siegeln versehen seyn, widrigenfalls sie für gute Prise erklärt werden.„ Ferner zahlten die französischen Schiffer, wenn sie in Spanien Waaren für Holland und Seeland luden, dreißig Procent. Von dieser Abgabe waren sie bei der Bestimmung ihrer Ladung für andre Länder völlig frey.

1646. schloß Frankreich einen Handels-Vertrag mit den vereinigten Staaten, der einen ähnlichen Anlaß gehabt hat. Da die holländischen Schiffe nemlich häufig Waaren führten, die den Spaniern — als einer mit Frankreich befindenden Macht — zugehörten, so hatten mehrere französische Admiralitäts-Höfe erklärt, daß die ganze Ladung der Schiffe, auf welchen dieß der Fall war, gute Prise sey, und zwar nach einer Ordonnanz Heinrichs III. vom Jahr 1584., welche den Grundsaz aufgestellt hatte: que les marchandises appartenantes aux ennemis, donnaient lieu à la confiscation de celle des amis. — Obiger Vertrag bestimmte daher für die Zeit seiner Dauer, nemlich vier Jahre, daß jener Grundsaz nicht mehr beobachtet werden sollte, und daß die holländischen Schiffe alles, was sie wollten — militärische Vorräthe allein ausgenommen, die für die feindliche Macht bestimmt waren, — führen könnten.

In dem, 1655. zwischen Frankreich und den Hansestädten geschlossenen, Handelsvertrag enthält der dritte Artikel den merkwürdigen Grundsaz: „que la robe (das italienische la roba, das Eigenthum) de l'ennemi ne confisquait pas la robe de l'ami.„ Dieser Vertrag erneuerte nur die der Hansa von 1463. und 1483. durch Ludwig XI., 1489. durch Karin VIII., 1536. durch Franz I., 1552. durch Heinrich II. und 1604. durch Heinrich IV. zugestandenen Privilegien.

1662. schlossen und 1663. ratifizirten die vereinigten Staaten und Ludwig XIV. einen Allianz- und Handels-Vertrag, in welchem folgende Punkte vorkommen:

„Alles Eigenthum von Feinden der vereinigten Staaten auf französischen Schiffen ist konfiskabel, die „Schiffe und das nicht feindliche Eigenthum derselben sind frei.„

„Alles französische Eigenthum, das auf Schiffen einer, mit den vereinigten Staaten befeindeten, „Nation geladen ist, ist konfiskabel.„

1663. schloß Ludwig XIV. mit Dännemark in ähnlichem Geiste einen Allianz- und Handels-Vertrag ab, denn, nach dem Artikel 27. war:

„alles, was Franzosen auf Schiffen, die mit Dänemark befindet waren, geladen, konfiskabel; dafür war das Eigenthum der Feinde Dännemarks „auf den französischen Schiffen sicher.„

Der Pariser Carneval von 1811.

Der Carneval gieng auch heuer lustig vor sich; nicht so zahlreiche Masken wie sonst; aber dafür wurden die, welche da waren, um so mehr beobachtet, und der Wagen gab es so viele, wie gewöhnlich. Von Zofrissen, die dümmer als die natürlichen, und von den allerliebsten Sovoyarden, die ohne Vergleich niedlicher sind, als die nationalen, denen sie in keiner Hinsicht gleichen, will ich Ihnen nun einmal gar nicht sprechen; Sie kennen sie ja gut, und dann sieht man sie alle Jahre. Aber was wirklich neu war, das sind die Cendrillons; von der Göttin der Thorheit anfangend aus ihren coins du feu, durchflatterten sie schüchtern die Boulevards und die Rue St. honoré. Zweifelt mir der Schächtrenheit will es nicht viel auf sich haben; das war auch nur so eine Nebenform, um dem Dinge mehr Relief zu geben. Vor der Verwandlung in Prinzessinnen waren sie auch so ziemlich schüchtern genommen, die sich bereits in einem Wagen zur Schau herumführen ließen; allerliebste Kinder aus dem Gymnäen der Mad. Destainville. Sollten sie aber glauben können, daß es am Aschermittwoche mehr Cendrillons in Paris giebt, als im Carneval? Wenn Sie einige Kenntniß von den katholischen Kirchengebräuchen und unsrer kathol. Tendenz haben, so werden Sie sich das Räthsel leicht lösen.

Doch ich will von Carneval und nicht vom Aschermittwoch sprechen, und daher geschwind auf eine jovialische Maske einkommen; ein Esel auf einem andern Esel reitend. Die Maske war mit Geschmack und Aufwand durchgeführt, und ließ mehr als eine doppelte Auslegung zu. Ein frohes Gelächter begleitete ihre kurze Erscheinung. Länger zogen zwei Bandeur auf ihren 4 Schuh hohen Stelzen die Augen auf sich; Mann und Weib auch den Lauf des Volkes bemerken in Gesellschaften, mit schafwollenen Mützen und Strümpfen, mit dothroten blauen Bändern gebunden. Es mögen aber wohl keine Masken gewesen seyn. Der Char (so nennt man hier die großen mit vielen Personen besetzten Wägen) des Herrn Oberkampf, Inhaber der Fabrik von Jouy; Herr Flamond, der Tapezierer als Sauvage in einem mit Laubwerk verzierten Tapecâl, das er leitete, und der Beruf genug hatte, seinen kleinen Amor festzuhalten, promovirten sich auch dies Jahr wieder, wie gewöhnlich. Letzteres hat ein wahrhaft tragisches Schicksal. Gemästet durch mehrere Monate, als wäre er der Apis der Europäer, genießt er der höchsten Ehren, die ein Ochse genießen kann; er wird in die Höfe der ersten Häuser von Porid geführt, und erringt dadurch seinen Führern ansehnliche Geschenke. Aber von dieser höchsten Stufe der Celebrität hat er nun seinen Schritt mehr zur schrecklichen Katastrophe schon den folgenden Tag wird er geschlachtet, und viertelsweise in eben die Häuser geschickt, die ihn des Tags zuvor so huldreich in ihren Vorhöfen aufnahmen.

Eine neue Erscheinung im Reiche der Masken waren noch dies Jahr zierliche Schweizer-Mädchen mit schönen langen Haartressen, die den Frauen so viel Reiz geben, und die hier den Pariser Haarkünstlern so viele Ehre machen. Man sah mehrere solcher seidener Schweizer-Mädchen auf den Boulevards; die Bälle von Tivoli d'hiver aber boten eine wahre National-Versammlung von Schweizer-Mädchen dar. Endlich zeichnete sich auch noch ein Char aus, der den ganzen Olymp auf die Erde herabführte; alle Musen und Grazien von der großen Opera. Vor dem Hotel des Prinzen von Neufchatel hielten sie stille, und seitdem die Gegenwart einer großen Fürstin, die incognito dem Volksfeste des Carnevals zusehen wollte. Unter verschiedenen Gedichten, die bei dieser Gelegenheit an sie gerichtet wurden, will ich nur folgendes anführen, und damit meine Carneval-Revue schließen:

Contemplés, auguste princesse,
Cette ardeute et folle jeunesse,
Qui vers Vous en riant précipite ses pas:
Un seul de vos regards double son ivresse,
Jouissez de son allegresse,
Nos fronts sont déguisés, nos coeurs ne le sont pas.

Digitized by Google

Süd-Deutſche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunſt.

Nro. 24. Den 23. März 1811.

Don Pedro, König von Kaſtilien, der Grauſame genannt, ſtarb am 23ſten März 1369. als Opfer des Verraths, den er ſeinem Nebenbuhler und Nachfolger Heinrich II. durch du Guesclin zu bereiten gedachte. Der Connetable hatte die Einladung zu einer Zuſammenkunft, in der er ihm Heinrichen ausliefern ſollte, angenommen, aber dafür Don Pedro'n dieſem ausgeliefert. Dieſe That du Guesclin's iſt wohl ſchwerer zu vertheidigen, als der ſchlimme Ruf Don Pedro's, beſonders wenn man dieſen blos nach den Berichten der Mönche beurtheilt, welche gute Urſache hatten, ihn zu haſſen.

Worte zu ihrer Zeit.

1.

Das Herz der Mütter, meyne ich in meiner Einfalt, mache das Buch der Mütter völlig entbehrlich. Oder ſoll etwa das Buch gar das Herz erſt erſchaffen?

2.

Es iſt eine Anmaßung der Männer, eine Mutter lehren zu wollen, wie ſie ihre Kinder erziehen, das heißt — lieben ſoll.

3.

Ich wäre doch begierig, zu wiſſen, was aus dem Brudermörder Cain geworden wäre, wenn einer unſerer heutigen Pädagogen die Mutter aller Mütter methodiſch zur Mutter gebildet hätte.

4.

Das erſte beym Unterricht iſt die Lehre, das zweyte der Lehrer, und das dritte die Lehrform. Dieſe Wahrheit wird ſchwerlich irgend ein pädagogiſcher Reformator zu läugnen wagen, und doch hören eben dieſe Leute nicht auf, das Letzte, Leichteſte und Unbedeutendſte zum Erſten und Wichtigſten zu erheben.

5.

Warum hat doch der größte und beſte Kinderlehrer, ſo wie der größte Lehrer überhaupt, kurz derjenige, der geſagt hat: laſſet die Kindlein zu mir kommen! warum hat dieſer keine Lehrbücher über Unterricht und Erziehung nachgelaſſen? Er war doch wohl nicht gar der kezeriſchen Meinung zugethan, ein Lehrer könne bloß von Andern lernen, was er lehren ſoll, das wie mäſte eigenes Nachdenken ihm ſagen. Ich bin ein ſolcher Kezer, und behaupte ſogar, es iſt weniger das Nachdenken, als die eigene Individualität eines jeden Lehrers, die ihm die beſte und einzige Methode für ſeinen Unterricht vorſchreibt, und ſo lange ihr daher nicht das Geheimniß erfindet, mit einer neuen Unterrichts-Methode auch die Individualität ihres Erfinders auf die Lehrer, denen ihr ſie aufdringt, überzutragen, ſo lange will ich nichts von irgend einer einzigen, allein gültigen und beſten Methode hören. Mit einem Wort, ich glaube, der Unterricht wäre am beſten beſtellt, wenn wir gerade ſo viele Methoden, als Lehrer hätten.

6.

Eine Aeſthetik kann nur wieder Aeſthetiker, aber keinen Poeten hervorbringen. Auch iſt wenigſtens der beſſere Theil der Aeſthetiker beſchäftigen genug, darauf Verzicht zu thun. Aber die Schulmeiſter unſerer Schulmeiſter vermeinen durch ihre ſchriftlichen Anweiſungen nicht bloße

Digitized by Google

Theoretiker, wie sie sind, sondern praktische Lehrer zu bilden, und es heißt tauben Ohren predigen, wenn man ihnen zuruft: ihr dreschet leeres Stroh! Sachen könnt ihr, wenns gut geht, allenfalls lehren, aber nicht das Lehren selbst.

7.

Was von jeher allen Erziehungskünstlern gefehlt hat, ist Achtung für die menschliche Natur, so sehr sie sich auch gerade mit dieser brüsten. Wie könnten sie sich sonst einbilden, es hänge von irgend einer Methode ab, ob der Götterfunke in ihr geweckt, oder erstickt werden soll? Beobachtet doch nur, ihr Anmaßenden, beobachtet doch nur die Kinder, und gesteht, wenn nicht der Welt, doch wenigstens euch selbst, daß sie in hundert Fällen hundertmal klüger sind, als der Herr Magister, der Herr Inspektor, der Herr Konrektor und der Herr Subrector, wenn die Herrn auch Jahre lang zu Pestalozzis Füßen gesessen haben.

8.

Statt die Methode vom Lehrer zu erwarten, erwartet man den Lehrer von der Methode. Man bedenkt nicht, daß ein guter Lehrer nie eine schlechte Methode haben kann, und daß es für einen schlechten gar keine gute giebt. Oder hatten wir etwa vor Pestalozzi keine guten Lehrer, und werden wir nach ihm keine schlechten mehr haben?

9.

Schon weil sie ein Erzeugniß unserer Tage sind, müßte man gegen Neuerungen überhaupt, welchen Namen sie auch haben mögen, auf der Hut seyn. Ruhiges Nachdenken und unbefangenes Prüfen charakterisirt offenbar am wenigsten den Geist unserer Zeit, wohl aber Eigendünkel, Schwärmerey, und wildes Drängen und Treiben. Daher sind auch seine meisten Geburten wahre Kinder der Finsterniß.

10.

Was mir die meisten Erziehungs- und Unterrichts-Neuerungen so verhaßt macht, ist unter anderem auch die wenige Schonung gegen das Alte, mit welcher sie von dem großen, das heißt dem blinden Haufen ihrer Anhänger verbreitet werden. Nach welcher Methode sind dann diese Herrn selbst erzogen und unterrichtet worden? Doch wohl nicht, so jung sie auch sind, nach einer, die erst seit gestern erfunden ist? Entweder war also die ältere Methode nicht so verwerflich, als sie uns glauben machen wollen; oder sie selbst sind schlecht erzogen und unterrichtet; oder es kommt überhaupt bey dem Unterricht und der Erziehung nicht auf diese oder jene Methode, sondern auf den Lehrer und auf die Natur des Lernenden an. Es giebt kein Viertes, wenn die Herrn nicht etwa, was ihre Bescheidenheit ihnen kaum erlauben wird, behaupten wollen, sie wären plötzlich an einem neuen Pfingstfest von oben herab erleuchtet worden, um aller Welt ihr pädagogisches Evangelium zu predigen. Es sey dahin gestellt, ob das Licht, welches sie leuchten lassen, eine wahre Fackel, oder ein bloßes ärmliches Lämpchen ist, das mehr Dampf, als Helle verbreitet. Aber Fackel, oder Lampe, auf alle Fälle ist es ein ruchloser Uebermuth, wenn ihre Besitzer die redlichen Bemühungen der ehrwürdigen Grauköpfe, denen sie selbst alles schuldig sind, zum Ziel ihres Hohns und ihrer Geringschätzung machen.

11.

Die zügellose und ungebändigte Jugend ist es nie in einem höhern Grad, als wenn der unselige Dämon des Pedantismus sich ihrer bemächtigt, und die Druckerpresse sollte schon darum, wenigstens für das Fach der Erziehung, jedem, der nicht seine vollen dreyßig Jahre zählt, verschlossen seyn.

12.

Alle Reformatoren sind in der Regel anmaßend, stolz und herrisch. Aber kann man es in einem unleidentlichern Grade seyn, als der obgedachte große und blinde Haufe unserer neuesten, hochfahrenden, pädagogischen Welterlöser? Der Himmel möchte uns gnädig seyn, wenn, was mit dem Tyrannen von Syrakus sich umgekehrt ereignete, aus diesen Schulmonarchen wirkliche Monarchen werden könnten!

Tausch.

Dem Dichter ist der Fernen Bild geblieben,
Bei dem er einsam oftmals Trost gefunden,
Und hält des Lebens Wirrung ihn umwunden:
Er fühlt am Busen doch das Bild der Lieben.

Auch was der Dichter sang, sehnsuchtgetrieben,
Die Schöne liest es oft in Abendstunden,
Und Manches hat so innig sie empfunden,
Daß ihr es tief im Herzen steht geschrieben.

Digitized by Google

Ein theures Bild, wohl wirkt es wunderkräftig,
Wohl mancher Kummer weicht des Liedes Tönen:
Doch ewig bleibt der Trennung Schmerz geschäftig.

O Schicksal! wechsle leicht nur mit den Loosen:
Den Dichter führe wieder zu der Schönen,
Die Lieder mögen mit dem Bilde kosen!

L. U.

Fragmente über die Türkei.

6. Die Todten-Felder der Türken.

Fortsezung.

Bei allen alten Völkern standen die Begräbniß-Plätze unmittelbar unter dem Schuz der Regierung, waren durch die Religion geheiligt, und zuweilen ein Asyl und immer ein Gegenstand der Verehrung und selbst einer Art von Gottesdienst für die Menschen. Ihre Stelle war der Schauplaz rührender religiöser Szenen, die zu gewissen Zeiten wiederhohlt wurden. Die Familien besuchten sie, um das Andenken ihrer Häupter zu feiern, dem Gedächtniß ihrer Verwandten und Freunde aufrichtige Thränen zu weihen, und ihren Kindern den ersten, und tief eindringenden Unterricht in der Moral zu geben, indem sie sie die Tugenden der Voreltern zu ehren und nachzuahmen lehrten.

So lang die Feier der Todten, so lang die Gräber bei den Griechen und Römern in heiliger Achtung gehalten wurden, verbanden sie mit denselben keine traurige niederschlagende Vorstellung. Ein Genius, der seine Fackel auslöschte, ein Schmetterling, welcher dahin flog, eine zerknickte Blume, die ihren Kelch neigte, ein, mit Mohn bekränztes, schlummerndes Kind waren die Sinnbilder, in denen man die ewige Ruhe ausdrückte. Erst viel später stellte man den Tod unter dem schrecklichen Bild eines Gerippes mit einer Sichel dar. Oft mischten die Alten sogar mit Vorsaz die Gedanken an Zerstörung und Tod unter ihre Freuden. Auf prachtvollen Betten, um eine, mit den köstlichsten Speisen bedeckte, Tafel gelagert, liessen sie der Musik und den wollüstigen Tänzen Vorstellungen nachfolgen, welche sie an des Lebens Vergänglichkeit erinnerten. Sie stellten die Asche oder die treuen Abbildungen ihrer Freunde und Verwandten vor sich auf, und fuhren, nachdem sie ihnen einige Thränen geweiht, und über den Unbestand alles Irrdischen gesprochen hatten, fort, sich zu freuen; indem sie durch diesen sonderbaren Kontrast entweder ihren Genuß verdoppelt und der Sättigung desselben vorbeugen, oder sich den Gedanken an den Tod so lebhaft vorhalten wollten, um stärker zum Lebensgenuß gereizt zu werden.

Man möchte glauben, daß die Türken aus gleichem Grunde die Gräber suchen; denn sie lieben überall die Extreme, und bedürfen starker Anregungen. Sie beten mit Inbrunst für die Todten, aber sie sind auch im Augenblick darauf wieder ausgelassen lustig, und in beiden Fällen ist ihre Traurigkeit und ihr Frohsinn gleich wahr und innig; denn die Natur hat sie für solche Kontraste gestimmt, und giebt unter ihnen die auffallendsten Beispiele desselben.

Diese Völker wandeln weder mit Widerwillen, noch mit Traurigkeit zu den Gräbern. Sie verschönern diese ihre lezte Wohnung, bestimmen sie sich zum Voraus, und wählen dazu diejenigen Orte, welche sie im Leben am meisten geliebt haben, z. B. am Fuß eines Baums, in dessen Schatten sie gerne geträumt, am Ufer eines Baches, in dessen Gesicht sie oftmals geschlummert haben. Ihr täglicher Spaziergang geht dahin; indem sie mit allem Grunde hoffen, daß ihre Freunde sie auch einst so besuchen werden.

In neueren Zeiten hat man die Gräber, mit ihrem Denkmal:n, in die Kirchen eingeschlossen; aber dieser Gebrauch, so löblich er in manchen Rüksichten war, hatte auch mancherlei Nachtheile. Sein Ursprung lag indeß in der Verehrung, welche man gegen die Todten hegte; denn in jenen Zeiten ewiger Kriege, wo man sich so oft in die Mauren der Städte einschliessen mußte, konnte man es nicht wagen, die Gräber einer Entheiligung auszusezen, der sie außerhalb der Mauren, und an den Heerstraßen nicht entgehen konnten. So wurden die Kirchen daher ungeheure Todten-Monumente, und baute man auf die Gottesäcker Klöster, deren Mönche sie zu schüzen hatten. In der langen Jahrhunderte Reihe, unter den Verwüstungen aller Art, wurden die Kirchen mit ihren Gräbern selbst von den wildesten Siegern verschont; und es gehörte ein völliger Umsturz aller Sitten und aller Religion, und der höchste Wahnsinn dazu, wenn diese Ehrfurcht auch nur auf Augenblicke aufhören sollte.

Die orientalischen Völker begraben ihre Todten nicht in die Kirchen, sondern neben die Moscheen oder andre öffentlichen Denkmale, die die Privat-Frömmigkeit gestiftet, und die Meisten haben ihre eigenen Gräber an entlegenen, einsamen Orten. Die der Sultane sind in dem Garten von den Moscheen, welche sie erbaut haben.

Die allgemeinen Begräbniß-Plätze aber heissen in Constantinopel die Todten-Felder. Es sind die angenehmsten, die besuchtesten und sogar die einzigen Spaziergänge, welche man in der Nähe hat. Sie liegen innerhalb und außer der Stadt zerstreut. Diese ansehnlichen Räume können, wenn sie einmal für diesen Gebrauch geheiligt sind, nie mehr angebaut, oder mit Häusern bedekt werden. Ihr Umfang nimmt sogar immer zu, und vergrößert sich auf Kosten der Umgegend; indem die Türken eine so große Ehrfurcht vor dergleichen Orten haben, daß nur die geringste Anzeige von dem Daseyn eines Grabs nöthig ist, um sogleich alle Arbeiten auf einem solchen Platze einzustellen. Besäße Jedermann die Mittel, sein Grab mit einem Stein zu bedeken, so würde mit der Zeit die ganze Umgegend von Constantinopel gepflastert seyn, und müßten die Lebenden um der Todten willen Hungers sterben.

Die meisten Todtenfelder innerhalb der Stadt sind an Orten, wo im alten Byzanz große Pallläste, mit Peristylen gezierte Plätze, Basiliken, Theater und Cirkus standen. Auch braucht man nur wenig zu graben, um architektonische Trümmer, Bildner-Arbeiten, und selbst Statuen zu finden. Diese Fragmente werden sodann in die

Digitized by Google

Werkstätten gebracht, wo die Grabmahle für Leute aller Stände verfertiget werden. Viele bestehen blos aus einem geglätteten Stein, auf den der Name des Todten eingegraben wird; andre enthalten Arabesken, Blumen, Vögel und selbst Bäume in erhabener Arbeit, und diese Gegenstände sind zuweilen bemahlt oder vergoldet.

In solchen Magazinen von Grabmahlen entdeckte man gewiß kostbare antike Fragmente, wenn man zeitig genug käme, eh der neuere Meissel sie unbarmherzig entstellt hat. Besonders würde man viele Inschriften finden, die sie sich nicht einmal die Mühe geben, abzunehmen; denn sie kehren solche Stücke Marmors blos um, glätten die Rückseite, und graben die neue Inschrift auf derselben ein. So entstehen diese sonderbaren Blätter der Geschichte, deren eine Seite griechisch, die andre türkisch überschrieben ist, und welche der Nachwelt kräftiger, als alles andre, die Schmach und Knechtschaft Griechenlands bezeugen werden.

Die Grab-Denkmale der Türken sind ohne alle Ordnung unter den Zweigen der Bäume verbreitet, die einen von Marmor, die andern von gemeinem Stein, und manche aus Holz gearbeitet. Ihre Form ist so verschieden, als die Gefälle, welche sie errichtet haben; bald eine rautenförmige, in die Erde gegrabene, Scheibe; bald ein viereckigter oder runder Marksstein, zuweilen auch wirklich kostbare Sarkophage. Aber wie sie immer aussehen mögen, so rührt man nicht daran, so lange noch ein Stück davon übrig ist.

Reiche Leute, welche in der Nähe ihrer Wohnungen keine taugliche Stelle finden können, kaufen auf den öffentlichen Begräbnißfeldern einen Platz, den sie mit einer niedrigen Mauer, oder mit hölzernen Palisaden einfassen lassen, und wozu das Familienhaupt den Schlüssel hat. Hier ist das Grab des hundertjährigen Greises neben dem des Kindes, das nicht einmal die Zeit gebabt hat, seine Mutter anzulächeln. Ein immergrüner Rasen umgiebt den Marmor, sorgfältig gepflegte Blumen verschönern den Ort, und bezeugen die tiefe Trauer der Familie. Täglich erneuern sich hier die Szenen des Schmerzens.

Dieser Theil des Todten-Feldes hat einen traurigen Karakter. Er ist mit ungeheuren Cypressen bepflanzt, die seit vielen Jahrhunderten ihrem heutigen Zweck gehabt zu haben scheinen, nemlich die Grabmahle mit ihren Schatten zu bedecken. Sie haben die vielen Generationen einander folgen sehen, und ihre ungeheuren Wurzeln sind von ihrer Asche genährt. Traurigestimmte und Aberglaubische vermeinen in dem Geräusch der Blätter die Seufzer der Seelen zu vernehmen, die um die Gräber schweben, oder die Stimme der Vergangenheit, die den Griechen die vergessenen Namen ihrer Voreltern nennt, welche noch in diesem heiligen Gehölze ruhen. Wehe dem, der hier auch nur einen Zweig abriese! Er würde das blutige Gemählde, welches Virgil und Tasso gezeichnet, erneuern, und kaum wagt man es, aus den Blättern dieser Bäume einige Guirlanden zu flechten.

Mit diesen, jedem Menschen natürlichen, Gefühlen der Ehrfurcht verbinden die Türken sonderbare und abergläubische Ideen. Sie sagen, daß Mohamed am Tage des Gerichts auf Mecca herabsteigen, und die wahren Gläubigen zu sich rufen werde. Sie legen die Todten daher nicht in die Grube, sondern sezen sie mit, gegen die heilige Stadt gerichtetem, Antlitz hinein. Auch sind sie überzeugt, daß, sogleich nach der Bestattung, zween schwarze Engel, Munkir und Nekir genannt, der eine mit einem Hammer, und der andre mit einem eisernen Haken kommen, die Seele in den Körper des Todten verschließen, und genaue Rechenschaft von seinen Handlungen verlangen. Besteht er in dieser Untersuchung nicht als ein Gerechter, so giebt ihm der Engel mit dem Hammer einen so starken Schlag auf den Körper, daß er mehrere Ruthen tief in die Erde versinkt; ist er aber als ächter Muselman erfunden worden, so verschwinden die schwarzen Engel, und erscheinen an ihrer Stelle zween andre, blendend weisse, die nicht mehr von dem Grabe weichen. Ein orientalischer Schriftsteller (Lamap in seinen Lathaif) erzählt daher: „ein Derwisch hatte sich vor Kindern, die ihn verfolgten, in ein offenes Grab verborgen. Zween Bewohner der Stadt, die das bemerkten, benuzten diese Gelegenheit, sich einen Spaß zu machen, kleideten sich schwarz an, traten an das Grab, und riefen mit lauter Stimme: „wer ist dein Herr und dein Prophet?„ der Derwisch, welcher eben eingeschlafen war, wachte erschrocken auf, und zweifelte nicht, daß es die beiden schwarzen Engel wären, welche ihm, als einem Todten, Rechenschaft abforderten. Er tröstete sich aber, und antwortete: „dießmal habt ihr euch getäuscht, und ein Grab für das andre genommen; denn hier ist nur ein alter Todter, der schon lange seine Rechenschaft abgelegt hat; ihr könnt nur immer weiter gehen.„

(Der Beschl. folgt.)

Notizen.

Herr Marron, Prediger der Pariser reformirten Gemeine, rückte ins Journal de Paris folgendes accipientissimum de inconte mense Martio vaticinium ein.

Mensis io! Quem tu Marti, Mavortia Roma,
antiqua dixti religione sacrum,
auspiciis succresce bonis! Te laeta salutat
Gallia, bellaci non minor Ausonia.
Nempe novum Marti debes, pie mensis, alumnum,
Rex tibi debetur, Roma vetusta, novus. *)
Romulus aeterno proles te digna parente
Imserat e vili surgere, Roma, casa.
At lapsam instaurare parat primoque nitori
Reddere progenies, Marte creata novo.
Napoleonte Mavors si nomine gaudet,
Te fata, urbs! priscis splendidiora manent.

Nach einer 1803. zu Madrid erschienenen officiellen Tabelle betrug in Spanien im Jahr 1792

die Einfuhr 721 898.698 Realen.
die Ausfuhr 306.695.133 —

Verlust demnach 317.903.565 —

In den Madrider Zeitungen von 1796. las man noch Abhandlungen über die Gefahren der Pocken-Impfung, und Vorschriften zu Exorcismen gegen den Donner und Hagel, zum Gebrauch für Priester und Exorcisten.

*) Bekanntlich wird der ersigeborne Prinz den Titel römischer König führen.

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 25. Den 27. März 1811.

Am heutigen Tage des Jahrs 1782. wurde die Inquisition in Sicilien aufgehoben. Diesen großen Schritt zu einer bessern Zukunft wagte ein hochverdienter Mann, der Marchese Caracciolo, welcher diese und andre kühnen Angriffe gegen den Geist des Clerus und des Feudal-Wesens mit dem Tode bezahlte; denn es ist beinah kein Zweifel, daß seine schöne Laufbahn, als Vice-König von Sicilien, durch Gift unterbrochen worden ist, das ihm seine Feinde beigebracht haben.

Heinrich der Vierte, am ersten Wochenbette seiner Gemahlin, Maria von Medicis, von ihrer Hebamme, Madame Boursier, erzählt. *)

In der Nacht vom 27sten September ließ mich der König rufen, um zu seiner Gemahlin zu gehn, die sich übel befand. Ich lag in der Garderobe Sr. Majestät, wo die Kammerfrauen waren, und wo sie mich, zum Scherz, häufig mit falschem Lärmen plagten, dermassen, daß ich fürchtete, es sey auch jezt nichts anders. Aber der Bediente Pierrot, den der König geschickt, machte die Sache so eilig, daß ich kaum Zeit hatte, mich einzuschnüren.

Als ich zur Königin kam, rief der König: „ist das die Hebamme?... O kommen Sie schnell herbei. Meine Frau ist krank, sie hat große Schmerzen, sehen Sie, ob es die Mutterwehen sind.„

Als ich das bestätigte, sprach der König zu seiner Gemahlin: „Sie wissen, Liebe, und ich hab' es Ihnen oft gesagt, daß die Prinzen vom Geblüt bei Ihrer Entbindung zugegen seyn müssen. Ich bitte Sie daher, sich dazu zu entschließen; denn davon hängt die künftige Größe Ihres Kindes ab.„

Darauf antwortete die Königin, daß sie immer entschlossen gewesen sey, alles zu thun, was ihm angenehm seyn könnte.

„Ich weiß wohl, Liebe, fuhr der König fort, daß Sie wollen, was ich will. Allein ich kenne Ihr furchtsames, schaamhaftes Herz, und fürchte, daß es Ihre Entbindung hindern könnte, wenn Sie sie so nahe bei sich sehen. Sie müssen daher einen recht festen Entschluß fassen. Lassen Sie sich also ja nicht dadurch beunruhigen, denn es ist die vorgeschriebene Form bei der ersten Entbindung der Königinnen.

Die Wehen wurden sehr heftig. Der König hielt die Königin immer fest während denselben, und frug mich jedesmal, ob es nun Zeit sey, die Prinzen kommen zu lassen, weil das von der höchsten Wichtigkeit wäre. — Ich versicherte ihn, daß ich gewiß nicht ermangeln würde, ihn daran zu erinnern, wenn es Zeit seyn würde.

Eine Stunde nach Mitternacht konnte der König seine Ungeduld nicht mehr länger bezwingen. Er sah die Königin schon so lange leiden, und fürchtete, daß sich die Prinzen nicht zu rechter Zeit einstellen könnten. Er schickte daher nach ihnen, nemlich nach den Herren Prinzen von Conti, von Soissons und von Montpensier.

Ehe sie kamen, sprach der König: „wenn man nie

*) Unerachtet ich weiß, daß diese Erzählung einem Theil der Lesewelt nicht ganz fremd ist, so nehme ich doch keinen Anstand, sie gegenwärtig mitzutheilen, da ein ähnliches, nur noch bedeutenderes, Ereigniß die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hat.

Digitized by Google

drei Prinzen in Verlegenheit gesehen hat, so wird man es jetzt sehen; denn sie sind gar eitl und weichherzig. Wenn sie meine Frau werden leiden sehen, so wünschen sie gewiß, weit von hier zu sein.„

Gegen zwei Uhr kamen die drei Prinzen, da ich aber dem König sagte, daß die Entbindung noch nicht so nahe sey, so ließ er sie wieder nach Hause gehn, hat sie aber, sich bereit zu halten, wenn er sie wieder rufen lassen würde. Nun wurden alle Aerzte Ihrer Majestäten hereingelassen, um den Zustand der Königin zu sehen. Sie zogen sich aber bald wieder in ein benachbartes Zimmer zurück.

Man hatte das große, oder ovale Zimmer von Fontainebleau für die Entbindung der Königin zugerichtet. Da stand ein großes Bette von carmosinfarbigem Sammet, und neben ihm das Entbindungs-Bette. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen. Den großen Vorhang hatte man, wie ein Gezelt, an den vier Enden aufgeheftet. Er bestand aus schönem holländischem Tuch, und hatte wohl zwanzig Ellen Umfang. Unter demselben war ein kleinerer von gleichem Stoffe angebracht, unter welchen das Entbindungs-Bette gestellt wurde, das die Königin eingenommen, so wie sie ihr Zimmer verlassen hatte.

Gegen vier Uhr Morgens kam eine starke Kolik zu den Wehen, die der Königin die heftigsten Schmerzen verursachte, ohne eine andre Wirkung zu thun. Darauf ließ der König die Aerzte rufen, die ich versicherte, daß diese Kolik ihr weher thäte, ohne die Entbindung zu befördern, ja, daß sie sie vielmehr hinderte.

Sie frugen mich: was ich thun würde, wenn die Königin eine gewöhnliche Frau wäre? — Ich schlug ihnen darauf die, mir passend scheinenden, Mittel vor, und sie ließen sie auch augenblicklich bei dem Apothekker bestellen.

Auf einem Tische im Zimmer standen die Reliquien der heiligen Margaretha, und zween Mönche von Sainte-Germain-des-Prez beteten unaufhörlich vor ihnen.

Die Entbindung dauerte zwei und zwanzig Stunden, wo die Königin so viele Standhaftigkeit zeigte, daß alle Gegenwärtigen sich höchlichst verwunderten. Der König verließ sie, wenn er es nicht vermeiden konnte, nur auf Augenblicke, während denen er aber immer fragen ließ, wie die Sachen ständen.

Als die Arzneien die Kolik gehoben hatten, und die Königin im Augenblick der Entbindung war, sah ich, daß sie sich Gewalt anthat, nicht zu schreyen. Ich bat sie, sich ja keine Gewalt anzuthun, weil ihre Brust sonst aufspringen könnte.

„Schreyen Sie, schreyen Sie, sprach ihr der König zu: Ihre Brust könnte sonst aufspringen.„

Die Königin wünschte, in ihrem Sessel entbunden zu werden. Die Prinzen standen ihr gegenüber unter dem großen Vorhang. Ich saß in einem kleinen Sessel vor der Königin. Endlich gebar sie, und ich wickelte den Herrn Dauphin in Windeln, ohne daß jemand wußte, von welchem Geschlechte das Kind war.

Ich sah dem Kinde ins Gesicht, und bemerkte, daß es sehr schwach war. Ich verlangte daher von Herrn von Lauzerais, einem Kammerdiener, Wein. Er gab mir eine Bouteille, und einen Löffel dazu. Darüber trat der König zu mir. Sire, sagte ich ihm, wenn es ein andres Kind wäre, so nähm' ich von diesem Wein in den Mund, und flößte ihn ihm ein, weil ich fürchte, daß die Schwäche zu lang dauren könnte. — Da hielt mir der König die Bouteille an den Mund, und sprach: thun Sie, mein Kind, wie mit allen andern Kindern. „ Ich nahm einen Schluk, und flößte ihn dem Prinzen ein.

Indeß war es mir schmerzlich zu sehn, wie sich der König ganz verändert und traurig von mir entfernte, und an das Kamin trat, weil er noch nicht wußte, von welchem Geschlecht das Kind war.

Ich suchte daher die Renouillere ubekall mit den Augen, um ihr das verabredete Zeichen zu geben, daß sie den König aus seiner Ungewißheit befreien sollte. Aber sie wärmte gerade das große Bette. Da bemerkte ich die Gratienne, und dieser rief ich, wie wir es ausgemacht hatten, zu: wärmen Sie mir ein Leintuch! — Auf diese Worte sprang sie auf den König zu, und sagte ihm, daß ihm ein Dauphin geboren sey. Er schob sie mit Heftigkeit von sich weg, und sprach: „wenn es ein Knabe wäre, so hätte ich es schon lang der Boursier am Gesicht angesehn.„ — Und doch ist es ein Prinz, Sire, erwiederte die Gratienne; sie hat es Ew. Majestät ja vorher versichert, daß sie die Miene nicht verändern würde. — „Freilich wohl, sagte der König; aber wenn es ein Knabe ist, ist es möglich, daß sie solch ein Gesicht dazu machen kann?„

Bei diesen Worten kam Mademoiselle de la Renouillere auf mich zu. Ich machte ihr das Zeichen, und nun trat sie mit einer Verbeugung vor den König, und versicherte ihn, daß das Kind ein Prinz sey, indem ich ihr nicht nur das verabredete Zeichen gegeben, sondern es ihr auch leise gesagt hätte

Nun kam dem König die Farbe wieder. Er trat an das Bette der Königin, legte mir den Mund aufs Ohr, und frug mich in größter Bewegung: „ist es wahr, Hebamme? Ists ein Knabe? „ — Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „nehmen Sie sich in Acht, und täuschen Sie mich nicht mit einer kurzen Freude. Es würde mich das Leben kosten „

Da dachte ich ihm den Neugebornen ein wenig auf, und zeigte ihm die Wahrheit. Dieß war so schnell geschehn, daß es die Königin gar nicht bemerkte.

Voll Freude erhob der würdige Vater seine Hände zum Himmel, und erhengroß strömten ihm die Thränen von den Augen.

Als er ein wenig zu sich selbst gekommen war, frug er mich mit großer Heftigkeit: ob ich es seiner Frau schon gesagt hätte?

Ich verneinte es, und, da ich mir vorstellte, daß er es ihr sagen wollte, bat ich ihn, es mit der größten Schonung zu thun.

Er trat sogleich zur Königin, und sprach zu ihr: „Sie haben sehr gelitten, meine Liebe? Aber Gott war

so gnädig, uns zu schenken, um was wir ihn gefleht haben. Wir haben einen schönen Knaben!„

Die Königin faltete die Hände, hob die Augen zum Himmel, und sank in eine Ohnmacht.

Ich frug den König, wem ich den Herrn Dauphin geben sollte? — „Der Frau von Montglas, sprach er; sie wird seine Gouvernante seyn.„

Der König hatte die Ohnmacht seiner Gemahlin gar nicht bemerkt, umarmte in der Freude seines Herzens die Prinzen, lief an die Thüre, und ließ, wer da war, ohne Unterschied der Person, hereintreten. Es waren wohl zweihundert Menschen, so daß man sich in dem Zimmer gar nicht mehr rühren konnte, um die Königin in ihr Bette zu bringen.

Als der König bemerkte, daß ich darüber sehr böse war, kam er zu mir her, klopfte mich auf die Schultern, und sprach: „schweig, schweig, Hebamme; ärgere dich nicht, dieß Kind gehört Jedermann an, drum muß sich auch Jedermann freuen!„

Er zeigte den Prinzen und mehrern großen Herrn das Kind, dann ließ er wieder andre hervortreten, um es auch denen zu zeigen. Und alle küßten einander aus Leibeskräften: die Freude war so groß, daß mehrere Damen vom höchsten Rang sogar ihre Bedienten umarmten.

Nachdem ich den Herrn Dauphin gereinigt hatte, übergab ich ihn der Frau von Montglas, die ihn sogleich der Königin zeigte, welche ihn mit sehr vergnügten Augen ansah. Sie befahl ihr, ihn auf sein Zimmer zu bringen. Der Arzt und seine Dienerschaft begleiteten ihn dahin.

So wie er da war, wurde das Zimmer gar nicht mehr leer, und wenn er nicht unter einem großen Vorhang gewesen wäre, wo man nur auf die Erlaubniß seiner Gouvernante hinzutreten durfte, so weiß ich gar nicht, wie man es gemacht hätte; denn kaum hatte der König einen Haufen Leute hereingeführt, so brachte er gleich wieder einen andern.

Der König ließ nun sogleich sein Bette neben das der Königin stellen, und da schlief er auch, bis sie völlig hergestellt war. Unerachtet sie für die Gesundheit ihres Gemahls öfters Besorgnisse äußerte, so wollte er sie doch nicht verlassen.

Den andern Tag fand ich nach Tische den Herrn von Vendome *) allein an der Thür des Cabinets, durch das man nach dem Zimmer des Herrn Dauphin's gieng. Er war sehr erstaunt, daß man ihn nicht einlassen wollte — Wie, mein Herr, sagte ich zu ihm; was machen Sie hier? — Ich weiß nicht, was das ist, erwiederte das Kind; niemand spricht mit mir; kein Mensch sagt mir mehr ein Sterbenswörtchen.

Ich erzählte das der Königin. Sie hatte großes Mitleid, und sprach: „das wird dem armen Kind gar zu wehe thun.„ Darauf befahl sie, daß man ihm recht gute Worte geben, und es mehr liebkosen sollte, als sonst.

„Ach, setzte sie hinzu; jedermann freut sich über mein Kind, und niemand denkt mehr an den armen Knaben; das muß ihm wehe thun.„ *)

Am folgenden Tag fand ich mich im Zimmer des Herrn Dauphin ein, um den Prinzen zu sehn. Es war ganz voll; der König, Madame, seine Schwester, die Prinzen und Prinzessinnen befanden sich darin, indem man dem Neugebornen die Nothtaufe gab.

Ich wollte wieder hinausgehen, da sah mich der König. „Nur herein, rief er, nur herein, Hebamme! Ihnen verschiedte man die Thüre nicht hier. Ventre-Saint-gris! fuhr er fort, indem er sich gegen die ganze Versammlung wandte; ich habe wohl viele Leute schon in meinem Leben gesehn; aber weder im Krieg, noch sonst ist mir so viel Entschlossenheit vorgekommen, als diese Frau gezeigt hat. Sie hielt meinen Sohn mit einer so kalten Miene, als ob er das Kind eines Bettlers gewesen wäre. Aber so hatte sie es versprochen. Und doch war's ein Dauphin, und seit achtzig Jahren ist keiner mehr in Frankreich geboren worden.„

Ich hatte Ihnen gesagt, Sire, antwortete ich, daß das Leben der Königin in Gefahr kommen könnte.

„Ja, Liebe, sprach der König, das ist wahr; auch hab' ich es meiner Frau nicht gesagt; drum will ich dich in Zukunft auch nicht anders, als meine Entschlossene nennen!„

Er ließ mich nun fragen, ob ich Mickelfrau (remuense), mit dem halben Gehalt, wie seine Amme, bei dem Herrn Dauphin werden wollte? Ich ließ aber Se. Majestät um die gnädigste Erlaubniß bitten, mein Hebammenhandwerk nicht verlassen zu dürfen, um mich immer fähiger zu machen, der Königin in Zukunft zu dienen.

Diplomatische Anekdoten.

Cromwell schickte den Lord Lockart als brittischen Gesandten nach Paris, wo er aufs glänzendste empfangen wurde. Einst frug ihn der alte Marschall von Villeroy, warum sich Cromwell nicht lieber zum König erklärt habe? „Wir Engländer, gab ihm Lockart zur Antwort, wissen zu gut, wie weit die Vorrechte unsrer Könige gehen, und beschränken sie darum; allein die Gewalt eines Protektors kennen wir nicht.„

Ein spanischer Gesandter am Hofe Ludwigs XIV. war des Fragens und Schwatzens der Franzosen bald so müde, daß er sich für taub ausgab. So lebte er gegen fünf Jahre in Paris und Versailles. Durch diese Mit-

*) Ein natürlicher Sohn Heinrichs IV. von einer seiner Maitressen.

*) Dieser Zug ist höchst merkwürdig für den Karakter der Maria von Medicis. Wer vermöchte diese Weichheit des Gefühls gegen ein, ihr gewiß unähnliches, Kind mit dem bekannten Zug aus ihrem Leben vereinigen, da sie dem Cardinal von Richelieu auf den Antrag, daß sie todtfeindlicher Sohn, Ludwig XIII., sich gerne mit ihr versöhnen möchte, antwortete: „eh' will ich zum T... fahren, als mich mit ihm aussöhnen?„

tel hörte er manches, was man sonst vor ihm nicht geredet hätte, ließ er sich die Worte anderer mehrmals wiederholten, und gewann dadurch Zeit, sich auf seine Antwort zu besinnen. Erst als er seine Abschieds-Audienz hatte, bemerkte man, daß er gute Ohren hatte.

Im Jahr 1680. kam eine Gesandtschaft vom König von Siam in Frankreich an. Einer von Ludwigs XIV. Kammerherrn wurde beauftragt, die Siamesische Excellenz unterwegens zu empfangen, und überall zu begleiten. Auf dem Wege nach Paris blieb man zum letztenmal in Vincennes über Nacht. Der Gesandte wohnte im zweiten, und sein französischer Begleiter im ersten Stock. Mitten in der Nacht fuhr jener plötzlich vom Schlafe auf, und ließ im größten Schrecken zu dem Kammerherrn herab. Erstaunt frug ihn dieser, was ihm begegnet sey? Ach, gab er zur Antwort, ein großes Unglück. Der Brief des Königs, meines Herrn, ist im untern, und ich im obern Stocke des Hauses, und es geziemt sich, daß ich nicht anders, als unter dem Briefe meines Herrn schlafe.

Fragmente über die Türkei.

6. Die Todten-Felder der Türken.

Beschluß.

Zwischen den Todten-Feldern der Türken, der Griechen und der Armenier steht auf der Höhe, mitten zwischen den großen Gras-Plätzen, ein Caffé, in welchem sich die Gesellschaften von Pera und Galata versammeln. Die türkischen Weiber kommen in geringer Anzahl; aber man sieht viele Griechinnen und Europäerinnen, welche gewöhnlich nur mit einem mousselinenen Schawl verschleiert sind. Die Gruppen von Wandelnden, die Kreise von solchen, die sich auf den Rasen, oder auf den Gräbern gelagert haben, von Geschäften und Vergnügungen reden, allerhand Spiele spielen, und Erfrischungen nehmen, bilden sehr merkwürdige Gemählde.

Diese Vergnügungen dauren nach Sonnen-Untergang noch fort, ja man erlaubt sich alsdann, unter dem reinen Himmel, wenn die Nachtwinde die Luft abgekühlt haben, noch größere Freiheit. Wie die Dunkelheit überhand nimmt, wird die Unterhaltung lebhafter, die Kreise werden vertraulicher, die Liebenden finden sich. Bald unterbrechen Musik und Gesang das frohe Lachen und die Spiele, und eine stumme Verwunderung reißt die Seele zu zärtlichen Gefühlen und oft zum Nachdenken. Aber die Nachtstunden fliehen dahin, die Gruppen werden kleiner und seltener, und nur hie und da hört man noch die letzten Töne der Freude verklingen. Die Spaziergänger sind heimgekehrt, und es ist niemand mehr da, als die wenigen melancholischen Gemüther, die noch Thränen auf dem Grabe jüngst bestatteter, ewig betrauerter Theuren zu weinen haben, und selbst nur, wie Schatten, auf Augenblicke zwischen den Bäumen erscheinen, und wieder verschwinden. Noch ist aber der unglückliche Reisende nicht weggegangen, der fern von Familie und Vaterland kein anders Vaterland erwählen konnte, allein mit seiner Sehnsucht, und unempfindlich gegen die Freuden, die sich ihm anbieten. Er hat nicht einmal einen Freund, und alle seine Neigungen werden, in sein Inneres verschlossen, zu einem Gift, das ihn verzehrt. Er steht stille, um das Grab eines Fremden zu betrachten, der, wie er, gekommen ist, unter einem Volk, das ihn verachtet, neue Genüsse, welche er nicht gefunden hat, und ein wenig Gold zu suchen, das ihn nicht erfreut, und den kurz darauf die Pest ergriffen, um seinen Wünschen und seinem unruhvollen Daseyn ein Ende zu machen.

Was ist nun dieses unerklärbare Gefühl, das, mitten im Schooß des Glücks, dein nasses Auge gegen jenen Punkt des Horizonts richtet, wo dein Vaterland liegt? Hast du Gegenstände deiner Liebe dort gelassen, so ist dein Schmerz natürlich und gerecht; aber ist auch nichts dort, woran du besonders hängst, so klickt du dennoch dahin; mit Ungeduld näherst du dich dem Lande, das dich geboren hat; mit immer neuem Vergnügen betrittst du den Boden, der die Spur deiner ersten Schritte enthält; mit Entzücken athmest du die Luft ein, in der du zum Leben erwacht bist. Vaterland! In diesem Wort liegt alles, und das Gefühl, das uns mit Liebe an dasselbe befestigt, ist keine Frucht der Erziehung und Civilisation. Der Bewohner einer andern Hemisphäre staunt im ersten Augenblick, da er in den wollüstigsten Ort der Fremde verpflanzt wird, belustigt sich einige Stunden, und kehrt, schnell gesättigt und ermüdet, den Blick seinem Vaterland zu, sehnt sich nach seinem Mutterboden, und stirbt, wie sehr die Natur diesen auch mit ihren Segnungen verlassen, aus Sehnsucht nach demselben. So ist der Mensch denn also eine Pflanze, die sich nur auf ihrem angestammten Boden wohl befindet!

Notizen.

Madame Destrosses, des kürzlich verstorbenen Schauspielers Dazincourt's Universal-Erbin, hat die Memoires, welche unter dessen Namen erschienen sind, öffentlich für unterschoben erklärt.

Man hat berechnet, daß von den Geschossen des Abbé Deville seit vierzig Jahren über 200.000 Exemplare abgesetzt worden sind, und dennoch hat das Haus Michaud, in Paris, deren Verlag kürzlich noch um 25.000 Exr. im Ausstreich an sich gekauft.

Chateaubriand berechnet die Zahl der Juden, welche im 13ten Jahrhundert auf der Erde zerstreut waren, zu vier Millionen. Zu Bespasians Zeit betrug die Bevölkerung von Palästina sechs bis sieben Millionen. Es wäre merkwürdig, die heutige Zahl dieses Volks mit diesen beiden Angaben zu vergleichen.

In England steht auf mehr, als 160 Verbrechen die Todesstrafe.

Schon vor zehen Jahren konnte man in und außerhalb von London 54 wirkliche Prüger falscher Münzen, 56 Großhändler mit denselben, und 10 Stempelschneider, die nur für jene arbeiteten. Jedermann wußte das; allein man ließ sie ungestört ihr Wesen treiben.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 26. Den 30. März 1811.

Am 30sten März 1796. kam der General Bonaparte in Nizza an, um das Kommando der italienischen Armee zu übernehmen, und seine ungeheure künftige Größe zu gründen. Schon wenige Tage nachher sprach er zu dem sardinischen Abgeordneten: „sagt eurem Herrn, daß es in meiner Gewalt steht, ob morgen noch ein König von Sardinien seyn soll!„ und im Lauf des Aprils folgten sich die Siege von Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi, die von da an durch immer größere Waffenthaten verdunkelt wurden.

Schreiben an meinen Mündel über die Kunst Bekanntschaften zu machen. *)

A—burg, am 11ten März 1811.

Ich schreibe dir, mein lieber Eulogius, am wichtigen Tage des Frühlings-Aequinoctiums über eine wichtige Materie. Ich weiß, daß ihr in eurem Casino die süddeutschen Miscellen angeschafft habt, zuerst die Probeblätter, dann alle. Wir halten sie auch, und da ich der 17te im Turnus bin, so bekomme ich sie zeitig genug, um dich wegen eines Aufsatzes zu warnen, weil er scheinbar für dich und deines gleichen geschrieben ist, und ich die Ehrfurcht kenne, welche du gegen alles Gedruckte hegst. Es ist dieß der Aufsatz über die Kunst, Bekanntschaften zu machen.

Der Verfasser hat gut sagen: sey reich. Das ist nicht sehr leicht zu werden, und vollends gar zu bleiben; zumahl in unsern Tagen. Ich sage dir, mache dich geltend! Lerne von den Franzosen, mit wenig Mitteln viel zu scheinen, mit kleinen Maaßregeln großes zu erringen, zum Beispiel, lebe sehr mäßig, damit du den Kopf hell, und das Geld im Beutel erhaltest, das heißt, wenn du zu Hause speisest, oder beim Restaurateur nach der Charte. Uebrigens spare überall, wo du es mit Ehren thun kannst. Die kleinen Mittel hat der Anonymus alle vergessen. Vorlegen auf der Gabel, Hunde kuriren, Silhouetten schneiden, und besonders gut schießen, das edle Waidwerk, und eine feste Pistolenfaust, du glaubst nicht, was die wirken! Ferner hat der Anonymus vergessen, die zu sagen, daß wohlbeleibte Männer immer eine besondere Vorliebe für wohlbeleibte, magere hingegen selten Zutrauen zu magern haben. Da du nun Anlage zu Corpulenz hast, so laß ihr den Lauf, du bist bei beiden wohl angesehen.

Der Anonymus sagt: sey reich! ich aber sage: sey hübsch, und verstehe die Kunst, reich zu scheinen, und das Terrain schnell zu recognosciren.

Wie aber kömmt der Anonymus dazu, von den Weibern, besonders von den ältern kaum im Vorbeigehen zu reden? Diese machen das Renommé der jüngern Weiber und der Männer. Bei ihnen triffst du die gemischteste Gesellschaft, hörst den Stoff des Tags am gründlichsten abhandeln, und stehst du bei ihnen gut, so sagen sie der Welt so lange von deinen Vortrefflichkeiten vor, bis sie es am Ende glaubt, selbst wiederholt, und dir dein Bestre-

*) Der Verfasser des Aufsatzes, welcher diesen Brief veranlaßt hat, wird in einem der folgenden Blätter auf diesen antworten.

Digitized by Google

ben, Bekanntschaften zu machen, aufs höchste erleichtert.

Der Anonymus kömmt mir überhaupt vor, wie die Gazette de Santé in Paris. Diese verordnet nichts, als theure Sachen und Promenaden im Wagen. Der Reiche hatte schon Bekanntschaften, ehe die Miscellen herauskamen. Der Aermere braucht Rath, und dem hat der Anonymus gut sagen, sey reich, reich, reich! Ich würde vordersamst rathen, zu reisen; denn der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, und dann würde ich rathen, die Materie des Tages in der neuen Residenz, sey es Pestalozzi oder Mystik, Fellenberg oder italienische Oper, so zu studiren, das man mich für eine Acquisition halten müßte. Ueberhaupt führen mehr Wege zu Bekanntschaften, als auf der Lüneburger Heide neben einander herlaufen. Ich kannte einen vielgereisten, abenteuerlichen Mann, der jede Bekanntschaft damit anfieng, daß er einen Herrn dieses Namens in Ostindien oder Amerika als Commissär, Banquier ꝛc. gesehen haben wollte. Dadurch gab er den Leuten Gelegenheit, von ihrer Familie zu sprechen, und sich einen Augenblick an geistiger Anschauung der Rupien oder Dollars des vermeintlichen Herrn Vetters zu weiden.

Willst du aber einen hindern, Bekanntschaften zu machen, (und der Fall kömmt dir gewiß) so vereine dich mit Leuten, die, wie du, den Ankömmling fürchten, und gewiß treulich zu dir halten. In 3 Tagen muß die ganze Stadt glauben, der Ankömmling habe seine Mutter ermordet, wenn gleich diese 8 Tage nach seiner Geburt starb, vorausgesetzt, daß ihr es nicht gar zu grob macht.

Dieß könnte mich noch auf ein anderes Mittel, Bekanntschaften zu machen, führen; allein ich schweige davon so weislich, als der Anonymus, und bin unter Anwünschung glücklichen Erfolgs

Dein dich liebender Vormund.

Die Ruinen von Sparta, von Chateaubriand.

Wir waren bereits eine Stunde unterwegens, als ich beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne einige Trümmer und eine lange Mauer von alter Bauart entdeckte. Mein Herz begann laut zu klopfen, mein Janitscharе kehrte sich nach mir um, deutete mit seiner Peitsche auf eine weißaufscheinende Hütte, und rief mir mit freudigem Gesichte zu: Paläochorts! Ich schlug den Weg nach der ansehnlichsten Ruine ein, die ich auf einer Anhöhe liegen sah. Ich mußte sie nordwestwärts umgehn, um sie besteigen zu können, da kam ich an eine große Mauer-Einfassung, welche ich sogleich für ein antikes Theater erkannte. Es ist mir nicht möglich, die Empfindungen, die mich bestürmten, auszudrücken. Der Hügel, an dessen Fuß ich mich befand, war also der Hügel von Sparta's Zitadelle, denn das Theater war an die Zitadelle angelehnt; die Trümmer, die ich auf der Spitze des Hügels sah, waren vom Tempel der Minerva Chalkiokos, denn dieser lag in der Zitadelle; die Ruinen und die lange Mauer, an der ich unten vorbeigekommen, machten einen Theil des Stamms der Cynosuren aus, denn dieser Stamm hatte die Nordseite der Stadt inne. So lag denn Sparta vor meinen Augen, und sein Theater, das ich gleich im ersten Augenblick zu entdecken das Glück hatte, bezeichnete mir die Lage der Quartiere und Monumente. Ich stieg vom Pferd, und eilte auf den Hügel der Zitadelle.

Als ich auf seiner Spize ankam, stieg die Sonne eben hinter den Menelaischen Bergen auf. Welch schöner, aber auch welch trauriger Anblick! Einsam floß der Eurotas unter den Trümmern der Brücke Babyr durch; auf allen Seiten nichts, als Ruinen, und nicht ein Mensch wandelte unter allen diesen Ruinen! Unbeweglich stand ich da, in dumpfes Staunen versunken. Ein Gemisch von Bewunderung und Schmerz fesselte mit Schritte und Gedanken. Tiefe Stille herrschte rings umher. Ich wollte wenigstens das Echo reden lassen, wo keine menschliche Stimme mehr ertönte, und rief aus voller Brust: Leonidas! Aber keine der Trümmer wiederholte den großen Namen, und Sparta selbst schien ihn vergessen zu haben.

Wenn gleich Trümmer, an die sich hohe Erinnerungen knüpfen, die Eitelkeit alles Irdischen so laut verkündigen, so muß man doch bekennen, daß Namen, welche Reiche überleben, und Zeiten und Orte unsterblich machen, noch etwas sind. Nein, verachten wir den Ruhm nicht zu sehr! Die Tugend allein ist schöner, als der Ruhm. Beide in diesem Leben zu vereinigen, ist das Höchste, und das war ja auch das Einzige, um das die Spartaner ihre Götter flehten: ut pulchra bonis adderent!

Digitized by Google

Nachdem die Art von Verwirrung, in der ich mich befunden, sich zu lösen begann, fieng ich an, die Trümmer um mich her zu studiren. Die Spize des Hügels war ein ebener Plaz, den, besonderß gegen Nord-Westen, dike Mauren einfaßten. Zweimal umgieng ich sie, und zählte 1,560, und das zweitemal 1,566 gewöhnliche, oder gegen 780 geometrische Schritte. So viel beträgt der Umfang des ganzen Hügels mit Einschluß des Ausschnitts, den die Vertiefung des Theaters in demselben bildet. Dieses Theater hat Leroi untersucht.

Trümmer, welche zum Theil in der Erde begraben, zum Theil noch über dem Boden erhaben sind, deuten in der Mitte des ebenen Plazes die Grundsteine des Minerva-Tempels an, in welchem Pausanias eine Zuflucht suchte, aber nur den Tod fand. Eine Art terrassenförmiger Steige, siebenzig Fuß breit, und äußerst sanft ablaufend, zog sich auf der Süd-Seite vom Hügel in die Ebene herab. Vielleicht war dieß der Weg zur Zitadelle, die erst unter den Tyrannen von Lacedämon sehr fest wurde.

Beim Anfang dieser Steige und über dem Theater, sah ich ein kleines, rundes Gebäude, von dem sich nur noch der vierte Theil erhalten hatte. Die Nischen innerhalb desselben schienen für Statuen und Urnen gewidmet zu seyn. Ist dieß ein Grabmahl? Oder der Tempel der bewaffneten Venus? Lezterer dürfte etwa hier stehen, und gehörte dem Stamm der Aegiden. Cäsar, der sein Geschlecht von Venus ableitete, trug auf seinem Siegelring das Bild einer bewaffneten Venus, das doppelte Emblem der Schwachheiten und des Ruhms dieses großen Mannes:

Vincere si possum nuda, quid arma gerens?

Stellt man sich zu mir auf den Hügel der Zitadelle, so erblickt man folgende Gegenstände um sich her liegend.

Gegen Osten, oder gegen den Eurotas hin, ein Hügelchen von länglicher Gestalt, und oben platt, als ob es zu einem Stadium oder Hippodrom gedient hätte. Auf beiden Seiten dieser Erhöhung, und zwischen zwei andern Hügelchen durch, welche mit jener zwei Thäler bilden, sieht man die Trümmer der Brücke Babyr und den Lauf des Eurotas. Auf der andern Seite des Flusses ist die Aussicht durch eine Reihe von röthlichen Hügeln beschränkt, welche die Menelaischen Berge sind. Hinter diesen erhebt sich die hohe Gebirgs-Kette, die in der Ferne den Golf von Argos einschließt.

Ostwärts von der Zitadelle und dem Eurotas, längs diesem Flusse hin, muß man sich den Stamm der Limnaten, Lykurgus Tempel, den Pallast des Königs Demarates, die Stämme der Aegiden und der Messoaten, das Monument des Kadmus, die Tempel des Herkules und der Helena und den Platanist denken. In diesem großen Raume habe ich sieben Ruinen gezählt, die noch über der Erde stehen, aber ganz unförmlich und gesunken sind. Da ich die Wahl hatte, so nannte ich die eine Helena's Tempel, die andre Atamans Grab. Ich glaubte die historischen Denkmale von Aegeus und Kadmus zu sehen, blieb also bei der Fabel, und nahm blos Lykurgs Tempel aus der Geschichte. Auch bekenn' ich, daß ich der schwarzen Suppe das Andenken an den einzigen Dichter, welchen Lacedämon erzeugt, und den Blumenkranz vorziehe, den die Töchter von Sparta auf der Insel des Platanistus für Helena gepflückt haben:

O ubi campi,
Sperchiusque et virginibus bacchata Laccenis
Taygeta!

Blickt man von dem Gipfel der Zitadelle aus gegen Norden, so sieht man einen ziemlich hohen Hügel, der selbst den, auf welchem man steht, beherrscht, was Pausanias Nachrichten widerspricht. In dem That, das durch beide Hügel gebildet wird, mußte der große Plaz mit seinen Monumenten stehn, der Senat der Geronten, der Chor, der Portikus der Perser u. s. w. Aber auf dieser Seite ist keine Ruine mehr sichtbar. Nordwestwärts wohnte der Stamm der Kynosuren, durch den ich nach Sparta hereingekommen war, und wo ich die lange Mauer und einige Trümmer bemerkt hatte.

Wenden wir uns gegen Abend, so sehen wir auf einem ebenen Strich, hinter dem Theater und an seinem Fuße, drei Ruinen, von denen eine ziemlich hoch und rund, wie ein Thurm ist. In dieser Richtung befanden sich der Stamm der Pitanaten, der Theomelid, die Gräber von Pausanias und Leonidas, und der Tempel der Diana Ifora.

Kehrt man den Blick wieder gegen Süden, so sieht man einen unebenen Grund, mit Wurzeln von Ruinen, die auf der Fläche des Bodens abgerissen sind. Die Steine müssen fortgeschafft worden seyn; denn man begegnet ihnen nirgends mehr. In dieser Perspektive erhob sich Menelaus Haus, und weiter hin an dem Wege von Amyclea, fand man die Tempel der Dioskuren und der Grazien. Diese Beschreibung wird dem Leser verständlicher werden, wenn er den Pausanias, oder auch nur Anacharsis Reisen nachliest.

Dieser ganze Boden von Lacedämon ist unangebaut. Die Sonne durchglüht ihn in tiefer Abgeschiedenheit, und verzehrt allmählig den Marmor der Graber. Als ich diese Wüste sah, schmückte keine Pflanze die Trümmer, waren sie durch keinen Vogel, kein Insekt belebt, als von Millionen Eidechsen, welche an den glühenden Mauren auf und nieder krochen. Nur ein Duzend halbwilder Pferde weidete auf dem dürren Grase; ein Hirte zog in einer Ecke des Theaters einige Wassermelonen, und in Magula, das Lacedämon nun seinen traurigen Namen giebt, stand ein kleines Cypressen-Gehölz. Aber auch dieses Magula, welches sonst ein sehr ansehnliches türkisches Dorf gewesen war, ist auf diesem Felde der Todten zusammen gesunken; seine Mauren sind zerfallen, und nun auch zur Ruine geworden, welche noch andre Ruinen verkündigt.

Ich stieg herab von der Zitadelle, und gieng eine Viertelstunde weit bis an den Eurotas. Er war hier, wie ich ihn weiter oben schon, ohne ihn zu kennen, gesehen, und hatte die Breite der Marne, wie sie oberhalb von Charenton ist. Sein Bette, das im Sommer bei-

Digitized by Google

nah ganz austrocknet, liegt zwischen einem Sandufer, welches mit kleinen Kieseln besät, und mit Schilf und Rosen-Lorbeer bewachsen ist. Mitten durch fließen einige Fäden von frischem klarem Wasser. Dieses Wasser schien mir vortrefflich, und ich ließ mir es wohl behagen, da ich großen Durst hatte. Zuverläßig verdient der Eurotas den Beinahmen Καλλιρροϵ, (mit schönem Schilf), den ihm Euripides gegeben hat; aber ich glaube nicht, daß er noch den Beinahmen Olifer verdient; denn ich habe keine Schwäne auf seinem Wasser gesehen. Ich folgte seinem Lauf, in der Hoffnung, diese Vögel zu finden, welche nach Plato, bevor sie sterben, einen Blick in den Olymp werfen, darum auch ihr Gesang so lieblich tönt. Aber meine Mühe war umsonst. Wahrscheinlich waren mir die Tonbarden nicht so günstig, wie Horaz, um mich in das Geheimniß ihrer Wiege eindringen zulassen.

(Der Beschl. folgt.)

Kleinere historische Notizen.

1. Cromwell.

Als Cromwell im Jahre 1650. nach Glasgow kam, besuchte er den Gottesdienst in der Hauptkirche. Der presbyterianische Geistliche, welcher gerade predigte, ergrif diese Gelegenheit, mit mehr Eifer als Klugheit, das Gift seines Unwillens über die Person, Grundsätze und Sache des independenten Generals auszulassen. Einer von Cromwells Offizieren stand auf, und stahl seinem General etwas ins Ohr. Dieser schien ihm eine kurze und ernsthafte Antwort zu geben, und die Predigt gieng zu Ende ohne weitere Unterbrechung. Unter der Menge, die sich, als Cromwell aus der Kirche gieng, ihn zu sehen versammelt hatte, befand sich ein Schuhmacher, der Sohn eines schottischen Insanteristen unter Jakob VI. *) Der Mann war in England geboren und erzogen, aber als Feind seines Vaterlandes sah er sich in Glasgow niedergelassen. Cromwell bemerkte ihn unter dem Haufen, rief ihm bei seinem Namen — der Mann stod. Auf Cromwells Befehl eilte ihm sogleich einer von dessen Gefolge nach, und brachte ihn in des Generals Wohnung. Eine große Menge Volks blieb an der Thüre, und wartete auf den Ausgang dieser ausserordentlichen Scene.

Der Schuhmacher kam bald heraus, über die Massen munter, und, indem er einiges Geld vorzeigte, sagte er laut, daß er jetzt hingehe, auf Cromwells Gesundheit zu trinken. Verschiedene begleiteten ihn, die besonderen Umständen dieser Unterredung zu erfahren, unter andern der Großvater dessen, dem man die Aufbewahrung dieser Anekdote verdankt. Der Schuhmacher sagte, er wäre ein Spielgenosse von Cromwell gewesen, als sie noch beyde Buben zusammen waren, und ihre Väter in derselben Straße wohnten. Er sey, als der General ihm das erstemal gerufen, darum vor ihm gestanden, weil er geglaubt, er möchte einen Groll auf ihn haben, da sein Vater im Dienste des königlichen Hauses sich gestanden. Er setze hinzu, Cromwell hätte so leutselig und vertraut mit ihm gethan, daß er es gewagt, ihn zu fragen, was ihm der Offizier in der Kirche gesagt hätte? Cromwell habe geantwortet: „er schlug mir vor, den Prediger bei den Ohren zur Kirche hinausschleppen, und ich sagte ihm, daß der Pfaffe ein Narr wäre und er desgleichen.„ Noch denselbigen Tag ließ Cromwell den Priester vor sich kommen, und es gelang ihm, die Strapel des Mannes mit solchem Erfolge zu widerlegen, daß noch am nemlichen Abende der nemliche Eiferer zeji kein Ende finden konnte im Ruhm und Preise des Siegers von Naseby.

*) Nach einer Anmerkung in Vol. III. Miustrelly of the Scottish Border. p. 182. aus mündlicher Ueberlieferung, eine, so viel wir wissen, bisher wenig bekannte Anekdote.

Nachrichten.

Baden, den 22. März 1811.

Meine Reise in die Schweiz wurde durch einen kleinen Stillstand aufgehalten. Bei meiner Ankunft in Rastatt fühlte ich einen unwiderstehlichen Drang, das in der Nähe befindliche Murgthal, und die Bäder von Baden zu besuchen. Ich nahm die Beschreibung von Jägerschmid in die Hand, und durchlief diese ganze Gegend. Die Meinung, die ich bisher darüber hatte, wurde durch den Anblick selbst weit übertroffen. Es scheint, die Natur habe hier ihre ganze Kraft aufgeboten, um alles Schöne auf einem Punkt zu vereinigen.

Meine Ankunft in Baden erfolgte erst den andern Tag. Die vorzüglichen Eigenschaften der hier befindlichen Heil-Quellen sind Ihnen schon durch die neuen Beschreibungen bekannt. Das Bestreben der badischen Regierung, dieses vortreffliche Bad auf die erste Stufe zu erheben, ist auf allen Seiten bemerklich. Man hat diesen Winter, durch eine ungewöhnliche Erleuchtung, und mit einem sehr großen Kosten-Aufwand alles das hervorstellen gesucht, was Gemächlichkeit und Verkürzung der Badgäste noch forderte. So ist z. B. das Promenadebaus mehr erweitert, und der dabei befindliche Tanzsaal mit einem etwas erhöhten Anbau versehen worden. Das in vorigem Jahr erbaute Theater wurde zu seinem Vortheil ganz verändert. Die sämmtlichen Gärten rechts bei dem Promenadehaus sind von den Eisenstäben und Hütte worden. An deren Stelle befindet sich jetzt ein englisches Gitter, das mit dem schönen Gebüsch prachtvoll ist. Wie ich höre, soll an der hier vorbei fließenden Oelbach noch ein Bassin angelegt werden, worauf sich die Badgäste mit Lustfahrten auf Gondeln unterhalten können. Auch ist von hier aus ein Spaziergang längs der Oelbach gegen den badischen Hof ausgestecket worden. Das ehemalige Jesuiten-Gebäude wurde durch eine glänzende Erleuchtung in seinem Innern zu einem Conversations-Haus umgeschaffen. Es sind sehr viele, schön decorirte, Zimmern dal man dare in einen Saal eingerichtet, der 100 Schuh lang und 40 Schuh breit ist. Dieses ganze Gebäude wird einem Restaurateur übergeben, den man bisher in Baden sehr vermißt hat. Die zwey großen herrschaftlichen Gebäude neben der Sonne wurden einem Particulier käuflich überlassen, der sie zu Aufnahme der Fremden geschmackvoll eingerichtet hat. Der hergestellte Wasserfall gegen Gernsbach hin, macht eine sehr schöne Wirkung. Das Gebäu bes nahe dabei befindlichen hohen Bergs wurde von den Seiten desselben an gegen diesen Wasserfall hin, durchgehauen. Der Anblick von hier aus ist einzig.

So sind auch alle übrigen Spaziergänge verschönert, und mit vielen Ruhebänken versehen worden. Sehr viel Vergnügen machte mir die neue Straßenanlage zum Lichtenthal in das rechts befindliche romantische Thal, wohin man nun gemächlich gehen und fahren kann.

Alle diese Anstrengungen von Seiten der Regierung haben auch die Stadt Baden mehr ermuntert. Durch die Einwirkung ihrer thätigen Beamten und einiger Rathsglieder sind besonders die Bürger veranlaßt worden, ihren Gebäuden mehr Raum zu verschaffen; dadurch wird vermuthlich dem bisherigen Mangel an Wohnungen schon auf den nächsten Sommer größtentheils abgeholfen werden.

Morgen beginne ich mit einigen Freunden, die ich hier kennen lernte, die schönen Gebirge, die ganz Baden umschließen. Auch von diesen sollen neue Aufsichten in das Rheinthal eröffnet worden seyn.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

P. J. Rehfues.

Erster Jahrgang

April. Mai. Juni.

Karlsruhe,

gedruckt in der C. F. Müller'schen Hofbuchdruckerey. 1811.

Digitized by Google

Plan
der
Süd-Deutschen Miscellen
für
Leben, Literatur und Kunst.

Der Inhalt derselben hat nichts mit Politik zu schaffen. Er sucht sich einer geistreichen, aber harmlosen gesellschaftlichen Unterhaltung anzupassen, theils, indem er das Material derselben liefert, theils die, im Umlauf befindlichen, Ideen aufklärt und berichtiget, und zerfällt insofern in folgende Zweige:

1.) Eröffnung jedes Blatts mit Erinnerung an einen großen Mann, an ein merkwürdiges Ereignis, die mit dem Tage der Erscheinung desselben zusammenhängen;
2.) historische Aufsätze, in einer angenehmen Form vorgetragen;
3.) statistische, zum Verständniß der Zeit-Geschichte, so wie zur Erweiterung der Welt-Kenntniß überhaupt;
4.) artistische, über bildende Künste, Theater u. dgl besonders in Hinsicht auf die Großherzoglichen Lande;
5.) poetische Arbeiten, die einer allgemeinen Verbreitung werth sind;
6.) philosophische Aufsätze, welche in einer allgemeinfaßlichen und angenehmen Form sich über die Haupt-Interessen des Lebens verbreiten;
7.) literarisch-kritische, insofern die Beurtheilung der ausgezeichnetsten Erscheinungen, sowohl deutscher als ausländischer Literatur, in den Kreis einer gebildeten Unterhaltung gehört;
8.) Tags-Geschichte, sobald sie nicht politisch ist, sondern die, bisher genannten, einzelnen Zweige umfaßt.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen in Median-Quart, mit schönem Druck und auf vorzüglich gutem Papier. Von Zeit zu Zeit wird ein Kupfer, oder ein Noten-Blättchen so wie auch ein Intelligenz-Blatt, zur Verbreitung literarischer Nachrichten, mitgegeben. Vierteljährlich wird ein Titel-Blatt, so wie die Inhalts-Anzeige als Umschlag beigelegt.

Das Abonnement auf die süd-deutschen Miscellen für Leben, Literatur und Kunst ist vierteljährlich, und beträgt 2 Gulden rheinisch.

Zweckmäßige Beiträge werden von der Redaktion, sobald sie frei eingesendet werden, mit Dank aufgenommen, und, auf Verlangen, anständig honorirt.

Die Großherzogl. Badische Oberpostamts-Zeitungs-Expedition in Karlsruhe hat die Hauptspedition dieser Zeitschrift übernommen, wohin sich sämmtliche deutsche Postämter gefälligst wenden wollen. Bestellungen werden von allen soliden Buchhandlungen angenommen. Für den Local-Debit in Carlsruhe wendet man sich gefälligst an die Müller'sche Hofbuchdruckerey daselbst. Beiträge und Briefe bittet man unter der Aufschrift: an die Redaktion der süd-deutschen Miscellen u. s. w. in Carlsruhe, einzuschicken.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 27. Der Zauberer, eine wahre Geschichte. — Die Ruinen von Sparta. — Ehrerbietige Vorstellung und Bitte an einen Theil des ehrwürdigen Publikums, das Applaudiren betreffend. — Notizen über Baden, Frankreich und die Türkei.

Nro. 28. Was ich thäte, wenn ich wieder jung würde. — Fragmente über die Türkei. 7. Karakter der Türken. — Ehrerbietige Vorstellung u. s. w. — Nachrichten über Freiburg.

Nro. 29. Die Liebenden von Teruel. — Nachrichten aus Freiburg, und etwas über Metastasio. — Beilageblatt mit Protestationen aus München.

Nro. 30. Ueber den Mißbrauch der Worte; eine Reihe von Vorlesungen, welche in der Fastenzeit gehalten worden sind. — Die Liebenden von Teruel.

Nro. 31. Etwas über Akademien der Wissenschaften. — Ueber den Mißbrauch der Worte. — Diplomatische Anekdoten. — Charade.

Nro. 32. Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809. — Karakter der Türken.

Nro. 33. Das Gelübde; eine nordische Sage von dem Baron de la Motte Fouqué. — Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809. — Korrespondenz, ein Epigramm. — Nachrichten aus Florenz.

Nro. 34. Vorschlag zu einem Minnegericht, an die Frauen. — Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809.

Nro. 35. Blicke auf die Gegenwart und in die Zukunft. 1. Die Welttheile. — Ueber den Mißbrauch der Worte. — Die Naturfreundin, Epigramm. — Nachrichten aus Basel.

Nro. 36. Eine Probe der Kunst, Götter zu machen. — Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809. — Ein noch ungedrucktes Epigramm von Lessing. — An einen Fresser, von B. — Nachrichten aus Basel.

Nro. 37. Hero und Leander, in der Sage dreier Völker und Zeitalter wiederhohlt. — Blicke auf die Gegenwart und in die Zukunft. 2. Die Nationen. — Nachrichten aus Solothurn und Düsseldorf.

Nro. 38. Einige Worte über ein eben erschienenes Werk, das Privatleben Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, betreffend. — Hero und Leander, in der Sage dreier Völker und Zeitalter. — Fressers Frage von B. — Astronomischer Aufschluß, von L. v. Oertel.

Nro. 39. Neuste Nachrichten über die Unternehmungen der Wahabi's. — Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809. — Notizen. — Nachrichten aus Paris.

Nro. 40. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds. — Blicke auf die Gegenwart und in die Zukunft. 3. Die Staaten. — Noch eine Szene aus Saragossa. — Diplomatische Denkwürdigkeiten. — Notizen.

Nro. 41. Denkwürdigkeiten der Minnegerichte des neunzehenten Jahrhunderts. 1. Einige Blumen auf die Gräber von Petrarka und Laura. — Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds. — Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809. — An den reichgewordenen Star. — Die Wahrheit.

Digitized by Google

Nro. 42. Ueber das Niessen. — Hero und Leander. — Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809. — Ein Prozeß, der von beiden Partheien zugleich vor demselben Richter gewonnen wurde.

Nro. 43. Boccaccio's Novelle von den Liebenden von Teruel, von Friedrich. — Züge aus der spanischen Kunstgeschichte. — Notiz und Anfrage.

Nro. 44. Fragmente über Portugal, zur Schilderung der Regierungen der letzten Könige aus dem Hause Braganza. — Diplomatische Denkwürdigkeiten. — Notizen.

Nro. 45. Die eisernden Göttinnen, eine nordische Sage, von dem Baron de la Motte Fouqué. — Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809. — Unter Lina's Porträt, von Haug. — Nachrichten über Bern.

Nro. 46. Nachrichten von der großen Stadt Timbuctoo, im Innern von Afrika. — Die eisernden Göttinnen. — Anekdote, von Haug. — Correspondenz aus Bern und Luzern.

Nro. 47. Welchen Einfluß wird die Freiwerdung der amerikanischen Kolonien auf den europäischen Handel haben? — Porträt eines Spaniers von altem Schroot und Korn. — Maximen aus den Memoires des Kardinals von Ret. — Die Naturphilosophie, von Neumann. — Die Zeit an den Spieler, von B.

Nro. 48. Fürsten- und Bürger-Glück. — Philipp Hackert. 1. Sonderbare Audienz. 2. Hofintrigue u. Fasanenbraten. — Welchen Einfluß wird die Freiwerdung u. s. w.

Nro. 49. Widerlegung der Vorstellungen, welche man sich in Europa über die Eingeschränktheit der asiatischen Frauen macht, und Vergleichung ihres Zustands mit dem der Europäerinnen, von dem Perser Mirza-Abu-Taleb-Khan. — Fragmente über Portugal. — Julchens Erklärung, von Haug. — Scharfe Kritik, von B.

Nro. 50. Denkwürdigkeiten der Minnegerichte des neunzehenten Jahrhunderts. II. Fiammetta, Boccacci's Geliebte. — Widerlegung der Vorstellungen u. s. w. — Tartuffe, von Haug. — An — von B.

Nro. 51. Der Prinz Eugen von Savoyen, von ihm selbst geschildert. — Denkwürdigkeiten der Minnegerichte u. s. w. — Literarische Würdigungen. — Rath. — Intelligenzblatt Nro. 2.

Nro. 52. Audienz bei dem persischen Gesandten in Paris, den 11. Dec. 1808. — Der Prinz Eugen von Savoyen u. s. w. — Literarische Würdigungen. — Correspondenz aus Luzern.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 27. Den 3. April 1811.

Todestag der Königin Elisabeth, von England, im Jahr 1603. Groß, als Königin, klein, als Weib, bewieß auch sie, wie selten sich die Größe von den Schwachheiten loszumachen vermag, durch die sie immer mit ihrem Geschlecht, und wenigstens mit ihrem Zeit-Alter zusammenhängt.

Der Zauberer.

Eine wahre Geschichte.

Beresford, ein junger Engländer, hatte in einer der Vorstädte von London, in der er ganz unbekannt war, ein Geschäft. Sein Weg führte ihn durch eine enge Straße, welche sich auf die Ufer der Themse ergoß, und diese mit der innern Stadt verband. Es war hier immer schwer durchzukommen; aber dießmal schien es völlig unmöglich. Eine Menge von Lastträgern folgten sich mit großen Päcken hinter einander, und ihr Zug schien gar kein Ende zu nehmen. Beresford hatte Eile, und so suchte er sich denn mit aller Gewalt einen Durchgang zu verschaffen.

Er befand sich mitten unter dem Menschenstrom, welcher sich in verschiedenen Richtungen bewegte, als ein ledig gewordenes Pferd in die Straße stürzte, und das Gedränge und die Verwirrung vermehrte. Die Lastträger rannten mit ihren Päcken gegen einander, und gegen die übrige Menge. Weiber und Kinder erhoben ein klägliches Geschrei. Jedermann suchte sich auf die Seite zu flüchten, um dem scheugewordenen Thier einen Durchgang zu lassen. Man drückte und wurde gedrückt; man stieß sich und wurde gestoßen; niemand nahm mehr auf den andern Rücksicht, und Beresford erhielt von einem stämmigen Lastträger einen so heftigen Stoß auf den Magen, daß er plötzlich das Bewußtsein verlor.

Als er wieder zu sich selbst kam, sah er sich in den Armen eines alten Mannes, dessen ehrwürdiges Aussehn ihm Zutrauen und Ehrfurcht einflößte. „Meine Wohnung ist ganz nahe," sagte ihm dieser; „wenn Sie wollen, so führe ich Sie dahin." Sie bleiben alsdann bei „mir, so lang es Ihnen gefällt, und wenigstens, bis Sie „sich ganz wieder von Schmerz und Betäubung erholet „haben.„

Mit Dank nahm Beresford das freundliche Anerbieten an. Er hieng sich dem Alten in den Arm, und trat mit ihm in sein Haus, in welchem alles eine ungewöhnliche Wohlhabenheit verrieth. Er setzte sich, und sein Begleiter traf verschiedene Anstalten, um den Folgen seines Falls zu begegnen. Er zerstreute ihn durch angenehme Gespräche, und bot ihm, da die Zeit der Mittagstafel herbei kam, einen Platz an seinem Tische an. Der Alte hatte in seinem ganzen Wesen so viel Einnehmendes, so viel Freundlichkeit und Feinheit, daß Beresford mit Vergnügen die Einladung benutzte.

Er wurde in einen sehr geräumigen und geschmackvollen Speisesaal geführt, dessen Fenster sich in einen großen Garten öffneten. Die Tafel war für eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft gedeckt. Allmählig traten fünfzehn Gäste herein, deren Aussehen unsern jungen Mann in der Meinung bestärkte, welche er von dem Stand und Reichthum seines Wirths gefaßt hatte. Sie hatten sämmtlich etwas Zurückhaltendes, oder sogar ängstlich Gefaßtes in ihrem ganzen Wesen, das Beresford nichts anderem, als ihrer großen Ehrfurcht vor dem Alten beimessen konnte.

Digitized by Google

Man setzte sich zu Tische, ausgesuchte Speisen wurden aufgetragen, und eine gute Zahl von Bedienten sorgte für alle Bequemlichkeiten der Gäste. Der Haushherr hatte Beresford den Ehren-Platz neben sich oben an der Tafel gegeben. Erzeigte die ungezwungenste Aufmerksamkeit für ihn, und belebte die Unterhaltung durch angenehme Erzählungen und witzige Einfälle. Das Gespräch, welches im Anfang etwas gezwungen gewesen war, wurde lebhaft, und mehrere der Tischgenossen äußerten so originelle Gedanken und Ansichten, daß sich Beresford gestand, er habe nie in einer angenehmern und interessantern Gesellschaft gelebt. Aber um so größer war auch sein Erstaunen, als der Herr des Hauses einem alten Manne, der auf der andern Seite neben ihm saß, und ein Glas Bordeaux verlangte, trocken antwortete: „Sie bekommen keinen!„ Er konnte dieses Benehmen gar nicht mit dem sonstigen liebenswürdigen Betragen seines Wirths vereinigen, und hatte Mühe, die eigene Ungezwungenheit beizubehalten, die er so bald in dieser Gesellschaft gewonnen hatte.

Die Tafel gieng zu Ende, und die Gäste traten ins Neben-Zimmer, um den Caffé zu nehmen. Der Haushherr allein blieb zurück, und lies Beresford mit ihnen allein. Noch stand dieser gedankenvoll über das sonderbare Benehmen seines Wirths am Fenster, als mehrere der Tischgenossen sich ihm näherten, und ihm ihr theilnehmendes Bedauren ausdrückten, daß er in dieses Haus gekommen sey; „denn,„ setzten sie hinzu, „Sie verlassen es nicht mehr.„ — Und wer wird mir das verwehren? frug Beresford erstaunt. — „Der alte Mann,„ war die Antwort, „der Sie hereinzukriegen gewußt hat.„ — Niemand, als das Gesez, ist über meinen freien Willen. — „Sie wissen also nicht, daß Sie bei einem Zauberer sind?„ — Ich glaube nicht an Zauberey, versezte Beresford lächelnd: ehmals, in den Zeiten der Unwissenheit, konnte man so was glauben, aber heutzutag nicht mehr. — „Denken Sie, wie Sie wollen; aber zuverläßig ist, daß jeder von uns, der den Versuch gemacht hat, sich aus der Gefangenschaft dieses furchtbaren Mannes zu befreien, hart dafür gestraft worden ist. Der eine hat auf seiner Flucht ein Bein, der andre einen Arm, und mancher sogar das Leben selbst eingebüßt.„ — Nun, da hoff' ich besser durchzukommen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Ein Bedienter trat herein, und sagte unserm jungen Mann, daß sein Herr ihn bäte, zu ihm in sein Zimmer zu treten.

„Um Gotteswillen, Herr,„ rief die ganze Gesellschaft zusammen, „gehen Sie nicht hinein; denn Sie kommen gewiß nicht wieder heraus. Das ist eine wahre Tiger-Höhle. Man sieht wohl, wer hinein, aber nicht, wer herauszieht.„

Seyen Sie ruhig, meine Herrn, erwiederte Beresford. Ich glaube weder an Hexen, noch an Zauberer, und hoffe in Kurzem das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu sehen.

Inzwischen war es unserm Manne doch nicht ganz wohl zu Muthe. War das Ganze ein Scherz, oder die Wirkung des Weins, oder was sonst? Inzwischen trat er in das Kabinet des alten Mannes.

Lachend kam ihm dieser entgegen, und sagte: „Sie mögen wohl in Verlegenheit seon, zu wissen, bei und mit wem Sie gegessen haben. Sie sollen das nun erfahren. Ich bin der Doktor Wislis, und diejenigen, mit welchen Sie zu Mittag speisten, sind lauter Leute, in deren Köpfen es nicht ganz richtig ist, bei denen aber meine Kur-Methode doch schon so viel gewirkt hat, daß ich sie an der Gesellschaft Theil nehmen lassen kann. Ich habe Ihr Erstaunen wohl bemerkt, als ich einem meiner Tischgenossen ein Glas Bordeaux verwägerte; allein dieser Mann ist noch sehr schwach, und ich fürchtete, daß ihm ein Glas weiter sehr schädlich werden könnte. Ich habe es ihm in einem herben Ton abgeschlagen, weil ich diesen immer für den Karakter berechne, den ich vor mir habe.„

Beresford freute sich, wie man denken kann, sehr über die Gelegenheit, welche ihm die Bekanntschaft mit diesem berühmten und hochverdienten Arzte verschafft hatte. Er verließ ihn mit Dank und Bewunderung, und verabschiedete sich von seinen Tischgenossen, welche höchlichst erstaunt waren, ihn wieder zu sehen, und nicht anders glaubten, als er müsse auch ein Zauberer seyn. Doch riefen sie ihm, als ob sie ihn noch nicht ganz für sicher hielten, einstimmig nach: „nehmen Sie Ihre Arme und Beine in Acht!„

Ehrerbietige Vorstellung und Bitte an einen Theil des ehrwürdigen Publikums, das Applaudiren betreffend.

Sie erweisen uns oft die Ehre, durch das herkommliche Zeichen des Händeklatschens uns Ihren Beifall, und durch das Unterlassen desselben, den Schimpf, uns Ihr Mißfallen an unserm Spiel zu bezeugen, und wir müssen freimüthig bekennen, daß wir gar nicht gleichgültig gegen diese öffentliche Beurtheilung unserer Kunst sind. Wir, wie alle Künstler, ringen nach dem Beifall der Kenner; er ist unsre wie Ihre höchste Belohnung. Natürlich setzen wir aber voraus, daß es Kenner der Kunst sind, die uns beurtheilen, weil kein Anderer darüber urtheilen kann; und es zeigte sich oft, daß manche Herrn und Damen nicht einmal Anspruch darauf machten, es zu seyn, und doch laut ihren Beifall oder ihr Mißfallen ausdrückten. Sie gestanden uns vielmehr selbst, wenn wir etwa unter ihnen im Parterre saßen, daß sie von Deklamation, Gestikulation, Mimik und Musik nichts verständen. Einer von uns ließ sich mit einem Solchen in Unterredung ein, weil er sein Mißfallen an dem Spiel eines unser Collegen sehr stark ausgedrückt hatte, und fragte ihn unter andrem, wie er denn wohl glaube, daß die Rolle genommen werden müsse; welchen Karakter denn wohl nach seiner Meinung die gespielte Theaterperson habe? „Ich weiß es wirklich nicht mehr,„ antwortete der Kritiker: „ich will aber gleich nachsehen.„ Er holte seinen Theaterzettel herbei, und sagte bald hernach: „Hofrath ist er!„ Natürlich, daß unser College das Gespräch fallen ließ, und in der Verle-

Digitized by Google

genheit seinen Nachbar fragte, welchen Rang denn hier eigentlich die Hofräthe hätten?

Aus diesem allem haben wir geschlossen, daß über das Applaudiren ein Mißverständniß herrschen müsse, das uns sehr nachtheilig werden, und selbst Ihnen, dem verehrten Publikum schaden könnte und möchte. Erlauben Sie uns denn, daß wir uns darüber gegen den Theil unserer manichfaltigen Richter erklären, der einer solchen Erklärung bedarf. Einem großen Theil brauchen wir es nicht zu erklären, überhaupt nichts zu sagen. Wir haben nur zu lernen von ihm.

Applaudiren ist ein hergebrachtes Zeichen des Beifalls, und ein zur Ermunterung, so wie dessen Unterlassung ein, zur Warnung, nöthiges. Nun ist der Beifall jedes Einzelnen etwas Einzelnes, worüber sich weiter nichts sagen läßt, nach dem bekannten Sprüchwort: chaqu'un á son gout! Aber Applaudiren ist ein öffentliches Zeichen. Wenn man applaudirt, oder auspfeift, so spricht man nicht blos aus: das Spiel, der Gesang gefällt, mißfällt mir! sondern man rezensirt den Gesang, das Spiel. Man sagt: es ist gut, mittelmäßig, schlecht! — So wurden diese öffentlichen Zeichen von jeher genommen; so nimmt man sie noch jetzt, in allen bedeutenden Städten. Jeder kann lachen über das, was ihm lächerlich, und weinen über das, was ihm rührend erscheint; aber wenn er applaudirt, so giebt er sein öffentliches Urtheil über den eigentlichen Werth des Kunstwerks ab.

Daß dazu gewisse Kenntnisse erfordert werden, brauchen wir Ihnen wohl nicht erst zu beweisen. Wir wollen Ihnen nicht zumuthen, Cicero, Home, Garrik, Lebrün, oder Remond von Sainte Albine zu studieren, ehe Sie von der Schauspielkunst, Cahusac und Noverre, ehe Sie vom Tanz, oder die Werke des Pariser Conservatoriums, ehe Sie von Gesang urtheilen; aber wenn Sie nur in Lessings Dramaturgie oder Engels Mimik blicken, wenn Sie nur Iffands kleine Abhandlungen in seinen Taschenbüchern lesen; so werden Sie — darum noch nicht urtheilen können, aber doch finden, daß sehr viel dazu gehört, um über unsre Kunst zu urtheilen. Und ohne irgend etwas gelesen zu haben, werden Sie begreifen, daß man Ohr und Sinn für Musik, daß man auch etwas darin geübt haben muß, um Gesang zu rezensiren. Man ist dazu noch nicht fähig, wenn man mehrere Theater in Deutschland, ja selbst alsdann noch nicht, wenn man die Pariser Theater gesehen hat. Man ist ja darum noch kein Astronom, wenn man auf den Sternwarten in Lilienthal und Gotha war; und noch kein Mechaniker, wenn man auch die Fabriken englischer Dampfmaschinen gesehen hat! (Der Beschl. folgt.)

Die Ruinen von Sparta, von Chateaubriand.

Berühmte Flüsse haben ein Schicksal mit berühmten Völkern. Zuerst unbemerkt und unberühmt, dann hoch glänzend im Ruf', und endlich wieder in ihr erstes Dunkel zurücksinkend. Erst Himera genannt, fließt der Eurotas nun unter dem Namen Iri, wie die Tiber, einst die Albula, heutzutag des Tevorones unbekannte Gewässer ins Meer führt. Ich untersuchte die Trümmer der Brücke Babyr, aber sie sind unbedeutend. Ich suchte die Insel des Platanist, und glaube sie unterhalb Magula gefunden zu haben. Es ist ein dreieckigter Landstrich, dessen eine Seite von dem Eurotas genetzt wird, und die beiden andern durch Gräben voll Binsen geschlossen sind, in welchen des Winters der Magula-Fluß, der Enacion der Alten, strömt. Auf dieser Insel stehen einige Maulbeer-Bäume und einige Sykomoren, aber keine Platanen. Auch sah ich nichts, was bewiesen hätte, daß diese Insel noch jetzt ein Luxort der Türken ist. Nur erblickt' ich einige Blumen, und unter andern blaue Lilien, die auf einer Art von Schwerdt-Lilie wuchsen, und von denen ich mehrere zu Helena's Andenken pflückte. Noch blüht der schnellwelkende Kranz der Schönheit am Eurotas; aber die Schönheit selbst ist verschwunden!

Die Ansicht, die man auf dem Gang am Eurotas hin genießt, ist sehr verschieden von der, welche sich von der Zitadelle herab öffnet. Der Fluß folgt seinem sich krümmenden Bette, und verdeckt sich, wie gesagt, unter Schilf und Rosenlorbeer, der so groß, wie die Bäume, ist. Auf dem linken Ufer bilden die Menelaischen Berge, mit ihrem dürren, röthlichen Aussehn, einen starken Contrast mit dem frischen Grün am Eurotas. Auf dem rechten Ufer enthüllt der Taygetes seinen prachtvollen Vorhang; der ganze Raum zwischen ihm und dem Fluß ist mit Hügeln und Trümmern von Sparta besät, und diese Hügel und Ruinen zeigen sich von hier aus nicht isolirt, und scheinen mit Purpur, Violett und Blaßgold bemahlt. Aber diese Färbung ist eine bloße Wirkung des Lichts, dieselbe, welche die Felsen und Heiden des Golfs von Neapel ewig schöner zeigen wird, als die fruchtbarsten Thäler von Frankreich und England dem Auge erscheinen.

So hat sich denn dieser Fluß, nach Jahrhunderten von Vergessenheit, vielleicht gefreut, die Schritte eines unbekannten Fremden an seinen Ufern zu hören! Es war der 18te August 1806., und neun Uhr Morgens, da ich allein diesen Gang, der nie aus meinem Gedächtniß verschwinden wird, am Eurotas hin machte. Hasse ich auch immer die Sitten der Spartaner, so verkenn' ich doch die Größe eines freien Volkes nicht, und hab ich nicht ohne Rührung auf seinem edeln Staube gewandelt. Ein einziges Ereigniß genügt dem Ruhme dieses Volkes. Als Nero Griechenland besuchte, wagte er es nicht, Lacedämon zu betreten. Welch herrliches Lob für diese Stadt!

Ich kehrte nach der Zitadelle zurück, und hielt mich unterwegens bei allen Ruinen auf. Da Mistra wahrscheinlich aus den Trümmern von Sparta gebaut wurde, so hat dies gewiß viel zum Sturz der Monumente letzterer Stadt beigetragen. Ich fand meinen Begleiter, wo ich ihn gelassen. Er saß, war eben vom Schlaf aufgewacht, rauchte seine Pfeife, und wollte wieder einschlafen. Ru-

Digitized by Google

big grasten die Pferde auf König Menelaus Heerde. „Helena hatte ihren schönen Spinn-Rocken mit purpurgefärbter Wolle nicht verlassen, um ihnen in einer niedlichen „Krippe Weizen zu geben.„ Aber, ob ich gleich auf Reisen war, so war ich doch nicht Ulysses Sohn; unerachtet ich, wie Telemak, meine Mutter-Felsen den schönsten Ländern vorziehe.

Es war Mittag, und die Sonne schoß ihre Strahlen gerade herab auf unsre Häupter. Wir setzten uns in einem Winkel des Theaters in den Schatten, und aßen mit großem Behagen Brod und getrocknete Feigen, die wir von Mistira mitgebracht hatten. Der Janitschare liess sich's wohl seyn, denn er glaubte, daß ich nun fertig wäre, und rüstete sich zum Weiterziehn. Aber bald sah er mit Unmuth, wie er sich getäuscht hatte. Ich schrieb meine Bemerkungen nieder, und nahm die Aussichten auf. Dieses dauerte volle zwei Stunden, nach deren Verlauf ich die Monumente westwärts von der Zitadelle untersuchen wollte. Auf dieser Seite muste Leonidas Grab seyn. Der Janitschare folgte mir, die Pferde am Zügel führend, und wir giengen von Trümmer zu Trümmer. Wir waren die einzigen lebenden Menschen unter so vielen erlauchten Todten. Beide Barbaren, beide einander, wie Griechenland, feemd; beide aus den Wäldern Galliens und den Felsen des Kaukasus hervorgekommen, hatten wir uns an dem Ende des Peloponnes begegnet, ich, um vorüber zu gehn, er, um auf Gräbern zu leben, die nicht unsre Väter bargen.

Vergebens frug ich jeden Stein nach Leonidas Asche. Einmal nur hatt' ich einen Augenblick Hoffnung. Bei der Art von Thurm, von dem ich oben gesprochen, sah ich Fragmente von Bildhauer-Arbeit, die mir Löwen vorgestellt zu haben schienen. Ich verwechselte den Löwen, von welchem Herodot bei Thermopylä spricht, mit Leonidas Grab, und suchte mit größtem Eifer. Aber alle mein Suchen war vergebens. Ich weiß nicht, ob es hier ist, wo der Abbé Fourmont drei merkwürdige Denkmale entdeckt hat. Das eine war eine Halb-Säule, auf die der Name Jerusalem gegraben war. Vielleicht betraf er die Verbindung, welche nach dem Buch der Makkabäer zwischen den Juden und den Lazedämoniern Statt fand. Die beiden andern waren Grab-Inschriften von Lysander und Agesilaus. Es war natürlich, daß ein Franzose die Gräber von zween großen Generalen finden mußte; verdankte Europa doch auch meinen Landsleuten die erste genaue Kenntniß der Ruinen von Sparta und Athen. . . . Ich weiß nicht, ob meine Bemerkungen auf die Nachwelt kommen werden; aber ich habe wenigstens meinen Namen mit dem von Sparta vermischt, das ihn allein der Vergessenheit entreissen kann. Ich habe die Lage dieser Stadt bestimmt; ich habe, so zu sagen, unsterbliche Trümmer wieder gefunden. — So bestimmt ein einfältiger Fischer, durch Zufall oder Schiffbruch, die Lage von Klippen, die der Nachforschung der geschicktesten Piloten entgangen sind!

Im alten Sparta waren eine Menge Altäre und Statuen dem Schlaf, dem Tod, der Schönheit, der Furcht unter den Waffen, wahrscheinlich derjenigen, welche die Lacedämonier ihren Feinden einflößten, geweiht. Von alle diesem ist nichts mehr übrig, nur las ich auf einer Art von Sockel die vier Buchstaben ΛΑΣΜ. Muß man γελασμα lesen? Und ist dieß etwa das Piedestal jener Statue des Lachens, welche Lykurg unter den gravitätischen Enkeln des Herkules aufgestellt hat? — Wahrlich, der Tempel des Lachens, noch allein unter den elenden Resten des begrabenen Sparta's dastehend, ist ein schöner Triumph für Democritus Philosophie!

Der Tag neigte sich, als ich mich von diesen ruhmerfüllten Trümmern, von Lykurgs Schatten, den Erinnerungen an Thermopylä und allen Lügen der Fabel und der Geschichte losriß. Die Sonne sank hinter dem Taygetus hinab, so daß ich sie ihren Lauf auf Lacedämons Ruinen beginnen und endigen sah. Vor dreitausend fünfhundert und drei und vierzig Jahren war sie zum erstenmal über der neugebornen Stadt auf- und untergegangen. Voll der Gegenstände, die ich gesehen hatte, und in endlose Betrachtungen versunken, reißte ich weiter. Aber Tage, wie dieser, geben uns Geduld, das Unglück zu tragen, und machen uns besonders gegen viele andre Schauspiele gleichgültig.

Notizen.

Herr Kaufmann aus Dresden, ist in Karlsruhe angekommen, mit seinem neuerfundenen Instrument, dessen Namen ich nicht weiß, dessen rührenden, herzeindringenden Ton ich aber gehört und gefühlt habe. Ein Kenner und Liebhaber der Musik schrieb mir davon: „Unter der zahlreichen Familie der Instrumente der Harmonika, verdient dieß Instrument durch seine Kraft in der Tiefe und den Mittellönen, so wie durch die seltene Gewalt über den Ton überhaupt, eine sehr rühmliche Auszeichnung; und ich habe es wirklich so gefunden. Dabei bemerk' ich noch, daß das Anschwellen und Vermindern des Tons (crescendo und decrescendo) sich bis zum Erschüttern verstärken, und bis zu einem kaum hörbaren Hauch beschränken läßt. Dabei sind Vorrichtungen angebracht, wodurch es dem Spieler möglich wird, den schönen Nachhall beträchtlich zu verlängern, und auch so zu dämpfen, daß das markirteste Staccato hervorgebracht werden kann. Bei dem Sinn und Geschmack, womit es Herr Kaufmann behandelt, ergreift sein Spiel wunderbar das Gemüth.

Er ist Willens, in der nächsten Woche ein Concert zu geben.

C.

* * *

Nach einem, dem Kaiser neulich vom Minister des Innern erstatteten, Bericht, ist die Gesammt-Zahl der Schafe in Frankreich 34 Millionen inländischer, 5 Millionen verbesserter Race, und 200,000 Stück ganz feiner Schafe spanischen Ursprungs. Diese 37 Millionen Schafe geben jährlich 29,200,000 Kilogramme reingewaschener Wolle. — Zugleich erfahren wir, daß Frankreich gegenwärtig für 22,700,000 Fr. wollener Stoffe ausführt, und daß es jährlich noch 6 Millionen Kilogramme seiner Wolle aus dem Ausland bezieht.

Sollte man es wohl glauben, daß unter allen großen europäischen Städten in London die schlechteste Polizey, und in Konstantinopel die beste ist? — Und doch braucht man nur Colquhoun's Werk, über die Polizey von London, und alle Reisebeschreibungen über die Türkei zu lesen, um sich von diesem, alle christliche Cultur verhöhnenden, Satze zu überzeugen.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 28. Den 6. April 1811.

Auf den heutigen Tag fällt eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte der Liebe. Es war der 6te April 1327, an welchem Petrarka seine Laura zum erstenmal erblickte, und mit einer Liebe gegen sie entzündet wurde, die nur mit seinem Leben endigte. Dieser Liebe verdanken wir seine unsterblichen Gesänge, und vielleicht überhaupt den kühnen Aufschwung, den sein Geist genommen hat. An demselbigen Tage des Jahrs 1348. starb Laura, und bei dieser Gelegenheit schrieb der Dichter die schmerzvollen Worte: „dieser Verlust wird ewig vor meiner Seele schweben, und mich fühlen lassen, daß nichts mehr hienieden mich glücklich machen kann, und daß es Zeit ist, der Welt zu entsagen, nachdem das theuerste Band zerrissen, das mich an sie knüpfte. Dieß Entsagen wird mir mit des Himmels Hülfe nicht schwer fallen. Die Vergangenheit zeigt meinem Geiste, daß alle seine Sorgen eitel, alle seine Hoffnungen trügerisch waren, und daß alle seine Entwürfe entweder scheiterten, oder mir Unglück bereiteten.„

Was ich thäte, wenn ich wieder jung würde.

Vor allen Dingen studierte ich Mathematik, lernte Schach- und Ombre-Spielen, stünde frühe auf, und thäte einen heiligen Schwur, nie durch ein Augenglas zu sehen.

Ich läse keinen andern Dichter, als Homer, Horaz, Shakespeare, Cervantes, Göthe und Schiller; keinen andern Geschichtschreiber, als Tacitus und Polyb.

Ich tränke nichts, als Wasser, und äße weder Gemüsse noch Backwerk, sondern blos Fleisch und Baumfrüchte. Von Caffe-Chokolade- und Thee-Trinken wäre ohnedieß keine Rede.

Ich liesse mir eine große schwarze Tafel machen, worauf die Worte: schiebe nichts auf, und thue alles, was möglich ist, setzen! mit goldenen Buchstaben stünden. Diese Tafel hienge ich über meinen Schreibtisch, und läse sie täglich tausendmal.

Ich würde den Umgang von allen denjenigen suchen, die ich gewöhnlich allein gehen sähe.

Ich würde an allen denjenigen, über welche man lacht, eine gute Seite herauszufinden suchen.

Ich würde Physik und Astronomie studieren, um den Religions-Unterricht entbehren zu können.

Ich würde die Bekanntschaft von allen Familien zu machen suchen, in welchen wohlerzogene Kinder wären.

Ich würde kein Mädchen früher mit Aufmerksamkeit ansehn, als bis ich eine Frau brauchte.

Ich würde immer schweigen, sobald ein älterer Mann spräche, und nie früher reden, als bis ich bestimmt wüßte, was ich sagen wollte.

Ich würde mich von schlechten Büchern, schlechten Kunstwerken, schlechten Schauspielen, elenden Gesprächen und schlechter Gesellschaft ferne halten.

Ich würde — ich würde — und was würde ich noch? — Wahrscheinlich alles das vergessen, und es gerade so machen, wie ich es gemacht habe, da ich noch jung war.

Digitized by Google

Fragmente über die Türkei.

7. Karakter der Türken.

Es hat sich so eben, beinah unter unsern Fenstern, ein Vorfall ereignet, der hier gerade nicht selten ist, aber uns tief erschüttert hat. In Konstantinopel sind, zur Erhaltung der guten Ordnung und der Polizey, beinah unaufhörlich Patrouillen in Bewegung. Sie bestehen aus etwa zwanzig Janitscharen, welche blos mit einem Dolch bewaffnet sind, und einen weissen Stock tragen, den sie sehr geschickt zu gebrauchen verstehen, um die Diebe, welche ihnen entfliehen wollen, zu halten, indem sie ihn ihnen zwischen die Beine werfen. Auch geben sie mit diesem Stock die Bastonnaden. Der Offizier, welcher diese Patrouillen befehligt, tritt unvermuthet bei den Kaufleuten ein, die im Verdacht stehen, daß sie Maas und Gewicht verfälscht haben, oder verbotene Waaren verkaufen. Findet er diesen Verdacht gegründet, so wird das Vergehn auf der Stelle gerichtet und bestraft, entweder durch die Bastonnade, oder damit, daß man den Verbrecher mit dem Ohr an die Thüre seiner Bude festnagelt.

Diesen Morgen hielt die Patrouille bei einem Bäcker von Pera stille. Man fand Brodte bey ihm, die nicht das erforderliche Gewicht hatten, und so bemächtigten sich die Janitscharen seiner auf der Stelle, um ihm die verdiente Züchtigung angedeihen zu lassen. Allein der Bäcker betheuerte mit einem Schwur, daß er in einem öffentlich geschlossenen Vertrag einem seiner Leute einen Theil des Gewinns abgetreten, und daß sich dieser dafür anheischig gemacht hätte, mit seiner Person für alle Veruntreuungen, die in dem Geschäft vorfallen könnten, zu bürgen. Der Offizier lies also sogleich diesen fest nehmen, und zur Bestrafung des Verbrechens, der Bastonnade, schreiten. Auch wurde der Unglückliche durch diese grausame Züchtigung so zugerichtet, daß man kein andres Mittel wußte, sein Leben zu erhalten, als ihn in ein frisch abgezogenes Schafsfell einzuwickeln, ein Mittel, das in solchen Fällen angewendet wird.

Eben so schleunig vollziehend zeigte sich die türkische Justiz kürzlich gegen einen Armenier, der in der Nähe vom Pallaste des Groß-Veziers einen Shawl gestohlen hatte. Man ergrief ihn auf der That, der Polizey-Offizier kam dazu, hörte die Zeugen ab, ließ auf der Stelle, wo der Diebstahl vorgefallen war, drei Stangen errichten, die an ihrer Spize zusammen gebunden wurden, und an diesen sogleich den Dieb aufhängen. Man hatte dem Armenier Hände und Beine mit dem Shawl, der ihn verführet, umwunden, und so blieb er hängen, bis irgend eine mitleidige Seele ihn wegnehmen und begraben ließ.

Diese Beispiele von Strenge haben den Nuzen, daß die Verbrechen sehr selten werden. Man kann Tag und Nacht in den Straßen von Konstantinopel umhergehn, ohne einen Angriff fürchten zu dürfen, der vorher berechnet gewesen wäre. Uebrigens wacht Jedermann genau darüber, daß nicht gestohlen wird; denn alle Bewohner einer Straße, in welcher ein Diebstahl vorfällt, müssen für den entwendeten Gegenstand gut stehen.

Die Hamal's, oder die türkischen und armenischen Lastträger, sind völlig zuverläßige Leute, und ihre Innungen, die in Quartiere und Straßen abgetheilt sind, bürgen für die Moralität ihrer Glieder. Man kann daher die kostbarsten Waaren ohne Sorge von einem Ende der Stadt bis nach dem andern senden, und hat gar kein Beispiel davon, daß dieses Zutrauen mißbraucht worden wäre.

Aus Beispielen kann man am richtigsten über die Moralität eines Volks urtheilen. Sie mahlt sich in seinen Gebräuchen, und seine Physiognomie besteht aus Karakter-Zügen, die man in seinem gewöhnlichen Leben, in seinen verborgensten Handlungen wieder findet. Da ich diesen Gegenstand einmal berührt habe, den ich übrigens nicht zu erschöpfen mir anmaße, so will ich in diesem Brief einige einzelne Bemerkungen, in Bezug auf den moralischen Karakter der Türken, zusammenstellen.

Einer unsrer Freunde kam mit einem Sack von tausend Piastern von Konstantinopel herüber. Da er an der Anfahrt von Tophana landet, platzt der Sack, die Geldstücke rollen heraus, zerstreuen sich am Ufer, und einige fallen sogar ins Meer. Sogleich stürzt sich die Menge, die umher steht, nieder, um die Geldstücke aufzulesen. Der Eigenthümer ist natürlich in großer Unruhe, und folgt allen ihren Bewegungen; aber er gewinnt allmählig einige Zuversicht, da er sieht, wie man ihm von allen Seiten die Piaster zubringt. Die Ruderer tauchen sogar ins Meer, um die Stücke, welche hineingefallen waren, herauszuholen. Er will großmüthig gegen die Leute seyn; allein jeder tritt zurück, und sagt, er habe blos seine Pflicht

Digitized by Google

gethan, und er würde, wenn er einmal anfangen wollte, zu viele Leute belohnen müssen. Ein Hamal ladet endlich den Sack wieder auf, und trägt ihn ihm nach Hause. Man kann sich vorstellen, daß unser Freund begierig war, sein Geld zu zählen. Er machte sich natürlich auf einen ansehnlichen Verlust gefaßt, und findet seine tausend Piaster vollzählig. Er traut seinen Augen nicht, und zählt noch einmal, und da ergiebt sich denn, daß blos ein einziger Piaster fehlte. Wo anders, als bei den Türken, möchte man unter der niedrigsten Volksklasse so viel Ehrlichkeit und Zartgefühl antreffen?

In den Tribunalen folgen die Türken mehr den Gesezen der Natur, als dem Gewirre der Chikane, und ihre berühmtesten Richterssprüche sind eher Ueberraschungen und listige Auswege, durch die sie zur Wahrheit gelangen. Man möchte wirklich glauben, daß Cervantes, welcher, wie bekannt ist, lange unter den Muselmännern gelebt hat, eine Vorstellung ihres Justizwesens in der Schilderung habe geben wollen, die er von der Regierung der Insel Barataria und von Sancho Pansa's Entscheidungen entworfen hat.

Auch im Divan werden alle Geschäfte auf eine äußerst schnelle Weise verhandelt. Erklärt sich der Koran nicht bestimmt über einen Streitfall, so entscheidet der Vezier mehr nach seinem angebornen Gerechtigkeits-Gefühl, als nach seiner Gesez-Kenntniß. Freilich hat man wohl auch Beklechungen von fabalternen Richtern erlebt; allein die Beispiele sind doch selten, und auch diese entschuldigt man damit, daß man sagt, sie hätten sich durch zweideutigen Schein, durch Unwahrheiten, die der Mensch nicht immer durchdringen könne, täuschen lassen. Man versichert in diesem Fall sogar, daß eine Lüge, durch die ein Geschäft beendigt wird, besser sey, als Wahrheit, welche es noch mehr verwickelt.

Die Türken halten überhaupt weit mehr auf gesunden Menschen-Verstand, als auf Geist, und denken immer zuvor reiflich nach, ehe sie reden. Frage man sie etwas, so möchte man glauben, daß der Ton, der ihr Ohr getroffen, kaum bis zu ihrer Einbildungskraft dringen kann. Sie antworten Ja oder Nein, und oft gar nichts. Wiederhohlt man die Frage, so zieht man am Ende eine allgemeine Sentenz, die aus dem Koran genommen ist, eine sprüchwörtliche oder eine Räthsel-Rede aus ihnen heraus.

(Die Fortsezung folgt.)

Ehrerbietige Vorstellung und Bitte an einen Theil des ehrwürdigen Publikums, das Applaudiren betreffend.

Beschluß.

Wir müssen also freimüthig gestehen, es ist uns aufgefallen, wenn, sonst schätzbare Mitglieder von Ihnen, sogar den Ton im Applaudiren oder im Zeichen des Mißfallens angaben, die in andern Wissenschaften sehr bewandert seyn mögen, aber von Schauspielkunst und Musik etwas zu verstehen, sich selbst nicht anmaßen.

Am meisten betrübte es die bessern unter uns, wenn mittelmäßige Schauspieler bei einem mittelmäßigen Spiel, da sie z. B. bei einer Erzählung, die sie bis an die Fingerspizen elektrisiren mußte, mit übereinander geschlagenen Armen zuhörten, als ob man ihnen die unbedeutendste Stadtneuigkeit erzählte, oder wenn sie ihr Entzücken mit fürchterlichem Geschrei, und mit zusammengebissnen Zähnen ausdrückten, — herausgerufen wurden, da man sie hätte hineinpfeifen sollen.

Die Kunst, und die Kunst allein soll öffentlich beurtheilt werden; und so mußte es uns sehr auffallen, wenn man den Caricaturen von Rock, Haarbeutel, Perücke, Brille, Dose, Uhr applaudirte, die doch wirklich nicht zur Kunst gehören.

Auch gestehen wir, daß es uns wehe that, manche Schauspieler oder Schauspielerinnen applaudiren zu hören, sie mochten spielen oder singen, wie sie wollten. Etwa, weil man sie sonst kannte, schäzte, beschüzte, sie sehen wollte.

Und am wehesten that es uns, wenn man Fehler gegen die Kunst applaudirte, Caricaturen, Uebertreibungen, unbändiges Schreyen, besonders kurz vor dem Weggehen; Contorsionen, extemporirte, elende Späße ꝛc., was man eigentlich hätte ausspeisen sollen.

Es thut uns weh, um der Kunst, um der einzelnen Schauspieler, und — erlauben Sie uns, es zu sagen — um Ihrer selbst willen.

Die Kunst leidet offenbar darunter. Der Schauspieler will Beifall, und äußeres Zeichen des Beifalls. Der schlechte, und selbst der mittelmäßige sucht ihn zu erlangen, wie er zu erlangen ist. Nun bemerkt er, daß das herkommliche Beifallszeichen am ersten und reichsten erfolgt, wenn der Schauspieler im Comischen und Tragischen recht übertreibt, schreit, poltert, tobt, Caricaturen aller Art darstellt, wenn, besonders gegen das Ende bedeutender Szenen, das alles auf den höchsten Punkt getrieben wird. Er wird also immer mehr übertreiben, schreien, toben, poltern, immer ärgere Caricaturen im Komischen machen, und vor dem Weggehen vom Theater die Rolle des Besessenen spielen. Der gute Schauspieler wird, als ächter Künstler, das zwar nicht thun. Er wird sich in der Grenze des Wahren und Schönen halten, wie auch der Erfolg seyn mag. Aber er wird anfangs muthlos, und am Ende gleichgültig gegen das Urtheil eines solchen Publikums werden, und dadurch die Lebendigkeit in seinem Spiel verlieren, die ihm nur durch ein sinnvolles und dankbares Publikum erhalten werden kann. Alle werden also verdorben durch das, was sie bessern und ermuntern sollte.

Aber selbst Ihre Günstlinge und Günstlinginnen werden dadurch verlieren, wie auch ihr Spiel, ihr Gesang seyn mag; sie sind sicher, applaudirt zu werden, weil sie es nun einmal sind. Sie werden also ihr Spiel vernachlässigen, nur ihr Schreien und Polter-Hokuspokus machen, also immer schlechter werden; denn wer in der Kunst nicht fortschreitet, der geht zurück. — Am Ende werden

Digitized by Google

sie, selbst Ihnen, unausstehlich seyn, wie sie es dem gebildeteren Theil Ihrer großen Gesellschaft schon längst waren. Auf alle Fälle haben Sie Ihre eigene Lieblinge geschändet.

Kaum werden Sie es glauben, daß Sie durch das unzeitige, übel angebrachte Applaudiren sich selbst schaden können; und doch ist es so. Indem Sie ein Urtheil über uns aussprechen, geben Sie den Stoff, eins auszusprechen über Sie. Indem Sie uns rezensiren, rezensiren Sie sich selbst; und wie Sie uns rezensiren, haben Sie sich selbst rezensirt — wenigstens produzirt, wo denn das Rezensiren nicht ausbleiben wird. Durch die Schauspieler, denen, durch die Stelle, wo, und durch die Art, wie Sie applaudiren, sprechen Sie das Urtheil über den Grad Ihrer eigenen ästhetischen Bildung aus. In diesem Applaudiren findet also der Kenner den Thermometer von dem Geschmack oder Mißgeschmack in einer Stadt. Wird gute Schauspielern und Sängern, wenn ihr Spiel oder Gesang ihnen gelungen ist, gehörig applaudirt, werden die mittelmäßigen schweigend entlassen, und wird den schlechten ein Zeichen gegeben, daß sie schlecht seyen; werden Grade im Applaudiren beobachtet, und nach dem Grad der überwundenen Schwierigkeiten oder der getroffenen Natur, der allfühlbaren Wahrheit, der richtig ausgedrückten Empfindung berechnet; ruft man immer die vorzüglichen, und nie einen mittelmäßigen Schauspieler heraus; empfängt man den ersten gleich beim Auftritt mit Zeichen des Beifalls, und nie den zweiten; dann sieht der Sachkenner und Schauspieler, daß hier ein gebildetes Publikum den Ton angiebt. Geschieht aber das Gegentheil, aus Mißgeschmack, aus persönlicher Vorliebe, oder persönlichem Widerwillen; so urtheilen Sie selbst, was die Gebildeten dazu sagen müssen und werden.

Nach dieser Verständigung trauen wir es Ihrer Liebe zur Kunst, zu uns, und der Sorge für Ihre eigene Ehre zu, daß sie zwar, wie natürlich, dem Beifall geben, was Ihnen gefällt; aber nicht immer den lauten Beifall, der sich schon anmaßet, Kenner und Richter seyn zu wollen; daß sie nicht immer nachapplaudiren, wenn der erste Beste applaudirt, sondern erst sehen, wer diesen Ton angiebt; daß Sie auch nicht aus Partevlichkeit für diesen oder jenen unter uns, dieses Beifallszeichen geben werden. Vielmehr werden Sie sich erinnern, daß bei den Griechen dem dramatischen Künstler die Krone nicht durch das Urtheil einer lärmenden Versammlung, sondern durch das Urtheil von wenigen erwählten Sachkennern ertheilt wurde, die noch dazu einen Eid schwören mußten, daß sie unparteyisch urtheilen wollten.

Die Schauspieler und Schauspielerinnen in den Städten A, B, C bis Z.

Correspondenz.

Freiburg, März 1811.

Wer Freiburg, seine gutmüthigen und folglich auch fröhlichen Bewohner, und seine wunderschönen Umgebungen kennt, lebet gewiß, selbst im Winter, mit Vergnügen dahin zurück. So ich. Nicht unglücklich erwählet dieser Ort in vielen Stücken mit Carlsruhe, in manchen sogar entschieden glücklich. Man bemerkt hier einen allgemeinen Hang zur reinmenschlichen, von keinem hämisch-kritischen Beisatze vergällten, Unterhaltung. Der Freiburger geht Sonntags, Dienstags, Donnerstags und Samstags ins Theater, Montags und Freitags in den Casino, und Mittwochs auf den Makgrafenhügel; aber nie hören Sie ihn über Gesehenes schimpfen, selten etwas tadeln: warum? weil er eben so klug als gut ist, und nicht selbst, Stöhrer seiner Freudengenüsse seyn will. Hier einige Belege auf der Theater-Chronik zur Bestätigung des Gesagten:

Man gab Fiesko. Ein junges artiges Mädchen war Bertha, Bertua's Tochter. Sie erkannten sich, daß am Schlusse des haarsträubenden Fluches, Vater Bertua seine unrömische Tochter mit einem Tuche verhüllt. Dieß geschah denn auch; vermittelst eines recht schönen schwarzen durchsichtigen Spitzen-Schleyers, geschah mit größerer Behutsamkeit und Accuratesse, als man von einem Vater in dieser Situation billig verlangen konnte. So meinte ich — aber nicht die schöne Bertha. Kaum wurde sie gewahr, daß das eine Ende des Schleyers um etwas tiefer hieng, als das andre; so nahm sie ihn ruhig und besonnen ab, suchte sorgfältig dessen Mitte, legte ihn gelassen wieder über die schaamglühenden Wangen und zupfte mit beiden Händen so lange hin und her, bis sie bei Schleyers gleichgewicht und Ebenmaaß hergestellt, und so den groben Fehler des unästhetischen Vaters verdeckert hatte. — Sie lächeln? Nu, das war auch alles, was die guten Freiburger thaten.

In Ktara von Hohenchen spielte ein Mitglied des Thaliens den Landgrafen Heinrich so fudrert schlecht, daß er von Szene zu Szene lieber fant, und am Ende mit dem pathetischen Ausrufe abgieng: „ich entsage der Welt und ihren Freuden, und verberge mich auf ewig in ein Nonnenkloster!„

Der Souffleur spielt immer die Hauptrolle; aber besser, er spielt alle Rollen, und zwar so laut und vernehmlich, daß die Kasse stets noch einmal so stark wäre, wenn jeder, der ihn hört, doppelt zahlte. Aber das muß so seyn, sonst schwiegen die Schauspieler. — Ja, der arme Mann ist so sehr an seine Function gewöhnt, daß er gar nicht begreifen wollte, wie es möglich sey, daß sich zwei anwesende Akte (Herr und Madame Vogel) das Sentiren verbitten konnten.

Haben Sie Lust, über die Darstellungen dieses Künstlerpaars etwas zu lesen, so können Sie in den gleichgiltigen Nummern des nächsten und unterhaltenden Freiburger Wochenblatts, dem eine Theaterkritik als unentgeltliche Beilage angehängt ist, Ihre Neugierde befriedigen. Ich unterschreibe gern, was der in der That einsichtsvolle und kenntnißreiche, Verfasser jener Kritiken zu Vogels Lobe sagt; dennoch möchte ich demselben anmaßerlich bemerken, daß es mir (und vermuthlich auch ihm, so wie vielen andren) geschienen habe, als gleite dieses sonst sehr schöne Paar nur deshalb manchmal aus, um andre vor dem gänzlichen Fallen zu bewahren. Es ist immer löblicher, denen schwache Beine zuzutrauen, welche nicht aus dem Stolpern herauskommen, als denen, welche auf so großer Besorgniß bisweilen mitstolpern. Das ganze Publikum würde eine solche Bemerkung von Seiten des Herrn Kritikers mit Beifall aufgenommen, und gern den Vorwurf, als sey derselbe allzu partheyisch oder doch zu nachsichtig gegen die Fehler Mancher, in etwas zu mildern Verstandsung ergriffen haben. Uebrigens gaben die Freiburger durch immer wachsende Theaterbesuche während der Anwesenheit dieser Künstler, unzweideutige Beweise ihrer Theilnahme, und bedauerten allgemein, daß es Zug-Vögel waren.

(Die Forts. folgt.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 29. Den 10. April 1811.

Ihre kaiserl. Majestäten (Katharina II. und Joseph II.) fühlen sich zuweilen wegen der armen Teufel von Türken auf den Zahn. Es wurden einige Worte deßhalb hingeworfen. Als Freund des schönen Alterthums und ein wenig von Neuerungen, sprach ich von der Wiederherstellung Griechenlands. Katharina ließ Lykurgs und Solons wieder aufleben, Ich redete von Alcibiades, allein Joseph II., der mehr für die Zukunft, als für die Vergangenheit, mehr für die Wirklichkeit, als für Chimären ist, frug: aber zum H..., was mit Konstantinopel anfangen?

Aus einem Brief des Fürsten von Ligne, vom 10ten April 1787.

Die Liebenden von Teruel.

Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht;
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

I.

Jeder Reisende, der in die alte aragonische Stadt Teruel kommt, besucht daselbst in der Kirche von San Pedro die Reste der Liebenden von Teruel. In einem Schrank, der mit einer Glasthüre verschlossen ist, werden sie aufbewahrt, und die Verwesung hat noch so wenig auf sie gewirkt, daß dieses schon für ein großes Wunder gelten könnte, wenn die Innigkeit und Unerschütterlichkeit ihrer Liebe, und die Geschichte ihres Todes nicht noch ein größeres Wunder wäre. In zahllosen Romanzen, in einem großen Gedicht von Don Juan Yaque de Salas, und in einem Trauerspiel von Dan Juan Perez de Montalvan, das noch häufig und mit dem größten Beifall auf den spanischen Theatern aufgeführet wird, ist die Geschichte dieser beiden seltenen Liebenden besungen, und die hohe Innigkeit ihrer Leidenschaft dient heutzutag allen Liebenden in Spanien zum Muster und Beispiel, wenn sie sich von der Ewigkeit ihrer Liebe reden wollen.

Wir erzählen daher diese tragische Begebenheit nach einer alten Handschrift, die noch zu Anfang des siebenzehenten Jahrhunderts in den Archiven der Stadt Teruel aufbewahrt wurde, deren Abschrift durch gerichtliche Zeugnisse bestätigt, und kürzlich von dem bekannten Don Isidoro de Antillon in einer kleinen Schrift: Noticias historicas sobre los amantes de Teruel, Madrid 1806. 8. bekannt gemacht worden ist. Bei der Uebersetzung haben wir uns mehr einer treuen Genauigkeit, als einer gesuchten Zierlichkeit beflissen; indem wir diesem schönen Wunder der Liebe nichts von der Eigenthümlichkeit in der Erzählung eines Zeitalters rauben mochten, das die edelste aller Leidenschaften schöner zu würdigen verstand, als die spätern Zeiten, in welchen ihre höchste Innigkeit so oft mißverstanden, so oft unbegriffen und unerwiedert, dasteht.

II.

Nachdem wir von Trübsal und Kriegen gesprochen, so ist es gut, auch von der Liebe zu reden.

In Teruel war ein junger Mensch, genannt Diego Juan Martinez de Marcilla, welcher wohl zwei und zwanzig Jahre haben mochte. Er verliebte sich in Isabella de

Digitized by Google

Segura, Pedro de Segura's Tochter. Sie war des letztern einziges Kind, und er sehr reich. Die beiden jungen Leute liebten sich gar sehr, und der Jüngling sagte ihr, daß er mit ihrem Herzen auch ihre Hand besitzen möchte. Sie antwortete ihm, wie das auch ihr Verlangen wäre, daß sie sich ihm aber nicht anders, als mit Einwilligung ihres Vaters und ihrer Mutter, ergeben würde. Er gewann sie darum nur noch lieber, und ließ ihrem Vater den Antrag thun. Dessen Antwort gieng aber dahin, daß ihm der Jüngling zwar ganz wohl gefalle; allein da er kein Vermögen habe, so soll er ihm seine Weigerung nicht übel nehmen. Sein Vater habe noch andre Söhne, die mehr von ihm zu erben hätten. Er werde die Sache daher nicht eingehn; denn er könne seiner Tochter 30,000 Sueldos mitgeben, und nach seinem Tod bekomme sie noch sein ganzes Hauswesen.

Der Jüngling war gleich entschlossen, und sagte dem Mägdlein: da ihr Vater ihn nur wegen des Vermögens ausschließe, so wolle er, wenn sie fünf Jahre lang warten wollte, auf Leben und Tod in den Krieg ziehn zu Wasser und zu Lande, um sich Reichthum zu erwerben. Sie ließ sich das endlich gefallen, und er zog aus fünf Jahre lang, kämpfte gegen die Mauren, und gewann sich Ehre und Vermögen zu Wasser und zu Lande.

Während dieser Zeit wurde Isabelle vielmals von ihrem Vater angegangen, einen Gemahl sich zu wählen. Ihre Antwort war aber jederzeit, daß sie bis zu ihrem zwanzigsten Jahre Jungfrauschaft gelobt habe, und daß sich die Weiber nicht früher verheirathen müßten, als bis sie ein Haus zu regieren verstünden. Weil nun ihr Vater sie sehr liebte, so ließ er sie gewähren; allein nachdem die fünf Jahre um waren, sprach er zu ihr: „meine Tochter, nun geht mein Verlangen dahin, daß du einen Genossen dir erkiesest.„ Als sie daher sah, daß die Zeit gekommen war, und sie inzwischen gar nichts von ihrem Geliebten erfahren hatte, so antwortete sie, daß sie ihrem Vater gehorchen wolle. Also ward sie mit Azagra verlobt, und in Kurzem die Hochzeit zugerüstet.

Isabellens Eltern und Verwandten freuten sich dessen höchlichst; denn sie wußten nichts um ihr Geheimniß. Die Braut hingegen war von nun an schwermüthig und nachdenklich, so sehr, daß es ihr gar nicht in den Sinn kam, sich in Schmuck zu kleiden, sondern sie immer in schwarzen Gewändern einhergieng. Um diese Zeit kam ein Page zu Segura mit höflichem Vermelden von dem alten Marcilla, daß er Kunde bekommen, wie sein Sohn gesund und mit großem Reichthum auf dem Wege nach Teruel sey, darüber sich alle sehr erfreuten. Auch stand es wenige Tage an, so langte der junge Marcilla in seines Vaters Hause an. Da sagten sie ihm denn, daß Isabelle mit Azagra verlobt sey. Er verstellte sich aber vor seinem Vater, um dessen Freude nicht durch seine Schmerzen zu trüben.

Marcilla geht zu Bette, aber ruhen kann er nicht. Er verläßt sein Lager, und das Gesicht verhüllt, wankt er zum Mahl und zum Tanz bei Isabellens Hochzeit. Wie die Musik ihre Töne erhob, fieng die Neu-Vermählte an, zu tanzen. Hierüber ergrief Marcilla'n größerer Schmerz, als wenn ihm das Messer an der Kehle gewesen wäre. Wuth preßte sein Herz zusammen, er verließ den Saal, und versteckte sich in das Gemach, das dem Ehepaar zum Hochzeitbette und ihm zum Grab bereitet war. Solches konnte er unbemerkt thun, weil im ganzen Hause die größte Bewegung herrschte.

Das Fest nahm ein Ende, und er hätte nicht mehr fortgehn können, wenn er auch gewollt hätte. Da hört er, daß die Gäste heimgehn, und die Neu-Vermählten in ihr Gemach treten. Azagra will von dem Recht, das ihm die Ehe gab, Gebrauch machen; allein Isabelle bittet ihn, für diese Nacht von ihr abzulassen, weil nur sie noch zu Erfüllung eines Gelübdes fehle, das sie dem Himmel gethan habe. Azagra will ihr nicht gewähren; allein sie besteht auf ihrer Bitte. Er weigert sich wieder, aber sie antwortet ihm, daß es nicht gut sey, einer Frau Gewalt anzuthun, besonders wenn man ihr Gatte wäre; und sie sieht ihn mit Schmeichelworten und Thränen, bis er endlich nachgiebt, und ihr schwört, die Frucht der Ehe noch nicht zu pflücken. Darauf legen sich beide nieder. Verdrießlich, wie er war, schlief Azagra ein; sie aber wachte; denn ob sie gleich vermählt war, so war doch Marcilla in ihrem Herzen, und solches quälte sie um so mehr, da sie beim Gastmahl gehört, er sey zurückgekommen, um Wort und Schwur zu lösen. Mancherlei traurige und peinigende Gedanken wogten in ihrem Geiste hin und her.

Keck und verwegen, wie ein Liebhaber, trat Marcilla jetzt leise hinter den Vorhängen hervor, faßte ihre beiden

Digitized by Google

Hände, und sprach: „der Mann, dessen Braut du einst „gewesen, ist hier.„ Erschrocken über die unerwartete Erscheinung, fuhr Isabelle auf. Sie wollte schreien, aber die Stimme gebrach ihr; denn ihre Zunge klebte am Gaumen, und Schweiß bedeckte ihren ganzen Körper. Aber bald faßte sie sich, und sagte mit bebender Stimme: „wehe! was ist das?„ — Sie sah ihre Hände von einem Manne gefaßt, der leise zu ihr sprach: „höre mich an, „Isabelle, und fürchte dich nicht. Meine Absicht ist „nicht, deine Ehre zu verletzen, ob ich gleich gerechte Ursache für meinen Schimpf nehmen könnte. Ich bin blos „gekommen, auf daß du mir sagest, warum du mich verlassen, da ich dir doch so viele Jahre mit wahrhafter, „inniger Liebe gedient, da ich um deinetwillen, schuldlos, „Eltern, Verwandte und Freunde verlassen, fremde Reiche durchirrt, und mein Leben den Pfeilen und Lanzen „Preis gegeben, dies weil du mir geschworen, daß du dich „innerhalb fünf Jahren, die doch kaum verflossen sind, „nicht vermählen wolltest; sprich, warum hast du es denn „noch gethan? Konntest du dein Wort nicht länger halten, da du doch kaum zwanzig Jahre hast? Dein Vater verstieß mich, weil ich arm war; auch du verstößt „mich, weil du dich mit Einem reichen Mann verheirathet „hast. Arm bin ich, ja; aber ich sage dir, welch große „Frau du auch seyn magst, so kann er dich unmöglich „lieben, wie ich dich liebe; denn du weißt, daß ich für „dich leide und sterbe. Als ich fortzog, sprachst du nicht „zu mir: gehe, traure nicht, und hoffe auf meine Treue; „denn ich werde dir beständig seyn? Wirst du mir denn „nicht sagen, was dich zu solchem Verrath bewogen? „Wenn hab' ich dich je mit Worten, mit Werken, mit „Begierden beleidigt? Wann war ich nicht immer, so „lang ich im Lande war, dein Diener? Und liebte ich „dich, da ich gegenwärtig und ferne war, nicht immer? „Nimm diesen Dolch, und reisse dieses Herz, das dein „ist, aus meiner Brust; denn lieber will ich sterben, als „dich verlieren!„

Isabelle erkannte nun, wenn auch nicht in Antlitz und Stimme, doch in den edeln Gesinnungen und wahrhaften Gründen, daß es Marcilla war. Sie konnte nichts läugnen, und entschuldigte sich, daß sie ihn — wie auch wirklich die Rede gegangen war — mit einer andern Dame vermählt geglaubt; und daß er gefehlt habe, weil er reich, jung, bewundert und siegreich, sich nicht, ob er es gleich gekonnt, zur rechten Zeit eingestellt, und daß sie sich, nachdem er sie so vergessen, aus Eifersucht und Verachtung vermählt habe. Am Ende aber wälzten beide die Schuld von sich ab, und vergaben einander.

Zum Lohn für seine Treue, seinen Dienst, und für allen Schmerz, den er erlitten, bat Marcilla sie um einen Kuß, mit dem er sich zufrieden stellen wollte; aber Isabelle antwortete ihm tugendsam, und sprach: „dazumal, Marcilla, da ich dich liebte, war ich Herr über „dich und meine Handlungen; auch ich habe deine „Leiden und deine Qualen in gleichem Maaße gefühlt, „und ich gestehe dir, daß nur das Messer des Todes die „Liebe endigen konnte, die ich zu dir trug. Erst deine „Verachtung und meine Eifersucht haben die Sachen dahin gebracht, wo sie jetzt sind. Nun ich mich vermählt, „so bin ich nicht mehr mein eigen, und obgleich nicht gestorben, bin ich doch begraben. Was einem andern gehört, kann ich dir nicht geben; denn wenn ich dir gebe, „was Agagra'n, meinem Herrn und Gemahl gehört, so beleidige ich ihn schwer, und verletze meine Keuschheit.„

Solches sprach sie. Er aber ließ nicht ab. Heftig brach er los, Seufzer stieß er aus, statt zu weinen, auf daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Isabelle aber, keusch und rechtschaffen, widerstehe ihm, und willigt nicht ein, ihren Gemahl zu beleidigen, wie schwer es ihr auch wird. „Sage,„ fieng Marcilla wieder an, „bedenkst du „nicht, daß ich, wenn ich mindert rechtschaffen wäre, dei„nen Gemahl, meinen Feind, tödten, und dir mit Ge„walt nehmen könnte, warum ich dich flehe? Aber ver„hüte der Himmel, daß ich erhalte, was du mir nicht „gerne gibst. Thue mir daher diese Liebe, du siehst ja, „daß ich sterbe, und sterbend noch dich liebe und ehre., Sie weigerte sich wieder; da seufzte er tief, und sprach: „lüfte mich, denn sonst muß ich ohne Rettung sterben.„ Aber da sie immer noch auf ihrer Weigerung bestand, sagte er: „so lebe wohl, Isabelle . . .„ und mit diesen Worten brach ihm das Herz. Isabelle fiel mit ihm nieder; sie fühlte ihn erlöscht an, und fand ihn ohne Wärme und ohne Athem. Sie rief ihn bei seinem Namen; aber es antwortete ihr nicht.

Isabelle blieb sprach- und athemlos. Endlich brachen ihre Klagen los, und ohne Furcht vor ihrem Gemahl, rief sie aus: „treuer, redlicher Gatte, Herz meines Herzens, was hat dir so schnell das Leben geraubt?„ Bei ihren Worten und Klagen erwachte Agagra, und frug sie: „was ist dir, mein Weib? rief sie mir nicht?„ Sie faßte sich, und sprach, als ob sie eben aus einem Traum erwachte: „es träumte mir, mein Gemahl, daß eine „Freundin von mir in Cerdenna in ihrer frühsten Jugend „einen Jüngling sehr liebte. Ihre Eltern gestatteten ihr „nicht, ihn zu heirathen, weil er ihr an Vermögen ungleich war. Da zog er aus, um sich solches zu erwerben, und die Freundin versprach ihm, fünf Jahre zu „warten, ohne ihre Hand einem andern zu geben. Aber „aus Eifersucht that sie es dennoch. Nachdem die Zeit „um war, kam ihr Geliebter, der viele Drangsale ausgestanden hatte, und es gelang ihm, die Dame allein zu „sehen, ehe ihr Gemahl noch die Frucht der Ehe gepflückt „hatte. Er beklagte sich über das Unrecht, und sie sich „über seine Zögerung, die sie Unbeständigkeit nannte. „Endlich bat er sie um einen Kuß zum Pfand der Liebe, „die sie für ihn gehegt; sie aber, um ihrem Gatten die „Treue zu bewahren, gewährte ihm nicht. Dreimal flehte er sie, und versicherte, daß er sonst sterben müsse; „sie weigerte sich, und sprach, daß sie lieber mit dem Geliebten sterben, als dem Gatten die Treue brechen wolle. Endlich gab der Ritter, vor ihrem Angesicht, mit „einem Seufzer den Geist auf. Diese traurige Geschichte „sah ich im Traum, da du mich rufen hörtest. Und nun „sage mir deine Meinung: konnte die Dame ihrem Ge-

Digitized by Google

„liebten den Kuß geben, ohne sich zu verfehlen, oder muß„te sie ihn sterben lassen?„ Azagra lachte, und sprach: „es war eine dumme grobe Sprödigkeit von ihr, so grau„sam gegen den zu seyn, der sie liebte, und sie hätte ihm „wenigstens, da sie's im Leben nicht that, im Tode ei„nen, und tausend Küsse geben sollen. So ist meine Mei„nung.„ Auf diese Antwort brach Isabelle in Seufzer und Thränen aus, zeigte ihm den Leichnem, und sprach: „ich bin die dumme Spröde, aber meine Ehre habe ich „bewahrt.„ Azagra erschrak höchlichst über die traurige Geschichte. Beide waren verlegen, wozu sie sich entschliessen sollten; denn einer Seits fürchteten sie Marcilla's Verwandschaft, und anderer Seits die Strenge der Gerechtigkeit, wenn man ihn tod in ihrem Hause fände. Endlich aber beschlossen sie, den Leichnam fortzutragen, und vor des alten Marcilla's Hausthüre zu legen. Sie thaten das, und es geschah unbemerkt, da des Leztern Haus ganz in der Nähe von dem ihrigen stand. (Der Beschl. folgt.)

Correspondenz.

Freiburg, März 1811.

Beschluß.

Herr und Madame Scheerer, die nemlichen, welche Ifflands Hausfrieden in Carlsruhe verarbeiten halfen, gaben hier ein Declamatorium mit gleichem Erfolge.

Ein Studiosus der hiesigen Universität, der ehmals auch Theater-Kritiken schrieb, und theoretisch lehren wollte, wie man declamiren müsse, zeigt jezt practisch, wie man nicht declamiren soll.

Wie kommt es, daß die Universität Freiburg ein Theater hat, sogar alle Academiker in dasselbe abonnirt sind, da doch die Universität Heidelberg durchaus keines duldet? — Welche von beiden hat Recht? Die Freiburger, die ihre Musensöhne unter den Augen behält; oder die Heidelberger, welche die ihrigen, zum Sitten- Zeit- und Geld-Verlust, nach Mannheim schaarenweise ziehen läßt, um die nun einmal allgemeinen Theater-Gelüste zu befriedigen? —

Hätte ich in dem Badischen Lande das Theaterwesen zu organisiren, so würde ich die Sache ungefähr so angreifen: Carlsruhe und Mannheim müßten sich mit einer Gesellschaft begnügen, die jedoch zahlreich genug wäre, um jeder Stadt im Winter drey, im Sommer zwey Darstellungen wöchentlich zu geben. Dabei gewännen, gut betrieben, der Staat an Geld, die Städte an Abwechslung, und die Schauspieler an Eifer. — Einer zweiten Gesellschaft würde ich, mit jährlicher Abwechslung, Freiburg und Heidelberg für neun, und Baden für die drey hohen Sommer-Monate anweisen. — Die dritte bekäme Offenburg, Lahr, Rastatt, Pforzheim und Bruchsal zu bereisen. — Die Direktoren der zweiten und dritten Klasse erhielten nach bestandenem Examen, Privilegien auf mehrere Jahre; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, keine längeren als vierteljährige Engagemens zu schließen, damit sich die Hauptbühnen immer aus denselben rekrutiren könnten. — Nur was die erste Gesellschaft an Schauspielen und Opern bereits aufgeführt hat, dürfte auch von den beiden andern dargestellt werden. — Um Einheit in einen solchen Plan zu bringen und Arbeit nach einem Zwecke: nach Kunst- Sitten- und Geschmacks-Verbesserung, wäre ein Ober-Theater-Intendant oder Commissär von nöthen, an den sich die Unter-Intendanten und Direktoren in zweifelhaften Fällen zu wenden hätten. rc.

Es wäre doch in der That zu wünschen, daß die Regierungen auch dieser Kunst, der beliebtesten und wirksamsten, und folglich der obern Aufmerksamkeit würdigsten und bedürftigsten, ihre kräftige Theilnahme bewiesen, um den nicht zu berechnenden übeln Folgen, welche die Mißbräuche derselben veranlassen, vorzubeugen.

Ich glaube, wenn mir die Ausarbeitung eines solchen Planes für mein liebes Vaterland Baden aufgetragen würde, ich gienge con amore ans Werk; doch bäte ich mir, als einzige Belohnung, aus, daß alles Anwendbare auch wirklich angewendet würde.

Eh ich von Freiburg scheide, muß ich Ihnen noch aus Metastasio's Briefen, die mir hier in die Hände fielen, und die, nebenher gesagt, manches goldne Wort für Dichter, Schauspieler und Schauspieldirektoren enthalten, Einen übersezen, der mir deshalb interessant ist, weil er zeigt, wie viel Gewicht auch zuweilen ein guter Kopf auf Kleinigkeiten legt. — Metastasio wurde bekanntlich von Karl VI. im Jahr 1729. von Neapel nach Wien berufen, und da zum kaiserl. Hofpoeten ernannt. Der Brief enthält eine Beschreibung seiner ersten Audienz bei diesem stolzen Kaiser, wie er sie einem Freunde mittheilt.

„Auf allerhöchsten Befehl ward ich Dienstags nach Laxenburg „berufen, wo ich mit dem Fürsten Pio zu Mittag speiste, und „um 3 Uhr zur formellen Audienz geführt wurde. Der Kammer„herr, der mich begleitete, verließ mich an der Thüre des Zim„mers, in welchem der Kaiser mit bedecktem Haupte, ernsthaft „und nachdenkend, an ein Tischgen gelehnt stand. Ich gestehe, „so sehr ich mich auf diesen Moment vorbereitet hatte, beschlich „mich doch eine unruhige Gemüthsbewegung. Es fiel mir ein, „daß ich mich vor dem Größten der Erde befand, und daß ich „es sey, der zuerst sprechen müsse, ein Umstand, der meinen „Muth eben nicht erhob. Nachdem ich, der Vorschrift gemäß, „drey Verbeugungen, die eine an der Thüre, die zweite in der „Mitte des Zimmers, und die dritte in der Nähe des Kaisers „gemacht hatte, sezte ich ein Knie zur Erde; aber der überaus „gütige Herr begegnete mir sogleich mit den Worten: „Steht „auf! steht auf!„ dann sprach ich, eben nicht mit der festesten „Stimme, ungefähr folgendes: „Indem ich mich zu den Füßen „Eurer kaiserl. Majestät befinde, weiß ich nicht, ob mein Entzü„cken oder meine Verwirrung größer ist. So lang ich athme, „sehnte ich mich nach diesem Augenblicke; und nicht genug, daß „ich mich nun vor dem größten Monarchen der Erde beuge, es „geschieht auch mit dem preiswürdigen Karakter seines wirklichen „Dieners. Ich weiß, welche Pflichten mir diese Stelle auferlegt, „und kenne die Unzulänglichkeit meiner Kräfte. Wäre es mir ver„gönnt, mit Aufopferung meines Blutes ein Homer zu werden, „ich würde keinen Anstand nehmen, dieß Opfer zu bringen, doch „werde ich den Mangel an Fähigkeit, so viel mir möglich, durch „Fleiß und Aufmerksamkeit im Dienste Eurer Majestät zu ersezen „bemüht seyn, überzeugt, daß, so groß auch immer meine Schwä„che ist, die unendliche Huld Eurer Majestät noch größer seyn „wird, und ich hoffe, daß der Karakter eines kaiserl. Dichters „mir die Kräfte ertheilen werde, die ich von meinem Talente „nicht erwarten darf.„

„Je weiter ich in meiner Rede kam, je mehr sah ich das „Gesicht des glorreichsten Kaisers sich erheitern, der mir am „Schlusse sehr vernehmlich antwortete: „Ich war schon mit euern „Verdiensten bekannt, nun bin ich es auch mit eurer guten Le„bensart, und ich zweifle nicht, daß ihr mir in allem, was mein „kaiserl. Verlangen betrifft, Genüge leisten, und mich verpflich„ten werdet, mit euch zufrieden zu seyn.„ „Hier schwieg er „still, erwartend, daß ich mir eine Gnade erbitten würde, wes„halb ich, zufolge erhaltener Anweisung, um die Erlaubniß bat, „seine Hand küßen zu dürfen. Mit einem Lächeln reichte er mir „sie, und drückte die meinige; wogegen ich, gerührt von diesem „Liebeszeichen, im Uebermaße des Entzückens, die kaiserl Rechte „mit meinen beiden Händen faßte, und einen so kräftigen Kuß „darauf drückte, daß der herablassende Monarch empfinden muß„te, daß er aus meinem Herzen kam.„ —

„Ich schreib Ihnen alles genau, weil ich Ihre Neugierde „in diesem Punkte billige und für vernünftig halte.

Wien, den 25. July 1730.

Hiebei eine Extra-Beilage.

Digitized by Google

Beilage zu Nro. 29.
der
Süd-Deutschen Miscellen
für
Leben, Literatur und Kunst.
1811.

Protestationen aus München.

I.

So gewohnt wir auch seit geraumer Zeit her sind, in dem Sodoma und Gomorrha der öffentlichen Blätter noch weniger Gerechte zu finden, als der liebe Herrgott zu Abraham's Zeiten fand, so ist es doch eine andre Frage, ob es auch gut und ziemlich sey, nur immer zuzusehen und geduldig zu leiden, daß jeder Gänsekiel sich anmaße, sein unbedeutendes Urtheil dem allerdings bedeutenden und beachtungswerthen eines so zahlreichen Publikums unterzuschieben, als Münchens gebildete Stände zählen. Diesem Unfug in Hinsicht dessen, was in unserm Horizont liegt, ein wenig zu steuern, werden wir zuweilen, unter obiger Aufschrift, eine und die andere Berichtigung und Erörterung in gegenwärtiges vielgelesene Blatt einsenden, nicht zweifelnd, daß auch wir im Einzelnen und Minderwichtigen des Obigen wieder bedürfen können — was auf solche Art in weite Felder führen dürfte — aber auch wohl überzeugt, daß wir in unsern Urtheilen die Prinzipien der Wissenschaft, in unsern Aeußerungen die Forderungen der Billigkeit, und in unsern Berichten die öffentliche Meinung der Bessern und Unterrichteten zu beachten bemüht sind. Disputiren, das heißt, hin- und herreden in den Tag hinein, kann man über alles, und den größten Unsinn mit brillanten Scheingründen vertheidigen, aber der Verständige weiß dennoch gewöhnlich — noch ehe es weiter als zur Duplik kommt — sowohl aus der Lage der Sache selbst, als aus dem Ton, womit sie geführt wird, sich das Endurtheil und den Ausgang vorauszunehmen, und an diesen ja nur ist unser Wort gerichtet.

Wir haben in mehrern öffentlichen Blättern nicht ohne Erstaunen und ohne Lächeln gelesen, „der Brautkranz„ habe hier sehr gefallen — dieses Stück sey ein wahrer Gewinn für das Repertorium — es sey in einer sehr schönen und edeln Sprache geschrieben, und was dergleichen mehr ist. Es ist nicht zu läugnen, daß dieß allerdings wünschenswerth gewesen wäre, indem wir seit einigen Monaten unsre Zeit nicht immer auf das Beste los geworden sind, und mit der vermehrten Anzahl der Stücke unser Vergnügen und unsre Freude nur zu sehr in umgekehrtem Verhältnisse gefunden haben. Aber so lieb uns Plato und Aristoteles sind, und die hier mit diesen Sachen Beauftragten nur immer seyn dürften, die Wahrheit ist uns noch lieber, und da sie für dieselbst aus keinem tiefen Brunnen herauszuholen ist, sondern uns auf Straßen und in Gesellschaft ganz ungesucht entgegen kam, so sind wir hier blos mit ihrer Einführung in die auswärtigen Zirkel beschäftigt.

Besagter „Brautkranz„ ist am 21. Jänner hier zum erstenmal aufgeführt worden. Er ward mit der Stille und Aufmerksamkeit angehört, die man an uns Deutschen gewöhnt ist, welche von einem französischen, auf die ihm schuldige Achtung strenghaltenden, Publikum keinen Begriff haben, und denen es daher oft auch nicht besser gehört, als es ihnen geboten wird. Kein Zeichen von Tadel erhob sich, aber auch der Beifall ward äußerst schwach geäußert. Der Schluß ließ die Zuschauer kalt, und brachte weder Entsezen noch Rührung hervor. Als man das Haus verließ, fragte man sich, was man eigentlich gesehen, gehört, empfunden habe? Die Meisten hielten ihr Urtheil aus einer Art falscher Schaam zurück. Man wird es kaum glauben, wenn wir sagen, daß fast alle Zuhörer noch im Zweifel waren, ob der Staatsinquisitor ein edler Mann oder ein Böswicht, Monti ein Freund oder ein Verräther war, und so in Mehrerem. Kurz, die sich das Buch nicht verschaffen konnten, glaubten eine zweite Vorstellung abwarten zu müßen, um ein Urtheil fällen zu dürfen. Diese zweite Vorstellung kam, aber die erwarteten Aufschlüsse — blieben aus, und seitdem schien man im Allgemeinen dahin übereingekommen, daß die gespannte Neugierde nicht befriedigt worden, daß die Entwickelung ein Blutbad sey, das leicht hätte vermieden werden können, und folglich keine Theilnahme erregt,

Digitized by Google

und daß man endlich wohl thun würde, den Ermordeten die ewige Ruhe zu gönnen.

Liegt nun die Schuld davon an dem Verfasser — oder an den Schauspielern — oder an den Verkürzungen, denen das Stück unterworfen worden — oder gar am Publikum? — Liegt sie an allen zusammen? — Und was für ein Antheil fällt davon auf Jeden zurück? — Es mag nicht ganz uninteressant seyn, hierüber einige Worte — zu verlieren.

Hier der Plan und die Anordnung des Stückes:

I. 1.) Den Mahler Palma in Venedig besucht ein Pilger, während er an einem Portrait mahlt; sie reden über Kunst, und gehen ab, des ersten Gallerie und Speisekammer zu besuchen. 2.) Palma's Pflegetochter kommt mit einem versiegelten Billet, das ihr in der Kirche zugeworfen worden, und worin sie gewarnt wird, den Brautkranz, den man ihr bietet, wegzuweisen. 3.) Ein Marchese tritt ein, um nach ihrem Geliebten, dessen Vertrauter er ist, zu fragen; bittet sie mit freundlichem Vertrauen jenes Herz zu beehren, dem sie Liebe versagen müßte; erfährt nun das Geheimniß dieses Billet's von ihr, und daß schon einmal eine Stimme und eine Gestalt, wie die in der Kirche, sie vor dem Bündnisse mit des Herzogs Sohn gewarnt habe. Der Marchese ruft bei Seite: „ha welcher Teufel greift in meinen Plan?„ 4.) Rosaura allein, entschlossen nach dem Brautkranz zu greifen. 5.) Palma kommt, bestärkt sie, sagt ihr, daß sie sein Pflegkind — sie ihm, daß sie gewarnt sey. 6.) Ihr Geliebter, Fernando, stürzt herein; sie geloben sich Muth und Treue. 7.) Palma hat ein Portrait geholt, das Portrait von Graf Naldi, Rosaura's Vater. Der Pilger kommt dazu, erblickt es, und sinkt in Ohnmacht.

II. 1.) Fernando und Rosaura sagen sich, wie sie sich lieben, ersterer noch, daß er sich morgen auf einem Gut des Marchese mit ihr will trauen lassen, sie dann in die Signoria führen, und seinen Vater um den Segen bitten. 2.) Von Palma, der hereintritt, indeß Rosaura für den Pilger Wein holt, erfährt er den Namen von Rosaura's Vater; dieser nennt Graf Naldi einen Geächteten, des Hochverraths Angeklagten, der ihn, Palma, arm, elternlos unterstützte, und eben von seinen Reisen zurückgerufen hatte, als er selbst angeklagt ward, entfloh, und eine Gattin in Mutterwehen hinterließ, die starb, worauf er das Kind zu sich nahm und erzog, von dessen Vater aber nichts mehr erfahren hat. Sein Todfeind aber sey Fernando's Vater, der Herzog, aus dem Geschlecht Tarenti. 3.) Pilger und Rosaura kommen. Erkennungs-Szene. Pilger erschrickt, da er seinen künftigen Sohn Tarenti nennen hört. 4.) Marchese stürzt wieder herein, „dem Herzog sey die Liebschaft verrathen.„ Fernando fort zu seinem Vater. 5.) Pilger will mit seiner Tochter entfliehn. Der Inquisitor tritt ein. 6.) Zu Rosaura: Folge mir, „zittre nicht, o Jungfrau! Ich führe Dich.„ Sie folgen ihm.

III 1.) Marchese und Inquisitor, der ersterem den Befehl anvertraut, Rosaura in ein Kloster zu Feltri einzusperren; er sagt ihm allerley nicht Unbedeutendes: „Sey des Freundes Freund — der Menschliche darf menschlich üben seine Pflicht — das gute Herz begreift die gute That, auch ohne des Verstandes Deutung leicht. 2.) Monti allein; „Ha, bist du der unbekannte Warnende?„ 3.) 4.) Herzog mit seinem Sohn, den er nach Morea schickt. Dieser buhlt um seinen Segen, um seine Gunst, erinnert an die Szene zwischen Carlos und Philipp) des Herzogs augenblickliche Rührung geht bald wieder in Kälte und Spott über. 5.) Rosaura. Umsonst sind ihre würde- und liebevollen Reden zum Herzog, er übergibt sie den Brüdern des Gerichts, die hinter einer schwarzen Tuchwand erscheinen. 6.) Fernando allein, wüthend. 7.) Palma und Pilger kommen dazu; Klagen, Vorwürfe, Verzweiflung. 8.) Inquisitor tritt ein, gibt dem Fernando ein Billet vom Marchese, daß Rosaura heute auf Monti's Gut übernachtet, erfährt, daß der Pilger Naldi ist, ein alter Freund, der ihn einst gerettet, und sagt Ersterem, er könne seine Braut, die er schon längst gewarnt, und nun nicht mehr anders als durch ihre Verweisung ins Kloster, und durch seine Sendung nach Morea zu retten vermöge, heute Nacht noch sehen.

IV. 1.) 2.) Monti auf seinem Gut mit seinem Castellan, beschäftigt, Rosaura so zu stimmen, daß sie sich gleich trauen lasse. 3.) Rosaura allein, im Kampfe: soll sie — oder nicht? 4.) Fernando, der sie dazu überredet, und in die Kapelle führt. 5.) Pilger und Palma, mit 6.) dem Castellan, stoßen 7.) auf Fernando, Rosaura und den Marchese, die eben aus der Kapelle zurückkommen, und den erschrockenen Naldi um seinen Segen bitten. 8.) Inquisitor mit Sbirren tritt ein, sticht den Marchese nieder, mit den Worten: „die ich nicht retten konnte, will ich rächen;„ und läßt die andern als Gefangene abführen.

V. 1.) Inquisitor und Rosaura, welcher er ahnden läßt, daß sie durch des Herzogs Haß und Rache von der Signoria wird zum Tode verurtheilt werden; auf ihre Frage, warum er, der den Monti erstochen, vor dem der Herzog selbst erbebe u. s. w. sie nicht retten könne, antwortet er unbefriedigend, und übergibt sie 2.) drei Avogadoren, die ihn so eben vor den Richterstuhl fodern, um sich über Monti's Ermordung zu rechtfertigen. Er bittet sie, Rosaura zu retten, die sich 3.) ihrem gewissen Tode weiht, und mit den anwesenden Vermummten abgeht. 4.) Der Inquisitor vor dem Rath der Zehnen. „Man „hat mich hieher gestellt, um von den blutigen Tragödien da hinten mein Wort und „meine Kraft zu wenden — Monti war des Herzerstodes schuldig — hier die Papiere — sein Bandit „hat früher den Senator Mocenigo ermordet; Er selbst „hat jetzt dem Herzog das Geheimniß seines Sohns verrathen.„ Weil Rosaura seine Liebesverbung einst fromm verschmäht hat, sann er darauf, des Henkerstodes Schmach und Qual auf sie zu wälzen, und erkohr dazu des

Digitized by Google

Herzogs Sohn als Werkzeug. Er wird freigesprochen. Nun will er hinter den Vorhang. 5.) Senatoren stürzen herein „ein Aufruhr.„ „Fernando an der Spitze.„ 6.) Der Herzog voll Schrecken flüchtet in ihre Mitte. Der Inquisitor allein behält Muth und Besinnung. 7.) Fernando tritt mit bewaffneten Volkshaufen herein; Inquisitor den Rebellen entgegen — droht mit dem Dolch, donnert mit Worten, und, da Fernando beim Anblick seines Vaters noch mit Gewalt durchdringen will, weicht er ihm dem Blutgericht zur Strafe, als 8.) der Vorhang aufrollt, und man unter verschiedenen Umgebungen, Rosaura's Leichnam auf einem schwarzen Tuch erblickt. Der Inquisitor ist von Schmerz durchdrungen; Fernando küßt die Leiche, und stürzt sich von der Brücke ins Meer; den alten Naldi, der neben Rosaura's Leiche zum Vorschein kam, ergreift Wahnsinn, der mit seinem Tode endet, und der Inquisitor löst dem Herzog, den er seiner Würde verlustig erklärt, den Purpurmantel ab, und bedeckt damit Naldi's Leiche.

Wenn wir nun zuerst über den Werth dieses Stückes an sich urtheilen, so kommen wohl eigentlich drei Dinge in Betrachtung, nemlich: der Stoff, die Anordnung, und die Schreibart. Ob ersterer aus der Geschichte oder aus der Phantasie geholt, ist im Grund ziemlich gleichgültig, besonders wenn die vorkommenden Personen oder angeführten Begebenheiten dem größten Theil der Zuschauer unbekannt sind. — Ein anders ist, wenn an wirklichen Namen große Erinnerungen hängen, die sogleich die Aufmerksamkeit spannen, und die Einbildungskraft entzünden. Der Stoff und die Anordnung des Brautkanzes liegt dem Leser aus Obigem vor Augen, und wir brauchen ihm, ehe wir mit zwei Worten das Resultat unsrer Ansicht geben, nur folgende Fragen zur Prüfung und Anwendung vorzulegen: Ist wahre Poesie im Geist und in der Anlage des Stückes? Findet man in dem, was an Aug und Ohr vorüberzieht, die Tiefen menschlichen Geistes und menschlichen Schicksale aufgedeckt? Haben große, hinreissende Vorbilder das Bewußtseyn unsrer Würde in uns geweckt? War das, was wir sahen, ein geschlossnes, befriedigendes Ganzes? Sind darin hohe Ideen in einer edeln aber einfachen, raschen aber deutlichen Sprache vorgetragen? Und welche erhebende Gefühle, und welche tiefe Betrachtungen hat es in uns veranlaßt? — Wir begnügen uns, wie gesagt, mit diesen Fragen, welche jeder, der das Stück gesehen oder gelesen, sich nun beantworten mag, so gut er kann. Unsre Meinung ist, daß der Brautkranz Anlage zum theatralischen Effect, und einzeln gute Stellen hat. Er könnte daher auch, vom Verfasser unter guter und verständiger Leitung schaf überarbeitet, für unser jetziges Repertorium brauchbar werden. Dagegen glauben wir, daß er keinen poetischen Werth hat, weder in die ersten Grundlage, noch weniger in Sprache und Versbau, welche im ganzen verfehlt und fehlerhaft, und so wenig hoher, edler Stol sind, als der Gang auf Stelzen — Heldenscheitt ist. Ordentlich wohl wird es Einem, wenn sich der Verfasser manchmal vergißt, und auf ebenem Boden wandelt. Als Proben von beiden Fällen mögen uns in Eile folgende Stellen dienen, aus denen wohl gewiß kein böser Wille hervorgeht.

Rosaura sagt im 1. Act;

Die Kunst erschafft wohl ein ätherisch Leben,
Das nie erblasset vor des Schicksals Thron;
In ewig heiterm Himmel darf es schweben,
Und ruhig liegt der Tod auf Kaoko'n.
Ich aber will mit Wolken dich umweben;
Die Schatten, die mein liebend Herz umschweben,
Sie sollen diesen heitern Traum auch schwärzen.
(ihren Schleyer über das Bild hängend)
So trage, Bild, die Fahne meiner Schmerzen!

I. 3.) Und nimmer kann der Demantring sie (die Welt) sprengen,
Worin die Ewigkeit der Liebenden,
Wie eine Sonne, durch den Himmel läuft.

V. 3.) Jetzt greife, Tod! mit deinem kalten Schreckensarm
In des Lebens Kammern, daß des Blutes Wogenfall
Jählings zur Versteinerung erstarrend, in mir stock!

I. 5.) Rosaura. Lüpfe du ihn (den Schleyer) von dem Herzen!

II. 2.) Rosaura sagt:

Die Säle, die die Götter Griechenlands
In hohen Formen, cyclisch sonst erfüllten —

ferner I. 3.) Die Mondesnacht, die mich,
Od auch der Tod sich mit entgegenstelle,
Auf ewig an die Frevelthat verdingt.

Zwei Zeilen darauf der Marchese:

— — Deine Seligkeit willst du
Verdingen an das luftige Gebild?

I. 5.) Palma. — ich hätte ihm (dem Bräutigam) die väterliche Sperre
Vor dieses hehre Eigenthum gelegt.

Ros. Und ich soll dort sie zu berühren wagen?

II. 1.) Ros. — — ich wagte
Weg aus der Fürstenstämme hohem Zirkel
Den schönen Mittelpunkt in's niedre Haus herabzuziehn.

Fern. II. 4.) Nicht vor des nahen Portes Eingang soll
Mein Bucentauro unterziehen.

Unter die gelungenen Stellen rechnen wir z. B. die gestrichene Stelle.

IV. 3.) O wie die Nacht den stillen Fittig hält
Gebreitet um das große Rad der Welten!
Der Himmel hat den Vorhang aufgerollt,
Daß seine Herrlichkeit sich offenbare.
Die Nacht der Erde ist der Seele Tag;
Es wendet zu den Sternen sich das Aug;
Versunken ist des Tages Traum, die Erde.
Vom Himmel nieder weht ein süßer Hauch ꝛc.

III. 4.) Verspotte nicht das heilige Gefühl,
Das an den Sarg das Leben lockt.*

Digitized by Google

Denn die Erinnerung ist die stille Welle,
Die von den Ufern einer andern Welt
Herüberwogt, und uns so zauberisch,
So sanft die Brust umfluthet. —

IV. 5.) Ros. Ich hege keine Furcht, denn Lieb' ist ja
Das ewig Himmlische auf dieser Welt,
Und irdisch nur der Zorn; nun aber ist
Das Himmlische doch stärker als die Erde ꝛc.

V. 3.) Ros. Wohlan, wir stehen beide nun an Bord —
Wir müssen beide von der Erde fort;
Nach Einem Ziel ist unser Blick gerichtet,
Ich aber bin, Geliebter, vor dir dort.
An jenes Sternenlüfte will ich stehen,
In deine Segel meine Sehnsucht hauchen
— — — —
Leb' wohl, Fernando, Schiffer, gute Fahrt!

V. 6.) Wo alles vor den Rebellen flüchtet, der Herzog zittert und zuckt

„Sie kommen!„
antwortet der Inquisitor:

Sich zu stellen vor Gericht.

Unsre Bemerkungen über die Abkürzungen und Veränderungen lassen wir hier gerne weg, damit es nicht den Anschein habe, als müßten wir Alles sagen.

Was nun die Vorstellung dieses Stücks auf unsrer königlichen Hof- und National-Schaubühne betrifft, so können wir, ohne und entweder als Schmeichler oder als Feinde der Wahrheit herabzusetzen, nicht umhin zu behaupten, daß dieselbe, sowohl der inneren Gebrechen des Kunstwerks selbst, als auch hauptsächlich der von Außen dazu kommenden Schuld der Künstler halben, weit von dem entfernt gewesen, was wir zu erwarten berugt waren. Denn der Gang, die Anordnung und Ausführung sind nicht so ganz und durchaus, daß nicht durch eine reine, deutliche Aussprache, schönes Spiel, Ausdruck der Physiognomie und Heraushebung der bedeutenden, die Aufschlüsse enthaltenden Stellen, Monti's und des Inquisitors Karakter und Absichten hätten klar gemacht werden können. Eigentlich sind nur die zwei Rollen, Rosaura's und des Inquisitors, von Gewicht. Die Schauspielerin, welche erstere darstellte, gab sich viele Mühe, und es gelang ihr Manches, aber sie hatte zu viele Schwierigkeiten zu überwinden, die nun einmal in ihrer Individualität liegen. In Betreff des Inquisitors aber hörte man vielfältig — und wir betheuren, daß dieß seine rhetorische Figur ist — die Fragen: Hat er das Stück wirklich gelesen — hat er seine Rolle verstanden — hat er das Gedächtniß dazu — oder ist er dieser Rolle überhaupt nicht gewachsen? Wir hörten diese Fragen nicht mit Ja beantworten. Wie hätte man auch sonst diesen seinen Karakter und über seine Ansichten so lange in Zweifel seyn können? Was Palma sagte und wollte, verstand man am besten, aber das, was er sagte, war — was man am Ersten hätte missen können. Schwerlich würde der Verfasser, wenn er zugegen gewesen wäre, denen, die bei seinem Stück die Hand im Spiel hatten, großen Dank gewußt haben. Sein erster Akt ist übrigens ja gedehnt, voll Phrasen und Kunstphöbus, die Motiven des Hasses der beiden Familien, bei seinen gräßlichen Wirkungen, sind nicht genug bezeichnet, Fernando ist ein Schwächling, und der Herzog ein pauvre homme in jeder Hinsicht.

Unser herzlicher Wunsch ist es, daß die Racine'sche — von unserm — mit Recht sogenannten — Schiller übersetzte Phädra, welche eben einstludirt wird — ein Werk, das unter den Meisterstücken der französischen Schaubühne mit oben an steht — mehr Glück mache, als der Brautkranz, worauf wir jedoch schon im Voraus zu zweifeln, gegründete Ursachen haben, deren Auseinandersetzung wir nächstens mit Vergnügen übernehmen werden.

Ueberhaupt aber glauben wir nicht, daß wir trotz allem möglichen guten Willen, mit unserm Theater ganz auf dem rechten Wege sind. Wir glauben ebenfalls nicht, daß die pecuniären Resultate, die nicht einmal einem Privatunternehmer als Leitstern dienen dürften, eine daß die Kunst und ihre Priester Rache dafür nehmen, nun gar bei einem königlichen Hof- und National-Theater vorherrschend seyn dürfen, von dem Würde und Liberalität ungertrennlich sind. Oder gibt es Leute, die über das Theater, diese Blüthe aller Künste und Wissenschaften, diese höchste Lieblingserziehung, der geistreichsten und geistlosesten Menschen — anders denken? In dem, was das Artistische desselben angeht, scheinen bedeutende Mißgriffe gethan zu werden. Daß bei der schlimmen Wahl der Stücke, von denen wir Zeuge waren, die Schauspieler, da sie große Rollen nur für eine ein, oder zweimalige Aufführung lernen, eines Theils wenig der Mühe und Zeit darauf verwenden können, andern Theils Lust, Liebe und Gedächtniß schwächen, ist einleuchtend. Daß die Gerüchte und Zustände nicht zu fixiren sind, wissen wir, und das haben sie überhaupt zu keiner Zeit gethan; aber gewiß haben wir noch immer auch hier gute und brauchbare Schauspieler, die man aber anreizen, begeistern, mit Kunst-Enthusiasmus erfüllen, einen durch den andern bilden und hervorheben, überhaupt ein Ganzes aus ihnen machen muß, was wir ja nicht eine Unmöglichkeit nennen möchten; indem zu Jedermanns Wissen hervorragende Meisterer, durch die Achtung, die ihre Kenntnisse eingeflößt, und durch die Liebe, die ihr Benehmen ihnen erworben, es schon wirklich gemacht haben. So lange aber die Direktoren einer solchen Kunstanstalt nicht — entweder unter einer leichten gesellschaftlichen Form, oder unter irgend einer strengeren — ein kleines Comité ihrer bessern Schauspieler, und einiger wohlunterrichteten und gesinnungsvollen Literatoren, um sich sammeln, das den Einzelnen, wenn er Lust dazu hat, berichtet, und ihm, so es Noth thut, unpoinirt, — ein Comité, wo über die vorgeschlagenen Schauspiele, ihre Resultate, über Spiel und Aussprache — diesen Schandfleck unsers Theaters — gesprochen und berathschlagt wird — so lange die Schauspieler in einem, die Kunst zum Handwerk herabsetzenden Chaos, aus Mangel eines künstlerischen Einflusses, Belohnung und Zurechtweisung entbehren — so lange man keine nähere Verbindung des Theaters mit andern Instituten ahndet — so lange bleibt, und muß aller Wahrscheinlichkeit nach Alles weiter unter den Aufpfeifen bleiben, die München — als der Sitz eines großen und liberalen Hofes, als der Thron einer, die Kunst in allen ihren Gestalten ehrenden und liebenden Königin, als der Schooß zweier Academien, und der Aufenthalt so vieler Gelehrten, Künstler und Freunde des Schönen — zu machen berechtigt ist.

Diese Aeußerungen haben wir hier deswegen beizufügen Gelegenheit genommen, weil wir wünschen, daß eine frühere, leise Andeutung von unserer Seite, ein späteres, lautes Ausbrechen von andern Seiten bewirkt haben möge; ferner, weil wir es und schuldig zu seyn glauben, die Urtheile des Auslandes zu berichtigen, welches jene Stimmen in den Teichen für die Wortführer eines gebildeten Publikums, wie wir es hier kennen, zu nehmen Lust haben könnte; und endlich, weil es uns besser scheint, auf Schaden und Ungebühr zu schonend als möglich aufmerksam zu machen, als — was gewöhnlich die Folgen solcher Meisterzüchtigungen sind — hinterwärts auf Schuldige und Unschuldige zu schelten und zu schmähen, welches oft kränkt, selten bessert.

A.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 30. Den 13 April 1811.

Am 13ten April 1598. erließ Heinrich IV. das bekannte Edikt von Nantes, wodurch er den Protestanten seines Reichs Religions- und Rechts-Freiheit, gleich seinen übrigen Unterthanen ertheilte. Das Parlament von Paris machte ihm Vorstellungen gegen diese seine Nachgiebigkeit; allein er antwortete ihm mit dem schönen Wort: „ich bin der königliche Hirte, der alle seine Schaafe mit gleicher Liebe weidet.„

Ueber den Mißbrauch der Worte. Eine Reihe von Vorlesungen, welche in der Fastenzeit gehalten worden sind.

Erste Vorlesung.

Ich habe oft die Bemerkung gemacht, daß alle diejenigen, welche von ihren Worten keinen rechten Gebrauch zu machen verstanden, sich mit ihrem Geld, und mit andern Glücksgaben, wie z. B. der Gunst der Fürsten und der Frauen, den guten Gelegenheiten u. dgl. in demselben Fall befanden. Worte sind Dinge, die einen so festbestimmten Werth haben, als Gold und Silber in Staaten, wo kein Papiergeld im Umlauf ist; ja noch einen viel sicherern, als jedes kostbare Metall, da keine Entdeckung neuer Reichthümer den Preis der alten herabsetzen kann. Das nächste beste Buch über Sprache zeigt euch den Werth, den eure Worte von den Alpen bis an die Ost-See haben; aber es achtet doch selten einer darauf, und jeder wirft die köstlichste Münze, die Worte, mit einer Unachtsamkeit von sich, die ihn freilich nicht ärmer, aber auch den, der sie erhält, nicht reicher macht.

Indeß kann ich es niemand verargen, wenn er in der Ausgabe dieser Münze etwas verschwenderisch ist. Es wirkt so vieles zusammen, daß wir ihren wahren Werth nothwendig verkennen müssen. Was sind z. B. alle unsre Höflichkeits-Formeln anders, als solche nichtsnützige, abgeschliffene Scheide-Münze, die man mit aller Gewalt über ihrem wahren Werth im Umlauf erhält? Versichert man doch dem nächsten besten, daß man sein Diener sey, wenn man gleich zu stolz ist, sich von ihm nur die Schuhriemen auflösen zu lassen. Wir empfehlen uns zehenmal des Tags Leuten, deren Achtung uns gleichgültig, und deren Freundschaft uns ein Schimpf wäre. Wir versichern einen andern, daß wir außerordentlich erfreut seyen, ihn wieder zu sehn, ungeachtet wir eben einen großen Umweg gemacht haben, um ihm nicht zu begegnen. Ich sage einem Dichter, seine Verse hätten mir sehr gefallen, da sie mir doch sehr fad und platt geschienen haben; kurz, ich werfe die Worte auch weg, wie ihr andern, weil mich diese Münze so wenig kostet, als euch, und ich sie, wie ihr, aus Fortunatus Säckel herausholte. Ich gestehe euch, daß ich nicht besser bin, als ihr, ob ich gleich zuweilen Augenblicke habe, da ich es seyn möchte; und dennoch will ich euch auf Mißbräuche aufmerksam machen, von denen ich mich eben so wenig losmachen werde, als ihr — kurz ich will, was ich schon so oft gethan habe, Wasser in das Sieb schöpfen, denn ich habe jezt eben gut Laune genug, nicht nur über euch, sondern auch über mich selbst zu lachen.

Ich befinde mich gegenwärtig überhaupt in der Stimmung, außerordentlich vernünftig zu seyn, und da mir solch eine glückliche Gelegenheit eben nicht sehr oft vor-

Digitized by Google

kommt, so will ich sie benuzen, und euch einiges über den Mißbrauch der Worte sagen.

Ich fange daher gleich bei mir selbst an, damit ihr euch nicht über mich zu beklagen habt, wenn ich euch hie und da etwas schmerzhaft an den Zahn fühlen sollte. Eben sagte ich, daß ich außerordentlich vernünftig sey, und ich finde bei reiferer Besinnung, daß ich da ein paar Worte recht unvernünftig weggeworfen habe. Wie kann ich außerordentlich vernünftig seyn, wenn ich es unternehme, euch über etwas zu belehren, das ihr nicht gerne höret, das ihr gewiß nicht in Anwendung bringen, wofür ihr mir gewiß keinen Dank wissen werdet? Nicht einmal vernünftig ist ja dieß; und noch vollends außerordentlich vernünftig? — Da habt ihr ein schönes Beispiel, wie ich selbst in meinen vernünftigsten Stimmungen so schlecht mit den Worten haushalte. Aber machet ihr es besser? Ich will euch Beispiele genug anführen. Ihr saget so oft:

Dieß ist eine außerordentliche That. Und worin besteht sie, als daß irgend ein Ehrenmann seine Pflicht gethan hat? Dieß ist alles! Aber wie mögt ihr so verächtlich von den Menschen denken, um die bloße Pflicht-Erfüllung eine außerordentliche That zu nennen?

Es gehört außerordentlich viel Geduld dazu, hör' ich einen Mann klagen, der eben geleistet hat, was hundert andern schon vor ihm gelungen ist. Aber ich frage euch, wie viel mehr Geduld hat er denn gezeigt, als man von jedem verlangen kann, der sein Brod erst gerne verdienen will, eh' ers ißt? Ja, wenn er ein Dutzend Unverschämter bescheiden gemacht hätte, das wäre etwas anders!

Die Unterhaltung in der Gesellschaft, aus der wir kommen, war außerordentlich angenehm, versichert ihr. Angenehm war sie euch, das will ich glauben; denn ich weiß, daß Jedermann gerne Verdienste verkleinert, die er beneidet; daß jeder gerne über Tugend und Wahrheit lästert; daß die Meisten an faden Scherzen größere Freude finden, als an einem gediegenen Gespräch; daß Jeder lieber Thorheiten sagt, als gesunden Verstand von andern anhört. Alles dieses war in jener Gesellschaft der Fall; darum fandet ihr die Unterhaltung in derselben angenehm; aber außerordentlich angenehm? — Habt ihr sie so gefunden, so beneide ich euch wenigstens nicht darum.

In dieser Gesellschaft war Corally, ein Mädchen, das ihr außerordentlich naiv nennt. Nehmet mir es nicht übel, wenn ich andrer Meinung bin; denn ich kann sie nicht einmal für naiv halten. Was ihr dafür ansehet, ist eitle Gedankenlosigkeit, mit der sie, einmal an Beifall gewohnt, und im Vertrauen auf ihr hübsches Gesichtchen, alles sagt, was ihr über die Zunge läuft. Uebrigens war nicht Jedermann in der Gesellschaft eurer Meinung; denn ich hörte einen Mann, der mit seinen Worten sonst so gut haushält, als mit seiner Zeit und seinem Geld, zu seinem Nachbar sagen: dieß Mädchen ist doch außerordentlich albern.

An einem der Spieltische saß ein Mann, den ihr außerordentlich reich nennt; und wirklich hat er auch so hoch und so unvernünftig gespielt, daß der Irthum verzeihlich ist. Ich kann euch aber nicht verbergen daß ich diesen Mann für sehr arm halte. — Arm? Und wissen Sie denn nicht, daß er 30,000 fl. Einkünfte hat? — Das weiß ich wohl, junger Mensch; allein dieser Mann giebt 10,000 Gulden jährlich weiter aus, als er einnimmt, und darum halte ich ihn für arm.

Auch befand sich eine alte Jungfrau in der Gesellschaft, in deren halberloschenen Augen Eitelkeit, Sinnlichkeit und Bosheit noch ein kleines Lämpchen Feuers nährten. Ihr lachtet alle über sie, und saget euch in die Ohren, als sie jedem sich nähernden Mann so freundlich that: dieses Frauenzimmer ist außerordentlich heirathslustig. Allein ihr saget da wieder mehr, als nöthig war. Heirathslustig ist sie, daran läßt sich nicht zweifeln; aber außerordentlich heirathslustig? Ich bitte euch: ist sie es denn mehr, als alle alten Jungfrauen?

Jedermann wünschte einem Manne, den ihr alle kennt, Glück zu dem angesehenen Amte, welches er erhalten, und zu dem Mädchen, das er als seine Braut vorstellte. Dieser Mann ist außerordentlich glücklich, saget ihr. Ich bin aber gar nicht eurer Meinung. Glücklich ist er, daß er dieses Amt erhalten hat, das geb' ich zu; aber außerordentlich glücklich? — Wißt ihr denn nicht, daß solches Glück den hohlsten Köpfen täglich zufällt? Und vollends, das Glück, welches ihr in seiner Braut findet! Geduldet euch nur drei Wochen, so werdet ihr sein außerordentliches Glück eben nicht sehr beneidenswürdig finden.

Digitized by Google

Auch war da ein außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie. Wie dieſer Ausdruck hier zu nehmen iſt, wiſſen wir freilich alle. Aber ihr müßt geſtehen, daß man an dergleichen Uebertreibungen gewöhnt ſeyn muß, um nicht durch ſie getäuſcht zu werden. Ein Fremder, der unſre Sprache nicht hinlänglich verſteht, frug mich daher auch ganz erſtaunt: iſt dieſer Mann vielleicht ein zweiter Plato oder Ariſtoteles? — Das eben nicht, antwortete ich ihm; aber wir lieben einmal das Außerordentliche, und wenn wir es nicht wirklich haben können, ſo nehmen wir mit dem Worte vorlieb.

Dieſer Fremde ſetzte mich überhaupt mehreremale in Verlegenheit. Jene Frau finde ich kaum ſchön, geſchweige denn außerordentlich ſchön; ſagte er zu mir, indem er auf Leontine zeigte. Ich verſicherte ihn freilich, daß das auch meine Meinung ſey; daß aber ein Halbdutzend junger Leute, die bei ihr aus- und eingingen, andrer Meinung wären, und dennoch Geſchmack zu haben, und ihre Sprache zu verſtehen behaupteten.

So fand er einen andern Mann, der da war, nichts weniger, als außerordentlich gelehrt. Der Mann hat ein vortreffliches Gedächtniß, ſprach mein Fremder; aber Verſtand hat er wenig, und kann man denn bei euch ein großer Gelehrter heiſſen, ohne dieſen zu beſitzen?

Es iſt außerordentlich, daß mein Trauerſpiel nicht gefallen will, ſagte mir ein Dichter, der ſchon wenigſtens ein halbes Dutzend ähnlicher Erfahrungen gemacht hat. Ich fand das ganz natürlich, wie ihr alle. Wie kann man denn Dichter ſeyn, wenn man ſeine Sprache ſo mißbraucht? frug mein Fremder. — Aber der Mann iſt ja auch kein Dichter, antwortete ich; ſonſt würde ſein Trauerſpiel nicht ſo ſehr mißfallen haben.

Ihr ſeyd ein eigenes Volk, ihr Deutſchen, fieng der Fremde nach einiger Zeit an. Ihr nennt dieſes Wetter außerordentlich, weil es nicht, wie geſtern, iſt; ihr heiſſet jenen Großen einen außerordentlichen Beſchützer der Wiſſenſchaften, weil er, wie Sie mir ſelbſt ſagen, einem Gelehrten, der ihm ein Buch zugeeignet, eine goldene Doſe geſchenkt; ihr nennt eine Frau außerordentlich tugendhaft, weil noch niemand ihre Tugend in Verſuchung geſetzt; eine andre außerordentlich ſchön, weil ein halbes Dutzend Fatе ſich um ſie bemühen; und ein Ehpaar außerordentlich glücklich, weil der Mann Schwachheit genug beſitzt, um ſeiner Frau jede Thorheit nachzuſehn; aber ſagen Sie mir doch, wie nennen Sie alles das, wenn es wirklich ſo iſt?

Wir finden es ſo ſelten, erwiederte ich, daß wir das Bedürfniß nach einem richtigen, ausſchlieſſend beſtimmenden Ausdruck kaum fühlen. Auch verſtehen ſich die Vernünftigeren unter uns ſchon über dergleichen Worte. Denn wenn Ihnen eine Frau von jener Dame, die dort in der Ecke ſitzt, und deren geiſt- und gemüthvolles Geſicht ſchon ſo lang ihre Blicke gefeſſelt hat, verſichert, ſie ſey außerordentlich eitel, ſpröde und kokett, ſo ſag' ich Ihnen, was Sie mir glauben dürfen: Dorphine gilt für außerordentlich eitel, weil ſie ſich mit mehr Geſchmack zu kleiden verſteht, als die meiſten andern ihres Geſchlechts; weil ſie ſich gerade ſo oft im Spiegel beſieht, als der häſslichſte Mann thut; für außerordentlich ſpröde, weil ſie die gewöhnlichen elenden Huldigungen der Männer verachtet, indem ſie ſich beſſrer werth zu ſeyn bewußt iſt, und Manche halten ſie ſogar für außerordentlich kokett, weil ihr ſchönes Auge ihr das Recht zu geben ſcheint, ſich in Vorzügen zu gefallen, die ihr keine von allen, welche in der Geſellſchaft ſind, beſtreiten kann. (Der Beſchl. folgt.)

Die Liebenden von Teruel.
Beſchluß.

Der Tag brach an, und die Vorübergehenden erkannten in dem Todten den jungen Marcilla. Sein Geſicht war zugedeckt, und ſein Schwerdt lag ihm zur Seite. Als man ſeinem Vater den traurigen Fall meldete, ſprang er aus dem Bette, trat ans Fenſter, und ſah ſeines Sohnes Leichnam von Freunden und Verwandten umgeben, welche alle ſein Unglück beweinten, und ſolchen Frevel zu rächen ſchwuren. Da ſtieg auch er hinab, warf ſich auf den Leichnam, netzte ihn mit ſeinen Thränen, und rief: „o ich Unglücklicher! Nun, nachdem ich ſo lange „ſchmerzliche Trennung ertragen, ſoll dein Tod mein „Troſt ſeyn! O möcht' ich doch auch ſterben, da ich in „dem Augenblick, wo ich den Geliebten wieder gewinne, „ihn verliere! Gieb mir Raum in deinem Grabe; denn „ohne dein Leben iſt das meinige doch nur todt!„ Und alſo hielt er ihn umſchlungen, und ſie mußten beide zuſammen in das Haus hineintragen, wo ſie dem Todten ſeine ſchönſte Rüſtung anzogen, und ihn in den Sarg legten.

Alle Freunde und Verwandte deſſelben kamen herbei, und auch die Obrigkeit fand ſich ein. Azagra verſtellte ſich, und blieb nicht aus. Alle bezeugten dem Vater ihr Beileid, und redeten mit chriſtlichen Troſtgründen zu ihm, wie man in ſolchen Fällen zu thun pflegt. So brachten ſie den Vater endlich dahin, daß er ihn zur Erde beſtatten, und Seelenmeſſen für ihn leſen ließ. Da fiengen die Glocken kläglich an zu ertönen, und es kamen vier Hauptleute, die Marcilla's Sarg auf die Schultern nahmen; denn es waren um dieſe Zeit wegen der Unternehmung, welche König Don Jayme gegen die Mauren in Valenzia vorhatte, vier Fähnlein Soldaten in Teruel. Durch die Straßen der Stadt tönte das Wehklagen der Weiber um Marcilla's Verluſt. Es kam das Kirchſpiel von San Pedro mit ſeiner ganzen Cleriſei, und kamen die übrigen Kirchſpiele mit ihren Pfarrern und Mönchen in das Trauerhaus. Da zogen ſie aus. Voran giengen die Soldaten in Schlachtordnung, und den Sarg begleiteten alle Offiziere mit entblößten Schwerdtern. Dann folgten die Mönche, und dieſen die Verwandten und Freunde in langen Trauerkleidern. Den Zug ſchloßen die Weiber, deren kläglicher Seufzer in Thränen rührten. Weil Marcilla's Haus ganz nahe bei Azagra's ſeinem war, ſo hörte Iſabelle den kläglichen Geſang und die Seufzer der Weiber in ihrem Gemach, und ſprach zu ihrer Duegna: „wenn ihr wollt, „Freundin, ſo laßt uns ausgehn, um dieſe Leiche zu ſehen.„ Da traten ſie an das höchſte Fenſter, und ſie ſah den Tod-

Digitized by Google

ten auf seiner Tragbahre. Entsetzen ergriff sie, und kalter Schweiß bedeckte ihren Körper. Sie warf ihre Kleider von sich, zog ein Wittwenkleid an, und ohne sich die Haare zu kämmen, stieg sie herab in die Straße, und mischte sich unter den Zug der Frauen.

Mit tiefer Betrübniß sah sie die Trauergeschichte, welche sie verursacht hatte, da sie dem einen Kuß versagt, für welchen sie gerne tausendmal ihr Leben aufgeopfert hätte. Sie klagte sich selbst an, und verurtheilte sich, indem sie sprach: „den Tod verdient, wer dem das Leben raubt, „dem er es verdankt; lieber will ich für schaamlos, als für „undankbar gelten. Ich will nicht mehr leben, will ster„ben, wie du, mein Gemahl; denn dieser Name gebührt „dir eher, als dem andern. Für mich hat die Welt nichts „mehr, das mir gefiele. Die Treue, die du mir gehegt, „hat sich im Tode erprobt; ich will dir gleiche Treue be„weisen, und der Ruf soll in uns beiden Ein Beispiel und „Ein Grab sehen, und die Geschichte unsrer Liebe verewi„gen. Glaube mir, Marcilla, nun kann ich, was ich „undankbare versagte, dir geben, und mit dem Tod; denn „ich brauche keinen Dolch, der Schmerz allein ist genug, „um mir das Leben zu nehmen. Nichts hält mich mehr, „mit dir geh' ich, und bevor eine Stunde verfließt, sollst „du mich bei dir sehn. Mein höchstes Glück ist von nun „an, daß Ein Stein diejenigen bedecke, deren Herzen in „Einer keuschen Liebe für einander brannten.„

So kam der Zug in der Kirche von San Pedro an. In der Mitte derselben war ein hohes Gerüste aufgerichtet mit schönen Säulen und Kapitälen, bedeckt mit Schwerdtern, Siegeszeichen und Fahnen. Hier wird der Leichnam aufgestellt, der Gottesdienst beginnt, und Isabelle nähert sich dem Sarge. Mit tiefen Seufzern spricht sie: „ist es möglich, daß ich da, wo du todt bist, noch leben „kann? Aber zweifle nicht an meiner Treue; denn mein „Leben ist am Ende. Verzeihe noch mein Säumen; denn „in wenigen Augenblicken bin ich bei dir!„ Sie trat hinzu, nahm ihm die Decke vom Antlitz, und gab ihm einen so lauten Kuß, daß es in der ganzen Kirche gehört wurde. Mit einem: ach! das sie ausstieß, gebrach ihr der Athem, und die Parze versiegelte ihre Augen.

Als die ehrwürdige Clerisei das in exitio anstimmte, schickte man sich an, den Todten hinabzusenken. Sie hielten Isabelle für eine Verwandtin oder Schwester desselben, und wollten sie wegnehmen; allein sie war ohne Bewegung. Sie versuchten es noch einmal; jedoch sie hieng fest an ihm, und wich nicht, als ob sie der Stein wäre, der ihn bedeckte. Sie riefen ihr zum drittenmal; aber sie hörte nicht. Da hoben sie ihren Schleier auf, und sahen, daß es Isabelle war, daß ihr Mund an dem des Todten klebte, und ihre Hände die seinigen umfaßt hatten. O grausamer Tod! Schmerz was Annuth, Schönheit, Kraft, Reichthum und Stolz sind! ein Hauch verwehet alles!

Alle, die in der Kirche zugegen waren, schraken über diese thätliche Begebenheit zusammen. Niemand wußte, wars um Isabelle gekommen, und hielten sie für schaamlos; aber Azagra faßte sich in seinem Schmerz, und, daß ihre Ehre sicherlich bliebe, erzählte er laut die ganze Geschichte. Alle standen sprachlos da, und niemand wußte, was er thun sollte. Da erhob sich ein alter Verwandter des Marcilla, von großem Ansehn, dessen Worte alle ehrten, und sprach mit heller Stimme: „wenn es denn wahr ist, daß Marcilla und „Isabelle von Kindheit an die höchste Liebe zu einander ge„hegt, und daß beide, während seiner langen Abwesenheit, „dieselbe Qual ausgestanden haben; daß sie auf gleiche Weis„se gestorben, und sich durch Wort und Schwur verbunden, „ehe Azagra um sie gefreit, so ist es billig, daß beide in „Ein Grab gelegt werden.„ Solches Wort wurde von Marcilla's und Isabellen's Eltern, und von der Obrigkeit gebilligt. Auch Azagra ließ sichs gefallen, zu genehmigen es denn. In ein Grabmal von Alabaster legten sie die treuen, keuschen Liebenden zusammen, und schrieben tausend Verse auf dasselbe.

III.

Diese rührende Geschichte, welche im Jahr 1217. vorgefallen ist, pflanzte sich durch schriftliche und mündliche Erzählungen und Gesänge mehrere Jahrhunderte lang fort, bis man endlich im Jahr 1555., bei einem Bauwesen, welches mit einer alten Kapelle in der Kirche von San Pedro vorgenommen wurde, die Leichname der beiden Liebenden wieder fand. Man setzte sie in der neuen Kapelle aufs Neue bei, und grub sie bei einer ähnlichen Veranlassung im Jahr 1619. wieder aus. Es wurde eine gerichtliche Akte hierüber aufgesetzt, und wir heben aus derselben noch einige Stellen aus, welche das Wunder dieser Liebe durch ein neues bezeugen.

„Man fand an genanntem Ort noch einen Sarg, welche einem Grab ähnlich war, zween bölzerne Särge neben einander. In dem einen war ein Leichnam oder Skelet, das von einem Manne zu seyn schien; indem die Knochen sehr stark und kraftvoll waren, und dem Haupt bis zum Fuß neun Palme Länge hatten. Das Antlitz und alles, vom Haupt bis auf die Fußsohlen, so wie die ganze Haut war unverletzt und ohne Löcher; die Brustknorpen waren noch aufgedruckt, und diese, und Brust und Schenkel nur wie bei einer Mumie zusammengeschrumpft. Die Augenhöhlen waren noch ganz gefüllt, das linke Ohr befand sich in seiner volligen Form, und die Arme lagen über dem Herzen zusammengefaltet. Hände und Füße hatten noch alle ihre Nägel, und der Mund seine Zähne. Die Nasenspitze hatte sich verzehrt, aber die Knochen .... alles hieng noch ganz zusammen, so daß der Leichnam, als man ihn an die Wand stellte, unverrückt stehen blieb. .... Das Haupt senkte sich auf die linke Seite, daß es nicht zu bewegen war, kurz alles war so fest, als ob es von Stein gewesen wäre, und in dem Sarg fand man ein Pergament, auf welchem geschrieben stand: dieses ist Diego Martinez de Marcilla, welcher aus Liebe gestorben ist.„

„Und in dem andern Sarg war ein andrer Leichnam oder Skelet, das von einer Frau schien, indem es kleiner war, nur acht Palme Höhe hielt, die Knochen und Füße niedlich und zart waren. Auch hier war die Nasenspitze zusammengefallen; aber die Zähne standen noch alle fest, und das linke Aug war noch voll. Der übrige Theil des Körpers hatte sich nicht ganz so gut erhalten, wie an dem andern Leichnam. .... Und in dem Grabe war sonst kein andrer Sarg, auch fand man kein Zeichen, daß noch jemand könnte hier beigesetzt worden seyn; und aus allem diesem und dem Inhalt obigen Pergaments, und nach andrem Bericht und Sagen, so wie aus sonstigen Gründen hält man für gewiß und unzweifelig, daß beide Leichname die von den beiden Liebenden Diego Juan Martinez de Marcilla und Isabelle de Segura sind.„

Im Jahr 1708. erhielten diese merkwürdigen Reste der beiden Liebenden ihre heutige Stelle, wo sie von Jedermann gesehen und untersucht werden können. Die Stadt Teruel ist stolz auf sie, und wer hohe Leidenschaften ehrt, der denkt mit Wehmuth an die Zeit, da in einem rauhen Zeitalter noch die Innigkeit des Herzens zu finden war, welche in der Flachheit der spätern Zeiten zu Grunde gegangen ist.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 31. Den 17. April 1811.

Am 17ten April 1790. starb Benjamin Franklin, der größte Mann in der Geschichte eines ganzen Welttheils. Großer Staatsmann, kühner Entdecker im Reiche der Wissenschaften, tadelloser Bürger und Familien-Vater, kindlicher Volkslehrer, freundlicher Mensch, wer hat ähnliche Ansprüche aufzuweisen, wenn von wahrer Größe die Rede ist?

Etwas über Akademien der Wissenschaften,

bei Gelegenheit der Schrift:

Ueber die Begriffe einer Akademie und einer Universität, und über den wechselseitigen Einfluß, welchen beide Anstalten auf einander haben können. Eine Vorlesung, gehalten in der königlichen Akademie der Wissenschaften (zu Berlin) am 26. October 1809. Berlin 1810. bei J. F. Unger 45 S. in gr. 8.

Der Verfasser, als welcher sich am Ende der Schrift Herr Castillon, Mitglied der Berliner Akadamie der Wissenschaften, unterzeichnet, beschäftigt sich vorzüglich mit Beantwortung der Fragen: wodurch unterscheidet sich der Zweck der Akademien oder gelehrten Gesellschaften von dem der Universitäten, und welcher Eigenschaften bedarf ein Gelehrter, um bei jenem oder bei diesem Institut wirksam zu seyn?

Nach der Meinung des Verfassers besteht das Wesen der Akademien darin: die Wissenschaft zu creiren, die Universitäten aber sollen die Wissenschaft nur verbreiten. Daher müssen bei Akademien nur Genies, bei Universitäten nur Talente in Thätigkeit gesetzt werden. Die ersten schaffen den Stoff, die lezten leiten ihn nur.

Aus dieser Hauptansicht gehen alle übrigen Behauptungen des Verfassers hervor. Er will die Gränzscheidung genau gehalten wissen, und verspricht sich von einer solchen Einrichtung ungemein viel Gutes.

Uns scheint jedoch, er habe auf die Hauptfrage, die bei Beurtheilung einer Akademie der Wissenschaften ins Auge gefaßt werden muß, zu wenig Rücksicht genommen, nämlich auf die Frage:

Wozu sollen die gemeinschaftlichen Arbeiten bei den Akademien nützen?

Da der Verfasser diese Frage nicht erörtert hat, so wollen wir einige Bemerkungen darüber machen.

Wer über das Wesen und die Verhältnisse der Akademien (oder eigentlicher Hakademien, denn der athenienfische Bürger, von dem sie den Namen haben, hieß Hakademos, nicht Akademes) nachgedacht hat, möchte wohl geneigt seyn, in der Einrichtung derselben die vorgeschriebene Gemeinschaftlichkeit der Arbeiter als das Haupt-Gebrechen anzuerkennen.

Es scheint, man dachte hierbei nicht hinlänglich 1.) an die Vortheile, die in der Theilung der Arbeiten liegen, 2.) an die Verschiedenheit des Interesses bei den Gelehrten, 3.) an die Unzulänglichkeit der Abtheilung der Akademien in Sektionen oder Klassen, 4.) an die Unwirksamkeit der gemeinschaftlichen Arbeiten in Hinsicht auf den Hauptzweck, 5.) an die allgemeine Unmöglichkeit, Gelehrte zu gemeinschaftlichen Arbeiten zu gebrauchen.

Wir wollen diese Gegenstände genauer betrachten:

Digitized by Google

1.) **Vortheile, die überhaupt in der Theilung der Arbeiten liegen.**

Nicht blos in der Politik gilt das divide et impera. Auch in dem Reiche der Wissenschaften und Künste, und vornemlich in der Anwendung derselben aufs gemeine Leben hat sich gezeigt, daß die Theilung der Arbeiten das einzige Mittel ist, um in jeder den höchstmöglichsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen.

Obwohl dieser Grundsatz durch die Erfahrung bewährt, und allgemein angenommen ist, hat man ihn doch bei Errichtung gelehrter Gesellschaften, wie es scheint, zu sehr aus dem Auge gelassen. Die meisten Regierungen suchten in solchen Fällen nur eine große Anzahl ausgezeichneter und berühmter Gelehrten zusammen zu stellen, statteten sie mit Lokal, Sammlungen und Jahrsgehalten reichlich aus, und verlangten dafür von ihnen, daß sie gemeinschaftlich arbeiten sollten. Aber eben durch dieses zweckwidrige Verlangen wirkten sie selbst den Absichten, die sie erreichen sollten, entgegen, indem sie anstatt die Theilung der Arbeiten zu veranlassen, die Vereinigung derselben festsetzten.

2.) **Verschiedenheit des Interesses der Gelehrten.**

Eine Akademie besteht aus einer Anzahl von Gelehrten von den verschiedensten Fächern. Wir sehen hier Historiographen, Anatomen, Chemiker, Astronomen, Numismatiker, Botaniker, Philologen, Geographen, Mineralogen u. s. w. in dem buntesten Gewühle durcheinander. Jeder kann vortrefflich in seinem Fache seyn, aber so oft sie zusammen kommen, wiederholt sich die Fabel vom Fuchs und vom Kranich. Jeder hat eine andere Art sich zu nähren, jeder spricht seine eigene Sprache, keiner versteht den andern, ja was noch mehr ist, keiner wünscht den andern zu verstehen, und so geschieht es, daß ein Historiker, plus ein Anatom + ein Chemiker + ein Astronom, + ein Philolog u. s. w. zusammen kein Plus, sondern ein wahres Minus ausmachen, oder mit andern Worten, daß ein Aggregat von Genies eine Versammlung von — Nicht-Genies bildet, wie dieses schon von Schiller in folgendem Distichon gesagt worden ist:

-G. G. (gelehrte Gesellschaften.)

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
sind sie in Corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus.
Schillers Ged. 1. Bd. S. 206.

3.) **Unzulänglichkeit der Eintheilung der Akademien in Sektionen oder Klassen.**

Man hat obigem Uebelstand dadurch einigermaßen abzuhelfen gesucht, daß man die Akademien in verschiedene Klassen oder Sektionen abgetheilt hat. Aber dadurch ist den Gebrechen noch lange nicht abgeholfen; denn:

a.) Die Abtheilung konnte nur im Großen geschehen, und es blieb in der Hauptsache immer noch das alte Mißverhältniß, daß mehrere Gelehrte, die durchaus nicht einerley Fach und Interesse haben, zu gemeinschaftlichen Arbeiten verurtheilt sind.

2.) Ein großer Fehler dieser Einrichtung liegt auch darin, daß zu den Stellen des Präsidenten und des General-Sekretärs einer Akademie der Wissenschaften ein so großer Umfang von Kenntnissen, und eine so vielseitige Ausbildung erfodert wird, wie man dieß nur bei den wenigsten Gelehrten antrifft. Besetzt man aber, wie man aus Mangel an wahrem Polyhistorern zu thun gezwungen ist, jene wichtigen Stellen mit Männern, die ihnen nicht gewachsen sind, so ist dieser Umstand allein schon hinreichend, die Akademie unwirksam zu machen.

3.) Ungeachtet der Abtheilung in Klassen werden den Akademisten doch mehrere gemeinschaftliche Geschäfte vorgeschrieben, die weder der Klasse noch der Gesammtheit nützen; nicht der Klasse, weil jeder von den Special-Gelehrten, aus welchen die Akademie zusammengesetzt ist, durch die ihm vorgeschriebenen Beiträge zu allgemeinen Geschäften, die nöthige Zeit zu seinen besondern Arbeiten verliert; aber auch nicht der Gesammtheit, weil, wie wir schon gesagt haben, ein Aggregat von Special-Gelehrten nicht eine Totalität von Universalgelehrten bildet, und weil also hier überhaupt keine gemeinschaftliche Wirksamkeit denkbar ist. Zwar haben alle Mitglieder das gemeinsame Interesse, die Wissenschaften zu befördern, aber wenn man diese Phrase auflöst, so wird man sehen, daß sie in Bezug auf die Gemeinschaftlichkeit durchaus nichts Reelles, oder was von irgend einer wesentlichen Wirkung begleitet wäre, enthält.

4.) **Geringer Nutzen der gemeinschaftlichen Arbeiten in Rücksicht auf den Hauptzweck.**

Die den Akademisten vorgeschriebenen gemeinschaftlichen Arbeiten und Geschäfte im Einzelnen betrachtet, bestehen in Folgendem:

a.) in den Sitzungen der Klassen;
b.) in den allgemeinen Sitzungen;
c.) in den öffentlichen Versammlungen;
d.) in Beurtheilung der Preisschriften;
e.) in Herausgabe von Denkschriften.

Unter allen diesen Beschäftigungen ist kaum eine, welche der Akademie, oder den Mitgliedern derselben wahren Nutzen gewähren kann; denn:

a.) in den Klassenversammlungen kommt nur sehr wenig vor, was nicht viel zweckmäßiger den Mitgliedern durch Umlauf mitgetheilt werden könnte. Die Erfahrung zeigt, daß das meiste, was in den Sitzungen vorgelesen wird, keine aufmerksamen Zuhörer findet, und folglich blos zum Zeitverlust gereicht. Es ist kaum ein Mitglied irgend einer Akademie, das nicht viele unangenehme Erfahrungen hierüber gemacht haben sollte, und mancher wünscht, wenn ein weitläufiger Aufsatz vorgelesen wird, daß doch „dieser Kelch vor ihm vorübergehen möge.„

b.) Die allgemeinen Sitzungen betreffen allgemeine Angelegenheiten der Akademie, Regierungs-Verfügungen, ökonomische Verhältnisse u. s. w. Von diesem gilt dasselbe. Man hat sich ja überhaupt von dem Gebrauch der collegialen Bestimmungen und Beschlüs-

Digitized by Google

se in allen Sachen, die nicht zur Pflege der Gerechtigkeit gehören, aus guten Gründen entfernt. Warum sollte er nun gerade in solchen Angelegenheiten, die sich am wenigsten dazu eignen, noch beibehalten werden?

c.) Die öffentlichen Versammlungen sind nach ihrer gegenwärtigen Einrichtung, ungeachtet ihrer Unentbehrlichkeit bei einer Akademie, eine der größten Plagen für die Akademisten. Nicht nur ist der Vorleser dabei sehr in Anspruch genommen, sondern auch die Geduld der Zuhörer auf eine harte Probe gesetzt. Um zur wahren Beförderung der Wissenschaften beizutragen, müßten diese Versammlungen in verschiedenen Punkten anders eingerichtet werden.

d.) Eben dasselbe gilt von der Aussetzung der Preisfragen, und von der Krönung der Preisschriften, ein Gebrauch, in welchem übrigens viel Lobenswerthes liegt.

e.) Die Denkschriften der Akademie haben bisher dem gelehrten Publikum noch wenig Nuzen gebracht, und es läßt sich durchaus nicht absehen, was eine Abhandlung dadurch gewinnen soll, daß sie anstatt einzeln zu erscheinen, in einer Sammlung gedruckt wird, wo sie oft in Gesellschaft unbedeutender Aufsätze auftreten muß, und dem größern Publikum gewöhnlich lange unbekannt bleibt. Wenn man bedenkt, wie viel ein Band Denkschriften kostet, so wird man kaum versucht werden, zu behaupten, daß der daraus zu schöpfende Nuzen mit dem Aufwand im Verhältniß stehe.

5.) Allgemeine Unmöglichkeit, Gelehrte zu gemeinschaftlichen Arbeiten zu gebrauchen.

Die gemeinschaftlichen Arbeiten sind also weder nothwendig, noch nüzlich. Ueberhaupt könnte man fragen: warum soll man Gelehrte zu gemeinschaftlichen Arbeiten anhalten, da Erfahrung und Verstand uns lehren, daß hierdurch nie etwas Vorzügliches geleistet wird. Denn Gelehrte von verschiedenen Fächern können nicht, und die von demselben Fach wollen oft nicht gemeinschaftlich arbeiten. Auch bringt zuverläßig jeder Einzelne für sich allein mehr zu Stande, als in Vereinigung mit andern. —

Damit soll aber keineswegs gesagt seyn, daß durchaus keine Akademie bestehen soll. Im Gegentheil Akademien, welche den Zweck haben, daß wissenschaftliche Männer, welche geeignet sind, die Wissenschaften höher zu bringen, von Nahrungssorgen befreyt, und blos dafür bezahlt werden, zur Beförderung und Vervollkommnung der Wissenschaften beizutragen, können, wenn sie den Hauptzweck immer im Auge behalten, und sich von den Gebrechen der zu weit getriebenen Gemeinschaftlichkeit, und besonders der Stimmenmehrheit so viel als möglich losmachen, allerdings bei einer zweckmäßigen Organisation manches Gute bewirken, wobei nur darauf ein besonderer Bedacht genommen werden muß, daß der so leicht bei Akademien entstehende Zunftgeist gleich bei seinem Entstehen erstickt werde. Anders eingerichtete Akademien aber mögen sich gefallen lassen, an den Spruch des Phädrus erinnert zu werden:

Nisi utile est, quod facimus, stulta est gloria.

Ueber den Mißbrauch der Worte. Eine Reihe von Vorlesungen, welche in der Fastenzeit gehalten worden sind.

Zweite Vorlesung.

Wir haben die Worte nun schon einmal mit der Münze verglichen, die aus Fortunatus Säckel gezogen wird, und fahren daher im Geiste dieser Vergleichung fort, um auch die wirklich gehaltreiche Münze, welche unter dem Namen außerordentlich im Umlauf ist, kennbar zu machen.

Wer der Aechtheit des Gelds, das er einnimmt, mißtraut, — denn beim Ausgeben nimmt man es gewöhnlich so genau nicht — der legt den verdächtigen Thaler neben einen ächten, um über die Farbe des Metalls, wirft beide stark auf den Tisch, um über ihren Klang, und bringt sie dann auf die Wage, um über ihr Gewicht zu urtheilen. Dieses geht nun bei der Münze, von welcher wir hier handeln, nicht wohl an; aber es bedarf auch aller dieser Künste nicht; denn nachdem ich euch die schlechte Scheidemünze gezeigt, brauch' ich euch nur einige guten, alten Schrotgelder vorzuhalten, und der Unterschied zwischen beiden wird euch gewis sogleich klar in die Augen springen. So sage ich denn:

Sokrates war ein außerordentlicher Mann, weil er ein wakerer Bürger, ein braver Soldat, ein rechtschaffener Familien-Vater, ein witziger Kopf, und doch ein guter Mensch war; weil er sich, unerachtet er das zänkische Weib in ganz Athen zur Gattin hatte, doch nie über sie ärgerte; weil er bei all seiner Höflichkeit, ohne Hoffnung, Glück bei ihnen zu machen, und ohne jemals den Geck zu spielen, dennoch gerne im Umgang schöner Frauen war; weil er in seiner Jugend das Alter, und in seinem Alter die Jugend liebte; weil er als Lehrer nie einen seiner Schüler ganz aufgab; weil er ohne je ein Buch zu schreiben, doch kraftvoll auf die Nachwelt gewirkt hat; kurz, weil er immer, und unter allen Umständen sich gleich blieb, und auch, als sein undankbares Vaterland ihm das Leben nahm, mit Gleichmuth und ohne eine Klage über die Ungerechtigkeit, die er erlitt, gestorben ist.

Das war außerordentlich schön, weil ihr dieses nicht nur von einem halben Dutzend Anbeter gesagt wurde, sondern weil ganz Griechenland, das über Schönheit wohl zu urtheilen wußte, zu ihren Füßen lag, und ihren Reizen Tempel und Altäre errichtete.

Montaigne war außerordentlich naiv, da er seine vortrefflichen Versuche mit der Frage geschlossen hat, für die unsre Sprache nicht naiv genug ist: qu'au plus

Digitized by Google

élévé trône du monde, si ne somme nous assis, que sur notre cul?

König Alphons von Aragonien war ein außerordentlicher Fürst, weil er einen großen Gedanken nicht nur dachte und sagte, sondern auch zur Richtschnur seines Lebens machte. Und dieser Gedanke hieß: „wie sich die Sonnenblumen immer nach der Sonne drehen, so bildet sich das Volk immer nach des Fürsten Sitten, Tugenden und Lastern.„

Es war ein Zeichen von außerordentlicher Gesunkenheit des alten Römersinns, als selbst Tiber den Senat, welcher ihn mit den niedrigsten Schmeicheleien überhäuft hatte, mit den Worten verließ: o homines ad servitutem paratos!

Es war außerordentlich klein von Cicero, als er von Atticus einmal Theophrasts Buch über die Ehrliebe verlangte, um sich in seinen Grundsätzen gegen die Unterdrücker der Freiheit seines Vaterlands zu stärken.

Ludwig XV. verrieth eine außerordentliche Gemüthslosigkeit, als er die Marquise von Pompadour, die er so lange geliebt hatte, ohne Rührung sterben sah, und da ihr Leichenzug an seinem Fenster vorüberkam, ihn sehr schön fand, die Uhr heraus zog, und weiter nichts sagte, als: „um zehn Uhr kommt der Zug in Paris an.„

Aristides war außerordentlich gut, weil er jenem Athenienser kein Wort sagte, als er ihm den Grund, warum er für seine Verbannung stimmte, in den Worten angab: „es ärgert mich eben, daß man diesen Aristides allgemein den Gerechten nennt.„

Es ist eine außerordentlich tiefe Bemerkung, was der Cardinal von Retz einmal sagte: „alles, was kühn scheint, es aber nicht ist, ist beinah immer klug;„ und eine außerordentlich wahre, die in folgendem Satz von la Rochefoucauld enthalten ist: „man findet zuweilen eine Frau, die nie eine Liebschaft, aber wunderselten eine, die nur eine einzige gehabt hat.„

Es ist ein außerordentlich schönes Wort, das die Gräfin von Almaviva dem jungen Cherubin, da er in die Welt hinausgeschickt wird, auf den Weg gibt: soyez soumis, honnête et brave!

Es war ein außerordentlicher Fall, daß Saint-Aulaire seine besten Verse erst im neunzigsten Jahr seines Lebens machte, und ich möchte keinem Dichter rathen, so lange fortzufahren, oder so lange zu warten, um anzufangen.

Nur eine außerordentliche Liebe konnte Lancelot das Wort eingeben, welches er einer Frau sagte, die ihn zu einer Untreue gegen seine Geliebte, Ginevra, verleiten wollte, und ihn versicherte, daß diese es nie erfahren könne. „Wenn sie es auch nie erführe,„ sprach der edle Ritter; „so würde es doch mein Herz erfahren, das unaufhörlich bei ihr ist. (Die Forts. folgt.)

Diplomatische Anekdoten.

Als sich Peter der Große zum zweitenmal in Holland befand, kam eine englische Gesandtschaft an ihn. Er hatte diese früher erwartet, und war somit nicht ganz gut auf die Gesandten zu sprechen. Indeß ließ er ihnen, nachdem sie mehreremale vergebens vor ihn zu kommen gesucht hatten, sagen, er würde sie an Bord eines holländischen Schiffs, das ihnen bezeichnet wurde, sprechen. Sie ließen sich das, wiewohl ungern, gefallen, und kamen. Der Kaiser, sagte man ihnen, ist im Mastkorbe, und erwartet die Herren in demselben. Beide Gesandten fanden diesen Empfang um so sonderbarer, da keiner von ihnen Seemann war, und in seinem Leben auf einen Mastkorb geklettert war. Allein keine Entschuldigung wurde angenommen. Sie mußten sich zu der Parthie entschließen. Der Kaiser empfieng sie mit aller Würde, unterließ aber nicht, ihnen zu verstehen zu geben, daß er sie früher erwartet habe.

Der Doktor Dahlen, welcher von der Königin Elisabeth als Gesandter auf eine Friedens-Negotiation zwischen England und Spanien geschickt wurde, befand sich in einer Präliminar-Conferenz bei dem spanischen Gesandten. Die Frage war: in welcher Sprache unterhandelt werden sollte? — In französischer, gab der Spanier spottend zur Antwort: denn Ihre Königin führt ja den Titel Königin von Frankreich. — „Da unterhandeln wir lieber in hebräischer Sprache, erwiederte der Doktor schnell; denn Ihr Souverain nennt sich ja König von Jerusalem.„

Philipp II. ließ einst durch seinen Gesandten der Königin Elisabeth von England eine Forderung in folgenden Versen vortragen:

Te veto, ne pergas bello defendere Belgas;
Quae Dracus eripuit nunc restituantur oportet.
Quas pater evertit, jubeo te condere cellas;
Religio papae hic restituatur ad unquem.

(Die verbiet ich, im Kriege die Belgier ferner zu schützen;
Was mir Drake entriß, muß wieder erstattet mir werden.
Die dein Vater gestürzt, die Klöster, heiß' ich dich aufbaun;
Sorge, daß hergestellet dem Pabste die Religion sey!)

Die Königin erwiederte im Augenblick dem Gesandten in einem bessern Vers aus dem Steg-Reif:

Ad graecas, bone rex, fient mandata Calendas.
(Guter Monarch, dein Geheiß, am Nimmerstage vollend ich's.)

Charade.

Nimmst du mein Erstes mir,
Sogleich erschein ich dir
Als treuster Führer durch die Schweiz. —
Streichst du mein Letztes aus,
Biet' ich dem Götterschmaus
Die Nektarschaale mit Jugendreiz.
Mein Ganzes brauch ich dir wohl nicht zu nennen?
Du wirst gewiß den holden Sänger kennen,
Den wir als Menschen, wie als Dichter, lieben,
Der freund, doch unnachahmlich schön geschrieben,
Der, nachgeahmt, stets unerreicht geblieben. B.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 32. Den 20. April 1811.

Am 20sten April 1792. erklärten die damaligen Gewalthaber des französischen Volks dem König von Ungarn und Böhmen den Krieg, und eröffneten somit die ganze Reihe von furchtbaren Kämpfen, deren Erfolge der Welt eine so ganz veränderte Gestalt gegeben haben.

Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1809.

I. Reise von Paris nach Straßburg.

Wir giengen erst nach Eröffnung des Feldzugs von Paris ab; unsere Reisegesellschaft bestand aus lauter französischen Militärpersonen oder französischen Employés. Trotz der geringen Anzahl Truppen, welche vor uns über den Rhein gegangen waren, zweifelte doch an der ganzen Landstraße bis an den Rhein kein einziger Bewohner Frankreichs an dem Siege seiner Nation. Dieser Nationalglaube der Franzosen ist nun in den französischen Nationalkarakter übergegangen; er ist das Resultat der unzähligen vorherigen, und die Quelle aller jetzigen Vortheile Frankreichs über den Kontinent; der Glaube versetzt Berge, wie die Schrift sagt, und wie in unsern Tagen der neue Monarch es wörtlich ins Werk setzt. Man heißt einen solchen Zustand der Dinge mit einem abergläubischen Ausdrucke Glück; die reine Vernunft kennt keinen Zufall; sie kennt nur jenen Glauben und seine allmächtige Kraft. Ein Heerführer, der Glauben an sich selber, und ein Heer, das Glauben an seinen Führer hat, werden auch dann, wenn sie nicht siegen, wenigstens nicht geschlagen seyn. In den Tagen der Revolution, so gut man auch bei der Armee gesinnt war, glaubte man doch noch bisweilen an die Verrätherey der Generäle, und siehe da die Ursache, warum man damals Schlachten verlor, und sehr wichtige Rückzüge französischer Armeen sah; aber heutzutage ist alles Zuversicht, und heutzutage, wenn man auch einmal nicht vorrückte, so geht man doch lieber in den Tod, als rückwärts, und stirbt lieber auf der Stelle. So werden denn auch nicht gewonnene Schlachten zu Siegen; denn nur der ist Sieger, der nicht weicht; nach der Schlacht besitzt er das Land, und beherrscht die Flüsse. Dieß ist ja auch die Geschichte aller Helden und aller Völker in der Epoche ihres Ruhms und ihrer Selbstständigkeit.

Der Weg von Paris nach Straßburg ist kürzer über Montmirail und St. Menehould nach Metz, als über Chateau-Thierry, Chalons und Nancy; aber des Winters ist letztere Landstraße besser. Auf dem Wege über St. Menehould kommt man durch Verdun, und den größten Theil des Landes, in dessen Nähe der preußische Feldzug von 1792. mißlang. — Wer in den Gasthöfen durch die öffentlichen Wägen ankömmt, wird vortrefflich bewirthet, sobald die Gesellschaft nur irgend zahlreich, das heißt, aus 6 bis 8 Personen zusammengesetzt ist; die ganze Ausgabe für Frühstück und Abendessen nebst dem Nachtlager beläuft sich auf 6 bis höchstens 7 Franken. Ist man allein, oder nur zwey, drey Personen, so ist die Ausgabe dieselbige, aber die Bewirthung sparsamer. Der beste Gasthof auf der ganzen Reise ist in Bar-sur-Ornain, sonst Bar-le-duc, im goldnen Löwen; auch in Luneville ist auf dem Platze dem Schloß gegenüber herrliche Bewirthung. — In der ganzen Champagne hat man meistens den Vortheil, daß die Weine vortreflich sind; am schlechtesten und theuersten geben sie die Herrn Wirthe in Epernay, was die mei-

Digitized by Google

sten Reisenden sehr befremdet. Leider kann man diese gewöhnlichen Tschweine nicht weit transportiren, ihr leichtes Fleisch verfliegt zu rasch durch die Bewegung der Wagen, und auf den Flußschiffen zieht ihnen irgend ein hypergesunder Unheil alle Kraft aus. — Die Menschenart in der Champagne hat unter den Franzosen den Ruhm der Gutmüthigkeit und Aufrichtigkeit; die Pariser aber und die Gascogner lachen über die Champagnesen auf eine höhnische Weise.

Noch etwas vorher, ehe man in die Champagne eintritt, ist das Städtchen Meaux, wo einst Bossuet, der größte Kanzelredner Frankreichs, Bischoff war; jeder Einwohner, auch von der niedrigsten Volksklasse, kennt den großen Bossuet, so wie man in Sachsen Luthern kennt, und in Weymar Schillern. Dem inslizen Städtchen Chateau-Thierry gehört Lafontaine zu; die Franzosen heissen ihn immer nur den Guten; die besten unter seinen Fabeln, zum Beispiel seine animaux malades de la peste, kann mancher Reisende auswendig. — Wer Mahler ist, oder auch nur gerne Wollüstling mit dem Auge unter den Landschaften, der werfe einen Blick oben von den Bergen bei Chateau-Thierry in die Thäler, oder vor Dormans hinunter, wo die Marne sich durchwindet.

Chalons hat einen schlechten Nahrungsstand; die grossen Kapitalien des Landes werden in Rheims umgetrieben; ihre Weinhändler und Manufakturisten trifft man überall auf Reisen an. Die leidige Wahrheit, daß Weinbau nur in gewissen Gebirgen reiner Quell von Wohlstand ist, kennt hier jedermann; aber sie lassen sich durch Bacchus verführen auch da, wo Ebene und weniger steinigte Erde dem Bau der Ceres gehörten. In Frankreich, wo jedes Gewerbe und besonders der Landbau nur allzufrei sind, wird vielleicht einst die öffentliche Verwaltung den Wink geben, und dann die armen Weingärtner zu reichen Korabauren machen. In Lothringen verstehen sie sich schon besser auf den Bau des Ackers; nur die Gebirge müssen sie tränken.

In Nancy muß man sich wundern über die Menge der feilen Dirnen und über die Hartnäckigkeit der kriegsgefangenen Spanier; es ist jedoch nicht wahr, daß sie gar nicht im Felde arbeiten. Manche französischen Eigenthümer oder Pächter sind wohl zufrieden mit denen, welche man ihnen erlaubte, aufs Land hinaus zu führen; sie mögen wohl faul seyn in den heissesten Provinzen ihres Vaterlandes und in den heissesten Monaten des Jahres. In Pfalzburg sieht man sie abermal; ihr Unglück ist in ihnen selber; denn sie sind gewiß nicht stupid, wie man oft fälschlich angab, weil sie bigott waren; sie fühlen besonders tief, und ihr Stolz ist auch durch ihre armseligen Lumpen hindurch sichtbar. Man kann leider dem kriegsgefangenen Spanier seine Lebensmittel in Lothringen unmöglich so reichen, wie er sie in Extremadura hat oder in Jaen. So starben ja auch die Pikards, deren Land doch kein Paradies ist, in den reichen und fetten Fluren von Ungarn und Siebenbürgen. Welch ein tiefer, richtiger Sinn liegt in dem Hutabziehn vor den gefangenen Ungarn bei Ulm, und in den Worten Napoleons: „Ehre dem Kriegsmuth im Unglück.„ Es ist ein unglaublicher Ausdruck in dem Kopfe eines Spaniers, der voll Kummer an die Mauer seiner Kaserne gelehnt ist, um sich an der Frühlingssonne zu wärmen.

In Luneville, in Toul, in ganz Lothringen, sogar im geringsten Dorfe, nennt man Stanislaus von Pohlen; die Geschichte hat es mehr als Einmal und mit allen Umständen gemeldet, was er in dem Lande that, und wer künftig auch nicht mehr als Er thun sollte, würde dennoch ewig leben, wie sein gelegnetes Andenken. — Die Lothringer haben eine grose Tugend, die Sparsamkeit: darum steht man auch ihren Wohlstand wenigst, aber man würde sich sehr irren, wenn man sie deßhalb für arm hielte. Da, wo das Land weniger ergiebig ist, verdient man Geld durch Handwerkerey im Ausland; sie gehen ins westliche Frankreich als Schuster und als Scheerenschleifer. Im Innern des Landes lebt man wohlfeil und wie im Schlaraffenlande; überall ist alles gut und niedrigen Preises.

In Saarburg hat die bekannte Manufaktur des Herrn Beunat in vergoldeten Dekorationen noch immer guten Fortgang; das wahre Gehelmniß davon ist jedoch nicht sowohl die Komposition seines sogenannten englischen Teigs, als vielmehr sein Geschmack und sein Unternehmungsgeist. Und doch meyne ich, sollte sich Herr Beunat nicht in Saarburg, sondern in Paris niedergelassen haben. Seine Fabrikate gehören ja einzig und allein dem Luxus; nirgends in Frankreich ist der Arbeitslohn für die gemeinen Arbeiter wohlfeiler, als in der Hauptstadt, und wo die theuren Arbeiten des Herrn Beunat betrifft, so kosten sie ihn überall gleichviel. Herr Beunat würde in Paris das Publikum durch die täglichen Fortschritte seiner schönen Kunst hinreissen; er würde da den Hof, die Großen, die außerordentlichen Bestellungen bei außerordentlichen Möblirungen und Festen, und eine Menge anderer Vortheile für sich haben. Von Paris aus würde sein Etablissement mit dem Luxus über ganz Frankreich, und bald über die ganze Welt wirken. Sein Depot, das er in Paris hat, kann dieß alles nicht leisten; die Gründe davon sind persönlich, sind lokal, und sind überdieß allgemein. Besonders wichtig scheinen mir die größeren Stücke und beträchtlicheren Masse von Dekor; man könnte mit seiner Kunst unglaubliche, bisher ungesehene Dinge ins Werk setzen.

Rheinzabern mit seinem romantischen Gebirge macht die Scheidung zwischen dem französischen und deutschen Frankreich. In diesem schlecht gepflasterten Städtchen ist man reich und lustiger Laune im Genusse des Lebens; aber im vordern Elsaß ist man mancherley auf Einmal, nämlich unerschöpflich in der goldnen Kunst des Ackerbaues, häuslich bis zur Aengstlichkeit, ernsthaft und gottesfürchtig bis zur Traurigkeit. Der Menschenschlag im Elsaß ist groß und stark; überall wimmelt es von Kindern; alle Frauen sind schwanger. Durch die beständige Kultur hat das Land einen Anstrich von italienischer Ueppigkeit. Uebrigens würde der Deutsche in dem Elsäßer weder einen Franzosen, noch einen ehemaligen Theil des deutschen Nationalkörpers anerkennen; die Elsäßer sind eine ganz eigene Völkerschaft mitten inne zwischen dem Neufranzosen und dem Schweizer.

Digitized by Google

Straßburg ist die glücklichste Stadt Frankreichs und vielleicht des ganzen Kontinents von Europa; hier ist der Umtrieb aller ungählbaren Reichthümer des elsäßischen Bodens; hier ist der Ein- und Ausgang des ganzen Handels zwischen Frankreich und dem größten Theile von Europa; alle Gewerbe sind in Thätigkeit für das Land, für den Reisenden, für den Handel, für die Armeen. Man gehe nach Osten oder nach Westen, so macht man hier einen Halt, und bezahlt den Straßburgern seinen Tribut. Ihre Handelsleute sind die Kommissionäre der halben Welt. Auch der Krieg, der doch sonst alles verderbt, unterwirft sich dem Gesetze der straßburgischen Industrie, und bereichert die Stadt. Ihre Juden sind Lieferanten, Mäkler oder Zwischenleute zwischen Lieferanten und Militäradministrationen. Ihre Wechsler sind solid, berühmt und reich; ihre Manufakturen arbeiten mit mehr Vortheil, als alle andern in ganz Frankreich, weil das Land Ackerland und Gränze ist. Bis auf den Scherenschleifer an der Ecke des Waffenplatzes, der den Husaren und Jägern ihre Säbel schleift, nimmt hier jedermann reichlich Geld ein.

Auf der Rheinbrücke könnte man ein ganzes Buch schreiben; kein Punkt des europäischen Bodens ist so reichhaltig an Geschichte. In St. Petersburg dachte man an die Zukunft, und schrieb: „hier geht der Weg nach Konstantinopel.„ Aber in Straßburg erinnerte man sich der Vergangenheit, und benannte das Thor durch den Wall Austerlitzerthor. — Alle Häuser im französischen und deutschen Kehl sind neu; der reiche Boden und die gewerbsame Lage haben den größten Theil des alten Elends vergessen gemacht. Nur die Sitten sagen etwas deutlich, daß hier Lager standen, und Durchmärsche ohne Zahl über das Land giengen. (Die Forts. folgt.)

Fragmente über die Türkei.

7.) Karakter der Türken.

Fortsezung.

Man kann sie daher in Geschäften gewiß keines Leichtsinns beschuldigen. Ihr Wort reicht hin, und nichts vermag sie von der ersten Entscheidung zurückzubringen, die sie für gerecht angesehen und als unwiderruflich gegeben haben, wenn man ihnen nicht klar beweist, daß ihre Ansicht falsch ist. Sind diese Beweise überzeugend, so geben sie nach. Bestätigt man ihnen eine Sache durch einen Schwur, so glauben sie sie, wie außerordentlich und ihrem Vortheil zuwider laufend dieselbe immer seyn mag. Letzteres wird durch eine Thatsache bestätigt, die mir ein französischer ArtillerieOffizier erzählt hat. Er wollte in der Bude eines Kaufmanns, wo einer seiner Kameraden Tags zuvor Tuch gekauft hatte, solches um den nemlichen Preis haben. Allein dieser Kaufmann besaß keines mehr davon, und er gieng daher zu einem andern, der neben diesem feil hatte. Hier fand er das nemliche Tuch, aber es wurde ihm ein viel größerer Preis gefodert. Der Offizier erklärte sich laut dagegen, und zeigte das Muster, welches von der nemlichen Qualität war. Der Kaufmann wollte anfänglich nicht nachgeben, bekann sich aber bald, und schlug ihm vor, durch einen Schwur zu bekräftigen, daß das, was er gesagt habe, wahr sey. Der Offizier schwur, und der Kaufmann erließ ihm das Tuch um gleichen Preis, wie es sein Kamerad bezahlt hatte

Die Türken treiben alle ihre Gefühle aufs Aeußerste, den Haß bis zur Raserei, und die Freundschaft bis zum Heroismus. Ihre Versprechungen sind heilig, und die Wahrheitsliebe giebt ihrer Freimüthigkeit oft eine Art von Rauheit, die sich freilich mit unserer Höflichkeit nicht vertragen will. Sie brauchen keine Schonung in ihren Ausdrücken, zeigen kein Zartgefühl in ihrem Benehmen, aber verlangen auch beides nicht von andern. Ihre Empfänglichkeit ist daher auch beinah gar nicht reizbar, und man sieht selten Wortwechsel, und noch seltener Duelle unter ihnen. Sie zeigen bloß Widerwillen gegen Handlungen, die den guten Sitten der Religion und der Billigkeit zuwider laufen.

Nach ihrer gewöhnlichen Ruhe zu urtheilen, sollte man sie heftiger Leidenschaften gar nicht fähig halten; allein dahen sie sich diesen einmal ergeben, so treiben sie sie zum Wahnsinn. Gewöhnlich mäßigt die Ueberlegung ihr erstes Aufwallen, und sezen sie der Beleidigung Sanftmuth oder Verachtung entgegen. Reizt man sie aber noch mehr, und treibt sie aufs äußerste, so werden sie unversöhnliche Feinde. Da sie unser Ehrgefühl nicht kennen, so ist Meuchelmord die einzige Rache, wodurch sie da, wo die Gesetze schweigen, sich helfen.

Für die Frauen andrer hegen sie die größte Ehrfurcht, und wagen es nicht, diejenigen, welche ihnen begegnen, nur anzuschauen. Herr Melling, der als Baumeister bei der Sultanin Hadidscheh in Diensten war, durfte zwar mit ihren Frauen reden, und sie unverschleiert ansehn; allein die übrigen türkischen Offiziere sprachen nur mit gesenkten Augen oder mit weggewandtem Haupte mit ihnen. Als dieser Künstler über die Terrassen vom Pallaste der Sultanin gieng, sah er in die Höfe und Gärten hinab, wo die Frauen waren; sein Führer aber, der Intendant von ihrem Hause war, drehte das Haupt seitwärts, und hätte um alles in der Welt nicht hinuntergeblickt. Gott beschüzt uns, sagte er, nicht das Eigenthum unsers Nächsten zu begehren.

Die Türken hegen Ehrfurcht gegen das Alter und gegen die Kindheit, und dehnen ihr Wohlwollen selbst über die Thiere aus. Störche und Schwalben können überall, ohne verscheucht zu werden, ihre Nester bauen, ja man hält dies sogar für ein Zeichen der Gunst des Himmels, und für ein Verwahrungsmittel gegen alles Unglück. In großen Haufen leben die Hunde in den Straßen, und wehe dem, der sie mißhandeln wollte! Leute, welche Fleisch verkaufen, ziehen von einer Menge von Hunden und Katzen umgeben, durch die Stadt, denen sie zu essen reichen, wenn ein mitleidiger Türke die Kosten dieses guten Werks bezahlen will. Zu tausenden flattern die Turteltauben im

Digitized by Google

Hafen und über den Getreideschiffen, und nehmen sich eine Abgabe, die vielleicht verhältnißmäßiger ist, als die beim Mauthamte. Beim Bau der Häuser bringt man Tröge, um die Thiere zu tränken, und kleine Kioskten in den Mauern an, um die Vögel aufzunehmen, welche hier ihre Nestchen anlegen wollen.

Sie schätzen jede edelmüthige Gesinnung, und gewinnen Wohlwollen für die, an welchen sie Tapferkeit und selbst Verwegenheit erkennen, wenn sie mit kaltem Blut und Geistesgegenwart verbunden ist.

Durch dergleichen Eigenschaften gewann unser Bothschafter, der General Aubert-Dubayet, die Liebe der Türken. Bei seiner Ankunft auf der türkischen Gränze, und im Augenblick, da er das ottomanische Gebiet betrat, löste sich sein Säbelgurt auf. Man wollte ihm diesen wieder anschnallen, allein er verhinderte es, indem er sich mit den Worten zu dem Bassa wandte, der ihm entgegen gekommen war: „das Schicksal scheint mir einen Wink zu geben, daß ich dieser Waffe von nun an nicht mehr bedarf. Ich bin ja unter einer, mit Frankreich befreundeten, Nation!„

In einem der Paschaliks, durch die ihn sein Weg führte, hatte ihm der Bassa, nach dem gewöhnlichen Gebrauch, ein sehr schönes, aber außerordentlich wildes Pferd gebracht. Der General, als ein sehr guter Reiter, besteigt es. Das Roß bäumt sich mit aller Heftigkeit, und will ihn abwerfen. Darüber reißt der Zügel, und sein Reiter schwingt sich, da er das bemerkt, herab, ohne sich Schaden zu thun. Der Bassa ist in größter Bestürzenheit und entschuldigt sich; aber der General besteigt das Pferd zum zweitenmal, und bringt es dahin, daß selbe sich bändigen. — Diese beiden Züge, welche noch vor seiner Ankunft in Konstantinopel bekannt wurden, gereichten ihm in dieser Stadt zur größten Ehre, und trugen nicht wenig dazu bei, die Türken für die Franzosen zu stimmen.

Das Prädestinations-System hat feste Wurzel bei den Türken gefaßt, und es ist bekannt, wie blindlings sie sich dem Glauben an dasselbe überlassen. Oft erlegt es bei ihnen den Muth, schärft ihren Starrsinn, und läßt sie selbst den Tod mit Resignation erdulden. Daher schrecken auch die drohendsten Gefahren sie nicht; sie stürzen sich in die Flammen, in die Bajonette ihrer Feinde, und verzweifeln, auch von tausend Hieben getroffen, noch nicht an ihrem Leben, wenn sie überzeugt sind, daß ihre Stunde noch nicht geschlagen habe.

Hat sich ein Verbrecher, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt ist, in der ersten Anwandlung von Furcht verborgen, oder ist er geflohen, so wird oft der Gedanke an die Vorbestimmung so mächtig in ihm, daß er sich selbst überliefert, weil er seinem Schicksal doch nicht entgehen zu können glaubt. Es ist sogar selten, daß sich ein ottomanischer Unterthan in ein fremdes Land flüchtet, um sein Leben zu sichern; denn er ist überzeugt, daß ihn die Rache des Sultans am Ende der Welt erreichen würde, und daß die Befehle seines Monarchen so heilig sind, als die des Schicksals. Er küßt sein Todesurtheil mit derselben Ehrfurcht und Ruhe, wie seinen an der Pest sterbenden Freund, der ihn mit seiner Krankheit anflekt, die ihm aber nicht schadet, wenn es über den Sternen nicht so geschrieben ist.

Der Großherr selbst hat sich nicht über diesen abgeschmackten Aberglauben erhoben. Wird er in einer Revolution abgesetzt, so sagt er, wenn man ihm den Festa des Mufti's vorhält, weiter nichts, als: „der Wille Gottes geschehe!„ Er steigt mit Gleichmuth herab von seinem Thron, und geht in das Gefängniß, wo ihn vielleicht der Tod erwartet.

Ich werde wenig von den intellektuellen Eigenschaften der Türken sagen, denn da ich ihre Sprache und Literatur nicht kenne, so kann ich auch nicht über ihre Geistesfähigkeit urtheilen. Inzwischen glaube ich, daß sie, im Allgemeinen, mehr Anlage für mechanische Künste, als für solche haben, zu denen Genie gehört, und es gelingt ihnen auch alles, was Geschicklichkeit und Behutsichkeit erfodert, vortrefflich. Sie sind sehr geschickt im Sticken, im Eisetieren u. dgl., aber alle Arbeiten, welche einen feinern Geschmack erfodern, werden von Franken, Griechen und Armeniern gemacht.

Die französische Regierung hat eine Compagnie Kanoniere nach Constantinopel geschickt, um die Türken die Manoeuvres der fliegenden Artillerie zu lehren. Auch führen sie die Evolutionen sehr leicht aus, sobald sie nur die Bewegungen unsrer Kanoniere nachahmen. Allein geht im Manoeuvre nur die geringste unvorhergesehene Veränderung vor, so ist alles in Unordnung, weil es ihnen, bei allem kalten Blut, häufig an Geistes-Gegenwart fehlt. Sie operiren gleich Maschinen, die man nach Gefallen in Thätigkeit setzt, die aber bewegungslos scheinen, sobald sie sich selbst überlassen sind. Stellen sie die Uebungen vollends auf einige Zeit ein, so vergessen sie, was sie gelernt haben, und kommen auf ihre alte Weise wieder zurück, welche nichts, als Unordnung und Verwirrung ist.

Ueberhaupt verabscheuen die meisten Türken die Kriegskünste der europäischen Völker. Sie halten weniger auf die Regeln der militärischen Taktik, als auf ihre Geschicklichkeit ihren krummen Säbel zu brauchen, und auf die Kraft und Schnellkeit ihrer Rosse, sowohl zum Angriff, als zur Flucht, wie die Parther. Sie könnten daher füglich sagen, was der Spartaner Archidamus beim ersten Anblick einer, in Sicilien erfundenen, Maschine zum Umstürzen der Mauren, mit Bitterkeit ausrief: „O Herkules! Was wird nun aller Muth mehr helfen!„

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 33. Den 24. April 1811.

Am heutigen Tage des Jahrs 1558. wurde zu Paris die erste Hochzeit der Maria von Stuart mit dem Dauphin von Frankreich, nachherigem König Franz II., gefeiert. Diese Ehe sicherte Elisabeth den Thron von England, indem die Britten keiner französischen Königin unterthan seyn wollten, und wurde vielleicht der Grund von Maria's spätrerem Jammerschicksal, zuverlässiger aber noch von Englands Glück und Größe, wie sich beides unter Elisabeths Scepter entwickelt hat.

Das Gelübde.

Eine nordische Sage.

In der uralten heidnischen Sachsenzeit gab es einmal einen großen Krieg mit den Dänen. Adalbero hieß der Sachsenherzog, welcher dazu gerathen hatte, und nun auch in der Stunde des ernsten Entscheidungskampfes an der Spitze seines Volkes stand. Da flogen der Pfeile und Wurfspeere viel, da blitzten viel tapfre Klingen von beiden Seiten auf, und leuchteten viel goldblanke Schilde durch die finstre Schlacht. Aber die Sachsen zogen den Kürzern in jeglichem Angriff, und waren bereits so weit zurückgetrieben, daß nur die Erstürmung einer steilen Höhe das Heer und das Land retten konnte, freilich auch den Feind zersprengen, und in entscheidenden Sieg verwandeln, was bis hierher glück- und ruhmloses Rückdrängen gewesen war, und verderbliche Flucht zu werden drohte. Adalbero führte gegen die Höhe hinauf. Aber vergeblich sprengte er auf seinem goldbraunen Hengste den Schaaren vor, vergeblich rief er die heiligen Worte: Freiheit und Vaterland! durch das Feld, vergeblich strömte heisses Blut, feindliches und eignes, über seine glänzende Rüstung. Die Geschwader wichen zurück, und der Feind jubelte von seiner sichern Höhe über den furchtbar entscheidenden Sieg. Wieder stürmte Adalbero mit einigen Tapfern vor, und wieder fielen die zaghaft gewordenen Krieger hinter ihm ab, und wieder jubelte höhnend der Feind. — „Es ist noch Zeit, sagte Adalbero, und schrie zum andernmale: vorwärts! — Was ich Euch aber gelobe, dafern wir siegen, ihr Götter, ist meine Burg, die ich zu euern Ehren anzünden will an ihren vier Ecken, daß sie aufflammen soll, als ein leuchtender Scheiterhaufen eures Sieges und unsere Rettung.„ Wieder erneuter Angriff, und wieder der Sachsen Flucht und des Feindes Jubelgeschrei. Da rief Adalbero laut vor dem ganzen Heer: „Ihr Götter, wenn wir auf diesen Anfall siegen, verheiß ich euch zum feierlichen Opfer mich selbst.„ — Schaudernd drangen ihm die Kriegsleute nach. Aber das Glück war ihnen entgegen, die Muthigsten fielen, die Gewöhnlicheren flohn. Da ordnete Adalbero in tiefem Schmerze die wieder gesammelten Schaaren, und was bedeutend und groß noch war im Heere, sammelte sich um ihn, und sprach: „du bist unser Verderb, denn du hast zu diesem Kriege gerathen.„ — Adalbero dagegen sprach: „meine Burg hab' ich den Göttern gelobt, und mich selbst um den Sieg. Was soll ich mehr?„ — Die traurige Gemeinde aber rief, ohne ihm weiter zu antworten, wie einen Klaggesang, die Rede nach: „du bist unser Verderb, du hast zu diesem Kriege gerathen.„ — Da riß er seine Brust auf, und bat den starken Donnergott um einen Keil da hinein, und um Sieg für das Heer. Aber es kam vom Himmel kein

Digitized by Google

Schlag, und die Geschwader ſtanden ſchru; und folgten keinem Ruf. Da ſagte er endlich in unermeßlicher Verzweiflung: „nun, ſo hab' ich denn gar nichts, als mein Allertheuerſtes, mehr. Weib und Kind opfr' ich Dir, du Götterheer, und den Sieg; mein wunderſchönes, blühendes Weib, mein einziges herzliebes Kind! Sie gehören Euer, ihr großen Lenker in Asgard, ich tödte ſie euch mit eigener Hand, aber ſchafft mir den Sieg; ich ſag' euch, ſchafft mir den Sieg!„ — Und kaum waren die Worte heraus, da donnerte es furchtbar durch die Schlachtgegend hin, und Wolken zogen ſich über den Kämpfenden zuſammen, und mit grauſenvollem Laut ſchrieen die Sachſen wie auf Eins: „die Götter ſind mit uns!„ — In unbezwinglicher Wuth raſten vorwärts die Schaaren, die Höhe ward erſtürmt, ſchaudernd ſah Adalbero plötzlich des Feindes Rücken; weithin goß ſich die Flucht durch das Gefild.

Der Sieger zog wie ein Geächteter heim. In allen Gauen des geſegneten Sachſenlandes kamen Gattinnen und Kinder hervor, und grüßten die Männer und Väter, und langten nach ihnen zu den Roſſen auf, mit ſchönen, ſchlanken, weiſſen Armen, mit kindlich zuſammenklopfenden kleinen Händchen. Adalbero aber wußte, was ſeiner wartete, und jedes Lächeln einer holden Frau, jedes Jauchzen eines blühenden Kindes ſchnitt wie mit vergifteten Schneiden in ſeine wehevolle Bruſt ein. Da kamen ſie endlich vor ſeiner ſtattlichen Burg an. Er konnte nicht aufſehen, als die wunderſchöne Similde aus dem Thore trat, ihr Töchterchen an der Hand, und die Kleine immer hüpfend ſchrie: „Vater! Vater! Herzlieber Vater!„ — Er wollte nach ſeiner Schaar umſchauen, um ſich zu faſſen. Auch da begegnete er zuckenden Wimpern, und bitteren Thränen daran, denn von den Reiſigen hatten welche ſein entſetzliches Gelübde gehört. Er entließ ſie nach ihren Heerdesſtellen, wohl fühlend, wie glückliche Menſchen er, der über alles Unglückliche, heimſende, und dann ritt er in die Burg, ſchickte alles Geſinde zu mannigfachen Bothſchaften weit hinaus, ſprang vom Roſſe, ſchlug die Thore donnernd zu, verriegelte ſie ſorgſam, und herzte Weib und Kind mit einem ganzen Meere von überfließenden Thränen. — „Was haſt du vor, Mann?„ fragte die ſtaunende Similde; „was weint der ſtarke Vater?„ ſtammelte die Kleine. — „Erſt wollen wir ein Opfer für die Götter ſtrichten, entgegnete Adalbero; dann will ich euch alles erzählen. Kommt mit nur bald zum Heerde nach. Ich zünde die Flamme an.„ — „Ich hole derweil das Opfergeräth, ſagte die freundliche Similde, und die Kleine ſang, in ihre Händchen klopfend: auch mit helfen! auch dabei ſeyn!„ und hüpfte mit der Mutter fort. — „Ja, auch mit helfen! auch dabei ſeyn!„ wiederholte der ganz in Jammer aufgelöſte Held, als er nun droben am flammenden Heerde ſtand, mit dem gezückten Schwerdt in der zitternden Hand. Er hätte laut aufheulen mögen über des Kindes ſchuldloſe Fröhlichkeit, und der Mutter anmuthigen Gehorſam, wie ſie eifrig kamen, und brachten Schüſſeln, und Krüge, und Rauchpfannen, und Kerzen zum Opfer herbei. Wohl gieng es ihm durch den Sinn, ſein Gelübde könne nichts gelten; ein ſolcher Jammer dürfe nicht in Menſchenherzen Wohnung machen. Aber wie zur Antwort donnerte es vom ſommerheitern Himmel furchtbar ſchmetternd herab. — „Ich weiß, ſagte er ſchwer aufathmend, Euer Donner hat geholfen, nun mahnt auch Euer Donner, Ihr großlichen Gläubiger.„ — Und Similde fieng an, zu erbeben, ſie ahnte das Schrecklichſte, mit linden Thränen ſagte ſie: „ach haſt du wohl ein Gelübde gethan? Ach Mann, ich ſehe kein Opferthier. Soll Menſchenblut?„ — Adalbero duckte ſeine Augen mit beiden Händen, und ſtöhnte ſo furchtbar, daß es in der Halle wiederſcholl, und die Kleine ängſtlich zuſammenfuhr. Similde wußte wohl von ſolchen ſchrecklichen Gelübden aus der alten Zeit. Sie ſahe den Ehherrn bittend an, und ſagte leiſe: „entferne doch das Kind.„ — Da murmelte Adalbero: „beide! beide! Ich muß.„ — Und Similde drängte ihre Thränen mit gewaltſamer Anſtrengung zurück, und ſagte der Kleinen: „ſchnell Kind, mein feines Töchtein um deine Augen. Vater hat was mitgebracht für dich, und will es dir beſcheeren.„ — „Vater ſieht aber nicht aus, wie Einer, der beſcheeren will!„ ſeufzte das Kind. — „Du wirſt ſchon ſehn, du wirſt ſchon ſehn,„ ſagte die eilende Similde, und kaum lag vor des Kindes Augen das Tuch, ſo floßen der Mutter Augen von nicht mehr zu hemmenden Thränen über, jedoch ſo leiſe und ſanft, daß die Kleine nichts davon vernahm. Nun ſchlug die holde Mutter das Gewand von ihrem ſchneigen Buſen zurück, und winkte, vor dem Opferer knieend, den Stahl auf ſich zuerſt heran. — „Schnell,

Digitized by Google

nur schnell! flüsterte sie leise dem Zögernden zu. Das arme Kind wird sonst so angst.„ — Adalbero schwang den entsetzlichen Stahl. Da kracht ein Donnerstrahl im flammenden Grimme durch das Gebäu. Lautlos sanken die Opfer zu Boden.

Aber als der Abend dersäuselte durch die gebrochenen Fenster, da richtete die Kleine ihr Köpfchen, dem das Tuch im Fallen entglitten war, von der Ohnmacht auf, und sagte: „Mutter, was hat mir denn [redacted] Vater beschert?„ Und von der süssen Stimme erwachten die beiden Eltern auch, und sie alle lebten, und nichts war verwüstet, als Adalbero's Schwerdt, geschmolzen vom richtenden Strahl. — „Die Götter haben gesprochen!„ rief der begnadigte Vater, und in unaussprechlicher Liebe weinten die drei Geretteten einander in den Armen.

Fern leuchtete das abziehende Gewitter über den Mittagsbergen, von wo nach vielen Jahren der heilige Bonifacius bekehrend herauszog.

Baron de la Motte Fouqué.

Erinnerungen aus dem Feldzuge von 1809

II. Weg von Straßburg bis Mölk.

Fortsezung.

Der Landmann auf der Rheingränze würde seine deutsche Nationalart längst geändert haben, wäre er nicht durch den Elsäßer von dem Franzosen abgesondert. Es ist jedoch noch immer viel Herzliches und Naives in den Ausdrücken der Bauren; ich hörte mit süssem Mitleiden folgende Klage eines Landmanns, der eine Militärvorspann mit zwei kleinen, aber guten Pferden leistete, wovon das eine so gutmüthig den Namen: Hammel, hatte: „die Zeit ist hart, sagte er, die Säulein essen wenig, und der Mensch frißt sich auch nicht satt: Hammele hi!„

Man kann sich leicht erklären, warum dem deutschen Landmann eine wiederholt gastliche Bewirthung lästiger schien, als die ehemalige durch Feindesgewalt erzwungene Unterhaltung. Bei jener muß man den freien Willen zeigen, bei dieser kann man am Ende die Unmöglichkeit und die Erschöpfung als Entschuldigung gelten lassen. Auch ist bei dem schwäbischen Bauren noch immer die Ehre das erste, die Gutmüthigkeit das zweite, und das Gesez erst das dritte Motif seiner Gastfreundschaft. Aus Gutheit bewirthet er hinlänglich, aus Muß sparsam, aber Ehrenhalber bewirthet er reichlich. Freilich wenn der Gast gar zu oft kömmt, leidet am Ende auch die Ehrliche Noth, und wo nichts mehr ist, hat auch der Kaiser sein Recht verloren. Die schwäbischen Landleute sind übrigens wahrhaftig noch wohlhabender, als die andern Vorderrheiner, welche schon etwas entfernt vom Flusse sind; am Fluß selber hat man weniger Quartiere, und noch überdieß den Vortheil der Gränze und des Flusses.

In ganz Frankreich trifft man alte Soldaten an, welche einst in Schwaben kantonirt hatten, oder wenigstens durchmarschirt waren; sie sprechen alle mit Dankbarkeit, und viele sprechen mit Enthusiasm von dem Lande; sie rufen nicht nur aus: o des guten Landes! sondern auch: o der guten Leute! Schon auf der Gränze hörte ich mehrere Artilleristen von der Garde sagen: „wir waren nicht übel, seitdem wir aus Spanien sind, aber jezt werdnn wir noch besser seyn.„ Ich wurde innigst gerührt über die Betriebsamkeit und die Ordnung, mit welcher schon auf einem würtembergischen Gränzdorfe eine große Anzahl österreichischer Kriegsgefangenen reichlich gespeist wurde; auch tränkte man sie; sie waren alle beisammen in einem umgezäunten Garten; die Weiber und die Mädchen trugen die Malzeit in reinlichen Körben; der unglückliche Fremdling segnete mit seinem Glücke die gute weibliche Hand, aus welcher die Wohlthat immer noch einmal so lieblich schmeckt.

In Ulm hörten wir baierische Rekruten Schillers Reuterlied singen. Ein Oberarzt aus der Gesellschaft, der den preußischen Feldzug mitgemacht hatte, stellte darüber allgemeinere Betrachtungen an, und meynte, die Baiern müßten die besten Soldaten Deutschlands seyn, weil sie Kriegslieder sängen.

Ulm zeichnete sich, wie die würtembergischen Städte, durch herzliche Gastlichkeit aus; meine Franzosen bewunderten die Höflichkeit, die Ergebung und Stille der hiesigen Einwohner mit Ehrfurcht, als ich ihnen erklärte, daß der Verlust der Qualität: Reichsstadt, für manche Städte Deutschlands ein eben so wichtiger Vorfall gewesen sey, als in Frankreich die Revolution. Der Franzose versteht übrigens sehr schwer den Ausdruck: ville libre, und noch schwerer das viele Libre impériale. Die Ulmische Urbanität ist auffallend, wie die Heilbronnische; die Quelle davon ist wahrscheinlich dieselbe, nämlich Wohlstand und Luxus, verbreitet durch Handel, durch Reisende, durch Kreisdirektorien, durch Kantonsregierungen, durch andere glänzende Etablissements, wodurch die Menschen gesellig und die Sitten angenehmer wurden.

Den Günzburgern, welche nur zu viel rückwärts, zu wenig in die Zukunft zu sehen schienen, predigte ich einige Worte des Trostes; niemand kann ihnen ja ihre Donau nehmen; neue politische Kalkuls können hier neue Stapel veranlassen. Auch ist es vielleicht kaum ein Werk von einem halben Jahrzehent, die Donau in Verbindung zu sezen mit der Saone und Rhone, dem Rhein und Mayn.

Schon die Nachdarschaft der Stadt Augsburg zeugt von dem Segen, der von ihr auf alles ausgehen muß, was sie umgibt; die Felder sind verständig gebaut, die Racen der Thiere veredelt, die Landesbewohner haben ein freies, wohlgenährtes Aussehn. Augsburg wird nie die Vortheile seiner uralten Reichthümer, seines veredelten Kunstfleisses, und seiner verfeinerten Handwerkerei verlieren; die Stadt hat eine eigene, innere, unabhängige Kraft. Die Vestungswerke sind kein Hinderniß für den Großhandel; Breslau, Lille in Flandern, Antwerpen haben eben so feste Wälle, als reiche Magazine; in Straßburg herrscht Mars auf der Bastion, und Merkur im Kaufhause.

Digitized by Google

In Freysingen war man eifersüchtig auf München wegen der Militärstraße; das war ihnen freilich lästig, aber der Sig des Königs und seiner Regierung müssen Ruhe haben vor dem Lermen der Waffen. Der Krummstab hat erst in den lezten Jahrhunderten einen großen Theil der Menschheit verwöhnt; zu den Zeiten, wo die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte noch Krieg führten, trugen die geistlichen Unterthanen ihren Antheil an der allgemeinen Last, gleich der übrigen Menschheit, welche mit Scepterm regiert wurde.

Wie schön, wie frisch und wie kräftig sind die Flüsse in Baiern! Baiern durch seine Flüsse ist eine natürliche Kriegsschule; in der brutigen Kriegskunst sind die Flüsse alles, und die baierischen besonders bieten unüberwindliche Stellungen dar. — Landshuts Lage an seiner herrlichen Isar ist romantisch; sein schönes Gebirge macht es noch überdieß zu einem wahren Helikon. Freilich zitterten die armen neun Jungfrauen vor dem Geschrei der Streitenden; kaum hatte Clio noch Zeit, in der Geschichte Baierns die jezige Epoche mit einigen goldnen Sternen zu bezeichnen. Aber Landshut wird nun künftig, statt Lorbeern, wieder auf seinen Feldern seine Erndten blühen, in seinen Mauren wieder seine Gewerbe leben sehen. Seine Häuser, durchbohrt von Kugeln, werden es an die theure Pflicht fürs Vaterland erinnern; sollten auch die Häuser noch jezt nicht wieder ausgebessert seyn, so kann man solche Beschädigungen so lange unreparirt lassen, bis der Einsturz droht. Es ist schön für den baierischen Namen, daß die Kinder Baierns auf dem vaterländischen Boden so schön stritten, und daß sie so unbefangen zu sterben wußten für Ehre, Vaterland und den König. (Der B. folgt.)

Epigramm.

Correspondenz.

„Schick mir von Korinth den Circe-Schatten,
„Dann Schillers Jungfrau und den Geist der Zeit;
„Den ersten gleich, er ist für meinen Gatten,
„Die beiden andern nach Gelegenheit. „ —
Die Freundin eilt, den Auftrag zu vollziehen;
Doch kann sie nur das erste Buch bekommen.
Sie schreibt zurück: „Umsonst war mein Bemühn,
„Das ich der Bücher wegen übernommen.
„Zwar Circe-Schatten sieht man hier in Menge,
„(Den seinen schickt anbei die mein Gemal)
„Jedoch vergebens forschte ich mit Strenge
„Den andern nach, vom Boudoir bis zum Saal;
„Die ganze Stadt begnügt es mir, daß man
„Hier wohre Geist noch Jungfrau finden kann.„

B.

Correspondenz.

Florenz, den 8ten März.

.... Die Ertheilung der Presse, welche der Kaiser Napoleon auf die bedeutendsten, in seinem Staatsrich geschriebenen, Werke gesezt hat, wird in Italien mit ganz andern Augen angesehen, als dieß, wie ich aus öffentlichen Blättern ersahre, in Frankreich und Deutschland der Fall ist. Verschiedene Stimmen haben sich gegen die florentinischen Richter, die in der Sache zu urtheilen hatten, erhoben, und es gereicht der Regierung zur Ehre, daß sie denselben keine Schranken sezte. Ich nenne Ihnen zuerst die Werke, welche bei der Preis-Austheilung leer ausgegangen sind, unerachtet sie eingeschickt waren, enthalte mich der Nennung von niedrigen Beweggründen, die man den florentinischen Censoren beimißt, und weise Ihnen dann das Wesentlichste, was man gegen die gekrönten Schriften eingewendet hat. Erstere Werke waren:

Carlo Botta, storia della guerra dell' independenza d'America. Parigi. 4 Bde.

Giovanni Canedo, (aus Mailand,) storia letteraria ai posteri.

Antonio Cesari, (aus Verona,) le Grazie, ovvero dialogo sopra la lingua toscana. Der Verfasser dieser Schrift ist durch seine Dissertazione sullo stato presente della lingua, die die italienische Akademie kürzlich gedruckt hat, vortheilhaft bekannt.

Francesco Regis, (aus Turin,) la Ciropedia di Senofonte volgarizzata in buono stile.

Quiseppe Malnchisio, tragedie. Como.

Le epistole di Orazio, volgarizzate da anonymo autore.

Diese Werke, worunter ganz vorzügliche sind, wurden übergangen, und dafür folgenden der Preis zuerkannt:

L'Italia avanti il dominio de Romani, von Micali.

Rosini, le nozze di Giove e di Latona.

La morte di Polissena, von einem Ungenannten.

Gegen dieses Urtheil erhob sich zuerst eine Stimme im Corriore millanese vom 27. Nov. 1810., wo mit vieler Sprachkunde und beissendem Wiz Rosini's Gedicht beurtheilt ist.

Hierauf erschien ein Pamphlet: Osservazioni sopra il giudizio pronunziato in firenze intorno ad alcune opere. Milano. 1811., wo unter anderm von Rosini's Gedicht gesagt ist: „wären die Freunde, denen Rosini dasselbe vor dem Druck „mitgetheilt hat, wirklich einsichtsvolle, unbefangene Männer gewesen, wie es sie versichert, so hätten sie nicht nur mit dem ersten Gesang, sondern mit allen übrigen, die kleine Kritik vorgenommen, mit der der berühmte Lami einmal ein Trauerspiel, „das den Titel Rifilla hatte, behandelte, als es ihm zur Durchsicht mitgetheilt wurde. Er verwandelte blos das zweite Lin ein „a, so daß der Verfasser lesen mußte: rifalla, (machs sie anders).„

Diesem Pamphlet folgte ein zweites, in gleichem Geiste geschriebenes: Lettera agli autori di alcune osservazioni critiche sull opera intitolata: l'Italia avanti il dominio de' Romani, welche als Beilagen zu der florentinischen Gazzetta universale erschienen sind, und worin der Verfasser beweist, daß es dem Herrn Micali an gründlicher Gelehrsamkeit, an Logik und Urtheilskraft fehle, und daß sein Werk in der That nichts weniger als Vorzüge besize, womit man es überhäuft wimmle. Es ist zu erwarten, daß noch andre ähnliche Kritiken erscheinen, und man glaubt dadurch auch, daß Nicolini seine Morte di Polissena aus Furcht vor denselben noch nicht habe drucken lassen.

Bei Gelegenheit des Auftrags, den der Kaiser der Akademie der Crusca gegeben, ihr Wörterbuch zu durchsehen und zu verbessern, wird wahrscheinlich der alte Streit über die Reinheit und Aechtheit der italienischen Sprache, welche bloß der toskanischen Mundart eigen seyn soll, von andern italienischen Gelehrten wieder rege gemacht werden.

Von den Atti der Societa' italiana di scienze, letterre ed arti sind nun 2 Bde. in 4. erschienen, und diese werden bald fortgesezt werden, da das ganz unsegenmäßige Institut sich seine Mühe verdriessen läßt, seine Zwecke zu verfolgen. In Kurzem soll Cesarotti's gelehrter Briefwechsel erscheinen, auf den man sehr begierig ist. ...

„Die Auflösung der Charade in Nro. 51. ist der Nahme des alemannischen Dichters Hebel.„

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 34. Den 27. April 1811.

Jahrstag der wichtigen Schlacht bei Culloden (1746.), in welcher der Prätendent von England vom Herzog von Cumberland völlig geschlagen wurde. Von da an hörte die Rivalität zwischen den beiden Häusern, Hannover und Stuart, auf, und blieb ersteres im ungestörten Besitze des britischen Thrones.

Vorschlag zu einem Minnegericht. An die Frauen.

Der Einfluß schöner und geistvoller Frauen auf die Bildung berühmter Männer ist einmal zu einer Art historischer Preisaufgabe gemacht worden. Wer möchte den Preis nicht gerne verdienen, da er offenbar nur durch die Hände des Geschlechts ertheilt werden darf, zu dessen vielen Kränzen auch dieser noch gefügt werden soll?

In der That, die Aufgabe ist eines Minnegerichts (Corte d'amore) würdig, und Schreiber dieses bedauert, daß dergleichen Tribunale nicht mehr vorhanden sind, ausser in größter Verborgenheit, wie die der Frauenklöster, in welche nur Eingeweihte dringen. Wie süß wäre der Lohn, den er sich zu verdienen suchte! Und wie stolz dürften die Frauen den Preis ertheilen, welchen nur das Bestreben, ihnen zu gefallen, errungen hat! Wohl sodann den Männern, die keine jonischen Gestalten sind, und sich die Erlaubniß, häßlich zu seyn, nicht umsonst nehmen, sondern lieber durch andere Vorzüge dasjenige verdienen wollen, was das schöne Geschlecht, — wie man es ungerecht genug beschuldigt — oft blos an äußerliche Vorzüge verschwendet! Die Unsterblichkeit würde auch für die Frauen einen Reiz bekommen; sollten sie gleich durch das Thor derselben an Scarron's Arme eingehn, welcher bekanntlich sehr häßlich gewesen ist.

Es muß Jedermann einleuchten, welche Vortheile eine Einrichtung der Art gewährte, und warum sollte unser Zeitalter, das des Großen so viel gesehen hat, nicht auch einmal des Schönen gedenken? In unsern Tagen haben sich Männer viel Ruhm erworben; wollen Sie, schöne Frauen, sich nicht auch einen bedeutenden Plaz unter den Verdiensten unseres Zeitalters nehmen? Glauben Sie nicht, daß alle bereits besezt sind; denn für das Verdienst ist überall noch Raum genug übrig.

Die Muster der Minnegerichte finden sich in den Geschichten der Provence u. a. Länder, wohin sie von da verbreitet worden sind. Ist es Ihnen also wirklich ernst, jene schöne Anstalt wieder aufleben zu lassen, so dürfen Sie sich nur mit einigen gefälligen Worten an irgend einen Verehrer ihres Geschlechts, oder lieber ihrer eigenen Person wenden, um von ihm ein Muster der Minnegerichte zu erhalten, wie sie uns von einigen Geschichtschreibern aufbewahrt worden sind. Mit einer von jenen tausend Bestechungsweisen, welche ihnen zu Gebot stehen, mit einem zauberischen Lächeln, einem warmen Händedruck u. dgl. wird er sich hinlänglich belohnt fühlen; er wird Ihnen, ohne allen Eigennuz und Anspruch an weitere Belohnung, eine Zeichnung der Minnegerichte entwerfen, welche Sie gewiß nicht ohne Versuchung, sie nachzuahmen, ansehen werden.

Einstweilen aber scheint uns jene Anstalt ein so dringendes Bedürfniß unsrer Zeit, daß wir wenigstens ein provisorisches Minnegericht vorschlagen, bis Sie mit der Er-

Digitized by Google

richtung eines wirklichen fertig sind. Diese Blätter, welche sich Karlo Maratta's Spruch:

Senza le grazie indarno è ogni fatica. *)

zum Grundsaz gemacht haben, erbieten sich mit Vergnügen zum Sammlungsort der Anstalt; indem es ganz natürlich ist, daß ein Minnegericht eben so gut auf dem Papier existiren kann, als die beste Republik des Plato, das Weib, wie es seyn soll, der Adelsspiegel u. dgl., welche alle zusammen, so unwesentlich sie im Grunde sind, dennoch das Ihrige wirken können, und auch in der That gewirkt haben.

Aufrichtig gestanden stammt unser Vorschlag eigentlich von einer schönen Frau, welcher eine der liebenswürdigsten Tugenden ihres Geschlechts nicht erlaubt hat, sich anders, als anonym auszusprechen. Wir redeten vom ewigen Frieden, welchen die beiden Geschlechter, die nun einmal einander nicht missen können, unter sich abschliessen sollten, und Schreiber dieses konnte, als Repräsentant des männlichen in diesem Gespräch, nicht umhin, mit möglichster Schonung dasjenige aufzuführen, was die Feinde der Frauen ihnen in Romanen, häuslichen Szenen, Satyren und Epigrammen vorwerfen. Natürlich wagter es nicht, Autoritäten anzuführen, wie Plautus z. B. wenn er sagt: „der tollkühnste Wagbals ist nur ein Hundsf... gegen das Weibervolk, wenn's auf Frechheit und unverschämte Dreistigkeit ankommt;„ doch sprach er mit St. Preux: „Weiber! Weiber! geliebte, aber gefährliche Wesen, welche die Natur zu unserer Strafe schmükte! Die ihr's ahndet, wenn man euch trozt, verfolgt, wenn man euch fürchtet; deren Haß und Liebe gleich schädlich sind, und die man ungestraft weder sucht, noch flieht! Schönheit, Anmuth, Reiz, Sympathie! Unbegreifliches Wesen, oder Hirngespinst! Abgrund von Schmerz und Wonne! Schönheit, du den Sterblichen furchtbarer, als das Element, das dich geboren hat; wehe dem, der sich deiner täuschenden Windstille überläßt! Du bist's, du schafft die Ungewitter, welche das menschliche Geschlecht erschüttern!„ — Aber sie antwortete ihm, indem sie den Spruch der homerischen Götter paradirte:

Wunder, wie sehr doch klagen die Männer wider die Frauen.
Nur von uns sey Böses, vermeinen sie; aber sie selber

*) „Ohne die Grazien ist alle Mühe vergebens.„

Schaffen durch Unverstand, auch gegen Geschik, sich das Elend.

Und wir müssen gestehen, daß wir uns nicht erkühnten, gegen solche Autorität etwas weiteres einzuwenden.

Die schöne Freundin benuzte indeß den Sieg nicht, sondern bedauerte nur, daß es keine Minnegerichte mehr gäbe, in welchen die Verhältnisse der beiden Geschlechter untersucht, und ihre Streitigkeiten geschlichtet werden könnten.

Diese Aeusserung faßten wir auf, und liessen uns durch sie zu dem gegenwärtigen Vorschlag veranlassen, den wir unsern schönen Leserinnen zur Prüfung vorlegen. Wir beginnen einstweilen, in Verbindung mit einigen liebenswürdigen Damen, das große Werk, wie wir sagten, provisorisch, und hoffen, daß ihr Beispiel bald Nachahmung finden, und unsre Blätter in Zukunft unter ihren Artikeln je zuweilen Denkwürdigkeiten aus den Minnegerichten des neunzehenten Jahrhunderts aufführen werden.

Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809.

II. Weg von Straßburg bis Mölk.

Beschluß.

Siehe da, nun stehen wir auf der Brücke von Braunau. Schwer fiel mir der Begriff des Worts: Feindesland aufs Herz. Wir legten uns eine Art von Räthsel vor, wer wohl das erste feindliche Gesicht seyn möchte, das wir hier auf dem neuen Boden antreffen würden. Es war ein weinendes Mädchen von zwölf Jahren. Sie erhielt unsere Gaben, aber die arme Feindin gab unsern Betrachtungen bald eine andre Richtung; wir sprachen von dem Schicksale des zweiten Geschlechts im Kriege. Plözlich stund vor meinem Sinne das Gemählde der Sabinerinnen, das vielleicht Herr David nicht edel genug gemahlt hat, was aber dem ungeachtet das erhabenste moralische Bild darstellt, nämlich das Bild der Menschheit durch die Liebe, diese Bestimmung des Frauengeschlechts in dem großen gesellschaftlichen Bunde.

Braunau und sein wilder Inn haben ihre militärische Kraft verlorn, dadurch, daß Passau in baierischen Händen kam. Wenn das Innviertel wieder in baierischen Händen ist, so wird die Linie des Inn noch unüberwindlicher,

Digitized by Google

als je die Rheinlinie war. Das Land zwischen der Salza und dem Inn ist gleichsam eine große, allgemeine Festung, wovon die natürlichen Wälle Tyrols und Salzburgs Gebiets stehen. — Wir waren jetzt auf dem wirklichen Schauplatze des Krieges; wir sahen das an den frischeren Spuren seiner Verheerung. Um nicht Zeit und alles zu verlieren, mußten wir auf die Hülfsquellen des Landes, welche man uns von Kriegsrechts wegen schuldig war, Verzicht thun. Wir bezahlten aus unserm Beutel, aber man wußte es uns keinen Dank; da man nicht glauben konnte, daß wir freiwillig uns unsers Rechts begäben, so schloß man, wir hätten gar kein Recht; man ließ uns theurer bezahlen, als Engländer, und bediente uns schlechter, als Feinde. Erst in Enns nahmen die Postmeister Papiergeld an; bis dahin mußten wir in klingender Münze bezahlen.

Zwischen Braunau und Linz war bereits allgemeines Elend; Freund und Feind und die Einwohner selbst hatten es veranlaßt. Den Einwohnern war es nicht zu verargen, daß sie davon gelossen waren in die Wälder; sie hatten meistens alles mit sich genommen, Bette, Leinband, Vieh, die Hüner und die Gänse, und sogar das irdene Kuchengeschirr. Gerade die Jahrszeit, es war ein heisser Frühling, begünstigte sie dabei. In England heißt man das die neue Art Krieg zu führen. Freilich sah das Land wie geplündert aus, aber es war es nicht; die Einwohner selbst hatten die List durch die Erfahrung des vorherigen Feldzugs gelernt, und wer es unter ihnen nicht selber wußte, dem wurde es von der Landesobrigkeit zu verstehen gegeben. Daraus entstand eine neue Unannehmlichkeit für den Krieger; er fand nirgends keine Spur von Lebensmitteln; kein Mensch war da zur allergewöhnlichsten Bedienung; es fehlte an Küchengeschirr, nur um Wasser abzukochen; in den Häusern war nicht einmal ein Wasserzeymer, nicht einmal ein Wasserkrug. Im Unmuthe rächte sich der verzweifelte Krieger an den Fensterscheiben. — Ich meyne, diese neue Art Krieg zu führen, ist noch in ihrer Kindheit; das eigene Zerstören wird gewiß nicht wieder auf das allgemeine System der Magazine zurückführen. Ein Feind, der sein eigenes Land verheert, hält dadurch seinen Gegner nicht auf, weil man heutzutage, wo fast alle Soldaten ganz junge Leute sind, die Märsche nach dem Bedürfniß des großen Manövres, und eben so oft wegen der Lebensmittel verdoppelt; auch liegt den jungen Leuten selber wenig daran, sich mehr oder weniger zu ermüden, und einige Meilen weit ins Innere des Landes hineinzustreifen. Diese Streifereyen sind, ich wiederhole es, bald freiwillig, bald geschehen sie auf Befehl; da die Franzosen nicht desertiren, so taugen sie dazu vortreflich. Ich zweifle, ob es möglich ist, die statistische Rechnung darüber zu halten, ob die heutigen Krieger einem eroberten Lande mehr kosten, als die ehemaligen; ich meyne, sie kosten weit weniger, weil sie rascher vorübergehen; nur für einzelne kleine Striche Landes, für einzelne Familien werden sie oft allzudrückend, aber das Ganze wird nicht mehr, wie ehemals, durch lange, Jahre dauernde allgemeine Requisitionen für unzählige, unermeßliche, und oft durch einen einzigen Brand vernichtete Magazine, erschöpft.

Lambach hatte den Tag zuvor durch die Unvorsichtigkeit eines betrunkenen Soldaten mehrere Häuser verloren; er selber gieng dabei zu Grunde. In der Nähe, an der Traun, war ein Gefecht vorgefallen. Der Schrecken herrschte auf allen Gesichtern. Der Krieg war nun für alle unsere Sinne fühlbar. Aber auch hier fielen mir die unsäglichen Vortheile der jetzigen Kriegsart auf; weil man nirgends an Ort und Stelle bleibt, weil alle Bewegungen heftig und rasch sind, entflieht man dem Ungemach der Krankheiten. Die Luft kann bei den beständigen Märschen nicht mit den pestilenziellen Gasen versetzt werden, welche aus den ehemaligen engen Lagern, aus stark besetzten festen Städten, aus ungeheuren in Ens zusammengesetzten Lazarethen, und dann aus der Anhäufung von animalischen Unreinheiten aller Art sich entwickelten. Höchstens trafen wir auf den Landstraßen, entfernt von Städten und Dörfern, einige verwesende Thiere; aber allgemein war für die Begräbnis der Menschen gesorgt. Die Organisation der französischen Gensdarmerie ist ein Meisterstück.

Bei unserm Eintritt in Linz kamen uns Wärtemberger, Sachsen und kriegsgefangene Oesterreicher entgegen; das Ponte-Corvoische Corps hatte jenseits der Donau im Gebirge gefochten. — Die Linzer, gute österreichische Patrioten, und eben so feine, furchtlose Gewerbsleute, als wir nachher die Wiener fanden, liessen sich durch den Krieg nicht aus der Fassung bringen; sie wußten sich nicht nur in die Umstände zu schicken, sondern die Umstände mußten sich schicken in sie. So behandelten sie uns dann, weil wir es uns gefallen liessen, wie Reisende; unser klingendes Geld gefiel ihnen, weil wir uns erst nach und nach mit ihrem Papiere bekannt machten; aber siehe da, wenn wir in Papier kauften, so nahmen sie es unter dem Kurs, und wenn wir ihr Papier gegen unser Geld auswechselten, so bezahlten wir das Papier über den Kurs. Wir schätzten uns noch glücklich, uns während ein paar Stunden, oder wenn es uns erlaubt war, während ein paar Tage an ihren guten Weinen, an ihrer zwar fattigen, jedoch nicht allzuschmackhaften Küche, besonders in ihren Caffehäusern zu erquicken. O, sie hatten da Zeitungen, welch ein Genuß für einen Wanderer, der alle seine Nachrichten seit mehreren Tagen aus geschwätzigen deutschen Postknechten, oder aus hochweisen französischen Kurieren zu schöpfen gezwungen war. Freilich taugte oft die Zeitung noch weniger, als Kurier und Postknecht, aber es war doch schwarz auf weiß; hatte man vollends gar eine Landkarte in der Tasche, um sie mit dem Risstretto oder dem Journal de Frankfort zu vergleichen, so war der Genuß vollkommen. — Die hochberühmten Linzerschönheiten, nämlich die Glücklichen unter den Töchtern des Landes, waren geflohen; da wir sie nicht sahen, so bildeten wir sie uns noch schöner ein, und wir waren billig genug, ihre Flucht zu billigen; wir konnten also auch nicht bewähren, ob die österreichischen Statistiker, die sich auf alles, auch auf diesen Vortheil des Landes ob der Enns einlassen, Recht hatten, wenn sie seine Mädchen als die Zierde der Monarchie anpreisen. Ein fürchterlicher Anblick im Feindeslande sind diejenigen Weiber und Töchtern, welche während der Mär-

Digitized by Google

sche entweder nicht fliehen können, oder nicht wollen; der Hauch des Krieges, der alles verdirbt, ist doch gar zu giftig für das arme, schwache Geschlecht.

Eine Abtheilung Württembergers übernachtete mit uns in Enns. Wir bewunderten an ihnen die Gelehrigkeit, mit welcher sie sich in so wenigen Jahren zu Kriegern umgeschaffen hatten, ihr Aussehn war martialisch, ihre Disciplin pünktlich, ihr ganzes Wesen eine Mischung von Ernst und Lustigkeit. Wir hatten zuvor Sachsen gesehen, und an ihnen den Ernst herrschend gefunden, aber bei den Württembergern erschien immer die lachende Miene, sobald der Dienst sie nicht aufmerksam machte; ihr schwäbischer Volkscharakter war also durch den Kriegsdienst nicht verloren gegangen. Die Zeiten sind jetzt vorüber, wo die fehlerhafte Organisation der Reichsarmee den Reichsunterthanen der Gefahr aussetzte, seinem Geburtslande ohne Zweck, ohne Glück, ohne Aussicht auf die Meinung der Nachwelt zu dienen, ja gar am Ende einem preußischen Dichter unter die Hände zu fallen, wenn es ihm beliebte, den Unschuldigen ein Schandendenkmal zu fezen in einem Liede. Ich habe einen württembergischen Rittmeister gesehen, dessen beide Ehrenzeichen, das deutsche und das französische einen berühmten Tag bezeichneten, an welchem Preußen in mehr als fünf gegen Eins vor Württembergern abstiegen. Jenes Lied ist nun im Staube, weil es unbillig war; auch liegt im Staube die Rostbacherschule. Man soll niemals lügen dem Genius der Völker.

Gegen Geld und gute Worte hatten wir bisher das Nöthige gefunden; aber Amstetten und Kemmelbach waren ohne Hülfe; die Einwohner irrten im Lande. Die Landschaft rings umher hatte ein Ansehn gleich der Wüste zwischen Egypten und Syrien. In Amstetten liessen wir uns aus den schlecht versehenen Magazinen Fleisch und Zwieback geben; wir wollten damit unsere eigene Küche in Kemmelbach versuchen, aber der Postmeister dieses Orts nahm unser Postgeld, und verweigerte den einzigen Heerd, das einzige Feuer, das damals in Kemmelbach brannte. Möge, wie fluchen ihm das, all sein Küchengeschirr, so wie er es berührt, zu Silber und Gold sich umwandeln, darum, weil er uns den irdenen Topf verweigerte zu unserer Suppe! Möge jeder Kreuzer seiner papiernen Gulden zu einem Dukaten werden, weil er uns darum, daß wir in Papier bezahlten, Wasser und Feuer verweigerte! Möge unser Bannstral ihn treffen; möge er, als ein wahrer interdictus aqua et igne, im Leben zum Weintrinken verdammt seyn, und im Tode bei seinem Eintritt in die Hölle das hölische Feuer vor ihm erschrecken, und für ihn auf ewig verlöschen!

Wir waren nun der Donau nahe genug, um die Folgen davon, daß der Feind ganz auf deren linkes Ufer hin über gedrängt war, zu fühlen. Aus dem rechten Ufer, wo wir hinreisten, war alles ruhig; die Soldaten tonnten Abends sich vom Marsche des Tages erholen, sich baden, fischen, krebsen und jagen; die Wißbegierigen streiften links und rechts im Lande herum, und wer die Natur liebte, bewunderte die herrlichen Landschaften oben herab von Enns in das Thal, und längs des Flusses, oder man staunte über die Verschiedenheit Napoleons, der, trez aller Vortheile und alles Vertrauens, überall sich durch beträchtliche Verschanzungen der vortheilhaftesten Stellungen an der Traun und an der Enns den Rücken deckte.

Ich kann die Stationen zwischen Linz und Mölk nicht verlassen, ohne noch einmal an die fürchterliche Traun zwischen Linz und Enns zurückzuschauen. Beklagenswürdiges Ebersberg, Monument voll Scheußens, Greuel der Zerstörung, erbärmlicher Anblick für den Freund der Menschen! Einige wenige Einwohner irrten unter gleich Gespenstern zwischen den kalcinirten Ruinen; noch jezt ängstigt sich meine Erinnerung durch die abscheulichen Bilder, welche kein Dante, welche kein Milton in ihrer wildesten, in ihrer erhabenst schrecklichen Imagination zu schaffen gewagt hatten. O beruhigt euch jezt, ich beschwöre euch, blutige Schatten, die ihr die Schuld fürs Vaterland auf eine so unerhört unsichre Art bezahltet; ruht jezt, und verzeiht der Menschheit die Verzweiflung, in der ihr sterben mußtet, ihr besonders, arme Verwundeten, welche der Tod gleichsam stundenlang nekte, ehe er euch in seine vernichtenden Arme schloß! Verzeiht, denn es konnte nur ein unbekanntes Wesen in der Natur der menschlichen und göttlichen Dinge, es konnte nur Satz, was die Alten das unsterbliche Schicksal nannten, nur das, was in den furchtbaren Tragödien der Aeschylos und Sophokle lebt und webt, euch also zu sterben zwingen. Nein, die Menschen selber, so grausam sie auch die Geschichte kennt, wären ja nicht im Stande, den Krieger erst zu zerstümmeln, ohne ihn zu tödten, damit er noch lebe, um der Durst, den ihm der Brand rings umher verursacht, damit er, während er sich kriechend auf der Erde einer Quelle oder dem Flusse zu nähern bemüht, ereilt werde von den Flammen, oder jehemal erschlagen von einem Regen von Bomben, oder tausendfach zerquetscht von den Ruinen einstürzender Häuser, und daß er so erstehe einen langen, gleichsam raffinirten, Todeskampf, ohne Trost, ohne Hoffnung, ohne Ende.

Wir näherten uns nie Freuden bereitenden Oerter von Mölk, wir wußten, daß hier Magazine aller Art waren also auch etwas Erfrischung für uns. Wie erquickend ist doch für einen Reisenden die Nähe eines so lebendigen Stromes, wie die Donau! Obgleich der Feind das jenseitige Ufer besezt hiele, ob gleich einige Dorfschaften beschossen worden waren, weil sich Feinde darein gemischt, und die wenige Schiffahrt, die man längst des diesseitigen Ufers anstellte, oftmals verdorben hatten, so konnten wir doch oben im schattigen Parke der Abtei ohne Gefahr uns erholen, das allmächtige Gewässer bewundern, und uns an dem reichen Anblick der üppigen Landschaft sahen. Drüben über dem Strome, tief unter uns, schwärmten einige Uplanen, wir hatten ein Teleskop, und konnten umgestraft das ganze Land durchspähen. Auch wußten wir zu unserer Beruhigung, daß die österreichische Armee in so langer alle ihre Pontons, alle ihre Schiffahrtsmittel verloren hatte; wir hatten die Trümmer davon zum Theil auf unserem Zuge hieher auf der Landstraße angetroffen; ein Verlust, wovon der Ausgang des ganzen Feldzugs, trez aller Hindernisse, welche für die französische Armee auf der Schlacht von Esling sich ergaben, abhangen mußte, weil vor mit unsern Pontons bestimmt hinüber hinüber, und weil sie niemals wieder herüber kommen konnten.

Die Postknechte erzählten uns Legenden von dem heiligen Kolman, dem Patron der Gegend; das wunderte uns an Postknechte, die sonst nicht leicht an Legenden glauben; hier nahmen sie den Hut vor dem Bilde des Heiligen ab, ungeachtet er durch muthwillige Soldaten mit einer Husarenmüze bedeckt, und mit einem zerbrochenen Gewehr bewaffnet worden war. Die Zugend ist überall mehr geneigt zu Ungezimlichkeiten; ich bemerkte, daß alte Soldaten die Verunglimpfung dieses Heiligenbildes tadelten, während die Konscribirten lachten.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 35. Den 1. Mai. 1811.

Am 1ten Mai 1308. ermordete Johann von Schwaben seinen Oheim, Kaisern Albert I., um sich für den Verlust seines Herzogthums, das er ihm nicht ausliefern wollte, zu rächen. Die Nemesis gebrauchte in beider Schicksal die furchtbare Macht, wodurch sie oft vergebens die Menschen warnt.

Blicke auf die Gegenwart und in die Zukunft.

I. Die Welttheile.

Ein neuer Welttheil ist nicht mehr zu entdecken, und so könnte unsre Zeit füglich mit dem fünften schließen, wenn dieser anders einen solchen Namen verdiente. Aber jene Länder am Süd-Pol zählen in unsern Augen noch nicht. Wir wollen erst noch ein Jahrtausend vorüber gehen lassen, bis sich auf Neu-Holland ein Paris oder London erhoben hat, das seine Eroberungs-Plane über zwo Hemisphären verbreitet.

Mit der Entdeckung dieser Länder hat sich Amerika an die alte Welt gereiht. Wollt ihr jenen ungeheuren Continent, der beinah von einem Pol zum andern reicht, dennoch die neue Welt heissen, so streit' ich nicht mit euch darüber. Dort ist noch eine junge, frische, riesenkräftige Natur; dort ist alles im Keimen, im Treiben, in kühnem Aufschwung; dort stehen die ungeheuren Gebirge, welche die Zeit noch nicht abgetrümmert, dort strömen noch die Gigantenflüsse, die das Meer nicht arm getrunken hat; dort wohnen Nationen, kek gemischt aus allen Völkerstämmen, welche einen neuen Völkerstamm zeugen müssen; dort blickt keine Vorzeit verächtlich auf Völker herab, die sie nicht erreichen können; eine kolossale Natur predigt dort den Einwohnern große Gedanken, Plane und Strebungen; die erdrückende Sklaverey, deren Fesseln allmählig zerbrechen, befördert den kühnsten Freiheitsgeist; alle Reichthümer des Pflanzen- und Steinreichs liegen dort in unerschöpflichen Massen aufgeschichtet; ein Staat bildet sich um den andern, wo nur schmählich gebeugte Kolonien gestanden haben; alle diese Staaten sind im Wachsen innerer und äußerer Kraft, während alle Staaten des alten Kontinents im Sinken derselben unaufhaltbar begriffen sind, sie haben von ihren alten Unterdrückern alle Künste gelernt, durch die man Nationen und Staaten zerstört; — noch ein, oder zwei Jahrhunderte, und wo dem Europäer die Sonne untergeht, steigt ihm die furchtbare Macht auf, welche alle Fesseln rächen wird, die er jemals geschmiedet hat.

Afrika — noch steht es beinahe, wo Karthago, Alexandrien und Memphis sich von ihm verabschiedeten. Längst hat es sich der Vorwürfe zu schämen aufgehört, die ihm seine Pyramiden machen. Die Köpfe glühen dort nur, wie der Sand, von den Strahlen des Mittags. In Afrika ist bis jezt noch keine Saat gefunden worden, die in der Zukunft groß und herrlich aufgehen könnte. Es wird ewig ein bloßes Küstenland bleiben, wird so lange den Völkern Sklaven liefern, als sie durch fremden Sklavendienst der eigenen Freiheit entstehen werden; Afrika wird freilich seine Pyramiden überleben, aber es ist nicht abzusehen, wann die Zeit erscheint, da es mit eigener Kraft sich Sklaven in andern Welttheilen gewinnen wird.

Afrika kann wenigstens nicht wohl tiefer sinken, als es bereits gesunken ist; aber wer kennt Asiens künftige Schicksale? Wird die alte Quelle alles Wissens, alles Strebens und Glaubens noch lange im Sande der Wüsten

Digitized by Google

verrinnen? Wird Asien ewig der Welttheil bleiben, in welchem der Despotismus die einheimische Frucht zu seyn scheint? Noch stehen dort große Staaten, die erst ganz sinken müssen, ehe sie sich erheben können. Die asiatische Türkey, China, Japan reifen großen Revolutionen entgegen. Am Euphrat, in Arabiens Gebirgen treiben vielleicht Keime, die aus europäischen Gärten dahin gekommen sind. Am Indus wird die Schilderin der Nord-Amerikanischen Freistaaten gezogen, und der Länder-Koloß Sibiriens zertrümmert sich dereinst in einzelne Reiche, die mächtiger sind, als ihre Urmasse je gewesen ist, und werden kann.

Und Europa? — Europa ist der Zeit nahe, wo es sich auf Europa zu beschränken hat, und sich glücklich preisen wird, wenn es nicht für seinen eigenen Heerd streiten muß. Auf allen Seiten wachsen ihm furchtbare Gegner auf, die, wenn sie alles, was sie von ihm erlitten haben, rächen wollen, eine neue Weltgeschichte eröffnen müssen. Europa ist alt geworden im Uebermaaß seiner Anstrengungen. Die Sonne hatte es ohnedieß nie völlig durchwärmt; vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo sich seine Bewohner nur durch eine Völkerwanderung helfen können; indem sie in die Länder ziehen, wo eine noch völlig unbenutzte Natur, ein milderer Himmel, und süssere, kraftreichere Früchte ihnen einigen Trost für ihre Leiden anbieten.

(Die Forts. folgt.)

Ueber den Mißbrauch der Worte.

Dritte Vorlesung.

Man urtheilt nur zum besten über Ihre Vorlesungen, sagte mir gestern ein guter Freund, den ich deswegen hochschätze, weil er mir die Wahrheit auf die Gefahr hin sagt, daß sie mir Kopfweh machen könnte.

Geschieht dieß, so ist ein wenig üble Laune doch gewiß verzeihlich. Wen verstehen Sie denn unter diesem man, frug ich etwas heftig, man urtheilt nicht zum besten über meine Vorlesungen?

Man ist doch sehr auffahrend; erwiederte er mir.

Wie sollte man es auch nicht seyn, wenn man sich so beurtheilen hört?

Mein Freund lächelte, und schwieg. Ich besann mich, und da fand ich denn, daß ich sehr Unrecht habe, Andre über den Mißbrauch der Worte belehren zu wollen, weil ich sie selbst jeden Augenblick mißbrauche. Allein da man nie eigensinniger ist, als wenn man Unrecht hat, so lasse ich mich nicht abhalten, fortzufahren.

„Man hat Unrecht„, — das ist schon wieder so ein verzweifeltes Wörtchen, das sich zu allem mißbrauchen läßt. Warum sag' ich nicht lieber: „ich habe Unrecht?„ — Wenn einen nur die Wahrheit nicht so sauer ankäme!

Frei heraus: es ist kein Zweifel, daß sich Bosheit, Unwissenheit, Albernheit und Eitelkeit sehr oft hinter das Wörtchen: man verstecken. — So viel Platz sollte hinter diesen drei Buchstaben seyn, um das ganze Heer menschlicher Krankheiten verbergen zu können? fragen Sie.

Daraus können Sie sehen, wie gefährlich oft ein einziges Wörtchen ist. Ein ja, ein nein, mit einander verwechselt, haben unzähligemale schon Staaten und Familien zu Grunde gerichtet. Ich brauche Sie nur an den Ausspruch jenes alten Schriftstellers zu erinnern, welcher mit allem Grund behauptet hat: die Griechen seyen nur dadurch Sklaven geworden, daß sie das Wörtchen nicht nicht auszusprechen vermocht hätten. Auf diese Weise war schon mancher ein Grieche, wie die Meisten auch schon Trojaner waren, indem es ihnen gewöhnlich erst hell im Kopf wird, wenn ihr Troja zerstört ist.

Sie schütteln den Kopf. Meinetwegen; denn ich habe gar keine Lust, mich mit Ihnen zu streiten. Am besten ist's, ich führe Beispiele an, um Ihnen zu beweisen, wie gefährlich dieses man ist.

Wollen Sie sehen, wie sich die Bosheit hinter dieses Wörtchen versteckt? — So hören Sie!

Man sagt, jener Mann sey dem Posten nicht gewachsen, den er ausfüllt. Hier sollte man nothwendig glauben, daß die ganze Welt so urtheile. Dieß ist aber gar nicht der Fall. Der, welcher sich so ausdrückte, bedient sich dieser Formel, weil er seine Verläumdung gegen einen verdienstvollen Mann für sich selbst unschädlich machen, und sein hämisches Privat-Urtheil für ein öffentliches ausgeben will, um ihn allmählig aus einem Posten zu drängen, auf den er selber Absichten hat. Kurz dieses: man sagt, will hier nichts weiter heissen, als: ich elender, aber pfiffiger, ich unbedeutender, aber gern viel bedeuten wollender Mensch bin der Meynung, und behaupte, wo ich es ohne Gefahr thun kann: daß jener rechtschaffene, höchst brauchbare Mann seines Postens unwürdig ist, weil ich ihn gerne aus demselben vertreiben möchte.

Man sagt, jene Frau stehe in einem unerlaubten Verhältniß, spricht eine Dame von ihrer Nachbarin, die sie um Vorzüge beneidet, welche sie gerne begeifern, deren guten Ruf sie gerne einen Flecken anhängen möchte. Niemand weiß von diesem Verhältniß; die Verläumderin eben so wenig, als alle andern; aber diese weiß dafür, daß die Welt in solchen Dingen zum Glauben geneigter ist, als zum Prüfen; daß die Meisten die

Digitized by Google

Lästerung fremder Vorzüge mit Vergnügen auffassen und verbreiten; daß kein Dieb leichter Genossen und Hehler findet, als der Ehrendieb; daß die Erbärmlichkeit durch ihres Gleichen stolz wird, statt gedemüthigt zu werden, und daß selten ein Verläumder eine so gute Lektion erhält, wie der Krämer Specht sie von Lorenz Stark's Schwiegersohn bekommen hat.

Wollen Sie sehen, wie sich die Unwissenheit hinter das man sagt versteckt?

Es war von der Erscheinung eines neuen, literarischen Produkts die Rede, und einer in der Gesellschaft erkundigte sich nach dem Werth desselben. — Man sagt, daß es nicht viel tauge, antwortete jemand, den ich euch nicht näher bezeichnen mag, weil er euch allen zu wohl bekannt ist, als ein Mensch, der nichts denkt, nichts liest, über nichts urtheilt, aber der doch einsieht, daß er eigentlich denken, lesen und urtheilen sollte. Da er nun den Schlupfwinkel, man sagt, kennt, so gibt er sich mit seiner Unwissenheit noch ein bescheidenes Aussehn, und läßt andre vermuthen, daß er seinem eigenen Urtheil über jenes Buch nicht einmal getraut, sondern erst die allgemeine Stimme abgewartet habe. Nun könnt ihr mich freilich fragen, warum er nicht lieber geantwortet habe: man sagt, das Buch, von dem die Rede ist, sey gut? — Da kennt ihr die Unwissenheit und die falsche Bescheidenheit schlecht, wenn ihr ihr Gutmüthigkeit zutrauet. Ueberdieß ist die Unwissenheit nie so unwissend, um nicht zu wissen, daß die Menschen das Schlimme immer lieber von andern glauben, als das Gute; daß man sich durch Tadel eher das Ansehn von Verstand gibt, als durch Lob, mit welchem man höchstens seine Gerechtigkeitsliebe beurkundete. Und wer opfert am Ende nicht gern alle andern Vorzüge auf, wenn er damit den Ruhm eines Mannes von Verstand erkaufen kann?

Ein anderesmal versteckt sich die Albernheit hinter das bequeme man. Zum Beispiel:

Man kann doch nicht allein vernünftig seyn wollen, sagt ein junger Stuzer seinem Vater, der ihm von tausend Thorheiten abräth, in welchen er mit andern seines Gleichen schwimmt. Dieser Mensch hält nämlich das Duzend seiner Kammeraden für die Welt, und stellt sich Wunder vor, wie diese ihn für so dumm halten würde, wenn er einmal klug seyn wollte. Statt also zu antworten: ich schäme mich, vernünftiger seyn zu wollen, als die zwölf Narren, nach deren Beifall ich allein strebe, ergreift er jenes Noth- und Hülfs-Wörtchen, und sagt seinem Vater etwas, das ich mit dem Ausdruck, Albernheit, noch viel zu gelinde bezeichnet habe.

Am häufigsten treten indeß die Eitelkeit und der Hochmuth hinter das Wörtchen man.

Was wird man sagen, daß wir nicht auch Equipage halten? spricht eine Frau zu ihrem allzugefälligen Ehehern. Sie meint damit, es würde in der ganzen Stadt heissen: sie seyen geizig, niedrig denkend, und wissen nicht zu leben. Allein dieses Urtheil ist noch niemand in den Sinn gekommen, vielmehr urtheilt man nun allgemein, da sie sich Equipage angeschafft haben, daß dieses zu viel sey, und über ihre Kräften gehe. Der Mann wird diese Meinung bald in seinen Geschäften inne werden, und finden, daß sein Kredit, statt sich zu vergrössern, abzunehmen anfängt.

Ein Schriftsteller denkt, indem er freundlich lächelnd von seinem Schreibtisch aufsteht, und sich das Kinn reibt: wie wird man staunen, wenn ich mit diesem Werk hervortrete! Allein erstlich staunt niemand darüber, als höchstens ich, der ich ihn kenne, und weiß, daß er so denkt; und zweitens wird niemand von seinem Buch Kunde nehmen, außer einigen guten Freunden, die entweder auf gleiche Gefälligkeit von ihm Rechnung machen, oder die er dafür zum Essen einladet.

Phrone denkt, wenn sie mit einem neuen Anzug in den Gesellschafts-Saal zu treten im Begriff ist: wie wird man aufschauen, wenn ich komme? Dieses lautet in einer prosaischen Uebersezung: „wie allgemein wird meine Schönheit, meine Grazie, mein Geschmack bewundert werden!„ — Allein die gute Frau denkt nicht, daß man, das heißt, wir alle andern, wenn wir gleich mit ähnlichen Gedanken, wie die ihrigen, in den Saal getreten sind, daß man, sage ich, andre Gedanken haben könnte, wie z. B.: „armer Mann, wie wird dirs zu Muthe werden, wenn du die Rechnung der Putzhändlerin erhältst!„, oder auch: „wer weiß, mit welcher Tugend dieser Putz erkauft worden ist!„, vielleicht sogar: „ich habe heute ihre Kinder in einem so schmuzigen, zerrissenen Anzug in die Schule gehen sehen, daß diese Frau nicht wohl ihre Mutter seyn kann!„

Man wird denken, ich sey ein zweiter Ludwig XIV., spricht mancher Fürst in seinem Innern, oder glaubt es wenigstens seinen Höflingen, wenn sie ihm mit dieser Vergleichung schmeicheln. Und warum? Weil er eben einen würdigen Gelehrten auf einen Posten befördert hat, den er schon vor zehen Jahren verdient hätte. Allein der gute Herr irrt sich gewaltig in seiner Meinung. Jedermann denkt vielmehr: „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer;„, oder: „warum erinnert man sich so spät erst an diesen verdienstvollen Mann?„, oder auch: „wie viel niedrige Mittel hat selbst dieser Mann anwenden müssen, um endlich eine Auszeichnung zu erhalten, die er mit hundert verdienstlosen Menschen theilt!„,

Wie urtheilt man über mich? fragt mich ein Mann, dessen Frage ich ganz gut verstehe, und die nicht weiter heissen will, als: „wie urtheilen diejenigen über mich, die gut von mir urtheilen?„, Wollt' ich ihm nach dem klaren Sinn seiner Worte antworten, so würd' ich ihm damit einen schlechten Gefallen erweisen. Dieser Mann möchte seine Eitelkeit gern ein bischen gekizelt sehen, und wirklich achte ich ihn auch nicht genug, um ihm die Wahrheit zu sagen.

Ihr sehet, wie bequem dieses Wörtchen man ist, wenn es darauf ankommt, sich und andere mit blauen Dünsten einzuräuchern. Viele Menschen verdanken ihm ihren ganzen Werth, ihre ganze Zufriedenheit, ihr ganzes

Digitized by Google

äußeres Glück. Sie sagen sich: man ist mit mir zufrieden, wenn es gleich niemand, als sie selbst sind; man trägt sich gegenwärtig so, spricht ein Mädchen zu seiner Mutter, weil es gerne ein neues Kleid haben möchte, und begreift gar nicht, daß seine Mutter recht hat, wenn sie ihm vorstellt: daß nur ein halbes Duzend Närrinnen sich so tragen. Man muß sich das schon gefallen lassen, sagt ein gelenkiger Gunst-Pensionenund Orden-Jäger, indem er damit meint: „ich kann mich schon recht tüchtig beulen lassen, wenn ich dadurch nur meinen Zweck erreiche;„ — kurz man ist dumm, albern, niederträchtig, hochmüthig, unwissend, täuscht sich selbst, andre noch mehr, und freut sich, daß es auch in der Sprache Gemein-Plätze gibt, auf welchen sich jeder arme Schächer nach Gefallen herumtummeln kann.

Sagt ihr freilich einmal: ich will mich von meinen Thorheiten losmachen, was man auch darüber urtheilen mag; es würde alles besser gegangen seyn, wenn man es klüger angegriffen hätte; brauchet ihr das gefällige Wörtchen: man, so, nun denn, so habt ihr seinen Sinn so richtig gefaßt, als Nero, wenn er sagte: mag man mich hassen, wenn man mich nur fürchtet — und meine Novelisten gehen sind für euch völlig überflüßig.

(Die Forts. folgt.)

Epigramm.

Die Naturfreundin.

Elmire spricht den Künsten Hohn.
„Nur du, Natur, begläckest mich, nur du!„
Selbst ihrem Kinde ruft sie zu:
„O mein natürlicher Sohn!„

B.

Correspondenz.

Solothurn. März.

Auf den vier kleinen Stationen von Freiburg nach Basel wird der Reisende sehr angenehm von fünf großen Galgen überrascht. Ein hergebrachter Gedanke, in der That, für Gauner, Straßenräuber und Mörder, die nach Verwiegung gelten! Sie sehen ihre Mitgenossen unverscharrt, indeß so manches Denkmal des Verdienstes zertrümmert liegt. Ja, was so selten einem Miedermann wiederfährt, diese Schurken erbitten sich ihre schon bevorwirkt, und belächeln selbstzufrieden die Sorgfalt der strengen Justiz, womit sie ihre Namen der Nachwelt überliefert.

In Basel hat der Fall mehrerer ansehnlichen Häuser eine solche Bestürzung verursacht, daß die um die Carnevalszeit sonst gewöhnlichen und beliebten Maskenredoutenlustigungen für diesmal verboten waren. Selbst Tell durfte heuer nicht durch die Straßen ziehen, um, wie sonst, seinem ihn begleitenden Knaben, in zwei Schritt weiter Entfernung, für einen Kreuzer den Apfel vom Kopfe zu schießen. Ja sogar die Buben, welche nur drei Tage im Jahre das Privilegium, die Trommeln zu rühren, genießen, mußten auf diesen ehrengerreisenden Jubel verzichten, und blos Kindern bis zu Jahren alt, war es erlaubt, zur Gemüthsergötzung der lieben Verwandten, maskirt auf den Straßen herum zu laufen, und, so gut sichs thun ließ, die Narren zu spielen.

Die Dengler'sche Gesellschaft war im verwichenen Herbste hier, machte aber theils wegen obiger Unfälle, theils weil sie nicht behagte, so schlechte Geschäfte, daß sie sich bald wieder mit Verlust zurückzog. Nicht glücklicher war zwei Winter hindurch ein anderes Häuflein, das ein hiesiger Bürger weidete. In Basel, wie in Freiburg, scheint man noch immer gern und viel von der Bogischen Gesellschaft, besonders von Mlle. Leonhard, den Herrn Spahn, Grimminger, Walter, Becker ꝛc.

Endlich ist die seit zwei Monaten erwartete französische Truppe von Colmar hier eingetroffen, und hat gestern ihre Darstellungen mit La maison à vendre und Cendrillon begonnen. Beide wurden recht artig gespielt, aber abschreklich gesungen, besonders die zwei brillanten weiblichen Bravour-Duetti! Ich freue mich, diese Cendrillon, die wenig Gesang, aber anständigmend viel Spiel fodert, einmal von Ihrer braven Leonhard zu sehen; es wird eine Meisterrolle von ihr werden. — Bei dieser französischen Darstellung drängte sich mir wieder die Frage auf: warum bringen es die deutschen Schauspieler so selten, da fast nie, zu gleicher Leichtigkeit in Sprache und Bewegung? Die gewöhnliche Antwort: weil der Deutsche überhaupt in Geberden von Natur aus schwerfälliger ist, genügt mir nicht. Mir haben es hier nicht mit der Natur, sondern mit der Kunst zu thun; diese hat gerade mechanische Fertigkeiten, die nur durch Uebung erlangt werden. Zugegeben also, daß wir Deutschen von Natur mühsamer sprechen, uns mühsamer bewegen, als die Franzosen; warum sollten wir es nicht durch fleißige Uebungen zu dem Grade von Fertigkeit in der Kunst bringen, der jenem meiennothalben angeboren seyn mag? Nein, nein! man müßte nie einen Böck, Schröder, Iffland gesehen haben, um an der Möglichkeit deutscher Sprach- und Körper-Gewandtheit zu verzweifeln! Iffland besitzt dieselbe, trotz seines federharten Organs und seines Leibes-Umfangs, in einem so hohen Grade, daß ihm darin, wie in seinem ganzen Protheusischen Darstellungs-Vermögen, selbst kein Franzose beikommt. Aber (möcht' ich den deutschen Schauspielern zurufen) nicht in Wein-Caffee- und Bier-Häusern wird dieser Kampf gegen eure deutschen Naturen siegreich bestanden, diese Fertigkeit für die Kunst errungen! Lebt mäßig, kommt nicht zu nächtlicher Feuerstelle, bildet euren Geschmack für das Schöne, besucht mit dem Geiste des Beobachtens gute Gesellschaften, memorirt und studirt eure Rollen gut, übt euch oft in denselben, nicht auf dem Zimmer, nicht vor dem Spiegel, sondern auf der Bühne selbst, und laßt, mit gänzlicher Unterdrückung kleinlicher Eitelkeit, einen wohlunterrichteten Freund euren einzigen treuen Spiegel seyn! — Ja es steht eine unbändige Aktivkeit, daß gerade die Künstler der schwersten Kunst den Forderungen derselben so wenig entsprechen! Indessen sich der Musiker Jahre lang auf seinem Instrumente übt, um den Namen zu verdienen, dieses Uebung sein Leben lang fortsetzt, um ihn zu behaupten; indessen der Mahler, Bildhauer ꝛc. ein halbes Menschenalter hindurch arbeiten, ehe sie eines ihrer Kunst-Produkte zur öffentlichen Ausstellung bringen, verläßt ein windiger Haarkünstler seinen Kamm, ein verkrachener Buchbinder seine Presse, ein geschwätziger Barbierer sein Messer, drängt sich in Thalens Tempel, und profanirt ihn auf die infotentste Weise! — Warum ist die Kunst der Menschendarstellung die schwerste? Nicht blos weil sie Vorbereitungs-Wissenschaften, Kenntnisse mancher Art, Menschenkunde, Verständigung, und doch zugleich klares Bewußtseyn der eignen Individualität fodert; nein, sondern weil sie durchaus keinen Fehler verzeiht, indem der Künstler keinen verbessern kann; einmal entschrieben, bleibt er ewig unabänderlich! tausend Augen, tausend Ohren nehmen ihn in Empfang, und in weniger als einer Stunde ist er durch tausendfunfzig Zungen sinnverkehrtlich verbreitet, vergrößert, verschlimmert! — Das bedenke der leichtsinnige Künstler, und bereite sich, Fehler zu vermeiden durch Fleiß und Studium!

(Die Forts. folgt.)

Druckfehler.

In Nro. 33. ist die Unterschrift unter dem Epigramm statt B. M. und in Nro. 34. S. 138. unten auf der ersten Columne statt parodirte, parodirte zu lesen.

Digitized by Google

Süd-Deutſche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunſt.

Nro. 36. Den 4. Mai. 1811.

„. . . Das ſicherſte Zeichen, daß man mit großen Eigenſchaften gebo-ren iſt, beſteht darin, ohne Neid geboren zu ſeyn. . . „

Aus einem Brief der Scudery, vom 4ten Mai 1683.

Eine Probe der Kunſt, Götter zu machen.

Aus Lord Valentia's Reiſe nach Abeſſynien, Oſt-Indien und Egypten, zwiſchen den Jahren 1802. — 1806.

In Chinchur angekommen, ſchikte ich einen Boten an Chinta-mun-Deo, die gegenwärtig regierende Gottheit des Landes, ab, ließ ihm meine Ehrfurcht bezeigen, und ihn meinen Entſchluß wiſſen, ihm Abends meinen Beſuch zu machen. Zugleich erſuchte ich ihn, mir einen gelehrten Braminen zu ſenden, der mir über die Geſchichte ſeiner Familie Auskunft geben könnte. Ich bekam eine ſehr gnädige Antwort; der Deo ſchickte mir einen ſeiner gelehrteſten Braminen, und mit dieſem einen ſeiner nächſten Anverwandten.

So erhielt ich denn folgende Nachrichten. Muraba-Goſſeyn war ein marattiſcher Bramine und von Beder gebürtig. In ſeiner Jugend wollte er ſich keiner beſtimmten Beſchäftigung widmen, ſondern ſtreifte im Lande umher, und ſammelte Blumen, die er den Göttern darbrachte. Sein Vater, welcher ihn für einen Taugenichts hielt, jagte ihn aus dem Hauſe, und als er, ſo verſtoſſen, durch Moraishwer, bei Baramutty, kam, ergrief ihn die Ehrfurcht vor dem Gott Gmputty dermaſſen, daß er ſich deſſen Verehrung ganz zu weihen beſchloß. Mit dieſem Vorſaz kam er nach Chinchur, das damals nur aus zwei Häuſern beſtand, und noch gar keinen Namen hatte. Es gefiel ihm hier, und ſo ließ er ſich denn daſelbſt nieder. Des Morgens verrichtete er regelmäßig ſeine Abwaſchungen in dem Fluſſe, dann gieng er nach Moraishwer, ſiebenzehn Meilen (von 25 auf einen Grad) weit, um dem Gott Gmputty ſeine Andacht zu bezeigen, und kehrte Nachts wieder nach Chinchur zurück. Damals beſaß die marattiſche Braminen-Familie der Pingli's die größte Macht in Moraishwer, und pflegte die heiligen Ceremonien zu verrichten. Beim erſten großen Feſt, das eintrat, rüſtete Murabba Opfer und Blumen, indem er die Hoffnung nährte, daß er ſelbſt die heiligen Ceremonien verrichten könnte. Allein die Pinglis, welche ſehr begütert waren, begiengen das Feſt mit großer Pracht, und Murabba konnte ſich kaum den heiligen Orten nähern, ſo groß war die Menge reicher Andächtiger, welche herbeigeſtrömt waren. Das that ihm ſehr wehe, und traurig zog er ſich allein unter einen Baum zurück, wo er ſeine Opfer ließ, und dann wie gewöhnlich nach Chinchur heimkehrte. Während der Nacht wechſelten die Opfer von ſelbſt ihre Stellen; denn die von Murabba fanden ſich am andern Morgen auf dem Altare der Gottheit, und die der Pingli's unter dem Baum, wo jener die ſeinigen hingelegt hatte. Letztere erſtaunten nicht wenig, als ſie ſolches ſahen, und ſtellten Nachforſchungen an, wem die Opfer gehört, die die Gottheit ſo günſtig angenommen hatte. Natürlich erfuhren ſie bald die Wahrheit.

Digitized by Google

Als Murabba daher am folgenden Tage wieder erschien, lieſſen ihn die Pinglis vor ſich führen. Er erzählte die Sache ganz einfach, und gab auf die Frage, wo er lebte? zur Antwort: „unterhalb Gauts, an einem Ort, der keinen Namen hat, den ich euch aber zeigen will, wann ihr mit mir gehen wollt.„ Man hielt es für unmöglich, daß er, ohne Zauberey, ſo ſchnell hieher gekommen wäre, führte ihn jenſeits des Fluſſes, und verbot ihm, bei Strafe, nicht wieder herüber zu kommen.

Murabba'n brach ſein Herz beinahe vor Gram über dieſe Behandlung. Er ſank am Fuß eines Mimoſa nieder, und beſchwor die Gottheit, ihm zu helfen, indem er nicht früher offen wollte, bis er wieder ſeine gewöhnliche Andacht verrichtet hätte. Da hob er die Augen auf, und ſah einen alten Braminen vor ſich ſtehen. Es war der Gott Gunputty in eigener Perſon, welcher ihn nach dem Grund ſeines Schmerzens frug. Als er ihm dieſen eröffnet, bot ihm Gunputty ſelbſt das Opfergeräthe und die übrigen Erforderniſſe an, und verſprach, ihn zur Gottheit zu führen. Allein Murabba wendete ein, daß ſein Opfer kein Verdienſt habe, wenn er es nicht aus eigenen Mitteln lieferte, und bat ihn, ihm lieber Geld zu leihen, um ſie ſelbſt zu kaufen; wofür er ihm ſeinen Kochtopf verſezen wollte. Solches geſchah. Murabba begleitete den alten Braminen in die Stadt, ſie verrichteten ihre Andacht, und aßen mit einander unter dem Baume. Murabba gieng, ſeinen Topf im Fluſſe zu waſchen, um ihn dem Braminen zu geben; allein, als er wieder zurückkam, fand er dieſen nicht mehr.

In derſelben Nacht erſchien Gunputty den Pinglis im Traume, und ſagte ihnen, wie unzufrieden er mit ihrer Behandlung des armen Braminen, und daß er entſchloſſen ſey, ſich in Zukunft von demſelben bedienen zu laſſen. Murabba kam den folgenden Tag wieder an ſeinen Baum, wagte es aber nicht, weiter zu gehn, da der alte Bramine nicht mehr bei ihm war. So wie die Pinglis indeß ſeine Ankunft erfuhren, zogen ſie mit den Häuptern der Stadt aus, ihn zu beſuchen. Man frug ihn wieder, wo er wohnte, und ſchickt einen Mann mit ihm, um ſich den Ort zeigen zu laſſen. Allein als die Hälfte des Wegs vorüber war, vermochte dieſer nicht mehr, ihm zu folgen. Ein zweiter Abgeordneter am andern Tag hatte daſſelbe Schickſal.

So dauerte es einige Zeit, da erſchien Gunputty, immer in Geſtalt des alten Braminen, Murabba'n im Traum, und ſagte ihm, daß er gar zu viele Beſchwerde hätte, jeden Tag den weiten Weg zurückzulegen, um ihm ſeine Andacht zu bezeigen, und daß er von nun an ſelbſt bei ihm wohnen wollte. Murabba verrichtete am Morgen ſeine gewöhnlichen Abwaſchungen im Fluſſe, und erſtaunte, da er wieder auftauchte, Gunputty's Bild, wie es in Moraiſchwer verehrt wird, in den Händen zu haben. Er trug es in ſeine Hütte, errichtete ihm einen Thron, und bekümmerte ſich nun nicht mehr, nach Moraiſchwer zu gehn. Die Kunde von dieſem Wunder verbreitete ſich, und die Braminen fanden ſich in Menge zu Chinchur ein. Der angeſehenſte unter ihnen bot Murabba'n ſogar ſeine Tochter an, und die Ehe wurde vollzogen. Gunputty erſchien dem Glücklichen im Traum, und ſagte ihm, daß ſeine Gattin einen Sohn gebären, und daß dieſer Sohn er ſelbſt, der Gott Gunputty, ſeyn würde. Zu dem Ende ſollte er ihn Chintau-mun-Deo nennen.

Dieſes geſchah alles. Der Chintau-mun-Deo wurde der Gegenſtand der Anbetung für die ganze Umgegend. Er bekam mit der Zeit einen Sohn, den er Narain Deo nannte, und deſſen Nachkommen erhielten abwechſelnd dieſen und obigen Namen. Der gegenwärtige iſt der ſiebente, von dem erſtern an gezählt. So wie er ſtirbt, wird er verbrannt, und aus ſeiner Aſche erhebt ſich jedesmal ein kleines Bild von Gunputty, das man auf ſein Grab ſtellt, und anbetet. Auf meine Frage ſagte man mir, daß der Gott verheiſſen hätte, ein und zwanzig Generationen fort ſo zu erſcheinen. Ich wandte ein, daß denn doch einmal ſolch ein Deo ohne männliche Erben ſterben könnte; allein man verſicherte mich, daß dieß unmöglich ſey. Inzwiſchen fand ich die Braminen doch etwas unklug; denn der gegenwärtige Gott hat keinen Sohn, und ſeine Gattin iſt noch ein Kind.

Man ſprach mir von einem Wunder, bei dem der Deo unaufhörlich beharrte, und dieß iſt wirklich kein geringeres, als, immer mehr auszugeben, als er einnimmt. Da es übrigens nicht ganz leicht iſt, ihm nachzurechnen, ſo mag ſich jeder ſelbſt ſeine Gedanken hierüber machen.

Der Deo wohnt in einem der ſchönſten Häuſer des Landes. Nachdem wir über den Fluß gegangen waren, kamen wir an die Stelle, wo die Aſche ſeiner Vorgänger

Digitized by Google

ruhte. Diese war in kleinen, steinernen Nischen aufgestellt; dabei befanden sich die Bilder, welche aus ihrer Asche aufgefunden waren. Letztere haben ganz und gar keinen Kunstwerth.

Als wir in der Wohnung des Deo angekommen waren, ließ man uns im Pavillon derselben niedersitzen, und öffnete die kleine Thüre, die in das Zimmer führte, wo der Gott selbst auf einer Erhöhung saß. Aber es war in demselben so dunkel, daß wir kaum seine Züge unterscheiden konnten. Wir brachten ihm Geschenke, die ein Brahmine von uns nahm, und dem Deo zu Füßen legte. Er betrachtete sie mit Aufmerksamkeit, und ließ sie sodann wegnehmen.

Nach den ersten Höflichkeitsgesprächen frug man, ob kein Arzt unter uns wäre; indem der Gott dessen Beistand bedürfte. Wir sahen es, und so wurde denn ein Fenster geöffnet, daß wir ihn ganz gut sehen konnten. Es war ein sehr wohlbeleibter Mann mit kranken Augen, und wegen dieser hatte er nach einem Arzt verlangt. Herr Murray trat daher zu ihm in das Heiligthum, und der Deo gab auf dessen Fragen die nöthigen Antworten. Allein seine Augen foderten eine fortgesetzte, sorgfältige Behandlung, und er wollte nicht einmal zugeben, daß Herr Murray sie anrührte, weil er seine Waschungen bereits verrichtet hatte. Man brachte ihm Mandeln, von denen er eine Handvoll nahm, und sie mir gab. Wir traten nach und nach alle in das Heiligthum; allein der Gott hütete sich, daß ihn keiner von uns berührte. Auch gab er mir einen Löffel voll Reis, von dem er versicherte, daß es eine höhere, heilige Gattung desselben sey.

Wir verabschiedeten uns endlich von seiner Heiligkeit. Herr Murray versprach dem Gott, ihm ein Augenwasser zu schicken; und mir sagte dieser, daß ich ihn alles fragen sollte, was mir gefiele. Ich frug: ob ich gesund und wohl wieder nach Hause kommen würde? und er versicherte mir, daß alles nach meinen Wünschen gehen werde.

Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809.

III.

Fortsezung.

Wehe dem, der in der Nähe vom Kriegsschauplaz sich um militärische Neuigkeiten kümmert! Jedermann lügt ihm etwas vor, der Freund aus Freude oder aus Furcht, der Feind aus Absicht, der Gleichgültige, um sich wenigstens von dem Frager loszumachen. Die Wahrheit flieht aus den Lagern, so wie die Ruhe aus einem leidenschaftlichen Herzen. Als wir in St. Poelten in den ersten Morgenstunden ankamen, wußte man da schon ein und anderes von der Schlacht von Eßling. Die geschwäzigen Erzähler wußten jedoch keinen Hauptumstand anzugeben; sie wußten nichts, als den Fall der unersezlichen Montebello und St. Hilaire, aber nichts von dem sonderbaren Vorgange mit den Brücken an der Lobau. Ein armer Knabe gab mir für in St. Poelten eine weise Lehre. Er hörte mich auf deutsch darüber sprechen, daß ein Bäcker mir dreißig Kreuzer für ein Brod von etwa Ein Pfund abgenommen hatte; der Junge erbot sich, mir bei demselben Bäcker das selbige Brod für sechs Kreuzer zu holen; ich wagte die Münze, er hatte Recht, und ich schenkte ihm den Kauf für seinen heilsamen Rath. Die französische Kokarde oder die französischen Uniformknöpfe konnte man nirgends ungestraft zeigen; man bezahlte immer dreifach. Unmoralisch war dieß freilich nicht von Seiten der Verkäufer; es war noch innerhalb der Gränze dessen, was gegen einen Feind erlaubt ist. Nur entstand daraus das Unheil, daß die Handelsleute aller Art an die übertriebenen Gewinne gewohnt, und bald eben so unbillig wurden gegen ihre Landsleute, als sie gewandt waren gegen die feindlichen Ausländer.

Uebrigens fand ich im Allgemeinen denselbigen Zug der Gutmüthigkeit, ich möchte sagen, der naiven Herzlichkeit unter den Landleuten, welcher so sehr die Einwohner der österreichischen Monarchie auszeichnet. In Wien wollte man mir nachher diesen meinen Glauben schwächen; man sprach mir von einem Zuge der Bosheit in der Gemüthsart der Niederungarn; auch wollte man mir den Pöbel von Wien entgegen halten. Aber jene Ausnahme, die ich nicht einmal selber untersuchen konnte, wußte ich mir im Nothfall gar wohl, und diese ganz leicht zu erklären. Hier, von St. Poelten an bis in die Vorstädte Wiens, traf ich viele Eingebornen an; sie hatten alle ein leidendes Ansehen, aber man erhielt von niemand eine beleidigende Antwort. Für die geringste Wohlthat dankten sie herzlich; gegen ein höfliches Wort leisteten sie alles; man hörte im ganzen Lande, und es war doch all und überall unter der Geißel des Kriegs, weder von Mord gegen Franzosen, noch von zweideutigen Zusammenrottungen, noch von Widerstand gegen die Requisitionen. Das Land war übrigens gar nicht entvölkert; die davon Geloffenen waren bereits zurück; eine Menge Männer alles Alters waren durch Gunst oder wie sonst von der Landmiliz frei geblieben. Auch drückte sie schon das Elend, und der Mangel an Thieren ließ keine andere Aussicht, als verzweiflungsvolle Gewißheit eines lange dauernden Hungers, oder wenigstens einer furchtbar. Theurung. Was im Tyrol und Salzburg, auch in Steyermark sich ereignete, war Werk der Politik: es widerlegt nicht die allgemeine gute Meynung von dem Nationalcharakter.

Bei der Einfahrt in Wiens Umgebungen waren wir für alles, was sonst Reisenden auffällt, verschlossen. Wir konnten nichts vor uns festhalten, als unsere Bestimmung und das Schicksal unserer Armee. Wie traurig war für uns Ankommende der Anblick von Verwundeten, die auf gewiße Häuser, oder auf, in einzelnen Quartieren der Vorstädte errichtete, Lazarethe angewiesen waren, und hier mit kummervoller, oder wenigstens mit ermatteter Miene das Ende ihres Zugs von Ebersdorf bis hieher in die äußersten Vorstädte aufhuchten. Je näher wir der Stadt selber kamen, bemerkten wir, daß der Pöbel ih

Digitized by Google

ganz und gar nicht für einen Theil eines Volkes ansah, dessen Schicksal gegenwärtig auf der Waage der Heiden stand. Diese zahllosen Haufen von geschäftslosen Menschen sahen jeden verführerischen Franzosen zweideutig, und, es thut mir leid, es zu sagen, die meisten sahen auch die verführerischen Reihen von verstümmelten oder blutenden Menschen mit einer Art von Gefallen an. Freilich retteten in diesen Tagen des menschlichen Elends einige Frauenzimmer die Ehre ihres Geschlechts, einzelne Bürger den Ruhm ihrer, sonst so menschenfreundlichen, Landsleute. Sie lüten das Mitleiden an einigen Feinde n; aber das Ganze war ein schrecklicher Anblick. Wir waren Ankommende, und wenn wir, die wir nicht einmal die Sprache des Landes zu verstehen nöthig hatten, auf die Bewillkommung derer, die uns umgaben, hätten antworten wollen, so würden wir in diesem Augenblicke ganz anders empfangen worden seyn, als wir seit unserm Eintritte auf Oesterreichs Boden gehofft hatten. — In unsern Quartieren wurden wir höflich, gastfreundlich, gutmüthig aufgenommen; mein Hauswirth, ein Baier, sprach französisch, und sein Stolz darauf war gerecht. Er hatte sich selber gebildet, sich selber zum wohlhabenden Krämer empor gearbeitet, und auch seine Kinder selber weislich erzogen. Die ganze Familie waren angenehme Menschen; ich danke ihnen auf immer; ihr Name ist Peyer in der Wieden, zum weissen Schwan. Das französische Vorurtheil, daß, wenn man anfänglich Glück hat, es Einem auch nachher und bis ans Ende gut geht, wurde an mir vollkommen wahr. Alle Quartiere, die ich nachher bis zu meiner Rückreise nach Frankreich hatte, waren vortrefflich; auf der Wieden bin ich meinen Dank einem Quartiermeister Herrn Spindler, einem Fabrikanten Herrn Fink, und in der Stadt dem wohlberühmten Herrn Munsch, Gastwirth zum weissen Schwan in der Kärnthnerstraße, schuldig. Herr Munsch ist ein kräftiger, österreichischer Patriote, voll geraden Sinnes; und sein Haus vermag alles, was irgend Wien einem Reisenden gewähren mag, von welcher Klasse er auch sein möge. — Die schönste Tugend der Nationen ist die Hospitalität, und der schönste, höchste Grad dieser Tugend ist die Gastfreundschaft gegen Menschen, die zu einer feindlichen Armee gehören. Die Verbindung eines Hauses mit dem andern war im Alterthum eine Art von Freundschaft; welch ein weit höherer Grad von Civilisation oder von natürlicher Gutheit gehört dazu, einem Menschen, den man nie gesehen hat, und den man zu bewirthen gezwungen ist, nicht mit Zwangsgefühl, sondern mit Wohlwollen ganze Monate lang zu bewirthen!

(Die Forts. folgt.)

Ein noch ungedrucktes Epigramm von Lessing.

Als der berüchtigte Pastor Göze zu Hamburg seinen 66ten Geburtstag feierte, übergab ihm ein noch lebender, durch seine klassische Erbärmlichkeit berühmt gewordener, Dichter folgende rührende Verslein:

Er. Hoch- und Ehrwürden unserm allgeliebten Herrn Pastor Göze.

Zu Geburtstag
am 29ten Jänner 1771.

Gottesleugner nannte man den Seher Johannes
Ihn den Zugnyfel des Herrn, der am Busen ihm hieng.
Und so auch nennet man dich, du Vater, du Weiser, du Lehrer.
Gottesleugner bist du — unsrer Gott läugnenden Zeit.
Auf, vollende dein Werk in Gott, Tausende werden dir danken.
Stirb dann du ehrlicher Greis! — bleibst uns ein ewig der Stern.

Ihren Götze war bis zu Thränen gerührt durch dieses herzerschütternde Lobgedicht. Der ernsthafte Dichter hatte die Derbigkeit, an Lessing ein Exemplar davon zu übersenden. Lessing schickte dafür dem Dichter folgende Zeilen, ebenfalls auf grün Papier gedruckt:

Du wenn Gott | dich erwischt | der du Gott | kurzbrünchst | in die Luft | hinstellst.
Hätt im Zorn | er gewiß | dir die Bein | lang gemacht | dem Seher | kurz sie.

An einen Fresser.

„Samson!„ ruft ich aus bei deinem Appetit;
„Samson, wie er gegen die Philister tritt!„

E.

Correspondenz.

Solothurn. März.

Fortsetzung.

Ich kehre nach Basel zurück. Sie finden hier einen artigen Verein von braven Mustern und Musterliebhabern, die ein jurmlich starkes Dichter bilden, an dessen Spitze der wackere Bibliothekar Tollmann als Direktor steht. Ich gratulire jedem fremden Künstler, der an diesen oben so unrigenanzügen als gefälligen Mann empfohlen ist. Die Kosten der achtzehn Konzerte, welche jeden Winter, in einem allerdings nicht angemessenen Saale, statt haben, werden von Aktionairen bestritten. Die besuchenden Einwohner müssen auf alle subskribiren, oder wegbleiben. Jeder Subskribent hat das Recht, so viele Fremde er will, einzuführen. Auch die Vokal-Musik wird von Liebhabern mit gutem Erfolge institwirt. Mdr. Vogel von Carlsruhe sang in mehreren Konzerten, und immer mit rauschendem Beifall. Die Theaters Darstellungen, welche sie mit ihrem Manne gab, wurden sehr besucht und gelobt.

Hier hat sich, vor mehreren Jahren schon, die große Naturseltenheit bei beobachtet, daß eine Frau 9, sage neun Kinder auf einmal zur Welt brachte. Die Mutter lebt noch, ich habe selbst mit ihr gesprochen, und ihre fingerlangen Kindlein sind im Spiritus zu bewundern.

Neben der zahllosen Menge gesunkener Städte ist das bedauernswürdige Mühlhausen eine der wenigen, die geblühen sind. Fabrik- und Manufaktur-Wesen blühen da im schönsten Flor. Natürlich hat es auch ein Theater. Der Direktor soll, nicht ein Schauspieler, sondern ein Spieler von Profession seyn, der den Versuch macht, das Publikum durch seinen Verlust beim Theater mit seinem Gewinn bei der Bank auszusöhnen. Schon sind ihm einige löbliche Subjekte zugewandert, die sich in Freiburg eigenmächtig beurlaubten. (D. Brschf. folgt)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 37. Den 8. Mai. 1811.

Am 8ten Mai 1794. wurde Lavoisier, der größte Chemiker des Jahrhunderts, in Paris zum Tode verurtheilt. Er bat nicht um sein Leben; sondern nur um vierzehn Tage Aufschub, um gewisse, dem Staat höchst nüzliche, Versuche zu vollenden. „Wir brauchen keine Chemiker mehr," antwortete ein Wahnsinniger, und Lavoisier mußte sterben.

Hero und Leander, in der Sage dreier Völker und Zeit-Alter wiederhohlt.

I.

Jedermann kennt die unglückliche Liebe von Hero und Leander, wie sie uns von den griechischen Dichtern erzählt wird. Noch zeigt man die Stelle, wo der Thurm stand, den Hero bewohnte, und von dessen Zinnen sie Nachts die Fakel ausstreckte, die ihren Geliebten durch die Fluthen des Hellesponts geleitete. Die Türken, welche sich wenig um griechische Dichtkunst bekümmern, wissen nichts von Hero und Leander, erzählen aber von den Ruinen des Thurms, worin jene ihren Freund beglückte, eine Geschichte, die offenbar aus der griechischen Begebenheit entstanden, aber ganz in den orientalischen Geist eingetaucht ist. Diese geben wir frei bearbeitet nach dem neusten Bericht eines Mannes, dem sie an Ort und Stelle erzählt worden ist, und begleiten sie mit einer andern Wiederhohlung der nemlichen Sage auf einer andern Stelle, und in dem Geist eines ganz andern Volkes und Jahrhunderts. Niemand wird die Eigenthümlichkeit der Ausbildung desselben Gegenstands in der Fantasie drei so verschiedener Völker, wie die alten Griechen, die Türken und die alten Deutschen sind, verkennen, und sollte er auch glauben, daß die deutsche Sage auf eine wirkliche Begebenheit gegründet sey, so wird das wenigstens gewiß sein Interesse für eine Erzählung nicht schwächen, die eines der rührendsten Ereignisse in der Geschichte der Liebe darstellt.

II.

„Beherrscher der Glaubigen! du hast den Saamen guter Werke ausgesät, drum ist es gerecht, daß du auch ihre Früchte erndtest. Die Stimmen der Nothdürftigen, denen du geholfen, sind in das Ohr des Propheten gedrungen; er will deine Standhaftigkeit im Glauben belohnen. Deine Wünsche sind erhört. Die dir Geliebteste unter deinen Sklavinnen ist schwanger, und bald wirst du Vater einer Tochter werden, schön wie das Gestirn der Nacht. Aber hoffe nicht, in dem Garten dieser Welt eine Rose ohne Dornen zu finden. Dein Kind ist in Gefahr, sein Leben zu verlieren. Der Biß einer Schlange. . . . .„

Also sprach ein ehrwürdiger Derwisch zu Sultan Mohammed, als er kaum mit dem traurigen Gedanken eingeschlafen war, daß ihm das Schicksal für so viele Kronen und Reiche, die er besaß, keinen Erben gönnen wollte. Entzückt hatte er sich auf seinem Lager aufgerichtet; aber erschrocken über den Schluß des himmlischen Wortes war er wieder auf dasselbe zurückgesunken.

Da kehrte die Erscheinung sich noch einmal zu ihm, und verschwand mit dem Troste: „ja, das Schicksal vergönnt es; ich darf dir das Mittel, solchem Unglück auszuweichen, offenbaren. Wähle einen einsamen, unzugänglichen Ort, den noch kein Sterblicher betreten, wo

Digitized by Google

nie eine Pflanze gekeimt, den noch kein Sonnenstrahl befruchtet hat. Da erbaue einen Pallast für deine Tochter, in welchem sie gegen jeden Biß der Gewürme, und gegen die größere Gefahr männlicher Blicke gesichert ist. Hier zerfließe ihre Jugend, wie sich die klare Quelle verborgen in den Wüsten verliert!„

Hoch erfreut sprang der Sultan von seinem Lager auf, ließ augenblicklich seinen Vezier rufen, und befahl ihm, in allen Moscheen Dankgebete, und in allen Städten und Dörfern seines Reichs Freudenfeste anzuordnen. Die himmlische Erscheinung hatte die Wahrheit geredet, und die schöne Dhulmekian befand sich in den Umständen, welche der Derwisch verkündiget waren.

Die große Frage war nun, an welcher Stelle der Pallast für die Prinzessin gebaut werden sollte. Der Divan konnte sich nicht in seinen Meinungen vereinigen, und die Imams und die Weisen stritten lange und ohne Erfolg mit einander. Was niemand vermag, das vermag eine Mutter, wenn es darauf ankommt, ihr Kind zu erhalten. So rieth denn die schöne Dhulmekian zu dem furchtbaren Felsen bei Scutari, an welchem schon tausend Fahrzeuge gescheitert waren.

Schnell erhob sich auf dem starren Vorgebirge ein Pallast, den aller Reichthum und alle Pracht des Ostens verschönerten. Aus Rosenholz und Elfenbein waren die Geräthschaften; die reichsten Tapeten von Persien schmückten die Wände; und von allen Seiten verblendeten die kostbarsten Edelgesteine das staunende Auge.

Kaum hatte die Prinzessin das Licht der Sonne erblickt, als sie sogleich in diesen Pallast gebracht wurde. Hundert junge Zirkassierinnen von seltener Schönheit begleiteten sie. Kein männliches Wesen durfte die Schwelle des Gebäudes betreten. Der Sultan allein besuchte es alle Tage, um sich an dem Anblick seiner Tochter zu ergötzen, welche er Mihir-Schigbil, Sonne der Schönheit, genannt hatte.

Was ein menschliches Herz wünschen kann, war in dem Pallast zur Lust für die Prinzessin vereinigt. Asiens ungeheure Gebirge und Thäler nährten keine Blume, die hier nicht in porphyrnen Töpfen duftete. Die schönsten und seltensten Vögel sangen aus tausend goldenen Kefichten ihr entgegen. In ungeheuren chrystallenen Schaalen schwammen die niedlichsten Fische, und in allen Gemächern tönten die reizendsten Lieder der Sklavinnen zu den süssesten Instrumenten.

Wohl gefiel es der Prinzessin unter diesen Herrlichkeiten, so lang sie ein Kind war; aber alle Schäze des Orients vermögen kein Herz zu befriedigen, in welchem sich die süssen Wünsche der Natur zu regen beginnen. Unwillkührliche Seufzer stiegen aus Mihir-Schigbils Brust empor. Eine eigene Welt bildete sich in ihrer Fantasie, und diese Welt fand in den Mauren des einsamen Pallastes nicht Raum genug. Schmerzvoll sah der Sultan die Veränderung, welche mit seinem Kinde vorgieng. Wohl errieth er den Grund; aber entschlossen, ihr Leben mit ihrem Glück zu erkaufen, verdoppelte er nur die Anstalten, wodurch sie von der ganzen übrigen Menschheit getrennt war.

Der Ruf von Mihir-Schigbils Schönheit hatte sich durch ganz Asien verbreitet, und die mächtigsten Fürsten sandten Bothschafter nach Konstantinopel, um um die Hand der Prinzessin zu werben. Aber des Sultans Entschluß war unerschütterlich. Sie kehrten alle mit Entschuldigungen zurück, und verkündigten ihren Monarchen die Unmöglichkeit, seinen starren Sinn zu ändern.

Wer nach Konstantinopel kam, der wollte wenigstens von Weitem den Pallast sehen, in welchem das Wunder von Schönheit verborgen war. So ergieng es auch einem Persischen Prinzen, der mit seinem alten Hofmeister die Reise durch Asien und Afrika gemacht hatte, und auf derselben in der Hauptstadt des Osmanischen Reichs angelangt war. Aber der Anblick dieser Mauren konnte ihm nicht genügen. „Ich muß sie sehen," sprach er zu seinem alten Hofmeister, „und wenn du mir dazu nicht helfen kannst, so werfe ich dich wieder in den Staub zurück, aus dem dich mein Vater gezogen hat!„

Rammal war ein großer Weiser, dabei voll List, und in vielen geheimen Künsten erfahren. Ohne über die Drohung zu erschrecken, versprach er dem Prinzen daher, daß er seine Befehle zu erfüllen sich getraue, wenn er ihm nur einige Frist gestatten wolle.

Diese erhielt er, und so ließ er sich denn dem Pallaste der Prinzessin so nahe führen, als möglich war. Aber bald überzeugte er sich, daß er zu viel versprochen hatte. Er sah nichts, als ungeheure, zum Himmel anstrebende, Mauren, an welchen keine Oeffnung war, als einige

Digitized by Google

kleine Thore, die von Tausenden der häßlichsten Verschnittenen bewacht wurden.

Bang und reuevoll saß Rammal am Fuße des Vorgebirgs, die Augen starr auf die Zinnen des Pallastes geheftet. Da erblickte er eine Taube, weisser, als der Schnee, welche sich aus dessen Innerem erhob, und in kleinen Kreisungen um seine Mauren herumflog. Bei diesem Anblick traf ein Lichtstrahl in die Seele des schlauen Persiers. Eiligst kehrte er zu seinem Herrn zurück, und verkündigte ihm, daß er ein Mittel gefunden habe, ihn der Prinzessin näher zu bringen.

Seine tiefe Einsicht in die Geheimnisse der Natur zeigte Rammalin eine Gattung von Saamenkörnern, nach denen die Tauben außerordentlich lüstern sind, und durch deren Genuß sie auf einige Augenblicke völlig betäubt werden. Mit dieser Lokung näherte er sich dem Pallast am folgenden Tage wieder, und streute an verschiedenen Stellen um denselben her die Körner aus. Nicht lang, so flatterte die weisse Taube aus dem Innern des Gebäudes empor, und senkte sich auf die lokende Speise herab. Sie that ihre Wirkung, und Rammal hatte in wenigen Augenblicken den schönen Vogel gefangen.

Stolz auf diesen glücklichen Erfolg, kehrte er eiligst zu seinem Herrn zurück. Entzückt empfieng dieser von ihm das niedliche Geschöpf, das heute vielleicht schon von den Händen der schönen Mihir-Schizhil berührt worden war, und eben wieder aufzuleben anfieng. Er setze es in einen prächtigen, goldenen Vogelbauer, und gab ihm die schönsten Tauben, welche in Konstantinopel zu finden waren, zur Gesellschaft. Die süssen Triebe der Natur verbanden die weisse Taube bald mit diesen, und sie wurde in Kurzem so zahm, daß sie dem Prinzen aus dem Munde aß.

Nun war es Zeit, weiter in dem Plane vorzurücken. Der Prinz schrieb daher einen Brief, voll der zärtlichsten Liebesworte, hüllte in denselben sein wohlgetroffenes Bildniß, und hieng ihn der weissen Taube um den Hals. Der Vogelbauer wurde geöffnet, die Taube erhob sich in die Lüfte, und senkte sich, dankbar eingedenk der vorigen Liebe, in den Pallast nieder.

Inzwischen hatte die Prinzessin ihr schönes Täubchen schmerzlich vermißt. Drei Tage und drei Nächte hatte sie um dasselbe geweint, und keine Speise zu sich nehmen wollen. Wie groß war daher ihre Freude, als der verlorne Liebling an einem schönen Morgen wieder in ihr Fenster hereinflog! Aber wie viel größer war noch ihr Erstaunen, und bald ihr Entzücken, als sie den Brief von seinem Halse nahm, ihn öffnete, las, und das Bild des schönsten Prinzen in demselben fand!

Nun war ihr auf einmal all ihr Sehnen, all ihr verborgenes Wünschen klar. Nun sah sie, wie sehr man sie getäuscht, da man ihr das ganze Männergeschlecht als schwarze, häßliche Verschnittenen geschildert, und ihren Vater, der eben nicht mehr sehr jung und schön war, als die einzige Ausnahme genannt hatte. Die Liebe öffnete sich in ihrem Herzen, wie eine Rosenknospe sich an einem Morgen-Sonnenstrahle entfaltet. Sie rief Zahr-Alrabi, (Frühlings-Blüthe) die Liebste ihrer Gespielinnen, die ihr ganzes Vertrauen besaß, und die Welt freilich besser kannte, als sie ihrer Gebieterin bisher mit Mühe verborgen hatte. Vertrauen folgte auf Vertrauen. Die schöne Mihir-Schizhil vernahm des Lebens schönste Geheimnisse nun zum erstenmal, und bald erhob sich das weisse Täubchen mit einem Brustschild, auf dem der Nahme der Prinzessin mit Perlen gestickt war, und das an einem grünen Bande — der Farbe der Hoffnung — hieng, aus den Mauren des Pallastes. (Die Forts. folgt.)

Blicke auf die Gegenwart und in die Zukunft.

II. Die Nationen.

Wir reden hier nur von den europäischen Nationen, weil sie gewissermaßen noch die Schicksale der Menschheit allein bestimmen. Auch nennen wir keine einzelne, sondern suchen nur das Allgemeine auf, in welchem sie sich zu einem Ganzen für den Denker verbinden.

Zuverläßig ist es, daß sich die Nationen nie vertrauter gekannt haben, als heutzutag. Nie waren Sprachstudien allgemeiner verbreitet; nie bekümmerte man sich, selbst aus bloßen Verstandeswecken, mehr um einander; nie griefen die einzelnen Nationen in allen Zweigen ihres Verkehrs gegenseitig enger in sich ein; nie war ihre Vermischung durch kriegerische Unternehmungen, durch Reisen in Geschäften, und aus bloßer Wiß- und Neugierde, größer; nie wirkten der einzelnen Völker Schicksale stärker auf die der ganzen Masse, und nie waren daher Europa's Bewohner einer einzigen, großen Familie ähnlicher, als heutzutag; denn innerer Zwist schließt ja leider den Begriff von Familien-Verhältnissen nicht aus.

Dieser Zustand brachte mancherlei Wirkungen hervor, deren Werth freilich von individuellen Ansichten abhängt, aber im Ganzen doch nicht sehr hoch angeschlagen werden darf, weil sie sämmtlich den Karakter der Erschlaffung tragen. So haßten sich die einzelnen Nationen gegenseitig nie weniger, als in unsrer Zeit; die blutigsten Kriege werden sogar ohne eigentliche Erbitterung der Völker gegen einander geführt; allein dieser Mangel an Haß ist Gleichgültigkeit, und liegt in der allmähligen Entfremdung des Einzelnen von dem Interesse der ganzen Nation, und in seiner Schlaffheit im Glauben und Hoffen. Sie ermangeln sämmtlich des stolzen Schwungs von Ideen, der nichts Gleiches neben sich dulden kann; sie stehen in großen Ansichten alle so ziemlich auf gleicher Linie, und diese Ansichten möchte man denen des Greisenalters vergleichen, welche immerhin richtig seyn können, aber alle Leidenschaft hassen, und allem Handeln völlig entgegen sind. Die Staats-Interessen sind nicht mehr die der Nationen; die der Nationen sind nicht mehr die der Einzelnen. Der Einzelne hat kein andres Interesse mehr, als das, seiner eigenen Existenz,

Digitized by Google

Daher denn auch unter allen Nationen die völlige politische Apathie, welche man, wenn man Lust hat, ihr Glück nennen kann; daher der täglich zunehmende Mangel an Vaterlandsliebe, die Leichtigkeit, den Boden der Väter zu verlassen, und sich auf fremder Erde einzubürgern; daher die Willigkeit, den Einwanderer bei sich aufzunehmen, und sich mit ihm zu verbrüdern. Einst mußte der Fremde das Bürgerrecht erst verdienen und theuer erkaufen; heutzutag öffnet man ihm überall die Arme, um ihn zu empfangen. Um Staatsformen bekümmern sich Wenige mehr; man erkundigt sich nach dem System der Gewaltaber: man fragt, wo wohlfeil zu leben, und viel zu verdienen ist, und nach der Antwort, die man erhält, wählt man sich ein anderes Vaterland.

So mußten natürlich alle alten Sitten und Gebräuche dahin schwinden, mußte jede Bürgertugend untergehen. Was die Nationen sich in ihrem Innern leisten, geschieht aus Pflicht, und nicht mehr aus alter Gewohnheit und innerem Drange. Das gleichmäßige Steigen des Luxus, der Lauheit in Religion und Sittlichkeit, des Ueberdrusses an Familien-Verhältnissen und Familien-Freuden, die allgemein verbreitete Frivolität, die schnellen Glückswechsel, die vergrößerten Bedürfnisse und der schwerere Erwerb haben unter allen Nationen gleiche Wirkungen hervorgebracht. Ueberall das bloße Streben nach dem Nützlichen — nicht im edlern Sinne — das bloße Anerkennen von Vermögensvorzügen, das abscheuliche tanti mihi es, quantum possides, das bedeutungslose Alleinstehen, die Unfähigkeit großer Leidenschaften in Liebe und Haß, das armselige Dahinschleppen einer Existenz, die vom bloßen Egoismus geleitet, demnach alle im Ganzen untertaucht.

(Die Forts. folgt.)

Correspondenz.

Solothurn. März.

Beschluß.

Auf dem Wege von Basel nach Solothurn kommt man über den Honenstein, einen beträchtlich hohen Berg, der auf- und abwärts die interessantesten Aussichten bietet. Dorf Langenbrück nimmt beinen Spize ein. Grausen erweckend und doch malerisch schön treten die gigantischen Ruinen der Schlösser Falkenstein und Blauenstein auf isolirten Felsblöken dem Wanderer entgegen.

Solothurn ist ein recht gutkatholisches Städtchen, dessen größte Zierde die, in der That prächtige, St. Ursus-Kirche ausmacht. Das Theater ist klein, aber nett und freundlich. Nur eine einheimische Liebhaber-Gesellschaft braucht es, und gibt wöchentlich eine, auch zwei Darstellungen darauf, deren Ertrag theils zu Anschaffungen, theils für die Armen verwendet wird. Die Musik ist schwach bestellt.

Der Adelsis so vieler mäßiger Kuttenträger sticht sehr gegen den der geschäftigen, wohlgeformten, gesunden Solothurnerinnen mit ihren charakteristischen Schweselhüthchen und schweren silbernen Kreuzgehängen ab. Auch nicht Ein auffallend häßliches Gesicht ist mir in diesem ganzen Canton vorgekommen. Daß Solothurn eine Festung ist, oder jezt vielmehr nur bedeutet, wissen Sie schon. Die hiesige Leihbibliothek hat das eigne, daß sie keinen Catalog aufgeben darf. Die Lesegesellschaften kommen, wählen und nehmen mit, oder sie überlassen es dem Geschmack des Besitzers, ihnen etwas nach ihrem Geschmack zu schicken. Die Romanen-Lectüre ist von der Geistlichkeit verboten, und wird deßhalb um so emsiger betrieben.

Düsseldorf. Lyrik.

Madame Forschin, sonst beim Wiener Theater, diesen Winter über bei der Schirmerschen Schauspielergesellschaft in Münster, hat hier mimische Darstellungen gegeben. Das ist aber jämmerliches Zeug: in der diesigen Zeitung waren durch einen verbesserten Druckfehler komische Darstellungen angekündigt. Als Gastrollen gab sie Octavio, Maria Stuart und die Königin Elisabeth in Don Karlos; aber alle drei mit einem so gezierten Komödiantenwesen, daß nicht blos der invidivuelle Karakter, den der Dichter vorgezeichnet hatte, sondern überhaupt das Menschliche vermißt ward.

Sollten Sie Helene Fröhling geb. Methi, als Jungfrau von Orleans noch sehen? Sie verdient in jeder Rücksicht die Huldigung, die jüngst in zwei ihr überreichten Gedichten aufgesprochen wurde. Ich kann nicht umhin, diese Ihnen abzuschreiben:

I.

Der Schlachten Donner in die Lüfte steigen,
Die Rache will durch Blut sich nur versöhnen,
Der freie Mann muß sich dem Dienst ergeben,
Und bittern Spott die Ueberwinder zeigen.
Da ruft Maria in der Nöthe Schweigen,
Um euch ein Weib die Rettung zu verschönen,
Der fernen Hirtin zu in Himmelstönen:
„Steh auf, du sollst auf Erden von mir zeugen!„ —
Noth drängt die Noth, die Wunden sind verschwunden;
Doch in der Brust spielt Lieb und Schönen,
Und Rettung ewig wird die Kunst gewähren.
In ihr hat sie die reine Maad gefunden,
Und sich umkränzt mit den geweihten Kronen,
In ihr sich als die Heil'ge zu verklären.

II.

Nicht irdisch ist der frommen Seele Trachten!
Wer innig sich dem Ewigen ergeben,
Der wird den eitlen Glanz der Welt verachten,
In Demuth zu dem hohen Ziele streben,
Dem schöne Stunden ihn einst näher brachten,
Wo sich dem Sinn erschloß das neue Leben;
Mit Eifer frommer Lieb' wird er erfüllen,
Was ihm großendart, den heil'gen Willen.
Als darten Weh das Vaterland befiel,
Das unter schwerem Joche lag gefangen,
Da fällt der Jungfrau Brust ein himmlisch Hoffen,
Zur Rettung treibt sie sehnlichst Verlangen.
Sie sieht im Traum den weiten Himmel offen,
Und selger Engel Chöre zu ihr sangen:
„O Jungfrau, du du rein von allen Sünden,
„In dir soll sich des Herren Hand verkünden!„
Erwacht entschwand sie bald der Freunde Blicken;
Die heil'ge Fahne wehet vor den Schaaren,
Gefangen ist der Feind in eignen Tücken,
Das Vaterland errettet aus Gefahren.
Und will selbst irdsche Liebe sie berücken,
Sie weiß den Busen rein sich zu bewahren;
Und von den Himmels Gnade aufgenommen,
Steigt sie verklärt empor zum Sitz der Frommen!
Bewegt wird das Gemüth von solchen Sagen,
Die wunderbar vergang'ne Zeiten zieren,
Drum Heil dem Dichter, der sie vorgetragen,
Durch sie zu stiller Wehmuth weiß zu rühren!
Und Heil der Frau, die kühn es durfte wagen,
Dieß Wunder uns im Leben vorzuführen!
Doch kann das Werk allein nur da gelingen,
Wo sich Natur und Kunst so sanft umschlingen.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 38. Den 11. Mai. 1811.

Den 11ten Mai 1778. endete der ältere Pitt ein langes, einzig dem Dienste seines Vaterlands geweihtes, Leben, ein Mann, von dem man noch bei seinen Lebzeiten auf ein öffentliches Denkmal in London schrieb: „ein Mann, der durch seinen großen Geist, durch die Festigkeit seiner Seele und durch die glückliche Verbreitung seiner Rechtschaffenheit und seines Geistes, dem brittischen Reiche in Asien, Afrika und Amerika wieder aufhalf, es vermehrte und sicherte, und den alten Ruhm und Einfluß seines Vaterlands bei allen Nationen Europa's wieder herstellte. . . .„

Einige Worte über ein eben erschienenes Werk, das Privat-Leben Königs Friedrich Wilhelms II. von Preußen, betreffend.

So eben erscheint von Dampmartin ein Werk über Friedrich Wilhelm II. (Quelques traits de la vie privée de Frédéric Guillaume II., roi de Prusse. Paris. 1811.), das seines Titels wegen ohne Zweifel in ganz Europa gelesen werden wird. Der Verfasser desselben kommt bekanntlich in der Apologie der Gräfin von Lichtenau vor; das Publikum kennt ihn durch mehrere Schriften; er war einer von denjenigen, die sich dem König nähern durften — Ansprüche genug auf Aufmerksamkeit, und mächtiger Reiz für die Neugierde derjenigen, welche sich an den Schilderungen des oft schaalen Privatlebens der Großen der Erde noch nicht satt gelesen haben.

Wir gestehen es gerne, daß uns der Gegenstand, den dieses Buch behandelt, fremder ist, als nöthig wäre, um ganz über seinen Werth zu urtheilen. Auch lassen wir es einem Schriftsteller gerne zum Lobe gereichen, wenn er das Andenken eines Fürsten zu retten sucht, von dem er Wohlthaten empfangen hat; denn nicht jeder ist dazu berufen, die Geschichte zu schreiben, aber Keinem darf das Gefühl der Dankbarkeit erlassen werden, und am allerwenigsten demjenigen, welcher das Gute in einem fremden Lande, und beneidet von dessen Bürgern genossen hat. Wenn man dem König Friedrich Wilhelm hauptsächlich vorgeworfen hat, daß er, besonders in den letzten Zeiten, die, welche seinem Herzen am nächsten stehen mußten, seine Familie und seine Unterthanen, zu entfernt von sich gehalten, so geziemte es wahrlich keinem der Fremden, für die solches geschehen war, es zu tadeln.

Herr Dampmartin läßt sich, wie der Titel seines Buchs zeigt, nicht auf das öffentliche Leben des Königs ein; auch ist dieses zu bekannt, als daß, für unsre Zeit wenigstens, viel Neues darüber zu sagen wäre. Er hat es mit dem Privat-Leben Friedrich Wilhelms zu thun, und schildert dieses von den ersten Zeiten seiner Jugend an, da ihn sein sterbender Vater bei der Hand nahm, und ihm mit thränenden Augen die Worte sagte: „ein früher Tod raubt mir die schöne Hoffnung, mein ganzes Daseyn deinem Glück und dem Ruhm unsres Vaterlands zu widmen. Schau diese blühende Stadt an; beruft dich das Schicksal einst zu der gefährlichen Ehre, ihr Souverän zu seyn, so bedenke, daß deine Gerechtigkeit der verläumdeten Unschuld ihren Triumph verschaffen, daß deine Güte das Leiden der Unglücklichen mildern, deine Wohlthätigkeit die Thränen der Armen und Verlassenen trocknen

Digitized by Google

und daß deine väterliche Sorgfalt dir Liebe und Dankbarkeit erwerben muß;„ bis auf die letzte Stunde seiner Tage, da er, nur von Ried und vier niedrigen Dienern umgeben, noch die lauten Worte eines Elenden unter diesen hören mußte, die wir nicht einmal deutsch auszusprechen wagen: cela ne finera donc pas? Il ne veut pas crever.

Zwischen diesen beiden Zügen liegt das Leben eines mächtigen Königs, des Nachfolgers Friedrichs des Großen, eines Mannes, den Natur und Glück mit allen ihren Gaben überschwenglich gesegnet, der alle Freuden des Lebens im Uebermaaße genossen hatte! Wem erklärt sich hier nicht das Wort der Frau von Maintenon: „Ich war der Größe zu nah und zu fern, um nicht zu wissen, was daran ist," und wer erinnert sich dabei nicht an das noch unglücklichere Schicksal Ludwigs XIV., der auf ein langes, von allen Schmeicheleien der Größe, der Pracht, des Ruhms und der Liebe umgaukeltes, Leben, selbst von seinem Beichtvater und seinem Weibe verlassen, dahin stirbt, und dessen Leichenzug sogar einen Umweg nehmen muß, um von dem wüthenden Volke nicht mißhandelt zu werden?

Auf solche Szenen machen die glänzenden Beschreibungen von Karnevals-Lustbarkeiten, von prachtvollen Badereisen und fröhlichen Hauptquartieren, wie wir sie in diesem Buch finden, eine schmerzliche Wirkung. Aber man fragt sich auch in allem Ernst: ist nicht jedes Leben durch solche Todes-Momente grausam genug verspöhnt?

Wir können nicht läugnen, daß diese Frage, mit der wir die Lesung des vorliegenden Buchs geschlossen haben, manchen Eindruck verwischt, oder wenigstens gemildert hat, den diese und andre Schriften über König Friedrich Wilhelm in uns zurückgelassen, und daß wir nun mit wahrer Wehmuth einen Blick auf dasselbe zurückwerfen. Wir sind jezt viel geneigter, Herrn Dampfmartin zu glauben, daß die Jugend dieses Königs nichts weniger, als freudenreich gewesen ist; daß Friedrich der Große wirklich oft zu hart gegen ihn war, und daß seine Behandlung mancher Kraft desselben eine falsche Richtung gegeben hat. Nur werden wir uns nie überzeugen, daß der große König seinen Neffen, wie Herr Dampmartin zu verstehen giebt, absichtlich verderben wollte; daß seine Verachtung gegen ihn so weit gieng, um selbst seiner ersten Gemahlin befohlen zu lassen, einen Mann, der ihr bezeichnet wurde, in ihr Ehebett aufzunehmen, und daß diese Prinzessin, weil sie den erniedrigenden Antrag zurückwies, von ihrem Gatten geschieden wurde. Daß aber Friedrich Wilhelm an seines großen Oheims Tafel nie den Mund zu öffnen wagte, begreifen wir leicht durch dessen Größe, durch seinen kaustischen Witz, und durch seine, wirklich oft schreiende, Härte gegen zarte Gefühle und Verhältnisse. Eben so gerne glauben wir, daß die Kälte aller Umgebungen und Kreaturen Friedrichs gegen den Thronerben, und unter andern namentlich die Frostigkeit, womit der, sonst so eilfertig schmeichelnde und so leicht zu schmeichelnde, Voltaire seine zuvorkommende Annäherung erwiederte, auf den Karakter des Prinzen gewirkt habe; allein wir möchten dieses doch nicht so ganz auf des alten Königs Rechnung sezen, und finden darin eine, nur zu gewöhnliche, Wiederholung der meisten Hofverhältnisse, die sich mehr, oder weniger der orientalischen Sitte nähern, den Thronfolger wie einen Gefangenen zu halten und zu behandeln. Wenn Friedrich mit besonderer Liebe an dem Prinzen Heinrich, und später an dem jezigen König von Preußen hieng, wer will einem König zum Vorwurf machen, wenn auch seine Neigungen sich mit größerer Stärke zu einzelnen Gliedern seiner Familie hinneigen? Ueberdieß hat ja alles dieses gerade die Spuren nicht in Friedrich Wilhelms Geiste zurückgelassen, welche man erwarten sollte, und man braucht sich nur an die Entwiklung von Kaiser Pauls Karakter aus beinah ähnlichen Verhältnissen zu erinnern, um zu finden, daß Friedrich Wilhelm II. durch seines Oheims Strenge, Sparsamkeit und vielleicht Ungerechtigkeit, nichts von seiner natürlichen Gutmüthigkeit, nichts von seinem leichten Sinn, von seiner Genußlustigkeit, seiner Prachtliebe und Verschwendung verloren hat. Er wurde wirklich das, was er ohne eine besonders glückliche Erziehung werden mußte; aber er vermied selbst die zween Fehler seines Oheims nicht einmal, so lästig sie ihm auch gleich selbst geworden waren, nämlich dessen Partheilichkeit gegen Fremde, und seine Gleichgültigkeit gegen Familien-Verhältnisse.

Ueberhaupt aber scheint uns dieses ganze Buch nichts in dem Leben des Königs zu erklären; auch befriedigt es den Leser schon darum so wenig, weil es zu unbestimmt zwischen dem Geist der Memoiristen und des Elogen-Wesens hin und her schwankt. Für die Franzosen mag im-

Digitized by Google

mehin viel Neues in demselben seyn, und Manche unter ihnen, die die preußischen Feldzüge nicht mitgemacht haben, werden gewaltig über die keke Frivolität erstaunen, die zu einer gewissen Zeit am Berliner Hofe geherrscht hat, und sie an die Regierungen des vierzehenten und fünfzehenten Ludwigs erinnern kann. Aber auch diese Leser werden Manches unverständlich finden, und dürften besonders einer Erklärung über das Illuminaten-Wesen benöthigt seyn, das Herr Dampmartin zuweilen in seine Darstellung eintreten läßt. Dafür können sie sich jedoch an den Schilderungen von Badelustbarkeiten, von Carnevals-Freuden u. dgl., die mit wahrer Liebe entworfen sind, schadlos halten.

Ausserdem hat uns aber geschienen, als ob Hr. Dampmartin eigentlich gar keine bestimmte Ansicht von den, in seinem Buch vorkommenden, Karakteren hätte. Er versucht es zwar einigemal, was man in der französischen Literatur Porträte nennt, und worin die Franzosen wirklich meisterhafte Mahler sind, zu entwerfen; allein sie genügen nicht, weil ihnen entweder die Wahrheit, oder die Kunst mangelt, weil sie größtentheils nicht ausgezeichnet sind, und über andern, oft unbedeutenden Schilderungen wieder von der Staffeley verrückt werden. Einzelne auftretende Männer sind entweder abscheulich falsch, oder mit Unkenntniß geschildert, wie z. B. der Herzog von Braunschweig, gegen den mehreremale der Haß aufs hämischte dadurch hervortritt, daß er die schneidendsten Vorwürfe nur hinwirft, ohne sie genauer zu untersuchen, und daß gegen diesen Fürsten zuweilen eine plumpe Ironie gebraucht wird, die bei Männern von solchem Werth, und sollte derselbe auch noch ganz problematisch seyn, der Würde des Geschichtschreibers und des Zartgefühls des Menschen überhaupt gleich unwürdig ist.

Dieses Buch wird daher, unsrer Meinung nach, blos den unnützen Haufen von Schriften über Preußens neuste Schicksale, welche die letzten Zeiten, Schwämmen gleich, hervorgetrieben haben, vermehren. Der Sache der Wahrheit, der Politik und selbst der Dankbarkeit ist nichts mit demselben genügt. Die bloße Neugierde findet wenig Nahrung, indem das Buch der pikanten Züge, welche man in dergleichen Schriften sonst zu finden gewohnt ist, ermangelt, oder, wo es sie giebt, nichts Neues giebt. Inzwischen möchten wir doch nicht gerne von demselben scheiden, ohne dem Leser daraus etwas zum Besten gegeben zu haben. So seyen es denn zwei Worte von tiefblickenden Männern, welche die französische Revolution schon in früher Zeit mit richtigem Blick beurtheilt haben.

In einem Gespräch über dieses größte Ereigniß der neuern Welt-Geschichte, rief der alte Prinz Heinrich einmal aus: niemand kann wenigstens läugnen, daß die französische Revolution über viele Dinge großes Licht verbreitet hat! „Gnädigster Herr,“ antwortete ihm Ancillon, „sollte es nicht das Licht einer Feuersbrunst seyn, die verwüstet, statt zu leuchten?„

In einem Hof-Zirkel zu Berlin, das damals mit französischen Ausgewanderten überschwemmt war, hatte ein Kammerherr eine Parthie unbesonnener Weise so angeordnet, daß der französische Gesandte Caillard und ein Ausgewanderter mit einander spielen sollten. Caillard stand daher lächelnd auf, und sagte Letzterem: „mein Herr, die Zeit ist noch nicht gekommen, da wir mit Anstand mit einander spielen können.„

Hero und Leander, in der Sage dreier Völker und Zeit-Alter wiederhohlt.

II.

Fortsezung.

„Die zärtlichen Tauben,“ spricht Saadi, „sind so unbeständig, wie die zärtlichen Mädchen;“ und so sehnte sich die weisse Taube nach ihren Freunden, die sie bei dem Prinzen zurückgelassen hatte. Ungeduldig hatte sie dieser wieder erwartet, und nichts gieng über seine Freude, als er den unschuldigen Liebesbothen wieder ankommen sah.

Er nahm das Geschenk, das er ihm brachte, von seinem Halse, und ward entzückt über dessen erfreuliche Bedeutung. Ein neuer Brief, wo möglich noch zärtlicher, als der erste, wurde auf gleiche Weise zurückgeschickt. Eine günstige Antwort erfolgte noch an demselben Tage, und bald war die schöne Mihir-Schigbil mit dem Prinzen einig, alles für ihre Liebe zu wagen.

Ihren Plan zu begünstigen, ließ sich Rammal unter dem Namen eines Persischen Gärtners in Suttari nieder. Die seltensten Blumen von Persien, Mazanderan, Medien und Arabien blühten in seinem Garten. Bald verbreitete sich das Gerücht nach Konstantinopel, daß alle Wunder der Pflanzenwelt so schön in demselben zu finden seyen, als in dem berühmten Gulistan, den der Dichter Hafiz besungen hat. Nur die herrlichste aller Blumen des Ostens, die hoch gefeierte Gulmikef, fehlte in Rammals Garten; denn ob er sie gleich besaß, so wollte er doch jetzt sie noch nicht sehen lassen.

Ganz Konstantinopel setzte sich in Bewegung, um den neuen Gulistan zu bewundern. Auch der Sultan erschien, und fand mit Erstaunen tausend Blumen, die in seinen Gärten fehlten. Die schönsten davon kaufte er augenblicklich für seine Tochter, und diese empfieng sie mit Entzücken, da sie wußte, aus welchen Händen sie kamen.

Aber was sind die herrlichsten Blumen, als die Freuden weniger Augenblicke? Bald weikten sie dahin, und des Sultans Freigebigkeit hatte nur zu schnell Rammals Garten für die schöne Mihir-Schigbil erschöpft. Da sank sie wieder in ihre vorige Traurigkeit zurück, und der betrübte Vater wußte kein Mittel mehr, sein geliebtes Kind zu erfreuen.

Tausendmal frug er sie nach ihren Wünschen, und versicherte sie, daß der Erdboden nichts so Köstliches besäße, was er ihr nicht auf ihr Begehren anschaffen wollte. Da nannte sie endlich die Blume Gulmikef, und augenblicklich verbreiteten sich hundert Bothen durch das ganze

Digitized by Google

türkische Reich, um dieſe Pflanze aufzuſuchen. Aber alle kamen ohne Erfolg wieder zurück, und der Sultan befand ſich zum erſtenmal in der Noth, ſeinem Kinde ſagen zu müſſen, daß er ſeinen Wunſch nicht zu erfüllen im Stande ſey.

Doch die Unmöglichkeit ſelbſt würde die ſchöne Mihir-Schighil nicht getröſtet haben, wie viel weniger konnte ſie ſich jetzt beruhigen, da ſie wußte, wer ihr die Blume verſchaffen konnte, auf die der Plan der Verliebten gebaut war? Sie verſank daher in immer tiefere Traurigkeit, und der arme Vater fieng an, zu fürchten, daß ein nicht befriedigter Wunſch ſeiner geliebten Tochter das Leben koſten könnte. Er machte neue Verſuche, die ſeltenſte Blume zu erhalten, und verſprach dem, der ſie ihm verſchaffen würde, alles, was von der Freigebigkeit des erhabenſten Monarchen im Oſten zu erwarten war.

Da trat denn Rammal vor den Sultan, und eröffnete ihm, daß er die Blume Gulmikek beſäße. Augenblicklich ließ dieſer alle ſeine Schätze öffnen, und ſagte dem vermeintlichen Gärtner, daß er nach Herzensgelüſte nehmen ſollte. „Ach, Beherrſcher der Gläubigen," ſeufzte dieſer, indem er den Staub zu den Füßen des Sultans küßte, „was helfen mir alle dieſe Schätze, wenn ich in Gefahr bin, mein einziges Kind zu verlieren? Meine Tochter leidet ſeit geraumer Zeit in ihrem Innerſten, weil ſie einen Wunſch hat, den nur mein erhabener Monarch erfüllen kann.„ Und dieſer Wunſch? ſprach der Sultan mit gnädigen Blicken. „Da mir Deine Hoheit erlaubt, ihn zu offenbaren," fuhr Rammal fort, „ſo wag ich es, dich zu flehen, meiner Tochter zu geſtatten, daß ſie das Antlitz der ſchönen Mihir-Schighil erblicke, und ihr die Blume, nach der ſie ſich ſehnt, ſelbſt überreiche.„

Der Sultan war froh, ſo leichten Kaufs davon zu kommen, und winkte ſeine Genehmigung. Voll Freude eilte Rammal fort, und verkündigte dem Prinzen ſein Glück. Dieſer ließ ſich zum erſtenmal den leichten Bart, der ſeine Roſenwangen zu umſchatten anfieng, wegnehmen. Ein ſeidenes Gewand umflatterte ſeine Hüften. Ein Körbchen voll der ſchönſten Blumen ward zugerüſtet, in deren Mitte die wunderbare Gulmikek, als ihre Königin, thronte. Er hüllte ſein Haupt in einen dichten Schleier, und der Sultan ſelbſt begleitete ihn, als er der ſchönen Mihir-Schighil den Gegenſtand ihrer Wünſche brachte.

Mit zitternden Knien folgte ihm der Prinz die Treppen des Pallaſtes hinauf; aber alle ſeine Faſſung hätte ihn beinah verlaſſen, da er vor der ſchönen Mihir-Schighil ſtand. Mit einer tiefen Verbeugung ſetzte er indeß ſein Körbchen zu ihren Füſſen nieder. Die Prinzeſſin, die ihn augenblicklich erkannte, erröthete, und verbarg ihre Verlegenheit unter dem Schein der ausgelaſſenſten Freude über die erſehnte Blume. Heftig griff ſie in das Körbchen, um ſie herauszunehmen; aber in dieſem Augenblick ward ſie von einer kleinen Schlange, die ſich unter den Blumen verborgen hatte, gebiſſen.

Leblos fiel die ſchöne Mihir-Schighil zu ihres Vaters Füſſen. Unbeſchreiblich war ſein Schmerz, aber auch groß ſein Erſtaunen, als Zahr-Alrabi hervortrat, ſich ihm zu Füſſen warf, und ihre Stimme erhob.

Beherrſcher der Gläubigen," ſprach ſie, „erlaube deiner Sklavin, dir das einzige Mittel anzugeben, um deine geliebte Tochter zu erretten. Eine wunderbare Schickung hat mir ihr Unglück, und ihre Hülfe verkündigt. Laß mich dadurch, daß ich letztere dir nenne, die Schuld meines Schweigens verſöhnen. Als ich mich eines Morgens auf der Terraſſe des Pallaſtes allein befand, und andächtig zum Himmel blickte, fiel ein Pfeil aus den Lüften herab neben mir nieder. Erſtaunt hob ich ihn auf, und las den Brief, der an demſelben hieng. Der Inhalt davon ſprach von der Liebe eines perſiſchen Prinzen zu der ſchönen Mihir-Schighil, welcher Mittel gefunden, ihr ſeine Leidenſchaft zu entdecken, und ſie gebeten habe, ihr den höchſten Beweis derſelben, den ſie verlangen könnte, zu geben. Dazu iſt die Zeit gekommen. Laß dieſen Prinzen kommen, und wenn ſeine Liebe ſo heiß iſt, wie er verſichert, ſo wird er keinen Augenblick anſtehen, das Gift aus der Wunde wieder zu ſaugen, und ihr mit ſeinem Leben das ihrige zu erkaufen „

Kaum hatte Zahr-Alrabi dieſe Worte geſprochen, ſo warf das Gärtner-Mädchen ſeinen Schleier hinweg, und bekannte dem Sultan, daß er den Prinzen vor ſich ſehe, welcher es gewagt, alle ſeine Anſtalten zu täuſchen. „Gern," rief er aus, „will ich mit meinem Leben die Tage meiner Geliebten erkaufen; aber verſüße du wenigſtens die letzten Stunden des unglücklichſten Sterblichen, laß mich die Hand deiner Tochter berühren, nenne mich deinen Sohn, und laß mich dann ſterben;„

Erſtaunt hörte der Sultan dieſe Rede. Tiefes Schweigen herrſchte rings umher; da nahm er endlich den Prinzen, und führte ihn, ohne ein Wort zu reden, an den Divan, auf welchem die Entſeelte lag.

Auf die Kniee nieder ſank der Prinz, ergrief die Hand der Todten, und berührte mit ſeinen Lippen ihren Buſen, der von der Wunde blutete. Aber der Hauch der Liebe war mächtiger, als alle Kunſt. Die ſchöne Mihir-Schighil öffnete, von ihm angeweht, die Augen, und ſank in die Arme des Geliebten.

Nichts ſchildert des Vaters Freude, nichts das Entzücken der Liebenden. Der Schleier des tiefſten Geheimniſſes liegt auf dieſem Wunder, und wer ihn auch nicht zu heben vermag, der glaube es wenigſtens.

(D. Beſchl. folgt.)

Freſſers Frage.

Das Heidelberger Faß iſt ſehr beliebt
Bei Trinkern; mit ſagt lieber:
Ob's nicht auch Heidelberger Schüſſeln giebt
Von ähnlichem Kaliber?

B.

Aſtronomiſcher Aufſchluß.

Venus erſcheint ohne Trabanten am Himmel.
Zu läſtig auf Erden war ihr dieſes Gewimmel.

L. v. Oertel.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 39. Den 15. Mai. 1811.

„. . . Die Liebe zum Ruhm macht den Helden, die Verachtung desselben den großen Mann. . . .„

Aus einem Brief von Rousseau, vom 15ten Mai 1754.

Neuste Nachrichten über die Unternehmungen der Wahabis.

Die Nachrichten, welche man bisher in Europa über die Fortschritte der Wahabis gehabt hat, giengen bis in die Mitte des Jahrs 1807. *) Die Belagerung der Stadt Ana, am Euphrat, war die letzte kriegerische Unternehmung dieser Sekte. Seit der Zeit mußten die Pilgerreisen nach Mecca eingestellt werden, indem die Caravanen allen möglichen Beunruhigungen und Bedrückungen von Seiten der Wahabis ausgesezt waren.

Nach den neusten Nachrichten, welche aus der Levante nach Paris gekommen sind, näherten sich die Wahabis 1808. der Stadt Damask, und bedrohten sie, sie auszuplündern, und alle ihre Bewohner über die Klinge springen zu lassen, wenn sie ihre Lehre nicht annehmen wollten. Die Feinde hatten sich mit Blizesschnelle genähert; Yussuf-Paschah, der Gouverneur, war nach guter türkischer Sitte unvorbereitet, und glaubte nichts besseres thun zu können, als sich in die Nothwendigkeit zu fügen. Er verlangte daher zu kapituliren, und versprach, sein Volk zur schnellen Bekehrung zu bewegen. Wirklich erließ er auch mehrere Proklamationen, zu Folge denen die Moscheen niedergerissen, die Caffe-Häuser geschlossen, und alle, dem Geist der neuen Lehre zuwider laufenden, Gebräuche abgeschafft werden sollten. Die Wahabis liessen sich durch diesen Schein von Ergebung täuschen, und machten sich sogar selbst andeischig, die Pilgrimme nach Mecca zu geleiten. Die Caravane machte sich daher auf den Weg; allein bald brachen die Uneinigkeiten zwischen den Türken und den Wahabis aus. Diese waren die Stärkeren, plünderten die Pilgrimme, und jagten sie wieder nach Damask zurück. Zugleich machten sie Anstalt, diesen Ort förmlich zu belagern; allein Yussuf-Paschah hatte seine Zeit indeß benuzt, und Vertheidigungs-Anstalten getroffen.

Die Wahabis begnügten sich daher die Umgegend der Stadt zu verwüsten, und zogen sich allmählig zurück. Da ihnen auf dieser Seite die bewaffneten Unternehmungen nicht gelingen wollten, so entwickelten sie auf der andern eine Politik, die ächt im Geiste fanatischer Sektirer ist, sie aber nur um so furchtbarer macht. Sie behandelten die persischen und indischen Pilgrimme, welche ihren Weg nach Mecca am persischen Golf hin machten, mit aller möglichen Zuvorkommenheit. Auch schrieb Sehud (das Oberhaupt der Wahabis) selbst an den Schach, Feth-Ali-Schah, machte sich ein Verdienst aus dem Schuz, den er seinen Unterthanen angedeihen lassen, und

*) Beinah alles, was wir über diese Sekte bisher gewußt haben, verdanke Europa den beiden französischen Werken: Description du Pachalik de Bagdad, par M. Rousseau, französischem Consul in Bagdad, und Histoire des Wahabis, depuis leur origine jusqu' à fin de 1809., par M. L. A. französischem General-Konsul, wenn ich nicht irre, in Aleppo. Unsre Nachrichten sind aus einem Brief des Verfassers ersterer Schrift, vom Sept. 1810., aus Aleppo an Herrn Malte-Brun geschrieben, und von diesem in seinen Annales des Voyages bekannt gemacht.

Digitized by Google

lud ihn zu einer Allianz ein. Wirklich gab der perſiſche Monarch auch ſeinem Sohn, Huſſein-Ali-Mirza, dem Gouverneur vom Farſiſtan, Befehl, Sehud Stimmung zu benuzen. Von da an ſoll zwiſchen den Wahabis und den Perſern das beſte Einverſtändniß herrſchen, und man glaubt im Orient, daß dieſe Politik der erſtern den Zweck habe, entweder Proſelyten in Perſien zu machen, oder die arabiſchen Stämme, welche ſich unter Tamerlan dahingezogen, wieder zurückzuführen. Man behauptete ſogar, daß Sehud ins Geheim an dieſe Stämme deßhalb geſchrieben; wiewohl man von dem Erfolg noch nichts weiter erfahren hat.

Gleiche Politik machte den Wahabis die Freundſchaft mit den Engländern wichtig. Sehud hatte durch den britiſchen Agenten in Baſſora, Manesty, erfahren, daß die oſtindiſche Compagnie günſtigen Antheil an den Fortſchritten ſeiner Waffen nehme, und dieſe ſoll ihm ſogar Geſchenke und Kriegs-Vorräthe geſchickt haben.

Um dieſe Zeit ließ Sehud die Einwohner von Bagdad auffodern, das ottomaniſche Joch abzuwerfen, und ſich ſeinen Geſezen zu unterwerfen. Suleiman-Paſchah antwortete damit, daß er Vertheidigungs-Anſtalten machte, und Truppen-Korpſe nach Hilla und Imam-Huſſein ſchickte, welche zuerſt von den Wahabis bedroht ſchienen. Wirklich näherten ſich im Juny oder July 1808. zwölftauſend Mann derſelben lezterer Stadt; allein Suleiman-Paſchah zog ihnen ſelbſt entgegen, und jagte ſie nach Schefata zurück, das dafür von den Wahabis ausgeplündert wurde. Schlechter gelang ihnen ihre Unternehmung auf Semawat, wo ſie einen ihrer Anführer verloren, deſſen Kopf dem Paſchah geſchickt wurde. Ein ähnliches Unglück widerfuhr ihnen bei Sut-Eſchiuf; und ihr ganzer Gewinn war, daß ſie die Datteln-Erndte von Baſſora mit ſich nahmen.

Während dieſer ihrer Unfälle im Paſchalik von Bagdad wurde eine Abtheilung der Wahabis, welche in Syrien eingedrungen war, in der Gegend von Aleppo von den Fehdan-Arabern geſchlagen. Das Pferd ihres Führers, das auf 15000 Piaſter geſchäzt wurde, fiel den Siegern in die Hände. Ein andrer Haufen erlitt bei Hama eine Niederlage. Seit dieſer Zeit hat man nichts mehr von ihren feindlichen Unternehmungen gehört.

Zur Karakteriſirung des Geiſts dieſer Sekte gehört folgender Zug. Man hatte im September 1808. eines ihrer Oberhäupter bei Baſſora gefangen genommen. Der Mann hieß Abdallah, war ein Verwandter von Sehud, und hatte dem Gouverneur jener Stadt vergebens 40,000 Piaſter Löſegeld angeboten. Als er vor Suleiman-Paſchah geführt wurde, faßte er dieſen ſcharf ins Auge, und ſprach: „Suleiman, Suleiman, erlaſſe mir alle Schmähungen. Ich fürchte deine Drohungen nicht, und nie ſollen meine Mitbrüder mir vorwerfen, daß ich deine Gnade auf eine niedrige Weiſe angeflehet habe! Ich bin in deiner Gewalt; ſchlage mir den Kopf ab, oder nimm das Löſegeld, das ich dir angeboten habe.„ Der Paſchah lächelte, antwortete nichts; ließ ihn aber ſorgfältig bewachen, und man weiß noch nicht, was aus ihm geworden iſt.

Während dieſer Unglücksfälle auf dem Lande, waren die Wahabis einige Zeit zur See glücklicher geweſen. Schon 1809. fieng ihre, eben entſtehende, Marine bereits an, die Schifahrt der Araber, der Perſer und ſelbſt der Engländer im perſiſchen Meerbuſen zu beunruhigen. Die Dau's, eine Art von Kanonier-Schaluppen der Oſchiwaffen-Araber, welche ſich Sehud unterworfen haben, und die ganze ſüdliche Küſte des Golfs bewohnen, machten anſehnliche Priſen. Einige Zeit leiſteten ihnen die Bewohner von Grein und die Flottille von Baſſora Widerſtand; allein am Ende mußten ſich die Engländer ſelbſt in die Sache miſchen. Gegen das Ende von 1809. ſchickte die Regierung von Bombay daher ein Geſchwader von vier Fregatten, drei Schaluppen und eilf andern bewaffneten Fahrzeugen mit Landungs-Truppen in den perſiſchen Golf. Es ward der vollſtändigſte Sieg davon getragen. 120 Dau's wurden in Grund geſchoſſen, die Häuſer von Ras-el-Kaime geplündert und verbrannt, die Kriegsvorräthe zerſtört, 3200 Menſchen beider Geſchlechter über die Klinge gejagt, über 1000 Araber gefangen gemacht, und eine Menge Schiffe und Vorräthe nach Maſcate geführt. Die Engländer verloren nur wenige Mannſchaft, und ihr Geſchwader richtete ſich von da auf andre Punkte der Küſte, um die Vertilgung der Seeräuber zu vollenden. Zu dieſem Unglück der Wahabis kam noch die Peſt, welche in dem Dreipek ausbrach, und die Niederlage eines andern Haufens derſelben, der die Datteinerndte von Baſſora noch einmal hatte holen wollen.

Digitized by Google

Eine andre Unternehmung, welche ein Haufen von etwa 4000 Mann gegen Djedda versucht hatte, war beinah ganz aufgerieben worden. Alle diese verschiedenen Unglücksfälle schienen den Unternehmungsgeist der Wahabis auf einige Zeit gefesselt zu haben, und man sprach sogar von Sehuds Tode. Allein neuere Nachrichten haben dieses Gerücht widerlegt, und die Briefe von Damask berichten uns sogar, daß er an der Spitze von 80,000 Mann aus dem Dreipeh aufgezogen ist, und eine Unternehmung auf Zeber, Bassora, Imam-Ali, Imam-Hussein, und sogar vielleicht auf Damask und Aleppo im Sinne hat. Verschiedene Haufen der Anazeh-Araber, aus der Wüste von Syrien, haben sich an ihn angeschlossen, und die Abreise der großen Caravane von Bagdad mußte deshalb unterbleiben. In allen syrischen Plätzen beschäftigt man sich mit Vertheidigungs-Anstalten, und in der Mitte lezten Juni's wollte man in Aleppo bereits wissen, daß eine, 15,000 Mann starke Abtheilung der Wahabis bereits das Gebiet von Harran, welches nur 18 bis 19 Stunden von Damask liegt, besezt habe. Diese Nachricht bestätigte sich indeß nicht; doch zog Yussuf-Paschah mit seinen besten Truppen gegen sie aus, kam aber, ohne seinen Feind getroffen zu haben, wieder zurück, wo er dann sogleich abgesezt wurde, und Suleiman, der Paschah von Acre, an seine Stelle kam, der sich sehr wenig um die Unternehmungen der Wahabis bekümmert.

Privat-Briefe von Bagdad, welche man verflossenen Juny in Aleppo erhalten hat, versichern, daß die Engländer den persischen Golf ganz von den Seeräubern der Wahabis gereinigt, und Sehud aufgefordert haben, ihnen die Inseln Bahrein und Zebara abzutreten. Geschieht das, so sind die Engländer Herren des ganzen persischen Golfs, und damit der so wichtigen Perlenfischerei in demselben.

Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809.

III.

Fortsezung.

Ich sah Wien zum erstenmal; noch mehr, ich sah es erobert, zween Tage nach einer Schlacht. Das herrliche Monument von Zauner hatte für mich einen neuen, einen ganz andern Sinn, als den, welchen der Künstler dakein gelegt hatte; ich meinte, das todte Metall sollte sich erschüttern, das Pferd sollte sich aufbäumen auf seiner Ruhe, und Joseph ziehen sein Schwerdt, erwacht aus seiner majestätischen Zufriedenheit mit sich selber. Die Betrachtung über die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge dietet sich freilich dar in der ganzen Natur; aber nirgends ist sie wohl richtiger, als in der eroberten Stadt. Und jeder Schritt, den man in einer so großen Stadt zum erstenmal thut, jede Antwort auf eine auch unbedeutende Frage ist entweder ein Unterricht über ihre Geschichte, oder ein Lichtstrahl in das Herz der Einwohner. Vor meinen Augen standen beinahe auf Einmal die Kreuzzüge, die spanische Monarchie, Wallenstein, Sobiesky und Laudon. Eine Fratschlerin rokte mich auf, und versezte mich durch einen einzigen Stoß ihrer Bütte mitten nach Paris in die Fischhalle; auf dem Mehlmarkt sah ich Weiber, Kinder, Mädchen und Männer anstehen um Mehl, und da lachte ich über mich selber, wie ich einst in Paris angestanden war des Morgens um Brod, des Mittags um Fleisch, und wie ich des Nachts auszog mit meinem Bataillon, so oft der Sektionstambour die Nationalgarde aufforderte, gegen die Weiber zu marschiren, welche die Bäckeröfen belagerten. — Jedermann sprach von dem Anschwellen des Stroms; ich wollte die große Donau, die ich in Mölk nur in ihrer Schönheit gesehen hatte, hier in ihrer Wildheit anstaunen; aber der Gang dahin war von Wien aus gesperrt. Schon sprachen die Wiener von den traurigen Folgen, welche das Verbrennen der großen Donaubrücke und die Zerstörung ihrer Mühlen, vermöge der berühmten Operation gegen die französischen Brücken in Ebersdorf, für ihre Nahrung haben würde; aber sie dachten doch nicht an das weit größere Unheil, was für ihre Stadt daraus entstanden seyn würde, wenn, wie es anfänglich den Anschein hatte, auch die Rothenthurmbrücke, welche nach der Leopoldstadt führt, zu Grunde gegangen wäre; die Brigittenau wäre dann zur Gegenfestung, und Stadt und Vorstadt ein Aschenhaufen geworden. Ebersdorf und Aspern wurden zu Opfern, und retteten die Wiener.

Eine Menge Gruppen standen in allen Straßen, es waren meistens politische Kannengießer, Spionen, Tagdiebe, belgische oder italienische Ausgewanderte, Juden und Interikanten. Der Pöbel gieng oder vielmehr rannte seines Wegs. Dieses geschwinde Leben und Weben in der Hauptstadt einer Nation, in welcher die Behutsamkeit ein karakteristischer Zug ist, kömmt daher, weil die Distanzen von den Vorstädten in die Stadt sehr beträchtlich sind; die Noth zwingt zur Eile. Aber eine Gruppe von ganz anderer Art hatte sich auf dem St. Stephansplaze festgesezt; es waren die Zöllner und Sünder des Evangeliums, es waren die Agiotörs, die hier auf Steigen und Fallen des Papiergelds lauschten, der armen Hausmutter oder dem Reisenden sein lezles klingendes Geldstück unter dem Kurs abschwazten, alte und neue Uhren verschacherten, Kupfer für Gold ausbrachten, böhmische Kristalle für Diamanten aus Golkonda ankoten, sich von dem Plaze in die Häuser flüchteten, wenn eine Patrouille sich näherte, und sich, wenn die Thüren offen gewesen wären, ohne Zweifel in das große Bethhaus neben an eingenistet haben würden, zur Erneuerung dessen, was einst vorgezangen war in Jerusalem. Dieses Gesindel bestand aus unzähligen Arten von Käufern und Verkäufern; es waren verdorbene Krämer, getaufte und ächte Juden, pfiffige Soldaten, verwundet und unverwundet, verkappte Gieschäftsleute von Kaufleuten und Wechselherrn, reiche Bediente und arme Herrn aus der Armee, auch mitunter Hungerleider, welchen der Ofenerwein und die gebackenen Hühner zu theuer geworden waren, und die nun den Stephansplaz für das Weinhaus vertauschten; endlich rings

Digitized by Google

umher, gleichsam als die Einfassung und Verzierung des Gemähldes, sah man Beutelschneider, die auf die Portefeuilles lauschten, und arme Dirnen, gleich den Hündlein, welche auf die Brosamen warteten, wenn sie von der Herren Tische fallen.

Daß die Frauenzimmer und die Kaufleute von Wien mit der neuen feindlichen Bevölkerung ganz gut auskamen, sah man überall; aber der Pöbel blieb allgemein solirt. Der Pöbel litt, und konnte damals noch kein Mittel ausfindig machen, sich an irgend etwas zu entschädigen. Ich bemerkte, daß man wenig kleine Mädchen auf den Straßen gehen ließ; diese zarte Vorsorge der mütterlichen Herzen war um so auffallender, als die Knaben wie Wilde frei herumzogen, das Tyrolerlied sangen, sich als Schuhputzer anboten, und im Nothfall irgend einen Unfug ausübten, entweder an einem betrunkenen Weibe, das sie aushöhnten, oder an einem Holzwagen, den sie plünderten, oder an einem Bäckerladen, wo sie einander von der Thüre verdrängten.

Aber kaum hatte ich ein paar Tage von der langen Reise geraſtet, so rief mich mein Dienst ins kaiserl. französische Hauptquartier nach Ebersdorf. Erst hier auf der Landstraße von Wien nach dem Lager konnte ich beurtheilen, welch eine unermeßliche Hülfsquelle die Hauptstadt einer Monarchie dem Eroberer gewährt; sie ist zu gleicher Zeit Waffenplatz, Magazin, Lazareth, Werkstätte, Schatzkammer, Alles und Alles. Alle Tage giengen Kriegsfuhren zu tausenden aus und ein; eine einzelne, kleine Batterie außerhalb den Mauren hielt einen ersten Aufruhr im Zaume, und gegen ein gefährliches Einverständniß zwischen der Stadt und der Landesarmee sicherten die allgemeinen militärischen Polizeianstalten.

(Die Forts. folgt.)

Notizen.

Aus einer vor Kurzem bei P. Waldeck in Münster von Friedrich von Wrede erschienenen kleinen Schrift: „Dürfen wir uns schämen, Deutsche zu seyn? oder einige Blicke auf Deutschlands Vergangenheit und Zukunft," u. s. w. heben wir folgende Stelle (S. 25.) aus:

„Die Eigenschaften des Deutschen haben bisher nur sich in der Opposition wirksam bewiesen, und bewesen können. Die Nation war nur in Auffindung und Verbreitung der Materialien thätig, um in der Zukunft das große Gebäude aufzuführen, welches einer längern, als einer gewöhnlichen Zubereitung bedarf. Selbst das, was man uns gemeindin vorzuwerfen pflegt, der Mangel an Patriotismus — eine Sache, die in der Regel blos das Produkt der Einseitigkeit ist! — und die uns eigenthümliche Weltbürgerlichkeit sind Mittel, um uns in den Besitz der ganzen Intellectualität zu setzen, und sprechen für eine zukünftige Bestimmung, welche unsre Nation in Bezug auf die ganze Welt bereinst erfüllen soll.

„Schon die physische Natur hat Deutschland zu einem Bunde der Opposition und Trennung gemacht, indem sie dasselbe durch eine von Osten nach Westen hinlaufende Gebirgskette in 2 Theile getheilt hat. Diese Gebirgskette hat in der frühesten Geschichte unsers Vaterlandes die Sklaverey von der Freiheit gesondert.

„Nicht im Physischen, sondern auch im Moralischen, Religiösen und Politischen findet sich diese Scheidung, und bewähret auf diesem eben nicht sehr großen Raume, jedoch auf eine auffallende Art, den gewrellen Unterschied des Südens und Nordens.

„Diese Charakterverschiedenheit, welche in der verschiedenen Mischung der Imaginations- und Verstandeskräfte besteht, findet man schon in den verschiedenen Dialekten des Süd- und Nord-Deutschen vor.

„Süddeutschland, als derjenige Theil, wo die Imagination mit einem bedeutenden Uebergewichte die Verstandeskräfte beherrscht, hat in den schwäbischen Minnesängern die deutsche Literatur begonnen.

„Süddeutschland ist noch heute der Sitz des Katholicismus; so wie Norddeutschland sich das Vaterland des Protestantismus und der Philosophie nennen kann.

„Durch den Anwuchs der preußischen Monarchie zu einem Staate vom ersten Range erhielt diese Trennung vorzüglich in religiöser Hinsicht auch eine politische Existenz. Was Oesterreich für Süddeutschland war, wurde nach dem siebenjährigen Kriege Preußen für den Norden „ u. s. w.

Paris, am 29. April. 1811.

Ein Buchdrucker in Paris hat im Namen seiner Kunstgenossen folgendes Gedicht auf die Geburt des Königs von Rom improvisirt:

Sans y penser notre Empereur
Est au nombre de nos confrères:
Ce puissant et riche imprimeur
A chez lui tous les caractères,
Il tient sa perle *) d'un fondeur,
Que l'on renomme dans Vienne.
De cette perle, par bonheur,
Il a fait une parisienne **).

Il a trouvé dans son sénat
Une bonne philosophie.
Et dans ses conseillers d'etat,
Des Cicero qui font envie;
Il a mis en Saint-Augustin
Plus d'un discours qui nous étonne;
Et son joli petit romain
Est fondu sur Corps de mignonne ***).

De ses exploits de ses talens,
Le trismegiste ****) est bien l'image;
Ses textes sont, pour tous les tems,
Ceux du génie et du courage.
Il a gaillarde *****) et gros canon
Dans sa garde, qui toujours veille;
Il est lui même un parangon ******).
Et sa gloire est la nonpareille.

Everat, imprimeur.

Die im Druck auszuzeichnenden Worte bedeuten Schriftcharactere.

*) Die Perle der schönste Schriftcharakter.

**) Parisienne, sie kommt vor der Nonpareille.

***) Mignonne zwischen der Nonpareille und Parisienne.

****) Trismegiste, d. i. dreimal der größte.

*****) Gaillard zwischen Petit Romain und Petit Text.

******) Parangon, d. i. Modell bedeutet auch einen Diamanten ohne Fehler.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 40. Den 18. Mai. 1811.

Die alten Leute trösten sich dafür, daß sie keine schlechten Beispiele mehr geben können, mit den guten Lehren, die sie geben.

Aus einem Brief von Voltaire, vom 18ten Mai 1766.

Hebels Schazkästlein des rheinischen Hausfreunds.

Man darf wohl behaupten, daß in Deutschland beinah jedes einzelne Fach der Literatur auch sein eigenes Publikum hat, und die Schriftsteller scheinen es recht eigentlich darauf anzulegen, nie etwas für ihre ganze Nation zu werden. Am auffallendsten, am unbegreiflichsten und unverzeihlichsten ist dieß in den philosophischen Wissenschaften, deren Material offenbar keinem einzelnen Stande und Gewerbe, sondern dem Menschen überhaupt angehört.

Diese, eben nicht sehr ehrenvolle, Eigenthümlichkeit der Literatur unsrer Nation machte Volksschriftsteller nöthig, deren Wirksamkeit sich über diejenige Klasse der Nation verbreitet, welche ohne alle künstliche Cultur ist, und von der wir gar nicht gesinnt sind, irgend einen Stand auszunehmen, indem in allen die Mehrzahl aus Menschen besteht, deren Bildung sich über die der Masse in gar nichts erhebt, als durch ein, ihren schönen Resultaten näher tretendes, gesellschaftliches Benehmen, und eine, etwas weiter ausgedehnte, Sprachkenntniß. Diese Mehrzahl sämmtlicher Stände ist von Vorurtheilen aller Art so wenig frey, als der sogenannte gemeine Mann; auch unter ihr glaubt man an Gespenster, an Ahnungen, an gute und schlimme Zeichen, und wenn man es schon nicht immer laut werden läßt, so handelt man in der Stille doch ganz in diesem Glauben.

Das Noth- und Hülfs-Büchlein der deutschen Nation gehört daher in die Bibliotheken der Hefleute mitten unter Voltaire's und Rousseau's Werke so gut, als in den Wandschrank des Bauren neben die Bibel und den Kalender. Ja, wir sind sogar überzeugt, daß eine, im ächten Geiste geschriebene, Volksschrift auch von dem gebildetsten Manne mit Vergnügen und Vortheil gelesen werden wird. Dieses aber nicht darum, weil er in derselben neue Ansichten der Moral, der gesellschaftlichen Verhältnisse und des Lebens überhaupt zu finden hoft, sondern weil eine schöne, gemüthliche, einfache, natürliche Form jedes Geisteswerk zu einem Kunstwerk erhebt, und dieses, als solches, Allen und Jeden Genuß und Belehrung gewährt.

Eine, in diesem Geiste geschriebene, Volksschrift hat außer anderem, eine noch ganz besonders eigene, bewundernswerthe Seite, und diese ist, daß die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers in derselben völlig verschwindet, und daß sie zu einer plastischen Darstellung der Gedanken- und Empfindungs-Welt der Mehrzahl der unverdorbenen Glieder einer Nation wird; daß sie in hohem Gegenstand eines tiefen Studiums des menschlichen Geistes werden kann, und besonders dem dramatischen Dichter für die Erkenntniß des Einfachen, Natürlichen und Naiven, so wie des Erhabenen und Erschütternden, wichtig seyn muß.

Diese Bemerkung ist uns besonders bei der Lesung von Hebels Schazkästlein des rheinischen Hausfreunds (Tübingen 1811. in 8.) nahe getreten, einer Sammlung größtentheils von Aufsätzen, durch welche der alemannische Dichter schon mehrere Jahre dem Earls-

Digitized by Google

ruher Bauernkalender eine ungewöhnliche Verbreitung gegeben hat. Wir fanden in diesem Buch jenen magischen Wechsel-Wiederschein zwischen einer klaren innern, und einer einfachen äußern Welt in den manichfaltigsten Abstufungen von Licht und Farben, bald blendend-schimmernd, bald stille-leuchtend, bald in eigener Farbe strahlend, bald fremde hebend und verändernd, wie das ewige Wechselspiel des Lichts in der todten Natur. Wir fanden naiven und rührenden, einfachen und erschütternden, gemüthlichen und geistreichen Ausdruck so herrlich durch einander verschlungen, daß diese Darstellungen sich zu einer schönen poetischen Gattung erhoben, deren Muster vielleicht hier zum erstenmal aufgestellt sind.

Wir wollen unsre Leser nicht mit Betrachtungen über Kunstwerke ermüden, wo sie sie selbst vor Augen haben können, und heben daher lieber eine kleine Reihe von Stücken aus, in welchen sich die verschiedene Manier — wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, wo nichts weder an Schul- und Styl-Verschiedenheit, noch an gesuchte Eigenthümlichkeit erinnert — in der Behandlung des Verschiedenartigen erkennen wird. Natürlich sind wir im Raume zu beschränkt, um alle Lehr-Zweige des Hausfreunds zu durchgehn, und müssen ganz darauf verzichten, die größern Aufsätze über Astronomie, Physik u. dgl. anders unsern Lesern, als mit der Bitte, nahe zu führen, den rheinischen Hausfreund zu ihrem Hausfreunde zu machen, und ihm eben so gerne zuzuhören, als wir gethan haben.

I.

Nützliche Lehren.

Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt; z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: guten Morgen. Wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließt: gute Nacht. Wenn du mit gutem Appetit dich zur Mahlzeit sezest, sagt er: wohl bekomms. Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: nimm dich in acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: sey willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: Gelobt sey Jesus Christ! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

Ein ander Sprichwort heißt so: wenn man den Teufel an die Wand mahlt, so kommt er. Das sagt mancher, und verstehts nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand mahlen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen; denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort sagen? — Wenn man viel an das Böse denkt, und sich dasselbe in Gedanken vorstellt, oder lang davon spricht, so kommt zulezt die Begierde zu dem Bösen in das Herz, und man thuts. Soll der böse Feind nicht kommen, so mahl' ihn nicht an die Wand! Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

II.

Das seltene Recept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthüre ab, und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und sagte: was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Der Schreiner wohnt nur zwei Häuser links. Dem sagte der Mann, der Doktor sey bei seiner kranken Frau gewesen, und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Recept an die Stubenthür geschrieben, und soll der Herr Apotheker so gut seyn, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

Digitized by Google

Blicke auf die Gegenwart und in die Zukunft.

Fortsezung.

III. Die Staaten.

Auf ihrer Spize stehet heutzutag die Staats-Kunst, und was einst nur in Kenntniß weniger Denker und tiefer Staatsmänner war, wird auf Märkten und Straßen besprochen. Richtiger war die Zeit nie von den Regierungen begriffen, nie waren dieselben Ideen allgemeiner und konsequenter von allen befolgt worden. Man hat alle Systeme nach einander versucht, die besten Köpfe waren unerschöpflich an neuen, von denen das Meiste auf einige Zeit ins Leben übergegangen ist; die große politische Idee, dem Ganzen das Einzelne völlig unterzuordnen, die Gegenwart der Zukunft aufzuopfern, blos in der Masse, nicht mehr in sich selbst zu leben und zu wirken — das ist der heutige, wirklich bewundernswürdige, Geist der Politik.

Und dennoch — bei allem Untergehen des Einzelnen im Ganzen — nie mehr Radotage über Staatssachen. Jeder, der die Feder halten kann, ruft mit armseligem Stolze das: o fortunatam natam me consule Romam! Jeder, dem die Gebrechen seiner eigenen Haushaltung völlig fremd sind, untersucht die Gebrechen der Staatshaushaltung. Und was ist der Grund, was der Gewinn davon? Wahrlich nicht Alamanni's Saz:

Der thut genug, der, wenn ihm Macht gebricht,
doch mißvergnügt entgrämt, und weint und zürnt,
daß alle Kraft aus dieser Welt verschwunden.

Nein, Sucht, Geist zu zeigen, Prangen mit großen Ideen und Gesinnungen, Handeln, wie Schüler, und völlige Unbereitwilligkeit, dem Staat anders, als nur gezwungen, Opfer zu bringen, Aufregung kleinlicher Leidenschaften, hohle Worte.

Unläugbar ist es, und die Nachwelt wird es dankbar anerkennen, nie sind für die Staaten größere Verbesserungen geschehen, als heutzutag; aber gewiß ist es auch, daß sich die Gegenwart nie schlimmer dabei befunden hat. Eben so zuverläßig ist es, daß die Zahl der Verbrechen nie geringer, ihr Karakter nie milder war, als in unsern Tagen. Aber als Catilina sein Vaterland zerstören wollte, gab es noch einen Cicero und Cato, und wahrlich, hohe Tugenden nüzen der Menschheit unendlich mehr, als ihr die größten Verbrechen schaden können.

Zu keiner Zeit waren alle einzelnen Stände der Staaten gleich stark von deren Lage affizirt, was natürlich ist, da die Umstände die Ueberreibung aller Staatskräfte nothwendig machten. Nie war dieß schmerzlicher, als heutzutag, weil nie größere Schlaffheit im Handeln des Einzelnen geherrscht hat. Trotz allem Großen und Nüzlichen, was im Innern geschieht, ist doch das äußere Ansehn der Staaten zur Hauptsache geworden. Das Einzelne ist unbedeutend, erbärmlich; das Ganze groß und imponirend. Der Staat ist recht eigentlich ein Gebäude; denn seine einzelnen Steine und Balken sind beinahe werthlos, und nur ihr Zusammenhalten erregt Bewunderung.

(Die Forts. folgt.)

Noch eine Szene aus Saragossa, welche während des spanischen Successions-Kriegs vorgefallen ist.

Nach der Schlacht bei Almanza, deren Sieg so viel für die Befestigung Philipps V. auf dem spanischen Thron gewirkt hat, suchte der Insurgenten-Chef, Graf de la Puebla, den Aragoniern die unglücklichen Nachrichten so lang, als möglich, zu verbergen. Inzwischen konnte er doch nicht verhindern, daß sich das Gerücht von einer neuen Armee, welche von Navarra her im Anmarsch war, in Saragossa verbreitete. Da nun Leute kamen, welche sie und ihr Lager mit eigenen Augen gesehen hatten, so behauptete der Graf ohne weiteres, daß diese Armee blos ein Phantom sey, das man durch Zauberkünste hervorgerufen habe, und vor dem man sich durch die Macht des Glaubens schüzen könne. Die Armee stand bereits im Angesicht der Stadt, da zog der Clerus auf die Wälle, und exorcisirte die Höllengeister, welche sich näherten, aufs feierlichste. Das Volk glaubte sich auf diese Mummerei ganz sicher, und war um so erstaunter, als die Husaren des Herzogs von Orleans am andern Morgen vor den Thoren erschienen, und einige Haufen des Grafen de la Puebla mit mehr Nachdruck behandelten, als man sonst von Phantomen, und überdieß noch von exorcisirten Phantomen, erwarten durfte. Man besann sich eines Bessern, und die Häupter der Stadt zogen dem Herzog von Orleans entgegen, um ihm ihre Unterwerfung zu erklären. Dieses geschah im Jahr 1707., und der Herzog von Berwick, der es erzählt, sagt: „ich

Digitized by Google

würde diese Geschichte nie geglaubt haben, wenn mir nicht die vornehmsten Leute von Saragossa ihre Wahrheit bestätiget hätten.„

Diplomatische Denkwürdigkeiten.

In den ersten Conferenzen der Verhandlungen von Nimwegen, Cambray und Soissons setzte man zuerst ein Polizey-Reglement fest, das sich besonders auf die Zahl von Pferden, mit denen die Abgeordneten fahren durften, und auf das Ceremoniel überhaupt bezog. Man wollte dadurch jeder Störung der Unterhandlungen durch unwesentliche Umstände vorbeugen.

Als die polnischen Gesandten nach Paris kamen, um dem Herzog von Anjou, spätter Heinrich III., seine Wahl zum König von Pohlen anzukündigen, war die Marschallin von Retz die einzige Person am Hofe, die ihnen lateinisch zu antworten verstand.

In dem, 1655 zwischen Frankreich und England geschlossenen Handels-Vertrag wurde im 24sten Artickel festgesetzt: daß in allen Punkten, über welche die dazu aufgestellten Commissärs nicht übereinkommen könnten, die Republik Hamburg Schiedsrichterin seyn sollte.

1745 trat der sonderbare Fall ein, daß die Pforte (unter Mohammed V.) den kriegführenden Mächten, Frankreich, Ungarn u. s. w. ihre Vermittlung anbot. Bei der Eröffnung des Vorschlags an die Gesandten in Konstantinopel sagte ihnen der Groß-Vezier die brükken, aber edlen Worte: „ist es nicht eine Schande für euch Christen, daß ihr, die ihr für wahre Glaubigen gelten wollt, den Geist des Friedens aus eurer Mitte verbannt, und daß wir, die ihr die Ungläubigen nennt, euch die Gesinnungen, die ihr selbst haben solltet, einflößen müssen?„ Wirklich machte die Pforte Vorschläge; allein die Sache kam nicht zu Stande.

1693 sagte der Kaiser von Marocco dem französischen Gesandten, Saint-Olon: „er könne Ludwig XIV. keinen größern Beweis von Achtung und Freundschaft geben, als daß er Gott bitte, er möchte sich bekehren, und ein Maure werden.„

Auf dem merkwürdigern schwedischen Reichstag von 1765 waren drei Partheien, die von Frankreich, von Rußland und von England, thätig. Das Haupt-Wirkungs-Mittel, das von diesen Mächten angewandt wurde, war Bestechung durch Geschenke und Pensionen. Der Baron von Bretevil schickte damals seinem Hof folgende Note von Ausgaben, die er machen müßte, pour avoir une diète, qui lui fut favorable, et dont la durée fut d'un an:

1.	um die Wahlen zu leiten . .	137,000 Livr.
2.	zum Ankauf der Vollmachten, eine Vorsicht, die mit dem schwedischen Hof abgeredet war . . .	36,000 —
3.	zum Unterhalt armer, aber für Frankreichs Interesse eifriger Edelleute monatlich 12,000 Livr. also jährlich	144,000 Livr.
4.	zum Unterhalt armer bürgerlicher Abgeordneten monatlich 10,000 .	120,000 —
5.	für den niedern Clerus monatlich 6000	72,000 —
	zusammen:	509,000 Livr.

Er foderte aber die runde Summe von 600,000 Livr., um für unerwartete Fälle gerüstet zu seyn, und die Wahl des Marschalls vom Reichstag zu leiten. — Nachdem er diese Summe erhalten, verlangte er noch 400,000, später 300,000 und endlich wieder 200,000 Livr. So daß die Intrike zusammen 1500,000 Livr. kostete, wodurch übrigens Frankreich die Majorität doch nicht bekam. Man kann sich denken, was England und Rußland angewendet haben mögen, indem jenes den 1766 abgeschlossenen Allianz-Vertrag erhielt.

Als der Marschall von Bassompierre im Jahr 1621 als außerordentlicher Gesandter in Madrid erschien, empfieng man ihn auf das ausgezeichnetste. Der König schickte ihm unter andern durch den Patriarchen von Indien eine Bulle, vermöge deren er mit hundert seiner Leute in den Fasten Fett essen durfte. Auch wurde ihm erlaubt, Komödien in seiner Wohnung spielen zu lassen, und der König von Spanien trug die Kosten davon.

In Genf hatte der französische Minister von alten Zeiten her das Vorrecht, daß kein Häscher oder Soldat der Polizey an seiner Wohnung vorübergehen durfte. Noch 1759 ereignete sich deshalb ein Vorfall, welcher leicht unangenehme Folgen hätte haben können.

Notizen.

Der Besizer der Bäder von Tivoli in Paris will die Bemerkung gemacht haben, daß das grüne, noch nicht alte, Holz eine größere Hize gebe, als das dürre. Es wäre der Mühe werth, diese Bemerkung durch weitere Erfahrungen zu begründen.

Prof. Bürger von Klagenfurt hat in seiner vollständigen Abhandlung über den Mais (Wien 1809.) bewiesen, daß der reine Ertrag desselben Stück Landes in Mais 417 fl. 36 kr., und in Weizen 99 fl. 11 kr. betrug. Dieses Resultat ist so auffallend, daß wir es für Pflicht halten, alle Landwirthe auf jene Schrift zu verweisen.

Ein französischer General-Consul, von welchem kürzlich ein Memoire über diesen Gegenstand in dem Institut von Frankreich abgelesen worden ist, hat die Ruinen der Stadt Pompejopolis, der Hauptstadt des alten Paphlagoniens, entdekt. D'Anville hatte sie in die Nähe des heutigen Tossia versetzt; allein sie liegt bei der kleinen Stadt Tasch-Kupru, acht Stunden süd-westlich von Boyasat. Die Entdeckung ist gar keinem Zweifel unterworfen, denn mehrere Inschriften, welche sich in den Ruinen befinden, sprechen zu deutlich. Eine z. B. fängt so an: „der Senat und das Volk von Pompejopolis, der Hauptstadt der Provinz, haben dieses Denkmal dem Cajus Claudius Gallikanus u. s. w. errichtet.„

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 41. Den 22. Mai. 1811.

Am 20sten Mai 1790. sagte Mirabeau im National-Convent über sein plötzliches Sinken in der öffentlichen Meinung: „auch mich wollte man „noch vor wenigen Tagen im Triumphe tragen; nun ruft man in den „Straßen: große Verrätherey des Grafen von Mirabeau! — Ich bedurfte „aber wahrlich dieser Lehre nicht, um zu wissen, daß vom Kapitol zum „Tarpeischen Felsen nur ein Schritte ist.„

Denkwürdigkeiten der Minnegerichte des neunzehenten Jahrhunderts.

I. Einige Blumen auf die Gräber von Petrarka und Laura.

Die hohe Innigkeit und die unerschütterliche Kraft der Liebe, mit welcher Petrarka sein ganzes Leben hindurch an Laura von Sade gehangen, diese Liebe, welche auch, nachdem ihr Gegenstand längst der Welt entrissen war, immer die theuerste Angelegenheit seines Herzens geblieben ist, wurde von jeher mehr bewundert, als begriffen. Die Meisten sind so geneigt, die Tiefe des fremden Gemüths nach der Seichtheit des eigenen zu messen, daß hohe Leidenschaften gewöhnlich, gleich Wundern, wenns hoch kommt, geglaubt, aber selten verstanden werden.

Schon Petrarka's Zeitgenossen fanden es unbegreiflich, wie ein Mann von seiner Geistesbildung, seinem ausgebreiteten Ruhm und seinem mächtigen Einfluß auf die Erleuchtung seines Zeitalters mit diesem kühnen, unermüdlichen Flug der Fantasie an einem weiblichen Geschöpfe hängen könne, dessen ausgezeichnetste Eigenschaften nur in einem kleinen stillen Kreise glänzen konnten, dessen Besitz für ihn eine Unmöglichkeit war, und dessen hoher Werth ihnen nur in dem erfinderischen Reichthum der Poesie zu liegen schien. Viele zweifelten daher schon damals an der wirklichen Existenz einer Frau, für deren Verschönerung Petrarka alle Schätze seines Geistes erschöpfte, und Jakob Colonna machte sich einmal sogar in einem Brief an ihn über diese seine Schwärmerey lustig, und verbarg ihm nicht, daß er die hochgefeierte Laura des Dichters für ein bloßes Traumbild ansehe, das seine reiche Einbildungskraft sich zum Spiel geschaffen habe. Freilich hielten diese Zweifel nicht lange gegen die Wahrheit aus, und der Dichter selbst erklärte sich bei jeder Gelegenheit so stark über solchen Irrthum, als er es in seiner Antwort an Jakob Colonna in folgenden Worten gethan hat: „du glaubst also, daß ich den Namen Laura blos ersonnen, um einen Gegenstand zu haben, von dem ich sprechen könnte, damit andre von mir reden möchten? daß ich nur die poetische Laura (hier ist im Original ein Wortspiel zwischen Laura und dem Lorbeerkranz der Dichter) in meinem Geiste bewege, wie meine langen, unermüdeten Studien beweisen? Daß jene Laura, welche athmet und lebt, und von deren Schönheit ich hingerissen bin, nur ein Ideal ist, daß meine Verse, meine Seufzer leere Dichtung sind? Wollte der Himmel, daß dein Scherz durch die Wahrheit bestätigt, daß meine Liebeswuth (furore) blos eine erkünstelte Stimmung wäre! Aber glaube mir, solche erkünstelte Stimmung läßt sich, auch mit der größten Anstrengung, nicht lange aushalten, und Tollheit ist es, sich zu mühen, wahnsinnig zu scheinen. Wohl kann man in

Digitized by Google

Kleidung den Kranken nachäffen; aber nicht in natürlicher Blässe; du kennst dieß, und kennst auch meinen Gram...,,*) Auch fiel des Dichters Verehrung so unschädlich auf Laura'n zurück, daß ihr mehreremale die glänzendste, öffentliche Anerkennung derjenigen Reize und Tugenden zu Theil wurde, welche Petrarka nie zu lieben und zu bewundern aufhörte. Als König Robert von Neapel, oder, mit größerer Wahrscheinlichkeit, Karl von Luxemburg, König von Böhmen, in Avignon war, bezeugte dieser Fürst ihr und Petrarka seine hohe Verehrung damit, daß er sie öffentlich, in dem Kreise der schönsten Frauen der Stadt, auf Augen und Stirne küßte, „worüber," wie der Dichter selbst sagt, „Jedermann Freude, und nur Er Neid empfand.„ Vielleicht muß das Verdienst dieser Frau ganz ausgezeichnet gewesen seyn, und es wird ihr nie zum Tadel, aber Petrarka'n zum ewigen Ruhme gereichen, wenn Baldelli's Vermuthung wahr ist, **) daß der Dichter selbst erst durch seine Verehrung und Lobpreisung ihrer Tugenden diese in ihr geweckt und befestigt habe, und daß ihre, ihm oft so schmerzliche, Unerbittlichkeit sein eigenes Werk gewesen sey; allein es ist auch nicht minder ehrenvoll für Laura's Zeitalter, daß ihre Tugend von demselben anerkannt wurde, und daß sich nie eine Stimme der Verläumdung gegen sie erhoben hat.

Wohl trafen Petrarka'n zuweilen Vorwürfe über seine hoffnungslose Liebe zu Laura'n, die als Gattin und Mutter für seine Wünsche verloren war, und redete ihm sein Gewissen manchmal in Stunden der Andacht von der Unendlichkeit, mit der er diese irdische Leidenschaft ergriffen hatte, und fest hielt. Allein er beantwortete dergleichen Vorwürfe mit den Worten, die er in einem seiner Werke an den heiligen Augustin gerichtet hat: „ich kann die nicht verbergen, daß das Wenige, was du in mir siehst, ihr Werk ist, und daß ich Namen und Ruhm, wenn ich ihn verdiene, nicht erworben, wenn sie die schwachen Keime der Tugend, welche die Natur in mein Herz gelegt hat, nicht durch ihre edle Neigung gepflegt hätte. Sie zog mein jugendliches Gemüth aus jeglicher Unehrbarkeit, und hob es mit mächtiger Sympathie zur Anschauung des Erhabenen empor; indem wahre Liebe mit Zuverläßigkeit das Wunder wirkt, daß sie die Sitten der Liebenden bessert. Nie gab es einen Verläumder, wie bissig er auch gewesen wäre, dessen wüthender Zahn ihren Ruf anzugreifen, der zu sagen gewagt hätte, er habe Tadelnswerthes in ihr, weder in Handlungen, noch Mienen, noch in Worten bemerkt, und auch die, welchen nichts achtungswerth ist, liessen sie im Frieden, und bewunderten und verehrten sie. Darum ist es kein Wunder, wenn solch hoher Ruf in mir den Wunsch nach höherem Rufe weckte, wenn er mir die Mühe, ihn zu verdienen, bestegbar machte, und wenn ich in früher Jugend schon nur derjenigen zu gefallen strebte, die mir allein und über alles gefiel. Wie manche Schlinge der Wollust ich verachtend gemieden, wie manchen Sorgen und Anstrengungen ich vor der Zeit unterlegen bin, ist dir bekannt. Und doch befechtst du mir diejenige zu vergessen, oder minder zu lieben, welche mich aus dem gemeinen Haufen der Menschen erhoben, die mir Führerin in jeder Unternehmung war, die meinen lässigen Geist spornte, und meinen halberloschenen Genius wieder belebte?„ *)

So dachte Petrarka auch in seinem Alter noch von der Frau, deren Liebe sein ganzes Leben erfüllt hatte, und deren Tod nicht das Geringste in seiner Leidenschaft zu ändern vermochte. Virgil war sein Lieblingsdichter; aber nie öffnete er denselben, ohne durch die Worte, die er bei der Nachricht von ihrem Tode in ein Exemplar dieses Dichters geschrieben hat, in süsse Wehmuth versetzt zu werden. „Laura, erlaucht durch ihre Tugenden, und lange gefeiert durch meine Gedichte, erschien meinen Augen zum erstenmal in meinem jugendlichen Alter, den 6ten April 1327., in der ersten Stunde des Tags in der Kirche von St. Clara zu Avignon. Und in derselben Stadt, an demselbigen Tag und in derselben Stunde wurde dieses Licht meinen Augen entzogen, während ich mich, ach, meines Schicksals unbewußt! in Verona befand. Am 19ten Mai des nämlichen Jahrs erhielt ich die unglückliche Nachricht in Parma durch einen Brief meines Ludovico. Jener, über alle Maßen keusche und schöne, Leib ward an seinem Todestage noch Abends in der Franciskaner-Kirche beigesetzt. O gewiß ist ihre Seele, wie es Seneka von Scipio sagt, in den Himmel zurückgekehrt, aus

*) Epist. fam. lib. II. ep. 9.

**) Baldelli, del Petrarca e delle sue opere. Firenze. 1797. S. 41.

*) De Contemptu mundi, colloq. III.

Digitized by Google

dem sie herabgestiegen war! Mit flisser Wehmuth schreib' ich auf diese Stelle, die ich oft erblicke, die Erinnerung an solch großen Verlust, und denke dabei, daß mir von nun an nichts mehr gefallen kann, und daß es Zeit ist, aus diesem Babel zu fliehen, nachdem das mächtige Band zerrissen, das mich an dasselbe geknüpft hat. Der oft wiederholte Anblick dieser Züge wird mich von der Kürze des Lebens überzeugen, und diese Ueberzeugung wird mir durch göttliche Gnade leicht werden, wenn ich standhaft und kraftvoll alle getäuschten Hofnungen und alle unerwarteten Ereignisse meiner Vergangenheit überdenke.„ *)

So viel von der schönen Liebe des Mannes, welcher hohen Sinn genug hatte, Kaiser Karln IV., der ihn aufforderte, ihm seine Lebensbeschreibungen berühmter Männer zuzueignen, zu antworten: „ich verspreche dir's, wenn das Schicksal mir Leben, und dir Tugenden genug vergönnt.„

Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds.

Beschluß.

III. Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut, und sagte zu ihr: „Auf Sanct Lucia wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Nestlein.„ — Und Friede und Liebe soll darin wohnen, „sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, dann du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab seyn, als an einem andern Ort. Als sie aber von St. Lucia der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: So nun jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen.„ Da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeigieng, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster, und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn, und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugall durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg gieng vorüber, und Kaiser Franz der erste starb, und der Jesuiten-Orden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frey, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fieng an, und der Kaiser Leopold der zweyte gieng auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Koppenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809. etwas vor oder nach Johannis zwischen zwey Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreyhundert Ehlen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war, und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz, und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken, als mit Schmerz, sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter,„ sagte sie endlich, um den ich fünfzig Jahr getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen. Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters, und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln, oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sey auf dem

*) Ich setze diese Stelle um so lieber hier, weil sie aus dem Publiciste vom 18ten Oktbr. 1809. und aus dem Journal des arts, des sciences et de la literature kürzlich sehr entstellt, und mit falscher Angabe des Orts, wo sich jene Handschrift des Virgils gegenwärtig befindet, von mehreren deutschen Blättern wiederhohlt worden ist. Sie ist nemlich nicht mehr auf der Ambrosischen Bibliothek in Mailand, sondern im Jahr 1796. mit andern ähnlichen Schätzen auch derselben in die nunmehrige kaiserliche Bibliothek nach Paris gekommen. S. Baldelli, del Petrarca, S. 177., und Ginguenè hist. lit. d'Italie. Paris. 1811. B. 2. S. 441.

Digitized by Google

Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof, und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarz seidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lange werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wirds wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortgieng, und noch einmal umschaute.

Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809.

IV. Das Lager bei Ebersdorf.

Fortsezung.

Ein Lager Napoleons mag wohl schon beschrieben worden seyn; ich beschreibe dennoch Eins, weil ich es in Ebersdorf so gar bunt zusammengesezt gesehen habe. Da waren Franzosen, alte und neue, von allen Mundarten, und Italiener, Pfälzer und Elsäßer; bald sah man Portugiesen, Polaken und Badenser, bald Württemberger, Darmstädter und Würzburger. Welch eine Nüance von Nationalgesichtsfarben! Die portugiesischen Olivenwangen stachen so ganz besonders ab gegen die rothwangigsten unter allen Kindern Deutschlands, denen man gar wohl ansah, daß sie auferzogen worden waren, gleichsam wie Kinder der Liebe, von Ceres und Bacchus. Man bemerkte vorzüglich die Geschwätzigkeit der Italiener, die Lustigkeit der Gascogner, und die Gewandtheit der Polaken. Den Franzosen waren am meisten angelegen ihre Geldbeutel, den Polaken ihre Waffen, den Deutschen ihre Pferde, den Portugiesen ihre Nahrung, den Italienern ihre gesellschaftliche Unterhaltung.

Die Zeiten sind nun auf immer verbannt. Jedermann lebt in Baracken, oder, wo es Häuser giebt, in diesen. Die Baracken machen den Krieg bequemer für die Regierungen und für die Heerführer. Sie brauchen weniger Aufwand, und haben Eine Sorge weniger; aber der Krieg wird dadurch lästiger für die Länder. Sie erfodern unzählige Bretter und Bunde Stroh; ein Dorf mit seinen leichten dretternen Dächern in der Nähe eines Lagers verliert nach und nach alle seine Bedeckung, man nimmt sie den Häusern ab eben so leicht, als ob man einem die Müze vom Kopfe zöge. Die besten Barackenbauer sind die französischen Sappeurs; sie schlagen sie leicht und geschwind, und mit allen Bequemlichkeiten versehen, auf. Auch habe ich aus dem Barackenwesen den Menschenkarakter studirt gelernt; denn immer fand ich, daß fleißige Menschen sich eine solide, und civilisirte sich sogar eine sehr elegante bauten. Die allerelendesten Baracken, gleichsam wie die Wilden, blos um gegen des lieben Gottes Regenguß ein wenig geschüzt zu seyn, nur um den Kopf und den Oberleib ein wenig in Sicherheit zu haben, dem armen Unterleibe mag es gehn, wie es will, machen Truppen im Rückzuge. Sie steken ein paar Baumzweige in die Erde, und streuen darüber etwas Stroh; tausende und aber tausende sah ich auf diese Art, im Felde und in Wäldern, auf den Ebenen und an den Anhöhen; überall war es dieselbe Dürftigkeit, überall meinte man, sie hätten sie im Unmuth und in der verdrüßlichen Gewißheit zusammengestoppelt, daß man sie doch bald wieder daraus vertreiben würde. Die deutschen Alliirten machen ihre Baracken auf Befehl nach den französischen Mustern, so sind sie dann nicht schlecht; aber ich hätte doch wohl sehen mögen, wie sie sie gemacht hätten, wenn man sie dabei hätte walten lassen nach eigener Art und Gutdünken. Ich meyne, das Sprichwort, wie man sich bettet, so liegt man, sey ein Wort von hohem Sinne.

Ich hatte mir vorgestellt, Eine der größten Ungelegenheiten des Lagers seyen die zweideutigen Weiber, und zu meinem großen Vergnügen fand ich, daß sie selten waren. Der Soldat liebt die Weiber nur in der Stadt, bei müßiger Zeit; aber im Lager sind sie ihm zur Last. Sie würden ihn zu viel Aufmerksamkeit kosten, sie würden ihn mit seinen Kameraden entzweyen. Auf der andern Seite gehen auch die frechsten unter den Dirnen nicht gerne unter das Lagergewühle; sie werden da zu sehr verspottet, und zu wenig säuberlich behandelt. Die Marketenderdamen leben in Ehren und Züchten unter der Firma irgend eines anscheinenden Eheherrn; die beiden Ehegemächte leben auf gemeinschaftlichen Gewinn, so lange es gut geht; und es geht gut, so lange Mangel im Lager ist; denn alsdann verkaufen sie mit drei bis vierhundert Procenten Vortheil. Ist die Marketenderin hübsch, so hört der Unfug mit ihr bald auf dadurch, daß irgend ein tüchtiger Haudegen unter den Soldaten sich die Donna zueignet. Er passirt nun für den Marketender, und verhütet wenigstens äußerliches Aergerniß. Die Zweikämpfe aus Galanterie kommen nur bei romanhaften Köpfen vor, und diese sind heutzutage selten im Lager. In den Garnisonen ist es wiederum ganz anders.

(Die Forts. folgt.)

An den reichgewordnen Star.

Als Star arm war, so war er gut und frei.
Da ward er reich und stolz dabei.
Daß er mich dann vergaß, das wundert euch?
Vergaß er doch sich selbst sogleich.

Die Wahrheit.

Nakt ist die Wahrheit; muß sie nicht
Sich in der Seele schamen?
Sorach Fitz: nein, nein d's duld' ich nicht,
Da mag sie meinen Mantel nehmen.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 42. Den 25. Mai. 1811.

An diesem Tag des Jahrs 1787. wurde die erste Versammlung der Notabeln von Frankreich geschlossen. Was hatte sie gewirkt? — Rabaut antwortet: „persönliche Unzufriedenheit, bessere Einsichten in manches, das „in den Provinzen unbekannt war, und ein erster Saamen der Freiheit, „der mit der Zeit aufgehn sollte, das wars, was sie mit nach Hauß „brachten.„

Ueber das Niessen.

Plinius stellt einmal die Frage auf: „warum macht man dem, der niest, ein Kompliment?„

Und manche alte Dame, die von ihrer Jugend an daran gewöhnt worden war, jedem, welcher sich in diesem Fall befindet, ihre Theilnahme in einem Glückwunsch auszudrücken, fragt heutzutag in einem kläglichen Tone: „warum scheint es niemand mehr zu bemerken, wann ich niesse?„

Es ist ein schlechter Trost für dergleichen alte Damen, wann ich ihnen antworte: „es ist nicht mehr Mode.„ Und dennoch kann ich ihnen keinen andern Grund angeben.

Uebrigens gestehe ich gern, daß sie recht haben, den Untergang dieser Mode, die sich zu einer allgemeinen Sitte erhoben hatte, zu bedauern. Der Mensch sollte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seinem Nächsten Theilnahme an dem, was mit ihm vorgeht, zu bezeugen; denn Shakespeare, welcher doch wahrlich so vielen Glauben verdient, als Sirach, sagt ja ausdrücklich: „die Gewohnheit, welche wie ein Teufel alles Gefühl des Lasters hinwegfresse, sey doch darin ein Engel, daß sie auch guten Handlungen ein bequemes Kleid anlege;„ und, setze ich hinzu, wer sich herzlich darüber zu freuen gewohnt ist, daß seinem Nebenmenschen durch jene angenehme Erschütterung des Gehirns, welche das Niessen verursacht, der Kopf helle geworden ist, der wird sich doch gewiß auch darüber freuen, wenn er das große Loos in der Lotterie gezogen hat.

Schon weil diese Gewohnheit so alt ist, sollte man sie nicht zu Grunde gehen lassen; denn ich habe einmal vor allem Alten eine große Ehrfurcht, selbst die alten Damen mit einbegriffen, welche von diesem Recht an meine Ehrfurcht noch keinen Gebrauch machen wollen. Und welche Sitte kann denn älter seyn, als die wir bei den Vätern des Menschen-Geschlechts finden? Wirklich ist es merkwürdig, daß die ältesten Geschichten zweyer so verschiedener Völker, wie die Griechen und die Juden sind, von derselben reden. Denn der Jesuite Strada behauptet, freilich für einen Jesuiten unchristlich genug, daß die Menschenstatue, welche Prometheus verfertigt und belebt hat, ihr erstes Lebenszeichen dadurch gab, daß sie nieste, als er ihr den himmlischen Strahl, den er im Olymp gestohlen, in die Nase goß. Und die Rabbinen versichern, woran niemand zweifeln wird, daß Adam zuerst genieste habe. Nun sagen sie uns freilich nicht ausdrücklich, daß in diesen ältesten Zeiten die Glückwünsche in solchem Fall gewöhnlich gewesen seyen; allein es scheint doch natürlich, dieß zu glauben, indem Prometheus zu väterlich gegen das Geschlecht, dem er den Ursprung gab, gesinnt war, um dem ersten Menschen nicht zu seinem ersten Lebenszeichen Glück

zu wünschen; und Adam war wohl selbst so höflich gegen sich, da nicht zu zweifeln ist, daß er nach dieser ersten, ungewohnten Erschütterung seines Kopfes mit beiden Händen nach demselben gegriffen hat, um zu sehen, ob er nicht auseinander gefahren sey.

So viel scheint aber zuverläßig, daß man in den ältesten Zeiten schon das Niessen für ein sehr gefährliches Ding, für ein schlimmes Zeichen, und für die Vorbedeutung des Todes angesehen hat. Wirklich niesten auch alle, welche einmal sterben mußten, und da läßt sichs leicht begreifen, wenn man glaubte, sie seyen gestorben, weil sie geniest hätten. Hiob fand diesen Zusammenhang der Dinge unangenehm, und bat den lieben Gott daher, ihn zu verändern. Allein man muß auch von dem lieben Gott nicht zu viel verlangen, wenn man gleich ein Patriarch ist, und Hiob konnte zufrieden seyn, wenn er nur seine Kühe und Schaafe wieder hatte.

Inzwischen behauptet man doch, daß von dieser Zeit die Sitte herstamme, einander Gutes zu wünschen, wenn man geniest habe.

Ich möchte aber wohl glauben, daß sie schon älter gewesen ist, denn Hiob sagt ausdrücklich: „Cyrus Glanz habe im Niessen bestanden.„ Schöne, einfache patriarchalische Zeit, warum bist du verschwunden? Wie leicht erkauften Völker da den Glanz ihres Thrones? Sie brauchten sich nur ehrfurchtsvoll zu beugen, wenn ihr Beherrscher nieste, und das war alles, was er von ihnen verlangte!

Und welch eine schöne Wirkung machte diese Liebe der Völker, wenn wir nach dem urtheilen dürfen, was uns ein neuer Geschichtschreiber über diese Sitte von Abyssinien erzählt? So wie der Kaiser von Monomotapa niest, sagen sie, wird dem Volk ein Zeichen gegeben, das in wenigen Augenblicken über das ganze Reich verbreitet ist. Die sämmtlichen Unterthanen erheben für solches glückliche Ereigniß ihre Wünsche zum Himmel, und Ein grosses Gefühl durchzückt in Einer Stunde, wie ein elektrischer Schlag, die Herzen von Millionen.

Aber wie schön war die Idee, die man bei den alten Griechen und Römern, nach des heiligen Augustins Zeugniß, mit dem Niessen verband, für diejenigen, welche morgens gern lange schlafen wollten! Lag ein Knabe, ein Mädchen auch um zehn Uhr noch zu Bette, so mußte die Mutter sie darum loben, wenn sie ihr versicherten, daß sie um sechs Uhr bereits aufgestanden gewesen wären, allein sogleich hätten niessen müssen, in welchem Fall sie, nach der, einmal bestehenden, Sitte, nichts Klügeres thun konnten, als sogleich wieder zu Bette zu gehn.

Nur von dieser bequemen Sitte kann der sprüchwörtliche Ausdruck der Griechen seinen Ursprung genommen haben, wenn sie von einem sehr schönen Mädchen sagten: „die Grazien und Liebesgötter hätten bei seiner Geburt geniest.„ Ob das aus dem linken, oder rechten Nasloch geschehen, war hier gleichgültig; denn die Grazien und Amoretten sind ja Gottheiten; bei den Menschen aber war dieß von grosser Wichtigkeit. Denn als das hocherleuchtete griechische Volk vor der Schlacht bei Salamin den Göttern opferte, niesten einer der Umstehenden aus der linken Nasen-Oeffnung. Der Ober-Priester gerieth über diese glückliche Vorbedeutung in Entzücken, Themistokles versicherte die Krieger, daß sie unfehlbar siegen würden, und so ward denn — ein Beweis weiter, wie kleine Ursachen grosse Ereignisse bewirken — die Schlacht bei Salamin gewonnen, weil ein Grieche aus dem linken, und wahrscheinlich ein Perser aus dem rechten Nasloch geniest hatte.

Dergleichen merkwürdige Umstände könnten wir noch manche anführen, wenn wir die Hofnung hegten, daß das Niessen so bald wieder zu seinen alten Ehren gelangen dürfte. Allein nichts ist schwerer, als die Wiederherstellung alter, besonders guter, Sitten und Gebräuche, und da wir von leztern gar zu viele untergehen gesehen haben, so möchten wir unsre Aufmerksamkeit lieber vorher auf andere richten, welche die Welt nöthiger hat, als eine Höflichkeit, deren Untergang am Ende doch nur von alten Weibern bedauert wird.

Hero und Leander, in der Sage dreier Völker und Zeit-Alter wiederhohlt.

III.

Beschluß.

In Baierns Gebirgen, unfern von dem Chiemsee, standen in alten Zeiten zwo Burgen, die seit Jahrhunderten schon bald friedlich, bald feindlich, wie es der Zeiten Bewegung und der Besizer Wechsel mit sich brachte, zu einander hinüber blickten. Aber als die Völker die heisse Sehnsucht nach dem heiligen Lande ergriff, und Männer und Frauen sich aufmachten, um in die Länder nach Osten

Digitized by Google

zu ziehen, hörten alle Fehden auf. Die Burgen öffneten sich, die muthigen Waller zu empfangen, und ihre Mauren blieben leer stehen, weil die Bewohner selbst mit den Gästen davon zogen. Vorher hatte man sich blutig gestritten um einen Marktstein; jetzt achtete man keines Eigenthums mehr. In der Ferne wollte man sich ein neues Vaterland, oder ein Märtyrer-Grab erkämpfen. Von Weib und Kindern nahm man auf ein anderes Leben Abschied; man verschenkte oder verkaufte die Besitzthümer um jeden Preis, und um sich von jedem Bande loszureissen, und die Kosten zu einem stattlichen Heerzug in das heilige Land aufzubringen, schickte mancher Vater Söhne und Töchter in das Kloster, trennte sich ohne Thränen von den letzten, dem Absterben geweihten, Zweigen seines uralten Stammes, von dem Mutterboden und allen seinen süssen Gewohnheiten und Sitten, folgte dem Donaustrom nach hinab an das Meer, und zog von da über die brennenden Wüsten in das wunderbare Land, wo Christus gelebt und gelitten hat.

So thaten Ritter Kuno von Sonnenberg, und Ritter Albert von Hellhorn, deren Nachbarburgen nun auf einmal für ritzige Kämpfer und friedliche Wanderer leer standen. Auch Kuno's Erstgeborner, Adalbert, blickte nicht mehr von den Zinnen der Vaterburg nach Hellhorn hinüber, wo manchmal des Tages Fräulein Bertha auf der Warte gestanden, und ihm mit einem weissen Tüchlein ihre Ungeduld zugewinkt hatte, daß der Abend noch nicht gekommen war, wo er zu ihrem Vater Knäbbertein konnte.

Freilich blickte Adalbert jezt auch noch zu Bertha hinüber, und Bertha zu ihm herüber. Aber Adalbert dieß nun Bruder Anselm, und Bertha Schwester Maria. Zwischen ihnen lagen nicht mehr die blühenden Felder ihrer befreundeten Väter, sondern des Ehiemsees tiefes Gewässer, das die beiden Klöster *) trennte, in welchen man ihre Freiheit, aber nicht ihre Liebe begraben konnte. Statt von fröhlicher Thürme Spizen sich ihre Wünsche und Hofnungen zuzusenden, seufzten und weinten sie nun durch Zellen-Gitter zu einander hinüber. Unten wogte der See bald in lustig tanzenden Wellen, bald in wilden Fluthen. Mancher Kahn steuerte von einem Ufer zum andern hinüber; aber in der Liebenden Herzen war ewige Trauer und Sehnsucht, und kein Kahn stieß für ihre Hofnungen und Wünsche vom Lande.

Nächte hindurch wachte Bruder Anselm am Fenster seiner Zelle, und suchte in der Ferne die Lampe, neben welcher Schwester Maria stand, und den Nachtwinden ihre Seufzer mitgab. Aber einmal ward der Liebe Sehnsucht zu mächtig in ihm. „Nur diese Wasser trennen mich von Bertha," rief er, „und ich soll nicht zu ihr hinüber?„ sprang in die Fluthen, durchschwamm den See, und gelangte glücklich an die Mauren, wo oben die arme Maria sich in Liebe verzehrte.

„Bertha! Bertha!„ rief es unten, und „Adalbert! Adalbert!„ antwortete es ihm erschrocken von oben herab. „Hat mich der See nicht von dir scheiden können," keuchte es leise unten, „sollen es diese Mauren vermögen?„

Nacht und Liebe gaben Gelegenheit und Kraft, und Adalbert lag in Bertha's Armen. Der See plätscherte stärker, die Nachtwinde sauften munteror, und die Natur schien dem Geheimniß zu lächeln, das sie erfunden hatte, und beschlüßen wollte.

Als der erste Lichtstreif an des Horizonts Saum heraufstrahlte, riß Adalbert sich los von dem Brautlager, das er errungen hatte. Kraftvoller, als zuvor, durchschnitt er die Wogen des Sees. Er war der erste in der Frühmette, oder zum erstenmal betete er andächtig zu einem Gott, den er bisher den Feind seiner Liebe genannt hatte.

Keine Nacht stieg nun mehr vom Himmel herab, die er nicht in Bertha's Armen feierte. Aber ach, diese Nächte waren so kurz, und der Sommer nicht länger! Schon sank Adalbert jedesmal zitternd vor Frost in der Geliebten Schooß, schon flehte sie ihn um Trennung bis auf die mildere Jahrszeit, schon war ihre Glückseligkeit eine Quaal für sie, weil sie den Gedanken der Gefahr nicht von ihr trennen konnte. Oft, wenn ihr Auge kaum den Spiegel des Sees selbst erblickte, kein Sternlein aus ihm zurückschimmerte, war ihre Angst unbeschreiblich. Aber Adalbert verließ der Muth nicht; denn die Nacht konnte ihm das Lämpchen nicht verfinstern, das sie ihm entgegen streckte. Muth und Liebe! und er war am Ufer, an Bertha's hochklopfender Brust.

Es war eine finstre, kalte, stürmische Oktober-Nacht, als er sich in den See warf. Schneller, als je erblickte er sein Lämpchen. Aber es däucht' ihm, als ob es sich immer weiter von ihm entfernte, je länger er schwamm. Seine Kraft fieng an sich zu erschöpfen, die Kälte lähmte seine Nerven. Da erblickte er ein zweites Lämpchen in größerer Ferne, und nun sah er, wie ihn das erste getäuscht hatte. Es waren Fischer gewesen, die einen losgewordenen Kahn mit der Laterne auf dem See suchten. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen, Bertha's Mauren zu erreichen. Da begann der See aus seinen Tiefen heraufzuwogen, begannen die Winde furchtbar zu brausen, schüttete der Himmel kalte Regenglüsse herab. Wellen giengen über den Schwimmer hinweg, alle seine Anstrengungen vermochten nichts gegen das empörte Element. Noch erblickte er in Augenblicken sein Lämpchen, aber ach — die es zitternd und ächzend hielt, sollte sein Auge nimmer sehen.

An des Klosters Mauren ward die Fluth den Leichnam. Bertha's Sehnsucht und Angst hatte sich nicht länger zu fassen gewußt. Heraufzusteigen, wo der Geliebte sonst hinaufgestiegen, war keine Gefahr mehr für sie. Da stand sie, wie eben ein Blitzstrahl das Ufer erleuchtete, und sah den Todten liegen. Verzweifelnd warf sie sich auf ihn; im wilden Schmerzen starben ihr Gefühl und

*) Herren-Chiemsee und Frauen-Chiemsee.

Digitized by Google

Bewußtseyn. Jetzt brach der Sturm erst mit schrecklicher Wuth los. Wasserberge stiegen aus des Sees Tiefen auf. Seine Ufer wurden ihm zu enge, seine Fluthen rasten über das Land weg, und rafften die beiden Liebenden in ihr weites Grab.

Als der Morgen kam, ward es ruhig auf dem See. Die öden Mauren von Sonnenberg und Helkhorn, und die Klöster am Ufer des Wassers lagen hell im Morgenstrahle da. Aber unten am Gestade fand man zween Leichname, die sich fest umschlungen hielten. Niemand nannte ihren Namen; denn jeder kannte sie, und achtete sie des Mitleids werth. In dem Kloster legte man beide in Ein Grab, und als Vater Sonnenberg und Vater Hellborn, des guten Vaterlands, das sie verlassen, eingedenk, wieder heimkehrten, waren die Mauren ihrer Burgen mit Gras bewachsen, und antworteten ihnen niemand, als sie in den Klöstern nach ihren Kindern fragen.

Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809.

IV. Das Lager bei Ebersdorf.

Fortsetzung.

Aber die Liebe schleicht sich dann doch unter die Baracken, und zwar sie, die man hier gar nicht vermuthen sollte, die treue Liebe. Im Lager weint man oft heisse Thränen um seine entfernte Liebe; man fragt nach den Himmelsgegenden, um sein Gesicht unzählig mal des Tags dahin zu kehren, wo das hinterlassene Weib in der Heimath hauset, so wie die Muselmänner ihr Gesicht wenden nach dem Grabe des Propheten. Hundertmal eilt man nach der Feldpost, und wenn man endlich seine Adresse nennen hört, so streckt man die Hände gierig aus nach dem geliebten Papiere, man eilt davon wie mit einem Raube, man bedeckt die Schrift, bevor man sie gelesen hat, in irgend einer Ecke mit tausend Küssen, man weint bei den ersten Zeilen, und man entzückt sich über die Zusage der Treue am Schlusse. Auch die kindliche Liebe und jene der zärtlichen Schwester gewähren manchen zarten, süssen Genuß dem Herzen, das dessen so sehr bedarf unter den Greueln.

Eine vielmehr lächerliche, als widerliche Erscheinung sind die Weiber im Lager, wenn sie so gar alle Weiblichkeit ausgezogen haben; ich rede nicht von liederlichen Weibspersonen, sondern von solchen, die im Lager irgend ein Gewerb treiben. Die Eine reitet einher, wie eine Amazone oben, und wie ein Weib gekleidet unten, ein ächtes Unding von der Gattung etwa, wie Halb-Mensch und Halb-Fisch. Eine andere steht im kleinen Flusse, und besorgt die Reinlichkeit anderer, nur nicht ihre eigene. Sie hat Hosen an, und überläßt dem Brand der Sonne ihren ganzen übrigen unweiblich gewordenen Körper. Eine dritte will die Dame machen, und wird ausgehöhnt wegen ihres hochrothen Shawls und der grünen Bänder, die an ihrer durch den eingefallenen Regen durchnäßten Robe kleben. Eine vierte rennt dahin mit ein paar schlecht gezähmten ungarischen Pferden, an einem offenen Wagen mit kleinen Rädern; die Bestien haben Durst, und statt über die Brücke sich regieren zu lassen, führen sie ihre fluchende Medea mitten in das Wasser, wo die Knechte die stolzen Schlachtrosse schwemmen. Wiederum andere liegen da in Kindesnöthen mitten unter dem Gewühle von Pferden, Reitern und Fußvolk. Einige säugen, mit der einen Hand das Kind haltend, und mit der andern das Weinglas, aus welchem sie den dürstenden Krieger tränken. Eine solche Mutter fand ich einst in Paris, deren ältester Knabe auf dem Meere der Antillen, der zweite unter einer Kanone in Kattaro, der dritte auf der Landstraße von Berlin nach Magdeburg, und das vierte, ein Mädchen, im Invalidenhause geboren waren. Die Buben sind enfans de troupe, und das Mädchen hat der Kapitän von der Compagnie adoptirt.

Die Trümmer der preußischen Monarchie sieht man überall im Lager. Eine Menge preußischer Nationalen sind Arbeiter bei der Feldbäckerei, viele sind Taglöhner in den Spitälern, die meisten unter dem Trosse als Bediente, Pferdeknechte u. dgl. Ich glaube, und wünsche mich nicht zu irren, daß sie fast alle Leute sind, die ihrem Vaterlande entbehrlich geworden waren. Die Waffen waren gewiß nur ihr Lieblingswerkzeug, sonst würden sie sich an ihre Waffenbrüder, die Westphälinger, angeschlossen haben, unter welchem nun für eine neue Dynastie, für eine, dem Zwecke des jetzigen großen Kampfs so nahe verwandte, Sache kämpfen kann. (Die Forts. folgt.)

Ein Proceß, der von beiden Partheien zugleich vor demselben Richter gewonnen wurde.

Ludwigs XIV. Minister, Chamillard, ein sehr rechtschaffener und brauchbarer Mann, war Rath d'im Parlament, und wurde dem König zuerst als ein ganz vortrefflicher Billard-Spieler bekannt. Ludwig wollte eine Partie mit ihm versuchen, und ließ ihn deßhalb rufen. Er fand Gefallen an ihm, und so war Chamillard ein für allemal dreimal in der Woche Abends von der Partie des Königs. Bei alle dem vernachläßigte er doch seine Amtsgeschäfte nicht, sondern fand sich jeden Morgen richtig in den Siegungen ein.

Einst referirte er einen Proceß. Der Verlierende brach bei der Bekanntmachung der Sentenz in verzweifel-des Geschrei aus. Er berief sich auf ein Aktenstück, das Chamillard anzuführen unterlassen hätte, und auf welchem die ganze Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche beruhe. Chamillard wußte nichts von dem Aktenstück, verlangte sich aber gerne dazu, die Papiere des Processes noch einmal zu durchlaufen. Dieses geschah, und es fand sich wirklich eine Akte, die ihm entgangen war. Zufriedenstam das sie Chamillard mehreremale durch. „Sie haben recht," sagte er dem halbverzweifelten Mann endlich, „Sie haben recht; ich „hatte dieses Aktenstück wirklich übersehen. Es entscheidet völlig „zu ihren Gunsten. Sie fodern 20.000 Livres. Sie haben sie „durch meine Schuld verloren, und es ist meine Pflicht, sie Ihnen zu bezahlen. Kommen Sie morgen zu mir; um Ihr Geld „zu empfangen..."

Dieses gieng in dem öffentlichen Gerichtssaal vor. Chamillard bezahlte, so arm er auch war, die Summe wirklich. Man kann denken, daß die allgemeine Achtung, in der er stand, und die Gunst des Königs, die er genoß, durch diesen Vorfall gewiß nicht vermindert wurden.

Digitized by Google

Süd-Deutſche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunſt.

Nro. 43. Den 29. Mai. 1811.

Menſchen und Geſchäfte haben ihren perſpektiviſchen Punkt. Manche muß man in der Nähe ſehen, um ſie richtig zu beurtheilen; bei andern kann dieß nur aus einer gewiſſen Entfernung geſchehen.

Brief der Mlle. Montpenſier, vom 29. Mai 1654.

Boccaccio's Novelle von den Liebenden von Teruel.

Die ſüd-deutſchen Miscellen haben in der 29. Nummer dieſes Jahres die anziehende Geſchichte der Liebenden von Teruel, nach dem hiſtoriſch bewährten ſpaniſchen Original erzählt, und ich entſann mich beim Leſen, die Erzählung ſchon anderswo geſehen zu haben. — Es war im Dekameron. Was ich hier liefere, iſt die treue Ueberſezung nach dem Original, die manche, auf den erſten Blick nicht ſichtbare, Schwierigkeit bot, damit nicht die eigenthümliche Naiveät des Urbildes verloren gehe.

Die Vergleichung ſcheint mir von beſonderem Intereſſe. Unverkennbar hat Boccaccio, den Italien den Vater ſeiner harmoniſchen Proſe nennt, den unerſchöpflichen Erfinder wiziger und rührender Novellen, die ſpaniſche Geſchichte, welche ſich 1217. ereignet haben ſoll, gekannt, und ſie ganz aufgenommen; aber unverkennbar auch geſtrebt, ſie ganz heimatlich zu geſtalten, ſo daß er ſelbſt die Namen änderte, Florenz als Schauplaz und italieniſche Sitten unterſchob, und des ſpaniſchen Urbildes nirgend gedachte. Ein Wink jenen, welche ſo ſonderbare Begriffe von Originalität oft zur Verkleinerung deutſcher Dichter zu Tag bringen. — Bemerkenswerth iſt wohl auch, daß Boccaccio ſeinem Jüngling den Rath ertheilen läßt, nach Paris zu gehen, um dort die Welt, und den feinen Ton kennen zu lernen. Ob dem patriotiſchen feinen Florentiner Scherz oder Ernſt, bleibt unausgemacht. Im ſpaniſchen iſt von einem ſolchen Rathe nichts zu finden. Uebrthaupt aber anziehend, wie verſchieden ſich dieſelbe Begebenheit vor der Seele des ſpaniſchen und des italieniſchen Novelliſten geſtaltet hate. Der Spanier mit ſeinem tiefen Gemüth, ſeiner romantiſch ſchwärmenden Anſicht ſagt dem deutſchen Geiſte weit mehr zu; und nichts iſt Boccaccio weniger als romantiſch. Geglättete Zartheit, Wiz, Humor ſelbſt, und eine ſichere gemüthliche Naiveät iſt dem Italiener eigen, und ſo gehört er mehr ſeinem antiken Boden, der Spanier aber der neuen Kultur an.

Karlsruhe. Friederich.

Die achte Novelle des vierten Tags.

Die Erzählung Emiliens war zu Ende, als, auf des Königs Befehl, Neiphile alſo begann: Wertheſte Damen, es giebt, nach meinem Dafürhalten Leute, welche ſich einbilden, klüger als andre zu ſeyn, und ſind es doch weniger, und die ſich darum erkühnen, nicht allein dem Rathe der Menſchen, ſondern ſelbſt der Natur der Dinge entgegen zu handeln, aus welcher Vermeſſenheit denn ſchon die gröſeſten Uebel entſprangen, während man noch nie Gutes daraus kommen ſehen. Und weil nun, unter andern Dingen in der Natur, eines von jenen, welches am wenigſten guten Rath mag, die Liebe und ihr Weſen ſolcher Art iſt, daß ſie weit eher ſich ſelber verzehren, als durch Vorſtellungen wenden und wehren könnte; ſo bin ich gemuthet, euch die Geſchichte eines Weibes zu erzählen, welches, da es verſtändiger ſeyn wollte, als ihm ge-

Digitized by Google

ziemt, und als es in der That war, ja als die Sache litt, worin es seine Behartlichkeit zeigen wollen, denn es vermaß sich, die Liebe aus liebendem Herzen zu reissen, es dahin brachte, daß Liebe und Leben zugleich dem Sohne entflohen.

Es lebte nämlich einmal in unsrer Stadt, wie die Alten erzählen, ein grosser, sehr reicher Kaufmann, Namens Leonardo Sighieri, der hatte von seinem Weibe einen Sohn, Jeronimo genannt, nach dessen Geburt er bald, sein Haus wohl bestellt, aus der Welt gieng. Die Vormünder und die Mutter des Kindes verwalteten treu und wohlbehalten das Seine. Der Knabe, mit den Nachbarskindern heranwachsend, schloß sich mehr als allen übrigen Kindern einem Mädchen seines Alters an, der Tochter eines Kleidermachers, und in dem Maße, als er an Jahren zunahm, wandelte sich seine Kindlichkeit in so heftige grosse Liebe, daß Jeronimo nur dann froh ums Herz ward, wenn er dieß Mädchen sah: auch liebte sie ihn wahrlich nicht minder, als sie geliebt ward. Des Knaben Mutter gewahrte dessen wohl, ließ ihn oft schlimm darum an, und schalt ihn aus. Da es aber Jeronimo nicht lassen mogte, klagte sie's den Vormündern, und, in Meinung, durch den grossen Reichthum ihres Kindes einmal wohl gar was recht Grosses aus ihm zu machen, hub sie also an: Unser Junge da, der kaum noch 14 Jahre hat, ist so über und über in Silvestra, die Tochter unsers Nachbars, verliebt, daß er sie, rücken wir sie ihm nicht schleunig aus den Augen, eines schönen Morgens in aller Stille zum Weibe nimmt, und dann werde ich meine Tage nicht mehr froh werden; oder aber er verschmachtet um ihretwillen, sollte er sie einem andern vertheirathet sehen. Darum dünkt mir, dem zu entgehen, sollter ihr ihn irgend fern von hier senden, seine Lehrjahre zu bestehen; denn aus ihrer Nähe entfernt, weicht ihr Bild aus seinem Herzen; dann können wir ihm dereinst eine Aechter aus gutem Hause zur Frau geben. Wohlgesprochen! sagten die Vormünder, und sie wollten ihr mögliches thun. Sofort ließen sie den jungen Menschen in den Laden rufen, und der eine hub ganz bedreich also an: Mein Sohn! du bist jetzt fein groß geworden, es wäre wohl gethan, wenn du anfiengest, deinen Geschäften selbst nachzusehen, wir sähen es daher überaus gerne, daß du für einige Zeit nach Paris giengest. Dort sähest du, wie ein grosser Theil deines Vermögens im Handel sich eigentlich umtreibt, und überdieß würdest du da weit besser dich bilden und gewandter werden, als du es hier vermöchtest, sähest du die grossen Herrn, die Baronen und Edelleute, deren es dort so viele giebt, und lerntest ihren Ton, ihre Manieren. Alsdann könntest du wieder hieher zurückkehren. — Aufmerksam horchte zwar der Jüngling, aber entgegnete kurz, daß er von allem dem nichts thun wolle; denn er glaube, er könne so gut als andre in Florenz bleiben. Die guten Herrn dieses vernahmen, verwiesen es ihm noch weitläufiger. Als jedoch von ihm keine andre Antwort zu erhalten war, so sagten sie es der Mutter, welche, nicht ob der Weigerung nach Paris zu reisen, sondern seiner Liebschaft wegen entrüstet, ihn bald gar heftig schalt, bald ihm wieder Schmeichelworte gab, und so süß zu bitten, so viel zu sagen wußte, er möge doch dem, was seine Gevhaben verlangten, genügen, daß er endlich einwilligte, auf ein Jahr nach Paris zu gehen, jedoch länger nicht, und dabei blieb es.

Jeronimo reiste also, seiner feurigen Liebe voll, nach Paris, und zwei ganze Jahre wußte man von einem zum andern Tag seine Rückkehr zu verzögern. Endlich eilte er, lieberoller als je, zurück, und fand — seine Silvestra einem guten jungen Mann vermählt, der das Gewerbe eines Zeltmachers trieb. Ihn ergriff unendlicher Schmerz, doch rang er, die Ohnmacht es zu ändern erkennend, nach innerem Frieden. Er kundschaftete die Wohnung der Geliebten, und fieng an, nach liebender Sitte, vorüber zu wandeln, wähnend, sie habe ihr Herz so wenig als er das seine gewendet. Allein es ergab sich ein andres: denn sie dachte so wenig mehr an ihn, als habe sie ihn nie gesehen, oder gedachte sie noch seiner, so nahm sie doch den Schein des Gegentheils an, und dessen gewahrte der Jüngling in Kurzem zu seinem namenlosen Leiden. Nichts desto weniger versuchte er das Unmögliche, in ihre Gunst rückzukehren; allein da nichts zu frommen schien, so gelobte er sich, sollte er auch darüber sterben, selber sie doch noch zu sprechen. Er erforschte von einem Nachbar des Hauses Gelegenheit, und eines Abends, wo sie mit ihrem Gatten zum Besuch ausgegangen war, schlich er sich hinein, und verbarg sich in ihrer Schlafkammer hinter dort aufgespannte Zeltumhänge. Da wollte er so lang, bis sie nach Hause gekommen und zu Bette gegangen waren, und er merkte, der Mann sey eingeschlafen. Jetzt trat Jeronimo hinzu, wo er gesehen, daß Silvestra ruhe, und rief, die Hand auf ihre Brust legend, leise: O mein Herz, schläfst du noch immer? Das junge Weib, das nicht geschlafen, wollte schreyen; da versetzte der Jüngling hastig: Bei Gott! du mußt nicht schreyen, denn ich bin dein Jeronimo. Als sie dessen gewahrte, sprach sie bebend: ach! um des Himmels willen Jeronimo verlaß mich, jene Zeit unsrer ersten Jugend ist nicht mehr, wo Liebe uns wohl ziemte; ich bin, wie du siehst, vertheirathet, und mir ist nicht mehr erlaubt, an einen andern als an meinen Gatten zu denken: darum beschwöre ich dich bei dem Allmächtigen, zu gehen; denn würde dich mein Gatte gewahren, hätte es, wenn auch kein andres, doch jenes Uebel zur Folge, daß ich nie wieder in Frieden und Ruhe mit ihm leben könnte, statt ich jetzt zufrieden und geliebt mit ihm hause. Solche Reden vernehmend fühlte der Jüngling sich von verzehrender Qual ergriffen. Umsonst erinnerte er sie der Vergangenheit, umsonst seiner Liebe, welche keine Trennung habe mindern können, umsonst mischte er Bitten und große Versprechen, er konnte nichts über sie gewinnen. Darum sich jetzt den Tod wünschend, bat er, sie möge ihm, von Frost, während er ihrer gewartet, ganz erstarrt, nur vergönnen, so lange sich an ihre Seite zu legen, bis er erwarmt sey, und gelobte ihr, weder ein Wort zu sprechen, noch sie zu berühren, sondern sobald er in etwas erwarme, die Kammer zu verlassen. Silve-

Digitized by Google

stra, die einiges Mitleid empfand, gewährte es ihm, unter seinen eigenen Bedingungen. Also legte sich der Jüngling, ohne sie nur zu berühren, ihr zur Seite, und verloren in dem einen Gedanken seiner Liebe, die er so lange gegen die gehegt, welche jetzt ihm so grausam sich bewies, im Gedanken zernichtetter Hofnungen beschloß er nicht mehr länger zu leben, erstickte, die Hände zusammengeballt, seinen Odem, ohne einen Laut von sich zu geben, und tödtete sich also an ihrer Seite. Nach einiger Zeit begann Silvestra, sich wunderndo ob seiner Ruhe, und in Furcht, der Gatte möge erwachen, ihm zuzulispeln: wohlan, Jeronimo, warum gehst du nicht? Als sie ohne Antwort blieb, wähnte sie ihn eingeschlafen; weshalb sie die Hand ausstreckte, ihn aufzuwecken. Als sie aber tastend ihn anstieß, fand sie ihn eiskalt; darob sich höchlich wundernd, stärker ihn berührend und wieder berührend, erkannte sie endlich, daß er todt sey. Versunken in schmerzliches Entsetzen starrte sie lange Zeit, ohne zu wissen, was sie thun solle. Endlich faßte sie den Entschluß, zum Schein in dritter Person zu forschen, was ihr Gatte wohl zu der Begebenheit sagen würde. Sie weckte ihn, erzählte als ein Ebenheuer, was einem andern begegnet sey, was ihr so eben selbst begegnet war, und fragte ihn alsdann, welchen Entschluß er bei Aehnlichem fassen würde? Der gute Mann emgegnete darauf, ihm dünke, man müsse den Entseelten heimlich zu seiner Wohnung tragen, und ihn dort lassen, ohne der Frau, die ihm nicht gefehlt zu haben scheine, deshalb Vorwürfe zu machen. Nun denn, rief das junge Weib, so mühsen wir selber also thun. Sie ergrif seine Hand, und ließ ihn den todten Jüngling berühren. Sehe bestürzt stand er auf, zündete Licht an, und, ohne weiter mit seiner Gattin zu reden, lud er den Leichnam, gekleidet wie er war, ohne Verzug auf seine Schultern, trug ihn, seiner Unschuld vertrauend, vor die Thüre seiner Wohnung, und ließ ihn dort liegen. Wie nun der Tag anstieg, und man den Todten vor seiner Thüre erblickte, da entstand großes Geschrei, zumal von Seite der Mutter, man suchte, man beschaute den Körper überall, und da man nirgend weder Wunde noch Verletzung fand, so glaubten die Aerzte durchaus, er sey vor Schmerz gestorben, wie es denn auch dem also war.

Man trug also die Leiche zur Kirche, die trostlose Mutter mit vielen andern Verwandtinnen und Nachbarinnen begab sich dahin, und begannen dann, nach unserer Sitte, auf das heftigste zu klagen und zu weinen. Während man so die Leichenfeyer jammernd begieng, sprach der Mann, in dessen Haus er gestorben war, zu Silvestra: geh, nimm deinen Schleyer, begieb dich zur Kirche, wohin man Jeronimo getragen, dort mische dich unter die Frauen, und horche, was man von dieser Begebenheit redet, das Gleiche will ich bei den Männern thun, damit wir gewahren, ob wider uns etwas gesagt werde. Mit zu spätem Mitleid-willigte die junge Frau ein, die es nun verlangte, den entseelt zu sehen, den sie lebend auch nicht mit einem einzigen Kuß erfreuen wollen. Sie begab sich dahin, und — wunderbar erscheint es dem Geiste, wie schwer die Gewalten der Liebe zu ergründen sind! Jenes Herz, was Jeronimo's heitres Geschik nicht erschüttern konnte, erschloß sich dem Unglücklichen; und wie die eingeschlummerten Flammen alle emporschlugen, schmolz es, als Silvestra des todtbleichen Antlizes ansichtig ward, urplözlich zu so großem Erbarmen, daß sie, tief in ihren Schleyer gehüllt, zwischen die Frauen sich drängend nicht nachließ, bis sie zur Leiche gelangt war; dann stieß sie einen heftigen Schrei aus, und stürzte mit dem Gesicht auf den todten Jüngling hin. Aber nur mit wenigen Thränen benezte sie ihn: denn kaum hatte sie ihn berührt, als ihr der Schmerz das Leben entriß, wie er es dem Jünglinge entrissen hatte. Wie nun die andern Frauen sie trösten wollten, doch aufzustehen baten, sie immer noch nicht kannten, wie solche sie, die nicht mehr erhob, endlich aufnehmen wollten, und unbemerkt fanden, und endlich in die Höhe richteten, da erkannten sie Silvestren allzugleich und ihr Verschieden. Von zweifachem Mitleid überwältigt, erneuerten alle Frauen, die zugegen waren, noch gröberes Wehklagen. Die Kunde flog bald auch ausserhalb der Kirche unter die Männer, und als sie das Ohr des Gatten traf, der unter ihnen stand, da flossen lange seine Thränen, ohne daß er weder Trost noch Beruhigung annahm. Als er aber nachher vielen Anwesenden erzählt hatte, was sich zwischen dem Jüngling und der Geliebten zugetragen, da ward allen die Ursache von beider Tod offenbar, und jeder beklagte sie. Man nahm das todte junge Weib, schmükte es mit dem Todtenschmuke, und legte es dann auf dieselbe Bahre dem Jüngling an die Seite: und nachdem man sie lange beweint hatte, senkte man sie beide in ein und dasselbe Grab, also daß der Tod die nun auf ewig verband, welche die Liebe im Leben nicht vereinen können. —

Züge aus der spanischen Kunst-Geschichte.

Der Mahler Luis de Vargas von Sevilla, (gestorben 1590.) hatte das seltene Glük, auch von seinen Kunstgenossen und Nebenbuhlern in seinem ganzen Werthe geschäzt zu werden. Den auffallendsten Beweis davon gab Mateo Perez de Alesio, welcher, beim Anblik von Vargas Adam und Eva, sagte: „ein Bein von diesem Adam ist mehr werth, als mein ganzer St. Christoph.“ Ja er kehrte sogar wieder nach Italien zurük, indem er sprach: „da Spanien den Vargas besizt, so ist es unbillig, wenn es seine Achtung gegen ihn mit einem andern theilt.“ Diese Gerechtigkeit gegen Vargas ist um so auffallender, da er ein witziger Kopf war, und bei all seiner hohen Frömmigkeit doch andre nicht immer schonte. So erzählten die Spanier von ihm das Wort, welches er, als ihm ein schlechter Mahler einen erbärmlich ausgeführten Christus am Kreuz zeigte, gesagt haben soll: „ja das Bild ist sehr ausdrucksvoll, denn es scheint zu sagen: vergieb ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie thun.“

Digitized by Google

„Unter allen Gemählden, welche der Valenzianische Mahler, Juan Bautista Juanes (gest. 1596.) verfertigt hat," sagt der Mahler Palomino, „ist keins, das seinen Namen so unsterblich machen kann, als das Bild der unbefleckten Empfängniß, welches in einer eigenen Kapelle in dem Profeß-Hause der Jesuiten in Valencia verehrt wird. Juanes mahlte es auf Bericht und Offenbahrung des ehrwürdigen Knechts Gottes, des Paters Martin Alberra, welchem sich die himmlische Jungfrau am Abend ihrer ruhmvollen Himmelfahrt, und an diesem Tage schreibe ich auch solches, mit dem Befehl geoffenbahrt hat, daß er sie so, wie er sie vor sich sähe, mahlen lassen sollte; und dieß war, in weißem Gewand, mit azurnem Mantel, den Mond zu ihren Füßen, über ihr Gott Vater und seinen heiligsten Sohn, im Begriff, sie zu krönen, und über der Krone den heiligen Geist, in Gestalt einer Taube. Der Knecht Gottes gehorchte solchem Befehle, und foderte zu dessen Vollbringung den Juanes auf, der, außer dem, daß er außerordentlich groß in der Mahlerkunst war, noch überdieß sein Beichtkind und ein Mann von allgemein anerkannter Tugend war. Der Knecht Gottes erzählte ihm sein Gesicht, und Juanes verfertigte demselben gemäß eine Zeichnung. Er zeigte diese dem genannten Pater; allein sie gefiel ihm nicht, weil sie nicht mit der Erscheinung, die er gehabt, zusammenstimmte. Nachdem er ihm daher einige Ausstellungen gemacht, so rieth er ihm, sich durch Gebet und andre christliche Uebungen vorzubereiten, um durch die göttliche Gnade solches Werk zu vollenden, womit er seiner Seits und andre fromme Personen sich in Rath und Gebet vereinigen würden. Nachdem solche fromme Uebungen vorangegangen waren, fieng Juanes an, sein Gemählde auszuführen, und dieses unter unzeitigen Vorzeichen von den ersten Linien an, daß es ihm gelingen würde; und nie nahm er den Pinsel in die Hand, besonders beim Antlitz des heiligen Bildes, als nachdem er sich vorher gebeichtet, und an diesem Tage das heilige Abendmal zu sich genommen hatte. Und oftmals geschah es, daß er es stundenlange ansah, ohne den Pinsel auf das Gemählde zu bringen, weil er in seinem Geiste noch nicht die Anregung fühlte, deren es bedurfte, bis er endlich durch das Gebet gestärkt, sich in kühnem Muth entzündete. Und so fuhr er fort, bis er fertig war, und zu völliger Zufriedenheit des Paters Alberra, welcher versicherte, daß das Bild ganz dem Gesicht ähnlich sey, das er gesehen habe."

Der berühmte Mahler Velasquez hatte einen Mestizen, als Sklaven, den er zum Farbenreiber und andern ähnlichen, niedrigen Geschäften gebrauchte. Juan de Pareja war sein Name; aber sein Geist erhob sich weit über seine unglückliche Lage. Von sich selbst, und in Geheim — denn sein Herr hinderte es ausdrücklich — nährte er seine Liebe zur Kunst durch eifrige Studien, und seufzte im Stillen über die drückenden Umstände, in denen sich sein Talent befand. Er ersah daher einmals die Gelegenheit, da König Philipp IV., was oft zu geschehen pflegte, in Velasquez Mahlerzimmer trat, und sich die fertigen Arbeiten zeigen ließ. Er stellte dem Monarchen ein, von ihm selbst gemahltes, Bild vor, und warf sich ihm zu Füßen, indem er ihm seine Lage erzählte, und ihn bat, ein gnädiges Wort für ihn bei seinem Herrn zu reden. Der König that dieß in etwas hartem Ton gegen Velasquez, indem er ihm das edle Wort sagte: „merket Euch, daß wer solche Geschicklichkeit besitzt, kein Sklave seyn kann." Natürlich schenkte Velasquez ihm die Freiheit, und unterstützte seine Studien. Auch war Pareja so dankbar, daß er, unerachtet er frei war, nicht von seinem Herrn wich, und nachdem dieser sogar gestorben war, in gleicher Anhänglichkeit an seiner Tochter beharrte.

Philipp IV. hatte dem großen Mahler, Alonso Cano, eine Präbende am Dom von Granada gegeben. Das Kapitel protestirte gegen ihn, und schickte eine Deputation an den König, welche diesem unter andrem vorstellte, daß Cano kein wissenschaftlich gebildeter Mensch sey. „Wer hat Euch gesagt," gab ihnen der Monarch zur Antwort, „daß Cano, wenn er ein Gelehrter wäre, nicht Erzbischof von Toledo seyn könnte? Geht; Leute, wie euch, kann ich machen; aber Männer, wie Alonso Cano, nur Gott."

Als Cano auf dem Todtbette lag, kam der Geistliche des Kirchspiels, um ihm den letzten Zuspruch zu geben. Er hatte ein schlecht gearbeitetes Krucifix, das er dem Sterbenden vorhielt; allein dieser bat ihn, es auf die Seite zu legen. „Wie, mein Sohn," sprach der Pfarrer; „dieß ist ja unser Herr und Erlöser, der auch Ihre Seele in seinen Schooß aufnehmen wird." — Das glaub ich, gab Cano zur Antwort; aber wollen Sie, daß ich mich über diese schlechte Arbeit ärgern, und so zur Hölle fahren soll? Geben Sie mir ein bloßes Kreuz, das will ich verehren, und mit meinen Gedanken zu dem machen, was es mir seyn soll. — Wenige Augenblicke nachher starb er mit großer christlicher Demuth und Erbauung für alle Gegenwärtigen.

Notiz und Anfrage.

In Lavaters Leben von Gessner Th. 2, pag. 127. werden Gedichte einer Stiftsdame, eines Frl. von Klettenberg, angeführt, welche von ihrem Freunde Gleim die schöne Seele viele Jahre vor dem Erscheinen W. Meisters genannt wurde, und also wahrscheinlich zu dem herrlichen Bilde gesessen hat, welches in diesem Roman aufgestellt wird. Aus den wenigen angeführten Strophen leuchtet ein so reines, ich möchte sagen, heiliges Gemüth hervor, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn die Sammlung dieser Lieder bekannt gemacht würde.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 44. Den 1. Juni. 1811.

. . . . „Sie sind nicht, wie Heinrich Guy, der mir das erstemal, als ich am Hof erschien, unter anderm den guten Rath gab, mich in dem, was ich für meine Freunde suchte, so sehr, wie möglich zu mäßigen; aber wenn ich etwas für mich selbst haben wollte, es an keiner Thätigkeit und selbst an Zudringlichkeit nicht fehlen zu lassen. Sie rufen Cicero's Namen an, um Cato's Händel zu rächen, und ich nehme zu Seneca meine Zuflucht, um mit Cicero fertig zu werden. Ihr Priester habt ihn als einen großen Heiligen ausgeschrieen, weil ihr glaubtet, daß durch seinen Wunsch, ein Christ zu werden, dem Christenthum viele Ehre zufließen würde. . . . Aber eure Partheilichkeit soll mich so wenig verführen, als Dio Cassio's und anderer Unwillen gegen ihn. Als billiger Richter werfe ich ihm blos Habsucht im Glück, Schmeicheleі im Unglück, und Affektation unter allen Umständen seines Lebens vor. Ich denke, daß wenn ich bedeutend genug wäre, aus meinem Vaterland verbannt werden zu können, ich meine Zurückberufung gewiß nicht durch einen Brief an meinen Fürsten erkaufen möchte, wie euer christlicher Stoiker einen an Polyb, den Sklaven des Kaisers, geschrieben hat."

Brief von Lord Bolingbroke an Swift, vom 1ten Juni 1722.

Fragmente über Portugal, zur Schilderung der Regierungen der lezten Könige aus dem Hause Braganza.

I.

Der heilige Antonius, welcher bekanntlich Generalissimus der portugiesischen Kriegsmacht war, hatte sich nur allmählig zu diesem Posten emporgehoben. Er war als gemeiner Soldat in den Dienst getreten, später Kapitän geworden, und erhielt regelmäßig seinen Sold, der, so wie ein Abzug, welcher jedem Gliede seines Regiments gemacht wurde, dazu verwandt wurde, Messen lesen zu lassen, und seine Feste mit großer Feierlichkeit zu begehen. Der Major vertrat die Stelle des Heiligen mit so vielem Eifer, daß er die Regierung unaufhörlich mit Bitten für dessen Avancement bestürmte. In diesen Memorialen waren immer neue Verdienste des Heiligen angeführt. Bald hatte die Frau des Majors ihren geliebten Schooßhund, den sie verloren, durch seine Verwendung wieder bekommen; bald hatte er einem Soldaten, der in den Tajo gefallen, auf sein Gebet ein Thau zugeworfen, durch das er gerettet wurde; bald war ein andrer durch ihn von einer galanten Krankheit, gegen die alle Kunst des Regiments-Chirurgus fruchtlos gewesen war, geheilt worden. Die Königin blieb gegen diese Vorstellungen nicht gleichgültig. Sanct Antonius machte wirklich in seinem Avancement schnelle Fortschritte, und erhielt eines der bedeutendsten auf folgendes Zeugniß von dem Major des Regiments, bei welchem er diente.

„Ich, Don Herkules-Antonius-Karl-Ludwig-Joseph-Maria von Albuquerque und Aranjo de Magalhaens Homens, Edler vom Hause des Königs, Ritter des heiligen Ordens von St. Johann von Jerusalem und des erlauchtesten militärischen Christ-Ordens, Herr der Di-

Digitized by Google

strikte und Städte Moncaparacho und Terragudo, erblicher Alcade der Stadt Faro und Major bei dem Infanterie-Regiment der Stadt Lagos, in diesem Königreich Algarvien, bestellt von Sr. Allergetreusten Majestät, welche Gott lange erhalten möge u. s. w."

„Ich bezeuge und erkläre hiemit gegen alle diejenigen, welche solchen Brief lesen werden, der geschrieben ist auf meinen Befehl, und gesiegelt mit dem großen Siegel meines Wappens, daß der Herr St. Antonius, gewöhnlich und fälschlich St. Antonius von Padua genannt, in meinem Regiment einrollirt worden ist, und seit dem 24sten Jänner 1688. in demselben gedient hat; ich bezeuge überdieß, daß die neun und fünfzig beiliegenden Certifikate eine wahre und treue Erzählung der Wunder und der ganz besondern Dienste enthalten, welche der genannte St. Antonius zu verschiedenen Zeiten in diesem Regiment gethan und geleistet hat. Von der Wahrheit dieser Wunder und Dienste hab' ich mich selbst durch Nachfrage bei vielen, noch lebenden, Personen, denen dieser Heilige nützlich gewesen ist, überzeugt: ein Zweifel gegen die Realität dieser Wunder ist daher ein eben so gehäßiges Verbrechen gegen den heiligen Geist, als wenn man an einem Dogma unsres heiligen Glaubens, oder an einem der Wunder Jesu Christi zweifelte, deren Evidenz nicht stärker und überzeugender ist, als die, deren Beispiel vor uns liegt, und wodurch die eigenen Worte unsres göttlichen Erlösers erfüllt werden, wenn er zu seinen Schülern spricht: „nach mir werden andre kommen, die noch größere Dinge thun werden, als ich gethan habe" — eine Prophezeihung, die offenbar den heiligen Antonius bezeichnet."

„Ich bezeuge überdieß, bei meinem Wort und meiner Ehre, als Edelmann, als Ritter und als katholischer Christ, wie ich durch Gottes Gnade bin, was folgt:"

„Daß nach genauer Untersuchung aller Papiere, Noten und Register unsres Regiments, von seiner Entstehung an, alles, was auf St. Antonius Bezug hat, wörtlich folgendes ist:"

„Daß den 24sten Jänner 1688., auf Befehl seiner Majestät, Don Peters II., den Gott in seine Herrlichkeit gerufen hat, damaligen Regenten des Königreichs Portugal, St. Antonius als gemeiner Soldat, bei Errichtung des Regiments von Lagos in dasselbe einrollirt, und darüber ein Register gehalten worden ist, welches noch in dem ersten Band der Regiments-Register, S. 143. enthalten, und worin er als Bürgschaft und Sicherheit die Königin der Engel gegeben, welche sich dafür verantwortlich gemacht hat, daß er nicht von seinen Fahnen desertiren, und sich immer als ein braver Soldat in seinem Regiment aufführen werde. Genannter Heilige hat als gemeiner Soldat bis zum Tage gedient, da der Prinz Don Heinrich, durch den Tod seines Bruders, Don Alfons VI., König von Portugal wurde, als an welchem Seine Majestät ihn zum Rang eines Kapitäns erhoben, weil er sich kurz zuvor mit vielem Muth an die Spize seines Regiments gestellt, da es von Juramenha in die Garnison von Olivença marschirte, und ein beträchtliches Korps von Kastiliern geschlagen hatte, das viermal stärker war, und sich auf seinem Marsch in Hinterhalt gestellt, um die Portugiesen gefangen nach Badajoz zu führen."

„Ich bezeuge überdieß, daß in allen angeführten Registern keine Meldung von übler Aufführung oder irgend einer Unordnung des heiligen Antonius, noch von einer Strafe, wie Prügel oder Arrest, die ihm von seinen Offizieren zuerkannt worden wäre, Meldung geschieht; daß er ferner die ganze Zeit über, da er Kapitän war (nahe zu hundert Jahre) immer mit Eifer, bei allen Gelegenheiten, an der Spize seiner Kompagnie, im Krieg und im Frieden, seine Schuldigkeit gethan; und daß er sich in allen Fällen jederzeit als Edelmann und Offizier betragen hat. Nach allen diesen Zeugnissen halte ich ihn demnach des Rangs eines Major-Adjunkts, und jeder andern Ehre, Gnade oder Gunst, welche Se. Majestät ihm zu ertheilen geruhen möge, für völlig würdig. Dem zum Zeugniß ich meinen Namen unterzeichnet habe. Den 25. März 1777." Magalhaens Homens.

Zur weitern Schilderung dieser religiös-militärischen Mummerei dient folgende komische Geschichte, in welche ein Engländer, der in einem portugiesischen Regiment zu Goa diente, verwickelt wurde.

Ein Trupp Maratten kam von den Gebirgen herab, und plünderte mehrere portugiesische Plantagen auf dem festen Lande, nur wenige Stunden von der Insel, auf welcher die Stadt Goa liegt. Der Vicekönig schickte einen Offizier mit einem Detachement Soldaten hinüber,

Digitized by Google

und gab ihm ein versiegeltes Papier mit, das er erst, wenn er auf dem festen Land angekommen seyn würde, öffnen sollte. Kaum hatte er gelandet, so zeigten sich die Feinde, und warfen die portugiesischen Truppen auch augenblicklich ihre Gewehre weg. Der Vicekönig machte den Offizier für das Mißlingen dieser Unternehmung verantwortlich, und versammelte ein Kriegs-Gericht. Bei solcher Gelegenheit kam die versiegelte Instruktion, die er erhalten, zur Sprache. Sie war in folgenden Worten abgefaßt: „die beiden Generale, welche die Unternehmung en Chef kommandiren, sind der heilige Fapherius von Indien, und der heilige Antonius von Lissabon. Unter ihren Befehlen marschirt der Obrist-Lieutenant N. mit zweihundert Mann, um die Frechheit der Maratten nach den Instruktionen und Befehlen, die er von seinen Obern erhalten wird, zu züchtigen."

Der Angeklagte berief sich vor dem Kriegsgericht daher darauf, daß er keine Befehle von diesen seinen Obern erhalten habe, und wurde auf diese Vertheidigung hin wirklich losgesprochen. Der Vicekönig ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern bestrafte ihn auf seine eigene Faust.

II.

Der Obrist Mackithan, welcher lange Jahre in portugiesischen Kriegsdiensten gestanden hat, erzählte einmal folgenden Zug, der den Geist, mit welchem das Militär-Wesen vor der Ankunft des Grafen von Lippe und gleich nach seiner Entfernung wieder behandelt wurde, auf das Treffendste bezeichnet. Er kann einen Beleg zu dem System geben, welches König Johann V. von Portugal gegen den Kriegsstand behauptete. Er zahlte seinen Truppen keinen Sold, gab ihnen aber dafür die Erlaubniß zu — betteln. Er nannte sie selbst nur die armen Unglücklichen, und seine eigenen Garden waren oft baarfuß. Noch vor Kurzem war an allen Casernen in Lissabon ein Bild der heiligen Jungfrau mit der Beischrift zu sehen: gebt für die armen Seelen im Fegfeuer; welches eine bloße Bettelei der Soldaten war.

„Der Kriegs-Minister, welcher sich, im Vorbeigehn gesagt, nicht besser auf das Militär-Wesen verstand, als ich mich auf die Theologie, hatte mich zu sich rufen lassen. Der Adel dieses Königreichs, fieng er an, als ich erschien, betrachtet Sie als eines seiner Glieder, und die Königin hat geruht, Ihnen das Infanterie Regiment Miranda, mit Rang und Bestallung als Obrister, zu übergeben, und Sie zum Gouverneur der Stadt zu ernennen."

„Ich drückte ihm meinen Dank für diese Gnade von Ihro Majestät aus, unterließ aber nicht zu bemerken, wie unangenehm meine Stelle seyn würde, da dieses Regiment, unerachtet es längst vollzählig gewesen, dennoch schon über drei Jahre ohne Kapitän und ohne irgend einen Stabs-Offizier gelassen worden sey."

„Der Kriegs-Minister fand meine Bemerkung gegründet, und befahl mir, ihm das Verzeichniß derjenigen Personen, die ich zu den Offiziers-Stellen vorschlagen wollte, bald möglichst zu übergeben, damit er ihre Bestallungen ausfertigen lassen könnte. Zugleich gab er mir aber auch eine ganze Liste von Menschen, von denen er wünschte, daß ich ihnen die, dabei bemerkten, Stellen anweisen möchte. Ich warf einen Blick auf die Liste, und sah sogleich, daß er drei Lieutenants, welche der Graf von Lippe schon 1762., als zu alt für den Dienst, entlassen, zu Kapitäns gestempelt; daß er in fünf subalternen Stellen zween seiner Bedienten und drei von einigen Großen, die sie ihm empfohlen, gesetzt hatte; *) noch mehr aber, daß er drei Offiziere, die mehreremale nach Spanien desertirt, und von den Kriegs-Gerichten förmlich verurtheilt worden waren, wieder in ihre vormaligen Posten eingerückt hatte. Der eine davon war mit dem sechsmonatlichen Sold seiner Kompagnie davon gegangen; der andre, der verheirathet war, und in Miranda lebte, hatte die Frau eines Edelmanns und ihre drei Töchter, welche zugleich von ihm schwanger wurden, verführt; und den dritten kannte ich, ob er gleich ein Vetter von meiner Frau war, als den größten Taugenichts, der unter andrem einen seiner Freunde, welcher sich in seine Liebschaft mit einer Nonne gemischt, aus Eifersucht durch einen Pistolenschuß getödtet hatte."

„Ich erklärte daher dem Minister, daß ich nie meinen Namen unter die Liste von solchen Elenden setzen würde. Allein er antwortete mir, daß das der Wille von Ihro Majestät sey, welche dem ersteren von diesen Offizieren verziehen, weil er das gestohlene Geld wieder ersetzt hätte; gleiche Gnade sey auch dem zweiten auf die wiederholten Bitten des Grafen von Cantanhède unter der Bedingung widerfahren, daß er, wenn seine Frau sterbe, entweder die Mutter, oder eine von ihren drei Töchtern heirathen wollte; und was den dritten betrafe, so sey er überzeugt, daß mir seine Anstellung, als eines Verwandten meiner Frau, Vergnügen machen würde."

„Ich erwiederte ihm, daß ich mit Dank die Stelle eines Obristen und das Gouvernement von Miranda annähme; daß ich wohl einsähe, die Königin könne die größten Verbrecher begnadigen, aber daß ich auch auf ihre Rechtsicht rechnete, wenn ich das Commando über ein, aus solchen Menschen zusammengesetztes, Regiment ausschlüge. Was meinen Verwandten beträfe, setzte ich hinzu, so hoffte ich, daß mir die Königin auch verzeihen würde, wenn ich dem feigen Verbrecher meinen Degen durch den Leib stieße, nachdem er meine Familie so sehr entehrt habe."

*) Als der Graf von Lippe, gleich nach seiner Ankunft in Lissabon, bei dem General, Grafen von Arcos, speiste, sah er einen Bedienten in Offiziers-Uniform hinter seinem Stuhl stehen. Er erfuhr, daß er Rittmeister bei einem Kürassier-Regiment war, das der Graf von Arcos kommandirte, und stand augenblicklich auf, indem er erklärte, er würde sich nicht früher setzen, als bis dieser Offizier Platz an der Tafel genommen hätte. Dieses geschah; aber der portugiesische Adel wurde nicht wenig dadurch gekränkt.

Digitized by Google

„Der Kriegs-Minister erklärte mir hierauf, daß er das Verbrechen meines Verwandten nicht so groß fände, und daß ein beleidigter Edelmann das Recht habe, sich Genugthuung zu verschaffen."

„Ich bemerkte ihm, daß ein Mann von Ehre sich diese Genugthuung nie hinterlistig und meuchelmörderisch nehmen dürfte."

„Er lächelte, und sagte mir spöttisch: in solchem Fall würde ich meinen Beleidiger wohl herausfodern; allein diese Art von Rache sey abscheulich, weil sie einem überdachten Mord-Anschlag ähnlich wäre, und überhaupt den Grundsätzen eines guten katholischen Christen zuwider liefe. Vielleicht sey sie im Geiste der kezerischen Grundsätze von England und von andern wilden Völkern des Nordens; er hoffe aber, daß ein wahrer Christ sich nie auf diese Weise rächen werde."

„Auf diesen Streit verließ ich den Minister, und es blieb dabei, daß ich nur das Gouvernement von Miranda annahm." (Die Forts. folgt.)

Diplomatische Denkwürdigkeiten.

Als der Baron von Bretevil 1760. als Gesandter nach Petersburg gieng, gab man ihm vier verschiedene Chiffre's mit; 1.) für seine Correspondenz mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten; 2.) für die, mit den französischen Gesandten in Wien, Stokholm, Kopenhagen und im Haag zu unterhaltende; 3.) für die, ihm mitgetheilten Aktenstücke; und 4.) einem Chiffre de réserve, für außerordentliche Gelegenheiten, da die Auffangung der Depeschen zu fürchten war.

Lange Zeit war Frankreich der Staat, welcher seine meisten politischen Verbindungen durch Subsidien zusammenhielt. Folgende Beispiele mögen das beweisen:

1624 schloß Ludwig XIII. einen Vertrag mit den vereinigten Staaten ab, worin er ihnen Subsidien versprach.

1631 versprach Frankreich in dem Allianz-Vertrag den Verwalt Schweden jährlich 240,000 Reichsthaler Subsidien.

1638 in dem zu Heilbronn abgeschlossenen Allianz-Vertrag zwischen Frankreich und Schweden verspricht ersteres lezterer jährlich 1 Million Livr. Kriegskosten-Erstattung.

1636 Allianz zwischen Frankreich und Hessen, vermöge deren der Landgraf jährlich 200,000 Rthl. Subsidien erhält.

1645 Allianz Frankreichs mit dem Prinzen Georg Racotski von Siebenbürgen, wo diesem ansehnliche Subsidien für seinen Krieg mit Oesterreich versprochen werden.

1646 Subsidien-Traktat zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten, in welchem jenes diese gegen Spanien mit Geld zu unterstützen versprach.

1663 versprach Ludwig XIV. dem König von Dänemark in einem geheimen, dem Allianz- und Handels-Vertrag angehängten Artickel 300,000 Thl. Subsidien für den Kriegs-Fall.

1672 neues Versprechen Frankreichs an Schweden wegen Subsidien.

1681 geheimer Subsidien-Vertrag zwischen Ludwig XIV. und Karln II. von England, aber nur mündlich geschlossen. Karl versprach, sich allmählig von der Allianz mit Spanien loszumachen, und Maasregeln zu nehmen, daß das Parlement ruhig bliebe. Ludwig sagte dafür 2 Millionen Livr. in dem ersten, und 500,000 Thl in den beiden folgenden Jahren zu. Auch an Jakob II. zahlte Ludwig XIV. immer noch Subsidien.

1715 Allianz-Vertrag zwischen Frankreich u. Schweden, in welchem diesem vierteljährlich 450,000 Livr. Subsidien versprochen wurden.

1716 geheimer Allianz-Traktat zwischen Frankreich und Preußen, worin jenes im Kriegsfall 1,800,000 Livr. Subsidien zusagte.

1757 Allianz- und Subsidien-Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich auf der einen, und Schweden auf der andern Seite. Lezteres versprach 20,000 Mann ins Feld zu stellen; jene eine Summe von 4,200,000 Livr. fürs erste, und 3,150,000 Livr. für die folgenden Jahre.

1758 Subsidien-Vertrag Frankreichs mit dem Kurfürsten von Kölln. Dieser versprach 6000 Mann Infanterie, und jenes jährlich 300,000 Gulden.

Von 1738 bis 1757 zahlte Frankreich über 50 Millionen Livr. Subsidien an Schweden.

Notizen.

Im Jahr 1787 zog Frankreich für 70½ Millionen Livres Gold und Silber aus Spanien und Amerika, und für 8,771,356 Livr. Stangen-Gold über England.

Frankreich verbraucht jedes Jahr 20 Millionen Kilogramme Zuckers. Diese ganze, wichtige Bedürfniß könnte in den spanischen Kolonien auf einer Fläche von sieben Quadrat-Meilen erzeugt werden. Ein Landstrich von der Größe eines französischen Departements würde daher, wenn er in Mexico gut gewählt, und ganz mit Zuckerrohr angebaut würde, mehr Zucker liefern können, als ganz Europa zusammen braucht.

Die Consumtion des Caffe's beträgt in Frankreich jährlich über 23,000 Quintale; die von ganz Europa schäzt Herr von Humboldt auf 53 Millionen Kilogramme.

Man macht sich über die Städte des nord-westlichen Afrika's ganz eigene, gewöhnlich zu geringschätzige, Ideen. Folgende Angaben über die Stadt Fez mögen nicht ohne Interesse seyn. Sie enthielt vor zehen Jahren etwa:

Waffenfähige Männer	121,452.
Moscheen	982.
Fontänen	530.
Bäder	249.
Häuser überhaupt	137,610.
Wirthshäuser	567.
Buden (ohne die der Bäcker . . .	11,096.
Mühlen für Getreide	80.
Seifensiedereien	19.
Leder-Gerbereien, jede mit über 4000 Arbeiter	14.
Bleichereien	32.
Färbereien	86.
Notars Banken	245.
Mahlerwerkstätten	100.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 45. Den 5. Juni. 1811.

„. . . . Wie viel Gutes man uns auch von uns selbst sagen mag, wir erfahren doch nie etwas Neues dadurch. . . .“

Aus einem Brief der Mdlle. Montpensier, vom 4ten Juni 1654.

Die eifernden Göttinnen.

Eine nordische Sage.

Der alte Hallur saß eines Abends in seiner Burg, und hatte Gäste, mochte es nun seyn, daß sie Tages drauf in eine Schlacht zusammen ausziehn wollten, oder daß sie nur blos der Freuden und Geselligkeit wegen bei einander waren. Wie viel aber auch der Leute auf den Bänken saßen, mochte sich doch keiner an lieblichem Aussehn und anmuthigem Gespräche mit Hallurs jüngstem Sohne vergleichen, der Thidrandi geheißen war. Dieser junge Held erzeigte sich auch, obwohl er immer heitern Gemüthes war, doch heut über alle Gewohnheit vergnügt, und Jedermann hatte seine beste Lust an ihm. Da stand einer der Gäste auf, Thorhall mit Namen, und sagte: „wir sind hier wohl zu Anfange der Nacht lustiger, als es das Ende der Nacht gutheißen wird. Mich muß alle mein Wissen und Empfinden trügen, oder es schwebt etwas Böses in der Luft.“ — Weil nun Thorhall bekannt war für einen klugen Mann und Willensspäher der Götter, fiengen die Gäste an, sehr ernsthaft zu werden, flüsterten heimlich mit einander, und sahen auf allen Fall nach ihren Waffen, bis Thidrandi hell zu lachen anfieng, und ausrief: „das hast du ja schon gestern gesagt, und ist doch nichts draus geworden.“ — Thorhall entgegnete zwar, es komme manch ein widriger Gast wenn gestern nicht, doch heute, wenn heute nicht, doch morgen, aber Thidrandi blieb bei seinem Lachen, und weil er so gar anmuthig lachte, und die güldenblanken Locken so fröhlich dazu schüttelte, als seyen es güldne hellblanke Schellen, lachten endlich alle mit ihm, und Thorhall saß mit seinem ernstlich betrübten Gesicht in dem Saale verlassen. Da brach zuletzt die allgemeine Fröhlichkeit in folgenden Gesang aus:

Ich wollt', ich wär' ein Trinkhorn,
So wär' ich methvoll immer;
Ich wollt', ich wär' ein Schildrand,
So wär' ich hart vor Klingen;
Ich wollt', ich wär 'ne Streitaxt,
So wär' ich stark zum Hauen. —
Weg uns mit Wunsch und wär' ich!
Wir sind das Drei's ja immer.

Zu derselben Stunde saßen auf dem Gebirge nordwärts, unweit der Burg, neun Jungfrauen in schwarzen Kleidern. Die hatten jede ein scharfes, langes Schwerdt in der Hand, es an großen, uralten Steinen wetzend, die vor ihnen lagen. Dabei waren sie ganz still, und emsig an der Arbeit, bis endlich die Erste zur Fünften sagte: „wer ist denn der Beste im Pferch?“ — Darauf antwortete die Fünfte der Ersten: „das goldne Hirschelein roth und blank.“ — „Wollen's einhegen, wollen's einhegen!“ murmelte die Sechste. — „Wollen hegen, fest hegen, und schließen den ganzen Pferch!“ riefen die Vierte und Achte, und schlugen dazu mit den geschliffenen Klingen das Maaß. — Aber die Zweite fieng an zu ächzen, und

Digitized by Google

die Dritte schüttelte den Kopf, und die Neunte schrie immer darein: „Anfang hat funden das End, Anfang hat funden das End!“ Da huben sie endlich alle einen wunderlichen Gesang an, der ungefähr folgendermaßen klang:

„O du sehr reiche Saat,
Der Sämann wird nun arm!
Des zuckt dem Sämann Zorn
Durch zitterndes Gebein
Er flucht dem Fluthgeroll,
Dem feuchten Wolkenthau,
Pflückt, pflückt die beste Blume,
Birgt sie im modernden Haus.“

Die Uhre bebten in ihren Klüften vor dem Liede, die Adler schwangen sich ängstlich kreischend weit nach der Ebene fort, und Wandrer, welche die seltsamen Stimmen vernommen hatten, kamen wahnsinnig nach ihren Heerbergen. Dann hörten die Jungfrauen wieder zu singen auf, hielten sich fleißig zu ihrem Geschäft, und nur das Blitzen der geschliffenen Klingen leuchtete riesig bisweilen durch die Waldung.

Während dessen waren die Kriegshelden in der Burg sehr müde beim Mahle geworden. Die Mitternacht war noch nicht herauf, da lagen sie schon alle in der großen, gewölbten Halle neben einander auf weichen Bärenhäuten hingestreckt, und schliefen festen Schlaf. Zu eines Jeden Häupten waren seine Waffen aufgehängt: Schild und Helm und Brustharnisch, auch Streitaxt, langes Schwerdt oder Lanze, wie es nun gerade ein Jeglicher führte. Neben den jungen Thidrandi aber hatte sich Thorhall gelegt, und ehe sie einschliefen, sagte er zu ihm: „lieber Jüngling, gieb mir deine Hand, und laß uns so einschlafen. Ich habe dich von ganzer Seelen lieb.“ — Da mußte nun Thidrandi daran denken, wie er nur eben den guten Thorhall so unartig ausgelacht habe. Er ward also sehr weichmüthig, ließ dem klugen Manne gern seine Hand, und so schliefen sie beide ein.

Thidrandi aber hatte wunderliche Träume. Es kam ihm vor, als säßen rings auf dem hölzernen Wall, der um die Burg hergeführt war, die alten Götter, hoch, hoch auf den Zinnen, einer neben dem andern. Zunächst am Thore saß Odin, groß wie ein Thurm, aber ganz grau; dann kam Frigga, die saß sehr gerade, und hatte ihre Schleier so vielfach und wunderlich um sich geschlagen, daß man sie beinah für eine Hängebirke im Nebel hätte halten mögen; dann Thor, der sahe sehr wild aus, und wollte immer mit seinem Hammer donnern, aber jedesmal, daß er donnern wollte, kam es wie ein kühles Lüftchen aus Morgen, und wehte den Donner weg. Nicht weit von ihm saß Freia, die konnte man aber beinahe nur für einen Mond halten, mit der Ausnahme jedoch, daß ihre Züge nicht so barsch und seltsam aussahen, wie das Gesicht, das sich manchmal im Monde zeigt, sondern einen Anblick gaben, wie das bleiche Antlitz einer schönen gestorbenen Frau. Der todte Baldur fehlte auch nicht in der Reihe. Aber der war kaum mehr anmuthig zu nennen, so ohnmächtig nickte er mit dem schönen Kopfe in den Schloßhof hinunter, und spritzte bei jeder Bewegung aus der dunkeln Herzenswunde Blut. Endlich war es, als neigte er sich gar mit seinem Nacken zu den Fenstern der Halle herein, und faßte Thidrandi's Hand. Der erschrak davor, und riß sich so heftig los, daß er erwachte. Da war in dem Saale alles still, und Thorhall, von dem der Jüngling seine Hand losgerissen hatte, im tiefen Schlafe. Der Mond sah feierlich durch die Bogenfenster herein, aber er nickte nicht, wie Baldur, und war lange nicht so schön, als Freia.

Da konnte Thidrandi nicht mehr auf dem Lager bleiben. Er griff nach seinen Waffen, kleidete sich darein, und mußte, wollend oder nicht, in die starre Mondscheingegend hinaus. Als er nun auf den hölzernen Wall trat, fand er die Götter nicht. Wohl aber lag die Gegend umher, wie unter einem feierlich weißen Tuche, und es sahe aus, als müße irgend Jemand hier begraben werden, oder sey es schon. Thidrandi konnte sich gar nicht genugsam über die seltsame Nachtzeit wundern.

Da ritt was vom Gebirge nordwärts herunter über das Feld: Trab auf Trab, von vielen Roßeshufen, und wie der Zug näher heranraßelte, waren es neun schwarze Jungfrauen auf schwarzen Roßen. Die kamen dem Thidrandi sehr schauerlich vor, und er sah unwillkührlich gegen Mittag. Fast meinte er, als richteten sich dorten schneeweiße Pferde vom Lager empor, und eben so weiße Jungfrauen zäumten und schmückten daran, und glätteten ihre silberweißen Waffen. Thidrandi wollte da in die Halle zurück gehen, und erzählen, was er Verwunderliches draußen erblickt habe. Da hatte er aber keine Zeit mehr dazu; denn kaum, daß er seinen Tritt wandte, schnob und

Digitized by Google

stampfte es auch schon von Rossen um ihn her, und fassten schwarzgepanzerte Arme nach ihm. Er rang sich los, und Schwerdt und Schild ließ er rings im leuchtenden Kreise drehn. Da sah er neun finstre, aber wunderschöne Gesichter von den neun Jungfrauen aus dunkeln Locken herwinken und herdrohen nach sich. Und wie sie nach ihm warfen, stießen und faßten, sahen sie dazu so gar anmuthig aus, daß er ihnen lieber Küsse zugeworfen hätte, als Speere. Aber er wehrte sich dennoch tapfer, und die Wunden von den schönen Frauenhänden thaten auch wunderweh, dann eben, wenn der arme Thidrandi dazu in die holden Gesichter sahe, wußte er nicht, was ihn tiefer verletzte, ob Liebe, ob Schwerdt, oder ob Zorn darüber, daß ihn so schmerzlich treffe, was er so herzlich liebe. — Manchmal dachte er während des schweren Kampfes wohl, die weißen Jungfrauen, die er auf den Mittagsbergen gewahnet hatte, würden ihm zu Hülfe kommen, und würden bessre Gemüther haben, und eben so holde Gesichter. Ach welche Freude, von solchen gerettet zu seyn! Sie hatten ja ihre Pferde schon zu rüsten begonnen, als dieses harte Streiten anhob. Aber sie mußten wohl nicht fertig damit geworden seyn, denn ehe sich von ihnen etwas spüren ließ, seufzte der arme Thidrandi aus tödtlich getroffener Brust bang auf, und sank in sein schon früher vergossenes Blut plätschernd nieder, wie in einen Quell. Die Jungfrauen aber Räubten alle Neun über die Wallzinnen hinaus, mit einem Geschrei, das halb wie Jammer klang, und halb wie Siegeslaut. (Der Beschl. folgt).

Erinnerungen aus dem Feldzug von 1809.

IV. Das Lager bei Ebersdorf.

Fortsetzung.

Unser Lager ist im Kleinen, was im Großen ein ganzes Reich ist, in welchem reiche und arme Provinzen liegen, oder es ist im Großen, was im Kleinen eine Haushaltung. Die Truppen, die in der großen Insel liegen, haben weniger Vorrath und Bequemlichkeit, als wir übrigen im Dorfe Ebersdorf und rings um's Lande. Sie haben nichts, als was man ihnen zuführt; wir haben Zufuhr und noch überdieß den Ueberfluß, welchen erlaubte und unerlaubte Requisitionen verschaffen. Dagegen haben sie die Jagd; die vielen Hirsche der Lobau, die ans Schwimmen gewöhnt sind, und sich bei der ersten großen Kanonade auf andre Inseln geflüchtet hatten, kommen wieder in einzelnen Haufen herbeigeschwommen, und lassen sich oft vom Jäger, ja bisweilen, wenn sie einzeln sich in der Nähe des Ufers zeigen, vom kühnen französischen Schwimmer berücken. Einige kleinere, oder schon ermattete Thiere werden lebendig im Wasser von den Pontoniers oder von den Seeleuten der Kaiserl. Wache erwischt, ans Land gebracht, und einem geliebten Heerführer zum Geschenk zugeführt, der dagegen wiederum dankbar ist, und so den Jägern zu Wasser die Mittel gewährt, sich auf eine andere Art auf dem Lande glücklich zu thun. Wie andern auf dem festen Lande haben Hasen, nach beliebter französischer Vorschrift der bürgerlichen Kochkunst in Wien gekocht. Den Reichthum unserer Gegend an Wein tauschen wir aus gegen den Reichthum anderer an Fleisch. Sind wir gleich keine amerikanischen Wilden, sondern von europäischer Art, so wissen wir uns doch gar wohl in die Vortheile des natürlichen Handels, des Tausches zu finden. Im Gleichnisse der Haushaltung ist der Hausvater von uns allen Napoleon, und sein Haushofmeister der Herr Daru, unser Generalintendant. Unsere Ernährer, bei denen wir gegen Geld, oder auch ohne Geld alles erhalten, sind die Ungarn auf dieser Seite der Donau, und die Salzburger und die Steyermärker. Sie sind uns Geld schuldig für den Krieg, und wir kaufen ihnen das schuldige Geld ab um ihre Ochsen, und leider auch um ihre Kühe. Ach, die Kühe sollten freilich nicht in den Kauf kommen; man sollte sie verehren, wie die Braminen und ihre Hindus thun. Die eiserne Kette, welche die schwarze Kuh oft noch an dem Halse hat, während sie schon unter dem Beile unserer Metzger brüllt, erschüttert mich durch ihr Geklirre; während der unbarmherzige, gierige Jude aus dem Elsaß, dessen Geschlecht hier das verächtliche Gewerbe der Ochsentreiber hat, die Kette stiehlt, wende ich mein Auge ab aus Scham für meine Thränen, ich kann mich ja nicht enthalten, an die Kinder, an die Mädchen und an die Mütter zu denken, wie sie schreien um die geliebte Kuh. Auch fällt mir Fenelon dabei ein, der in dem schönen Gedichte von Andrieux die entlossene Kuh fand, und sie um Mitternacht noch am Stricke in den Stall des armen Bauren führte. Wiederum denke ich an den lieben deutschen Volksdichter, der die ehrwürdigen Maurer lobt für eine Kuh, die sie in den Stall der armen Wittwe heimlich einwohnen. — Ueberhaupt sind die unbarmherzigsten Menschen bei der Armee, und zugleich diejenigen, die am meisten nach Gewinn und Glücksfällen laufen, die Fleischer. Sie martern die Thiere aus Muthwillen; sie üben ihre Gewandtheit an dem halbwilden ungarischen Ochsen, indem sie ihn quälen und reizen, bis er davon lauft; dann rennen sie ihm nach im Wettlaufe, und schneiden ihm die Sehne des Hinterfußes mit dem breiten Messer in Einem Schnitte durch; das arme Thier fällt, erhebt sich wieder, hüpft noch eine Viertelstunde auf drei Beinen davon, und verblutet nach und nach seine Kraft und seine Wuth. Sie sind sehr geschickt, dem Thiere durch Zerschneidung des Rückenmarks hinter den Hörnern einen plötzlichen Tod zu geben, aber sie zeigen das nur als ein Kunststück. Sie haben mehr Vergnügen an der alten Gewohnheit, mit dem Beile ihm die Hirnschaale einzuschlagen, und dabei alle die fürchterlichen Symptome des langsamern, schwereren Todes zu sehen. — Die Weinhändler im Lager, oder die Marketender treiben jedoch nicht dieses Gewerbe allein; sie verkaufen auch allerlei, was sonst in den Städten nur die Krämer und Kaffeeschenken. Wie edel auch dieß Gewerbe werden kann durch die neue Einrichtung eines edleren Menschen, davon haben wir das schöne Beispiel in den neueren Schlachten

Digitized by Google

Napoleons. Er sah einen Marketender, der mitten unter dem Kanonenfeuer den blutenden und ermattenden Kämpfern seinen Branntewein auszutheilen von Linie zu Linie beschäftigt war. Es versteht sich, daß in der konvulsivischen Bewegung einer Schlacht die wenigsten ihn bezahlen konnten. Der treffliche Kaiser, der immer blitzschnell reitet, hatte die Handlung nur mit einem Blicke bemerkt, aber eben so hoch, wie das Lied vom braven Manne, klingt, so erschallte in seinem Herzen die Aufforderung, den sonst so unbedeutenden Stand des Marketenders durch das bedeutende Zeichen der Ehrenlegion zu veredeln. So können die Lykurge der Nationen auf die Sitten der Stände allmächtig wirken!

V. Ebersdorf, Hauptquartier.

Inseln mit Holz bewachsen heissen in diesem Lande Auen; dieß ist also auch der wahre Sinn des Worts Aue. Die Lobau scheint nicht nur die große Insel, sondern auch die anderen kleinern in sich zu begreifen; wenigstens konnte ich trotz alles Nachfragens keinen andern Namen erfragen. Die Lobau selber ist in trockener Zeit beträchtlicher; beim Anschwellen des Stroms wird sie durch kleinere Arme durchschnitten; diese Arme sind jedoch in ein hinlänglich tiefes Bett eingezeichnet, so daß sie im Innern der Insel Kanäle bilden, auch wenn der Strom zurückgetreten ist; diese Kanäle wurden in der Folge mit in den Plan der allerunüberwindlichsten Festung eingeschlossen, wozu die natürliche Lage der Lobau einlud, und wovon die wichtigsten, zum nachherigen zweiten Uebergang nothwendigen, Werke zur Zeit des Uebergangs nach Wagram aufgeführt waren. — Die Macht des Stroms wird durch den Einguß so vieler Flüsse und Ströme von Donaueschingen an, gerade in der Jahrszeit, wo wir dort ankamen, außerordentlich stark; die Ufer der Kanäle und Straßen, welche die Inseln bilden, engen das Wasser überall ein; man bestimmte sogar die Grade der Schnelligkeit und der Zusammendrückung des Elements durch besondere Messungen; von der Schnelligkeit des Flusses von Wien her mit Ablassung von Brandschiffen gegen die Brücken, oder von Transporten mit Mannschaft gegen die Insel Bortheil zu ziehen, wäre künftig nicht mehr möglich, weil eine einzige Batterie von der Insel, und zwei andere von den Ufern aus alle Unternehmungen dieser Art zerstören würden. Bekanntlich kann man weder noch Portsmouth noch nach Brest auch mit den allervollsten Segeln einlaufen, und Seewinde nebst der Kraft des Stoßes von einem Kriegsschiffe zusammenberechnet, geben eine mächtigere Maße von Preßkraft als Kehlhämmer und Wienermühlen, die in der Schlacht von Esling, Gott weiß, auf wessen Angebung, ablieſen, die weder ein Gott noch ein Teufel in der Insel vermuthen konnte, und die nun künftig in der Kriegslehre und Fortifikationskunst einen Zusatz zu den Vorsichtsmaasregeln nöthig machen.

(Die Forts. folgt.)

Unter Linas Porträt.

Ich gleich' in keinem Zuge dir;
Doch Alles wünscht, du gliechest mir.

Haug.

Correspondenz.

Bern, April.

Freund! wandelt dich etwa die Lust zum Reisen an, und zeichnet dir dabei ein besserer Zweck den Plan; Willst du, statt durch die Welt mit bald'ger Eil zu rennen, Dem Herzen hie und da auch einen Ruhpunkt gönnen; Zieht dich das Gute an, reizt dich der Städte Pracht, Ans welchen Bürgerglück und Bürgerwohlstand lacht, Die mit Pallästen nicht und nicht mit Schlössern prangen, Woran der Bürger Schweiß und blut'ge Thränen hangen, Nein, die nur Reinlichkeit und edle Anmut ziert; Wo dich bei jedem Schritt die zarte Sorgfalt rührt, Die man der Armuth zollt, für Waisenkinder pflegt, Mit welcher man sogar das kranke Laster pflegt? Willst du zu alle dem die herrlichste Natur In schönbestrichenen Schmuck auf Hügel, Berg und Flur, Den Bach im kühlen Thal, das sanfte Grün der Wiesen, Den Duft im Feldgefilde, den Schattenhain genießen? — Begehrst du überdieß ein Haus zum Aufenthalt, Wo Hand in Hand die Lust mit Ordnungsliebe waltt, Wo jeder Biedermann, der nur als Gast gekommen, Sich bald im trauten Kreis als Freund sieht aufgenommen, Im Kreise, der das Glück — ich sag es tiefbewegt — Familien-Einigkeit in seinem Schooße trägt! Wo Seelensympathie, wo Herzensgüte wohnet, Und Eins das Andern sieh mit gleicher Liebe lohnet? — Hertaugt du alles dieß an Einem Ort vereint; So reise schnell nach Bern, und wohn' im Falken, Freund!

Ja, dankbar zurückschauend, gestehe ich, daß die Tage, welche ich in Bern zubrachte, zu den bessern meines Lebens gehören! Allein darf ich darum nicht auch die Schattenpartie zu dem Gemälde liefern? — Für die Wissenschaften wird hier viel, für die zeichnenden Künste einiges, für Musik und Theater nichts gethan. — Kayn giebt in seinen Schweizerischen Volksliedern zuweilen eine glückliche Nachahmung von unsers Hebels Allemannischen. — König und Dotmar sind brave Mahler; aber beide von Familiensorgen gedrängt, können nicht mahlen, wie Bessing will: „Nicht vieles, sondern vies!" leider mahlen sie auch zu vielerlei, denn beide sind Historien-Porträt- und Landschaft-Mahler zugleich, obschon, wie ich glaube, die Natur sie blos die Letztern zu seyn bestimmte. — Bildhau, ein vortrefflicher Bleistiftzeichner, ist allein als eigentlicher Musikus zu nennen. Hinter ihm treiben noch allerlei Musikanten ihr Wesen. Unter den auch nicht sehr zahlreichen Musik-Liebhabern giebt es manch schätzbares Talent; aber leider sind sie in zwei feindliche Parthien getheilt, und die Herrn, welche sämmtlich der Göttin Harmonie huldigen, sind unter einander sehr unharmonisch gestimmt. Geist einen Bund machen sich Herr Prof. Meisner und seiner kunstverständige Gattin auch um die Vokal-Musik verdient, und ihre Schüler und Schülerinnen haben schon erfreuliche Proben guter Fortschritte abgelegt. Wenn sich alle die vereinzelten Bemühungen zu einem kräftigen Ganzen vereinigen wollten, wäre es gewiß bald ein angenehmes Resultat hervorgehen; aber die Menschen können nun einmal nicht einig seyn! Das Schicksal der Länder dient den Völkern, der Ruin der Städte den Familien nicht zum warnenden Beispiele. Krieg ist die Losung! und jeder gäbe gern einen Finger hin, wenn er dadurch seinen Nachbar einhändig machen könnte. — (Der Beschl. folgt.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 46. Den 8. Juni. 1811.

Geburt Alexander Pope's am 8ten Juni 1688. Gäbe es in England Schulen, die ihre angeblichen neuen Verdienste mit Herabsetzung der alten Verdienste beginnen, so würde Pope bereits von den Britten halb vergessen seyn; so aber bleiben sie ihren alten Gesetzen und ihren alten Verdiensten getreu, und stehen geachtet und furchtbar unter ihren Zeitgenossen da.

Nachrichten von der großen Stadt Timbuctoo, im Innern von Afrika, nach Jackson. *)

Beinah im Mittelpunkt der größern Hälfte von Afrika, welche diesseits des Aequators liegt, stehet die große Stadt Timbuctoo, der Hauptplatz des ganzen innern Handels dieses großen Welttheils. Seit dem Tode von Muley-Ismaël, Kaisers von Marocco, ist der König von Bambar, dessen gewöhnliche Residenz in Jinnie ist, Herr dieser Stadt; der, im Jahr 1800 regierende, Fürst war ein Neger aus dem Lande selbst, und hieß Woolo. Er besitzt drei Palläste in Timbuctoo, welche voll Goldes seyn sollen, da die in der Nähe liegenden Goldbergwerke ihm gehören, und so ergiebig sind, daß man häufig Stücke von mehreren Unzen gediegen von diesem Metall findet. Auch hat das Gold hier einen so geringen Werth, daß Salz, Tabak und verarbeitetes Kupfer gegen ein gleiches Gewicht desselben verkauft werden. Der Gewinn des Auslands im Handel mit dieser Stadt ist daher ungeheuer, und befindet sich größtentheils in den Händen einer Gesellschaft von Spekulanten von Fez, welche sich alle mögliche Mühe geben, andre Unternehmer von demselben auszuschließen. Die laufende Münze ist Gold-Staub, und die aus der Barbarei dafür verhandelten Waaren bestehen in deutscher Leinwand, Mousselinen, Cambriks, Korallen, Bernstein, Perlen, Seide, kupfernen Nägeln, Caffee, Thee von erster Qualität, raffinirtem Zucker, Fabrik-Artikeln aus der Barbarei, als feidnen Stoffen und rothen wollenen Mützen; Gewürzen, Tabak und Salz. Neben dem Goldstaub nehmen die Caravanen noch goldne Ringe, Goldstangen, Elephantenzähne, verschiedene Gummi's, Straußfedern, grauen Bernstein und Sklaven zurück.

Das Gebiet von Timbuctoo erstreckt sich gegen Norden bis an die Gränzen von Sahara, oder der Wüste, in einer Breite von neunzig englischen Meilen; 130 Meilen von der Stadt ist die westliche Gränze; die östliche stößt an Bahar-Soudan, oder das Meer von Soudan, einen ungeheuren, durch den Nil gebildeten, See. Gegen Süden liegt ein Land, welches von einem, von den Israeliten getrennten, Stamm bewohnt seyn soll.

Die Stadt Timbuctoo liegt in einer, von Sandhügeln umgebenen, Ebene, und ungefähr zwölf englische Meilen vom Ufer des Nil-el-Abeede, oder des Nils der Schwarzen, und etwa drei Tagreisen von der Gränze von Sahara. Sie hat keine Mauren, und hält etwa zwölf Meilen Umfang. Die, an dem Fluß selbst gelegene, Stadt Kabra dient ihr zum Hafen und Waarenlager, woher ihre Bedürfnisse auf einer Barke geschafft werden. Die Häuser haben meist nur Einen Stok, sind geräumig und viereckig, mit einem Hof in der Mitte, auf welchen sich alle

*) On account of the impire of Marocco and the district of Suze, by J. G. Jackson. London 1809. 4.

Digitized by Google

Thüren öffnen, die zugleich zu Fenstern dienen. Neben dem Haupteingang befindet sich gewöhnlich noch ein andres Gebäude, Duaria genannt, das zum Empfang der Fremden dient, indem die Bewohner, welche größtentheils Neger sind, die Gastfreundschaft der Araber nachzuahmen stolz sind, dennoch aber den Gast nicht in das Innere der Wohnungen lassen, wo er die Weiber sehen könnte. Diese sind so schön, als ihre Männer eifersüchtig, und müssen, wenn sie ausgehn, sich so verhüllen, daß man weder ihr Gesicht sehen, noch ihren Wuchs erkennen kann.

Von dem Einfluß der marokanischen Regierung her sind noch die meisten öffentlichen Aemter mit Mauren besetzt; die militärischen Stellen befinden sich aber nun alle in den Händen der Neger. Es herrscht allgemeine Religions-Freiheit, und nur gegen die Juden, denen man bis jezt den Eintritt in die Hauptstadt versagt hat, scheint eine Ausnahme gemacht zu werden, welche indeß wahrscheinlich den Intriken der Handlungs-Gesellschaft von Fez beizumessen ist, die sich vor der Thätigkeit dieses Volkes fürchtet.

Die Polizey von Timbuctoo wird außerordentlich gerühmt. Kaum kennt man den Diebstahl in dieser Stadt, indem die Einwohner wirklich zu bequem und sorglos leben, um nach fremdem Eigenthum lüstern zu seyn. Die Regierung ist sehr einfach, und befindet sich in den Händen eines Divans, welcher aus zwölf Alemmas, oder gelehrten Kennern des Korans, besteht, die alle drei Jahre ihre Stellen verlassen. Ihre Gewalt ist sehr groß; allein, da sie in kurzer Zeit wieder in die Klasse der Bürger zurücktreten, und die Achtung ihres ganzen Lebens von ihrer Verwaltung abhängt, so mißbrauchen sie dieselbe nicht leicht. Alle bürgerlichen Angelegenheiten werden von dem Kadi nach dem Geist des Korans gerichtet, der wiederum zwölf Rechtsverständige unter sich hat, von welchen jeder einem eigenen Departement vorsteht.

Das Clima von Timbuctoo wird außerordentlich gerühmt, reizt aber die Einwohner so stark zu Sinnengenüssen, daß man nicht leicht einen Ehelosen findet, welcher über achtzehn Jahre alt ist. Meist haben die Männer in diesem Alter bereits mehrere Weiber, und wer es mit dem Heirathen bis zum zwanzigsten Jahr anstehen ließe, würde allgemein verachtet werden.

Man bemerkt, daß die Eingebornen von Timbuctoo, so wie alle, die sich lange in dieser Stadt aufgehalten haben, eine besondere Eleganz in ihren Lebensweisen zeigen. Sie sind überdieß sehr lebhaft, geistvoll, und lieben ihr Vaterland dermaßen, daß sie sich nie und nirgends über seinen Verlust trösten können.

Die Stoffe, welche den Gegenstand der Industrie des Landes ausmachen, sind meist die Arbeit der Weiber. Diese wird besonders in Zeiten belebt, da die europäischen Fabrikate fehlen.

Man hat behauptet, daß eine große Bibliothek von arabischen Handschriften in Timbuctoo sey; allein der Verfasser dieser Nachrichten hat in derselben blos hebräische und chaldäische Werke, doch auch einige arabische Uebersezungen griechischer und lateinischer Schriftsteller gefunden, von denen er glaubt, daß sie in Europa noch unbekannt seyen. Es ist sehr zu bedauren, daß er uns über diesen Punkt keine genauern Aufschlüsse geben wollte, oder konnte.

In dem Nil-el-Abeede sind Krokodile und Nil-Pferde. Das Land auf seinem südlichen Ufer ist mit uralten Wäldern bedekt, welche Bäume von außerordentlicher Höhe und Schönheit enthalten. Der Fluß hat in der Nähe der Hauptstadt die Breite der Themse bei London, nährt eine Menge Fische, und seine Strömung ist besonders reissend. Der Boden ist sehr fruchtbar, und Caffee und Indigo wachsen wild auf demselben. Reis, indischer Weizen und andre Cerealien, so wie Honig und Wachs, sind im größten Ueberfluße.

Der Handel vom nord-westlichen Afrika nach Timbuctoo wird durch Karavanen getrieben, welche zwischen den Monaten April bis September durch die Wüste von Sahara ziehen, und Akkabaahs heissen. Sie bestehen aus mehreren hundert Kameelen, die von den Kaufleuten mit ihren Führern um sehr niedrigen Preis gemiethet werden. Sie durchschneiden die Wüste nicht in gerader Linie, sondern richten sich nach den, in derselben befindlichen, Oasen. Dieses sind angebaute, mit der herrlichsten Vegetation bedekte, Striche Landes, welche wie Inseln in diesem Sandmeer liegen, und den Karavanen zu Ruhe- und Erfrischungs-Punkten dienen. Gewöhnlich machen sie auf jeder Oase eine Rast von fünf bis sechs Tagen, während deren die geduldigen Kameele ihre Kräfte wieder durch frische Nahrung und Wasser stärken. Der brennende Wind Samum ist in dieser Wüste oft so heftig, daß das Wasser,

Digitized by Google

welches in Schläuchen mitgenommen wird, eintrocknet, und die Araber versichern, daß unter solchen Umständen eine kleine Portion Wassers oft für 300 Dollars verkauft werde. Man hat schon schreckliche Beispiele von der Noth erlebt, in welche die Karavanen unweiten durch den Wassermangel geriethen. Im Jahr 1805. starben alle lebendigen Geschöpfe einer Karavane, die aus 2000 Menschen und 1800 Kameelen bestand, Durste. Der glühende Wind, welcher zugleich sehr heftig ist, giebt der Wüste in solchen Fällen das Ansehn eines vom Sturm aufgeregten Meeres, und die Araber nennen sie daher auch das Meer ohne Wasser. Die Sterne allein dienen den Führern zu Leitern durch dieseendlosen, unwegsamen Sandebenen; auch marschiren sie daher lieber bei Nacht, wo sie noch überdieß von der Hize minder beschwert werden.

Die Karavanen brauchen gewöhnlich hundert und dreißig Tage zu der Reise durch die Wüste. Außer den Rasttagen machen sie sonst die und da längern Aufenthalt, um entweder neue Thiere zu miethen, oder andre Karavanen zu erwarten, die sich noch an sie anschließen. Gewöhnlich sind sie von dem arabischen Stamm, über dessen Gebiet sie kommen, eskortirt, und im Nothfall vertheidigt; und wagt es einmal eine, aus Eile, oder um die Ausgabe für die bewaffnete Begleitung zu vermeiden, allein zu ziehen, so bekommt es ihr meist sehr schlecht. So wurde 1799. eine Karavane von 2000 Kameelen und 700 Sklaven ausgeplündert, zerstreut und ermordet. Gewöhnlich sind es die Oasen, wo sie von den feindlichen Stämmen erwartet und angegriffen werden.

Die Lebensart der Glieder der Karavanen ist im höchsten Grade einfach. Ein Vorrath von Wasser, Datteln und Gerstenmehl macht die Nahrung aus. Die Kleidung ist gleich sparsam eingerichtet. Jeder scheint gegen die Beschwerden gefühllos; denn sie singen beinah unaufhörlich, besonders wann die Kameele vor Müdigkeit beinah niedersinken. Alsdann wird der Gesang lebhafter und ausdrucksvoller, und man sieht aufs deutlichste, wie die armen Thiere durch diese Musik belebt und gestärkt werden. Gewöhnlich reist man bis Abends vier Uhr, wo sodann die Zelte aufgeschlagen, und gemeinschaftliche Gebete verrichtet werden. Nach dem Gebet folgt das Abendessen, auf welches man sich im Kreise zusammensezt, und Mährchen erzählt, bis man einschlummert.

Morgens mit Tages-Anbruch wird die Reise weiter fortgesezt. Alles geht in der besten Ordnung und Eintracht. Nichts, als Himmel und Sand breiten sich vor den Augen der Wanderer aus. Der Gegenstand aller Gespräche und Gesänge ist die Ankunft an dem Orte der Bestimmung. An den Gewinn erinnert man sich erst, wenn die Reisebeschwerden vorüber sind; und diese vergißt man, sobald jener zu neuen Versuchen anreizt.

Die eisernden Göttinnen.

Eine nordische Sage.

Beschluß.

Drinnen in der Halle lag alles und schlief, während der allgeliebte Thidrandi draußen im Blute lag, und so währte das, bis schon beinahe der Mond und die Sternbilder in der dunstigen Dämmerung untertauchen wollten. Da wachte Thorhall mit einem plözlichen Schrecken auf, mißte Thidrandi's Hand, und rief nach ihm. Lautlos blieb es in der dämmrigen Halle. Nur wie Thorhall aber und abermals rief, erhob sich ein oder das andre Haupt der Gesellen halb aus den Wogen des Schlafes, und gab unvernehmliches Stammeln zurück. Da rief Thorhall immer ängstlicher und öfter, bis alles auf den Beinen stand und in Waffen. Nun sagte Thorhall: „wer mir nicht hat glauben wollen, wird bald mit großen Schmerzen darüber jammern. Ich aber jammere mit, und verdien' es auch, denn ich hab' euch thörichterweise in Ruhe gelassen, und hätt' es doch nicht gedurft." —

Damit brachen sie alle vor noch ungekannten Schrecken zusammen, und drängten sich eilig aus dem Saal. Ach, sie hatten nicht lange zu suchen, denn unweit der Schwelle lag und blutete das edle Wild. Da mußten beinah alle drüber weinen, die ihn noch vor Kurzem so freundlich und heil beim Feste gesehen hatten, und nun umher standen, wie er so mit bleichen Lippen und bleichen Wangen, und blutgeronnenen Haaren da lag, und nicht mehr lachen konnte, ja nicht mehr lächeln einmal. Daß nun vollends der alte Vater bitterlich weinte, werden sie auch die härtesten Kämpfer wohl nicht verdenken. Weil aber der holde Knabe noch immer, ob zwar nur schwächlich, athmete, trug man ihn in die Halle zurück, und labte ihn dort mit Wein und Salbe. Davon flammte das edle Kerzlein in soweit wieder auf, daß er den andern erzählen konnte, was ihm begegnet sey. Aber kaum war er damit fertig, so gieng die Morgensonne auf, und indem sie noch wie küssend ihr Roth an seine Wangen legte, war es für diese mit all anderm Rothe für immer vorbei.

Da ward eine große Unruh in der Burg. Thidrandi's Brüder und andre junge Degen sprengten da und dort mit ihren Mannen hinaus, und wollten den Mördern nachjagen, die ihnen die beste und schönste Lust aus ihrem ganzen Leben so unversehens gestohlen hatten. Dabei wußte aber Niemand, wohin er reiten sollte, weil Jedermann dem holden Thidrandi Freund gewesen war, und Feind kein Mensch. Es gieng also in blindem Grimme nach allen Windesgegenden fort, und endlich ward es ganz stille in dem Gehöft. Nur ferner noch vernahm man den Hufschlag der Reisigen und ihr Rachegeschrei, während der alte Hallur zur Rechten der schönen Leiche schweigend saß, Thorhall eben so schweigend zur Linken.

Da streckte endlich Hallur seine Hand über den Todten, faßte Thorhalls Rechte, und sagte: „mein helles Goldglöcklein ist mir nun zerbrochen, und ich werde es nimmermehr schellen hören, so lange meine Augen offen stehn. Was hilft mir Aller Waffenklang, den die da draußen nun anheben könnten? — Weil aber doch die Ehre manchmal nicht ohne Rache bestehen kann, verkünde mir, — denn du kannst ja der Götter Rathschluß in den Sternen lesen, und der Menschen Ergehn, — ver-

Digitized by Google

Thüren öffnen, die zugleich zu Fenstern dienen. Neben dem Haupteingang befindet sich gewöhnlich noch ein andres Gebäude, Duaria genannt, das zum Empfang der Fremden dient, indem die Bewohner, welche größtentheils Neger sind, die Gastfreundschaft der Araber nachzuahmen stolz sind, dennoch aber den Gast nicht in das Innere der Wohnungen lassen, wo er die Weiber sehen könnte. Diese sind so schön, als ihre Männer eifersüchtig, und müssen, wenn sie ausgehn, sich so verhüllen, daß man weder ihr Gesicht sehen, noch ihren Wuchs erkennen kann.

Von dem Einfluß der marokanischen Regierung her sind noch die meisten öffentlichen Aemter mit Mauren besezt; die militärischen Stellen befinden sich aber nun alle in den Händen der Neger. Es herrscht allgemeine Religions-Freiheit, und nur gegen die Juden, denen man bis jezt den Eintritt in die Hauptstadt versagt hat, scheint eine Ausnahme gemacht zu werden, welche indeß wahrscheinlich den Intriken der Handlungs-Gesellschaft von Fez beizumessen ist, die sich vor der Thätigkeit dieses Volkes fürchtet.

Die Polizey von Timbuctoo wird außerordentlich gerühmt. Kaum kennt man den Diebstahl in dieser Stadt, indem die Einwohner wirklich zu bequem und sorglos leben, um nach fremdem Eigenthum lüstern zu seyn. Die Regierung ist sehr einfach, und befindet sich in den Händen eines Divans, welcher aus zwölf Alemmas, oder gelehrten Kennern des Korans, besteht, die alle drei Jahre ihre Stellen verlassen. Ihre Gewalt ist sehr groß; allein, da sie in kurzer Zeit wieder in die Klasse der Bürger zurüktreten, und die Achtung ihres ganzen Lebens von ihrer Verwaltung abhängt, so mißbrauchen sie dieselbe nicht leicht. Alle bürgerlichen Angelegenheiten werden von dem Kadi nach dem Geist des Korans gerichtet, der wiederum zwölf Rechtsverständige unter sich hat, von welchen jeder einem eigenen Departement vorsteht.

Das Clima von Timbuctoo wird außerordentlich gerühmt, reizt aber die Einwohner so stark zu Sinnengenüssen, daß man nicht leicht einen Ehelosen findet, welcher der achtzehn Jahre alt ist. Meist haben die Männer in dem Alter bereits mehrere Weiber, und wer es mit dem Athen bis zum zwanzigsten Jahr anstehen ließe, wü[illegible] ein verachtet werden.

Man bemerkt, daß die Eingebornen von [illegible] so wie alle, die sich lange in dieser Stadt aufgehalten haben, eine besondere Eleganz in ihren Lebensweisen zeigen. Sie sind überdieß sehr lebhaft, geistvoll, und lieben ihr Vaterland dermaßen, daß sie sich nie und nirgends über seinen Verlust trösten können.

Die Stoffe, welche den Gegenstand der Industrie des Landes ausmachen, sind meist die Arbeit der Weiber. Diese wird besonders in Zeiten belebt, da die europäischen Fabrikate fehlen.

Man hat behauptet, daß eine große Bibliothek von arabischen Handschriften in Timbuctoo sey; allein der Verfasser dieser Nachrichten hat in derselben blos hebräische und chaldäische Werke, doch auch einige arabische Uebersezungen griechischer und lateinischer Schriftsteller gefunden, von denen er glaubt, daß sie in Europa noch unbekannt seyen. Es ist sehr zu bedauren, daß er uns über diesen Punkt keine genauern Aufschlüsse geben wollte, oder konnte.

In dem Nil-el-Abeede sind Krokodile und Nil-Pferde. Das Land auf seinem südlichen Ufer ist mit uralten Wäldern bedekt, welche Bäume von außerordentlicher Höhe und Schönheit enthalten. Der Fluß hat in der Nähe der Hauptstadt die Breite der Themse bei London, nährt eine Menge Fische, und seine Strömung ist besonders reissend. Der Boden ist sehr fruchtbar, und Caffee und Indigo wachsen wild auf demselben. Reis, indischer Weizen und andre Cerealien, so wie Honig und Wachs, sind im größten Ueberfluße.

Der Handel vom nord-westlichen Afrika nach Timbuctoo wird durch Karavanen getrieben, welche zwisch[illegible] den Monaten April bis September durch die Wüste [illegible] Sahara ziehen, und Akkabaahs heissen. Sie besteh[illegible] mehreren hundert Kameelen, die von den Kaufl[illegible] ihren Führern um sehr niedrigen Preis gemiet[illegible] Sie durchschneiden die Wüste nicht in gerader [illegible] dern richten sich nach den, in derselben befin[illegible] sen. Dieses sind angebaute, mit der her[illegible] tion [illegible] striche Landes, welche [illegible] ser [illegible] gen, und den Ka[illegible] [illegible] Punkten dienen. [illegible] eine Rast von fünf [illegible] [illegible] und [illegible] dies[illegible]

Digitized by Google

welches in Schläuchen mitgenommen wird [illegible]
und die Araber versichern, daß unter solchen [illegible]
ne kleine Portion Wassers oft für [illegible]
werde. Man hat schon schreckliche [illegible]
erlebt, in welche die Karavanen [illegible]
sermangel gerathen. Im Jahr 1805 [illegible]
gen Geschöpfe einer Karavane, [illegible]
und 1800 Kameelen bestand, [illegible]
Wind, welcher zugleich sehr heftig [illegible]
in solchen Fällen das Ansehn eines von [illegible]
ten Meeres, und die Araber [illegible]
Meer ohne Wasser. Die [illegible]
rern in Leitern durch [illegible]
Ebenen; auch marschiren [illegible]
sie noch überdieß [illegible]

Die Karavanen [illegible]
[illegible]

olonien auf

als, war ihre innere
ch der despotischste Han-
t einer, man dürfte sagen,
nz Jahrhunderte lang gleich
mählige Entwiklung ihrer An-
verhindern konnte. Was diese
des neuen Continents erzeugten,
pa bedurften, mußten sie in den
tterstaate geben, und von demselben
Staate, der, troz diesen unendlichen
lles äußere Ansehn, ohne alle innere
und dessen merkantilische Existenz man
fend mit einem alten, reichgewordenen
ise vergleichen kann, das gegen neue Er-
hgültig, nur seine bisherigen Geschäfte ge-
alten Ausgaben fortsezt, noch immer die
n läuft, und so allmählig in eine Stokung
he sich mit seiner Auflösung endigt.

aber, wenn die neuen amerikanischen Staaten
allen Nationen öffnen, mit allen in unmit-
rbindung treten werden, — was wird die näch-
für den europäischen Handel seyn?

Digitized by Google

künde mir treulich, wer mir meinen hübschen Thidrandi erschlagen hat."

„Alter Mann, das ist schwer, so ganz genau zu sagen, entgegnete Thorhall. Was ich aber von der Schwergesthat weiß, soll euch unverhalten bleiben. Es ist von Mittag her ein neuer Götterdienst im Anzug, und zwar ein solcher, der unsern heutigen Götterdienst bezwingen wird."

„Ei, wer sollte denn Odin bezwingen?" fragte der Greis, und schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ich weiß nicht, wer es thun wird, antwortete Thorhall; aber ein Besserer als Odin wird er seyn. Auch sind die alten Götter schon sehr grimm und sorglich darum, und weil sie merken, daß auch Ihr und Euer Haus Euch abwenden werdet zu den neuen Lehren, wollten sie doch Einen ganz gewiß für sich behalten, und zwar den Anmuthigsten von allen. Da sind denn wohl die bisherigen Schutzgöttinnen Eures Stammes gekommen, und haben sich den schönen Thidrandi zu ihrem Opfer abgepflückt."

„Wer sollen denn aber die mit den weißen Rossen gewesen seyn, fragte der Alte, die Thidrandi auf den Morgenberge dämmern sahe?"

Es giebt auch milde Wesen in der Natur, sagte der kluge Mann, denen sich die neue Gottheit verschönen wird. Die sind aber jetzt noch ohnmächtig, obgleich sie gerne helfen möchten, sind wie die Schäflein, und eben so weiß und eben so hold; die müssen erst gekräftigt werden von —

Da war es, als verschlüg ihm ein plötzlicher Schauer den Mund. Der alte Hallur aber sank an der Leiche seines Knaben nieder, und summte folgendes Lied:

Du der kommen soll,
Odin verdunkeln soll,
Du mußt sehr hell seyn in Deinem feel'gen Geist.
Der Du richten sollst
Ueber die Richter selbst,
Du mußt sehr gerecht seyn in Deinem ernsten Sinn.

Der Du siegen sollst
Ueber die Sieger selbst,
Du mußt sehr stark seyn in Deinem sennigen Arm.
Der Du laden wirst,
Mehr als Walhalla labt,
Du mußt sehr hold seyn in deinem Herzen süß.

Wir sind hier sehr dunkel noch,
Sehr rechtlos, sieglos, starr, —
Wir tappen noch trostlos um, und treffen Dich nicht.
Du glanzvoll Gerechter,
Greif huldiger Sieger,
Hilf uns, Du himmlisch Räthsel, wir hoffen auf Dich.

Hier liegt 'ne Leiche,
Liebliches Geeldicht,
Ist nun zerfallenes Erz, klang herrlich sonst.
Hast du der Brecher
Jeglicher Bosheit,
So brich auch den schlimmsten Bösen, so bänd'ge den Tod."

Hallur schwieg, und dachte heimlich, Thidrandi solle nun aufwachen. Davon geschah aber nichts. Als jedoch spätterhin der Alte das erste guldige Kreuzesbild sah, meinte er fast, grade ein solches habe die Frühsonne während seines Sieges über Thidrandis Leiche gebildet. Man wollte daraus ahnehmen, die eisernden Göttinnen hätten den schönen Knaben doch nicht für sich behalten können.

Baron de la Motte Fouqué.

Anecdote.

Königin Christine.

Vortrefflicher Bernini! O sehr die Wahrheit hier!
Lieb, theuer, heilig ist sie mir!

Ein Kardinal.

O Königin! Du sprichst entzückt von ihr.
Gekrönte Häupter, glaubt' ich, schreuen sie.

Christine.

Von Marmor nie.

Haug.

Correspondenz.

Bern, April.

Fortsezung.

Das Theater an sich ist recht artig; aber theils die berührten Obiosa mit der Musik, theils der Geist der Lotterie, der hier eine wahrhaft tyrannische Despotie ausübt, lassen Talente Sänger keine Rosen pflücken. An Sinn und Liebe dafür fehlt es nicht, wie ich an den Darstellungen des Vogelschen Paars (das ich hier wieder traf) die mit dem lebendigsten Enthusiasmus aufgenommen und zu Aller Erstaunen zahlreich besucht wurden, zu bemerken Gelegenheit hatte. Eine Organisation des Orchesters und eine Desorganisation der Lotterien wären also nöthig, um das Gedeihen des Theaters zu befördern, und den allem Guten, Schönen und Nützlichen so gern sich hingebenden Bernern die befeligenden Genüsse der Ton und Schauspielkunst zu verschaffen.

Die Geburt des Königs von Rom wurde hier durch 101 Kanonenschüsse, durch eine geschlossene Predigt des vortrefflichen Kanzelredners, Herrn Stadtpfarrers Mühli, in der evangelischen Kirche, durch ein Te Deum in der Katholischen, durch ein Fest, das die Stadt dem französischen Gesandten, und durch ein zweites mit Illumination, das dieser der Stadt gab, auf feyerlichste gefeyert.

Luzern, im Mai.

Ich reiste durch Hindelbank, ohne das so sehr gerühmte Grabmal in sehen, obschon mir vom erhobten Kirchhof der Schlüssel dazu eindrängend entgegen gestreckt wurde. Dieser gepfropfte Sarg, aus dem sich eine Figur mühsam empor arbeitet, hat meinem Gefühle schon im Kupferstiche nicht zugesprochen. Wann werden die Menschen doch einmal eine rechte Anwendung der Künste zu machen lernen? Grab- und Denkmale, so wie Grab- und Denkschriften sollen prunklos und einfach an die Verstorbnen erinnern, aber keineswegs die Eitelkeit der Gründer ehren, oder gar den Geschmack beleidigen. Es sind öffentliche Gegenstände der allgemeinen Beschauung, Belehrung, Erbauung gewidmet. Was zeigt mir aber z. B. ein auferstehener Sargdeckel, unter dem sich eine schöne Gestalt krümmt? Ein gefühlzerspringendes Bild

(Die Forts. folgt.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 47. Den 12. Juni. 1811.

Hochzeitfeier der Lucretia Borgia mit Johann Sforza, Herrn von Pesaro, im Jahr 1497. Man hat diese Frau beschuldigt — Guicciardini und ähnliche mächtige Zeugen stehen unter ihren Anklägern — sie sey ihres Vaters, Pabst Alexanders VI., und ihres Bruders, des grausamen Cäsar Borgia's, Buhlin gewesen. Roscoe hat sie — uns dünkt, nicht mit Glück — zu vertheidigen gesucht; auf jeden Fall, was ist von einer Frau zu halten, deren Hochzeit so unanständig gefeiert wurde, wie die, deren Erinnerung auf den heutigen Tag fällt? Man lese darüber Infessura's Berichte!

Welchen Einfluß wird die Freiwerbung der amerikanischen Kolonien auf den europäischen Handel haben?

Der europäische Handel hat, wie aller Verkehr, und wie das ganze Wesen unsrer Zeit, die größten Umwälzungen erfahren. Aber noch größere stehen ihm bevor. Sie werden einen minder gewaltsamen Karakter tragen, die Mehrzahl der europäischen Völker wird sich für geraume Zeit wohl dabei befinden, und wenn auch schon Alles am Ende sich zur Zerstörung des Uebergewichts, welches unser Welttheil schon so lange her über seine Brüder genossen hat, hinneigen muß, so liegt dieses große Resultat doch noch so ferne, daß uns nicht einmal für unsre Enkel bange seyn darf.

Die nächste Folge eines allgemeinen Friedens, oder wenigstens einer allmählig gen Erschlaffung des gegenwärtigen Marine-Systems, wird die große Veränderung seyn, welche der europäische Handel durch die Freiheit und Unabhängigkeit der spanischen Kolonial-Staaten erleiden muß. Diese Länder, denen an natürlichem Reichthum, an vielseitigen Anlagen für die ausgebreitetste politische Wichtigkeit kein andres gleichkommt, standen seit Jahrhunderten unter dem Joch eines, alle ihre Kräfte lähmenden, Systems. Eingeschränkt in dem Aufstreben ihrer Bevölkerung, ihres Ackerbaus, ihrer Fabrik-Industrie, ihrer Geisteskultur und ihres Selbstgefühls, war ihre innere Kraft dennoch so mächtig, daß auch der despotischste Handelszwang, dessen Geist sich mit einer, man dürfte sagen, bewundernswürdigen Consequenz Jahrhunderte lang gleich geblieben ist, dennoch die allmählige Entwiklung ihrer Anlagen nur verzögern, nicht verhindern konnte. Was diese großen, reichen Länder des neuen Continents erzeugten, und was sie aus Europa beburften, mußten sie in den Handel mit ihrem Mutterstaate geben, und von demselben empfangen, einem Staate, der, trotz diesen unendlichen Vortheilen, ohne alles äußere Ansehn, ohne alle innere Thätigkeit war, und dessen merkantilische Existenz man wohl nicht untreffend mit einem alten, reichgewordenen Handlungs-Hause vergleichen kann, das gegen neue Erwerbzweige gleichgültig, nur seine bisherigen Geschäfte gehen läßt, die alten Ausgaben fortsezt, noch immer die alten Gefahren läuft, und so allmählig in eine Stokung verfällt, welche sich mit seiner Auflösung endigt.

Bald aber, wenn die neuen amerikanischen Staaten ihre Häfen allen Nationen öffnen, mit allen in unmittelbare Verbindung treten werden, — was wird die nächste Folge für den europäischen Handel seyn?

Digitized by Google

Wir wollen, in Kürze, unsre Ansichten hierüber zusammenstellen; wobei wir uns übrigens gerne bescheiden, diesen Gegenstand weder ganz erschöpft, noch immer richtig beurtheilt zu haben.

Durch den unmittelbaren Verkehr, in welchen die spanischen Amerikaner mit den übrigen handelnden Völkern treten werden, fallen die Vortheile desselben nicht mehr allein den einzigen bisherigen Intermediärs, den europäischen Spaniern, zu. Sie theilen sich zwischen dem Kaufmann beider Welttheile, und kommen somit einer Seits dem Lande, welches die sogenannten Colonial-Artickel erzeugt, und die europäischen Fabrikate noch nöthig hat, und andrer Seits dem Europäer zu gut, der erstere bisher von den spanischen Monopolisten beinah um jeden Preis annehmen mußte.

Die Konkurrenz der europäischen Völker in diesem Handel wird anfänglich die Colonial-Artickel vertheuren, und den Werth der europäischen Fabrikate in Amerika herabsetzen. Bei erstern wird sich indeß der natürliche Preis bald wieder zurecht setzen; letztere hingegen dürften für die spätere Zukunft etwas leiden, da die fesselfreie Thätigkeit im neuen Continent bald manches selbst erzeugen wird, was dieser bisher von dem alten erkaufen mußte.

Das mächtige Leben, welches durch diese Veränderungen in den amerikanischen Handel kommen muß, wird viele Europäer zu Begründung von Handels-Etablissements in Amerika selbst bewegen. Die Erlernung der spanischen Sprache wird daher für den jungen Kaufmann, der sein Glück machen will, nöthiger, als jemals, werden. Er wird sich hauptsächlich durch Lesung der Humboldschen Werke für eine muthige Unternehmung der Art vorzubereiten haben. Diese europäischen Niederlassungen werden dem alten und dem neuen Kontinent zu gut kommen; jenem, indem sie die schlaffen Köpfe reizen; diesem, indem sie durch Erleichterung des Austausches von europäischen und amerikanischen Artickeln, das Gegebene besser verwerthen, das Empfangene zu niedrigerem Preise liefern.

Letztere Folge wird noch auffallender seyn, wenn die spanischen Amerikaner, wie bald geschehen muß, mit eigenen Schiffen und Ladungen den europäischen Markt besuchen. Je mehr sich der Verkehr dadurch zwischen beiden Welttheilen vereinfacht, desto schneller werden sämmtliche, in diesem Handel laufende, Waaren auf ihren natürlichen Werth zurückkommen, wodurch sich die Consumtion derselben aller Art vergrößern muß.

Bereits hat der amerikanische Continent die Rivalität mit seinen Inseln glücklich begonnen. Seine größere Bevölkerung, die leichtere Subsistenz seiner Bewohner, und seine noch reicheren Naturanlagen müßen jene Rivalität bald ganz für ihn entscheiden. Es ist kein Zweifel, daß die Antillen in Zukunft weder Zucker noch Caffee mehr werden erzeugen können; indem diese Industrie auf denselben blos durch Sklaven möglich ist, deren Ankauf die Fabrikation, in Vergleich mit der von freien Menschen, zu sehr vertheuert. *) Diese Inseln müßen daher auch viel von ihrer bisherigen, großen politischen Wichtigkeit verlieren. So wird das natürliche Gleichgewicht zwischen den Massen der Staatskunst weiter begründet werden, und wird die Menschheit durch den natürlichen Gang der Dinge die Wohlthat der Aufhebung des Sklavenhandels erhalten, die sie bisher vergebens von der Humanität der Regierungen erwartet hatte. (Der Beschl. folgt.)

Porträt eines Spaniers von altem Schroot und Korn. **)

Don Pacheco y Nunnez y Garcia Lasso, Graf von Montijo, befand sich im Herbst seines Lebens. Er genoß, die podagrischen Anfälle ausgenommen, einer kraftvollen Gesundheit, war von mittlerer Größe und olivengelber Gesichtsfarbe. Beim ersten Blick stieß seine Physiognomie zurück; beim zweiten gewöhnte man sich an ihre Häßlichkeit, und beim dritten war man von ihrer Lebhaftigkeit und ihrem geistvollen Ausdruck eingenommen. Das erlauchte Blut der Lasso's, das in seinen Adern strömte, blies seinen Stolz auf, und dieser wurde durch seinen Edel-

*) Wie wichtig der Unterschied zwischen der Arbeit von Sklaven und freien Menschen ist, läßt sich an der Industrie auf den Antillen und in Bengalen ersehen. Der Ankauf eines Negers auf den ersten kann im Durchschnitt zu 1500 Livres, und seine Unterhaltung monatlich zu 10 Livr. angeschlagen werden. In Bengalen zahlt man dem Arbeiter von der niedrigsten Klasse, Alles in Allem, monatlich 15 Livr., wobei man überdieß in seiner Person selbst kein Kapital stecken hat. — Dergleichen Kontraste sind bei der Abwägung von Industrie-Verhältnissen von der höchsten Wichtigkeit!

**) Bruchstück aus dem komischen Roman: Die Brautfahrt in Spanien, von P. J. Rehfues. Berlin. 1811. 2 Thle. 8.

Digitized by Google

muth und seine Herzensgüte gemildert. Seine Abstammung bewieß er mit einem großen Stammbaum auf Pergament, den er überall mit sich führte. Mütterlicher Seits stammte er von Franz von Borgia, erst Vicekönig von Katalonien, dann Jesuiten, und endlich ihrem General und Heiligen ab, und er unterließ nicht, häufig zu bemerken, daß seine Familie zu den Christianos viejos *) gehörte. Nur eins fehlte dem Glanze seines Hauses; er gehörte nicht zu jenen ersten Familien, die sich unter einander buzen, das heißt, er war nicht Grande von Spanien. Als Edelmann hatte er sein Leben in den Kirchen, in Liebesintriguen und im Müssiggang zugebracht. Er las wenig, aber hörte und dachte viel. Sein Gedächtniß war sehr getreu, denn er wußte den ganzen Don Quixote, alle Genealogien der großen Häuser seines Vaterlandes, die Leben und Wunder der Heiligen, und eine Menge Romanzen auswendig. Da in seinen Augen blos der militärische Ruhm Werth hatte, so führte er oft seine italienischen Feldzüge an. Er besaß den Stolz eines Kastiliers aus dem sechszehnten Jahrhundert, in welchem seine Nation die erste in Europa gewesen war, und antwortete einst seinem Beichtvater, der ihm mit der Hölle drohte, daß sich der liebe Gott wohl bestinnen würde, ehe er einen Mann, wie ihn, verdammte. Wollte er den Muth eines Fremden loben, so sagte er, er ist herzhaft wie ein Spanier. Dieser Nationalstolz war in ihm der Grund von mancher Tugend. Er war edelmüthig, brav, diskret, seinem Worte treu, und wenn er sich gleich sehr viel auf seinen Stand einbildete, so haßte er dennoch alle Schmeichelei. Ehemals hatte er das Spiel leidenschaftlich geliebt; allein, nach einem starken Verlust, der Mutter Gottes gelobt, ein ganzes Jahr lang nicht mehr zu spielen, was er auch getreulich hielt. Seine Physiognomie war ernst; aber die Gravität derselben war nicht das Geheimniß, in welchen er seine Fehler hüllte, sondern Liebe zum Anstand und Gefühl seiner Würde. Diese National-Gravität gab seinen Worten oft vielen Ausdruck und hohe Kraft. Einst frug ich ihn, ob er oft verliebt gewesen sey? — Immer, gab er mir zur Antwort. — Oft eifersüchtig? — Gegen meine Frau nie; aber unaufhörlich gegen meine Geliebte. Trotz dieses Ernsts war er in der Unterhaltung sehr fröhlich, und liebte den Scherz, besonders bei Tische. Auch besuchte er Farcen und Komödien, Predigten und Kirchenceremonien mit gleicher Emsigkeit. Begegnete er der Monstrang, so warf er sich, wo es auch war, auf die Knie, und folgte ihr bis in die Kirche. Die Nichtbeobachtung der Fasten hielt er für große Sünde, und dennoch aß er am Sonnabend Gesülzt. Einst bezeigte ich ihm meine Verwunderung darüber. Eine Bulle des Pabsts, gab er mir zur Antwort, gestattet es uns, wenn wir der Kirche eine Kleinigkeit dafür bezahlen. — Er berichtete alle Monate einmal, und machte, so oft er gähnte, ein Kreuz über den Mund. Der Rosenkranz und das Scapulier, sagte er, sind herrliche Geschenke, die die heilige Jungfrau dem Menschen gemacht hat; auch trug er immer Reliquien bei sich, und, neben diesen, die Haare seiner verschiedenen Geliebten. Stolz und rachsüchtig, legte er bei der geringsten Beleidigung die Hand an den Degen, und als ihn einst sein Beichtvater, während er schwer krank war, ermahnte, bei Strafe der ewigen Verdammniß, einem seiner Feinde zu verzeihen, gab er ihm zur Antwort: Beim heiligen Jakob, wenn Gott sich rächt, warum sollte sich ein Edelmann nicht auch rächen können? Seinen König und sein Vaterland liebte er auf's wärmste. Von allen Nationen schätzte er aber blos die französische, weil sein Monarch aus dem Hause Bourbon war. Den Roman des Cervantes tadelte er im Karakter des Don Quixote höchlichst, erzählte sich aber sehr an Sanchos Weisheit, und warf jenem Schriftsteller vor, daß er durch die Persiflirung des Ritterzeists den Muth seiner Nation geschwächt habe. Den Aufenthalt auf dem Lande liebte er gar nicht; indem er da nichts, als Fliegen und Schaafe zu erblicken wähnte, und es führte oft das Sprichwort an: donde esta Madrid, calle el mondo. *) In seinem Hause hatte er eine kleine Kapelle, und in dieser eine Statue der Madonna, welche er seine Dame, seine Fürstin, nannte, und die er alle Sonnabende mit frischen Blumen schmückte. Aber diese Madonna war zugleich das Porträt einer Frau, welche er einst sehr geliebt hatte. Er gab viel Almosen, ließ eine Menge Messen für die Manen seiner Voreltern lesen, und unterhielt alle alten Bedienten seiner und seiner Gattin Eltern. Unerschütterlich glaubte er an die Infallibilität des Pabsts, an die Hexen, an die Kraft der Reliquien, und an die Wunder der Heiligen, und konnte sich gar nicht davon überzeugen, daß man die Größe der Planeten und ihre Entfernung von einander wissen könne. Die Juden haßte er unversöhnlich, und ich brachte ihn einst in die größte Verlegenheit, als ich ihm entgegensetzte, daß Christus doch auch ein Jude gewesen wäre. Er spielte die Guitarre sehr brav, und sang eine Menge Romanzen, welche die Wunder der Madonna, oder verliebte und ritterliche Abenteuer, zum Gegenstande hatten. Den Freitag betrachtete er als einen unglücklichen Tag. An einem Freitag war er verwundet worden; an einem Freitag war seine Gattin gestorben; an einem Freitag war ihm eine Geliebte entführt, und an einem Freitag auch war er vom Podagra in Perpignan angefallen worden.

Dies war der Charakter Don Pacheco's. Manchem, der seine Nation nicht kennt, mag mein Bild übertrieben scheinen. Nichts ist aber häufiger in Spanien, als ein solches Gemisch von Geist, Leichtgläubigkeit, Fehlern, Tugenden, Größe der Seele, Aberglauben und Galanterie, und was seine Bewohner jemals Großes gewirkt haben, ist nur aus diesem abenteuerlichen Gemisch von Charakterzügen entstanden.

*) Alten Christen so nennt man in Spanien die, welche schon von Alters her von Katholiken, und nicht von getauften Mauren oder Juden, abstammen.

*) Wo Madrid ist, schweige die Welt.

Digitized by Google

Maximen

aus den Memoires des Cardinals von Retz.

Es giebt nichts Unklügeres, als andern die Meinung beizubringen, daß man Handlungen fähig sey, deren Beispiel gefährlich ist.

Alle Macht vermag nichts gegen das Ansehn eines Mannes, der sie in dem Corps (er redet von der Geistlichkeit) erhalten hat, zu welchem er gehört.

Es ist weniger schädlich für einen Großen, Thorheiten zu thun, als sie zu sagen.

Blinde Kühnheit und übertriebene Furcht machen dieselbe Wirkung, wenn man die Gefahr noch nicht kennt.

Es giebt keine Angelegenheit in der Welt, die nicht ihren entscheidenden Augenblick hat, und das Meisterstück des Verstands besteht darin, ihn zu erkennen und zu benuzen.

Unbedeutende Umstände müßen immer als Opfer betrachtet werden, die man großen Planen bringen muß.

Man muß nie die Handlungen nach den Menschen, sondern die Menschen nach den Handlungen beurtheilen.

Nichts beweist den tiefen Verstand eines Menschen so sehr, als wenn er unter großen Nachtheilen zu wählen versteht.

In sehr verwickelten Lagen gehört mehr Aufmerksamkeit dazu, was man seinen Freunden nicht sagen, als was man gegen seine Feinde thun soll.

Es ist für einen großen Mann viel größer, einen Fehler einzugestehen, als ihn gar nicht zu machen.

Die gewöhnliche Hofnung der Unklugheit ist der Gedanke, daß man im Fall des Fehlschlagens noch andre Auswege habe.

Jede Gesellschaft ist Volk; darum hängt alles in derselben vom Augenblick ab.

Unentschlossene Menschen wählen immer gerne so, daß ihnen noch zu wählen übrig bleibt.

Es giebt Zeiten, wo gewisse Leute immer Recht haben.

Nichts überredet den Unverständigen so leicht, als was er nicht versteht.

In Staatssachen ist die Moral freilich nachsichtiger, als in Privat-Angelegenheiten. Allein man muß sich auch in jenen dieser Freiheit nur mit der größten Vorsicht bedienen; denn der Erfolg allein pflegt sich zu rechtfertigen.

Es ist weniger unklug, als Herr zu handeln, als nicht als Diener zu reden.

Die Meisten richten den größten Schaden nur dadurch an, daß sie zu gewissenhaft sind, kleinen anzurichten.

Die meisten Menschen untersuchen weniger die Gründe der Vorschläge, die man ihnen gegen ihre Gesinnung macht, als die Gründe, die man haben kann, dies zu thun.

Viele Fehler werden dadurch gemacht, daß man sich weniger vor der Zukunft, als vor der Gegenwart fürchtet.

Der größte Fehler eines Mannes ist die Gefälligkeit, mit der er sich überredet, daß andre die nemlichen Fehler haben, die er an sich selbst kennt.

Monsieur, der Oheim Ludwigs XIV., sagte mir einst die, mir ewig denkwürdigen Worte: „wären Sie „als französischer Prinz, oder als Infant von Spanien, „oder als König von Ungarn, oder als Prinz von Wallis „gebohren, so würden Sie anders sprechen. Sie müßen „wissen, daß wir Fürsten die Worte für nichts rechnen, „aber die Handlungen nie vergessen. Die Königin erinnert sich, wenn ich will, meiner Worte gegen den Cardinal *) morgen nicht mehr; aber wenn meine Truppen „nur einen Schuß thun, so vergißt sie mirs nach zwei„tausend Jahren nicht, ich mag mir auch Verdienste um „sie machen, so viel ich will."

Die Menschen werden häufig gerade wegen ihrer tadelnswürdigsten Seite geschäzt.

Was die größten Menschen auszeichnet, besteht darin, daß sie die Möglichkeit der Ausführung einer großen That früher, als Andre einsehen.

Alles Außerordentliche scheint denjenigen, die dessellben nicht fähig sind, erst nach der Ausführung desselben möglich.

Die Naturphilosophie.

Nichts ist Erfahrung, kumm die Natur! Die bauen wir selber.
Wie's uns träumte, so ist's, Philosophie der Natur.
Neumann.

Die Zeit an den Spieler.

Prahle, Wicht!
„Ich tödte dich!"
Schaudre, Wicht!
Ich räche mich! B.

*) Es ist vom Cardinal Mazarin die Rede, den die Königin bekanntlich beschüzte, was die Zeiten der Fronde zur Folge hatte.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 48. Den 15. Juni. 1811.

Am heutigen Tag des Jahrs 1793. gab der Polizei-Tagzettel die Zahl der, wegen ihrer Meinungen, in Paris Eingekerkerten zu 6,967 an. Dürfen wir uns heute nicht daran erinnern, um unsern Freuden durch die Betrachtung Dauer zu geben, daß ein gutes Volk nur glücklich ist, wenn es seinen guten Fürsten zu schätzen weiß?

Fürsten- und Bürger-Glück.

Das Verhältniß eines Fürsten zu seinem Volke erscheint nie schöner und größer, als wenn es sich mit ihm in den süssesten Wünschen seines Herzens, und in der Freude über die Erfüllung derselben vereinigt. Lange blickten die Bewohner Badens sorgvoll nach einem Throne empor, auf welchem sie nur die Bürgen ihres eigenen Glücks, nicht aber des Glücks ihrer Söhne und Enkel zu sehen glaubten. Ihr durch Alter und Tugenden gleich erlauchter Fürstenstamm stand zwar jugendlich kräftig unter ihnen da, aber es fehlten ihm noch die Schößlinge, die sich aus seinen Wurzeln erheben mußten, wenn die schöne Gegenwart nicht hie und da durch einen ängstlichen Blick auf die Zukunft getrübt werden sollte. Endlich aber wurden die heissen Wünsche eines guten Volkes zu schönen Hoffnungen, diese Hoffnungen wurden zur Erfüllung, und diese Erfüllung gebahr neue, stolzere Hoffnungen, die sich in die Freuden über die Geburt einer Prinzessin aus der Verbindung des Thronfolgers mit der Tochter des größten Manns unsers Zeitalters mischten. Ja wir dürfen dieses frohe Ereigniß als den Vorläufer größerer Ereignisse ansehen; denn beinahe möchte es gerecht scheinen, daß weibliche Schönheit, weil sie schneller verblüht, und weibliche Tugend, weil sie sich blos im Schooße der Mutter bilden kann, früher sich erneure, als die männliche Größe, welche durch das Gefühl ihrer hohen Bestimmung, durch das Beispiel einer langen Reihe ruhmvoller Väter zum eigenen Streben aufgemuntert wird, und nie zu spät kommen kann, da sie den Reichthum der väterlichen Tugenden, in welchem sie erzogen werden muß, mit jedem Jahre gewachsen findet.

Nichts glich der Freude, womit die Nachricht von der Vergrößerung ihres Fürstengeschlechts von den Bürgern des Großherzogthums Baden aufgenommen wurde; denn schwerlich möchte ein Volk von Deutschland sich in Liebe und Anhänglichkeit gegen sein Regentenhaus mit diesem Volke messen können. Ja, wer die Zeit kennt, in der wir leben, der weiß zu gut, wie selten noch dieser innige Herzensverband zwischen Fürsten und Unterthanen in derselben zu finden ist. Der Freudentaumel dieser Tage wird ihm daher in solcher Rücksicht zu einer merkwürdigen Erscheinung; wenn er anders einen Augenblick sein eigenes Gefühl unterbrechen kann, um seinem Verstande Betrachtungen der Art zu gestatten.

Darum, wenn auch beinahe überall dergleichen öffentliche Nachrichten von Volksfreude mit gerechtem Mißtrauen angesehen werden, so sind wir stolz in unsern Blättern von Bürgern reden zu können, die, belehrt durch die Erfahrungen unsrer Zeit, ihre Väter an ächtem Unterthanensinn wirklich noch übertreffen, weil ihre Liebe sich in derselben kühner bewähren konnte. Wir sagen es mit tiefer Rührung: wohl dem Lande, wo Fürst und Volk sich wechselseitig so innig lieben, daß alles, was beiden Gutes

Digitized by Google

geſchieht, nur zu Einem großen Freudengefühl wird, wo unter den Hunderttauſenden von Stimmen, die ſich dankend zum Himmel erheben, auch nicht Eine iſt, deren Andacht nicht aus einem vollen, tiefbewegten, freudebeglückten Herzen aufſteigt!

Philipp Hackert, biographiſche Skizze, meiſt nach deſſen eigenen Aufſätzen entworfen von Göthe. *)

Im April 1807. ſtarb zu Florenz der deutſche Landſchaftsmahler, Philipp Hackert, nach einem langen, äuſſerſt thätigen, und man darf ſagen, im Ganzen glücklichen und wohlbelohnten, Leben. Zu den vielen herrlichen Erfolgen deſſelben geſellte ſich noch einer der glänzendſten, daß ſein Bild von dem gröſſten Schriftſteller ſeiner Nation unter dieſer aufgeſtellt wurde, und daß ſo ſein Andenken für die ſpäte Zukunft doppelt, in eigenem Verdienſte, und in Göthe's glänzendem Ruhme begründet wurde. Beide, waren langjährige Freunde geweſen. In die Hand des Dichters legte der Künſtler das Vermächtniß derjenigen ſchriftlichen Aufſätze, in welchen er die Ereigniſſe und das Fortſchreiten ſeiner ungewöhnlichen Lebensſchickſale geſchildert hatte. Herr von Göthe behandelte dieſe Darſtellungen mit derjenigen Treue, welche die Freundſchaft und die Anerkennung eines ausgezeichneten Verdienſtes erfodert, aber auch mit der zarten Sorgfalt, welche dem Freunde jede Mißdeutung und Schmälerung deſſelben zu verhüten ſucht. So ward denn aus dieſem Werke eine Lebensbeſchreibung, in welcher die Eigenthümlichkeit eines ſchönen Talents für Leben und Kunſt durch den feinen Sinn eines vollendeten Mannes zwar erhalten, aber hie und da doch, wo es noth that, kunſtvoll gemildert worden iſt.

Wir haben Hackerts Umgang ſelbſt noch drei Jahre vor ſeinem Tode in Florenz geraume Zeit genoſſen, und verdanken ihm die Erinnerung an manche ſchöne Stunde, welche er uns gemacht, bald indem wir in der Stadt, an ſeiner Staffelei ſtehend, ſeinen Arbeiten zuſahen, bald auf ſeinem Landgut bei San Pietro di Carreggio die Sommtage zubrachten, und an manchen intereſſanten Menſchen, den er uns nahe geführt hat. Wir ſahen ihn lang und oft genug, um in ihm den, in allen ſeinen Verhältniſſen völlig gerunderten, feſt beſtimmten Menſchen zu erkennen, wie er ſich in dieſem Buche bald ſelbſt, bald in der Schilderung ſeines Freundes darſtellt. Die Leſung deſſelben hatte daher ein Intereſſe für uns, das wir nicht mit dem Publikum theilen können, welches aber groß genug iſt, um auch diejenigen, die Hackerten nicht perſönlich gekannt haben, zu befriedigen.

Das Leben der ſeltenen Männer, welche, wie es Göthe von Hackerten ſagt, auf eine entſchiedene Weiſe ihres eigenen Glücks Schmiede ſind, hat etwas Anziehendes, was wenige andre literariſche Produkte haben können. Jeder Menſch von eigener Kraft lebt gleichſam theilweiſe in dem fremden Leben, und auch die Andern ſehen, was ſie thun könnten, wenn ſie wollten, erinnern ſich der günſtigen Augenblicke ihres eigenen Lebens, wenn ſie ſie auch gleich ungenuzt gelaſſen, doch nicht ungern, und faſſen ſich, durch fremde Erfolge aufgemuthet, eine, freilich nur zu ſchnell wieder verfliegende, Kraft für ihre Zukunft. Hier ſind überdieß noch merkwürdige, höhere Verhältniſſe in einzelnen, treffenden Zügen geſchildert, und wir glauben unſern Leſern nicht mißfällig zu ſeyn, wenn wir einiges der Art ausheben, um ihnen einen Vorſchmack von dem gröſſern Genuſſe zu geben, der ſie in dem Buche erwartet. Es iſt in den beiden erſten Nummern von dem vorigen neapolitaniſchen Hofe, in der letzten von Hackerten ſelbſt die Rede.

I. Sonderbare Audienz.

Eines Abends kam ein ſicilianiſcher Prieſter zum König zur öffentlichen Audienz. Nach ſpaniſchem Hofgebrauch muß er ſich bei dem Thürſteher melden und ſagen, was ſein Verlangen in der Audienz iſt. Dieſes wird aufgeſchrieben, und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgeſtrichen. Der König ſtehet vor einem Tiſch, und erwiedert kein Wort. Vor der Thüre ſtehen zwei Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerſt mit Kniebeugen demſelben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiſer Leopold einen Hund geſchenkt bekommen, den ſie in der Feſtung Belgrad bei dem commandirenden Baſſa gefunden hatten. Der Hund war ſehr groß und ſchön, zahm wie ein Lamm, und daher beſtändig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde ſind, die

*) Tübingen 1811.

Digitized by Google

nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König, eines Processes halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche, und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: ich habe eine gebratene Salsiccia in der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — Der König sagte ihm: „gebt's dem Hund.“ Nachdem er dem König alles gesagt, und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben, und ihm sagen: dieses wäre, damit er zu leben hätte; sein Proceß sollte bald geendigt seyn. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Proceß gewann. Als er zum König kam, und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „jezt werdet ihr wohl nicht mehr eine Salsiccia in der Tasche haben für den Bassa.“ So hieß der Hund. Nein, sagte der Priester: ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Maj. habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.

II. Hofintrigue und Fasaneneyer.

Im Jahr 1787. wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambuca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caserta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückkehrte, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr abgieng, und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Princeß Jaci als Oberhaupt desgleichen; so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo de China vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ, und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obristlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta, und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoner-Offizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, sezte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Cametirinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, voll Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Napel anfragte, ob die Fasaneneyer müßten länger gebrütet werden, als die Hühnereyer. Die Glucke hätte schon 20 Tage auf den Eyern gesessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wollte also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin, und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eyer?“ Die Königin, die viel Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eyer zu nehmen, und sie nach Napel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig, und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf, und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben, leset die übrigen;“ und gieng zum Billiard. Die Passion zur Jagd gieng so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eyer genommen hatte; die denn auf ihr rothwelsches Italienisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von 20 Fasaneneyern machte. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so gieng der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte, und sich an die 3000 Duc. jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesezt, behielt seinen ganzen Gehalt, und zog sich nach Palermo zurück. Viele andre kamen Zeitlebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten. (Der Beschl. folgt.)

Welchen Einfluß wird die Freiwerdung der amerikanischen Kolonien auf den europäischen Handel haben?

Beschluß.

Aber auf Ost-Indien und seinen Handel, und somit auf Englands Schicksal, wird die Unabhängigkeit des spanischen Amerika's am meisten wirken. Das Beispiel dieser leztern muß einen politischen Einfluß auf Süd-Asien entwickeln, bei dem allmählig das ganze bisherige Colonial-Wesen von Europa zu Grunde gehen wird. Die Folgen einer solchen Revolution für den Handel sind kaum zu berechnen, und gehören nicht in unsern jezigen Kreis. Nur

Digitized by Google

bemerken wir hier, daß die merkantilische Thätigkeit der Amerikaner sich zunächst, über die Süd-See hin, manches Zweigs des ostindischen Handels, besonders mit den Ost-Küsten von Asien, bemächtigen wird.

Der unmittelbare Verkehr zwischen den europäischen und spanisch-amerikanischen Kaufleuten, und das Zunehmen der Agrikultur-Industrie muß, wie wir schon bemerkt haben, die Kolonial-Artikel im Preise herabsetzen. Dieses wird besonders bei Zucker, Caffee, Indigo u. s. w. der Fall seyn, deren Industrie im neuen Continent in raschem Steigen begriffen ist. Hierauf wirkt noch überdieß das Eingreifen des ostindischen Handels in diese Waaren, welches seit einigen Jahren so bedeutend geworden ist, daß sich die mächtigen Folgen bereits gezeigt haben, *) und so können sich diejenigen, welche jetzt manche Genüsse schmerzlich entbehren müssen, mit einer Zukunft trösten, wo sie sich aufs reichste für dieselben entschädigen können.

Wenn der europäische Handel auf der einen Seite durch das Sinken der Preise der amerikanischen Produkte gewinnen wird, so werden sich ihm auf der andern durch den Abfall mehrerer natürlichen Erzeugnisse unsres Welttheils neue Vortheile öfnen. Diese müssen sich besonders in dem Handel mit Weinen, gebrannten Wassern und Oel, deren eigene Produktion bisher absichtlich in den spanischen Kolonien verhindert, und deren Anschaffung ausschließend dem Handel des Mutterlandes eingeräumt war, mit gröbern Metallwaaren, mit Leinwand- und Tuch-Artickeln, so wie mit bloßen Luxusfabrikaten, zeigen.

Am bedeutendsten muß indeß die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien auf den Handel mit Geld wirken. Sollten wir uns irren, wenn wir glauben, daß sein bisheriger Werth bedeutend sinken wird? Unsre Gründe sind folgende:

1.) Die großen Benefize des spanisch-amerikanischen Handels kommen nicht mehr der Regierung allein zu, sondern vertheilen sich auf zahllosen Wegen in den europäischen Handel. Die schnellere und verbreitetere Zirkulation des Gelds muß dieses nothwendig in seinem Werthe herabsetzen.

2.) Die Ausbeutung der Bergwerke wird durch die leichtere Anschaffung der dazu nöthigen Gerätschaften und die Aufhebung mancher anderer Hindernisse minder kostspielig, und dadurch sowohl, als durch die erhöhte metallurgische Industrie, der Werth des Metalls sinken.

3.) Wegen des unmittelbaren Verkehrs dieser Staaten mit den andern Welttheilen wird der Tausch der Waaren direkter, und verliert das Geld von seinem blos industriösen Imaginations-Werth.

4.) Die amerikanischen Staaten werden allmählig eine Menge Artickel erzeugen, welche man bisher von Ländern kaufte, wo man blos mit baarem Gelde bezahlte, das damit für den europäischen Handel völlig verloren gieng. Jedermann weiß, daß dieß in einem großen Theil des ostindischen und levantischen Handels der Fall war; aber Jedermann begreift auch, daß dieß in Amerika nicht statt finden wird.

5.) Eine Menge Gelds blieb bisher, wegen Mangels an Industrie, wegen des Geists der Nation und der großen Bedürfnisse des Cultus, todt in Spanien liegen. Dieß hört von nun an auf.

6.) Die metallurgische Industrie wird auf mehreren Punkten der bisherigen spanischen Kolonien erwachen, das Tagelohn der Arbeiter durch den Anwachs der Bevölkerung und die leichtere Subsistenz durch fleißigern Anbau, geringer werden, und beides durch größere Produktion der kostbaren Metalle auf ihr Herabsinken im Werthe wirken.

7.) Durch die völlige Freiheit aller Industrie in den spanisch-amerikanischen Staaten werden die ungeheuren, besonders in Mexico todt liegenden, Kapitale in Zirkulation gesetzt, und mit obigen Gründen für das Sinken des Geld-Werths wirksam werden.

In diesen Punkten scheint uns das Bedeutendste zu liegen, was der europäische Handel von der großen amerikanischen Revolution zu erwarten hat. Wir haben das Meiste nur angedeutet, und würden uns freuen, wenn ein andrer Schriftsteller, welcher mit diesem Gegenstand genauer bekannt ist, denselben weiter und besser ausführte.

---

*) Herr von Humboldt schreibt den Umstand, daß der Preis des Zuckers, nach der Verwüstung von S. Domingo, nicht gelitten ist, folgenden Ursachen zu: 1.) der Einführung des zuckerrohrs von Otaheit, welches ein Drittheil mehr Saft ausgiebt, als die, bisher gebaute, Pflanze; 2.) den Fortschritten des Zuckerbaus auf der Küste von Mexico, in der Luisiana, in Caracas, der holländischen Guayana und in Brasilien; 3.) der Einfuhr des ostindischen Zuckers in Europa und Amerika, bis so beträchtlich ist, daß blos die amerikanischen Freistaaten im Jahr 1800. 1.221,400 Kilogramme ostindischen Zuckers erhielten, der natürlich wohlfeiler war, als der von den ihnen benachbarten Ländern. Der Engländer Bofford schätzt das jährliche Erzeugniß von Zucker in Bengalen über 10 000.000 Kilogramme; und in Mexico nimmt H. v. Humboldt es zu 16 000.000 Kil. an. Berechnet man nun die jährliche Konsumtion des Zuckers in Europa nach der von Frankreich von 20.000.000 Kilogr., so erkennt man leicht, wie wichtig diese Fortschritte der Cultur sind: da die Einfuhr des bengalischen Zuckers in Nord-Amerika allein in drei Jahren folgendermaßen zugenommen hat:

1800 — 526,472 Kilogramme.
1801 — 790,593 —
1802 — 1.221,400 —

Uebrigens kann man diese drei Ursachen, warum der Preis des Zuckers nicht gelitten ist, so findet man, daß sie noch im Fortschreiten sind, und daß dieser Artickel bald auf einen Preis kommen wird, der, im Verhältniß zu andern Bedürfnissen, natürlich, und somit bleibend ist.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 49. Den 19 Juni. 1811.

Den 19ten Juni 1792 erließ die französische National-Versammlung ein Dekret, vermöge dessen alle, in den öffentlichen Archiven aufbewahrten, Adels-Diplome verbrannt werden sollten. Zwei Jahre später, und an demselben Tag, beschloß der Convent die Verfertigung von 1,105 Millionen Livres Assignaten, die nach einigen Jahren gleichfalls verbrannt wurden. Wie viele Ansprüche, wie viel Wohlstand loderten in diesen Pergamenten und Papieren auf! Und dennoch, wie schnell seufzt der Mensch seine Schmerzen, wie schnell lacht er seine Erfahrungen weg!

Widerlegung der Vorstellungen, welche man sich in Europa über die Eingeschränktheit der asiatischen Frauen macht, und Vergleichung ihres Zustands mit dem der Europäerinnen, von dem Persier Mirza-Abu-Taleb-Khan.

I.

Diese merkwürdige Ausführung eines Paradoxons (wenigstens für die meisten Europäer,) ist wirklich von einem Perser dieses Namens geschrieben worden. Dieser Mann, aus einer Fürsten-Familie seines Landes, welchen der Herausgeber der Süd-deutschen Miscellen im Jahr 1802. oder 1803. in Livorno gesehen zu haben, sich erinnert, machte von 1799. bis 1803. Reisen von Bengalen über das Vorgebirg der guten Hofnung nach Irland und England, und gieng von da nach Paris, und über Süd-Frankreich, Italien und Konstantinopel wieder in sein Vaterland zurück, wo er für seine Landsleute einen Bericht über seine Reise aufgesetzt hat, welcher kürzlich von Charles Stewart ins Englische, und aus diesem ins Französische übersetzt worden ist. Das Werk hat alle Beglaubigung eines Originals; der Verfasser erscheint durchgängig in demselben als ein, wiewohl durch englisches Leben etwas umgebildeter, Orientale, und spricht seine Ansichten so gesund und interessant aus, daß wir uns freuen, unsern Lesern noch mehrere merkwürdige Bruchstücke aus seinem Werk versprechen zu können.

II.

In einer Gesellschaft, in welcher ich mich einst in London befand, kam das Gespräch auf die Freiheit, von welcher die Engländer unter allen Nationen die gesundesten Begriffe zu haben behaupten. Eine Dame richtete das Wort an mich, und bemerkte, daß die Weiber in Asien gar keine Freiheit genößen, sondern, als wahre Sklavinnen, ohne Ehre und Ansehn unter der Gewalt ihrer Männer lebten. Dabei machte sie uns Männern den Vorwurf der Ungerechtigkeit, und unsern Frauen den der Schwachheit, daß sie sich eine solche Behandlung gefallen ließen. Alle Mühe, die ich mir gab, sie zu widerlegen und zu überzeugen, daß die Sache gerade umgekehrt ist, und daß die Weiber in Europa gar keine Gewalt haben, war vergebens. Inzwischen fieng sie doch nach und nach an, in ihrer Meinung zu wanken, und am Ende sogar zu zweifeln, und bat mich, meine Ideen über diesen Gegenstand schriftlich aufzusetzen, damit sie sie leichter fassen könnte. Da diese falsche Meinung unter den Europäern überhaupt Wurzel gefaßt hat, so glaubte ich mich etwas über die Vorrechte verbreiten zu müßen, welche das schöne Geschlecht

Digitized by Google

in Europa und in Asien genießt; wobei ich übrigens gar nichts berühre, was beiden gemeinschaftlich ist.

Die Gründe, welche zu beweisen scheinen, daß die Freiheit der asiatischen Weiber beschränkter sei, als die der Europäerinnen, sind meiner Meinung nach folgende:

Erstlich, der wenige Verkehr, den sie mit den Männern haben, und die Zurückgezogenheit, in welcher sie leben. Diese Vorstellung hat hauptsächlich zu den falschen Begriffen Anlaß gegeben, welche man in Europa, über die Asiatinnen hat, indem man glaubte, daß diese die größte Lust fühlten, in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herumzulaufen, daß sie aber von ihren Männern unter Schloß und Riegel gehalten würden. Nun ist aber zu bemerken, daß dieser Mangel an Verkehr, welcher allen Nachtheilen, die aus der Zulassung von Fremden entspringen könnten, vorbeugt, und der Arbeit und nützlichen Beschäftigungen so viele Zeit gewinnt, von so wohlthätigem Einfluß ist, daß man es gar nicht zu beweisen braucht. Dem ungeachtet ist dieser Verkehr zwischen beiden Geschlechtern in England erlaubt, was man einerseits der Tugend der brittischen Frauen, und andrer Seits der Furcht vor andern Nachtheilen beimessen muß, welche ich hier darlegen will, und die in Asien gar nicht bekannt sind. Ein solcher ist:

Vor allen Dingen der hohe Preis aller Lebensbedürfnisse, die geringe Zahl von Dienerschaft und die Beschränktheit der Wohnungen; denn wenn Mann und Frau jedes eigene Wohnung, eigenen Tisch und eigene Equipagen hätten, so könnten die wenigsten diese Ausgaben aushalten. Darum müßen die Eheleute zusammenessen, in einem Zimmer schlafen, und beinah immer bei einander seyn, was dem asiatischen Gebrauch völlig entgegen ist, indem die niedrigen Preise den Weibern erlauben, besondre Wohnungen zu haben, und sich nicht so sehr nach den Gewohnheiten und Launen der Männer zu richten. Ja, sind sie in Gesellschaft ihrer vertrauten Freundinnen, so bleiben sie gerne mehrere Tage von ihren Männern fern, denen sie alsdann das Essen in ihre Wohnungen schicken. Gleichen Vortheil hat auch der Mann, wenn er allein und ruhig seyn will.

Ferner: die Kälte des Klima's macht stärkere Leibesbewegung nöthig, und auf Spaziergängen kann man sich den Augen der Welt nicht verbergen.

Ueberdieß ist in England jedermann von gleichem Schlag; denn in dieses Königreich, das in einem Winkel der Welt liegt, kommen nicht so viele Fremden, die sich unter den Einwohnern niederlassen, und das Sittenverderbniß aller Länder verbreiten. Ehe die Muselmänner nach Indostan kamen, brauchten sich die Weiber den Blicken der Männer nicht zu entziehn, und dieses findet sogar noch in den Dörfern Statt, wo man den alten Sitten folgt. In den Städten hingegen ist die Vorsicht so groß geworden, daß eine Frau sich kaum vor ihrem Schwiegervater, und eine Schwester nur selten vor ihrem Bruder sehen läßt. *)

Sodann befinden sich die Weiber in Europa in der Nothwendigkeit, sich Kenntniß von dem Gewerbs- und Standes-Leben des Mannes zu erwerben; während sich die Pflichten der asiatischen Frauen blos darauf beschränken, auf das Eigenthum des Mannes Acht zu haben, und ihre Kinder zu erziehen, wozu sie keine Kenntniß des öffentlichen Lebens zu sammeln, und sich also auch nicht in demselben zu zeigen brauchen. Zu dieser Zurückgezogenheit haben sie noch weitere Gründe in ihrer Liebe zur Stille und Ruhe, in der Sorge für die Unbeflektheit ihrer Ehre, welche durch die Roheit der Männer in den Straßen leiden könnte, eine Sorge, die sie mit den Frauen aus den höhern Ständen von Europa gemein haben, welche sich, um ihre Würde zu erhalten, nie ohne Begleitung von Männern oder Bedienten, die sie im Nothfall beschützen, öffentlich zeigen. Die Vorstellung, daß die Weiber in Asien nie ein andres männliches Gesicht erblicken, als das ihres Gatten, ist aber ganz falsch. Sie können die Gesellschaft der männlichen Verwandten des Letztern, ihres Vaters, ihrer alten Nachbarn und ihrer Bedienten genießen, und selbst bei ihrer Tafel sind immer mehrere Männer und Frauen zugegen. Auch hindert sie niemand, sich, selbst ohne Wissen des Mannes, in Sänften zu ihren Verwandten und zu andern Frauen ihres Standes bringen zu lassen. Die Gärten stehen für sie offen, nachdem die Fremden entfernt sind; sie können Musiker und Tänzer in ihre Gemächer kommen lassen, kurz, sie haben eine Menge Mittel, ihre Zeit angenehm hinzubringen.

Ein zweiter Grund liegt in dem Recht, das die

*) Dieses scheint mit einigem, was folgt, in Widerspruch zu stehen.

Digitized by Google

Männer durch das Gesez haben, mehrere Weiber zu heirathen, was in den Augen der Europäerinnen eine schreckliche Unterdrückung ist. Allein dieses Gesez gründet sich auf die natürliche Beschaffenheit beider Geschlechter, welche die Frau in den lezten Monaten ihrer Schwangerschaft und während sie ihre Kinder säugt, von dem Manne trennt. Ueberdieß haben die asiatischen Weiber noch andre Epochen, welche diese Trennung nöthig machen. So lassen die Gesetze im Orient dem Manne Gerechtigkeit widerfahren, ohne der Frau Unrecht zu thun; denn die Ehre der ersten und rechtmäßigen Gattin leidet nicht durch die andern Frauen, indem diese, wenn sie einem schon verheiratheten Manne die Hand geben, nicht in die Gesellschaft der Damen zugelassen werden, weil kein Mann von Ehre seiner Tochter eine solche Heirath gestattet. Eine solche Frau von Familie hat daher ihre eigene Wohnung, und die andern Frauen leben bei ihr auf dem Fuß von Dienerinnen, die der Mann zuweilen, wiewohl nur heimlich, besucht. Leztere können dem Schicksal der erstern keinen Eintrag thun; denn ob sie gleich, wie diese, das Erbfolgerecht haben, so hat sich die erste und rechtmäßige Frau doch gewöhnlich ein so starkes Witthum ausbedungen, daß für die andern nichts mehr übrig bleibt. Die Vorstellung, daß die Männer in Asien allgemein drei bis vier Frauen haben, ist sehr ungegründet; denn meistens ist es nur eine Einzige. Unter tausend Männern sind vielleicht kaum fünfzig, die eine oder zwo Frauen, und unter diesen schwerlich zehen, die mehr, als eine haben. Die Furcht vor den schlimmen Folgen der Vielweiberei giebt den Männern Geduld, sich in den Zeiten, da es die Natur nöthig macht, von ihren rechtmäßigen Gattinnen zu enthalten; denn, nach meinen eigenen Erfahrungen, ist es leichter, mit zwo Tigerinnen, als mit zwei Weibern zu leben. (D. Beschl. folgt.)

Fragmente über Portugal, zur Schilderung der Regierungen der lezten Könige aus dem Hause Braganza.

Fortsezung.

III.

Wir machten in Porto die Bekanntschaft eines portugiesischen Edelmanns, der viel mit Engländern lebte, und dessen Physiognomie uns wegen der tiefen Züge innerer Leiden, die sie trug, auf seine Geschichte begierig gemacht hatte. Eines Abends schloß er sich in folgender Erzählung auf:

„Ich bin in der Provinz Entre-Douro y Minho geboren, wo mein Vater in der Nähe vom Hafen von Viana ein ganz artiges Gütchen hatte, von dem wir mit Bequemlichkeit lebten. Wir besorgten den Verkauf der Erzeugnisse unsres Bodens selber, und so geschah es denn, daß wir eines Morgens den Fluß Lima hinabfuhren, um in obigem Hafen ein Schiff, das nach Lissabon bestimmt war, mit Getreide zu laden. Als wir am Schloß von St. Jakob vorbeikamen, sahen wir durch ein Thor desselben, welches sich auf den Hafen öffnete, Waaren aus einem Fahrzeug hineintragen. Die Sache fiel uns auf, indem dieses Thor schon seit mehreren Jahren zugemauert gewesen war; inzwischen achteten wir nicht weiter darauf, und verfolgten unsern Weg.

Kurze Zeit nachher ließ der Ober-Intendant des königlichen Mauthwesens, welcher gerade seine Visitation in der Provinz hielt, meinen Vater zu sich nach Viana rufen. Nach einem Eidschwur, den er ablegen mußte, daß er mit aller Wahrheit auf die Fragen antworten wolle, welche an ihn gemacht werden würden, frug man ihn: ob er nicht an einem bestimmten Tage das Thor des Schlosses von St. Jakob, das auf den Hafen stieß, offen, und Waaren aus einem, vor demselben liegenden, Schiff hineintragen gesehen habe? Durch seinen Schwur gebunden, antwortete mein Vater bejahend, unterließ aber nicht, sogleich den Commandanten des Schlosses, seinen vertrauten Freund, davon zu benachrichtigen. Dieser umarmte ihn, nach seiner gewöhnlichen Weise, aufs herzlichste, dankte ihm für seine Mittheilung, versicherte ihn, daß ihn die Sache nichts angienge, und daß er auch, wenn dieses der Fall wäre, die Wahrheit, seiner Meinung nach, hätte sagen müssen.

Ungefähr zween Monate nachher erfuhren wir aber dennoch, daß der Kommandant kassirt worden war, weil er Schleichwaaren hatte ins Schloß schaffen lassen.

Mein Vater, welcher gerade krank war, schickte mich sogleich nach Viana, um den Kommandanten zu besuchen, ihm in seinem Namen seine Theinahme zu bezeugen, und ihm jede Hülfe anzubieten. Die Antwort war, daß er meinem Vater keinen Vorwurf über die Sache mache, daß er sie als eine Strafe ansehe, die ihm seine Sünden vom Himmel zugezogen, und daß er ihm herzlich für die Theilnahme an seinem Unglück danke.

Wenige Tage darauf, um die Mitternachtsstunde, da schon unsre ganze Familie schlief, glaubte ich ein Geräusch vor unsrer Thüre zu hören. Ich lief ans Fenstre, und sah, daß das Haus ganz mit Soldaten umringt war. Auf meine Frage, was man wollte, erhielt ich die barsche Antwort, daß ich auf Befehl des Königs und der heiligen Inquisition die Thüre öfnen sollte. Ich wußte wohl, daß hier gehorcht werden mußte, schloß daher das Haus auf, und fand den Calvo Mondragao, einen alten Commissär der Inquisition, den ich in Braga zuweilen gesehen hatte, mit einem Trupp Soldaten. Er komme im Namen derselben, sagte er mir, um meinen Vater nach Coimbra zu führen, wo er auf eine Anklage, die vor dem heiligen Tribunal gegen ihn erhoben worden sey, Antwort zu geben habe. Ueber diesem Lärm war natürlich meine ganze Familie aufgewacht. Von dem Schrecken und dem Schmerz meiner Mutter und meiner Schwester sag' ich nichts; mein Vater faßte sich, tröstete sie, so gut er konnte, und sprach, eh' er in die Sänfte stieg, zu mir: „lieber Georg,

Digitized by Google

die empfehl' ich deine Mutter und deine Schwester. In die müßten sie ihren Vater und Beschützer finden, wenn ihr mich nicht mehr sehen solltet. Ich segne euch mit aller meiner Liebe; mein Segen ist alles, was ich euch zurücklassen kann."

Die Verzweiflung meiner Mutter und Schwester wirkte so heftig auf meinen Vater, daß wir ihn in die Sänfte tragen mußten. Der Commissär setzte sich zu ihm ein, nachdem er ihm erst zuvor Ketten angelegt hatte. Eine Woche blieb in unserm Hause zurück, weil die Inquisition bereits meines Vaters ganzes Vermögen konfiscirt hatte. Auch mußten wir wirklich am andern Morgen ausziehn.

Mein erster Gang am folgenden Tag war zu einem Edelmann aus unser Nachbarschaft, welcher wenige Tage nach dieser Szene meine Schwester hatte heirathen sollen. Er war redlich genug, sich mit mir in allen Bemühungen für die Rettung meines Vaters und unsres Vermögens zu vereinigen. Allein der schrecklichste Vorfall hatte meine Schwester derrmassen angegriffen, daß sie in ein hitziges Fieber verfiel, an welchem sie gerade denselben Tag, da ihre Hochzeit gefeiert werden sollte, verschied.

Ich gieng nach Viana, um für meine Mutter eine kleine Wohnung zu miethen, und eine geringe Summe Geldes, die wir bei einem englischen Kaufmann stehen hatten, und welche der einzige Ueberrest unsres Vermögens war, zu erheben. Aber niemand wollte uns in sein Haus aufnehmen, und selbst unsre vorigen Freunde und Bekannten wagten es nicht mehr, sich mit uns einzulassen. Blos jener abgesetzte Kommandant des Schlosses von St. Jakob machte eine Ausnahme. Er suchte uns zu trösten, und bot uns seine Dienste, wiewohl auf eine Weise an, daß wir keinen Gebrauch davon machen konnten.

Thätiger, und mit wahrer Theilnahme, half uns ein englischer Kaufmann, mit welchem mein Vater sonst Geschäfte gemacht hatte. Er übernahm es, für meine Mutter zu sorgen, und streckte mir das nöthige Geld vor, um die gehörigen Schritte für die Befreiung meines Vaters zu thun. Ich begab mich deshalb nach Lissabon, und versuchte ein ganzes Jahr lang alles Mögliche, ohne daß ich im geringsten weiter kam, als ich im Anfang gewesen war. Niemand konnte, niemand wollte mir den Grund von meines Vaters Unglück sagen. Ich erfuhr nicht einmal, in welchem Gefängniß er sich befand, und ob er noch lebte, und kehrte endlich nach Porto zurück, wo ich dem englischen Kaufmann, meinem großmüthigen Beschützer, auf seinem Komptoir nützlich zu werden suchte.

So verzogen acht Jahre, als ich endlich einen Brief vom Sohn jenes abgesetzten Kommandanten erhielt, in welchem er mich bat, an das Sterbebette seines Vaters zu eilen, der meine Gegenwart aufs äußerste wünschte, und mir wichtige Dinge zu eröffnen hätte. Ich eilte nach Viana, und fand ihn von einer Menge Dominikaner umgeben, welche ihm in seiner letzten Stunde beistanden. So wie er meiner ansichtig wurde, erklärte er, daß er nicht sterben könne, ohne sein Gewissen vorher gegen mich entlastet zu haben. „Erinnern Sie sich noch des Tags," fieng er an, „da ich auf einem Kreuzweg Sie und Ihren Vater beschäftigt fand, eine große Schlange, die sich um das Krucifix gewunden hatte, zu tödten? Kurze Zeit nachher legte Ihr Vater Erklärungen gegen mich ab, die mich um meine Stelle in der Provinz, und um meinen Rang in der Armee brachten. Ich glaubte nun, und glaube bis vor wenigen Stunden, daß ich berechtigt sey, mich zu rächen, und dingte falsche Zeugen, welche vor der Inquisition erklären mußten, daß sie Ihren Vater öfters des Morgens das Krucifix mit dem Stock schlagen gesehen. Auf diese Erklärung wurde er fest genommen, und für diese abscheuliche Handlung bitte ich Sie und den Himmel um Vergebung."

Alle Umstehenden entsetzten sich, und der Sterbende sank auf sein Bette zurück, um nie wieder aufzustehen. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mir von allen Gegenwärtigen das, was sie gehört hatten, schriftlich bezeugen zu lassen, und vor die Tribunale der Inquisition zu eilen, um meines Vaters Unschuld zu erweisen. Ich kam beinah in dem Augenblick in Lissabon an, da der vorige König starb, und fand alle Behörden in größter Bewegung. Nach einem Jahre gelang es mir endlich zu bewirken, daß mein Vater freigesprochen, und wieder in den Besitz seines Vermögens und seiner Würden eingesetzt wurde. Aber er war schon vor drei Jahren in den Gefängnissen der Inquisition gestorben. Ich will Ihnen meinen Schmerz nicht beschreiben. Meine Mutter tödtete diese Nachricht, und mir ist es bis jetzt noch nicht gelungen, mein väterliches Vermögen wieder zu erhalten, unerachtet der feierlichste Richterspruch mir dasselbe zugesprochen hat."

Julchens Erklärung.

Als Medikaster Tom erschien,
Um sie zu freyen,
Hob Julchen an zu schreyen:
Wo denkt er hin!
Mein Lieber Tomé Arzneyen,
Als — ihn!

Hang.

Scharfe Kritik.

Jungfrau von Orleans? Jungfrau! Pfui, wie gemein!
Und Herr von Schiller nennt sich dieses Dichterlein?
Mon Dieu! der ist gewiß, man merkts ihm deutlich an,
Nicht von Geburt, nur durch Verdienst ein Edelmann.
Wär' er ein Adelicher comme il faut, ich wette,
Daß er Fräulein von Orleans geschrieben hätte!

B.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 50. Den 22. Juni. 1811.

„.... Du Galilei, Sohn des Vinzenz Galilei, aus Florenz, bist vor der heiligen Inquisition angeklagt worden, daß du die, von einigen behauptete, falsche Lehre glaubst und verbreitest: die Sonne sey der Mittelpunkt der Welt, sie sey unbeweglich; die Erde sey es aber nicht, sondern mache einen täglichen Kreislauf. ... So sagen und erklären wir denn, daß du, Galilei, dich der Ketzerei durch diese falsche Behauptung, von der Bewegung der Erde und dem Stillstand der Sonne völlig verdächtig gemacht hast. ... Von den, dich betreffenden, Strafen wollen wir dich jedoch freisprechen, wenn du von diesem Augenblick an aufrichtig und ungeheuchelt diese Irrthümer und Ketzereien abschwörst. ...“

Dekret der römischen Inquisition, vom 22. Juni 1633.

Denkwürdigkeiten der Minnegerichte des neunzehenten Jahrhunderts.

II. Fiammetta, Boccacci's Geliebte. *)

In einer sehr vertrauten Gesellschaft war der Dekamerone des Boccacci gelesen worden. Oft hatten die Frauen sich der Fortsetzung dieser Unterhaltung widersetzt, noch öfters sich aus Sittsamkeit bei so vielen Stellen entfernt, denen der nöthige Schleier offenbar ganz fehlte. Die Männer meinten, daß dieß Alles im Italienischen ganz anders klänge, daß man das Werk als das treue Gemählde des Geists der Unterhaltung zu Boccacci's Zeit ansehen; und es also blos historisch betrachten müsse. Die Damen aber behaupteten, daß es ihnen nun einmal ganz unmöglich sey, sich auf jenen Standpunkt zu erheben, und äußerten, als man auf Boccacci selbst zu reden kam, einmüthig, er könne nichts anders, als ein sehr muthwilliger, frivoler, sogar liederlicher Mensch gewesen seyn, weil er mit sichtbarem Wohlgefallen bei den schlüpfrigsten Szenen verweile, und den Schleier der Sittsamkeit jeden Augenblick mit frecher Lüsternheit zerrissen habe.

Thun Sie dem guten Boccacci nicht Unrecht, meine Damen, fieng ein alter italienischer Abbé an; denn nichts steht ihnen besser, als die Anmuth, mit welcher Sie Sünden verzeihen.

Wer wird aber auch solche Sünden verzeihen können? riefen alle zusammen.

Wenn ich Sie aber nur um Gerechtigkeit bitte, fuhr der Abbé fort, so werden Sie mir diese doch nicht versagen? Und wahrlich, die müßen Sie mir geben, wenn Sie einige Momente nur Ihre Blicke von dem Buch wegwenden, und sie dem Leben seines Verfassers schenken mögen. Boccacci ist nicht der lüsterne Wüstling, welcher seine geheimsten Freuden ausplaudert, und von Frauen zu Frauen gaukelt, um bei jeder zu genießen, wofür er sie mit Undank belohnt. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie versichere, daß er beinah sein ganzes Leben hindurch

*) Boccacci, und nicht Boccaccio muß geschrieben werden, wie mehrere Italiener neulich bewiesen haben.

Digitized by Google

nur Eine Geliebte gehabt, welche er angebetet, in allen seinen Schriften gepriesen, und diese beinah einzig und allein für seine Ausserkohrene geschrieben hat?

Ei, über der Auserkohrenen, welche sich durch solche Schriften gerühmt glauben konnte! sagten einige der Frauen.

Weil Sie immer nach dem Dekamerone urtheilen, erwiederte der Abbè, so will ich zuerst bei diesem stehen bleiben, und Sie daran erinnern, wie oft und wie herzlich Sie doch über manche seiner Novellen gelacht haben. Boccacci schrieb für die Frauen seiner Zeit, welche in ihren engen Wohnungen eingeschlossen, unaufhörlich durch das Geläute geängstigt wurden, mit welchem man die Pestodten zu Grabe trug. Er wollte ihnen das bunte Gemählde des Lebens vorhalten, welches sie nicht sehen durften, und daher finden wir in seinen Novellen das Gemische des Lächerlichen und Ernsten, der Wahrheit und der Lüge, der Tugend und des Lasters, der Treue und des Verraths, wie sie uns im Leben begegnen. Neben jenen schlüpfrigen Geschichten, über die Sie sich ärgern, stehen die Erzählungen von dem großmüthigen König Alphons von Spanien, von der Dankbarkeit und Freigebigkeit des Abts von Cligni, der Resignation des Messer Ansaldo, dem Streit der Liebe und Freundschaft in der Novelle von Gisippus, der himmlischen Sanftmuth und Beständigkeit Griseldens. O meine liebenswürdigen Freundinnen, ich habe die Thränen wohl bemerkt, welche ihre schönen Augen geweint haben! Solche Gewalt übt kein gemeines Gemüth über die Herzen, und wenn Petrarka, das Muster hoher, romantischer Liebe, bei Lesung des Dekamerone geweint hat, so hat er Boccacci'n gewiß auch seine Schalkheiten verziehen. Und warum wollen Sie grausamer seyn, als der gefühlvolle Sänger Laura's?

Aber ich denke doch, guter Abbè, fieng der Ritter M . . . an, Sie haben damit Boccacci'n nicht gerechtfertigt. Giebt es einen unschuldigeren und getreueren Richter, als das Gewissen, und klagte dieses Boccacci'n nicht am Ende seiner Tage selbst wegen seiner Novellen an?

Lieber Ritter, erwiederte der Abbè, ich weiß wohl, daß Boccacci in seinem Alter jene Werke bereut hat. Aber wer ist Schuld daran? — Es ist eine Frage, ob die Reue in ihm selbst mächtig genug geworden wäre, wenn ihn der schon im Leben wie ein Heiliger verehrte, Karthäuser, Pietro Petroni, nicht an sein Sterbebette gerufen, und ihm in das Gewissen geredet hätte. Glauben Sie nicht, daß ich die Reue des Boccacci table; aber man bereut im Alter Manches, was einem doch in der Jugend verziehen wird. Ueberhaupt bin ich weit entfernt, ihn ganz schuldlos zu finden. Ich will ihn nur entschuldigen, weil es mir weh thut, ihn als einen frechen Wüstling verdammen zu sehen. Sein Verhältniß zu Fiammetta, welches wirklich statt gefunden hat, was auch Tiraboschi dagegen sagen mag, soll mir die Beweise geben. Ich will Ihnen erzählen, was ich mit Mühe darüber gefunden habe, und die Liebe Boccacci's soll Ihnen bald als ein neuer Triumph des schönen Geschlechts erscheinen.

Es war ein merkwürdiger, für sein ganzes Leben entscheidender, Tag, an welchem er seine Geliebte zum erstenmal sah. Er hat in seinen Schriften selbst die Stunde aufbewahrt, in welcher solches geschehen ist. Wie Petrarka seine Laura zuerst am Altare erblickte, so fand Boccacci's Auge Fiammettan zuerst im Tempel Gottes. Während des feierlichen Kirchengesangs sah er eine junge Frau in einem schwarzen Mantel gehüllt vor sich knien, deren wunderschöne Gestalt ihn sogleich mit der brennendsten Liebe erfüllte. Er kam den andern Tag wieder, und fand sie auf derselbigen Stelle. Bald verstanden sich die Augen der Beiden, und die glühende Leidenschaft Boccacci's säumte nicht lange, ein Verhältniß ins Klare zu setzen, zu welchem auch Fiammetta durch gleiche Eindrücke vorbereitet war.

Dieses Verhältniß, fuhr der Abbè fort, war ein blosses Werk der Liebe. Die Augen wählten, und das Herz gab sich hin. Erst als der Tausch schon geschehen war, fand Boccacci, daß er in seiner Geliebten nicht nur eine der schönsten, sondern auch der geistreichsten Frauen besize. Aber die unangenehmste Entdeckung mag es ihm wohl gewesen seyn, da er erfuhr, daß sie schon durch die Bande der Ehe an einen der vornehmsten, liebenswürdigsten und edelgesinntesten Männer ihres Vaterlands gefesselt war. Maria von Aquino, dieß ist ihr eigentlicher Name, war höchstwahrscheinlich die natürliche Tochter Königs Roberts von Neapel, und von Jugend auf in einem Kloster erzogen worden. Ihre Neigung schien sie für das stille Leben in den Mauren zu bestimmen, aber ihre Schönheit vergönnte ihr die Ruhe nicht, welche sie sich gewählt hatte. Einer der ersten Jünglinge von Neapel sah sie, und

Digitized by Google

ward um ihre Hand, die er nur durch die dringendste Verwendung des Königs erhielt.

So lebte Maria denn in einer Ehe, welche ihr Herz nicht geschlossen, und so flog das unbefriedigte Herz leicht dem schönen, jungen Florentiner entgegen, den ihr ihre Augen gezeigt hatten. In der Bezeisterung der Liebe fühlte dieser nicht den Verrath, den er an einem rechtschaffenen Manne übte, und Maria war vielleicht zu schwach, sich einzugestehen, daß die Tugend möglich sey. Wie hätte sie auch dem kühnen, jungen Manne widerstehen können, welcher mit allen äußerlichen Vorzügen die schönsten Gaben des Geistes vereinigte, und von dessen freundlichem Munde sich die gewandteste Beredsamkeit ergoß? Und Boccacci — o es ist leichter zu verdammen, als schuldlos zu seyn! — Boccacci lebte nun einzig und allein für seine Fiammetta. „Ihre Haare, ruft er einmal aus, sind von einer Schönheit, für die ich kein Gleichniß finde, und umschatten die hohe, reichgewölbte Stirne, unter welcher sich zween zarte, schwarze Bogen, durch gehörigen Zwischenraum gesondert, wahlen, und ein paar herrliche, bei jeder ihrer Bewegungen hinreissende, Augen umschließen, in deren Klarheit man kaum zu schauen vermag. Ihre Nase ist so lieblich und verständig gezeichnet; ihre Wangen wie Milch, auf welche man feisches Blut gegossen; ihr sinniger Mund, wie Rosen, die unter Lilien erblühen; und ihr rundes Kinn, mit dem reizenden Grübchen, beherrscht einen schneeweißen, stolz erhobenen Hals." Mit diesen Schönheiten vereinigte sie alle Talente der besten Erziehung, besaß einen reich gebildeten Geist, ein hohes, edelgesinntes Gemüth, und sang und tanzte, daß kein Herz ihr zu widerstehen vermochte.

Damals war es der Geist gebildeter Unterhaltung, von der Liebe zu reden, und von ihren wundervollen Thaten, wie sie sich kurz zuvor in den abenteuerlichen Zeiten der Kreuzzüge oft so preiswürdig verherrlicht hatten. Von Boccacci's Munde floß das Lob der Liebe, der Ruhm ihrer Thaten, die Erzählung des Schönsten und Größten, was für sie gethan und gelitten worden.

(D. Beschl. folgt.)

Widerlegung der Vorstellungen, welche man sich in Europa über die Eingeschränktheit der asiatischen Frauen macht. ꝛc.

Beschluß.

II.

Der dritte Grund liegt in dem Recht des Mannes, sich zu scheiden. Das erlaubt das Gesez, allein man macht nie Gebrauch davon; denn wenn die Beleidigung gar groß ist, so geschieht die Trennung durch Richterspruch und mit Strafe; ist blos üble Laune und Mangel an Geselligkeit Anlaß, so straft der Mann seine Frau dadurch, daß er ihre Wohnung nicht mehr betritt. Der Vortheil, welcher dem Mann damit eingeräumt ist, gründet sich darauf, daß alle Last der Geschäfte und des Erwerbs auf ihm liegt, und daß die Frauen ihr Leben in völliger ungestörter Ruhe hinbringen können. Erhebt aber die Frau eine Klage gegen ihren Mann, wie z. B. daß er seine Zeit nicht gleich unter seinen Frauen vertheile, daß er es ihnen an ihren Bedürfnissen fehlen laße, so können sie sich gleichfalls, auch gegen seinen Willen, scheiden lassen.

Ein vierter Grund: das Gesez räumt dem Zeugniß der Weiber in Asien wenig Glauben ein; denn vor jedem Gerichtshof ist eine Sache durch das Zeugniß zweier Männer beglaubigt, während in gleichem Fall nur das Zeugniß von vier Frauen gültig ist. Diese Verschiedenheit darf aber nicht dem gewaltsamen Uebergewicht eines Geschlechts über das andre, sondern blos dem Mangel der Frauen an Kenntnissen und Erfahrungen und dem Leichtsinn ihres Karakters beigemessen werden.

Der fünfte Grund: die Sitte verlangt in Asien, daß eine Frau, nach dem Tod ihres Mannes, allen öffentlichen Vergnügungen und allem auffallenden Puze entsagt. Dieses kann blos der Ehrfurcht vor dem Andenken ihres Gatten und ihrer Anhänglichkeit an die alten Gebräuche zugeschrieben werden; denn an einer zweiten Heirath hindert sie nichts, als der Spott und der Tadel der Frauen ihres Standes.

Sechster Grund: In Asien haben die Mädchen nicht die Freiheit, sich selbst einen Gatten zu wählen. Hierüber läßt sich nichts sagen; denn in Europa ist die Freiheit in diesem Punkt blos ideal, da die Wahl eines Mädchens ohne Einwilligung seiner Eltern null ist. Daraus entstehen blos Entführungen und Verwirrungen in den Familien. Die Wahl eines Mädchens, das eben aus den Händen seiner Amme kömmt, und das die Natur zum Heirathen auffodert, ist eine Sache, von der das Glück seines ganzen Lebens abhängt. Sie verdient also blos dann Achtung, wenn sie die Billigung erfahrener Eltern hat, und nicht durch blinde Leidenschaft bestimmt worden ist.

Die Vortheile hingegen, welche die Frauen Asiens vor denen von Europa haben, bestehen in folgenden acht Punkten:

Erstlich, in dem Recht der Frauen an das Vermögen und die Kinder ihrer Gatten. Die asiatischen Männer sehen als die Hauptzwecke der Ehe die Fortpflanzung ihres Geschlechts, die Sorge für ihr Vermögen und die Erziehung ihrer Kinder an. Alles dieses überlassen sie den Weibern, damit sie ungestört ihren Geschäften nachgehn können. Darum legen sie den größten Theil ihres Reichthums in die Hände ihrer Frauen, und dieß so ganz ohne Zurückhaltung, daß diese in einem Tage ihr ganzes Vermögen verschleudern können. Wirklich geschieht es auch zuweilen, daß die Frau dem Mann in seinem Alter nur eine spärliche Subsistenz von dem, was er erworben hat, gestattet, und das übrige für ihre Kinder behält. Die Gewalt der Mütter über ihre Kinder ist

Digitized by Google

so groß, daß diese oft ohne allen Unterricht aufwachsen, weil sich jene nicht entschließen können, sie in die Schulen oder auf Reisen zu schicken. Eben so schädlich werden sie ihnen in Krankheiten, wo sie ihnen gewöhnlich nichts versagen, nichts Unangenehmes zumuthen, und aus übelangewandter Zärtlichkeit oft ihren Tod befördern.

Zweitens in dem Recht, das die Frauen haben, ihre Kinder nach Gefallen zu verheirathen, und in welcher Religion sie wollen, zu erziehen. Denn, will ein Vater sein Kind verheirathen, so wird seine Wahl ungültig, sobald sie nicht den Beifall der Mutter hat; im entgegengesetzten Fall aber kommt die Heirath meistens zu Stande. Da die Kinder meistens ihren Müttern nie von der Seite kommen, da sie sie als ihre Beschützerinnen gegen den Vater ansehn, und von diesem nur schlimme Begriffe erhalten, wenn er nachdrücklich in ihre Erziehung eingreifen will, so nehmen sie die Religion ihrer Mutter an, und bleiben der des Vaters völlig fremd. Oft geschieht es, daß wenn der Vater ein Soony und die Mutter eine Shya ist, die Kinder in seiner Gegenwart über seine Sekte losziehen, wobei er, der eine solche Sprache von keinem Manne anhören würde, ohne ihm das Leben zu nehmen, geduldig bleibt, und alles ihrem Mangel an Urtheilskraft beimißt. Natürlich wird seine Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter durch diese oft wiederholten Gespräche nach und nach geschwächt, und giebt er ihn oft am Ende ganz auf.

Drittens in der Gewalt der Frauen über das Gesinde. Das Gesinde in der Wohnung des Manns ist im Grunde seiner Gattin mehr unterworfen, als ihm, indem es sich vor ihren Klagen und Beschuldigungen fürchtet. Noch mehr ist dieses natürlich bei der Dienerschaft in der Wohnung der Frau der Fall, welche ihm selten einen Dienst zu leisten, und ihm kaum ein Wort zu sagen hat. Ueberdieß sind die asiatischen Weiber in diesem Punkt so fest, daß die Klagen des Manns über sein Gesinde bei seiner Gattin eher eine Empfehlung, als ein Tadel sind.

Viertens in der Freiheit der Asiatinnen von allen Geschäften, Gewerben und Bewirthungen der Männer. Wie manches den Europäerinnen hier, auch nur bei Tische und in Gesellschaften, obliegt, ist bekannt; von alle dem wissen die Weiber Asiens nichts.

Fünftens in der größern Nachgiebigkeit der Männer Asiens gegen die Launen ihrer Frauen, und in dem Recht, das diese haben, jene auf jede Weise zu quälen. Man betrachtet dieses als eine wesentliche, nothwendige Zugabe der Schönheit; denn wenn eine Frau diese Mittel nicht in Bewegung setzt, und sich in Allem dem Willen des Mannes fügt, so verlieren ihre Reize bald allen Werth in seinen Augen. Geht daher eine Frau z. B. aus, um ihren Vater zu besuchen, so kehrt sie gewiß nicht früher zurück, bis ihr Gatte mehreremale selbst gekommen ist, um sie abzuholen, und bis sie ihn auf diese Art mehreremale umsonst wieder heimgeschickt hat. Bei Tisch läßt sie ihn, unter tausend Vorwänden, täglich warten, und kommt gewiß nicht früher, als bis alle Speisen kalt sind. Ein Gleiches geschieht beim Schlafengehn, wobei der Mann nichts anders thun kann, als Geduld fassen.

Sechstens in dem größern Zutrauen, das die Asiaten, nach Gesez und Herkommen, auf die Tugend ihrer Frauen haben. Wenn die Europäerinnen gleich nach Gefallen ausgehen können, so muß dieß doch immer in Begleitung einer zuverläßigen Person, von Seiten ihres Manns, oder ihrer Eltern, geschehn. Noch weniger dürfen sie eine Nacht außer dem Hause zubringen. Besucht eine Asiatin hingegen ihre Freundin, so hat sie keine solche Begleitung zur Aufsicht, unerachtet sie mehrere Tage und selbst ganze Wochen zuweilen bei ihr zubringt. In diesem Fall ist dem Mann der Freundin der Zugang in ihre Wohnung versagt, aber den fünfzehnjährigen Söhnen derselben nicht, welche man in diesem Fall noch für Kinder ansieht.

Siebentens in dem Antheil, den das Gesez den Frauen an den Kindern zuspricht; denn wenn eine Scheidung Statt findet, so gehören die Knaben dem Vater, und die Töchter der Mutter; da Leztere hingegen in England in einem solchen Fall völlig einsam wird.

Achtens in der Leichtigkeit, womit sich eine Frau in Asien, nach Gesez und Herkommen, auf eine bloße Zänkerei hin, ohne förmliche Scheidung, von ihrem Manne trennen kann. In diesem Fall begiebt sie sich mit ihren Kindern in das Haus ihres Vaters oder eines Verwandten, und kehrt nicht eher zurück, als bis er ihr die Genugthuung geleistet hat, die ihr zu fodern eingefallen ist.

Außer diesen acht Vortheilen, welche die Frauen Asiens vor denen von Europa haben, könnnte ich noch andre anführen, wenn ich nicht zu weitläuftig zu werden fürchten müßte.

Tartüffe.

Kaum trat die junge Zauberin Camille
Mit bloßen Brüsten in den Saal,
So gieng Tartüff hinaus in Stille,
(Wir lobten sein Entweichen vor'm Skandal)
Und flog zurück mit — einer Brille.

Haug.

An —

Aelter, sagst du, scheln' ich dir?
Und das wundert dich, mein Kind?
Zählt' die Tage nur, die mir
Fern von dir verstrichen sind!

M.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 51. Den 26. Juni. 1811.

Jahrstag der Schlacht bei Fleurus im Jahr 1794., welche Jourdan gegen Koburg gewann, und die das Schicksal der Niederlande für die Zukunft entschieden hat.

Der Prinz Eugen von Savoyen, von ihm selbst geschildert.

Wenn ich nicht irre, war es der Marschall Katinat, welcher das treffende Wort geäußert hat: „man muß ein sehr großer Mann seyn, wenn man auch seinen Kammerdiener davon überzeugen will;" denn, was man auch sagen mag, so ist die Größe doch oft ein sehr unbequemer Rock, den man, wenn man unbeachtet in seinem Kabinet ist, gern von sich wirft, nicht, um wie Heinrich IV. sich mit allen Vieren auf die Erde zu werfen, und seine Kinder auf sich reiten zu lassen, sondern sich recht bedeutungslos in einen Stuhl zu strecken, ohne etwas zu denken, an die Wände zu sehen, und sich vielleicht derb in den Fehlern auszulassen, die man unter dem Gallarock der Größe verborgen hatte.

Glücklicher Weise für die großen Männer haben ihre Kammerdiener gewöhnlich Nöthigeres zu thun, als das geheime Leben ihrer Herren zu schreiben, und wenns auch nur ist, diese zu bestehlen, und sich für eine behagliche Zukunft zu sorgen. Allein es giebt noch andre Lagen, in welchen die großen Männer an ihrer Größe selbst zu Verräthern werden, und aus denen man ihnen nicht immer so heraushelfen kann, wie der Baron von Besenval bei Gelegenheit von dem Vorwurf der Affektation, den man Friedrich dem Großen gemacht, gethan hat, da er sagte: ma foi, messieurs les grands hommes, quand vous serez fats à ce prix, permis à vous de l'être.

Solchen Verrath üben häufig die Privat-Briefe großer Männer an diesen, da sie, die öffentliche Rolle ganz vergessend, sich in ihren kleinen Leidenschaften auslassen, und in einer Nacktheit zeigen, in der sie sich beinah zu gefallen scheinen. Voltaire stünde z. B. ganz anders in den Augen der Welt da, wenn seine Briefe nie ins Publikum gekommen wären, und selbst von Cicero möchte ich das Nemliche behaupten, da ihm die Rolle des großen Manns so gar häufig lästig geworden ist, und er in seinen Briefen nur zu oft den purpurgesäumten Mantel ausgezogen, und einen verächtlichen Sklaven-Kittel angezogen hat.

Dergleichen unangenehme und wirklich niederschlagende Beobachtungen waren manchmal beinah das einzige Resultat unsres Studiums des Privatlebens ausgezeichneter Männer. Es war dasselbe Gefühl, mit dem wir oft einen Schauspieler, der uns in einer Heldenrolle hingerissen hat, am folgenden Tage auf der Straße begegnen; denn wenn ein großer Eindruck in uns wirksam werden soll, so muß er dauernd seyn, und darf nicht durch die Untersuchung der Kehrseite gestört werden.

Unter allen Sammlungen von Briefen großer Männer, die uns je zu Gesicht gekommen sind, ist keine, welche ein so schönes Bild von dem Manne, der sie geschrieben, in uns zurückgelassen hat, als die von dem Prinzen Eugen von Savoyen. *) Was er in seinem öffent-

*) Sammlung der hinterlassenen polit. Schriften des Prinzen Eugens von Savoyen, herausgegeben von Sartori. Tübingen. 1811. Ite Abth.

Digitized by Google

lichen Leben war, das erzählt die Geschichte; was in seinem Privatleben, davon haben wir Nachrichten, auf die wir uns nicht immer ganz verlassen können; aber was er in seinem Innern war, und wie herrlich dessen ganzes Wesen mit seinem äußern Leben zusammenhieng, ja daſselbe vielleicht noch weit überstrahlte, das zeigen seine Briefe. Hier erscheint nicht blos der tiefe Staatsmann, der rastlose Geschäftsmann, der unterenehmende und glückliche General, sondern der Mensch, der Bruder, der Freund, der Bürger, der gemüthvolle Mann, der tief blickende, fest bestimmte Weise in seinen stillen Ansichten, in seinen Schmerzen, in seinen Freuden und seinen Hofnungen. Es ist in allen diesen Briefen auch gar nichts, das den geringsten Schatten auf ihn werfen könnte. Er erscheint in allen seinen Verhältnissen wirklich groß, unter den unangenehmsten edel gefaßt, wie ein christlicher Stoiker im schönsten Sinne, heiter und witzig selbst, wie wohl nie auf Kosten des Herzens; ja seine Lebens-Ansichten sprechen sich oft in einer Tiefe und religiösen Reinheit aus, wie sie sonst selten handelnden Männern, sondern blos stillen Beobachtern und Selbst-Beschauern eigen zu seyn pflegt.

Wie schön äußert er sich in dieser Hinsicht in Bezug auf die Waldenser, welche am Ende des siebenzehenten Jahrhunderts sich mehreremal glücklich gegen ihre französischen Unterdrücker aufgelehnt hatten. „Die Vorsehung," schreibt er an den Grafen von Auersberg, „scheint einem kleinen Volke den Arm zu stärken, um zu zeigen, daß, wenn die Fürsten die Pflicht vergessen, von der ihnen anvertrauten Macht Gebrauch zu machen, es noch eine gerechte Obermacht giebt, die, ohne Rücksicht auf Religion, alle Menschen als ihre Kinder betrachtet, sie gegen Gewaltthaten schützt, und durch sie die Ungerechtigkeiten der Fürsten — ich möchte aber lieber sagen: — ihrer Diener rächt." In gleichem Geiste sagt er dem Grafen Bucelini: „es sind in dem Lauf der Weltbegebenheiten manche Dinge der höchsten Aufmerksamkeit werth. Man sollte sich wohl in Acht nehmen, alles zu vermeiden, was nur den geringsten Anschein einer Religions-Verfolgung hat. Die Auftritte, die ich täglich von den Waldensern höre, bestärken mich in dieser Maxime. Wenn die Völker klüger und billiger handeln, als ihre Fürsten, so ist es allerdings ein Beweis für eine ausser unserer Sphäre liegende Ober-Leitung. Die Niederlagen, welche die Franzosen fast täglich von den Waldensern erleiden, zeigen das empfindliche Wiedervergeltungs-Recht für das, was diese guten Leute um der Religion willen in Frankreich zu erdulden hatten." Und wie hell und groß, für die Zeit in der dieser Prinz lebte, weiter unten: „Religion und Freyheitssinn können nicht einmal scheinbar gedemüthigt, noch viel weniger bezwungen werden. Mir scheint, die Gottheit wendet dieses Reservat zum Beweis ihrer Allmacht über den Leichtsinn der irdischen Herrscher an; denn wie hätte sonst ein armer Augustiner-Mönch der Apostel von hundert Millionen Menschen werden können?"

In diesen Aeuſſerungen liegt eine Gemüthlichkeit, die gewöhnlich in einem thatenvollen Leben und in reichen Menschen-Erfahrungen zu Grunde geht. Eugen aber hatte das Glück, sie sich zu bewahren, und zeigte sie unter allen Umständen. „Was doch die Vorsehung," schreibt er einmal an den Fürsten von Lichtenstein, „dem Menschen für ein wunderliches Loos ertheilt! Als ich den jüngern Grafen von Vaudemont dieser Tage in einer großen Versammlung der Generalität fragte: wie ihm jezt zu Muthe sey, da er gegen seinen Vater fechten müsse? antwortete er mir: vielleicht eben so, mein Prinz, wie Ihnen, da sie bestimmt sind, sich mit Ihrem nahen Verwandten, dem Herzog von Savoyen, zu schlagen. Wir beide müssen, setzte er hinzu, als gute Soldaten denken. Die Vorsehung hat uns ein besseres Vaterland, folglich auch den besten Vater an unserm Kaiser gegeben, für den wir fechten. — Glauben mir aber Ew. Durlauch sicher, es ist unmöglich das Rührende dieser Szene zu beschreiben. Die Zungen der vielen Umstehenden waren plötzlich so gelähmt, daß der Einklang des Bravo wie ein verunglücktes General-Salve erfolgte. Ich hätte wenigstens selbst wegen Rührung nicht kommandiren können. Wie groß ist nicht meine Freude, wenn ich sehe, wie sehr der Edelsinn den Werth des Militär-Geists erhöht!" Wahrhaft groß, wie ein Weiser des Alterthums, drückt er sich über den Tod seines nahen Verwandten, des Prinzen von Comercy, und über den seines Bruders aus. „Mich schmerzt nichts so sehr," sagt er bei Gelegenheit des erstern, „als daß ich ihn nicht mehr lebendig traf. Allein ich tröstete mich mit dem: der Herr hats gethan. Comercy hat den Tod nie gefürchtet. Ew. Excellenz wissen,

Digitized by Google

wie fleiſſig wir die Werke des Chevaliers Temple's viele Jahre lang zuſammen geleſen. Als ich ihn in ſeinem Blut niedergeſtreckt liegen ſah, fiel mir gleich die Stelle ein, die mir Comercy bei jeder Gelegenheit wiederhohlt hatte: Ich glaube, daß man mit dem Leben nicht zufrieden iſt, wenn man über den Tod unzufrieden ſeyn will. — Und wer ſollte, ausgerüſtet mit einem ſo feſten Grundſatz, nicht ruhig ſterben?" Und gleich nachher, da ſein Bruder fiel: „Was iſt anderes zu thun, als ſich in den Willen der Vorſehung zu fügen? Dem guten Soldaten, für den mein Bruder allgemein galt, iſt kein anderer Weg, als dieſer vorgezeichnet. Auch er hatte, wie Comercy, ſich ſtrenge an die Maxime unſres gemeinſchaftlichen Lehrers Temple's gehalten: daß die wahre Tugend nur darin beſtehe, dem Vaterland mit Körper und Geiſt nüzlich zu ſeyn."

Männer dieſer Art ſind beſcheiden, dankbar und nicht nur gerecht gegen fremdes Verdienſt, ſondern auch völlig ohne Neid gegen daſſelbe. Wie beſcheiden und zugleich wie fein, ſchrieb der Prinz Eugen an den Fürſten von Kaunitz, als es ihm 1691 gelungen war, den verändertlichen Herzog von Savoyen wieder auf Oeſterreichs Seite zu neigen: „ich ſchreibe den glücklichen Erfolg dieſer Unterhandlung keinesweges meiner Geſchicklichkeit, ſondern dem Glück zu, welches auch oft einen, der ein, ihm unbekanntes, Spiel erlernt, das erſtemal begünſtigt, um ihn in der Folge deſto empfindlicher hintergehen zu können." Wie edel drückt ſich ſeine Dankbarkeit gegen den Herzog von Lothringen aus: „ich wünſchte nichts ſo ſehr, als ihm im Grade noch dafür den Tribut zu bringen, daß er ſich die Mühe genommen, mein Vater, mein Lehrer, und nachher mein beſter Freund zu ſeyn. Mir bleibt nicht übrig, als mit dem Prinzen von Condé, da er Turennes Tod vernahm, zu ſagen: mein Gott! dieſen nahmſt du uns zu frühe!"

(D. Forts. folgt.)

Denkwürdigkeiten der Minnegerichte des neunzehenten Jahrhunderts.

II. Fiammetta, Boccacci's Geliebte.

Beſchluß.

Am geprieſenſten war gerade die Geſchichte von Florio und Bjancafiore, welche Boccacci ſeiner Maria erzählte. Die unerſchütterliche Liebe der beiden, ſo lange Unglücklichen, rührete ſie, und ſie vermeinte, daß es ungerecht ſey, wenn ſolche Tugend und Innigkeit nicht der Zukunft aufbewahrt würde. Darum bat ſie ihren Geliebten, der auch mit allem Feuer das Werk unternahm, und in Kurzem den Filocopo, ſeine erſte ſchriftſtellerische Arbeit, zu Stande brachte. Eine gleiche Veranlaſſung erzeugte auch ſeine Theſeïs, das erſte epiſch-romantiſche Gedicht der Italiener, in welchem ſich bereits ein höherer Geiſt erkennt, als in jenem erſten Werke. Ihr zu Ehren ward das Werk gedichtet, und die Zueignung deſſelben ſcheint ein Mißverſtändniß der beiden Liebenden auszugleichen, wozu er durch ſeine Eiferſucht Veranlaſſung gegeben hatte. In beiden Werken hat er ſich bald unter dem Namen Pamfilo, bald unter dem von Galeone verſteckt, und huldigt ſeiner Maria unter dem der Fiammetta. Dieſe erkannte ſchon in ihrem Freund den ungewöhnlichen Mann, den die Zukunft nicht vergeſſen würde, und ſchloß ſich nur um ſo inniger an ihn. Aber wie groß war ihr Schmerz und ihre Angſt, als er von ſeinem Vater nach Florenz zurückberufen, zwiſchen ihm und der Geliebten wählend, den Vater vorzog! Vergebens beruhigte er ſie durch das Verſprechen einer baldigen Zurückkunft, einer ewig treuen Liebe. Für ſie war keine Ruhe mehr, als bei ihm, und er hatte Kraft genug, ſie zu verlaſſen. Und als vollends ein falſches Gerücht zu ihr drang, daß er ſich verheirathet habe, wer vermag ihre Verzweiflung zu ſchildern, als ihr Geliebter ſelbſt? Wirklich that er das auch in ſeiner Schrift, l'amorosa Fiammetta, und worin er alles verewigte, was ſie um ihn erduldet hatte. Die bürgerlichen Stürme ſeines Vaterlands bedeckten zwar eine Zeitlang die ſanften Gefühle der Liebe, und andre Beſchäftigungen des Geiſtes ſchienen ihn von den Erinnerungen an ſeine Fiammetta abzuziehen. Demungeachtet erhält auch ſie immer darin eine ſchöne Stelle, und hört er keinen Augenblick auf, zu bedauren, daß er nicht frei iſt, um dahin zu ziehen, wo ſein Herz ihn ruft. Endlich wird ihm ſein Wunſch gewährt, und er kehrt wieder nach Neapel zurück, wo ſich indeß alles in der Regierung verändert hatte. Die lebensfrohe Königin Johanna brachte dem Lande keine ſchöne Zeit, aber der Hauptſtadt und ihren Freunden manchen fröhlichen Tag, an deſſen Beluſtigungen auch Boccacci großen Antheil hatte.

Ihr las er manche ſeiner Novellen vor, und man hat Urſache zu glauben, daß, auf ihren ausdrücklichen Befehl, manche derſelben der Hülfe der Grazien ermangelt, welche den ſchlüpfrigen Reiz und die regelloſe Frechheit verabſcheuen. An dem Liebeshof, in welchem Maria den Vorſiz hatte, trat auch Boccacci auf, und ſtellte und löſte Fragen, welchen die höchſte Verfeinerung der Liebe einen, mehr als augenblicklichen Werth gab. So frug man einſt: wenn ein feuriger Liebhaber in den Fall kommt, ſeine Geliebte entweder ſelten ſehen, oder nur manchmal mit ihr ſprechen, oder aber blos oft an ſie denken zu können, in welchem von dieſen drei Fällen wird er am glücklichſten ſeyn? Boccacci behauptete und bewieß, daß das Vergnügen, an die Geliebte zu denken, das größte ſey. Aber bald hatte er Veranlaſſung, dieß zu bereuen.

Digitized by Google

Maria zog, wegen der heissen Jahrszeit, nach Bajä, und ihr Geliebter fand jetzt, wie wenig ihm jenes Vergnügen genügte. Zur Sehnsucht nach ihr gesellte sich, wie so oft geschieht, die wildeste Eifersucht, und es quälte ihn beständig, zu denken, wie der Ort, welcher im Alterthum schon so manche Tugend gefährlich gewesen war, auch die Treue seiner Geliebten zerstören könnte. Und was that er, um sie wieder zurückzurufen? — Er schrieb seinen Filostrato, ein neues Gemählde verliebter Freuden und Qualen, und sandte es Maria'n mit einem Briefe zu, in welchem alle seine Sehnsucht und Besorgniß auf die feinste Weise ausgedrückt ist. Auch in der verliebten Vision — l'amorosa visione — spricht seine Leidenschaft mit einer Heftigkeit, die nur ihren ersten Rosentagen gewöhnlich ist, und so mahlte er alle die kleinen und größern Züge im Verhältniß zu Fiammetta in verschiedenen seiner Schriften und kleineren Gedichte ab, aus welchen allen der nemliche Geist spricht. Selbst nachdem sie lange gestorben war, selbst nachdem er die Verirrungen seiner Jugend bereut hat, ist ihm ihr Andenken noch heilig, und ein Jahr vor seinem eigenen Tode ruft er noch dem dahingeschiedenen Petrarka folgende Verse nach:

Or se' colà dove spesso il desio
Ti tirò già per vedere Lauretta.
Or sei, dove la mia bella Fiammetta
Siede con lei nel cospetto di Dio.
Tirami dietro a te, dove giojoso
Veggia colei, che pria d'amor m'accese! *)

Verbergen Sie ihre Thränen nicht, liebenswürdige Freundinnen, endigte der Abbé. Lassen Sie sie immer um Boccaccin fließen. Ihm ist ein schönes Leben geworden, das die Unsterblichkeit gekrönt hat. Ich weiß, Sie sind gerecht, lassen Sie sein Andenken und heilig bleiben!

Literarische Würdigungen.

Es liegt nicht im Kreis dieser Blätter, das Publikum auf andere, als auf ganz ausgezeichnete literarische Erscheinungen aufmerksam zu machen. Bei solchen, welche bereits berühmte Namen an ihrer Spitze tragen, könnten wir dieß füglich unterlassen, wenn es nicht unser Zweck wäre, der Beurtheilung der größern Lesewelt gleich auf den Standpunkt zu verhelfen, von welchem aus sie sie betrachten muß. Gilt es hingegen Werken, die ihre ganze Empfehlung noch allein in ihrem Innern tragen, so halten wir es für doppelte Pflicht, von ihnen zu reden, indem die eigentlich literarischen Blätter in diesem Punkte von Jahr zu Jahr täfiger werden, und manches Produkt deutschen Geistes unbemerkt lassen, das durch verdiente Anrühmung seinen Verfasser zu neuem, und vielleicht noch glücklicherem Streben auffodern würde. In weitläuftige Zergliederung uns einzulassen, erlaubt der Raum unserer Blätter uns freilich nicht; unser Vorsaz ist, kurz, aber gerecht zu loben, und nur da zu tadeln, wo wir auch loben können.

I. Reiseschatten, von dem Schattenspieler Luchs. Heidelberg. 1811.

Originalität,* Reichthum und ächter Humor, Gemüthlichkeit, Witz und Naivetät sind die Hauptkarakktere dieses Werkchens, unter dessen Titel sich wahrscheinlich ein junger Mann versteckt hat, der damit seinen Eintritt in die literarische Welt macht. Diejenigen, welche die neue Schule geradezu verdammen, mögen durch die Volkslieder, welche hie und da vorkommen, und durch den unbändigen Muthwillen gestört werden, den der Schattenspieler einmal nicht zähmen kann. Aber auch sie werden der ächten Laune nicht widerstehen können, mit welcher ein üppiger Ueberfluß von Phantasien, Stimmungen, Karakteren und Situationen an ihnen mit Blitzesschnelle vorüber gefährt wird. Wir möchten gerne eine kleine Probe ausheben; so sey es denn das nächste beste Gedicht, auf das wir stoßen!

Sage mir, mein liebes Mädchen!
Was bedeutet dieser Traum?
Steht vor'm Fenster meiner Zelle
Halbverblüht ein Rosmarin.
Träumte mir: es sey aus ihm heut
Schnell ein Rosenstock gesprossen,
Weiß der düsterreichsten Rosen;
Hätt' sich auch ein Lorberr grünend
Um den Rosenstock gewunden.
„Rosmarin ist Wehmuth, Trennung,
„Rosen deuten Lieb' und Freude,
„Lorberr deutet Ruhm und Sieg."
Darum fülle, blaues Auge!
Dich voran nicht mehr mit Thränen,
Laß allein mein dunkles Auge
Still umwölkt in Thränen flehn.
Darum blicke, blaues Auge!
Nimmer trübe an den Himmel,
Sieh! sonst blickt er wieder trüb.
Und wohin kann ich noch schauen,
Als gen Himmel, wenn ich nimmer
In dein Auge schauen kann?

Rath.

In dir selber wohnet das Höchste; drum suche du draussen
Dein Ideal dir nicht. willst du des Schönen dich freun,
Magst du aber hübsch bürgerlich glücklich leben und sterben,
In der engen Brust wecke das schlummernde nicht.

*) „Jezt bist du dort, wohin dich oft das Verlangen, Laura'n zu sehn, gezogen; jezt bist du, wo meine schöne Fiammetta mit ihr im Angesichte Gottes sizt; ziehe mich dir nach, wo ich freudig die erblicke, welche mich einst mit Liebe entzündet hat."

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 52. Den 29. Juni. 1811.

Am 29sten Juni 1756. wurde das Fort von St. Philipp, und damit die Insel Minorka durch den Marschall von Richelieu erobert. Diese Waffenthat kann für einen Beweis gelten, daß Gibraltar nicht unüberwindlich ist.

Audienz bei dem persischen Gesandten in Paris, den 11. Dec. 1808.

Der heutige Abend wurde uns zur Vorstellung bei dem persischen Gesandten, Aker Khan, bestimmt. Unsre Damen machten sorgfältige Toiletten, und bedauerten nur, daß sie nichts in Brillanten besaßen, das die Aufmerksamkeit seiner Excellenz von den Küsten von Golconda gewinnen konnte. Die Männer gaben sich mit ihrem Anzug eben nicht viele Mühe; indem sie meinten, daß hier nichts darauf ankomme, woran sie auch, wie ich gesehen habe, völlig recht hatten.

Wir fuhren also in die Straße Babylon. Ob es wohl dieser Name war, welcher die Regierung dem Gesandten hier seine Wohnung anweisen ließ? Freilich liegt wenig daran; aber uns war der Umstand schon gut genug für ein halbes Duzend mittelmäßiger Scherze, unter denen wir an dem Hotel ankamen.

Der große Hof desselben war ganz öde. Wie anders möchten wir bei Aker Khan in Persien selbst empfangen worden seyn. Denn ein Italiener aus unsrer Gesellschaft bemerkte, wiewohl etwas übertrieben, daß er in seinem Vaterland eine Leibwache von 12,000 Mann gehabt, und seine Frau, die eine ganz vorzügliche Sängerin ist, fieng an, davon zu erzählen, wie ihr einst ein französischer General, der nur ein Divisionsgeneral gewesen, einen schönen Topas zum Geschenk gemacht, als sie sich eines Abends vor ihm in Mailand habe hören lassen.

Man sieht, daß es sogar hier, nicht nur Wünsche, sondern Hofnungen gab. Man wußte, daß der Gesandte im Anfang sehr freigebig mit Kaschemiren gewesen, daß er noch öfters Fläschchen mit Rosenessenz ausgetheilt, und daß er eine Menge Brillanten besaß, deren einen zu verschenken ihm wohl einmal die Lust kommen konnte. Er war ja aus Persien, dachte Madame G..., und da sind die Brillanten, besonders für einen Mann von diesem Stand, höchstens, wie für uns die Glasperlen.

Selbst die Männer machten sich Hofnung, freilich eine sehr bescheidene Hofnung, — eine Pfeife mit Sr. Excellenz vom allerbesten Toback zu rauchen, und weissagten den Damen zum voraus, sie würden nicht nur kein Geschenk bekommen, sondern sichs sogar gefallen lassen müssen, daß man ihnen tüchtig ins Gesicht dampfte.

Wir traten durch mehrere zwar beleuchtete, aber völlig leere Vorzimmer. Im letzten brannte ein gewaltiges Feuer im Kamin, vor welchem wir vier bis fünf Perser auf dem Boden kauern sahen. Sie nähten sich Kleider, die sie sorgfältig mit Baumwolle stoppten, und nahmen gar keine Kunde von unsrer Ankunft. Nur das Feuer schien die sonderbare Gruppe zu beleuchten. Die wirklich stark ausgedrückten Nationalphysiognomien, die Eigenthümlichkeit des Costums und der Arbeit, ihre Unbekümmertheit um uns — alles dieses spannte die Erwartung auf den Vorhang, welcher noch vor uns verschlossen war, so sehr, daß die Damen beinah vergessen hätten, ihre Toiletten noch vor dem großen Spiegel zu übersehen. Ich will nicht unterlassen, zu bemerken, daß ihm gerade ge-

Digitized by Google

genübet ein lebensgroßes Porträt des Kaisers im Krönungsschmucke dargestellt hieng.

Einer der Griechen, welcher uns aufgeführt hatte, verlor sich hinter dem Vorhang, um uns Sr. Excellenz anzukündigen. Wir vernahmen ein schallendes Gelächter nach seinem Eintritt, und es dauerte nur einige Augenblicke, bis der Vorhang sich öfnete, und wir hineingeführt wurden.

Bon jour, bon jour — war der Gruß, welchen wir in einem äußerst herzlichen und fröhlichen Tone jeder auf seine Verbeugung erhielten. Es wurden uns sogleich Sessel gereicht, mit welchen wir einen großen Halbzirkel um den Gesandten schloßen.

Jezt erst hatten wir Zeit, uns etwas umzusehn. Während Se. Excellenz sich von jedem Namen und Stand sagen läßt, kann ich wohl das Aeußere der ganzen Szene schildern.

Das Zimmer war ziemlich groß, übrigens im europäischen Geschmack, und nicht ausgezeichnet prächtig dekoriert. Das Ammeublement bestand in einem Gemisch von europäischen und orientalischen Bedürfnissen, wie es die Bequemlichkeit des Gesandten selbst, und die Angewöhnung derer erfoderte, welche er empfieng. Im Kamine brannte ein großes Feuer. Auf dem weichen Fußteppich stand auf der einen Seite ein hoher silberner Leuchter mit einer mächtigen Wachskerze; auf der andern eine Art großer Lampe, die mit Fett gefüllt war, in dessen Mitte ein großer Docht brannte. Zwischen beiden stand eine Maschine, welche die Form eines Leuchters und einen langen biegsamen Kanal hatte, dessen Ende von Chrystall der Gesandte immer im Munde hatte.

Man erräth, daß dieß seine Pfeife war, die er auch keinen Augenblick vernachläßigte. Von Tobakrauch war nichts in dem Zimmer zu verspüren; indem dieser erst durch Rosenwasser passiren muß, eh' er in den Canal kommt, und der Tobak selbst mit Aloeholz und andern wohlriechenden Kräutern zugesezt war. Der herrschende Geruch im Zimmer überhaupt war Rosenessenz.

Asker Khan selbst kauerte auf einer Art von niedrigem Ruhebette, das er keinen Augenblick verließ. Seine Kleidung war somit nicht ganz sichtbar, schien aber blos aus rothen weiten Pantalons, und einem gestreiften Leibchen mit kurzen Aermeln gleicher Farbe zu bestehen, über welche er noch verschiedene Shawls von Kaschemir trug, die er nach Bequemlichkeit umgeworfen hatte. Auf seinem Haupte saß der große persische Turban, welcher schwarz war, und so tief in die Stirne sank, daß, neben dem langen schwarzen Bart, nichts, als die große Habichtsnase und ein paar tiefliegender schwarzer, eben nicht sehr ausdrucksvoller, Augen sichtbar war. Neben ihm lagen mehrere mit Diamanten besezte Tabatieren, und ein silberner Spuktopf. Vor ihm auf der Erde standen seine grünen Pantoffeln; indem er über die Füße nur ein paar kurzer brauner Strümpfe gezogen hatte. An dieses Ruhebette schloß sich ein höheres, hinter demselben stehendes, auf welchem eine Menge von Kleidungsstücken in Kaschemirs gewickelt lagen. Neben diesem stand ein großes, mit gelben, seidnen Vorhängen verschlossenes, Bette.

Es waren zween Dolmetscher da, durch die er sich mit uns unterhielt. Von dem Gespräch wurde uns nur so viel mitgetheilt, als wir davon wissen wollten, oder wenn er sich ausdrücklich an Jemand wandte. Es freute ihn übrigens, wenn wir viel fragen; denn es war ihm wirklich völlig ernst, uns gut zu unterhalten. Darum zeigte er uns mancherlei Dinge, die uns zu interessiren schienen, nahm zum Beispiel einen, reich mit kostbaren Steinen verzierten, Dolch von der Seite, und reichte ihn uns herum. Das Nemliche geschah mit Tabatieren, Ringen u. dgl., und am Ende ließ er sogar seine ganze Gärderobe und eine Menge Kaschemirs bringen, an welchen die Damen freilich viel zu bewundern, und noch mehr zu wünschen fanden. Eine darunter, welche ihren Stuhl zuvor immer leise von ihm weggerückt hatte, weil ihr wahrscheinlich vor seinem großen Barte bange war, kam ihm bei dieser Gelegenheit so nahe, daß man wohl sah, wie ihre ganze Furchtsamkeit sich unter den Schäzen des Orients verloren hatte.

Bei allem diesem waren vier Bedienten zur Hand, welche die kleinen Dienste der Gesellschaft besorgten. Einer darunter hatte z. B. das Amt, die Lichter zu putzen, welches immer kniend verrichtet wurde. Ein andrer nahm von Zeit zu Zeit einen silbernen Aufsaz oben von der Rauch-Maschine ab, und füllte sie wieder mit frischen Kohlen. Alles dieses geschah kniend, und nach verrichtetem Geschäfte zogen sie sich immer wieder gegen den Vorhang zurück, vor welchem sie stehen blieben.

Digitized by Google

Zuerst wurde uns nun Thee in kleinen Tassen von chinesischem Porcelain gereicht, die in silbernen Gefässen standen. Dann theilte Asker Khan selber Orangen unter uns aus, und Linde sogar Malaga einschenken, welches in einer kleinen Tasse geschah, die in der ganzen Gesellschaft die Runde machte. Später wurde Aloeholz auf Kohlen verbrannt, und jedem Anwesenden vorgehalten, um sich eine Handvoll Rauchs in das Gesicht zu fächeln. Am Ende ward sogar für uns Männer eine Pfeife gebracht, die unter den Rauchenden umging.

So dauerte es mehrere Stunden, während welcher wir uns nicht wenig langweilten. Die Unterhaltung vertheilte sich freilich einzeln, jeder mit seinem Nachbar, oder einem der Dolmetscher; aber es wurde doch so vieles geredet, das wir nicht verstanden, und Letztere sagten uns, daß der Botschafter es nicht gern sehen würde, wenn wir laut aufzurachen. Auch wurde ein Fortepiano gebracht, damit die Italienerin singen konnte, und als das zu Ende war, applaudirte er recht herzlich auf europäische Weise. Gerade ihm gegenüber hieng ein grosses Gemählde, welches eine nakte Frau von hinten vorstellte, und auf das er uns aufmerksam machte. Ein andres hinter ihm war mit einem Kaschemir bedekt, und wurde uns auf unser Verlangen auch gezeigt. Es war dieselbe Gestalt, von der andern Seite, und verhüllt, weil es auf der Morgenseite hieng, gegen welche er sich, wenn er betete, hinwandte, und sein Gebet also sich nicht durch profane Gedanken stören lassen wollte. Uebrigens gestand er, daß er der ersten Darstellung den Vorzug gebe; worin er wohl eine Zweideutigkeit sein auszudrücken gedachte.

Dies ist das Wesentlichste dieses Abends. Als wir am Ende aufrachen, grüßte er uns mit einer Kopfkreuzung und einer persischen Formel, die er gegen jeden wiederholte. Er ließ uns einladen, bald wieder zu kommen, und sagte besonders der Italienerin, daß sie singen, und einer Französin, daß sie tanzen müßte.

Die persischen Physiognomien gefielen mir äusserst wohl. Es sind im Ganzen schöne, nur etwas kleinliche Formen. Güte und Ruhe ist in allen ausgedrückt, aber keine Kraft — es ist eine Nation, die in ewigem Frieden unter Palmbäumen zu ruhen bestimmt scheint, eine Art von Peruanern, ein stilles, glükliches Volk, von dem man nicht gerne denken mag, daß es in die europäischen Händel gemischt werden sollte.

Der Prinz Eugen von Savoyen, von ihm selbst geschildert.

Fortsezung.

Wenn, wie ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens gesagt hat, das sicherste Zeichen, daß man mit grossen Eigenschaften geboren ist, darin liegt, daß man ohne Neid geboren ist, so hatte der Prinz Eugen diese Beglaubigung gewiß für sich. Sein würdigster Nebenbuhler um den Ruhm des Zeitalters war gewiß der Herzog von Marlborough, und beider Laufbahnen berühreten sich so nahe, daß nur die wahre Größe beider einen unangenehmen Anstoß verhüten konnte. Eugen trat mit seiner Ueberzeugung zurück, sobald er das Tiefere Urtheil des Britten anerkannt hatte. „Er ist nicht blos ein herzhafter, sondern auch ein standhafter Mann," schrieb er 1704 an den Grafen von Stahremberg über Marlborough. „In der Conferenz vor der Schlacht bei Höchstädt war mein Antrag, die Belagerung von Ulm vorzunehmen. Er verwarf meinen Plan mit Standhaftigkeit. Wenn man seinen Feind im freien Felde schlagen kann, sagte er, muß man sich nicht mit Festungen abgeben; die Festungen laufen uns nicht davon. . . Sobald ich sah, daß Prinz Ludwig von Baden auch dieser Meinung war, so standen wir alle drei vom Conferenztisch auf, und ertheilten sogleich Befehl zur Vereinigung der drei Armee-Korps, zum Zeichen, daß die Kommandirenden ganz einig waren; und es gieng vortreflich." Mit wahrem Entzücken ruft er ein andersmal, da er eine Stelle aus Marlborough's Briefen ausgehoben: „hier liegt Spaß und Ernst; ganz Karakter des denkenden und handelnden Soldaten. Ich kann die Stunde nicht erwarten, ihn wieder zu sehn!"

Eine ruhmvollere Anerkennung ist Marlborough's Verdiensten wohl nie geworden, als sie in dieser Stelle liegt. Eugen freute sich recht eigentlich seiner Größe, und dachte gar nicht daran, daß die seinige durch dieselbe verdunkelt worden könnte. Gleiche Gerechtigkeit läßt er dem Kurfürsten von Baiern, dem Herzog von Savoyen und dem tapfern Prinzen Ludwig von Baden widerfahren. „Der Prinz von Baden," rühmt er einmal dem Letztern nach, was er oft wiederhohlte, und die ganze Kriegs-Geschichte bestätigt hat, „der Prinz von Baden gab mir die unvergeßliche, und wirklich durch meine wenigen Erfahrungen schon hinlänglich bestätigte, Lehre, allezeit den Franzosen, wenn es nur möglich ist, durch den Angriff zuvor zu kommen; jeder Defensiv-Plan ist schon gewonnen Spiel für sie." So erzählt er von dem Herzog von Savoyen, wie vortreflich er sich im Gefechte gehalten, und schließt mit einer tiefen Bemerkung, deren Anlaß schon so manchmal die Welt überrascht hat: „ich überzeuge mich hiedurch immer mehr, daß die Fürsten vielleicht am ersten in einer Art von Vollkommenheit das seyn können, was sie seyn sollen; sobald sie einmal den Entschluß gefaßt, es seyn zu wollen."

Man hat sonst so gerne den deutschen Soldaten als eine bloße Maschine angesehen, und ihm oft eigene Besinnung und Entschlossenheit abgesprochen. „Wie ganz anders," sagte man, „ist es bei den Franzosen. Fallen die Offiziere, so treten die Korporals und selbst die Gemeinen an die Spize, machen die Bewegungen so gut fort, als zuvor, und die Lüke der Führer wird erst nach dem Treffen bemerkt." Allein sollte der deutsche Soldat nicht mehr seyn können, was er zu Eugens Zeiten war? Man höre einmal, wie er seine Armee beurtheilt, und dieß war im Jahr 1702. „Was aber mir, und selbst dem Feind

Digitized by Google

das größte Erstaunen verursachte, ist die unerhörte Bravour unsrer gemeinen Soldaten. Es ist Ihnen bewußt, daß ich von einigen Bataillons alle Offiziere verloren; allein die Gemeinen ersetzten ohne Erinnerung auf der Stelle selbst die Offiziers, und kommandirten, ohne daß es unsre nächsten Bataillons bemerken konnten, so, wie es die Umstände erforderten. Das Geschwender'sche Regiment wurde, nachdem alle Offiziere todt geschossen waren, von einem gefreiten Korporal, so gut es immer von einem Obristen geschehen konnte, kommandirt. Ich bin begierig, ob der Kaiser meinen Vorschlag wegen dieses würdigen Mannes genehmigen wird; denn die Belohnung der vielen rechtschaffenen Männer muß jezt bei der Armee das ersezen, was ihr an Stärke fehlt."

Ueberhaupt aber findet sich in den Briefen dieses Mannes mancher Anklang an unsre Zeiten. Da er es größtentheils mit den Franzosen zu thun hat, so sucht er ihre Handlungs-Weisen, wo sie in zu schädlichem Kontrast mit denen der Deutschen stehen, als Muster zu empfehlen.*) So hatte der Marschall Katinat, um den Herzog von Savoyen nicht aus den Augen zu lassen, im Jahr 1701. den Venezianischen Carneval in Kapuziner-Kleidung besucht. „Sehen Ew. Exellenz," schreibt Eugen darüber an den Grafen von Sinzendorf, „wie viele Mühe sich Frankreich giebt, auf alle Schritte der Großen und Kleinen unaufhörlich wachsam zu seyn; während sich unsre Alonge-Perücken kaum bewegen, aus Furcht, von ihren Dulcinen Vorwürfe darüber zu bekommen." Aus ähnlicher Veranlassung sagt er einmal: „das Unglück ist, daß man in Deutschland gar keinen Werth auf das Zuvorkommen legt, und nach dem Muster der Türken nicht vor dem Beiramsfeste zu Felde zieht." Ueberhaupt fand er in seiner Laufbahn so viele Hindernisse von Seiten der österreichischen Staats-Indolenz," von der er mehrermale spricht, daß man sich in den Zeiten, von denen er redet, unwillkührlich an jenen Erzbischof von Toledo erinnert, der von 1700 bis 1708. als spanischer Gesandter in Wien war. Dieser Mann, so wie der Prinz Eugen, drangen immer vergebens darauf, den Erzherzog Karl so schnell, wie möglich, nach Spanien zu schicken, und jener schrieb daher in seinem Amtsbericht einmal voll Unmuths: „die Köpfe der österreichischen Minister und Generale gleichen den Hörnern der Schafe meines Vaterlands; diese Hörner sind klein, hart und verdreht."

(D. Beschl. folgt.)

*) Einmal beklagt er sich über die Franzosen, daß sie sich alle Siege zueignen: „wenn dieses ihr einziger Trost ist, so gönne ich's ihnen. Man muß sie auch ein wenig schreien lassen, wie der Wirth seine Gäste, wenn sie einmal die Zeche bezahlt haben." Wir heben diese Stelle gerne aus, da sie ein Beweis vom Witze des Prinzen ist.

Literarische Würdigungen.

II. Davids Erhöhung, ein Schauspiel in fünf Akten, von A. L. Grimm. Karlsruhe. 1811.

Es erweckte in uns ein günstiges Vorurtheil, daß sich der Dichter dieses Schauspiels von der Frevelthat der Zeit nicht abschrecken ließ, seinen Gegenstand in der biblischen Geschichte zu wählen. Dieses Vorurtheil wurde durch die Lesung des Stücks selbst gänzgend gerechtfertigt, indem die Anlage des Ganzen der Ausführung des Einzelnen völlig entspricht, das Interesse fest bis ans Ende hingehalten wird, die Karaktere treu geschildert, und nur hie und da vielleicht etwas grell aufgefaßt sind, was uns besonders bei der Merob der Fall zu seyn scheint. Dieses Stück gehört zu Schillers Schule; und vereinigt daher die dramatische Dichtkunst mit der lyrischen, wodurch Werke der Art eine Magie in ihrer Diktion erhalten, der Wenige widerstehen können. Wir sind überzeugt, daß dieses Schauspiel auch in der Aufführung ein schönes Glück machen wird; wir wünschen dieß, und freuen uns, wenn unsre Erwartungen durch den allgemeinen Beifall gerechtfertigt werden. ♂

Correspondenz.

Luzern, im Mai.

Fortsezung.

Das kleine artige Städtchen Zofingen ist nur merkwürdig, weil es verschiedenen vaterländischen Gesellschaften für Künste, Wissenschaften, Cultur ꝛc. zum alljährlichen ächtpatriotischen Versammlungsorte dient. So werden da am 12. Mai d. J. die zeichnenden Künstler aller Kantone mehrere Tage im fröhlichen Wetteifer zubringen. Auch fremde Künstler und Kunstfreunde sind gern gesehen.

Die Stadt Luzern mit ihren Umgebungen. In topographischer, geschichtlicher und statistischer Hinsicht. Unter diesem Titel hat so eben bei dem wackern, immer thätigen Kav. Meyer ein Werk die Presse verlassen, dem alle Freunde dieses interessanten Erdpunktes längst mit Erwartung entgegen sahen. Der humane Verfasser, Herr Kanonikus und Pfarrer Businger, hat alle Forderungen befriedigt, die man an eine solche Arbeit zu machen befugt ist. Die angehängten Kupfer und Karten, vom Professer Schmid gezeichnet, und von Hegi gut, werden wegen ihrer Zartheit und Genauigkeit zu den besten Produkten dieser braven Künstler gehört. Wer so unglücklich ist, die Schweiz, diese Perle der europäischen Länder nicht bereisen zu können, dem sey obiges Werk empfohlen; wer aber das Glück hat, in dieses Paradies der Schweiz selbst zu kommen, der säume um so weniger, sich es anzuschaffen, es wird ihm der treuste Führer, der unterhaltendste und unterrichtendste Lehrer bei seinen Wanderungen auf dem klassischen Boden seyn, wo jeder Berg, jeder Fels, jede Kapelle an die Thaten der Helden erinnern, welche die der eroberungssüchtigen Römer weit hinter sich lassen. — An dieses Werk verweise ich Sie nun auch, mein Freund, wenn Sie Luzern und die ganze Gegend um den Vierwaldstädter See genau kennen lernen wollen; denn ich gestehe Ihnen offen, daß ich Ihnen nichts zu sagen wüßte, wovon Sie dort nicht ausführlichere Nachricht erhielten. (Die Forts. folgt.)

Hiebei Titel und Inhalt von den Monaten April, Mai, Juni.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

P. J. Rehfues.

Erster Jahrgang

Julius. August. September.

Karlsruhe,

gedruckt in der C. F. Müller'schen Hofbuchdruckerey. 1811.

Digitized by Google

Plan
der
Süd-Deutschen Miscellen
für
Leben, Literatur und Kunst.

Der Inhalt derselben hat nichts mit Politik zu schaffen. Er sucht sich einer geistreichen, aber harmlosen gesellschaftlichen Unterhaltung anzupassen, theils, indem er das Material derselben liefert, theils die, im Umlauf befindlichen, Ideen aufklärt und berichtiget, und zerfällt insofern in folgende Zweige:

1.) Eröffnung jedes Blatts mit Erinnerung an einen großen Mann, an ein merkwürdiges Ereignis, die mit dem Tage der Erscheinung desselben zusammenhängen;
2.) historische Aufsätze, in einer angenehmen Form vorgetragen;
3.) statistische, zum Verständniß der Zeit-Geschichte, so wie zur Erweiterung der Welt-Kenntniß überhaupt;
4.) artistische, über bildende Künste, Theater u. dgl. besonders in Hinsicht auf die Großherzoglichen Lande;
5.) poetische Arbeiten, die einer allgemeinen Verbreitung werth sind;
6.) philosophische Aufsätze, welche in einer allgemeinfaßlichen und angenehmen Form sich über die Haupt-Interessen des Lebens verbreiten;
7.) literarisch-kritische, insofern die Beurtheilung der ausgezeichnetsten Erscheinungen, sowohl deutscher als ausländischer Literatur, in den Kreis einer gebildeten Unterhaltung gehört;
8.) Tags-Geschichte, sobald sie nicht politisch ist, sondern die, bisher genannten, einzelnen Zweige umfaßt.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen in Median-Quart, mit schönem Druck und auf vorzüglich gutem Papier. Von Zeit zu Zeit wird ein Kupfer, oder ein Noten-Blättchen, so wie auch ein Intelligenz-Blatt, zur Verbreitung literarischer Nachrichten, mitgegeben. Vierteljährlich wird ein Titel-Blatt, so wie die Inhalts-Anzeige, als Umschlag beigelegt.

Das Abonnement auf die süd-deutschen Miscellen für Leben, Literatur und Kunst ist vierteljährlich, und beträgt 2 Gulden rheinisch.

Zweckmäßige Beiträge werden von der Redaktion, sobald sie frei eingesendet werden, mit Dank aufgenommen, und, auf Verlangen, anständig honorirt.

Die Großherzogl. Badische Oberpostamts-Zeitungs-Expedition in Karlsruhe hat die Hauptspedition dieser Zeitschrift übernommen, wohin sich sämmtliche deutsche Postämter gefälligst wenden wollen. Bestellungen werden von allen soliden Buchhandlungen angenommen. Für den Local-Debit in Carlsruhe wendet man sich gefälligst an die Müller'sche Hofbuchdruckerey daselbst. Beiträge und Briefe bittet man unter der Aufschrift: an die Redaktion der süd-deutschen Miscellen u. s. w. in Carlsruhe, einzuschicken.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 53. Vertraute Briefe über allgemein bekannte Gegenstände. — Der Prinz Eugen von Savoyen. — Gespräch vor dem gut getroffenen Porträt eines schlechten Predigers von B. — An Mendax, von Haug. — Correspondenz, Luzern.

Nro. 54. Züge aus den Zeiten der Entdeckung und Eroberung von Amerika, nach spanischen Schriftstellern. — Bruchstücke aus den Reisen des Persiers Mirza Abu-Taleb-Khan. 1. Schilderung der Engländer in Ost-Indien. 2. Orientalische Ansichten europäischer Kunst. 3. Persische Galanterie. 4. Zur Geschichte der Wahabi's. — Fabel, von Krummacher. — Trost, von Neumann.

Nro. 55. Ueber die guten Leute, die zu nichts gut sind. — Blicke auf die Gegenwart und in die Zukunft. 4. Die Stände, — Die türkische Regierung in einzelnen Zügen dargestellt. — Notizen.

Nro. 56. Die Gespenster-Assemblée, nach der Erzählung eines alten Soldaten. — Kosten eines Truppen-Korps von 24.000 Mann, zur Zeit des 30jährigen Kriegs. — Paradoxon, von Haug.

Nro. 57. Natur und Kunst, von Milizia. — Anekdote von Voltaire und Dufresne. — Diplomatische Denkwürdigkeiten. — Numismatische Fragmente. — Die türkische Regierung in einzelnen Zügen. — Klage und Trost. — Notizen.

Nro. 58. Der Großherzog Karl Friedrich von Baden.

Nro. 59. Unterhandlungen um Franz I. Freiheit. — Natur und Kunst von Milizia. — An ein altes Bergschloß, von M. — Zutchen, von Haug. — Correspondenz aus Münster.

Nro. 60. Die Gefahr der Großmuth, eine persische Novelle. — Das beste Latein, von J. P. P. — Der Korporal zum Rekruten, im Jahr 1756, von B.

Nro. 61. Zur Geschichte der Liebeshändel Heinrichs IV. — Albrecht Dürers Traum. — Die Sonnenjungfrauen von Peru, nach Garcilasso de la Vega. — Anekdote von Paw und Mendelsohn, von Raßmann — Diplomatische Denkwürdigkeiten. — Unterschied, von M. — An Pastor Bikus, von Haug. — Correspondenz aus Münster. (Beilage eines Kupfer-Blatts.)

Nro. 62. Die Auferstehung der Ginevra Amieri von Florenz; ein Gegenstück zu den Liebenden von Teruel. — Zur Geschichte der Liebeshändel Heinrichs IV. — Gute Musik und schlechte Tänzer. — Der Selbstmord. — Correspondenz aus Münster.

Nro. 63. Die Bäder von Bagnères. — Züge aus den Zeiten der Entdeckung und Eroberung von Amerika. — Das Damenlager, von C. — Vorrede zu Satyren über Bav, von Haug. — Erläuterung, von B. — Notizen.

Nro. 64. Blicke auf den gegenwärtigen Zustand des französischen Reichs. — Die Bäder von Bagnères. — Ein Gespräch in der Unterwelt, von B. — Die Zeit. — Der Tod.

Nro. 65. Die römischen Katakomben. — Die Bäder von Bagnères. — An einen Kranken, von B. — Notizen.

Nro. 66. — Briefe berühmter Frauen. 1. Königin Christine von Schweden. — Die römischen Katakomben. — Gnomen, von Haug. — Notizen.

Digitized by Google

Nro. 67. Ueber das Historische in Schillers Jungfrau von Orleans. — Die römischen Katakomben. — Die Injiirten von Neumann. — Correspondenz aus München.

Nro. 68. Brief eines Hagestolzen an einen angehenden dramatischen Dichter. — Ueber das Historische in Schillers Jungfrau von Orleans. — Züge aus dem Leben den englischen Schauspielers Quin's. — Notizen.

Nro. 69. Die Quelle von Vaucluse. — Ueber das Historische u. s. w. — Homers Vaterland. — Eugenia, von Haug. — Notizen.

Nro. 70. Der Antiken-Saal zu München. — Die Quelle von Vaucluse. — Zwei wahre Anekdoten von Kunstkennerei. — Die Liebe. — Ruhe in Unruhe, von Haug.

Nro. 71. Die Geister-Erscheinung, eine Geschichte der, troz ihrer Unwahrscheinlichkeit, nichts zur Wahrheit fehlt. — Briefe berühmter Frauen. — Brief an die Redaktion der S. d. M.

Nro. 72. Brief eines Unbekannten an die schöne Unbekannte, welche in Nro. 277 des Anzeigers der Deutschen ihre Hand ausgeboten hat. — Die Geister-Erscheinung u. s. w. — Correspondenz, Karlsruhe.

Nro. 73. Ueber die Fehler des englischen Charakters, von Mirza-Abu-Taleb-Khan. — Die Quelle von Vaucluse. — Literarische Würdigungen.

Nro. 74. Die spanischen Bourbons in ihrem Privat-Leben. 1. Philipp V. — Die Quelle von Vaucluse. — Schweizer-Notizen.

Nro. 75. Glückliches Schicksal einer unglücklichen Prinzessin. — Ueber die Fehler des englischen Karakters. — Hülfe in Noth, von Haug. — Schweizer-Notizen.

Nro. 76. Meinung einiger Zünfte in Schwaben von dem am Himmel sich zeigenden Kometstern. — Glückliches Schicksal u. s w. — Die Quelle von Vaucluse. — Schweizer-Notizen.

Nro. 77. Spaniens Finanz-Zustand beim Ausbruche des Insurrektions-Kriegs. — Fragmente über die Türkei. Posten. Justiz. — Lezter Gedanke des sterbenden Dichters. — Schweizer-Notizen.

Nro. 78. Das Naturalien-Kabinet in Madrid. — Orpheus. — Notiz über Keito, von Haug. — Schweizer-Notizen.

Intelligenz-Blatt Nro.

Digitized by Google

Süd- Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 53. Den 3 Julius 1811.

Todestag Ferdinands von Braunschweig, des Siegers bei Creveld, Minden, Villingshausen und Wilhelmsthal (1792). Alexander hat keinen ihm näher reichenden Schüler gezogen, als Friedrich Ferdinanden, und wenn die Art der Waffen-Verpflegung und Bekleidung es zuließen, daß die heutigen Soldaten eingeübt, versucht und alt würden, wie Griechen und Römer es unter ihren Siegen und durch ihre Siege wurden, so müßte Ferdinand über Metz nach Paris gedrungen seyn, wie Philipps Sohn über Susa nach Persepolis kam. Er starb, als sein Neffe zu Coblenz sich rüstete, dieses Problem zu lösen. Wie er es gelöst hat, ist eben so bekannt, als daß die Ems und die Weser, deren Ufer Ferdinand einst schützte, jetzt kaiserlich-französischen Departements ihre Namen ertheilen.

Vertraute Briefe über allgemein bekannte Gegenstände.

Paris im April —

Als ob es so eine große Kunst wäre, zu beobachten! Man braucht ja nur die Augen zu öfnen, und muß das thun, wenn man sich den Kopf nicht gegen die Mauer rennen will. Nichts bequemer, mein Freund, als in Paris zu beobachten, und darum auch nichts leichter, als in Paris zu lernen! Lassen sich anders die unzähligen Gesichter, auf denen die Selbstzufriedenheit, wie die heitere Mittagssonne liegt, erklären? Jede Form des Lebens, in Genuß, Sättigung und Ueberfüllung, stellt sich dir auf einem Gang durch diese Stadt dar. Du brauchst nicht einmal selbst mit zu genießen, um dich zu freuen, um Theil zu nehmen an dem Herzweh der Unmäßigkeit, und am Ende wenigstens so klug zu seyn, als alle die Tausende, welche keinen Winkel des Lebenszyklus zu durchlaufen unterlassen, um ja mit allem Recht sagen zu können, daß alles Fleisch wie Heu, und alles Leben eitel ist.

Was ich eigentlich in Paris treibe? Wer ein paar Monate hier ist, hat völlig Recht, auf eine solche Frage zu antworten: ich weiß es nicht. Wir Deutschen nehmen aber alles ein bischen ernsthafter, und vermeinen, daß man sich wenigstens Rechenschaft von seinen Thorheiten müsse geben können. Ich glaube aber, daß Niemand viel darbei verliere, wenn man das auch unterließe; denn am Ende wär' es doch wohl das Beste, gar keine Thorheiten zu machen.

Es ist ein bequemes Ding um das Moralisiren, und hat man's einmal dahin gebracht, es nur beim Reden bewenden zu lassen, so braucht man beinah nur gute Verdauung zu haben, um das Leben wirklich als eine recht freundliche Gewohnheit zu finden. Letzteres überhaupt ist schon genug dazu, und fehlt es vollends nicht an Gelegenheit, diesen Vorzug in beständiger Thätigkeit zu erhalten, so kann man sich schon darüber wegsetzen, wenn grämliche Menschen vom epikurischen Schwein reden, und Aristipp für einen Narren halten wollen.

Es ist aber ein zu großer Unterschied zwischen beiden, und Letzterer behielt wenigstens immer nach einem guten Essen Behaglichkeit genug übrig, um sich, wie Mauper-

Digitized by Google

tuis, in den Lehnſtuhl zu ſtrecken, und ein Problem aufzulöſen. Es durfte aber nicht ſchwer ſeyn; denn der philoſophiſche Gleichmuth ſteht ſo genau in der Mitte zwiſchen den beiden Gegenſätzen, daß ihn das geringſte Gewicht auf der Einen Schale verrücken kann. Das iſt dann die Zeit, wo die Seeligkeit der Selbſtbeſchauung himmliſcher iſt, als je, und wo man ſich als den Spiegel anſieht, in welchem ſich die ganze Welt darſtellt.

Ich weiß nicht, ob es gerade viele Weiſen der Art in Paris giebt. Die Weisheit iſt überhaupt ſchwer zu finden, und es ſcheint beinah ein kleines Hexenmeiſters-Talent, wie Campetti's, dazu zu gehören, um ſie in den Tiefen zu wittern, wo ſie wohnt. Bekanntlich gränzt ſie aber ſo nahe an die Narrheit, daß für einen Weiſen wenigſtens nichts natürlicher iſt, als wenn es troz allen Territorialverletzungen doch nie zu Gränzſtrittigkeiten kommt. Ueberdieß bekümmert ſich hier jeder ſo wenig um den andern, daß er die ganze Welt vergeſſen könnte, wenn er über dem großen Geſchäft mit ſich ſelbſt nicht andrer Beihülfe zu ſehr bedürftig wäre.

Damit alſein greift alles hübſch ordentlich, wie ſichs gehört, in einander ein, und dieſer Berührungspunkte ſind ſo unzählige, daß man in dieſer Stadt ſchon ſehr viel damit zu thun hätte, wenn man die große Kette verfolgen wollte. Denn, daß ein Schneider aus einem Fat einen Menſchen machen kann, der Aufmerkſamkeit erregt, iſt im Grunde nichts anders, als der alte Spaß eines atheniſchen Elegants, ſeinem ſchönen Hunde den ſchönen Schwanz abſchneiden zu laſſen, um von ſich ſprechen zu machen. Nur daß die Pariſer Celebrität ſich von der griechiſchen in der Entfernung hält, in welcher die Philoſophen beider Nationen ſtehen; daß der Athenienſer zwar Nächte durchſchwärmte, aber auch Tage in Sokrates Geſellſchaft zubrachte; daß ſich dieſer wohl manchmal über ſeinen liebenswürdigen Freund geärgert hat, daß ſich aber über jene Jedermann ärgern würde, wenn man es der Mühe werth hielte.

Nichts bewundern, ſagte jener Weiſe. Warum ſetzte er nicht hinzu, ſich über nichts ärgern? Denn das wäre doch gewiß nüzlicher. Gott ſey Dank! giebt es noch hie und da Dinge, über die man ſich wundern muß; aber wenn es ſo fort geht, wird man es am Ende ſogar natürlich finden, wenn einmal der Mond am hellen Tag an einer unſrer Küſten vor Anker geht, um ein paar Naturforſcher, mit Aufträgen aller gelehrten Geſellſchaften Europa's verſehn, an Bord zu nehmen. Ich habe es indeß noch nicht weit in jener Weisheit gebracht. Ich wundere mich tagtäglich, und würde, wenn leztres geſchähe, gewiß ſagen: das iſt doch ſonderbar!

Zu einer andern Zeit würde man das wunderbar gefunden haben. Aber ſo iſts mit den Worten! Neue Begebenheiten bringen neue Worte in, und alte aus der Mode. Freilich iſt es auch ſo ziemlich gleichgültig, was jeder über eine neue Erſcheinung ſagt; denn ſelten iſt es das Vernünftigſte, als wovon wir ein ſehr lehrreiches Beiſpiel in den Ausdrücken der Verwunderung über Columbus Demonſtration, daß Viele nachahmen können, was nur Einer erfinden kann, und über Galls feine, daß in einem Kopf manchmal mehr oder weniger ſtekt, als er ſelbſt glaubt, geſehen haben. Es iſt aber eben das Unglück, daß man gerade mit dem Ding, wozu jeder das unbeſtrittenſte Eigenthumsrecht hat, mit ſeinem Kopf, am ſpäteſten Bekanntſchaft macht, und daß Unzählige ſich ſchon von ihm, und allem, was darin iſt, auf ewig getrennt haben, ohne je recht gewußt zu haben, was ſie an ihm beſeſſen. So viel ich freilich ſehe, iſt Leztres nicht gerade nöthig, um ſeinen Kopf, wie jeder andre, unter den Hut zu bringen, und Manchem würde es nur unbehaglich ſeyn, wenn er wüßte, auf welchem Feld ſein Friſeur pflügt. Wie alſo das Neue angeſehen wird, mag wohl zweifelhaft für ein Zeichen der Zeit gelten, aber es kann nie über ſeinen Werth entſcheiden. Ja, lieber Freund, vielleicht kann man dieſes niemals; denn hätte ſich nicht zu ſeiner Zeit mancher Aſtronom für das Ptolemäiſche Weltſyſtem verbrennen laſſen, wenn die Inquiſition damals ſchon in Alexandrien eingeführt geweſen wäre?

Die Meinung der Menſchen iſt nicht mehr werth, als jeder Nebel, der an einem Wintermorgen aufſteigt. Wie oft haben wir ſie ſich verändern geſehen, ſeit wir nach den Kirſchen auf die Bäume geſtiegen ſind! Damals waren wir noch Knaben, denen ein Vogelneſt lieber war, als alle Schäze an Salomo's Grabe. Jene Freuden ſind vorbei; ſind andre dafür gekommen? Laß uns ja nicht undankbar ſeyn, Ludwig. Der heutige Frühlingstag iſt gar zu ſchön, und wenn du es ſchon am Fuße des Veſuvs

Digitized by Google

schwül findest, so gedenke, daß ich heute nach Montmorency gehen will, um Veilchen zu pflücken.

Das Cabriolet ist noch nicht da; ich kann also wohl noch ein halbes Stündchen mit dir plaudern. Du bist freilich nie in Paris gewesen, und das ist ein Unglück. Ich möchte wissen, womit du's verschuldet hast. Vielleicht weil du die Römerinnen einzig gefunden hast? Solche Sünden hab' ich ja auch auf mir. Freilich hab' ich nun Buße gethan, und möchte beinah behaupten, mit Ausnahme der Französinnen; denn ich will dir nur gestehen, daß ich sie sehr liebenswürdig finde. Willst du die unbefangenste Naivetät, den kindlichsten Leichtsinn, die genialischste Frivolität sehen, so mußt du hieher kommen, und ein paar Tage lang nichts thun, als dem Augenblick folgen, der dich überall so freundlich bei der Hand nehmen, und mit allen seinen fröhlichen Brüdern bekannt machen wird, daß du glauben mußt, immer in Paris gewesen zu seyn. Es wird aber so schnell gehn, daß dir die deutsche Schwerfälligkeit nicht nachfolgen kann, und du federleicht auf dem Ruheplatz ankommen wirst, um Athem zu neuen Sprüngen zu holen.

Vor allen Dingen wirst du bemerken, daß man hier den Werth des Lebens sehr zu schätzen weiß, und, weil es so kurz ist, ja bei nichts länger, als ein paar Augenblicke, verweilt. Wolltest du etwa eine Stunde lang vor der heiligen Familie im Luxenburg stehen bleiben, so hättest du freilich fromm gebetet im heiligen Tempel der Kunst; allein das lassen die Allermeisten bleiben. Auch zweifle ich, ob du es thun würdest; denn die feidnen Gewänder, welche um dich rauschten, würden ganz anders auf dich wirken, als das heilige Säuseln im tausendjährigen Eichenhain von Aricia, und die Stimmen der Winde in den Pignenwipfeln der Villa Pamfili. Du würdest dich plötzlich umdrehn wie die schlummernde Nymphe, wenn sich das Gebüsch bewegt, mit süsser Angst, in stiller Beschauung gestört zu werden, und mit Furcht, dich über den Störer zu erzürnen.

Wenn mir das nicht schon so oft selbst geschehen wäre! Nie habe ich Raphaëln noch einen Besuch gemacht, ohne mich überzeugt zu haben, daß das Leben besser ist, als die Kunst; und ich begreife nun recht gut, wie dem guten Ovid alles zum Vers wurde, was er schrieb, eh' er ins Exil geschikt wurde. Auch mir wird es dann poetisch zu Muth, und wenn ich gerade keine Verse mache, so bin ich doch wenigstens begeistert gewesen. Und das ist immer noch besser, als Verse machen.

Ueberhaupt aber kann ich es kaum recht fassen, wie man sich so gleichsam selbst porträtiren kann. Aehnlich kann das Bild nie werden, weil man unmöglich zugleich den Spiegel und die Leinwand auszuschauen vermag, und ich glaube, daß die besten Gedichte nur Erinnerungen an heilige Stunden sind, in welchen Geist und Gemüth sich auf die lieblichen Hügel der Wonne, oder die erhabenen Gebirge der Begeisterung aufgeschwungen haben. Bei den andern ist es höchstens geträumt, oder andern nacherzählt, und eins ist beinah so schlecht, als das andre.

Ueber Poesie wollt' ich dir eigentlich nicht schreiben, Ludewig. Du hast auch auf Ischia geschwärmt, und bist darum so gut ein Dichter, als Petrarka. Mir ists nun dort gerade nicht so gut geworden. Aber kann auch jeder Boden Rosen tragen? Der Kahn tanzte mit mir so gut auf den Wogen, als mit dir. Wenn deine Schwärmerei süsser war, so war die meinige erhabener. Ich habe der Sonne, wie sie über Campanien aufstieg, keine Hymnen entgegen gesungen. Ich war stille; denn mein Auge hatte eine Welt voll Schönheit in sich aufzunehmen; und ein solches Geschenk empfängt man doch wohl nur mit stummem Danke.

Für jezt will ich dich grüßen. Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so geh in die Schule Virgils. Vielleicht findest du da den alten Fischer, und wenn er gerade eine gute Muräne gefangen hat, so kannst du sie ihm wohl abkaufen. Du weißt, ich liebe sie geröstet. So kannst du dir sie auch machen lassen, und dich dabei meines Freundes erinnern.

Der Prinz Eugen von Savoyen, von ihm selbst geschildert.

Beschluß.

In ähnlichem Geiste schrieb der Prinz einmal an den Herzog von Marlborough: „Ew. D. wissen, daß man in Wien lange schläft. Ich ließ also, nach dem Beispiel der Franzosen, alle meine Dispositionen immer des Nachts entwerfen, um sie bei Tag, wenn meine vielen Herren ausgeschlafen hatten, rasch vollziehen zu lassen. Da jeder Morgen etwas Neues brachte, so gerieth ihre alt-spanische

Digitized by Google

Unthätigkeit so sehr in Verlegenheit, daß sie mich selbst ersuchten, auch die Vollziehung meiner Unternehmungen zu übernehmen.“ Sollte man sich nicht auch an unsre Zeit erinnern dürfen, wenn der Prinz bei Gelegenheit, da sich die Wiener Bürgerschaft, aus Furcht vor einem Einfall der Ungarn (1704.), plözlich, und in der besten Ordnung selbst bewaffnete, schrieb? „der Mangel an festen Plätzen kann auch nicht besser, als durch ein allgemeines Aufgebot ersezt werden. Man muß einem Fürsten, der ein so edles Volk regiert, wahrlich Glück wünschen. Es ist aber auch sehr zu bedauren, wenn man ihn von Menschen umgeben siehet, die ihm den Muth seines lieben Volks von einer falschen Seite darstellen, und ihn vorsäzlich verhindern, der Nation in ihr Herz zu sehen, das sie ihm bei jedem Anlaß so bereitwillig öfnet.“

Bewundernswürdig ist der tiefe Blick dieses Mannes in die Zukunft. Wir wollen davon nur zween Belege liefern, von denen der eine die Jesuiten, der andre den Streit zwischen Petern I. und Karln XII. zum Vorwurf hat. Erstere hatten sich in Ungarn (1705.) ganz französisch gesinnt gezeigt, und Eugen sagte bei dieser Gelegenheit: „Schritte solcher Art zeigen, daß ihr Reich — wie der biedere Sarpi freimüthig geschrieben — schon am längsten gedauert hat.“ Aber wie richtig ist seine Ansicht von dem Kampfe der beiden nordischen Fürsten! „Was sich zur Zeit,“ schrieb er 1701., „von dieser Kriegs-Geschichte denken, urtheilen und schreiben läßt, besteht, nach meiner Ueberlegung, darin, daß sowohl Peter I., als Karl XII., sich einem bedenklichen Zustand ausgesezt haben; daß die Schweden in der Kriegskunst den Russen weit überlegen sind, davon überzeugen uns die Vorfälle vom 1sten September und 20sten November vollkommen; daß aber die Russen, wenn es auf die Fortsezung des Kriegs ankommt, den Schweden sehr gefährlich werden dürften, kann man aus dem Benehmen Peters I. urtheilen, den sein erlittener Verlust nicht in die geringste Verlegenheit gesezt hat. Er scheint in keinem Stück sein Lehrgeld umsonst ausgegeben.“

Wir wollen diese Skizze mit einer schönen Stelle unsres Helden schließen: „man muß sich leider über alle Paraboren, die der Krieg herbeiführt, mit Gelassenheit wegsezen. Die Superiorität der Umstände nöthigt uns, ihre Macht anzuerkennen; diese große Gebieterin vereinigt (wiewohl nur augenblicklich und dem Scheine nach,) Treue und Untreue, Freunde und Feinde, Vortheil und Nachtheil, Ehre und Schande, Ruhm und Freiheit, und macht die Tugend selbst oft zum Laster, oder auch das Laster zur scheinbaren Tugend!“

Gespräch vor dem gut getroffenen Porträt eines schlechten Predigers.

„Er ißt! er lebt! man sollte schwören —“
Erbärmlich, vom Kopf zur Zeh!
„Man glaubt ihn predigen zu hören!“
O weh!

B.

An Mendar.

Du lügst, wie Belzebul.
Derselbst im Schwefelpfuhl
Hört der Verdammten Troß
Die Lüge noch von dir:
Ich komm' aus Christi Schooß,
Und bin auf Urlaub hier. Hans.

Correspondenz.

Luzern, im Mai.

Beschluß.

Zürch wird, wie bekannt, das Athen der Schweiz genannt, und nicht mit Unrecht, denn man findet hier ungleich viel Liebe zu den Künsten und Wissenschaften. Wie in Bern die französische, so kultivirt man hier vorzugsweise die deutsche Literatur. Es giebt eine Menge Zürcher, die Schillers Gedichte auswendig wissen und declamiren. Die Musik wird leidenschaftlich, und fast in jedem Hause, geübt; aber selber herrschen auch hier, wie in Bern, Einrichtungen, die dem Verein zu einem grossen harmonischen Ganzen im Wege stehn. Trog des beinah allgemeinen Verlangens ist Zürch bis jezt noch die einzige Stadt von Bedeutung in der ganzen Schweiz, die kein Theater hat. Die Bogelschen Darstellungen wurden im Casino-Saale gegeben, der zwar sehr geschmackvoll und geräumig ist; aber doch den Mangel eines Theaters für solche Veranstaltungen fühlbar machte, indem wegen der grossen Menschenmasse, die sich jedesmal einfand, die Hize fast unerträglich war. — Eine gleich grosse Anzahl von Gelehrten, Künstlern und Kunstfreunden ist wohl kaum in einer andern Stadt von ähnlichem Umfange zu finden; aber selten bietet auch eine Stadt so viele und mannichfaltige Annehmlichkeiten auf einmal dar. Das Theater ausgenommen, besizt Zürch gewiß alles, was den Lebensgenuß erhöht und verschönert. Die nächsten Umgebungen sind freilich nicht so romantisch-groß, so majestätisch-erhaben, wie bei Bugern oder dasür gewinnt der Blick mehr Ausdehnung über freundliche Hügel, deren sanfte Abhänge mit Garten-, Rut- und Land-Häusern gleichsam besäet sind. Eine Hauptzierde dieser Stadt machen die herrlichen, sehr reinlich gehaltenen, und mit Ruhebänken reichlich versehenen, Spatziergänge um dieselbe aus, unter welchen wieder die Schänen-promenade, eine der vorzüglichern und besuchtern ist. Ihr ward das Glück zu Theil, Schiller einmal in sich zu fassen. Es ist einfach und edel, und darum auch des in seiner edeln Einfalt noch unerreichten Apollen-Dichters vollkommen würdig. —

Bei Erwähnung dieses Denkmals muß ich Ihnen doch eine Anekdote erzählen, die sich voriges Jahr mit zween die Schweiz bereisenden Cavalieren zutrug. Sie wurden nemlich von dem an sie empfohlenen Kaufmann bestraft, ob sie auch schon Gesners Denkmal in Augenschein genommen hätten? — „Gesner!“ erwiedert der eine, an den die Frage vorzüglich gerichtet war, „Gesner? wer ist der Gesner?“ — „Mein Gott!“ fällt ihm sein Kamerad, über seine Unwissenheit ärgerlich, ins Wort, „wie können Sie nur so fragen! Vor vierzehn Tagen sahen wir ja erst noch das Schauspiel: Wilhelm Tell, auf unserm Hoftheater dargestellen. Erinnern Sie sich denn nicht, daß Tell diesen „Gesner mit dem Pfeile erschossen hat?“ — „Sie haben Recht,“ entgegnet der andre, „es ist doch brav von den Schweizern, daß „sie diesem Gesner ein Denkmal errichten, er hat es auch wohl „um sie verdient, denn er hat sie Mores gelehrt!“

Und was verdienen solche Passagiere? Daß sie dieses lesen, und sich schämen — wenn sie können!

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 54. Den 6 Julius 1811.

Todestag Georg August Elliots, Lords Heathfield (1790). Die Wappendevise seiner Ahnen: per ignes fortiter et recte bezeichnet den Vertheidiger von Gibraltar, der zu Lafere im Jahr 1733. die Grundsätze der Kunst lernte, die er 60 Jahre später practisch gegen die Söhne seiner Lehrer ausübte.

Züge aus den Zeiten der Entdeckung und Eroberung von Amerika; nach spanischen Schriftstellern.

Die ersten Eroberer von Peru können nicht genug von der Fruchtbarkeit dieses Landes erzählen. Besonders außerordentlich war das Wachsthum der europäischen Gewächse, welche dahin verpflanzt wurden, und in deren Wartung und Genuß die Spanier oft die heisse Sehnsucht nach ihrem Vaterland zu befriedigen suchten. Garcilasso de la Vega erzählt hievon einige Züge, welche gewiß nicht ohne Interesse gelesen werden mögen.

„In dem Thale Huarcu liegt eine Stadt, welche der Bischof Don Andres Hurtado de Mendoza bevölkert hat. Als ich auf meiner Reise nach Spanien im Jahr 1560. durch dieselbe kam, führte mich ein Bürger der Stadt, Namens Garcias Vasquez, der bei meinem Vater gedient hatte, in sein Haus, und gab mir vortrefflich zu essen. Bei Tisch sagte er mir, daß das Brod, welches ich genieße, von Getreide gebacken sey, das er selbst gesät, und das er dreihundertfältig eingeärndtet habe. Da ich über seine Rede erstaunt schien, so setzte er hinzu: wundern Sie Sich nicht hierüber, denn ich kann Sie als ehrlicher Mann versichern, daß ich von dritthalb Scheffeln Getreide, die ich gesät, sechzhundert und achtzig Scheffel gewonnen, und gewiß noch eben so viel aus Mangel an Raum zum Aufbewahren, verloren habe. Ich bitte Sie, erinnern Sie sich dessen, um es in Spanien zu erzählen.

„Einige Zeit nachher versicherte mich Gonzalo Silvestre, dem ich davon sprach, daß dieß nicht zu viel sey, und daß er in der Provinz Ehuquisaca ein Erbstück besitze, das ihm in den ersten Jahren für jeden Scheffel Aussaat fünfhundert Scheffel eingebracht habe. Als Don Garcia de Mendoza, der Sohn des Vicekönigs, im Jahr 1556. als Gouverneur nach Chili gieng, sagte man ihm im Hafen von Arica, wo er gelandet hatte, in dem benachbarten Thal von Cucapa sey eine so ungeheuer große Rübe gewachsen, daß man fünf Pferde an sie anspannen würde, um sie bis dahin zu schleppen, wo er sie sehen wolle. Don Garcia antwortete, daß man sich diese Mühe nicht geben dürfe, indem er selbst gerne an Ort und Stelle gehen würde. Wirklich that er das auch, von einer Menge Menschen begleitet, die nun mit eigenen Augen die Wahrheit erkannten. Diese Rübe war so groß, daß ein Mann sie nicht umspannen konnte, und hatte so zartes Fleisch, daß viele davon aßen. Auch maß man den Stengel davon an verschiedenen Orten, und fand ihn dritthalb Ellen lang. Dieses habe ich von demjenigen, der sie selbst gemessen hat, gehört. Im Mai 1595. unterhielt ich mich im Dom von Cordoba mit Don Martinez de Contreras, Neffen des berühmten Gouverneurs von Nicaragua dieses Namens, und brachte ihn auf diese Stelle meiner Geschichte. Dabei bezeugte ich ihm mein Vorhaben, alles, was ich über die Pflanzen meines Vaterlands gesammelt, bekannt

Digitized by Google

zu machen, äußerte aber die Besorgniß, daß die, welche das ihrige nie verlassen, diese Dinge unglaublich finden würden. Darauf antwortete er mir: unterlassen Sie darum nicht, zu sagen, was vorgegangen ist, mögen die Unwissenden davon denken, was sie wollen; denn deren Urtheil kann Ihnen gleichgültig seyn, wenn Sie die Wahrheit sagen. Uebrigens versichere ich Sie, sezte er hinzu, daß das, was man von der wundersamen Rübe erzählt, wahr ist. Ich bin Augenzeuge davon gewesen, indem ich jenen Tag den Don Garcia de Mendoza zu begleiten die Ehre hatte, und habe fünf Pferde an die Zweige dieser Rübe angespannt gesehen, und von derselben mit allen andern gegessen. Diesem meinem Zeugniß können Sie noch beifügen, daß ich an demselben Tage in dem Thal Pea eine Melone gesehen, welche einhundert und drei Pfund Gewicht hatte, wovon bei dem Schreiber des Orts ein gerichtliches Zeugniß aufgenommen worden ist. Auch habe ich in dem Thal von Yucay von einem Lattich gegessen, der achtzehn Pfunde gewogen hat."

In Bezug auf die Melonen, welche gleichfalls von den Spaniern in Peru eingeführt wurden, erzählt Garcilasso de la Vega folgende komische Geschichte:

„Ein Bürger der Stadt de los Reyes, genannt Antonio Solar, von edlem Stamme und einer der ersten Eroberer von Peru, hatte ein Gut in Pachacamas, vier Stunden von obiger Stadt. Da er dasselbe nicht selbst bewohnte, so hielt er darauf einen Pächter, zu dem er großes Zutrauen hatte. Dieser pflegte seinem Herrn immer von den ersten Früchten, die gewachsen waren, zu schicken, und gab daher einsmals zween Indianern zehen Stücke Melonen, mit einem Brief für Antonio Solar, um sie diesem zu überliefern. Dabei sagte er ihnen, sie sollen sich wohl hüten, eine dieser Melonen zu essen, denn, sezte er hinzu, wenn ihr es thut, so wird der Brief es dem, welchem ihr sie bringen sollt, sagen. Nach einigen Stunden Wegs ruhten die beiden Indianer aus. Da kam einem von ihnen das Gelüste nach den Melonen. Sollten wir, sagte er zu seinem Kameraden, nicht von diesen Früchten essen dürfen, die auf dem Gut unsres Herrn gewachsen sind? — Nein, sprach der andre, das lassen wir wohl bleiben, denn der Brief würde uns verrathen. — Da weiß ich schon ein Mittel, sagte jener, wir legen den Brief unter einen Stein, daß er nicht sehen kann, wenn wir eine Melone essen. — Der andre fand diese Auskunft vernünftig, und so ließen sie sich denn eine von den Melonen wohl schmecken. Als sie wieder unterwegens waren, sprach der, welcher stärker beladen war, zum andern, der eine Melone weniger trug: es ist billig, daß wir gleich schwer tragen; denn wenn ich fünf Melonen trage, und du nur vier, so wird man uns im Verdacht haben, daß wir eine davon gegessen. — Du hast recht, antwortete der andre, und so aßen sie denn noch eine Melone mit einander, daß sie am Ende nur acht an Ort und Stelle brachten. Wo sind denn die zwei andern Melonen? frug Solar, als er den Brief gelesen hatte. — Herr, man hat uns nicht mehr mitgegeben; war die Antwort. — Ihr lügt; denn der Brief sagt mir, daß ihr zehen Melonen erhalten, und zwei davon gegessen habt. — Die armen Indianer giengen ganz verwirrt weg, und sagten überall, es sey billig, daß man die Spanier Götter nenne, da sie alle Geheimnisse wüßten."

(D. Forts. folgt.)

Bruchstücke aus den Reisen des Persiers Mirza-Abu-Taleb-Khan.

I. Zur Schilderung der Engländer in Ost-Indien.

Selten vergehen in Calcutta einige Monate, ohne daß ein achtungswerther und reicher Mann von den Harpyen angegriffen wird, welche die Tribunale umschleichen. Sie wenden verschiedene Mittel an, um ihnen Geld abzupressen, und manche dieser Menschen haben durch ihr schändliches Gewerbe ein so großes Vermögen erworben, daß sie im größten Ueberfluß leben, und durch ihren Aufwand die angesehensten Familien verdunkeln können.

Gewöhnlich ist ihre Verfahrungs-Art folgende. Sie verbinden sich mit einem Prokurator des Tribunals, und kaufen, unter einem falschen Namen, für irgend einen Kaufmann des Landes eine Menge Waaren auf Kredit. Kommt die Zahlungszeit herbei, so bringen sie falsche Zeugen, durch welche sie beweisen, daß die Waaren um die Hälfte des Preises, über den man übereingekommen war, gekauft worden seyen.

Ein andres Mittel, Geld zu gewinnen, ist, dem Volke Furcht vor den englischen Gesezen einzuflößen. Sie

Digitized by Google

fangen damit an, dem nächsten besten wohlhabenden Einwohner eine Summe Geldes abzufordern, die sie von ihm selbst, oder seinem Vater geliehen zu haben behaupten, und bringen falsche Verschreibungen zum Vorschein. Erschrikt man, oder sucht man Zeit zu gewinnen mit ihnen, so sind sie zufrieden; wagt man es aber, ihre Foderung geradezu zu verwerfen, so machen sie ihre Schritte vor den Tribunalen, und sind niederträchtig genug, zwanzig falsche Eide zu schwören, daß ihre Sache gerecht sey. Auf dieses hin wird der Angeklagte vor die Tribunale gefodert, und gezwungen, für die angebliche Schuld Sicherheit zu geben, oder ins Gefängniß zu wandern. Ist er so glüklich, reiche Freunde zu haben, die für ihn gut stehn, so entgeht er der Schmach, ins Gefängniß geschleppt zu werden, muß aber natürlich versprechen, am Tage, da seine Sache verhandelt wird, vor dem Tribunal zu erscheinen. Kommt er nun nur Eine Stunde zu spät, so wird er zu einer Strafe von ein- oder zweihundert Pfund Sterling verurtheilt; erscheint er aber gar nicht, so müssen seine Bürgen die Summe bezahlen, für die sie gut gesprochen haben. Diese Umstände sind für einen Eingebornen, der die englischen Gesetze und Gewohnheiten nicht kennt, sehr traurig, daher die Meisten lieber die angebliche Schuld-Summe bezahlen, ehe sie sich allen diesen Verlegenheiten aussezen. Ist aber der Angeklagte ein Mann, der einen festen Karakter hat, und sich nicht durch die Irrgänge eines Prozesses abschrecken läßt, so muß er einen Prokurator zu Hülfe nehmen, der kein Wort von seiner Sprache versteht, und eine wichtige Sache einem Manne anvertrauen, dem er sich nur durch einen Dollmetscher verständlich machen kann. *) Nach einigen Monaten, und selbst oft mehreren Jahren erst, wird die Sache gerichtet. Gelingt es ihm, zu beweisen, daß sein Kläger und dessen Zeugen Meineidige sind, so wird natürlich für ihn entschieden, und der Kläger zu den Kosten verurtheilt. Nun hat sich dieser aber vielleicht entfernt, oder, wenn er auch zugegen ist, stellt er sich arm an, läßt sich ins Gefängniß führen, und muß in diesem nun erst noch von seinem Gegner unterhalten werden. Läßt dieser es nur eine Woche an den, für seine Subsistenz im Gefängniß nöthigen Zahlungen fehlen, so ist der Spizbube frei, und fängt sein schändliches Gewerbe wieder von Vorne an.

So weit habe ich nur den glüklichen Fall geschildert. Nehmen wir aber an, daß der Angeklagte nicht im Stand ist, Bürgschaft für die, ihm angeforderte, Summe zu leisten, so wird er sogleich, da er vor dem Gerichtshof erschienen ist, ins Gefängniß geworfen, wo er, wenn er ein Hindu ist, nichts essen, wenn er ein Mohammedaner ist, die Pflichten seiner Religion nicht erfüllen kann. Mehrere Monate schmachtet er in einem ungesunden, abschreklichen Loche, und viele achtungswerthen Leute sind auf diese Weise schon in den Gefängnissen gestorben, ehe ihre Sache entschieden wurde. Erlebt er dieß aber, so ist der einzige Trost, denn er von seinen Richtern erwarten kann, der, daß sie ihm sagen, es thue ihnen leid, daß er so lang habe leiden müssen.

Man erzählt von einer klugen Frau, welche auf eine ähnliche Weise vor das Tribunal von Calcutta gefodert wurde, folgenden Zug, wodurch sie sich half. Der Richter frug sie: „wo die Sache, auf die es ankam, vorgefallen sey?“ Sie nannte den Pavillon eines bestimmten Hauses. „Nun denn,“ frug der Richter weiter, „auf wie viel Säulen steht dieser Pavillon?“ Die Frau merkte die Schlinge nicht, und antwortete ohne Bedenken: „auf vieren.“ Da erbot sich der Advokat ihres Gegners zu beweisen, daß jener Pavillon auf fünf Säulen stünde, und daß somit ihre ganze Aussage keine Glaubwürdigkeit habe. „Milord,“ fieng nun die Frau an, „Sie präsidiren diesen Gerichtshof nun schon mehrere Jahre, und so oft dieß geschieht, müssen Sie die Treppe dieses Gebäudes heraufgehn. Darf ich Sie wohl fragen, wie viele Stufen diese Treppe hat?“ Der Richter bekannte, daß er es nicht wisse. „Nun denn,“ fuhr die Frau fort, „wenn Sie, Milord, alle Tage diese Treppe besteigen, und nicht wissen, wie viele Stufen sie hat, wollen Sie sich wundern, daß ich die Säulenzahl eines Pavillons nicht weiß, den ich kaum ein paarmal betreten habe?“ Der Richter ließ der Geistes-Gegenwart dieser Frau Gerechtigkeit widerfahren, und entschied die Sache zu ihren Gunsten.

II. Orientalische Ansichten europäischer Kunst.

Unser Persiet kann die Vortheile der Europäer für die Werke des Alterthums gar nicht begreifen, und drükt sich einmal ziemlich orientalisch darüber aus.

In diesem Lande (England), so wie in ganz Europa, und hauptsächlich in Frankreich und Italien stehen die Statuen von Stein und Marmor in so hohem Werth, daß es an die Götzendienerey gränzt. Ich sah in London einmal eine Figur, welche weder Kopf, noch Arme, noch Beine mehr hatte, für die ungeheure Summe von vierzigtausend Rupien (etwa 120,000 Livr.) verkaufen. Es ist zum Erstaunen, daß Leute, die so viel Verstand und so große Kenntnisse besizen, und dem Adel der Hindu's vorwerfen, daß er Zierrathen von Gold und Silber trägt, wie die Weiber, ihr Geld an solche unnüze Steinblöcke verschwenden mögen. Viele dieser Figuren scheinen zu keinerem Gebrauch zu dienen; so sieht man an den Thüren

*) Man hat dem Kolonial-System der Spanier so viel Schlimmes nachgesagt; und dennoch ist es ungleich milder, als das der Britten, und war es von jeher. Was der Fanatismus der Kortez, und noch mehr der Pizarro's Grausames gethan hat, reicht kaum an die Eroberungsweisen der letzten Gouverneurs von Bengalen. Aber noch mehr, und für die Vergleichung der vorliegenden Erzählung. Karl V. stiftete schon 1553. auf der Universität von Mexiko drei Lehrstühle für die Sprache und Hieroglyphen der Eingebornen. Advokaten, Prokuratoren und Richter mußten diese verstehn, unerachtet den Partheien noch besondere Dollmetscher bei den Tribunalen gegeben wurden. Man sehe darüber die sehr merkwürdigen Nachrichten in H. v. Humboldts pittoresken Ansichten der Kordilleren. Heft 1. S. 76.

Digitized by Google

der Häuser große Hunde; im Innern Bildnisse von Mädchen, welche mit Tamburinen in der Hand tanzen; auf den Kamins stehen griechische Götzen; an den Grädern Statuen der Verstorbenen, und in den Gärten findet man Bilder von Teufeln, Tigern und Wölfen, welche einen Fuchs verfolgen, wahrscheinlich, daß diese Thiere von solchem Anblick geschrekt, aus dem Garten bleiben.

III. Persische Galanterie.

Folgende Probe orientalischer Galanterie gab Mirza-Abu-Taleb-Khan einmal einigen Londner Damen, die den Herzog von Glocester und ihn lange in der Opera hatten auf sich warten lassen. Sie entschuldigten sich damit, daß sie vor der Menge von Wagen sich nicht haben nähern können, und er antwortete mit diesem, etwas langen Impromptu, das wir in Prosa übersezen:

„Unerachtet nie jemand die Wahrheit eurer Versprechungen erfahren hat, so lassen wir uns doch immer durch diese rosigen, beredten Lippen täuschen."

„Beleidigt mich, so lang ihr wollt; ihr braucht keine Verzeihung zu fodern; denn ich bin euer Sklave, und gehorche blindlings eurem Befehlen."

„Unterlasset nicht, euch am Tage des Gerichts unverschleiert zu zeigen; denn wenn einer eurer Liebhaber, dem ihr das Leben gekostet, Rache fodert, so werden die Engel, welche euch aus dem Paradis jagen sollen, von euren Reizen bezaubert, sich anbieten, eure Strafe für euch zu erdulden."

„Unmöglich konnten die vielen Wagen vor Chiswick-House euch hindern zu kommen; saget lieber, daß die Menge der Anbeter, welche euren Reizen huldigen, daran Schuld ist."

„Mein Verlangen, euch zu sehen, war so groß, daß ich nicht auf das Schauspiel Achtung geben konnte; jezt aber, da ihr da seyd, zerstreut der Ton eurer Stimme alle meine Unruhe."

„So lange Abu-Taleb eure schönen Gestalten anschauen kann, seufzt er nicht nach den Gehölzen von Eden."

IV. Zur Geschichte der Wahabi's.

Abu-Taleb führt folgenden Brief an, den das Haupt der Wahabi's einmal an den Schach von Persien geschrieben hat:

„Wir fliegen zu Gott, um dem boshaften Satan zu entgehn.

„Im Namen Gottes, des Barmherzigen,

„Abd-al-Aziz, Haupt der Moslemim, an Futteh-Ali-Schah, König von Persien.

„Seit dem Tod des Propheten Mohammed, Sohns von Abd-Allah, hat sich die Vielgötterey und der Götzendienst unter seinen Anhängern verbreitet. So wirft sich das Volk z. B. in Nejif und Kerbela vor den Gräbern nieder, die doch nur Erde und Stein sind, und richtet seine Gebete an die, welche in denselben begraben liegen. Da ich nun, der Geringste unter den Dienern Gottes, überzeugt bin, daß dergleichen unsern Herren Ali und Hussein nicht angenehm seyn kann, so habe ich alle möglichen Mittel angewendet, unsre heilige Religion von so schändem Aberglauben zu reinigen, und habe, mit Gottes gnädigem Beistand, seit langer Zeit solche Entheiligungen aus dem Gebiet von Nejid und dem größten Theil Arabiens vertilgt. Allein diejenigen, welche das Grabmal von Nejif besorgen, und dessen Bewohner sind von Geiz und weltlichen Absichten verblendet, haben das Volk aufgefodert, diese Uebungen fortzusezen, und sich meinen Ermahnungen nicht zu fügen. Ich habe darum, wie du erfahren haben wirst, eine Armee meiner Getreuen hingeschickt, um sie zu strafen. Ist das Volk von Persien diesem Aberglauben auch noch ergeben, so säume es nicht, es zu bereuen; denn Jeglicher, der sich des Götzendienstes und der Vielgötterey schuldig macht, soll auf gleiche Weise gestraft werden."

„Friede sey mit denen, welche diesen Lehren gehorchen!"

Eine Fabel von Krummacher.

Als der würdige Dr. Krummacher in Kettwig in Erfahrung gebracht hatte, daß seine im Bädekerschen Verlage in Essen erschienenen Parabeln von Mäcken in Reutlingen nachgedruckt seyen, und dieser Nachdruck sogar bei dem Elberfelder Buchhändler Büschler für die Hälfte verkauft werde, schrieb er folgende, wenig bekannt gewordene Fabel: „Der Wolf, der Schäferhund und der Hofhund. Ein Wolf und ein Schäferhund machten ein Bündniß zur Befriedigung ihrer Habsucht und ihres schändlichen Eigennuzes. Der Hund gab den Rath, der Wolf die That. So wies der Hund dem Wolf eines Tages den Weg zur Heerde. Letzterer brach herein, und raubte einen fetten Hammel. Die Beute ward getheilt, und Fix schleppte sein Stück mit Mühe zu seinem Koben.

Ihn sah Phylax, der getreue Hofhund. Pfui! rief er ihn an, bist du auch ein blutgieriger Räuber geworden? Würgest du die Schafe, die du schützen solltest?

Davor sollen mich Zeus und alle Götter bewahren! antwortete mit heuchlerischer Miene der Schäferhund. Hältst du mich für einen Wolf? Nein, mit unschuldigem Blut befleck' ich mich nicht! Siehe Bruder, ich nehme nur den Ueberfluß des Wolfes, um meine Jungen zu erfreuen. Sonst nähme es ja ein Anderer! —

Pfui dich, und nenne mich nicht Bruder! — brummte der Hofhund, und legte sich auf seine Tazen.

Diese Fabel ist für diejenigen geschrieben, welche sich bemühen, den schändlichen Nachdruck zu befördern."

Trost.

Klippenvoll ist die Fahrt durch's Leben. Talente sind Ruder.
Glück ist das Segel am Schiff: achte des Steuers, Psiot!
Mühlos gleitet dahin auf sächtigen Pfaden der Segler;
Schwer arbeitend, voll Schweiß strebt ihm der Ruderer nach.
Weit bringt keiner voraus. Einst fällt und allen der Anker;
Wo er den Grund erreicht, überall sind wir im Port.

Neumann.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 55. Den 10. Julius 1811.

Don Rodrigo Diaz el Cid Campeador (gestorben den 10. Jul. 1099) ist einer der sehr wenigen, welchen so gut wurde, ohne Trug, noch Verbrechen oder zufälliges Glück, bei ihrem Leben den Königen gleich, und nachmals Jahrhunderte lang der Stolz ihrer Nation zu seyn. Nach einem mühevollen Leben, oft mit Undank für die Siege, die er erfochten hatte, bezahlt, verstoßen, geplündert, zurückgeworfen auf sich, wurde er glücklicher und größer, als je zuvor, da er frey und für sich stritt, und starb zu Valenzia, das er sich als eigene Herrschaft von den Mauren erstritten hatte. Zwei und siebenzig Siegestage zieren seine Lebensgeschichte.

Ueber die guten Leute, die zu nichts gut sind.

Ludwig XV. äußerte sich einstgegen Jemand über seine Minister in folgenden Worten: „ich habe es Ihnen ja oft gesagt, daß sie mehr Meister sind, als ich. Sie machen Thorheiten; das ist ihre Schuld; warum folgen sie mir nicht?"

In dieser Aeußerung liegt der ganze Karakter der guten Menschen, welche zu nichts gut sind. Aber dieser Fürst ist zu bekannt, als, daß wir viel von ihm zu sprechen brauchten. Vergessen wir ihn lieber über dem Wort eines guten Menschen, der auch auf einem Throne gesessen, und wirklich Gutes gewirkt, weil er es kraftvoll gewollt hat. Dieß ist Ludwig XII., der den Spott seiner Hofleute über seine Sparsamkeit gegen sie mit der schönen Aeußerung beantwortete: „es ist mir lieber, daß meine Hofleute über mich lachen, als daß meine Unterthanen über mich weinen."

Wir brauchen die guten Leute, die zu nichts gut sind, nicht auf den Thronen zu suchen; denn leider sehen wir sie täglich in Menge um uns. Wollt ihr ihre Bekanntschaft machen, so will ich euch die Zeichen angeben, an denen ihr sie im Augenblick erkennen werdet.

Ein guter Mann der Art hat nemlich das Talent, nichts Böses direkt zu thun, unerachtet er indirekt außerordentlich schädlich ist. Er beweißt recht eigentlich das Wort des Grafen von Almaviva: „o wenn man wüßte, wie schwer es ist, schlimm zu seyn!" Denn alle seine Herzensgüte ist bloße Indolenz, Trägheit, Schwächlichkeit und Unbedeutenheit des Karakters. Er hat das seltene Glück, nicht verkannt zu werden, ja das noch seltenere, daß Jedermann unverhohlen das gerechte Urtheil über ihn äußert; denn sogar diejenigen, denen keine Rede schwerer über die Zunge geht, als die Anerkennung fremder Tugenden und Verdienste, sprechen ihr: „er ist ein guter Mann" so leicht aus, als ob es hieße: „er ist ein Erzbösewicht."

So wie man daher einen Mann seinen Nachbar loben hört, übereile man sich ja nicht in der Freude, zween Gerechte gefunden zu haben. Ich sage: zween Gerechte; denn in meinen Augen gilt die überlegte, freie Anerkennung von fremdem Verdienst für das sicherste Zeichen des eigenen. Man untersuche ja genauer, und frage hauptsächlich, ob dieser gute Mann auch Gutes gethan, ob er Böses mit Kraft und edlem Stolze ertragen hat, und kann euch niemand davon etwas sagen, so denkt nur, die-

Digitized by Google

ser gute Mann ist einer von denen, welche zu nichts gut sind.

Findet ihr diesen guten Mann in der Gesellschaft, so sehet ihr, daß er gerade so da ist, wie seine Herzensgüte, das heißt, zu nichts nützend. Er trägt nichts zur Unterhaltung und Belehrung bei; seine Bestimmung scheint blos dahin zu gehn, einen leeren Sessel zu füllen, eine überflüßige Tasse Thee zu trinken, und diejenigen anzuhören, deren Gespräch sonst niemand der Aufmerksamkeit werth findet. Darin ist der gute Mann wirklich musterhaft. Ihr könnt ihm das Fadeste, das Flachste und Unbesonnenste sagen, was in einem hohlen Schädel aufsteigen mag, sein Gesicht wird euch eine Art von Beifall zulächeln, den euch die andern, welche nicht für so gut gelten, schwerlich zugestehen werden. Dieser gute Mann wird euch überdieß gerne den Platz vor ihm lassen, er wird sich, als ob er bescheiden wäre, mit der untersten Stelle an der Tafel begnügen, er wird mit dem schlechtesten Wein, den ihr ihm vorsetzt, zufrieden seyn, er wird die derbsten Nekereien von euch mit schafmäßiger Ruhe und Geduld aushalten, und euch zwingen, ihn für gut zu halten, wenn ihr ihn nicht für einfältig haltet.

Wirklich ist er im Stande, euch eine Zeitlang durch den Schein von Tugenden zu täuschen. Seine Freigebigkeit und Großmuth im Gebrauch seines Vermögens könnt ihr unmöglich beim ersten Blick für Verschwendung und Schwachheit, andern nichts versagen zu können, ansehen. So ist es auch mit seiner Gerechtigkeit in der Anerkennung des fremden Verdienstes. Denn fragt ihr ihn, was er von diesem oder jenem Mann halte, so nennt er ihn einen rechtschaffenen Mann, wenn die allgemeine Stimme dieses gleich für eine Lüge erklärt. In seinem Urtheil ist jeder Spitzbube, der nicht am Galgen hängt, ehrlich, und jeder Dummkopf verständig. Nach den Beweisen dürft ihr aber nicht fragen. — Dringt ihr zu stark in ihn, sein Urtheil zu rechtfertigen, so antwortet er euch am Ende: er hat mir nie etwas zu leid gethan, warum soll ich schlimm von ihm reden? oder: er steht in einem einflußvollen Posten, warum soll ich mir ihn zum Feinde machen?

Ihr seht also, daß der gute Mann nicht immer dumm ist; allein es ist mit seinem Verstand, wie mit seiner Herzensgüte; beide sind todte Kapitale, die in seinem Innern liegen, und wie die vergrabenen Schätze des Geizigen mit diesem dahin sterben. So wie er nicht Kraft genug besizt, recht gut zu seyn, so fehlt sie ihm auch, seinen Verstand zu benuzen. Denn was hilft es, daß er einsieht, wie er von seinen Bedienten betrogen und bestohlen wird, wenn er es nicht über sich gewinnen kann, sie aus seinem Hause zu jagen? Was nüzt es, wenn er weiß, daß das hämische Urtheil, welches neben ihm über einen rechtschaffenen Mann gefällt wird, ungerecht ist, wenn er nicht Kraft und Muth hat, im Augenblick die Ehrenrettung des Verläumdeten zu übernehmen, oder wenigstens den Vorsaz zu fassen, den Verläumder für die Zukunft, so weit es seine Verhältnisse erlauben, zu fliehen? Das läßt der gute Mann, welcher zu nichts gut ist, wohl bleiben. Er hat alles erreicht, wenn man ihn ungehudelt läßt, und glücklicher Weise, wird ihm dieses Glück nicht einmal zu Theil.

Da er überall ist, für Jedermanns Freund angesehen wird, alles geduldig anhört, und nie eine eigene Meinung hat, so ergeifen alle die kleinen Stürme der Gesellschaft ihn am meisten. Niemand scheut sich, ihn zu kompromittiren; wer einen Vorwurf gern von sich abwälzen möchte, der schiebt ihn auf ihn; er war dabei, als dieß und das gesagt wurde; er soll zeugen, und thut es auch wirklich, wie man es verlangt. Da es nun in den meisten Fällen nicht fehlen kann, daß er auf diese Weise doppelt zeugt, so geräth er in Verlegenheiten, die nur das dicke Fell aushalten kann, in welches ihn die Natur gewickelt hat.

Ich sagte eben, dieser gute Mann sey der Freund von Jedermann, und das ist auch ganz richtig. Aber eben so gewiß ist es auch, daß er niemands Freund ist. Um euch einen ächten Freundschafts-Dienst zu leisten, ein Wort auf die Gefahr hin, sich Feinde zu machen, für euch zu reden, einem Minister, den man gegen euch eingenommen hat, andre Begriffe über euch beizubringen, euch, wenn ihr ohne Verschulden in der Meinung, in äußerem Ansehn gesunken seyd, nicht zu verlassen, sondern helfend nahe zu bleiben — so viel dürft ihr von dem guten Mann nicht erwarten. Ist er reich, so glaub' ich, daß er es euch nicht an Geld fehlen lassen wird; allein diese Schwachheit ist ihm schon so lange von den eigentlichen Schurken, welche die nuzlose Herzensgüte des guten Mannes zu nuzen verstehen, abgemerkt worden, daß er nur zu bald in den

Digitized by Google

Fall kommt, euch auch nicht mehr auf die, für ihn bequemste Weise, nützlich seyn zu können.

So wie dieser gute Mann gegen seine Freunde ist, so ist er auch gegen sein Weib und gegen seine Kinder. Beide haben bald eingesehen, daß er der Mann nicht ist, auf dessen Verstand und Karakterkraft sie bauen können. Sein Urtheil gilt ihnen daher gar nichts, und ich stehe euch nicht für eine gute Aufnahme, wenn ihr blos mit seiner Empfehlung in seinen Familien-Kreis eintretet. Ihr werdet bald sehen, wie seine Kinder selbst alles besser wissen, als er, und wie sein Weib ihm jeden Augenblick mit einem derben Wort den Mund schließt. Diese liebt ihn nicht, jene achten ihn nicht. Er läßt seine theure Hälfte ihr Wesen nach Gefallen treiben, und hütet sich wohl, ihr ein Wort einzureden, wenn er auch gleich einsieht, daß alles besser seyn sollte. Aus schwacher Güte gegen seine Kinder versäumt er, sie für ihre Unarten zu strafen, und sie zur Erlernung nützlicher Kenntnisse anzuhalten. Sein Weib verschwendet daher sein Vermögen und seine Ehre; seine Kinder wachsen im Müßiggang, in Unwissenheit und schlimmen Neigungen auf; und der gute Mann steht am Ende, mit all seiner Güte, verlassen, ungeliebt, ungeachtet, selbst verachtet und gemishandelt unter den Seinigen da, und heißt darum doch ein guter Mann, weil sich die Meisten freuen, wenn sie Gelegenheit finden, ihre Gerechtigkeit gegen Andre mit so geringem Aufwand zu zeigen.

Das ist der gute Mann, der zu nichts gut ist, und vor dem ihr euch, wenn ihr klug seyd, mehr hüten werdet, als vor dem wirklichen Böswicht. Er thut Böses, weil er es, wo er es verhindern könnte, zu verhindern zu schwach ist; er thut nichts Gutes, weil das Gute selbst in seiner ungeschickten Hand zu Böses wird. Seine Güte, sein Verstand, sein Vermögen sind der Welt völlig unnütz. Erstere frommt nur den Schurken; Letzteres nützt weder ihm selbst, noch dem wirklich Bedürftigen, und sein Verstand ist unbrauchbar für ihn und andre, weil ihm die Kraft, demselben gemäß zu handeln, mangelt. Er wird zuweilen sogar im höchsten Grade schädlich, wenn er einem Böswichte in die Hände fällt; indem man auch den guten Menschen, der nicht Karakterstärke genug besitzt, leichter zu einer schlimmen, als zu einer guten That bringen kann. Der gute Mann ist somit, wenns noch gut geht, völlig unnütz; er ist in allen Geschäften, die ihr ihm anvertraut, unbrauchbar, weil man in keinem der Selbstständigkeit des Herzens und des Verstandes ganz entbehren kann, und ihr müsset euch ja hüten, ihm euer Vermögen, eure Ehre und euer Vertrauen in die Hände zu geben, wenn ihr nicht durch den guten Mann unglücklich werden wollt.

Blicke auf die Gegenwart und in die Zukunft.

IV. Die Stände.

Fortsezung.

Große, alte Formen sind gesunken, neue haben sich erhoben, die von den alten zu entlehnen suchten, was diese abgeben konnten. Das Wichtigste fehlt aber, die Sanktion von Jahrhunderten, und so fest ist der Bau nicht gegründet, daß er auf diese rechnen könnte.

Die Stände sind nicht mehr selbstständig, und darum ermangeln sie der innern Kraft, die sie allein halten kann. Auser den Umwälzungen der Uebermacht wirkte hiezu das Fortschreiten des Zeitgeistes. Die Verhältnisse der verschiedenen Stände sind genau gegen einander abgewogen worden. Die ungewöhnliche Zeit bedurfte ungewöhnlicher Mittel und somit ungewöhnlicher Köpfe. Noth und Eile griff sie aus jedem Stande heraus. Das Vorurtheil erlag der Macht wiederholter Beispiele, und die beste Folge war die Einsicht, daß niemand mehr allein den Anspruchen seiner Geburt vertrauen dürfe, sondern daß jeder sie durch höhere Bildung rechtfertigen müsse.

Wirklich hat eine gleichmäßigere Bildung eine der Scheidewände niedergerissen, welche sonst die Stände von einander geschieden haben. Die natürliche Zerstörung ihrer Verschiedenheit war dieses, und solche Zerstörung würde ohne die französische Revolution zwar etwas langsamer, aber desto sicherer und dauernder geschehen seyn. Vorbereitet war alles.

Bei alle dem wurden die Gränzen der einzelnen Stände nie schärfer gezogen, als heutzutag. Allein es scheint nur polizeylich geschehen zu können; darum man auch in keiner Zeit so viel von Rangreglements gehört hat. Ueberdieß war es nie minder schwer, von einem Stand in den andern überzugehn; was natürlich ist, da sich die Stände nie so sehr, wie jezt, in ihren Bestrebungen vermischt haben. In der Stille streben sie freilich alle nach der ältesten Trennung von einander; die Uebergegangenen beinahe am meisten und offensten; indem man unten die Bequemlichkeiten der Höhe weit höher geschätzt und neidischer anerkannt hatte.

Viel ist bei alle dem nicht gewonnen worden. Die großen Massen der Zeit haben sich noch nicht so weit geordnet, daß die einzelnen Theile sich für die Dauer ordnen könnten. Auf jene muß sich noch immer der Blick des Beobachters heften, und die Gestalt, welche sie gewinnen, läßt leicht errathen, was die Stände werden werden.

(D. Forts. folgt.)

Die türkische Regierung, in einzelnen Zügen dargestellt, nach den neusten Reisenden.

I.

In der Gegend des Bergs Ithomus hielt sich ein Haufen von etwa fünfzig Räubern auf, welche die Wege unsicher machten. Der Paschah von Morea, Osman-Paschah, begab sich daher selbst an Ort und Stelle, und ließ die Dörfer, in welchen sich die Räuber aufzuhalten pflegten, mit Truppen umzingeln. Allein für einen Türken war es zu langweilig, den Schuldigen von dem Unschuldigen zu unterscheiden; man schlug daher ohne weite-

Digitized by Google

reé, wie wilde Thiere, alles todt, was man in dem Gehöge fand. Die Räuber wurden auf diese Weise freilich aufgerieben; aber mit ihnen giengen auch über dreihundert griechische Bauren zu Grunde, die gar keinen Theil an ihren Verbrechen hatten.

2.

In dem Dorfe St. Paul (auf der Morea) hatte ein griechisches Mädchen, das einiges Vermögen besaß, seine Eltern verloren, und wurde von seinen Verwandten nach Konstantinopel geschickt. Sie hatte achtzehn Jahre, als sie wieder zurückkam, sprach türkisch, französisch und italienisch, und nahm die Reisenden mit einer Höflichkeit in ihrem Hause auf, welche Verdacht gegen ihre Tugend erregte. Die Häupter des Dorfs versammelten sich daher, unterschieden die Aufführung des Mädchens, und beschlossen, sich einer Person zu entledigen, welche ihr Dorf entehrte. Zuerst schossen sie die Summe zusammen, welche in der Türkei als Strafgeld auf den Mord einer Christin gesetzt ist; dann überfielen sie des Nachts ihre Wohnung, und brachten sie um. Einer von ihnen wartete nur, bis diese Abscheulichkeit vollzogen war, um dem Paschah das Blutgeld zu bringen. Diese Geschichte machte gerade die Hauptunterhaltung der Bewohner von St. Paul aus, als ich durchkam; allein niemand sprach von der Entsetzlichkeit der Handlung, sondern blos von der Habsucht des Paschah's. Dieser hatte die Sache gleichfalls ganz natürlich gefunden, und eingestanden, daß er das Strafgeld für einen gewöhnlichen Mord erhalten habe. Allein er bemerkte dabei, daß ihn die Schönheit, die Jugend, die Kenntniße und die Reisen des Mädchens zu einer größern Summe berechtigten. Wirklich waren auch gerade zween Janitscharen angekommen, welche im Namen Seiner Herrlichkeit ein neues Lösegeld einforderten.

3.

Ich zeigte dem Kommandanten von Derbena meinen Befehl vom Paschah. Er lud mich ein, eine Pfeife mit ihm zu rauchen, und Kaffee in seiner Baracke zu trinken. Er war ein dicker Mann, mit einem ruhigen, eigentlich leidenschaftslosen Gesicht, der keine Bewegung auf seinen Polstern machte, ohne schmerzlich zu seufzen. Er besah meine Waffen, und zeigte mir die seinigen, worunter eine kurze Büchse war, von der er behauptete, daß sie auf die größte Entfernung treffe. Seine Wache bemerkte, daß ein Bauer den Weg verlassen hatte, und auf dem Gebirg umher kletterte. Sie schrie ihm zu, herabzusteigen; allein er konnte ihre Stimme nicht wohl vernehmen. Da nahm der Kommandant seine Büchse, legte an, und schoß auf den Unglücklichen. Ruhig und zufrieden, wie zuvor, ließ er sich wieder auf die Polster nieder. Der Bauer kam weinend herab, und zeigte sein, mit Blut bedecktes, Hemde. Zur Entschädigung erhielt er noch fünfzig Prügel.

4.

Jerusalem gehört, niemand weiß, warum? zum Paschalik von Damask. Wirklich kann man sich das nur aus dem Zerstörungs-System erklären, dem die Türken eigentlich instinktmäßig folgen. Von Damask durch Gebirge, und noch mehr durch streifende, arabische Räuberhorden getrennt, können die Einwohner von Jerusalem kaum ihre Klagen vor den Paschah dringen. Viel natürlicher wär' es, wenn diese Stadt zum Paschalik von Acre, das in der Nähe liegt, gehörte. Die Franken und die lateinischen Mönche könnten sich so unter den Schutz der, in den syrischen Häfen residirenden, Konsuln begeben, und die Griechen und Türken hätten doch einen Ort, wo sie Gerechtigkeit suchen dürften. Aber gerade das sucht man zu verhüten. Man will Sklaven, die stille schweigen, und keine unterdrückten Unverschämten, welche es wagen könnten, laut zu sagen, wie schrecklich sie behandelt werden.

(Die Forts. folgt.)

Notizen.

Der Dr. Flajani giebt über verschiedene Irren-Häuser in England und die Salpetriere von Paris folgende tabellarische Nachricht. Die erste Zahl zeigt den Ort, die zweite die Menge der Kranken, welche das Hospital fassen kann, die dritte die Sterblichkeit in jedem, die vierte die jährlichen Kosten Eines Kranken, und die fünfte die Anzahl der Gebetten von jedem Hundert

I.	II.	III.	IV.	V.
London	300	1 von 13	140. 00	51.
Liverpool	70	1 von 15	257. 25	82.
Manchester	80	1 von 8	170. 00	40.
York	140	1 von 8	88. 03	47.
Paris	800	1 von 24	65. 52	57.

Die Kosten sind in römischen Stübl's berechnet.

Von den amerikanischen Inseln zusammen kamen sonst 200 Millionen Kilogramme Zuckers jährlich nach Europa. Der Werth derselben betrug in den Kolonien selbst 200 Millionen Livres.

Die Total-Einfuhr der Baumwolle in Europa wurde von der Pariser Handelskammer vor einigen Jahren zu 30 Millionen Kilogrammen angeschlagen. Herr von Humboldt findet diese Schätzung viel zu niedrig. Die amerikanischen Kolonien führten allein 22 Millionen Kilogr. jährlich aus, die er über 40 Millionen Stk werth schätzt.

Das sämmtliche, seit der Entdeckung von Amerika bis 1803. aus den Bergwerken dieses Welttheils hervorgegangene, Silber würde, nach Herrn von Humboldts Schätzung, eine Kugel geben, die über 85 Pariser Zuß im Durchschnitt hätte.

Wie unvollkommen unsere Nachrichten über manche Erdgegenden noch sind, sieht man aus folgenden Widersprüchen. Mehrere, sehr achtungswerthe, Schriftsteller geben der Stadt Marocco 20.000, und der Stadt Fez 70.000 Einwohner; und Jackson ersterer 270.000, und letzterer 380.000.

Lord Valentia giebt die gegenwärtige Bevölkerung von Calcutta zu 700.000 Einwohner an.

Die Bevölkerung von Frankreich verhält sich heutzutag zu der, von ganz Europa, wie 1 zu 5.

Das gegenwärtig in ganz Europa befindliche baare Geld wird von den neuesten Statistikern zu nicht zu 9 Milliarden Livres angenommen, und beträgt somit beinahe die Hälfte der ganzen britischen Staatsschuld.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 56. Den 13. Julius 1811.

Todestag Ludoviko Arioſto's im Jahr 1533. Welche Nation hat einen Dichter, wie dieſen aufzuweiſen? — Solche Fülle der Phantaſie, ſolche Harmonie der Sprache, ſolcher Erfindungs-Reichthum mag ſich auch ſonſt finden; aber wo treffet ihr dieſe angenehme Nachläßigkeit, dieſes difficile Facile an, wenn nicht bei dem guten Johann Lafontaine, der eben ſo unerreichbar bleiben wird, als es Arioſto geblieben iſt?

Die Geſpenſter-Aſſemblée, nach der Erzählung eines alten Soldaten.

Ein Komthur vom Deutſchorden fand ſich in unſerem Hauptquartier ein, um ſich mit uns wegen des Verproviantirungs-Geſchäfts zu berathen. Wir ſprachen viel über die Lage der Gegend, und fragen ihn nach dem Namen eines alten Schloſſes, das wir einige Stunden in der Entfernung liegen ſahen. Der Deutſchritter antwortete uns, daß es Katzenſtein hieſſe, ſeit langer Zeit unbewohnt ſtehe, weil niemand den Muth hätte, es zu betreten, und daß es durch Dornen und andres Geſträuppe beinah völlig unzugänglich geworden ſey.

Mein Freund L . . . hatte dieſe Erzählung kaum gehört, als er mir den Vorſchlag that, eine Nacht mit ihm in dieſem Schloſſe zuzubringen. Ich ließ es mir unter der Bedingung gefallen, daß uns niemand ſonſt begleiten ſollte. Man machte uns Vorſtellungen, um uns von dieſem Abenteuer abzuhalten; allein die ganze Armee wußte bereits von unſrem Entſchluß, und ſo mußte er wohl ausgeführt werden.

Gegen Abend ſtiegen wir zu Pferd, jeder mit einem Säbel bewaffnet. Am Fuß des Hügels, auf welchem das Schloß lag, angekommen, ſchickten wir unſre Leute mit dem Befehl zurück, uns am andern Morgen abzuhohlen. Wir nahmen unſre Piſtolen in die Hand, und ſuchten uns mit den Säbeln durch das Geſträuppe durchzuhauen. So gelangten wir endlich an das Thor des Gebäudes. Es war verſchloſſen, und wir mußten es mit Gewalt einbrechen, wodurch wir in einen großen Hof gelangten, der das Schloß rings umgab.

Zu ebener Erde waren viele Zimmer, die uns aber alle zu finſter und zu feucht vorkamen, um eine Nacht in denſelben zuzubringen. Wir ſtiegen daher die Treppe empor, und traten in einen großen Saal, in deſſen Mitte ein Tiſch ſtand, der mit Bänken umſtellt war. „Wahrſcheinlich," ſagte ich zu meinem Freund, „iſt dieß der Verſammlungs-Saal der Herrn Geſpenſter; ich denke, wir laſſen uns hier nieder, um ſie abzuwarten."

L . . . war das ganz recht. Wir zündeten eine Kerze an, da der Tag ſich zu neigen anfieng, und ſetzten uns nieder. Es begann, ſehr kalt zu werden, und mit dem zunehmenden Dunkel ſtiegen mancherlei Gedanken in uns auf, die den Aufenthalt hier eben nicht ſehr angenehm machten. Außer dem Pfeifen der Winde und dem Geräuſche der Nachtvögel hörten wir lange nichts, und wollten eben, da die Mitternacht herannahte, einnicken, als wir durch einen Lärmen, der aus der Entfernung kam, und immer ſtärker wurde, aufmerkſam wurden. Wir unterſchieden eine Menge von Stimmen verſchiedenſter Art, rauhe und ſanfte, die alle zugleich redeten, und vernahmen das Geklirre von vielen Ketten. Die Leute, welche dieſes Geräuſch machten, ſchienen die Treppe herauf zu

Digitized by Google

kommen. Wir ſtanden daher auf, ſtellten uns mit dem Rücken an die Mauer, und zogen unſre Säbel.

Nun traten auf einmal eine Menge weiblicher Geſpenſter, zum Theil ſehr ſchöne, zum Theil äuſſerſt häßliche, in den Saal. Sie ſchienen erſtaunt, uns hier zu ſehen, und drängten ſich alle gegen uns zu. Dabei machten ſie ein ſolches Geräuſch, daß wir beinah betäubt wurden. So ſtanden wir eine Zeit lang ihnen gegenüber, und da ich ſah, daß ſie uns nichts anhaben wollten, fieng ich an, zu reden. Bei der erſten Bewegung meiner Lippen wurden ſie alle ſtille.

„Meine Damen," ſprach ich, „wenn wir Ihnen hier beſchwerlich ſind, ſo haben Sie nur zu befehlen."

„Nein, nein;" riefen alle zuſammen.

„Eine nach der andern, muß ich bitten," fuhr ich fort; „wenn eine Unterhaltung möglich ſeyn ſoll."

„Der Herr hat Recht;" ſagte ein Geſpenſt, deſſen ſittſames Weſen mir wohl gefiel, in einem ſchmerzlichen Tone. Inzwiſchen ſah ich bald, daß es in einer Maske ſtak, die die abſcheulichſte Geſtalt verbarg.

„Darf ich fragen," fieng ich an, „wer Sie ſind, oder was Sie geweſen ſind?"

„Ach," war die Antwort, „ich war eine Andächtlerin, brachte den Vormittag in der Kirche, den Nachmittag in den Armen meines Beichtvaters, und die Nacht in denen meines Kutſchers zu. Ich war boshaft, verläumderiſch, hartherzig, falſch und rachſüchtig, und heuchelte alle Tugenden, ohne eine einzige zu beſitzen. Ich bin daher auch am tiefſten verdammt unter allen dieſen Damen, und liege im vierzehenten brennenden Keſſel, links, wenn man in die Hölle hereinkommt."

L . . . den feine Galanterie auch hier nicht verließ, ſtand ſchon mitten unter den hübſcheſten Geſpenſtern, erzählte ihnen Geſchichten, und gefiel ihnen, wie überall. Ich trat zu dieſen, und äuſſerte mein Erſtaunen, daß die Hölle ſo hübſche Geſtalten enthielte. Sie antworteten mir, daß ſie deswegen verdammt ſeyen, weil ſie ſich zu viel auf ihre Reize eingebildet, und daß ihre Strafe nun darin beſtehe, von keinem Teufel hübſch gefunden zu werden.

Ich wandte mich zu einem andern Haufen, da kam mir ein kleines, niedliches, muthwilliges Geſchöpf entgegen, und fieng an, mich auf allerlei Weiſe zu necken. Ich frug es nach ſeiner Geſchichte. „Ich war ziemlich hübſch, wie Sie ſehen," war die Antwort; „allein ich entſtellte alle meine Vorzüge durch eine unbändige Koketterie, erregte überall Hofnungen, und befriedigte keine einzige. Dafür bin ich nun freilich hart genug beſtraft. Ich liebe den ſchönſten, den liebenswürdigſten, den vollkommenſten Teufel, und alle meine Zärtlichkeit, all mein Beſtreben, ihm zu gefallen, iſt vergebens."

Da die Koketten, wenn ſie zärtlich werden, höchſt langweilig ſind, ſo ſuchte ich mich von dieſer loszumachen, und trat zu einem andern Geſpenſt, das mir ſehr traurig ſchien. Es wartete meine Frage gar nicht ab, ſondern fieng gleich von ſelbſt an: „Sie ſehen in mir die Unglücklichſte von allen Verdammten. Ich verließ den zärtlichſten, den vollkommenſten Mann, der mich liebte, und quäle mich nun mit ewiger Reue und mit der peinigenden Vorſtellung aller ſeiner Vorzüge."

„Nun," ſagt' ich, „ſo wird die Untreue denn auch in der Hölle beſtraft?"

„Gewiß," war die Antwort, „und auch ſelbſt die Untreue, welche nur in Gedanken begangen wurde. Indeß iſt die Strafe ſolcher Sünderinnen nicht ſo hart, indem ſie blos darin beſteht, daß ſie ihre Finger in die Keſſel ſtecken müſſen, in welchen die andern Verdammten geſotten werden."

„Dürfte ich Sie wohl fragen," fuhr ich fort, „wer die beiden andern Phantome ſind, die an der Thüre ſtehen, und die zwei Häßlichen in ihrer Nähe?"

„Die Eine links," antwortete mit das Geſpenſt, „hat in ihrem Leben von nichts andrem, als von ihren Kleidern geſprochen, und von allen Männern verlangt, daß ſie ihr aufmerkſam zuhören ſollten. Da ihr Verbrechen nicht ſehr groß iſt, ſo wurde ſie blos zum Sitzen im glühenden Sande verdammt. Die Andre, neben ihr, iſt eine Frau, welche nie einen Liebhaber gehabt hat, und darauf ſo ſtolz geweſen iſt, daß man es nicht um ſie aushalten konnte. Sehen Sie, wie ſie ſich verſteckt? Man hat ihre Tugend nach ihrem Werth anerkannt, und ſie nach ihren Urſachen abgewogen. Da unten erſcheinen die Dinge, wie ſie ſind. Niemand ſieht ſie an; niemand ſpricht mit ihr. . . ."

„Das iſt ſonderbar," unterbrach ich ſie, „die Meiſten von uns wundern ſich, wann eine Frau keinen Liebhaber hat."

Digitized by Google

„Sie kann aber doch etwas Besseres thun, als eine Liebschaft unterhalten," fuhr mein Phantom fort; „inzwischen schätze man sie doch, wenn sie nur Einen Liebhaber hat, und diesen glücklich macht.

„Ich wünschte," sprach ich, „das Sie das Alles der Welt sagten; denn mir würde man es nicht glaubrn, wie heilig ich es auch betheuerte."

„An der Welt liegt uns wenig; denn der einzige Trost der Unglücklichen ist, recht viele Genossen in ihrem Unglück zu haben. Jene beiden abscheulichen Phantome sind falsche, geizige, intrikante, und mit andern schrecklichen Verbrechen beladene Weiber."

„Dürfte ich wohl noch fragen, warum Sie dieses Schloß in Besitz genommen haben, und sich in demselben versammeln?"

„Es gehört uns nicht, sondern dem Teufel. Ehmals war es das Eigenthum von Doktor Faust, und nach dessen Tod hat sich der Satan desselben bemächtiget. Sie wissen, daß auch die größten Qualen ihre Ruhepunkte haben. Die unsern bestehen darin, daß wir alle Nacht unsern Schwefelpfuhl verlassen, und hieher kommen dürfen. Aber auch hieher verfolgt uns das Unglück. Es kommen keine Männer her, und Sie wissen, was eine Gesellschaft ist, die blos aus Weibern besteht. Was der einen gefällt, ist der andern zuwider; jede will den Vorzug vor der andern haben, und so ist alles unter uns nichts, als Zank und Haß. Jede verlangt das Wort zuerst, und Viele, die keiner andern nachstehen wollen, bleiben lieber in ihren glühenden Kesseln sitzen, als daß sie in die Assemblee kommen."

Noch lange dauerte dieses Gespräch fort, bis ich mein gefälliges Gespenst mit Dank für seine Belehrung verließ. Ich trat zu S . . . der eben mitten in einer Erzählung begriffen war, die seine schönen Phantome sehr belustigte, als der Tag anbrach. Da vernahmen wir ein schreckliches Pfeifen und Zischen. Der Schrecken breitete sich über die Gesichter der ganzen Versammlung, und eine entsetzliche Gestalt trat in den Saal. Sie war zehen Fuß hoch, hatte einen Löwenkopf, und einen Krokodilschwanz, Adlers-Krallen statt der Hände, und Schuppen über den ganzen Leib, wie ein Fisch. Mit den Schlangen, die das Ungeheuer in den Händen hielt, jagte es die Phantome fort. Aechzend und heulend entfernten sie sich, und wir sahen uns plözlich allein in dem Saal.

Man kann sich denken, daß wir uns beeilten, diesen höllischen Aufenthalt zu verlassen. Wir fanden unsre Pferde am Fuß des Berges, und kamen ins Lager zurück, wo wir unser Abenteuer erzählten, aber, leider! bei Niemand Glauben fanden.

Kosten eines Truppenkorps von 24,000 Mann, zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

In dem seltenen Buche:

Ethographia mundi, lustige, artige und kurzweilige, jedoch wahrhaftige, glaubwürdige Beschreibung der heutigen newen Welt, im Glauben, Bekenntniß, Religion, Wandel, Sitten u. Gebärden, Kleidung und Tracht, und allerlei Handel und Wandel und ganzem Leben, der Posteriität zum Zeitspiegel, und der newen Welt und allen jungen ausgeheckten Weltkindern zum gründlichen Unterricht, wie sie sich in die newe Welt schicken sollen, auch zu sonderlichem Wohlgefallen gericht und gedicht u. s. w. durch Johannem Olorinum Variscum. Magdeburgk. 1614. 4 Thle. in 8.

ist unter den vielen Gründen des damaligen Geldmangels auch das Kriegführen genannt. Zum Beweise dessen hat der Verfaßer mehrere Berechnungen gemacht, was z. B. ein Türkenzug koste. Wir wollen ein Stück davon ausheben, welches die Kosten von 4000 Mann Reiterei und 20,000 Mann Fußvolks, für einen Monatszug, enthält.

I. Reiterei.

a.) Bestall- oder Anritgeld, d. h. Werb- und Equipirungskosten.

Diese 4000 Pferd sind in 10 „Schwader" getheilt, von denen jedes 400 Pferde enthält.

Zu jedem Schwader kommen 36 „Buben," die ledige Sättel, Harnisch u. dgl. nachführen, so daß 50 Pferde zum Troß gehören, „der für den Feind nichts „züze, aber zum Mausen, Stehlen, und allerlei Büberei auszurichten, nicht ungeschickt."

Dem Obristen werden, um die Reiter aufzubringen, für jedes Pferd ein halber Monatssold (Bestall- oder Anritgeld) bezahlt, macht auf 4000 Pferde . .	24,000 fl.
Dem Obristen „sein Unkost und Zehrung" gemeiniglich ein halb Jahr voraus	650 fl.
Einem Unterhauptmann oder Rittmeister, der sein Geschwader selbst werben muß, wird die Zehrung und ein halber Monatssold voraus bezahlt, und zwar, wenigstens 80 fl. welches auf 10 Geschwader ausmacht .	800 fl.
Die Kosten von 4000 Reitern sind demnach, noch ehe sie auf dem Platze sind .	24,450 fl.

b.) Monatliche Unterhaltung.

Jedes Geschwader hat 400 Pferde, von denen jedes 12 fl. kostet, also zusammen .	4,800 fl.
Dabei sind:	
1 Rittmeister	180 fl.
seine 2 „Trabanten" . . .	16 fl.
1 Lieutenant	32 fl.
1 Fähndrich	24 fl.
8 Rottmeister (jeder zu 25 fl.) . .	200 fl.
1 Feldprediger	24 fl.
1 Schreiber	12 fl.
1 Trommeter	12 fl.

Digitized by Google

1 Feldscherer	12 fl.
1 Hufschmid	12 fl.
1 Sattler	6 fl.
1 Furierer	12 fl.

Ferner: bei jeden zehen Pferden ein „gerüsteter, guter Reiswagen, mit vier guten Pferden, einer Hakenbüchsen mit ihrer Neidtschaft, und zweien Schweinspießen oder Hellparten, dazu Hauen und Schaufeln.“ Alles dieses kostet monatlich 24 fl. und für 400 Pferde (vierzig Wagen) . 960 fl.

Sodann: auf 10 Pferde ein „Trosser oder Bot“ zu 6 fl. monatl., also 40 Trosser 240 fl.

Also ein Geschwader kostet monatlich . 6,542 fl.
Für 10 Geschwader oder 4000 Pferde . 65,420 fl.

Auf diese Summe kommen aber noch, als zum Ganzen gehörig:

Dem Obristen „für seine Müh u. Arbeit“ extra	13 fl.
Für „24 Trabanten, die auf sein Leib warten,“ jedem monatlich 5 fl., also	120 fl.
Dem Obristen 16 Wagen, jeder mit 4 Pferden	384 fl.
1 Profoß	30 fl.
dessen Lieutenant	24 fl.
1 Scharfrichter	24 fl.
3 Steckenknechte oder Schergen, und 3 Trabanten, jedem 6 fl. . . .	36 fl.
1 Wachtmeister mit seinen Trabanten .	116 fl.
1 Rumormeister	116 fl.
1 Wagenburgmeister	50 fl.
Hauptsumme . .	901 fl.

So beliefe sich denn die monatliche Unterhaltung von 4000 Pferden auf 66,321 fl. Hiebei ist aber der Gehalt des Obristen nicht aufgeführt; indeß findet sich dieser wahrscheinlich bei dem Fußvolk; indem der Verfasser für die Cavallerie und Infanterie nur Einen Obristen annahm.

II. Fußvolk. (Knechte.)

a.) Laufgeld. (Werbungsgeld.)

Die 20,000 Mann, welche angenommen sind, werden in 50 Fähnlein abgetheilt, so daß also 400 Mann auf ein Fähnlein kämen. „Kommen aber kaum 350 vor den Feind; dann zu Zeiten die Hauptleute, wenn sie ihre Fähnlein nicht ganz haben, etliche ledige Rüstung nachführen, und in der Musterung Köche, Jungen, Marcketenter, und was sie haben mögen, mit unterstellen, dürfen einander wohl die Knecht, wann man nicht auf einen Tag mustert, leihen, und also manche Knechte unter zwei Fähnlein gut gemacht werden.“

Jeder Knecht erhält 1 fl. Laufgeld; also 50 Fähnlein erfodern . . . . 20,000 fl.

Der Obriste erhält einen halben Jahressold für seine Zehrung . . . . 500 fl.

Jedem Hauptmann einen halben Monatssold mit 40 fl. also 50 Fähnlein . 2,000 fl.

20,000 Mann Fußvolk kosten demnach, ehe sie im Dienste sind . . . . 22,500 fl.

b.) Monatliche Unterhaltung.

Jedes Fähnlein von 400 Mann hat wenigstens 50 „Doppelsöldner“ von jenen erhält einer monatlich 4 fl. von diesen 8 fl. also der Sold für die Knechte zusammen . 1,800 fl.

1 Hauptmann	80 fl.
2 Trabanten	16 fl.
1 Lieutenant	30 fl.
1 Fähndrich	20 fl.
1 Feldwebel	8 fl.
1 Schreiber	8 fl.
1 Feldscherer	8 fl.
1 Pfeifer	8 fl.
1 Trommelschläger	8 fl.
zusammen . .	1,986 fl.
50 Fähnlein kosten also	99,300 fl.

Hiezu kommen aber noch:

1 Obristen monatlich	1,000 fl.
1 Feldprediger *)	20 fl.
Wachtmeister und Profoß mit ihren Leuten	218 fl.

Zu obiger Summe kommen also noch 1,238, daß demnach die 20,000 Mann Fußvolks monatlich kommen können auf . . 100,538 fl.

III. Artillerie. (Arckellay.)

Hierüber geht unsre Schrift nicht ins Einzelne, sondern nimmt die runde Summe an 90,000 fl.

Abzug.

Ist der Zug in einem Monat ausgerichtet, sagt unser Verfasser, „daß er Ausgangs des Monats das Volk wiederum laufen lasse, so gebühret ihm auch nach Kriegsgebrauch für den Abzug, deßgleichen der Schlachtsold, wenn eine geschehen, zum wenigsten ein Monatsold; also ungefähr 160,000 fl.

Resultat.

Die Kosten eines Feldzugs von Einem Monat mit 20,000 Mann Fußvolks, und 4000 Cavallerie betragen demnach, die Mundzehrung nicht gerechnet, zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs etwa, die Summe von 463,809 Gulden.

Paradoxon.

„Für's Theater schreibt in Prosa nur!
„Verse widerstreiten der Natur.“
Donnert Paradox, und thut es nicht,
Hat, indem er für die Prosa spricht,
Er zu Gunsten seiner Verse gesprochen. Haug.

---

*) Hier ist wahrscheinlich ein Versloß, und befindet sich bei jedem einzelnen Fähnlein ein Feldprediger.

In der vorigen Nummer muß in den ersten Linien Campeader in Campeador verbessert werden.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 57. Den 17. Julius 1811.

Todestag Emanuel Moritzens, Herzogs von Elbeuf (1765.). Mißvergnügt über den französischen Hof verließ er sein Vaterland, ließ sich in Neapel, das damals dem Hause Oesterreich gehörte, nieder, und baute den Pallast zu Portici. Die von einem Bauren gefundenen Ueberbleibsel alter Kunst (1713.) veranlaßten ihn zu weiteren Nachforschungen, und er war der erste, der dem alten Herculanum auf die Spur kam. Seit 1738. wurden die Entdeckungen durch königlichen Vorschub immer vollständiger und zusammenhängender.

Natur und Kunst, von Milizia.

I. Natur.

Natur ist dem Künstler alles, was sichtbar ist. Das Sichtbare ist der Gegenstand seiner Nachahmung.

Mit dem Sehen aber ists nicht gethan; er muß das, was er sieht, studieren. In der Kindheit der Kunst hatte man gar keinen Begriff von der Nothwendigkeit, die Natur zu studieren; daher wurde sie so gemein, als sie sich überall zeigte, nachgebildet.

Die Kunst schritt vorwärts, und die Nothwendigkeit, die Kunst zu studieren, ward erkannt. Noch nahm man aber das erste Modell, das man fand, für schön an; man begnügte sich, das Ungestalte zu verwerfen. Niemand kams in den Sinn, die schöne Natur von der gemeinen Natur zu unterscheiden. Diese zweite Epoche der Kunst dauerte am längsten, und ist vielleicht bei den meisten Nationen nie durch eine bessere ersetzt worden.

Lang, aber nachlässig, wurden die Künste im Orient und in Egypten getrieben; da giengen sie endlich auf ein zart fühlendes Volk über, welches das Schöne zu empfinden, zu lieben, und überall aufzusuchen fähig war. Das waren die Griechen. Im Anfang trieben sie die Künste roh, wie bei allem Anfang der Fall ist. Dann hoben sie sie auf den Grad, welchen die Egypter niemals überschritten haben. Bald übersprangen sie ihre Lehrer, und wurden die Lehrer aller künftigen Jahrhunderte, und der erhabensten Geister. Wir sind, und müssen ihre demüthigen Schüler in den Hauptheilen der Kunst bleiben, nemlich in der Schönheit der Formen, und in der Größe des Ausdrucks.

Die Griechen erkannten, was die Egypter nicht einmal geahnt hatten; sie erkannten, daß die Natur Bewegung und Ausdruck hat. Bald fühlten sie auch, daß es eine schöne Natur gab, daß die Schönheit den Karakter der Natur bestimmte, und daß, wo Schönheit fehlt, die Natur aufhört, Natur zu seyn. Daher war Nachahmung der Natur und Darstellung der Schönheit bei ihnen nur Eines. Darum vermieden sie auch im größten Sturm der leidenden Natur Verdrehungen und Anstrengungen, welche die Wohlanständigkeit beleidigten, so wie sich Jeder in Gegenwart von Höheren auch die herbsten körperlichen Leiden zu verbergen zwingt. Aber mehrere neuere Künstler scheinen es darauf angelegt zu haben, diese, von den Griechen verabscheuten, Gebrechen zur Schau zu legen.

Die Natur ist die erste Lehrerin des Künstlers, was Form, Verhältniß und Ausdruck betrifft. Hat er als gelehriger Schüler ihren Unterricht genützt, so fasse er den

Digitized by Google

stolzen Vorsatz, sie zu übertreffen. Er wird sie übertreffen, wenn er die Schönheiten vereinigt, welche ihm die Natur nie in einem und demselben Modell vereinigt zeigt.

Auch in Anschung des Colorits und des Helldunkels ist die Natur die erste Führerin; aber der Künstler wähle und vereinige die zerstreuten Schönheiten.

Es ist das Unglück des Künstlers, Richter zu haben, welche die Schönheiten, die er vor ihre Augen stellt, nicht einsehen. Sie fühlen einiges Vergnügen, wenn sie Gefühl besitzen; aber ihr Urtheil ist darum nicht motivirt. Die Menge sieht die Natur, und versteht nicht, sie zu sehen; weil dieß gelernt seyn muß. Aber es lernt sich nichts ohne große Uebung, und je besser daher das Auge geübt ist, um so mehr sieht es, um so größere und mannichfaltigere Schönheiten entdeckt es. Darum sieht der Mahler mehr, als der Bildhauer, in den Farben, den halben Tinten, den Reflexen und dem Helldunkel; der Bildhauer mehr als der Mahler in den Formen.

Zur Vervollkommnung der Kunst gehörte eine Reihe von Künstler-Generationen, die sich nach einander die Natur richtig zu sehen lehrten. Anfangs sahen sie dieß nicht anders, als die Menge. Dann sahen sie sie trocken, steif, monoton, gothisch. Endlich ward ihnen, sie schön zu sehen. Unsre Mahler haben sie nur in griechischen Statuen schön sehen können. Aber die Raphaele, die Correggio's, die Tiziane wußten Schönheiten in der gefärbten Natur zu wählen. (D. Forts. folgt.)

Anekdote.

Unter allen Zügen, welche den übermüthigen Dünkel der französischen Schauspieler des vorigen Jahrhunderts karakterisiren, ist wohl der folgende einer der treffendsten.

Jaire von Voltaire wurde mit dem ungemessensten Beifall aufgenommen. Dennoch war der Dichter mit seinem Werke nicht zufrieden, sondern nahm verschiedene Verbesserungen damit vor, die er bei der nächsten Darstellung angebracht wünschte. Nach vielen Bitten verstanden sich endlich die Herrn Schauspieler dazu; nur Dufresne weigerte sich, die Verbesserungen in seine Rolle aufzunehmen; ja, er war sogar unverschämt genug, dem Mann, dessen Talenten ganz Frankreich huldigte, seine Thüre zu verschließen. Voltaire's Langmuth ermüdete nicht: Er schob ihm die Blättchen durchs Schlüsselloch zu. Aber Dufresne würdigte sie keines Blicks.

Am folgenden Tag giebt der Schauspieler seinen immer schmauslustigen Kammeraden ein splendides Mahl, und siehe da! es wird unverhofft um eine große Rebhuhn-Pastete reicher. „Von wem? Von einem Unbekannten. Gleichviel! Der annonyme Narr soll leben!" Die brutalen Gesellen werfen sich über die Pastete, nehmen den Deckel ab, und — erblicken betroffen zwölf Rebhühner mit Papierchen in den Schnäbeln, die alle Verse enthielten, welche in Dufresne's Rolle wegbleiben, oder zugesetzt werden sollten. Diesen Abgesandten konnte der Theaterheld nicht widerstehn; ihnen gelang ein Sieg, den der vergötterte Dichter nicht erhalten konnte.

Warum haben wir kein Beispiel von ähnlichem Uebermuthe unter deutschen Schauspielern? Weil unsre dramatischen Dichter nur unverbesserliche Werke liefern! —

Diplomatische Denkwürdigkeiten.

1634 entstand zwischen dem französischen und spanischen Gesandten in Kopenhagen Streit wegen dem Vorsitz. Man schlug dem Grafen d'Avaux vor, zu wählen, entweder zur linken Seite des Königs, oder zur rechten, gleich nach dem kaiserlichen Gesandten, seinen Platz zu nehmen. Er verlangte aber, der spanische Gesandte sollte wählen, und dann würde er ihn von seinem Platz vertreiben. Dieser ließ es nicht darauf ankommen, sondern reiste ab.

1590 bot Philipp II. von Spanien dem Herzog von Mantua den Titel Altezza für ein Anlehn von 300,000 Thaler an. Ein Pfarrer von Montserrat versagte ihn dem Herzog dennoch, weil er nach seinem Ceremoniel, wie er sein Brevier nannte, diesen Titel nur Gott geben dürfe; indem es darin hieße: tu solus Dominus, tu solus altissimus.

Die Altesse royale wurde zuerst von Victor Amadeus von Savoyen aufgebracht, um den Kardinal-Infanten, Don Fernando, ausgezeichnet zu ehren; unerachtet dieser selbst dem Herzog nur die Excellenz geben wollte.

1609 ersuchte der Hof von Madrid König Heinrich IV. durch den päbstlichen Nuntius, nichts gegen Spanien zu unternehmen, während dieses die Türken angriefe.

Digitized by Google

Heinrich versprach es unter der Bedingung, daß Spanien die barbareskischen Staaten in Ruhe lasse. Im Verfolg dieser Unterhandlung erklärte er sich noch sehr merkwürdig auf folgende Weise: „wenn es darauf ankommt, die Türken völlig zu Grunde zu richten, so werde ich der erste seyn, um mit allen Kräften meines Reichs beizuwirken; denn ich weiche keinem der Fürsten der Christenheit in Liebe zum Ruhm und im Eifer für die Religion. Ueberdieß würde die Zerstörung und Theilung des ottomanischen Reichs uns alle zusammen zufrieden stellen können. Da aber die Verhältnisse nicht so sind, wie sie seyn sollten, und man keine andre Hofnung in Absicht auf die Türken haben kann, als sie zu schwächen, so werde ich mich nie entschließen, mit der Pforte zu brechen, blos um die Eroberungen andrer zu unterstützen, und 40,000 Franzosen, die nach der Levante handeln, zu Grunde zu richten. Noch weniger aber kann ich zugeben, daß sich die Spanier der Küste von Afrika bemächtigen, daß sie ihr Land auf diese Weise zur See mit Italien verbinden, und meine südlichen Provinzen unaufhörlich bedrohen. . . .“

Karl I. von England sagte einst dem Marquis von Blainville, den Ludwig XIII. nach London geschickt hatte: er wundre sich, daß sich der König von Frankreich in die Angelegenheiten seines Staats mischen wolle. Der französische Gesandte gab ihm zur Antwort: „mon maitre a interet aux résolutions, qui se prennent en Angleterre, comme dans les états des autres princes, ses voisins; attendu, que souvent la mauvaise conduite d'un seul entraine la ruine de plusieurs.“

Der brittische Minister unter Georg I. und II., Robert Walpole, war ganz für den Frieden mit Frankreich. „Ich zahle,“ schrieb er einst an den Kardinal Fleury, Minister Ludwigs XV., „der Hälfte der Parlaments-Glieder Pensionen, um sie in friedlichen Gesinnungen zu erhalten. Da aber der König oft nicht Geld genug hat, und sich alle die, welchen er keines giebt, ohne Weiteres für den Krieg erklären, so wäre es gut, wenn mir Ew. Eminenz drei Millionen Livres zuschickten, um die lautesten Schreier zum Schweigen zu bringen. Geld besänftiget das Blut der kriegerischsten Köpfe, und wie ungestüm ein Soldat auch im Parlament seyn mag, so macht ihn eine Pension von 2000 Pf. St. friedfertig. Erklärt sich England für den Krieg, so müssen Sie doch den andern Mächten Subsidien bezahlen, nicht zu rechnen, daß die Erfolge immer noch ungewiß sind; da Sie hingegen, wenn Sie mir Geld schicken, den Frieden aus der ersten Hand kaufen.“

Der Erzbischof von Amboun, Georg von Aubuisson, welcher französischer Gesandter in Venedig war, und sich 1664. als solcher in Madrid befand, hatte die Reise dahin über Brüssel machen wollen, weil er glaubte, daß die Niederlande an Spanien stießen.

Numismatische Fragmente.

III.

Das Universalmittel, Alles zu erwerben, außer Gesundheit, Verstand und Tugend, ist das Geld. Mag es die fehlen, an was es immer will, an einem Freund, an einer Geliebten, an einer Krone, du kannst sie kaufen, wenn dein Beutel recht schwer gefüllt ist. Selbst der Anschein der Tugend, sogar der Ruf und die Achtung des Verstandes sind feil. Du kannst Tugend und Verstand entbehren, nur deine Schätze nicht.

Du hältst einen Thaler in der Hand, und bedenkst das nicht? Noch minder fällt dir ein, was dieser einzige Thaler, welcher in deiner hohlen Hand glänzt, für Manchen seyn könnte, der Alles besitzt, selbst das, was man nicht kaufen kann, außer Eines nicht, das blos für Geld zu haben ist — Brod für seine Kinder. Aber so gehen ja auch täglich die belehrendsten Schicksale ungenützt an uns vorüber. Sollte diese kleine, silberne Scheibe eindringender zu uns sprechen, als jene, zum Theil geheimnißvoll bedeuten, zum Theil frei offenen Bilder, die uns begegnen?

Zum Ueberflusse sezen wir noch Denksprüche auf unsere Münzen. Das haben die Alten nicht gethan, weil sie lieber handelten, als predigten. Wie sonderbar jene Sprüche oft gewählt sind, haben einige Beispiele gezeigt. Das sonderbarste aber ist gewiß die Umschrift der neueren toskanischen Thaler: videant pauperes, et laetentur. (Mögens die Armen sehen, und sich freuen!) Aber, lieber Himmel, wie soll sich der Hungrige über ein Gastmal freuen, das vor seinen Augen verzehret wird? Wie? Will die Regierung der Armuth, welche sie oft verschuldet, hohnlachen? — Hat der Arme diese Stücke Silbers, so hört er ja auf, arm zu seyn, und die Umschrift taugt nichts mehr.

Oder bedeutet die Inschrift das Recht zu einem gewissen Antheil an jedem dieser Thaler? — O der guten Seelen sind wenige, welche jenes Recht anerkennen werden. Freuet euch darum noch nicht zu sehr, ihr Armen! Lieber seyd fleißig vom Morgen bis an den Abend, und habt ihr einen dieser Thaler erworben, so freuet euch bei seinem Anblick, denn ihr habt ihn verdient!

(D. Forts. folgt.)

Die türkische Regierung, in einzelnen Zügen dargestellt, nach den neusten Reisenden.

Fortsezung.

4.

So stehe denn Jerusalem unter einem, beinah unabhängigen Statthalter, der alles, was ihm einfällt, ungestraft thun kann, wenn er nur mit dem Paschah sich zu stellen weiß. Es ist bekannt, daß in der Türkei jeder Obere einem Niedrigern seine Vollmachten übertragen kann,

Digitized by Google

und diese erstrecken sich beinah immer auf Leben und Tod. Für einige Beutel wird ein Janitschare ein kleiner Aga, und dieser Aga kann jeden tödten, oder sich wenigstens sein Leben abkaufen lassen. So vermehren sich dann in allen Städten von Judäa die Henker. Man hört daher auch von keiner andern Justiz, als: „dieser muß zehen, zwanzig, dreißig Beutel bezahlen; jener wird fünfhundert Stock-Prügel bekommen; dem andern wird man den Kopf abschlagen.“ Eine Ungerechtigkeit macht natürlich die andre nothwendig; denn um der heuchlerischen Gerechtigkeit des Paschah's zu entgehen, muß man, wenn man einen Landmann zu Grunde gerichtet hat, auch den andern ausplündern, damit man durch das zweite Verbrechen die Ungestraftheit für das erste erkaufen kann.

Man könnte glauben, daß der Paschah, wenn er seine Statthalterschaft durchzieht, diesen Uebeln steuren, und die Völker rächen würde. Allein der Paschah selbst ist die größte Geisel für Jerusalem. Man fürchtet seine Ankunft gleich der eines feindlichen Heerführers. Jedermann schließt die Buden, verbirgt sich in die Keller, stellt sich todtkrank an, oder flüchtet sich in die Gebirge.

Die Wahrheit dieser Thatsachen kann ich bezeugen; denn ich befand mich in Jerusalem, als der Paschah ankam. Abdallah ist, wie die meisten Türken, schmuzig geizig. Als Anführer der Karavane von Mecca, und unter dem Vorwand, die Pilgrimme desto besser zu beschützen, glaubt er das Recht zu haben, die Bedrückungen zu vervielfältigen, und wirklich giebt es auch kein Mittel, auf das er nicht verfiele. Dasjenige, welches er am häufigsten anwendet, besteht darin, daß er ein äußerst niedriges Maximum für die Preise der Lebensmittel festsezt. Darüber freut sich das Volk; aber die Kaufleute schließen die Gewölbe. So entsteht dann eine wahre Hungersnoth. Nun läßt der Paschah aber ins Geheim mit den Kaufleuten unterhandeln, und ertheilt ihnen, gegen Erlegung einer ansehnlichen Summe, die Erlaubniß, zu jedem Preise zu verkaufen. Natürlich suchen diese ihren Verlust wieder einzubringen. Die Lebensmittel steigen auf ungeheure Preise, und das arme Volk kommt zum zweitenmal in den Fall, seine lezten Kleidungsstücke zu verkaufen, wenn es nicht Hungers sterben will.

Ich sah diesen nemlichen Abdallah eine noch weit feinere Bedrückung sich erlauben. Er schickte seine Kavallerie aus, um die Araber, welche auf dem andern Ufer des Jordans ruhig ihre Felder bauten, auszuplündern. Sie hatten ihre Abgaben bezahlt, glaubten sich sicher, und wurden daher unter ihren Gezelten und Heerden überfallen. Man nahm ihnen 2,200 Schafe, 94 Kälber, 1000 Esel und sechs Mutter-Pferde von erster Race. Blos die Kameele wurden noch, mit Ausnahme von 26 Stücken, gerettet, weil sie sich gerade in den Gebirgen befanden.

Ein Europäer kann sich kaum vorstellen, was der Paschah mit diesem Raub anfieng. Er schlug jedes Schaf zu 20, und jedes Kalb zu 80 Piaster an, und schickte sie so den Fleischern, den einzelnen Bewohnern von Jerusalem, und den Häuptern der benachbarten Dörfer. Bei Todesstrafe mußten sie sie nehmen, und bezahlen. Die Esel und Pferde behielten die Reiter des Paschah's; denn nach einer, unter diesen Räubern eingeführten, Gewohnheit gehören alle Thiere mit gespaltenen Füßen dem Paschah des Bodens, und die übrigen seinen Soldaten.

Hat der Paschah Jerusalem ausgesogen, so zieht er ab. Allein um die Garnison nicht bezahlen zu dürfen, und die bewaffnete Begleitung der Karavane von Mecca zu verstärken, nimmt er alle Soldaten mit. Der Statthalter behält nur etwa ein Duzend Häscher, die natürlich die Polizei in der Stadt, und noch mehr auf dem Lande, nicht zu unterhalten vermögend sind. Im Jahr vor meiner Reise hatte er sich sogar vor den Räuberbanden verstecken müssen, die in die Stadt eingedrungen und im Begriff gewesen waren, sie auszuplündern.

Kaum ist der Paschah weg, so zeigt sich ein andres Uebel, als Folge seiner Unterdrückung. Die zerstörten Dörfer empören sich, und greifen einander an, um ihre Erbrache zu befriedigen. Aller Verkehr ist unterbrochen; der Ackerbau liegt darnieder; der Landmann raubt in der Nacht die Gärten seines Feindes aus, und haut ihm die Oehlbäume nieder. Aber im folgenden Jahr kommt der Paschah wieder, und verlangt in einem Lande, dessen Bevölkerung sich inzwischen vermindert hat, denselben Tribut. Er muß daher die Unterdrückungen verdoppeln, und ganze Inwohnerschaften ausrotten. Allmählig wird die Wüste größer; man sieht nur noch Ruinen und Gräber. Eine Hütte, eine Familie um die andre geht zu Grund, und bald sieht man nichts mehr als Leichenäcker, wo sonst Dörfer gestanden hatten. (D. Forst. folgt.)

Klage.

Gestern war ich begeistert, da dacht ich an Verse und Reim nicht.
Heute versuch' ich den Vers, und die Begeisterung fehlt.

Trost.

Sei zufrieden, mein Freund, nie hat im Schlachtengetümmel
Seine Geschichte ein Held horchenden Enkeln erzählt.

Notizen.

Nach den neusten Berechnungen befinden sich in folgenden Ländern die nachstehenden Summen baaren Geldes in Zirkulation. Im Frankreich 2,550 Millionen Livres; in Spanien 450 Millionen, in Großbritannien 920 Millionen Livr.

Herr von Humboldt berechnet alles, seit der Entdeckung von Amerika aus diesem Welttheil nach Europa gegangene, Gold und Silber zu 18,586,000,000 Livres.

Von den Verwüstungen der Pest im nördlichen Afrika giebt Jackson folgende Züge an. Marocco verlor in einer solchen Krankheit 50,000, und Fez 65,000 Menschen. Die Bevölkerung des ganzen Staats von Marocco ist nach ihm:

In den Städten des Reichs . . .		936,000 Einw.
In dem Theil von Marocco u. Fez westlich vom Atlas . . .	.	10,300,000 —
Nomadenstämme nordwärts vom Atlas	.	3,000,000 —
Königreich Tafilet, östlich vom Atlas	.	650,000 —
		14,886,000 —

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 58. Den 20. Julius 1811.

John Talbot, Graf von Schrewsbury, seit 1427. der Schrecken der Franzosen, ward im Treffen bei Castillon an der Dordogne getödtet, und sein Heer aufgerieben (20. Jul. 1453.) Seit seinem Tode blieb den Engländern von allen weitläuftigen Besitzungen in Frankreich nichts übrig, als Calais und die Inselgruppe Jersey und Guernsey. Die kräftige, wenn schon nicht sprachrichtige, Aufschrift auf dem Degen des wakern Helden hieß: Sum Talboti pro occidere inimicos.

Der Großherzog Carl Friederich von Baden.

Wenn ein ganzes Volk, mitten unter seinen schönsten Hofnungen für die Zukunft, an dem Grabe eines Fürsten weint, der weit über ein halbes Jahrhundert hindurch väterlich über ihm gewaltet hatte, so muß die Schmeichelei, die so tausendmal an den Särgen der Großen der Erde gelogen hatte, verstummen. Die Geschichte, welche sonst mißtrauisch zurücktritt, bis diese Lügen vergessen sind, sammelt jene Thränen, und verschmilzt sie in das Bild, welches sie der Nachwelt von ihm überliefert.

Es ist unmöglich, auch blos historisch, über das Leben des eben dahingegangenen Großherzogs, Carls Friederichs von Baden, zu reden, ohne jeden Augenblick von tiefer Rührung unterbrochen zu werden. Der Karakter dieses Fürsten vereinigte mit so vielen großen Verdiensten so viele schöne Tugenden, daß seine Erscheinung in diesem Zeitalter zu den seltenen Phänomenen gehört, die man kaum zu erklären wagt. Es ist in demselben eine Patriarchalische Größe, deren Trümmer wir sonst nur in den Kunden der Urzeit zu finden gewohnt sind, und die mit dem Geiste und den Systemen unsrer Tage im schneidendsten Widerspruch zu stehen scheint.

Aber auch nur scheint; denn wer kurze Zeit in diesen Ländern gelebt hat, welche noch in tiefe Trauer über den Tod ihres Regenten versenkt sind, hat die Möglichkeit begriffen, daß ein Fürst auch heutzutag noch Achtung und Liebe seiner Unterthanen, Milde im Innern seiner Staaten und Ansehn außer denselben, Fortschreiten mit den nothwendigen Veränderungen der Zeit-Periode und treues Halten an den alten, väterlichen Gesinnungen gegen sein Volk vereinigen kann, mit denen er den Thron bestiegen hat. Es ist ein Lobspruch, den die Schmeichelei wohl noch verschwenden, aber die Wahrheit selten mehr aussprechen mag: unter den Tausenden, denen die Krämpfe einer sich neu gestaltenden Zeit wehe gethan haben, ist auch kein einziger, der den Schatten Carls Friederichs einen Vorwurf nachrufen kann. Von ihm durfte ein gefühlvoller Redner dieser Tage mit Recht das schöne Wort sagen: „keine Reue „verbitterte seinen stillen Abend. Keine „Dornen lagen unter seinem Sterbe-Kissen, „und kein gerechter Seufzer verfolgte ihn in „seine Gruft, an deren Eingang ein Engel „ihm zurief: komm herein, du Gesegneter „des Herrn!" *)

Gutes thun, heißt Gutes empfangen, war der einfache, inhaltschwere Grundsaz, welcher diesen Fürsten durch ein Leben von 82½ Jahr hindurch begleitet, und den er in einem kleinen, mit Zuvorkömmigkeit von ihm selbst verfaßten, Werkchen über Staatswirthschaft**) als die Basis aller menschlichen Pflichten ausgesprochen hat, einem Werkchen, das ein bleibendes Denkmal seines gründlichen, geordneten Verstandes und seines guten Herzens bleiben wird. Diesen Grundsaz übersezte er sich, als Herrscher, in die gleich einfache und gleich gehaltreiche Maxime: „Kein Recht ohne Pflicht;" ***) die Er in allen

*) In der, bei der Todesfeier in der Hof-Kirche von dem Herrn Ober-Hofprediger Walz gehaltenen, salbungsvollen Predigt. Sie ist in den Funeralien zu Carlsruhe, bei Macklot, gedruckt.

**) Abrégé des principes de l'Economie politique. Carlsruh, chez Macklot, 1786. 8.

***) S. 5. obigen Werkchens.

Verhältnissen zu seinen Unterthanen in Anwendung brachte, und aus welcher diejenigen, denen es schwer zu begreifen wird, ein Fürstenleben, wie dieses, erklären müssen.

Weil er das Gute that, so empfieng er es auch; denn ein Blick auf das Leben dieses Fürsten beweist mehr, als alles Andre, wie schön ihn die Anwendung jener Lebensregel belohnt hat. Er war einer der wenigen Fürsten, denen die Liebe ihrer Unterthanen von unschätzbarem Werth ist, und darum ist ihm dieser Lohn zuerst geworden. Davon zeugt die allgemeine Trauer derselben an seinem Grabe; davon die Geschichte der letzten Jahrzehente, da sich der unruhige Geist der Völker beinah überall, nur in seinen Staaten nicht, gezeigt hat; davon der allgemeine gute Geist seiner Bürger, die von der, in unsern Zeiten immer allgemeiner werdenden, Gleichgültigkeit gegen ihr Fürsten-Geschlecht und gegen den vaterländischen Boden freigeblieben sind. Zum Lohn, den er in der unerschütterlichen Liebe seiner Unterthanen fand, gesellte sich der nicht minder schöne Lohn, in seinem Familien-Kreis ungewöhnliche Freuden, und nur diejenigen Leiden zu erleben, welche von allen menschlichen Schicksalen unzertrennlich sind. Auf mehreren grossen Thronen von Europa sah er seine Enkel glänzen; in seinem eigenen Hause lebte ihm eine hoffnungsvolle Nachkommenschaft, die nur am seinem Blicke hieng; und an seinem Throne stand ihm ein Nachfolger, dessen Karakter und Lebensweisen ihm für das dauernde Glück seiner grossen Unterthanen-Familie bürgten.

So viel genügte dem Herzen eines Fürsten, der davon überzeugt war, daß der Staaten-Umfang allein keinen Regenten groß zu machen vermag, und daß der ärmste Bürger oft größer ist, als der mächtigste König. Nicht nach Vergrößerung seiner Staaten geizte er, sondern nach ihrer Verbesserung und Beglückung; aber sie ward ihm mit diesen zum Heil aller derer, welche der Zeit Veränderung von ihren alten Regenten losgerissen und seinem Scepter zugeführt hatte. Die politische Größe seines Hauses begann mit ihm eine neue, glänzende Epoche, und wenn ihn auch nie der Ehrgeiz gequält hatte, so mußte ihm doch die Vergrößerung seiner Unterthanen-Familie wohl thun, da er ein Herz besaß, dessen Reichthum an Güte und Menschlichkeit unerschöpflich war.

Zu allen diesen Geschenken legte die Natur ein grosses herrliches Geschenk, Gesundheit und langes Leben. Jene erlaubte ihm den frohen Genuß aller Freuden, welche er seinen Unterthanen gestatten konnte; dieses zeigte ihm noch selbst die Früchte aller seiner Arbeiten, die Fortschritte der Bevölkerung, des Ackerbau's und der Fabrik-Industrie, und den wohlthätigen Einfluß so vieler Institutionen, die er gegründet hatte. Ihm ward das Glück, sein Volk noch selber durch die größten Stürme hindurch zu führen, welche unsre Zeit erschüttert haben, und mit dem Opfer von wenigen Thränen, welche ihm der Verlust der Braven kostete, die für das politische System der Zeit fallen mußten, die Begründung einer — wir hoffen es — schönen, ruhigen Zukunft zu erkaufen.

Dieses lange Leben von Gesundheit und Ruhe verschönerte ein hochgebildeter Geist, wie er selten in der Fürsten-Erziehung gewonnen wird. Er hatte mit den vorzüglichsten Menschen aller Zeiten in ihren Schriften, mit mehreren der Vorzüglichsten seiner eigenen Zeit persönlich gelebt, und sich einen Schatz von Kenntnissen gesammelt, der auch den bloßen Privatmann beglückt hätte. Diese Kenntnisse waren außer denen, welche zur Verschönerung des Herzens und Geistes gehören, alle auf seine Pflichten, als Regent, berechnet, und verbreiteten, besonders in den landwirthschaftlichen Fächern, reichen Segen über seine Länder. Sein gutes Herz, sein tiefes Gefühl, sein milder, freundlicher Karakter ließ ihn diese Resultate in einem Umfang geniessen, der ihn zu einem der beglücktesten Menschen unsrer Zeit gemacht hat.

Thätigkeit, Gerechtigkeits-Liebe und weise Sparsamkeit sind die drei Hauptzüge in seinem Karakter, als Fürst, die er während einer beinah fünf und sechzig jährigen Regierung, so lang es die Umstände möglich machten, keinen Augenblick verläugnet hat. Wenige Fürsten haben die Pflichten ihres Amts — denn ein Amt war das Herrschen in seinen Augen — so klar gefaßt, und so treu geübt, wie er. Aber eben, weil er sie so klar gefaßt hatte, trafen ihn zuweilen Augenblicke von Bangigkeit, von denen kein Mensch von tiefem Pflichtgefühl je ganz frei bleibt. Die Gerechtigkeit war in seinen Augen eine furchtbare Göttin, weil sein Geist die menschliche Schwachheit in allen Ursachen ihrer Verirrungen kannte, und sein gütiges Herz eher für Verzeihung, als für Strafe sprach. Ein Todes-Urtheil, einen schweren Strafbefehl zu unterzeichnen, gehörte zu seinen traurigsten Pflichten. Aber es gehörte zu seinen Pflichten, deren Nothwendigkeit er erkannte, und deren Ausübung er, wenn auch mit blutendem Herzen, besorgte.

Ein Grundsatz, der aus den oben angeführten Grundmaximen für ihn hervorgieng, war: „daß dem Menschen nichts verboten werden kann, als der Eingriff in die Rechte seines Nebenmenschen.*) Dieser Grundsatz gab seiner Regierung eine Milde, welche man selten sonst finden möchte. Der Mensch war unter seinem Scepter frei, so frei er es neben seinen Pflichterfüllungen seyn kann. Es gab unter seiner Regierung keine ängstliche Polizei, weil er die Liebe seiner Unterthanen zu erhalten verstanden hatten; und kein Zwang der Art scheuchte Freuden und fröhliche, unschuldige Sitten aus einer Zeit weg, die ohnedieß so arm an ihnen ist. Er wollte über ein freies, fröhliches Volk, und nicht über ängstliche Sklaven herrschen, denn er fand eine größere Sicherheit in ihrer Liebe, als in ihrer Furcht; er wollte der liebende Vater seiner Kinder, und nicht ihr grämlicher Zuchtmeister seyn, denn seine Freude war die Freude seiner Unterthanen; er wollte die Größe, die Dauer seines Hauses auf die Anhänglichkeit derselben gründen, und nicht über einen politischen Zwang, dessen Kraft ohnedieß von selbst erlahmt, und das Gute mit dem Bösen erdrückt.

Er war der Vater seiner Unterthanen, und ist der

*) S. d. Abrégé des principes de l'Economie politique.

Digitized by Google

vielgeliebte unter Badens Fürsten geworden, wie ein geistvoller Redner dieser Tage den Ausdruck aus der Geschichte eines Nachbarstaates entlehnt hat, ohne Furcht, daß die Wahrheit dazu hohnlächeln könnte, wie zu der Schmeichelei, die den fünfzehenten Ludwig von Frankreich umlagert hatte. Seine Unterthanen waren dankbar gegen eine Liebe, die ihnen tausend einzelne Züge seines Lebens und der ganze Geist seiner Regierung bewiesen hatten. Er betrachtete sich als den ersten Bürger seines Staats, und achtete und liebte sein Volk als seine Mitbürger. Bei ihm konnte daher nur das entschiedene Verdienst eines Fremden Mitgenuß an den Wohlthaten des Thrones finden, für deren bloßen Depositär er sich ansah. Seine Unterthanen wußten, daß er das Verdienst erkannte und belohnte, wenn sie es ihm unter sich zeigten; er wollte von seinen Kindern umgeben seyn, weil niemand ihn, wie seine Kinder, lieben konnte, und verlangte zu seinen Dienern Männer, welche nicht blos seine Wohlthaten, sondern auch das Land, das sie geboren, und das Volk liebten, zu welchem sie gehörten.

Mit allen diesen Vorzügen des Glücks und des eigenen Strebens verband dieser Fürst einen kindlich frommen Sinn, ein hochreligiöses Gemüth. Standhaft im Glauben seiner Väter unter dem Unglauben der Zeit, fand er in der Religion die Ausgleichung alles dessen, was sein menschlicher Verstand ohnen kann, den einzigen Trost in Lagen, wo alle andern Tröstgründe der stolzesten Philosophie verstummen, die einzige, unzerbrechliche Stütze in Umständen, wo alle andern Stäbe den Menschen verlassen. Er fand den Gleichmuth, dessen sein weiches Herz so oft bedurfte, in einer Religion, die in dem Kirchenbekenntniß blos ein Lebensschicksal sieht, das man nur unter seltenen Umständen ändern kann, und keine Sektenverschiedenheit anerkennt, wo von gesellschaftlichen und politischen Pflichten die Rede ist. Die Unterthanen aller Religionen sahen in ihm, und erprobten in ihm ihren Vater. So theuer ihm sein eigener Glauben war, so achtungswerth war ihm jeder andere. Er wußte, daß die Religion ein Eigenthum des Herzens ist, und da ihm jedes fremde Eigenthum so heilig war, so mußte das Eigenthum des Herzens wohl das heiligste in seinen Augen seyn, und war's auch.

Ein kurzer Blick auf das lange Leben dieses Fürsten beweißt die Wahrheit der Grundmaxime seiner Herzens: Gutes thun, heißt Gutes empfangen; denn auf wenigen Regenten-Häuptern hat sich je manichfaltigeres Glück versammelt.

Im Jahr 1728. geboren, frühe Vater, Mutter und Großvater verlierend, und schon im neunten Jahre seines Alters auf den Thron gerufen, war es doch wohl ein großes Glück zu nennen, daß der minderjährige Prinz in der Liebe, dem hohen Geist, der seltenen Tugend und dem gebildeten Verstand seiner Großmutter, der Prinzessin Maria Magdalena Wilhelmina von Württemberg, eine Vormünderin und Erzieherin fand, die der Regierung des Landes während seiner Minderjährigkeit so gut, als der Bildung seines Geistes und Herzens vorzustehen wußte. Bis ins Jahr 1742., da die erlauchte Frau starb, blieb er unter ihrer Aufsicht, und bezog nun, in Begleitung seines innigst von ihm geliebten Bruders, die Universität Lausanne, welche dazumal für die beste Bildungs-Anstalt künftiger Fürsten angesehen wurde. Zwei Jahre Studien in dieser Stadt, und Reisen durch mehrere europäische Länder giengen seinem Regierungs-Antritt, welcher im November 1746. im achtzehenten Jahr seines Lebens, erfolgte, voran. Er trat an die Spize eines Landes, das unter zwo einander folgenden Regentschaften, so weit es die Zeitumstände erlaubt hatten, glücklich gewesen war, und empfieng die Herzen seiner Unterthanen aus Händen, die ihm selbst theuer waren, und deren Beispiel für ihn eine Ermunterung weiter zu allem wahrhaft Großen und dauernd Schönen wurde.

Der Frieden von Aachen (1748.) schenkte Deutschland Ruhe, und guten Regenten ungestörte Beschäftigung mit dem innern Glück ihrer Länder. Der junge Markgraf fand diese hauptsächlich in der Verbesserung des Landrau'schen durch manichfaltige, auf den Kronghtern gemachte, Versuche, in der Belebung des Handels und des Kunstfleißes. Aus den Trümmern der vorigen Kriege stiegen neue Schöpfungen auf, Felder, welche seit dem dreißigjährigen Krieg wüste und verödet gelegen hatten, bedeckten sich wieder mit Bewohnern und Saaten, die ihren Fleiß belohnten, und manche Städte gewannen einen Wohlstand, der sich für eine lange Zukunft begründet hat.

Im Jahr 1751. vermählte sich der glückliche Fürst mit der Prinzessin Caroline Luise von Darmstadt, einer Frau von hochgesinntem Herzen und gebildetem Geiste. Sie brachte seinen Ländern einen ansehnlichen Zuwachs, seinem Hause große Tugenden, und ihm selbst ein Familienglück, das zwei und dreißig Jahre (bis 1783.) ununterbrochen gedauert hat. Auf sie wandte der Verfasser eines zweckmäßig verfaßten Abrisses der Geschichte des verewigten Großherzogs glücklich das bekannte Wort an: „sie betrübte ihren Gemahl nie, als durch ihren Tod." *) Drei Söhne waren die Früchte dieser glücklichen Ehe, von welchen der älteste, der selige Erb-Prinz Carl Ludwig, nachdem er seinen geliebten Vater mit mehreren Enkeln erfreut hatte, auf einer Reise in Schweden (1799.) durch ein zu frühes Schicksal ereilt wurde.

Eine neue Verbindung mit der Gräfin Luise Caroline von Hochberg, (im Jahr 1787.) die ihn nach und nach mit drei hoffnungsvollen Söhnen und einer liebenswürdigen Tochter beschenkte, das Aufblühen der Hoffnungen seines Herzens und derer seines Landes in dem nun regierenden Herrn, die Erhebung seiner Enkeltöchter auf mehrere der größten und ältesten Throne von Europa, und endlich die Vermählung seines Nachfolgers mit der Tochter des größten Manns unserer Zeit waren die Freuden, welche die ernste und späte Alter des verewigten Großherzogs beglückten. Eine hoffnungsvolle Zahl von Urenkeln verschönerte

*) In der kurzen Abschilderung seiner Königl. Hoheit Carl Friederichs, Großherzogs von Baden, (Carlsruhe, 1811.) die dem historischen Theil dieses Aufsazes zu Grund liegt.

Digitized by Google

noch seine mit Freude-Thränen gefüllten Blicke auf die glänzenden Zweige seines Hauses, und noch die letzten Stunden seines Lebens sollte ein neuer, schönerer Hoffnungsstrahl sein Auge, das keinen Blick mehr, als für die andre Welt zu haben schien, durchglücken.

Zwar hatte er in der langen Zeit seines Lebens und seiner Regierung auch schmerzliche Verluste theurer Verwandten und treuer Diener erlitten. Aber die Glückswechsel, die er in seiner Familie erfahren mußte, gliechen denen seines Landes in der langen Zeit seiner Regierung. Alle Verluste, alle Unannehmlichkeiten wurden durch neuen Gewinn, neue Freuden ersetzt.

Den Kriegen seiner ersten Regierungsjahre folgten der siebenjährige, und später die verschiedenen großen Kämpfe, welche unsre ganze Zeit umgestaltet haben. Dem Herzen eines solchen Fürsten, dessen einziger Ehrgeiz in der Beglückung seiner Unterthanen lag, mußte diese wiederhohlte Theilnahme an Streitigkeiten, in die ihn blos die nothwendigen äußerlichen Verhältnisse hineinrissen, schmerzlich wehe thun. Aber wie glücklich überstand er diese Stürme! Ruhte sein Geist einen Augenblick von dem Beglückungs-Geschäft im Innern seiner Staaten? Und fielen nicht manche seiner größten Verdienste um dieselben gerade in Zeiten, in welchen viel Gutes unmöglich schien?

Die Vorsehung lohnte seine bescheidenen Strebungen durch wohlthätige Erfolge im Innern, und die glänzendsten Resultate im Aeußern seiner Staaten. Der Wiedervereinigung der Länder seines Hauses mit den, seit 1527. durch die Nassauer Linie von demselben abgetrennten, Besitzungen (im Jahr 1771.), folgten später die bedeutenden Länder-Vergrößerungen, welche die Folge der, durch Frankreich neubestimmten, Ordnung der Dinge in Deutschland waren, die Annahme der Chur- und später der Großherzogs-Würde. Viele tausend Menschen fielen seinem Scepter zu, und segneten ein Schicksal, das einmal unvermeidlich, so noch glücklich für sie gewesen war.

Dieser Erfolge hätte das Herz des verewigten Großherzogs entbehren können; denn unendlich wichtiger für ihn war der Gewinn, den er auf seiner Väter Boden in Vermehrung des Wohlstands und der Bevölkerung durch heilsame Institutionen erndtete. Eine der wichtigsten unter diesen war die Aufhebung der Leibeigenschaft in allen seinen Staaten (im Jahr 1783.), und am wichtigsten für diese kurze Darstellung wird sie durch die Antwort, die er auf den, allgemein bei dieser Gelegenheit geäußerten, Dank seiner Unterthanen erließ. Dieses Aktenstück, welches zuverläßig ganz von der Hand dieses Fürsten verfaßt ist, wird einer der bleibendsten Denkmale seines Herzens seyn, und athmet einen, unsrer Zeit so fremden, Geist, daß wir uns nicht enthalten können, den Anfang desselben hier beizusetzen:

„Daß das Wohl der Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereiniget sey, so daß beider Wohl- oder Uebel-Stand in Eins zusammenfließen, ist bei Mir, seit Ich Meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn Ich etwas zu dem Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was Mich Selbst vergnügt, Mir Beruhigung giebt, Mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man Mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der Mich die Erfüllung Meines Wünsche hoffen läßt. . . .“

Diese Stelle allein wäre schon hinlänglich, um den ganzen Karakter des verewigten Monarchen, als Mensch und als Fürst, zu bezeichnen. Sie spricht ein gewissenhaftes, edles, bescheidenes Gemüth aus, wie es sich nur mit der wahren Größe zusammenfindet; sie ist der Schlüssel zu allen seinen Bemühungen, zur ganzen Geschichte seiner Regierung, und zur Erklärung aller seiner seltenen Erfolge im Innern seiner Staaten. Nur ein Fürst, der so denkt, konnte mitten unter den Lasten des siebenjährigen Kriegs an die Gründung eines Unterstützungs-Fonds für die Wittwen und Waisen der Staatsdiener und die Lehrer der deutschen Schulen, an die Errichtung einer Brandversicherungs-Anstalt, und an große Damm-Arbeiten denken, wodurch die Zerstörungen des Rheins nach Kräften verhindert wurden.

Auf das Nützliche, nicht auf das Prunkende, giengen überhaupt alle Bestrebungen dieses Fürsten. Was er baute, waren größtentheils Werke von allgemeinem Nutzen, wie sich besonders schön in dem Vielen und Großen gezeigt hat, was für seine Residenz-Stadt geschehen ist, und noch geschehen soll. Was er zerstörte, war blos Werk des Geistes einer andern Zeit, das jetzt nicht mehr paßte; und auch hier verfuhr er mit einer Weisheit und Milde, die nachahmungswürdig ist. Alle Bildungs-Anstalten des Landes erhielten einen neuen Schwung durch seine Hand, und während sie an andern Orten sanken, stiegen sie hier neu und kraftvoll empor. Er hatte die Regierung der Staaten selbst die schützende Autorität der Gesellschaft (autorité tutélaire de la société *) genannt; das war die seinige, und darum wurde sie so wohlthätig, so dankbar von der Gegenwart anerkannt, und wird sie von der Nachwelt bewundernd gepriesen werden!

*) In dem Abrégé S. 28. „On appelle autorité tutélarie de la société la puissance établie dans la société, pour faire observer et executer la loi de l'ordre naturel; loi tutrice et conservatrice de tous nos droits.“

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 59. Den 24. Julius 1811.

Probe republikaniſcher Urbanität aus dem Schreiben des Volksrepräſentanten bei der Nordarmee Dubois-Dubay an den Fridmarſchall, Prinzen von Coburg, vom 24. Jul. 1793. „Du lügſt wie ein Sklave. Deine blinden Satelliten ſtürzen unter den Mauren von Valenciennes zuſammen. Die einzige Eroberung, auf die du zählen kannſt, iſt das Grab. Zittre, und ſey überzeugt, daß dieß das Ende deiner blutdürſtigen und wahnſinnigen Unternehmungen ſeyn wird.“

Unterhandlungen um Franz I. Freiheit.

Nachdem König Franz der Erſte in der Schlacht bei Pavia von Karln V. gefangen genommen war, ſchickte die Regentin von Frankreich eine Geſandtſchaft nach Madrid, welche den Frieden und die Freigebung des Königs unterhandeln ſollte. Sie beſtand aus dem Erzbiſchof von Embrun, Franz von Tournon, aus Johann von Selve, erſtem Präſidenten des Parlaments von Paris, und Philipp von Chabot, Herrn von Brion.

In der erſten Audienz, welche dieſe Geſandten bei Karln V. hatten, redete der Präſident von Selve den Kaiſer folgendermaßen an:

„Gebeiligte Majeſtät! Sind die Menſchen nur dann wahrhaft groß, wann ſie ſich über ihr Glück erhaben zeigen, ſo hat Ihnen der Himmel, da er Sie auf den Thron der Cäſarn, und auf eine Stufe von Macht erhoben, welche von Karln, dem Großen, an, kein Monarch mehr erreichte, auch die Verpflichtung aufgelegt, der Welt ein großes Beiſpiel von Gerechtigkeit und Mäßigung zu geben.“

„Europa, deſſen Blicke auf Sie gerichtet ſind, kennt den Umfang Ihrer Macht; aber es weiß noch nicht, ob Sie derſelben wahrhaft würdig ſind. Um ſich darüber zu entſcheiden, harrt es, bis Sie ſelbſt über das Schickſal eines Monarchen entſchieden haben, der Ihnen durch Blutsverwandtſchaft verbunden iſt, der Ihre Jugend gliekkoſt hat, dem Sie den Namen Vater und Bruder gegeben haben.“

„Beſtehen Sie darauf, Bedingungen zu fodern, die der König zuzugeſtehn nicht ermächtiget iſt, und in welche die Stände ſeines Reichs nie einwilligen werden, ſo entzünden Sie aufs Neue einen blutigen Krieg, und werfen zwiſchen zwo Nachbar-Nationen den Saamen einer Zwietracht und eines Haſſes, welche beide lange Generationen hindurch verzehren wird.

„Gründen ſich Ihre Foderungen hingegen auf die Grundſätze der Gerechtigkeit und Mäßigung, ſo feſſeln Sie einen edelmüthigen Monarchen durch die Bande der Dankbarkeit, und vereinigen für alle Zukunft zwei Völker, welche geboren ſind, einander zu achten, und beizuſtehn.“

„Geruhe Ihre Majeſtät, zu prüfen, unter welchen Umſtänden ich den Frieden von Ihnen fodere.“

„Pohlen durch die Einbrüche und Verheerungen vom Feinde des Chriſten-Namens verwüſtet, hat kaum noch ein Fünkchen von Lebn übrig. Rhodus, die Vormauer der Chriſtenheit, iſt unter ihren Streichen gefallen; Belgrad erobert, Ihr Schwager, der König von Ungarn, auf ſeinem Throne wankend, und die wiederhohlten Angriffe der Türken nicht länger auszuhalten vermögend. Deutſch-

Digitized by Google

land, berauscht von einer ansteckenden Lehre, hat Schwindelgeist und Wuth ergriffen; seine Völker verkennen ihre rechtmäßigen Hirten, und schütteln das Joch der Gesetze und Obrigkeiten ab. Einheit und Uebereinstimmung unter den großen Mächten allein kann die rechtmäßige Gewalt aufrecht halten, und Europa vor einem allgemeinen Umsturz bewahren."

Auf diese Rede gab der Kaiser zur Antwort: „den Frieden, zu welchem Sie mich ermahnen, hab' ich vor dem Krieg und während desselben gesucht. Der Sieg hat meine Gesinnungen nicht verändert; aber ich will einen gewissen, dauerhaften Frieden, und das kann er nicht seyn, wenn nicht zuvor alle Schwierigkeiten gehörig beleuchtet sind, und der Vertrag, auf welchen er sich gründen muß, nicht ein für allemal über jeglichen Streitpunkt entscheidet."

Da Ihre Majestät," erwiederte der Präsident, „den Frieden aufrichtig wünscht, so werden Sie auch die einzigen Mittel desselben nicht verschmähen, und diese nenn' ich hiemit im Vertrauen auf die Aufrichtigkeit gegenseitiger Gesinnungen. Bestimmen Sie die Summe für das Lösegeld des Königs; ich habe hinlängliche Vollmacht, um über diesen Punkt zu unterhandeln. Reicht das Geld nicht hin, und verlangen Sie noch Provinzen, so fodern Sie von denen, welche dem König eigen gehören, und ohne Kron-Domänen zu seyn, nur mit der Reichs-Stände Einwilligung abgetreten werden können. Ich bin völlig ermächtiget, hierüber in Unterhandlung zu treten, und die Präliminarartikel bis zur Ankunft der Frau Herzogin von Alençon, welche unumschränkte Vollmachten bringen wird, abzuschließen. Sollten noch einige schwierige Punkte übrig bleiben, so lassen Sie sie uns durch Heirathen heben, welche alle Interessen vereinigen, und durch gegenseitige Abtretungen allen Saamen künftiger Zwistigkeiten zerstören."

„Ich bedarf kein Geld," sprach der Kaiser; „meine Staaten bringen es mir hinlänglich für meine Ausgaben ein; und es kann also davon keine Rede seyn. Auch verlang' ich keine Länder und Provinzen, als die mir von Rechts wegen gehören, und mir unbilliger Weise vorenthalten werden. Eben so wenig verwerfe ich die Vertheirathungen, wenn sie sich mit meiner Ehre und dem Interesse meiner Unterthanen vereinigen lassen, und wir werden zu seiner Zeit hievon reden. Für jetzt ist es nöthig, zur Quelle aller dieser Streitigkeiten, welche unser Häuser zu lange getrennt haben, aufzusteigen; allein da dieses Geschäft Untersuchungen erfodert, in welche ich nicht eingehn kann, so wenden Sie sich an die Kommissäre, die ich zu den Konferenzen mit Ihnen ermächtiget habe, und suchen Sie die Sache bis zur Ankunft der Herzogin von Alençon ins Reine zu sezen.

„Diese Untersuchungen," nahm der Präsident von Selve noch einmal das Wort, „schrecken mich nicht; allein es ist Ihnen nicht unbekannt, Sire, was gewöhnlich das Resultat von dergleichen Wortkämpfen ist, in welchen die Geister nur gereizt werden, ohne sich einander zu nähern. Eine Stunde Konferenz zwischen Ihrer Majestät, dem König meinem Herrn, und der Herzogin von Alençon wird den Vertrag weit schneller vollenden, als ein ganzer Monat lang Streitens zwischen Rechtsgelehrten. Wenn Ihre Räthe meine Gründe etwa nicht hören wollten, dürfte ich es wohl wagen, mich an Ihre Majestät selbst zu wenden, und Sie zum Schiedsrichter zu fodern?"

Auf diese Worte gab der Kaiser keine Antwort mehr, und die französischen Abgeordneten wandten sich daher an die, von ihm ernannten, Kommissäre. Allein diese brachten eine Menge veralteter Ansprüche herbei, bei denen sie freilich nicht auf einen so einsichtsvollen und überall vorbereiteten Mann gerechnet hatten, wie der Präsident von Selve war.

Bis zur Ankunft der Herzogin von Alençon, König Franz's Schwester, war daher nichts geschehn. Allein auch sie, welche so viel auf die Gewalt ihrer Schönheit gerechnet hatte, fand, daß sie nicht an einem französischen, sondern am spanischen Hofe aufgetreten war. Sie wirkte durchaus nichts aus, und verließ Spanien wieder, ehe die Verhandlungen ihr Ziel erreicht hatten.

Der Verfolg derselben, ihr Resultat, und die Art, wie Franz I. die ihm abgezwungenen Bedingungen zum Theil umgieng — Alles dieses ist zu bekannt. Es war uns bei diesem Bruchstück hauptsächlich um des Präsidenten von Selve Rede zu thun, die ein Muster von Freimüthigkeit und Kürze, und erst seit Kurzem aus Bethune's Handschriften bekannt geworden ist.

Digitized by Google

Natur und Kunst von Milizia.

II. Kunst.

Fortsezung.

Die Bedürfnisse erster Nothwendigkeit erzeugen die Industrie, und diese die mechanischen Künste. In dem Maaße, wie leztere fortschreiten, schreiten Gesellschaft und Civilisation fort.

Die Bedürfnisse des Verstandes, als da sind: Ordnung, Wißbegierde, und Verlangen nach Wahrheit, erweitern die Einsicht, aus welcher die scientifischen Künste hervorgehn.

Die Bedürfnisse des Gefühls, nemlich die Ergießungen des Herzens, die Mittheilungen, welche den Menschen so natürlich sind, und immer nothwendiger werden, je mehr sie sich in Gesellschaft vereinigen, erschaffen Sprachen, und diese Sprachen sind die freyen Künste.

Die Verbindungen und Fortschritte dieser drei Arten von Künsten bilden die verschiedenen Grade der Civilisation, deren die Menschen einzeln oder im Ganzen fähig sind. Es ist sehr interessant, diesen Punkt zu beobachten und zu durchdenken.

Die Menschen, sowohl einzeln, als in Gesellschaft, können sich blos durch die Vereinigung der genannten drei Künste civilisiren. Mit ihren Fortschritten steigt die Civilisation, und diese nähert sich ihrer Vollendung in dem Grade, in welchem jene sich enger vereinigen, und kraftvoller darauf hinarbeiten, den körperlichen Bedürfnissen Genüge zu leisten, das Licht des Verstandes zu erweitern, und die Gefühle zu befriedigen.

Da diese Verbindungen nun niemals vollkommen sind, und unaufhörlich wechseln, so befinden sich auch die Menschen und die Gesellschaften in fortdaurender Bewegung, und in ewigem Wechsel von Barbarei und Civilisation.

Es ist darum der Menschen eigener Vortheil, aufs dringendste zur Erhaltung und Vervollkommnung der Künste beizutragen.

Die zeichnenden Künste haben es, außer ihrer Beziehung auf andere Künste, besonders mit drei Klassen von Menschen zu thun, nemlich den Beschüzern, den Künstlern und den Dilettanten.

Die Beschüzer müßen, um die zeichnenden Künste zu begünstigen, solche kennen und achten. Sehen sie blos für angenehme Künste an, so kennen sie sie schlecht, und werden sie wenig achten; noch schlimmer ists, wenn sie sie für Künste des Luxus, für frivol und nuzlos halten. Solche Beschüzer verpfuschen, statt zu helfen.

Aufgeklärte Beschüzer erkennen die ganze Wichtigkeit der zeichnenden Künste. Sie sind aufs vollkommenste überzeugt, daß sie die ausdrucksvollsten Sprachen sind, um reizende, heroische und patriotische Gefühle kräftig und würdig zu erwecken. Sie sehen ein, daß des allgemeinen und Privat-Bestens Sicherheit, Bequemlichkeit und Verschönerung ihr Zweck ist; daß sie auf Industrie und Handel wirken, daß sie die Sitten veredlen, daß sie erquicken, nüzen und vergnügen. Darum sie denn auch allen Schuz verdienen.

Schuz aber ist nicht Gewalt; denn die freyen Künste leiden keinen Zwang, wohl aber bedürfen sie Begünstigung und Leitung. Die Häupter der Gesellschaft, welche sie zu beschüzen verbunden sind, können sie dahin nicht besser begünstigen, als durch Aufmunterung, durch Muster und Modelle.

Giebt es eine Kunst, welche die schönen Künste ausüben lehrt, so giebt es auch eine, die zeigt, wie sie geschäzt und genoßen werden müßen, und dieses geschieht durch Ausbildung der Kraft zu sehen, zu vergleichen, und zu unterscheiden, durch Erreichung der Kennerschaft. Die Ausübung dieser Kunst ist ein ehrenvoller und wichtiger Vorzug der erhabensten Personen, welche Nationen zu beglücken haben. Ihre einsichtsvollen Unterhaltungen wirken alsdann mehr, denn Gesezе. Ihr Beispiel wird in der Wahl vortrefflicher Künstler und ausgezeichneter Kunst-Werke kräftig wirksam. So stellen sie dem Publikum Muster vor Augen, welche als bleibende Denkmale Achtung und Liebe gegen das, was die Wonne der civilisirtesten Nationen ausmacht, einflößen.

Führer der Völker, sepd ihr Kenner in den schönen Künsten, so verstehet ihr auch, sie zu beschüzen, und wird euer Schuz sie auf die höchste Stufe erheben. Die Städte werden sich zum Ruhm des menschlichen Geistes und der öffentlichen Wohlthätigkeit mit Meisterwerken schmücken.

Unwißender Beschüzer Eitelkeit führt die Künstler vom wahren Wege ab, und verderbt den Geschmack überhaupt. Daher die Urberladung mit falschen, und der wahren Schönheit in allen freyen Künsten zuwiderlaufenden, Zierrathen, welche eine Abweichung vom Pfad des Schönen sind, oder mit andern Worten: von der Vernunft und der Schicklichkeit.

Die Dilettanten vergnügen sich wahrhaft, wenn sie Gefühl und Kennerschaft besizen. Sind sie aber nicht fest in den Grundsäzen und in der Einsicht der Bestandtheile des Schönen, so fraget sie, wann sie Entzückung über Werke der schönen Künste affektiren, nicht nach Gründen; denn sie werden euch blos Allbernheiten hören lassen.

Weit erträglicher ist der, welcher bescheiden genug ist, nicht zu antworten, oder anspruchslos zu bekennen: ich verstehe nichts davon; es gefällt mir, aber ich weiß nicht, warum. Solche Unwißenheit ist schön, wenn sie aufrichtig ist. Wer aber gesunden Sinn hat, ist minder unwißend, als er glaubt. Er frage ein Kunstwerk, das vor seinen Augen steht, was es ihm sagt; mache es aber nicht, wie so viele, welche fragen, ohne auf die Antwort zu hören. Er höre aufmerksam darauf, und es wird fühlen, ob sich das Werk klar darstellt, ob es sich richtig ausspricht, ob es durch seinen Ausdruck rührt oder ergözt.

Die schönen Künste sind Sprachen, welche nicht ausschließlich mit den Künstlern, oder mit denen, welche gut

Digitized by Google

oder schlecht das technische Wörterbuch inne haben, reden, sondern zu Jedermann sprechen, sich klar darstellen, deutlich entfalten, gefallen und rühren müssen. Auch das Volk, die achtungswürdigste Klasse der Zahl und der Nützlichkeit nach, muß sie verstehen. Glückliche Völker, welche Geschmack an den Werken der schönen Künste haben, und die Meisterstücke so zu schätzen wissen, wie einst in Griechenland und nachher in Italien der Fall war. Dieses kann aber nicht geschehen, wenn nicht aufgeklärte und wohlthätige Beschützer die Künste in ihren Bedürfnissen und Verhältnissen unterstützen; wenn die Künstler nicht den Ruhm, nach Vollendung zu streben, als einen, dem Vaterland schuldigen, Tribut ansehen; wenn verständige Dilettanten nicht dazu beitragen, die Grundsätze, das Wohlgefällige und den guten Geschmack zu erhalten.

Die Erfahrung zeigt, daß die Künste ihr Clima und ihre Jahrszeit haben. In Griechenland blühten sie Jahrhunderte fort. Aber in den kalten Ländern, wo Blumen und Früchte schnell wachsen und zeitigen, ersterben die Künste kaum nach ihrer Geburt. Sie sind dort wie hergebrachte exotische Pflanzen, die schnell ausarten, und trotz aller Treibhäuser der Schulen, nur unschmackhafte und wenige Früchte bringen.

Akademien haben nie Künste geschaffen, sie vermögen sie nur in ihrem Verfall aufzuhalten. In der Entstehung der Künste Akademien gründen, heißt der Kindheit die Stützen des Alters geben.

Der Gang der Künste oder des Genies hängt nicht von politischen und öffentlichen Einrichtungen ab, noch viel weniger von Geld. Die Künste wollen aufgemuntert, aber nicht besoldet seyn. Niemals waren die Künstler besser bezahlt, als von den Kaisern in den letzten Jahrhunderten des Reichs, und schon lange Zeit her existirten keine Künste mehr.

Die Künste verlangen einen ihnen tauglichen Boden: Freiheit in den Republiken, Neigung des Monarchen in Monarchien. Das sind die Sterne, unter welchen sie gedeihen!

An ein altes Bergschloß.

Du bist Vergangenheit, zieht dein greisendes Haupt mit Hinüber;
Doch in die Gegenwart führt unsere Jugend dich ein.

W.

Julchen.

Ich blicke, traurig wende ich mich,
Auf meines Lebens Winterreise;
Doch seit ich Julchen liebgewann,
Heilt auch mein Trübling wieder an.

Hasy.

Correspondenz.

Münster, im Mai.

Hr. Pastor Kiefert in Velen, im Münsterschen, der sich durch mehrere Aufsätze über die ältere vaterländische Geschichte bekannt gemacht, und mit dem Medizinalrath Hrn. A. Kaue in Ramsdorf ein literarisches Magazin angelegt hat, erdreist vor einiger Zeit von dem berühmten Münsterschen Geschichtforscher und Diplomatiker Nikolaus Kindlinger, der gegenwärtig in seinem Geburtsorte bei Mainz lebt, einen höchst interessanten Brief, der bis von Kindlinger ausgefertigten ungeheuren Manuscripte, wovon kaum der sechste Theil der ersten 50 Bände im Druck erschienen ist, näher spezifizirt. Es sind folgende:

1.) Eine Sammlung alter Urkunden in 50 Foliobänden, jeder Band im Durchschnitt 250 Seiten stark, welcher die Geschichte Westphalens und größtentheils Münsterlands betrifft.

2.) Eine Sammlung alter Urkunden in 20 Foliobänden, so stark wie die vorigen, welche die Geschichte von Corvei, Fabreborn, Herford, des Herzogthums Westphalen, des Vestes Recklinghausen, der Grafschaft Mark, Waldeck, auch die Geschichte Münsterlands beleuchten.

3.) Eine Sammlung alter Urkunden in 20 Foliobänden, wie die vorhergehenden, welche die Geschichte der klevischen und rheinischen Länder zum Gegenstande haben.

4.) Eine Sammlung alter Urkunden ebenfalls in 20 Foliobänden, welche sich auf die Geschichte von Essen, Werden, Zülich und Hessen u. s. w. beziehen.

5.) Eine Sammlung alter Urkunden in 20 Foliobänden, welche Lehnregister und Urbarien von Münsterland u. s. w. wie auch Beiträge zur Geschichte der angränzenden holländischen Landschaften, Hildesheim, Braunschweig, Trier u. s. w. enthalten.

6.) Eine Sammlung alter Urkunden in 30 Foliobänden, welche die Länder Mainz, Trier, Fuld und ihre benachbarten Landschaften betreffen.

7.) Mehrere Bände in Folio, welche Genealogien derselben enthalten.

8.) Eine Sammlung alter Urkunden in 12 Quartb., welche theils die Münstersche Geschichte, theils die Geschichte von Fuld erklären.

Hier auch noch einige literarische Seltenheiten:

a.) 20 Codices, 18. in Folio, 18. in klein Quart, aus dem 12. 13. 14. 15. und 16. Jahrhundert, zum Theil auf Pergament, zum Theil auf Papier geschrieben, welche meistens lauter Urkunden, die Trierschen, Kölnschen, Münsterschen, Braunschweigischen, Corveischen, Jülischen Länder, auch die Oberrheingegenden und das Reich betreffend, enthalten.

b.) Das Chronicon Monasteriense von Kerssenbrock, welches von ihm durchgesehen, und i. J. 1534. zum Druck bestimmt war, im Original.

c.) Das älteste Münstersche Chronicon, welches von wem Unbekannten, vermuthlich aus dem im Jahr 1300 noch vollständigen sogenannten Necrologium der Münsterschen Domkirche und einigen andern Nachrichten zusgezogen, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschrieben ist. Dieses Exemplar besitzt ehemals der gelehrte Münstersche Domdechant Bernhard von Mallinkrot, welcher eigenhändige Noten dazu am Rande geschrieben hat.

(Der Beschl. folgt.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 60. Den 27. Julius 1811.

Der Marschall Vicomte de Turenne wird beim Recognosciren von Montecuculis Lager durch eine Kanonenkugel bei Sasbach (zwischen Renchen und Bühl) getödtet (1675). Als Feldherr überschaute er den bevorstehenden Feldzug jedesmal wie ein Ganzes, setzte sich bestimmte Zwecke, welche er erreichen wollte, und berechnete, was seine Gegner dawider thun könnten, so wie die Mittel, die ihnen dabei zu Gebote stünden. In allem diesem übertraf er den feurigen Gustav, den astrologischen Waldstein, und den wagenden Bernhard. Wenige verstanden wie er das Lauern auf des Gegners Blößen, die Wahl der Posten und des Zeitpunkts zum überraschenden Angriff. Große Geistesgegenwart und kalter Muth sind die Hauptzüge seines Karakters. Beim Sturm auf die Gräber von St. Denys (1792.) wo sein Leichnam neben Königen ruhte, wurde auch sein Sarg zerschlagen. Da entströmten dem Mund des Sansculotten Robespierre die — in einem solchen Mund immer noch ganz verbindlichen — Worte: Eh bien celui-là étoit un assez bon garçon; qu'on le conserve! Der Körper wurde zuerst in das Museum der Naturgeschichte, und später in den Marstempel gebracht.

Die Gefahr der Großmuth.

Eine persische Novelle.

Artaxerxes hatte das persische Reich wieder erobert, und genoß in der Pracht seines Hofes die Früchte der sauer errungenen Siege. Auch seine Großen waren durch die Beute der langen Kriege reich geworden, und stellten oft die Herrlichkeit ihres Königs auf eine, diesem selbst beschwerliche, Weise dar.

Am hervorstechendsten geschah dieß durch seinen Seneschall, Ariobarzanes, welcher in Pracht und Geschmack den ganzen übrigen Adel Persiens verdunkelte, und durch die freygebigste Großmuth den Neid nicht immer zu verhindern vermochte, ihn um Reichthümer anzufeinden, die er durch so große Anstrengungen verdient hatte.

Wirklich schien er aber auch zu weit zu gehn, und mit seinem Herrn selbst in Glanz und Freigebigkeit zu wetteifern, wenn er gleich alle andern Großen des Reichs in Liebe und Dienstbeflissenheit gegen ihn übertraf. Artaxerxes enthielt sich wenigstens nicht immer der Vergleichung zwischen sich und dem Seneschall, und wenn dieß geschah, so fand sich sein königlicher Stolz manchmal beleidigt. Außer dem, etwas beschwerlichen, Gefühl, welches solche Betrachtungen erzeugen, wirkte sie aber gerade dahin, wo es der Mißgunst am unleidlichsten war. Artaxerxes suchte seinem Seneschall durch immer neue und größere Gnadenbezeugungen begreiflich zu machen, daß sich in seiner Pracht doch nur der Abglanz des Thrones spiegelte.

Ein solches Verhältniß kann zwischen dem Fürsten und dem Diener nicht lange dauren, am allerwenigsten, wenn Neid und Hofintriguen sich so sehr beeilen, es über die gefährliche Gränzlinie zu führen. Auch die Wohl-

Digitized by Google

thätigkeit eines Fürsten hat ihr Ziel, und der Günstling ist verloren, so bald sein Herr ihm nichts mehr geben kann.

Artaxerxes hatte den Ruhm, der erste Schachspieler in Persien zu seyn, und er war auf diesen vielleicht so stolz, als auf manchen seiner Siege. Nicht die Schmeicheleien der Höflinge hatten ihn dazu gemacht. Er verdiente wirklich das meiste Gute, was sie ihm nachsagten.

Eines Abends saß er mit dem Seneschall am Schachbrette. Ob Artaxerxes diesmal nicht mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit spielte, oder ob ihm Ariobarzanes an Geschicklichkeit gleich kam, er war wenigstens nahe dabei, das Spiel zu verlieren. Als er plötzlich die Gefahr bemerkte, erröthete er vor Schaam und Aerger. Dem Seneschall entgieng die Beschämung seines Herrn nicht, er machte einen falschen Zug, und setzte ihn wieder in den Vortheil.

Leidenschaftlich stand der König auf, und sagte: nicht weiter, Ariobarzanes! Du hast das Spiel gewonnen, und damit die Ehre, deinen Monarchen zum erstenmal matt gemacht zu haben.

Man braucht die Menschen nur wenig zu kennen, um zu wissen, wie so etwas auf sie wirkt. Reizbarer noch ist das Herz der Fürsten, und Artaxerxes sah in diesem Zug seines Seneschalls nur eine List weiter, um seinen König noch mehr zu verbinden, als es durch so viele ausgestandenen Gefahren und empfangenen Wunden geschehen war.

Man könnte denken, daß das den andern Tag vergessen war; aber es giebt keinen Gedanken, der nicht im Menschen eine Spur zurückläßt. Am allerwenigsten verlischt die der Gedanken des Argwohns. Unaufhörlich kehren sie wieder, und die unbefangenste Liebe, der uneigennützigste Dienstleister gewinnen das Ansehn der niedrigsten Absicht und des elendesten Eigennutzes. Lange noch kämpft das Bedürfniß des guten Herzens, nur das Beste zu glauben, bis der unschuldigste Vorfall endlich alles zerstört, was Jahre des innigsten Verhältnisses mit unermüdeter Liebe aufgebaut haben.

Kurze Zeit nach dem erzählten Vorfall veranstaltete der König eine prächtige Jagd. Ein großes Gehölz war ganz mit Netzen umstellt, die Jäger trieben das Gewild, und Artaxerxes verfolgte einen ungeheuren Tiger, welcher eben, da er sich in die Netze verfangen sollte, diese übersprungen und sich ins Freie geflüchtet hatte.

Dieser Vorfall vermehrte den Eifer des Königs. Er winkte einigen seiner Großen, und setzte mit ihnen dem Thiere nach.

Unter diesen befand sich auch der Seneschall, dessen Roß allein dem Monarchen zu folgen vermochte. Die Uebrigen blieben bald zurück, und Artaxerxes verfolgte mit ihm und einem seiner Diener, der ein sehr vorzügliches, aber äußerst unansehnliches, Thier ritt, den Tiger.

Bald bemerkte der Seneschall, daß der Renner des Königs die beiden vordern Hufeisen verloren hatte, und dieser die Verfolgung entweder aufgeben, oder sein geliebtes Roß in Gefahr setzen mußte, unbrauchbar zu werden. Er machte seinen Herrn darauf aufmerksam, daß ihn, anzuhalten, und einige Augenblicke sich zu gedulden, bis er ihm andre Eisen aufgeschlagen habe.

Artaxerxes, welcher keinen andern Gedanken hatte, als den Wunsch, den Tiger zu erlegen, ließ es sich nur nach vielem Zureden gefallen, anzuhalten. Ariobarzanes stieg ab, schlug seinem Thier die Eisen herunter, und befestigte sie auf den Hufen des königlichen Pferdes.

Auf alles dieses hatte der leidenschaftliche Fürst gar nicht geachtet. Erst bei der weitern Verfolgung bemerkte er, daß des Seneschalls Pferd ohne Eisen war, und sehr oft stürzte.

Diese Bemerkung trat zur Unlust seiner mißlungenen Jagd, und gesellte sich nur zu leicht zu den alten Gedanken des Argwohns. Er enthielt sich plötzlich aller weitern Verfolgung, und schenkte dem Seneschall, um so schnell, wie möglich, seiner Schuld los zu werden, sein eigenes Pferd, von dem man wußte, daß es ihm über Alles lieb gewesen war.

Das Opfer, welches Artaxerxes damit seiner, ihm so beschwerlichen, Verbindlichkeit brachte, hatte das drückende Gefühl derselben nicht erleichtert. Vielmehr ward ihm die Großmuth seines Seneschalls von jetzt an unerträglich, und gab es Augenblicke, wo dieser fühlte, daß wahres Verdienst und gränzenlose Anhänglichkeit nicht vor der Ungnade eines Fürsten zu sichern vermögen.

Der König schrieb bald hierauf ein Turnier aus, zu welchem der ganze Adel seines Reichs und der Nachbarstaaten eingeladen wurde. Ein Streitroß von seltener

Digitized by Google

Schönheit, bedeckt mit Allem, womit ein Monarch in seinem höchsten Glanze zu blenden pflegt, war der Lohn des ersten Siegers.

Die tapfersten Männer vom Orient fanden sich zu dem prächtigen Kampfspiel ein. Unter ihnen allen schimmerten der Sohn des Königs, der sich, trotz seiner Jugend bereits schon großen Ruhm erworben hatte, und der Seneschall hervor. Auf sie waren aller Augen gerichtet, und man war zum Voraus überzeugt, daß nur diese beiden sich den ersten Preis erschwerten würden.

Das Turnier begann. Die Ritter erschienen im höchsten Glanze, die Damen prangten in allen Reizen der Natur und Kunst. Vor Kampflust brannten die Augen der Männer; Furcht, Hofnung und süßer Lohn schwamm in den Blicken der Frauen.

Seltene Männerkraft und beinah übermenschliche Gewandtheit ward hier von der Blüthe der Ritterschaft des Orients entwickelt. Aber alle wurden doch von dem Fürstensohne und dem Seneschall übertroffen. Jeder von ihnen hatte bereits zwölf siegreiche Lanzen gebrochen, und der Zweikampf mußte nun entscheiden, welchem von beiden der erste Preis gebühre.

Von Besorgniß brannte das Herz des Königssohns, da er tapfer genug war, die Geschicklichkeit seines Gegners zu ermessen. Auch im Geiste des Seneschalls kämpfte es mächtig, ob er hier den ruhmvollsten Sieg seiner Großmuth und dem Undank opfern sollte.

Allgemein gespannt war die Erwartung der ganzen Versammlung, mit Aengstlichkeit und Unmuth gemischt die des Königs, mit Neid und Wünschen für das Unglück des Seneschalls die Ungeduld der Höflinge. Diese waren thörichter genug, ihm einen Sieg zu mißgönnen, der ihn am zuverläßigsten ins Verderben stürzen mußte.

Die beiden Kämpfer legten die Lanzen ein. Aller Augen waren in Einen Blick verschmolzen. Das Zeichen ertönte, die Rosse rannten gegen einander, und als man eben dem entscheidenden Stoß erwartete, ließ der Seneschall mit den Worten seine Lanze fallen: so gehe auch das zu dem Uebrigen!

Der Königssohn ward als Sieger ausgerufen, und empfieng aus der Hand seines Vaters den ersten Kampfpreis. Der zweite ward dem Seneschall zu Theil, der ihn mit stiller Ehrfurcht von seinem Monarchen annahm.

Aber es war Artaxerxes nicht entgangen, wie der Seneschall selbst den ersten Preis weggeworfen hatte. Jene leisen Worte des Unmuths, die dieser ausgestoßen, waren bis zu den Ohren der Höflinge gedrungen. Ihr Haß vollendete in des Fürsten Seele, was ihm so lange schon beschwerlich gewesen war.

Kurzsichtiger Höflingsgeist, der den edlen Ariobarzanes um eine Aufopferung beneidete, die ihn auf den höchsten Punkt der fürstlichen Gnade erheben sollte! Wie wenig vermochten es die engen Seelen zu fassen, als Ariobarzanes am Jahrstage der Königskrönung, wo der Seneschall im höchsten Glanz seiner Würde erscheinen mußte, Befehl erhielt, die Abzeichen derselben seinem Todfeind, Darius, in eigener Person zu überliefern, und dann den Hof zu verlassen!

Mit ehrfurchtsvoller Ergebung empfieng der redliche Diener den Befehl seines Monarchen. Mit Würde vollzog er ihn, und, ohne eine Klage hören zu lassen, reichte er nach seinen Gütern, nachdem er dem König vorher schriftlich dafür gedankt, daß er ihm diese habe lassen wollen.

Ganz anders dagegen wurde sein Benehmen dem Artaxerxes hinterbracht. Die Verläumdung wußte nicht genug von seinen unehrerbietigen Aeußerungen, und von dem trotzigen Hochmuth zu erzählen, womit er den Befehl seines Herrn aufgenommen und ausgeführt hatte.

So ist er endlich überwunden, rief Artaxerxes aus, und hat er nun gelernt, welcher Unterschied zwischen dem König und dem Unterthanen ist!

Noch hatten die Höflinge nicht aufgehört, über den Fall des Seneschalls zu frohlocken als ihre Weisheit durch einen neuen Befehl des Monarchen in Verlegenheit kam. Einer von ihnen ward damit an Ariobarzanes abgeschickt, und verlangte die schönste seiner beiden Töchter für seinen Herrn.

Er empfieng den Willen seines Monarchen mit der gewöhnlichen ehrfurchtsvollen Fassung, und gab ihm die eine mit, nachdem er sie vorher in der Rolle unterrichtet hatte, welche sie spielen sollte. Nach seiner Vorschrift mußte sie diesem, sobald sie sich schwanger fühlte, eröfnen, daß ihre Schwester noch weit schöner sey, als sie, und daß ihn ihr Vater hintergangen habe.

Mancher mag denken, daß diese Zumuthung zu hart gewesen, und darum auch nicht befolgt worden sey. Allein die Zeiten waren damals anders, und die Mädchen erfuhren nur von ihrem Vater, wie schön sie seyen. Auch befanden sie sich, wie man vermuthen darf, bei dessen Aufrichtigkeit besser, als bei der ihres Spiegels.

So unbegreiflich es scheinen mag, die gehorsame Tochter that, wie ihr von ihrem Vater befohlen war. Der König hatte sie geheirathet, sie fühlte sich in kurzer Zeit schwanger, und eröfnete ihrem Gemahl, ohne ihm etwas von ihrer Hofnung, Mutter zu werden, mitzutheilen, wie sehr er von ihrem Vater hintergangen worden sey.

Nach der damaligen Sitte der Perser kehrte jede Gemahlin des Königs, die ihm in einer bestimmten Zeit keine Nachkommenschaft gegeben, in das väterliche Haus zurück. Dieß geschah auch hier, und Artaxerxes ließ dem Ariobarzanes durch den, welcher ihm die Tochter wieder brachte, den Befehl zukommen, ihm auch die andere zu senden.

Zufälliger Weise befand sich diese eben unpäßlich, und Ariobarzanes schrieb seinem König zurück, daß er sie ihm im Augenblick, da sie gesundet seyn würde, schicken wolle. Die Genesung dehnte sich aber, durch Zufall, oder durch die Veranstaltung des Vaters, so lange hinaus, bis die andre geboren hatte. Von wunderbarer Schönheit und Aehnlichkeit mit seinem Vater war das Kind, und Ariobarzanes freute sich höchlichst darüber.

Mit ehrenvollem Geleite schickte er sie nun beide seinem König zu. Das neugeborne Kind war mit ihnen,

Digitized by Google

ohne übrigens sogleich gezeigt zu werden. Aufs angenehmste wurde Artaxerxes von der Schönheit der beiden Frauen überrascht; aber als man die Wiege aufdeckte, und der kleine Engel ihm aus den unschuldigen, ihm so ähnlichen Zügen entgegen lächelte, war seine Freude vollkommen.

Die Mutter mit dem Kinde nahm er gleich wieder in seinen Pallast auf. Die Schwester hingegen vetheirathete er mit demjenigen seiner Söhne, welchem Ariobarzanes einst so großmüthig den Kampfpreis überlassen hatte.

Alsdann schickte er nach diesem selbst. Er erschien mit seiner gewöhnlichen ruhigen Würde. Jetzt ist die Zeit gekommen, fieng der Monarch an, da ich dich durch Großmuth überwinden kann, Ariobarzanes. Ich habe dir meine einzige Tochter zur Gemahlin bestimmt, und hoffe, daß du diese Gnade in ihrem ganzen Umfang zu schätzen wissen wirst.

Ariobarzanes beugte sich tief, und erwiederte: alles, was mir von meinem König kommt, nehme ich mit ehrfurchtsvollem Danke auf.

Aber Freude bezeugte er nicht, und als ihm die sehr reiche Mitgift seiner Braut gesandt wurde, schickte er sie wieder zurück, ob der König sie gleich selbst von ihm für seine beiden Töchter angenommen hatte.

So ist der Stolze also nicht zu beugen! rief Artaxerxes aus. Nun dann, so will ich andre Mittel versuchen, als bisher!

Nach einem, sehr sonderbaren, persischen Gesez ist es ein Majestätsverbrechen, irgend ein Geschenk, oder eine Wohlthat des Königs auszuschlagen. Diesem zu Folge wurde auch dem Ariobarzanes wegen der verschmähten Mitgift der Prozeß gemacht, und er zum Verlust seines Kopfes verurtheilt.

Schon war das Gerüste errichtet, das Volk versammelt, und der König mit seinem ganzen Hofe selbst zugegen, als der Unglückliche herbeigeführt wurde. Eine ernste, feierliche Stille herrschte; denn, außer den Höflingen, bedauerte ihn jeder rechtschaffene Perser. Die Haltung u. Ruhe, mit der er einhergieng, die Fassung, womit er das Blutgerüste bestieg, die Ehrfurcht, mit der er seinen König noch begrüßte, ehe er sein Haupt auf den Block niederlagte, zwang auch seinen Feinden Bewunderung ab, für die Bessern aber war die ganze Begebenheit, neben innniger Bedaurung des verurtheilten Gerechten, als ein großes Beispiel von verwegenem Glückswechsel belehrend.

Schon erhob der Henker sein Schwerdt, da rief der König das Gnadenwort aus. Mit gleicher Fassung stand Ariobarzanes auf, und kniete vor seinem Monarchen nieder, um dessen Befehle zu vernehmen.

Die Gesetze, fieng dieser an, verurtheilten dich, die Großmuth deines Königs spricht dich los. Doppelt glücklich werd' ich mich in dem Besiz eines solchen Dieners, solchen Verwandten, und solchen Seneschalls fühlen, wenn er eingesehen hat, daß er in dem Kampf der Großmuth nicht mit seinem Monarchen bestehen kann. Von jezt an, hört es alle, die ihr zugegen seyd, von jezt an ist Ariobarzanes der Nächste an meinem Throne, und wehe dem, der sich erkühnt, das hohe Licht meiner Gnade gegen ihn verdunkeln zu wollen!

Das beste Latein.

Mein Lehrer sagte mir einst, das beste Latein der alten Römer sey nichts nuz, und das unsrige bleibe schlecht, so lange wir's nicht besser machen, als sie. Dieses Paradoxon bewies er so: Wenn wir irgend einen guten deutschen Text lateinisch auszudrücken hätten, sagte er, wie denn all unser Latein nur Uebersezung aus dem Deutschen sey, so stünde uns aus dem Reichthum dieser Sprache beinahe für jedes Wort, für jeden Gedanken eine üppige Wahl von Ausdrücken, Wendungen und Verbindungsweisen zu Gebot. Aber in jedem einzelnen Fall sey doch nur Ein Ausdruck der entsprechendste, nur Eine Stellung, nur Ein Verhältniß der Sze, nur Eine Form der Periode die richtigste und schönste, kurz nur Eine Uebersezung von Tausenden wie von Zweien sey als die beste gedenkbar. Wenn wir aber gleichwohl den nemlichen Text den drei besten römischen Classikern aus dem goldenen Zeitalter ihrer Sprache zu übersezen gäben, falls sie wieder kämen, meinte er nemlich, und deutsch verständen, so würde ihn doch jeder von ihnen anderst wiedergeben, und daraus sey anzunehmen, daß zwei gewiß, aber wahrscheinlich alle drei ihn nicht tadellos richtig übersezt hätten. Daraus schloß er weiter, Einen römischen Schriftsteller zum Muster seiner Latinität zu wählen, tauge nichts, und sey gefährlich, weil man an den unrechten gerathen könne; bald diesen bald jenen nachzuahmen, tauge noch weniger, (nemlich als nichts) und alle zugleich nachahmen zu wollen, sey Unsinn. Sondern es sey uns aus dem Studium und der Vergleichung aller ein Ideal des guten und lateinischen Stils aufgestiegen, das die Römer selber nicht kannten, und wer jezt dieses erreiche, der übertreffe alle, und er sey der einzige classische Schriftsteller in dieser Sprache, und das einzige Muster aller künftigen Nachahmung.

Uebrigens traute er sich nicht zu, daß er dieses Ideal schon erreicht habe, und mir nicht, daß ich's je erreichen werde; denn er sprach aufrichtig mit mir.

Daß du immer nach Sonntagswörtern, wie nach Schmetterlingen haschest, und alle Perioden auf den Kopf stellst, als wenn die Römer nicht auf den Beinen gegangen wären, damit lieber Pamphile, sagte er, zwingst du's nicht. Siehst du nicht, wie sie das natürliche natürlich sagen, und die gemeinsten Ausdrücke und Stellungen nicht verschmähen, wenn sie die besten sind. J. P. P.

Der Korporal zum Rekruten, im Jahr 1756.

Die Ehr', mein Sohn, geht über alles Geld!
Die Ehr' (nebst etwas Pulver, Blei und Eisen,)
Macht unsern Degen zum ersten in der Welt
Du bist Soldat? Man muß die Ehr' erweisen!
Drum frage nicht nach Hunger, Durst und Plagen,
Frag nichts nach baarem Geld, nach Banko-Zetteln!
Laß dich zum Krüppel schiessen, treten, schlagen!
Die bleibt auf jeden Fall die Ehr' — zu betteln.

B.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 61. Den 31. Julius 1811.

Thomas Gray, geboren zu Cornhill 1716, und gestorben zu Cambridge 1771. den 31. Jul. beschäftigte sich seit 1742. hauptsächlich mit der Dichtkunst, und seine Elegy written in a country church-yard, The Bard, Hymn to Adversity u. a. m. gehören zu den schönsten Gedichten, welche die Literatur der Engländer aufzuweisen hat.

Zur Geschichte der Liebeshändel Heinrichs des Vierten. *)

Indem wir unsern Lesern einige, den Originalien nachgebildete, Briefe Heinrichs des Vierten, dieses Sterne's unter den Königen, als vielleicht weniger bekannte Beiträge zur Charakteristik des größten und liebenswürdigsten der Könige Frankreichs mittheilen, überlassen wir (alles weitern Urtheils uns enthaltend,) unsern schönen und liebenswürdigen Leserinnen, den competentesten Schiedsrichtern in Sachen der Liebe, die Entscheidung der Frage: Wem der Kranz gebühre in diesem lieblichen Wettstreite schöner Herzens-Ergießungen — der Vergangenheit oder der Gegenwart? —

I.

An die Herzogin von Beaufort.

Meine schöne Liebe! Zwei Stunden nach der Ankunft des Ueberbringers dieser Zeilen, werdet Ihr einen Euch innig liebenden Ritter bei Euch sehen. Man nennt ihn König von Frankreich und Navarra — ein gewiß ehrenwerther, aber auch eben so mühevoller Titel. Der, Eures Dieners *) ist um vieles liebsicher. Alle drei zusammen sind ein schönes Kleeblatt in jeder Beziehung, *1) und ich bin daher auch fest entschlossen, sie keinem Andern abzutreten. Aus Eurem Briefe habe ich ersehen, wie sehr Ihr eilt, Euch nach St. Germain zu begeben. Ich bin hoch erfreut, daß Ihr meine Schwester *2) liebt. Es ist dieß einer der zuverlässigsten Beweise, die Ihr mir von Eurem Wohlwollen geben könnt, welches ich höher schätze, als mein Leben, so sehr ich auch dieses liebe. *3) Guten Tag, mein Alles! Ich küße millionenmal deine schönen Augen. *4) Den 12. Septbr. 15.. Aus unsern lieblichen Einsiedeleyen von Fontainebleau.

*) Aus der Histoire des amours de Henry IV. beigebrachten Lettres du Roy Henry IV. escrites à Mesdames la Duchesse de Beaufort et la Marquise de Verneuil, extraites des Originaux, trouvés dans la cassette de Mademoiselle d'Estoges après sa mort. Die Verfasserin dieser Histoire des Amours etc. ist Louise von Lothringen, Prinzessin von Conty, die historische Sammlung, aus welcher dieses Fragment entnommen, eine wiederholt in Cölln gedruckte Auflage in 12. (chez Pierre du Marteau 1665.)

*) „Sujet.“

*1) „tuos trois ensemble sont bons, en quelque saulce qu'on les puisse mettre.“

*2) Catharina von Bourbon, Prinzessin von Navarra, Gemahlin Herzogs von Lothringen, Herzogs von Bar, der in Nancy 1604. starb.

*3) „Encore que je l'aime bien.“ — Durchaus französischer National-Karakter — der Gegenwart buhlerisch, spricht sich in diesen Worten aus, dem Höchstenwas Heinrich seiner schönen Gabriele Schönes sagen konnte.

*4) Wir bedauern sehr, daß die alte, schöne, beziehungsreiche Sitte, Stirn und Augen der holden Herzensbeherrscherinnen mit dem symbolischen Zeichen des Kusses zu weihen, in unserm mit der Wiederbelebung so mancher ueberreste deutscher und südlicher Heiden und Minnelieder beschäftigten Zeitalter nicht auch wieder gefund gemacht

II.

Mein liebes Herz! Ich habe in einer Stunde und mit allem möglichen Vergnügen den Hirsch erlegt. Erst um 4 Uhr bin ich hier angekommen. Ich stieg in meiner kleinen Wohnung ab, die wunderschön gelegen ist. Meine Kinder haben mich daselbst besucht, oder man hat mir sie vielmehr dahin gebracht. Meine Tochter nimmt sehr zu, und verspricht schön zu werden; — aber mein Sohn wird noch schöner, als sein älterer Bruder. Du beschwörst mich, theure Liebe, so viel Liebe mit mir zu nehmen, als ich bei Dir zurücklasse. Ha! welch Vergnügen hast Du mir damit gemacht; denn ich habe so viel Liebe entdeckt, daß ich, in der Meynung alles mitgenommen zu haben, gar dachte, es sey Dir nichts mehr geblieben.

Ich gehe, Morfeus zu unterhalten, — wagt er es aber, mich mit andern Träumen, als von Dir zu umgaukeln, so sind wir nun und immer geschiedene Leute. Eine gute Nacht denn für mich, einen guten Tag für Dich, meine schöne Herrin! — Ich küße millionenmal Deine schönen Augen. — (Auch von Fontainebleau.)

III.

Theure Liebe! Fürwahr! wir lieben uns innig; denn unter den Frauen ist keine, die mit Dir sich vergleichen könnte, unter den Männern keiner, der mit gleich kömmt, in Lieb' und Zärtlichkeit. Meine Leidenschaft ist noch ganz dieselbe, wie damals, als ich anfing, Dich zu lieben; — meine Sehnsucht, Dich wieder zu sehen, noch heftiger, als damals; kurz ich liebkose, ich vergöttere, ich verehre Dich wunderbar! — Ich bin dem Wiedersehen ziemlich nahe; denn in 10 Tagen hoffe ich dieser meiner Verbannung von Dir ein Ziel sezen zu können. Bereite Dich vor, mein Alles, Sonntags abzureisen, um Montags in la Ferre zu seyn. Gedenkst Du dahin zu kommen, so muß es viele Geschäften geben, wenn ich mich nicht dort einfinden sollte. Guten Abend, mein Herz. Ich küße Dir millionenmal die Hände. (Ohne Orts-Bezeichnung.)

IV.

Mein schöner Engel! Wäre es mir jeden Augenblick vergönnt, Dich mit der Erinnerung an Deinen treuen Diener zu bestürmen, fürwahr! ich glaube, das Ende jedes Briefes würde der Anfang seyn, und Uebergang zu einem andern! — Auf diese Art würde ich dich unaufhörlich unterhalten; indem die Trennung von Dir der unmittelbaren Mittheilung mich beraubt; — allein die Geschäfte, oder vielmehr die Zudringlichkeiten *) sind noch häufiger, als in Chartres; — sie halten mich noch morgen zurück, da ich heute schon abreisen wollte. *1) — Sowohl giebt uns morgen ein Fest, bei welchem alle Damen erscheinen werden. Ich gehe durchaus schwarz gekleidet. Bin ich doch Wittwer in allem, was mir Vergnügen und Behaglichkeit gewähren kann! — Nie hat *a) man eine Treue, wie die meine, gesehn! Sey stolz darauf, denn Dir ist diese Treue gewidmet! — Sobald ich meine Schwester gesehen habe, will ich Dir die Barenne senden, welche Dir die gewisse Kunde des Tages meiner Wiederkehr bringen wird. Diese Wiederkehr werde ich beschleunigen, gleich einem, der ganz ergriffen ist von der Sehnsucht der stärksten Liebe, und getrennt von dem himmlischen Gegenstande derselben. Verlasse Dich darauf, meine schöne Gebieterin, und empfange meine Huldigungen eben so freundlich, als ich sie Dir gestern brachte. (Ohne Orts-Bezeichnung.)

(D. Beschl. folgt.)

*) „les importunités."

*1) Es ist aus diesen Briefen schon ersichtlich, daß sie, wie auch die zunächst beigefügten Orte, von wo aus sie geschrieben sind, andeuten, auf Heinrichs Zügen zur Wiederherstellung der Ruhe im Innern gegen die damals noch nicht ganz besiegten Feinde des Vaterlands, an seine, in mäßiger Entfernung ihm folgende, Geliebte abgeschickt wurden.

*a) „Nie hat man eine Treue, wie die meine gesehen!" — Unsere schöne Leserinnen sind vielleicht geneigt, noch ein Ausrufungs- oder Fragezeichen hier anzufügen, wo Heinrich mit so großer Zuversicht von seiner Treue spricht; — besonders seine, welchen aus Heinrichs Biographie, außer dem schon angeführten (Brf. 1. Litt. Notiz) die Namen einer Jakobäa von Bentl und Charlotte des Essarts bekannt sind?! — Allein wir dürfen sie mit dem Biographen unsers königlichen Briefstellers (Brf. 2. Note) versichern, daß Heinrich, stets nur einer Geliebten huldigend, an Standhaftigkeit in der Treue mit seinen Huldinnen wetteiferte; wie selbst aus der vor uns liegenden, von einer fürstlichen Schriftstellerin verfaßten Geschichte seiner Liebeshändel nicht nur dieses, sondern mehr als ein Argument Heinrichs in dieser Beziehung nachgewiesen werden könnte. —

wird. Mögen diese Worte — als Votiv-Tafel hier stehend — Veranlassung werden, zur geschichtlichen Nachweisung, welcher Sitte, auch in dieser Beziehung der Vorzug einzuräumen sey, im Reich der Minne, — der Vergangenheit oder der Gegenwart, — oder ob das Antike mit dem Modernen nicht friedlich gar vereinbar sey?

Digitized by Google

Albrecht Dürers Traum.

In den Händen des Rentbeamten v. Pfaundler zu Innsbruck befindet sich ein kleines Wasserfarben-Gemählde von Albrecht Dürer, welches zwar keinen Kunstwerth hat, aber doch in sofern interessirt, als es mehr, als irgend ein anderes seiner Werke, den kindlich frommen Sinn des deutschen Künstlers aufschließt. Der Gegenstand dieses, blos flüchtig aufs Papier hingeworfenen, Gemähldes, dessen Umrisse wir in seiner Größe auf der Beilage abdrucken ließen, ist — ein Traum, den Dürer in der Pfingstwoche des Jahr 1525. hatte. Die Beschreibung desselben, die ebenfalls auf der Beilage buchstäblich genau abgedruckt ist, hat er mit eigener Hand unter die Zeichnung gesetzt. Vermuthlich hat später der gute Dürer in diesem beängstigenden Traum eine Ahndung des, in diesem Jahre allgemein ausgebrochenen, Bauernkrieges erblickt!

Die Sonnenjungfrauen von Peru, nach Gareilasso de la Vega.

Die Spanier suchten nach der Entdeckung und Eroberung von Amerika in dem neuen Welttheile überall das am eifrigsten auf, was mit ihrem Vaterland, mit dessen Sitten, Gebräuchen und Ideen die größte Aehnlichkeit hatte. In solchen Vergleichungen gefiel sich die Sehnsucht nach dem Boden, der sie erzeugt hatte, und am tröstlichsten für sie war es, wo sich Aehnlichkeiten mit den religiösen Vorstellungen fanden, in denen sie erzogen worden waren.

Am glücklichsten waren sie in diesem Punkt in Peru, dessen milde Sitten und freundlicher Gottesdienst der europäischen Civilisation mehr zusagten, als die barbarischen Gebräuche der Mexikaner. Sie fanden hier unter andrem die Nonnenklöster ihres Vaterlands wieder, und sahen dieß als eine besonders gütige Einwirkung der Vorsehung auf den Glauben eines, in ihren Augen heidnischen, Volkes, und als eine Art von Vorbereitung desselben auf den christlichen Glauben an.

Diese Nonnenklöster waren die Häuser der auserwählten Jungfrauen, wie die Peruaner, der Sonnen-Jungfrauen, wie die Spanier sie nannten, von welchen in der Hauptstadt Cuzco das erste, größte und angesehenste Kloster, in den übrigen Städten des Reichs aber kleinere, in ihren Institutionen etwas verschiedenere, waren. Wir reden daher hier zuerst von den Sonnen-Jungfrauen von Cuzco.

Sie lebten, an der Zahl ungefähr fünfzehnhundert, in dem sogenannten Hause der Auserkohrnen zusammen. Zum Eintritt in dasselbe nach Geburt aus der königlichen Familie der Inca's, Schönheit, Jugend und Keuschheit erfodert. Diese Mädchen wurden als die Gemahlinnen der Sonne, der ersten und höchsten Gottheit der Peruaner, und des Stammvaters der königlichen Familie der Inca's, angesehen, und als solche gehalten. Das Gelübde der ewigen Keuschheit und der strengsten Klausur begleitete den Eintritt dieser Jungfrauen in das Haus der Auserwählten. Für die Beobachtung dieser beiden Gesetze war auf das Gemeinste gesorgt. Niemand hatte Zutritt zu ihnen, als die Königin und ihre Töchter, und der König selbst enthielt sich eines gleichen Vorrechts aus Achtung vor ihrem heiligen Stande. Sie konnten mit niemand reden, als mit einer untergeordneten Classe von fünfhundert Jungfrauen, die zu ihrer Bedienung im Hause waren, und gleichfalls das Gelübde der Keuschheit ablegen mußten. Sprechzimmer gab es gar keine. Sie blieben ewig verschlossen in die innersten Gemächer des Hauses, hatten Ueberfluß an allen erlaubten Genüssen ihres Standes, und beschäftigten sich blos mit Arbeiten für den König und seine Gemahlin, und für den Dienst ihres Gemahls, der Sonne. Das Gesez der Keuschheit wurde mit solcher Strenge beobachtet, daß, für den, übrigens nie erhörten, Fall, da eine dieser Jungfrauen ihr Gelübde übertreten würde, festgesezt war, dieselbige lebendig zu begraben, und den Verführer, oder Theilnehmer ihres Verbrechens, nicht nur selbst zu hängen, sondern alle seine Verwandten, und alle Bewohner seines Orts umzubringen, diesen selbst zu zerstören, und durch Einstreuung von Salz auf seinen Boden einem ewigen Abscheu und ewiger Unfruchtbarkeit zu weihen.

Für diese Strenge waren sie durch ein bequemes Leben in ihrem Kloster entschädigt. Mühe lies es ihnen an nichts fehlen, und alle Geräthschaften, die sie gebrauchten, bestanden aus Gold und Silber. Ueberdieß hatten sie einen, freilich merkwürdigern, als angenehmen Gartan, in welchem alle Pflanzen, Vögel und Thiere, mit denen er bevölkert war, aus lauterem Gold und Silber gearbeitet waren.

Aehnliche Häuser von Auserwählten waren in den Provinzial-Städten von Peru. In diese war die Aufnahme schon nicht so schwer, indem sie haupsächlich Schönheit, Jugend und Keuschheit erfoderte. Diese Jungfrauen wurden als Gemahlinnen des Königs, als Söhnes der Sonne, angesehen, und aus ihnen wählte er sich seine Beischläferinnen nach Gefallen. Ihr Loos wurde dadurch hie und da besser; indem sie manchmal zu ihrer Freiheit wieder gelangten, ohne das Geringste in ihrem öffentlichen Ansehn zu verlieren.

Anekdote.

Der zu Münster noch lebende, ehemalige Artillerie-Hauptmann Rothmann, Verfasser einiger Theaterstücke und Gedichte, lernte im Jahr 1778. zu Hannover zufälligerweise den berühmten Mendelsohn kennen. Beide unterredeten sich einmal über die Pauw's recherches philosophiques. „Ein wahrheitsuchender Philosoph," sagte Mendelsohn, „müßte nicht so auf Hypothesen bauen." — Rothmann antwortete: „vielleicht kann man ihm mehr Glauben schenken, wenn er einst, seinem

Digitized by Google

Versprechen gemäß, von dem deutschen Volke und von deutscher Sitte reden wird." — „So, so!" versezte Mendelssohn, „ich glaubte nicht, daß er von sonst was schriebe, als wovon er nichts wüßte!"

Fr. Raßmann.

Diplomatische Denkwürdigkeiten.

Philipp von Orleans, Regent von Frankreich während der Minderjährigkeit von Ludwig XV., machte in seiner auswärtigen Politik besonders vielen Gebrauch von dem Spionenwesen. Er hatte geheime Agenten und Emissäre in allen europäischen Hauptstädten, und erfuhr daher gewöhnlich auch alles, was gegen ihn vorgenommen wurde. In Rom standen die Kardinäle, in England Parlaments-Glieder, an vielen Höfen Minister, Prinzen der regierenden Familien, Sekretärs und besonders Kammerdiener in seinem Sold, so wie auch die meisten Zeitungsschreiber von Europa, die englischen allein ausgenommen. Während er aber mehrere brittische Staatsmänner in seinem Sold hatte, war sein Minister, der Kardinal Dubois, in dem von Georg I.

— — —

Der Marschall von Noailles gab dem Herrn von Puysieux bei seiner Ernennung zum Staats-Sekretär für die auswärtigen Angelegenheiten eine Art von Instruktion, die die Haupt-Grundsätze enthielt, welche ihn in seiner Administration leiten sollten. Das Wesentlichste derselben ist folgendes:

„Ein politisches System, das sich nicht auf militärische Operationen stüzt, ist ein Körper ohne Nerven; und militärische Operationen, welche nicht auf ein politisches System gegründet sind, gleichen Konvulsionen, die den Körper schwächen, und seine ganze innere Ordnung zerstören."

„Handelt man ohne Plan und Zweck, so sind auch die größten Erfolge beinah unnütz, und wird der kleinste Nachtheil gefährlich."

„Um sich zu einem Plan zu entscheiden, muß man folgende General-Regeln beachten:"

„1.) Man muß einen bestimmten Zweck haben, und blos in Bezug auf diesen handeln."

„2.) Man muß suchen, seine Allierten zu erhalten, und neue zu gewinnen."

„3.) Man muß durch besondre Operationen dem Feinde seine Allierten abtrünnig zu machen suchen."

„4.) Man muß den feindlichen Kräften so viele Diversionen, wie immer möglich, machen."

Unterschied.

Ueber die Pflicht und die That mag ernst die Erfahrung entscheiden;
Aber das liebende Herz richte des Augenblicks Gunst.

M.

An Pastor Bibus.

Mit Salbung, Fleiß und Ruh
Erklärst die Bibel du;
Allein du führest übel,
Erklärte dich die Bibel.

Haug.

Correspondenz.

Münster, im Mai.

Beschluß.

Hier noch einige Stellen aus Kindlingers Schreiben:

„Von mir ist wenig oder gar nichts mehr zu hoffen (nemlich in Hinsicht der Bekanntmachung dieser Schätze); nicht zwar meines Alters wegen, sondern weil ich, aller Unterstützung entblößt, nicht die Druckkosten aus dem wenigen Absatze wieder herausbringen kann; sonst würde ich wenigstens meine Sammlung merkwürdiger Urkunden und Nachrichten für die Geschichte Deutschlands, wovon das erste Heft 1806. im Druck erschien, fortgesezt haben; aber hievon hat G. Fleischer junior in Leipzig nur 74 Exemplare abgesezt, und mir dafür berechnet 18 einen halb. Rthl. Der Abdruck stand mir 130 fl. im 24 Guldenfuß, wozu noch das Einpacken und die Fracht bis Leipzig hinzukommt. Zu Münster, wohin ich 100 Exemplare geschickt hatte, sind auch einige abgesezt worden. Ich habe aber in allem noch nicht die Hälfte meiner Auslage wieder. Mühe und Arbeit habe ich nicht in Anschlag gebracht. — Ich sah voraus, welches Schicksal dieses Unternehmen treffen würde, und deswegen sagte ich in der Vorrede, daß es vom Absaz abhienge, ob das erste Heft auch das lezte seyn würde, und daß ich im lezten Falle wünschte, meinen Vorrath an Materialien theilweise oder zusammen verkaufen zu können." (Allein die ersten 50 Bände der Manuscripte werden nicht unter 500 Carolin von ihm veräußert werden.)

„Ihr Brief goß neues Leben in mein abgelebtes Ich, ich fühlte mich verjüngt, suchte meine Bruchstücke, vorzüglich meine noch unvollendete Geschichte des deutschen und besonders des westphälischen Bauerhofes auf, las sie nach, und fand eine Stärke in mir, dieselbe auszuführen, die ich nicht vermuthet hatte; — durchblätterte meine andern unvollendeten Arbeiten, und wünschte, daß ich in Ihrer Gegend wohnen möchte. In diesem Falle könnte ich bei Ihnen seyn, und für Ihr Magazin brav arbeiten; manches Stück, die Aemter Ahaus, Lone, Offenstein u. s. w. betreffend, mit Urkunden ausarbeiten und beleuchten. Allein bei meiner großen Entfernung von Ihnen, bei so vielen eingetretenen traurigen Verhältnissen, muß mein aufgeregter Geist wieder erschlaffen, und mein mit vieler Wärme beschlossener Vorsatz wieder erkalten, und unter die frommen Wünsche gezählt werden. — Ich muß in einem Alter von 63 Jahren mein Brod noch durch Händearbeit verdienen."

Hiebei eine Zeichnung, als Beilage.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 62. Den 3. August, 1811.

Todestag des Professors der Beredsamkeit zu Göttingen, Johann Matthias Gesner, 1761. (vor 50 Jahren). Er und Ernesti wurden durch ihre zu Göttingen (1736.) und Leipzig (1742.) eröffnete Schulen die wahren Väter der humanistischen Gelehrsamkeit in Deutschland. Sie übertrafen ihre philologischen Zeitgenossen an Geschmack, an Eleganz des lateinischen Styls, an philosophischem Geist und an Menge der Hülfskenntnisse. Beide sahen auf Sprache und Inhalt der alten Schriftsteller zugleich: sie führten ächte Interpretation ein, und machten auf den Vortrag und die Einkleidung aufmerksam. Groß war der schriftstellerische Ruhm, den sie sich durch ihre reichlich ausgestatteten Ausgaben römischer Klassiker erworben, aber sie zogen diesem Ruhm das Verdienst vor, junge Humanisten zu bilden, und wurden dadurch weitwirkende Lehrer.

Die Auferstehung der Ginevra Amieri von Florenz; ein Gegenstück zu den Liebenden von Teruel.

I.

Dieses merkwürdige Ereigniß erzählen wir nach des gelehrten Domenico Maria Manni Bericht in dem sechsten Theil seiner Veglie piacevoli, (Firenze. 1774.), welcher mit allen diplomatischen Beweisen ausgestattet ist, die die Entfernung der Zeit erlaubte. Verschiedene Geschichtschreiber erwähnen dieser Begebenheit, mehrere italienische Novellieri's haben sie nach ihrer Weise zugeschnitten, und ein, nicht einmal mittelmäßiger, toskanischer Dichter, Agostino Belletti, hat sie schon in frühern Zeiten in Ottave rime besungen. Manchen hat der Schluß derselben unglaublich geschienen, und wirklich muß man sich auch wundern, wenn ein Erzbischof durch einen förmlichen Richterspruch ein zweites Ehebündniß, das noch zu Lebzeiten des Agolanti, des ersten Gatten der Ginevra, geschlossen wurde, sanktionirte. Allein für die Begriffe der damaligen Zeit war vieles wunderbar, was in dem unsrigen blos ungewöhnlich ist. Man sah diese Frau für wieder auferstanden an, und sprach nach dem Grundsaz, daß der Tod jeden Vertrag trenne, und somit Ginevra's Ehe-Bündniß mit Agolanti gelöst habe. Ueberhaupt aber wurden zu Anfang des fünfzehenten Jahrhunderts die Kirchengebräuche, und selbst die heiligsten Satzungen der Religion, mit einer Nachläßigkeit behandelt, welche eine völlige Auflösung drohte, und wenigstens eine große Trennung verursachte. Zwei Beispiele mögen dieß bezeugen:

Im Jahr 1454. heirathete ein Graf von Armagnac zu Paris seine leibliche Schwester öffentlich, und ohne Widerstand, (Siehe Saint-Foix histoire de la ville de Paris. Tome V. S. 130.) Und 1543. wurde in Florenz, nach langer Unterlassung, zum erstenmal wieder gefirmelt. (Osservatore fiorentino. B. II. S. 101.)

II.

Zu Ende des vierzehenten Jahrhunderts (die Entwiklung der Geschichte geschah im Jahr 1396.) vermählte sich die Florentinerin, Ginevra Amieri, mit einem jungen, reichen Mann ihrer Vaterstadt, Namens Francesco Ago-

Digitized by Google

lanti. Blos der Zwang der Eltern hatte von ihrer Seite dieses Bündniß geschlossen; indem ihr Herz lange schon einem andern Jüngling, Antonio Rondinelli, angehörte, der dem glücklichen Werber nicht in Geburt, noch weniger in guten Sitten und Liebenswürdigkeit, sondern einzig und allein in Reichthum nachstand. Mit dem Schwur der Treue gegen einen Mann, den sie nicht liebte, schwur Ginevra ihr Lebensglück weg, und der Tod war ihr ganz willkommen, als nach wenigen Monaten ihrer Ehe die Pest sie auf ein Krankenlager warf, von welchem kein Aufkommen mehr zu hoffen stand.

Wirklich waren auch alle Bemühungen der Aerzte und Verwandten vergebens. Ginevra starb in wenigen Tagen, und wurde — nach der Sitte der Zeit — einige Stunden nach ihrem Tode in dem Begräbniß ihrer Familie, das in der Domkirche war, beigesetzt. Die Geschichtschreiber bemerken alle ausdrücklich, daß ihre hohe Schönheit, ihre Jugend, und ihr schnelles Dahinsterben allgemeines Aufsehen in Florenz erregt haben.

Am Abend war sie beigesetzt worden, und wenige Stunden hatte sie gelegen, als sich ihre Augen öffneten. Lange begriff sie nicht, wo sie war; erst allmählig besann sie sich, wand sich aus den Leichentüchern heraus, und gab ihr die Kühle der Nacht Kraft und Bedürfniß, sich einen Ausgang zu suchen. Das Grabgewölbe war mit einem kleinen Stein verschlossen, aber noch nicht zugemauert, und so gelang es ihr denn, die Treppen desselben hinaufzusteigen, und nach langen Anstrengungen jenen Stein auf die Seite zu schieben.

Krankheit, Blöße und die kalte Oktober-Nacht machten ihren Zustand schrecklich. Kaum vermochte sie sich nach der Thüre des Hauses ihres Gatten zu schleppen. Sie pochte, und pochte wiederhohlt, bis dieser endlich aufwachte, das Fenster öffnete, und frug: wer unten sey? Ein gespenstähnliches Wesen, eine kranke, zitternde Stimme, die Stimme seiner, vor wenigen Stunden begrabenen, Gattin antwortete ihm. Entsetzen ergrief ihn, er kreuzte und segnete sich, und vermochte der Erscheinung kaum den Trost zuzurufen, daß er am folgenden Tage Messen für die Ruhe ihrer Seele lesen lassen würde.

Da stand die arme Frau, zitternd vor Kälte und Schwäche, und weinend über ihren Zustand, der ihr überall Abscheu gewinnen mußte. Sie schleppte sich weiter, an das Haus ihres Vaters. Ihre Mutter antwortete der ächzenden Tochter, aber in gleichem Irrthum, wie ihr Schwiegersohn, hatte sie keinen Trost für sie, als ihr ein: geh im Frieden, gebenedeihte Seele! zuzurufen, und angstvoll das Fenster zuzuwerfen.

Immer quälender ward die Kälte, immer schwächer die Körperkraft, und immer verzweifelter Ginevra's Lage. Ein weiterer Versuch, den sie an ihres Oheims Hause machte, mißlang wie die beiden vorigen, und nun wußte sie nicht mehr, wohin sie sich wenden sollte. Sie setzte sich auf eine steinerne Bank in der Straße nieder, und hatte sich bereits in den zweiten Tod ergeben, als ihr der Gedanke an ihren ehemaligen Geliebten hoffnungsreich die Seele durchzückte. Sie raffte die letzten Kräfte zusammen, und wankte Rondinelli's Hause zu. Sie pochte und ward augenblicklich gehört. Ihr Tod hatte ihm den Schlaf geraubt; er lag eben in Thränen über den Verlust der Geliebten, die er nie vergessen konnte. Ihn entsetzte die Stimme Ginevra's nicht; auch aus dem Grabe war ihm ihre Erscheinung erfreulich, und es füllte ihm das Herz mit hohem Trost, daß ihre Seele ihn suchte. Er eilte an die Thüre und öffnete. Er bewillkommte sie als einen befreundeten Geist, und wußte sich in Freude und in Besorgniß kaum zu fassen, als er durch seine eigenen Augen und ihre kurze Erzählung sich überzeugte, daß sie lebendig vor ihm stand. Schnell reichte er ihr alle mögliche Hülfe, seine Mutter entkleidete sie, und brachte sie in ein warmes Bette. Sie gewann bald Kraft genug, sich über ihr geändertes Schicksal zu erfreuen, und durch den Anblick des Geliebten ihre Genesung zu beschleunigen.

Wirklich war Ginevra nach einigen Tagen wieder hergestellt. Aber diese Tage von Krankheit, die Gewöhnung, den Geliebten immer um sich zu sehen, der Gedanke an ihre wunderbare Rettung und an die Aufnahme, die sie allein bei ihm gefunden hatte, befestigten ihren Entschluß, ihr Leben nicht mehr von dem seinigen zu trennen. Ich bin für die Meinigen gestorben, sagte sie, und für dich wieder auferstanden, was kann mich nun mehr von dir trennen?

Sie feierten ihr Eheverbündniß in aller Stille, und Ginevra lebte als Rondinelli's Gattin ziemlich lange, bis sie einst an einem Sonntag Morgens, da sie in der Kirche dell' Annunziata die Messe hörte, ihrer Mutter begegnete.

Digitized by Google

Welch eine Aehnlichkeit mit meiner seligen Tochter! rief diese verwundert aus, und machte ihre Freundinnen auf Ginevra'n aufmerksam. Sie traten hinzu, und überzeugten sich bald, daß es niemand anders, als Ginevra selbst seyn könnte. Diese läugnete es auch nicht, es sammelte sich ein großer Kreis von Menschen um die Erzählende, und die Meisten billigten ihren Entschluß, bei ihrem Schicksal zu verharren, wie es sich von selbst gewendet hatte. Agolanti war natürlich, als er es erfuhr, nicht dieser Meinung; die Sache kam vor den Erzbischof von Florenz, und dieser entschied: „daß Ginevra förmlich wieder von „den Todten auferstanden sey; daß die Verträge ihres ersten Lebens durch den Tod vernichtet worden, und sie die „Befugniß gehabt hätte, in diesem neuen Leben auch neue „Verträge nach ihres Herzens Wunsch zu schließen." Selbst ihre Morgengabe, setzen die Geschichtschreiber hinzu, mußte Agolanti dem Rondinelli ausliefern.

Zur Geschichte der Liebeshändel Heinrichs des Vierten.

Beschluß.

V.

Mein wahres Herz! Eben kömmt die Varenne, und bringt mir Briefe von Dir, nach welchen Du mich tausendmal mehr liebst, als ich Dich! — Weißt Du wohl, daß Du mir damit keine kleine Unwahrheit gesagt, die ich Dir gerade mit denselben Waffen nachweisen will, die Du zu Deiner Behauptung gewählt hast? — Sobald ich mit mir selbst über meine weitern Plane einig war, habe ich diesen Eilboten an Dich abgesendet, um Dir zu sagen, daß ich spätestens nächsten Donnerstag von Rennes abreisen werde, um der großen Stadt (Paris) mich zu nähern, auf welchem Zuge ich Montags den 18ten in la Fleche einzutreffen gedenke. Richte deine Reise so ein, daß Du denselben Tag dort mit mir zusammentriffst. Ich bedaure sehr, daß Du nicht nach Rennes zurückgekommen bist, denn heute sind die Herren la Val und de Thovars daselbst eingetroffen. Ich werde sie morgen sehen, und Dir von ihnen schreiben. Schicke mir mit diesem Eilboten die Bestallungs-Briefe *) unseres Sohns, damit ich sie durch das Parlament beglaubigen lasse. — Mein Liebchen (mon Ménon) ich werde Dich in 10 Tagen nicht sehen, — es ist zum Sterben! — Ich spreche Dir nicht meinen ganzen Kummer darob aus; — es könnte Dich eitel machen. Aber nie habe ich Dich, wie jetzt geliebt! — Dieß ist alles und schon zu viel gesagt. Ich gebe Dir einen guten Abend, und küße Millionenweis. (Ohne Orts-Angabe.)

*) „Lettres du Gouvernement de notre fils." — Von dieser seiner ersten Geliebten Gabrielle d'Estrées, (nachmaligen Herzogin von Beaufort, früher Marquise von Monceaux in der Champagne) hatte Heinrich 2 Söhne und eine Tochter, nämlich César, Herzog von Vendome (geb. im Juny 1594), von welchem in einem der folgenden Briefe die Rede seyn wird, Alexander, in der Folge Großprior von Frankreich, und Henriette, an Carl von Lothringen, Herzog von Elbeuf verheurathet. Gabriele starb i. J. 1599.

VI.

Mein liebes Herz! Als ich Dir einen Reitenden (bidet) schicken wollte, fand ich, daß Komenie mit allen meinen Geräthschaften (hardes) bereits abgereist war; so daß ich kaum ein Stückchen Papier auftreiben konnte. Dieß ist die Wahrheit, meine Liebe, und keine leere Entschuldigung. Ich habe gefehlt. Dir nicht einen Diener zu lassen, nicht aus Vergessenheit, sondern weil sie sammt und sonders mit unsern Pferden bereits voraus waren. Du hast dafür gesorgt, daß dieß Versehen mir nicht fühlbar werde, und mich dadurch ungemein verbunden. Ich will Dir mit einer noch schönern Wiedervergeltung lohnen; indem ich eine ziemlich gute Musikbande nach Piquigny bringen werde, um Dich und deinen Diener, der Dich höchlich liebt, zu erfreuen. In der Kirche ist mir ein drolliger Streich begegnet. Eine achtzigjährige Frau kam auf mich zu, nahm mich beim Kopfe, und küßte mich herzhaft. Ich war nicht der Erste, der darob lachte. Morgen wirst Du meine Lippen wieder reinigen. (vous dépolverez ma bouche). — Guten Tag meine einzige und theure Liebe! Ich küße millionenmal deine — Füße.

VII.

Brief der Herzogin von Beaufort an den König Heinrich IV. *)

Ich sterbe vor Besorgniß! Gebt mir Gewißheit, indem Ihr mir meldet, wie es dem Tapfersten der Welt ergeht. Ich fürchte, seine Lage möchte bedenklich seyn, weil sonst nichts seine Gegenwart mir rauben könnte. **) Gieb mir Nachricht von Ihm, mein Ritter,

*) Dieß ist der einzige Brief der Herzogin, welcher sich in dieser Sammlung findet. Der Ausdruck der stärksten Liebe ist in diesen wenigen Zeilen nicht zu verkennen. Während wir das unbestimmte „vous" in den vorhergehenden Briefen weiß mit dem entschiedenen Du übersetzen, wagten wir es hier nicht, uns vom buchstäblichen Sinne des Originals zu entfernen; da die Herzogin hier mit so sinniger Abwechslung sich beider Ausdrücke bedient.

**) „Dis m'on des nouvelles mon Cavalier." Wir setzen, um, außer dem bereits Gewährten, eine treffende Charakteristik Heinrichs IV. in wenig Worten zu geben, die französischen Verse dieser, die unter seinem ausdrucksvollen Brustbild in der angeführten Histoire de Henry le grand, von Hardouin de Perefixe stehen. Hier heißt es von Ihm:

„Fier, et brave ennemy, doux et clement vainceur,
Grand Roi, sans Favorit, sans Soubre,
et sans vengeance,

denn Du weißt es ja, wie sehr das Geringste Deiner Leiden mich ergreift! — Wiewohl ich zweimal von Eurem Befinden unterrichtet worden bin, so könnte ich doch heut unmöglich einschlafen, ohne Euch tausendmal gute Nacht zu wünschen, und eben so viele Grüße zu senden; — denn nicht kärglich hat die Natur mit Beständigkeit *) mich ausgestattet: ich bin die beständige Fürstin, blos empfänglich für alles, was Euch betrifft, — gleichgültig gegen alles Uebrige, was die Welt umfaßt, sey es Gutes, oder Schlimmes! —

VIII.

Antwort des Königs an die Herzogin.

Mein Herz! Ich habe diesen Morgen beim Erwachen deinen Brief empfangen. Damit ist mir ein glücklicher Tag bezeichnet worden. Ich habe von St. Paul her keine Nachricht mehr gehabt, seitdem ich dich dort zurückließ. Ich werde nicht ermangeln, mich zweimal des Tags dem freundlichen Andenken meiner theuren Liebe zu empfehlen. Aus Liebe zu Dir bin ich mehr auf meine Erhaltung bedacht, als ich je zuvor es war. Du wirst morgen Unsern Cäsar sehen; *1) ich beneide Dich darum! Liebe denn immer Deinen, Die theuern, Diener, der bis zum Grabe nur Dich *2) lieben wird. Mit dieser Versicherung schließe ich, indem ich Dich — im Geiste, eben so zärtlich, als gestern in der Frühe, millionenmal umarme. Von Peronne den 26. Mai 15—

— I —

Par force ou par amour je réconquis la france,
Et de tous les mortels j'éus l'estime
ou le coeur."

*) „Mit Beständigkeit!" — Den Ungläubigen unter unsern schönen Leserinnen, welche an unserer frühern Versicherung über Heinrichs Treue, oder vielmehr Beständigkeit (s. Anm. 2. 4ten Brief) noch zweifeln könnten, machen wir den Vorschlag zur Güte, diese unsere frühere Versicherung in gutem Glauben zu genehmigen, wogegen wir dann auch unserer Seits gegen die hier gerühmte Beständigkeit seiner schönen Gabriele nicht den geringsten Zweifel zu hegen uns anheischig machen. Oder hätte Gabriele wohl gefühlt, was Göthe sein Liebchen irgendwo so bedeutungsvoll sagen läßt: „Geht, Ihr seyd die Frauen nicht werth!" — Dann sollen diese zufälligen Anmerkungen ohne irgend ein Präjudiz seyn, und wir appelliren zur höchsten Entscheidung an das, in diesen Blättern konstituirte, Minone-Gericht. —

*1) Cäsar — (s. die Note 2. zum 5ten Brief) Herzog von Vendome, dessen Stamm mit seinem Enkel, dem als Feldherrn berühmten Herzog von Vendome, 1712. ausstarb.

*2) „Nur Dich" Wir können unsere schönen Leserinnen versichern, daß Heinrich Wort gehalten hat, und daß nur der Tod der Herzogin († 1599.) dieß Verhältniß auflöhte, —

Gute Musik und schlechte Tänzer.

Nach dem Englischen.

Also spielte einst Orpheus, und also tanzten die Thiere.

Der Selbstmord.

Nach dem Englischen.

Sind sie nun alle gewichen des Lebens schmeichelnde Freuden,
Kriecht der Feige zum Tod, aber der Brave lebt fort.

Correspondenz.

Münster, im Juni.

Am 6. dieß starb daselbst der ehemalige Artilleriehauptmann Joh. Nepomuk Rothmann im 59. Jahre seines Alters, nachdem er mehrere Jahre als Lichtkranker beklagenswerth gewesen war. Bei der vormals kurfürstl. Münsterschen Leibgarde hatte er den Posten eines Professors der Mathematik und Geographie. Auch war er eine Zeitlang Mitdirektor des hiesigen Theaters, für welches er folgende Stücke schrieb: Das Blendwerk, Singspiel nach Marmontel und Gretry; das Urtheil des Midas, Operette nach d'Hele; der Jahrmarkt von Venedig, aus dem Italienischen; der Blick in die Zukunft, musikalischer Prolog am Wahlfeste Maximilian Franz; Palemon und Themire, Original-Singspiel. Zu ihrer Zeit waren diese Stücke beliebt, und wurden mit Beifall aufgeführt; jetzt sind sie vergessen. Außer einem, im deutschen Museum (Jahrg. 1779. Dec.) abgedruckten, Aufsatze „Ueber die Münsterische Leibgarde," findet man Gedichte und Theaterreden von ihm in der Clevor Theaterzeitung, im Offenbacher und Gothaer Theaterkalender, im Göttinger Musenalmanach und in der Mimigardia für 1810. Er war ein Freund Moses Mendelsohns, Bürgers und Pfeffels. Deutscher Biedersinn und Offenherzigkeit in seinem Karakter hervor. Seine unheilbaren körperlichen Leiden ertrug er als ein ächter Stoiker.

Gittermanns (Predigers in Emden) Gedichte haben so eben im Waldeckschen Verlage die Presse verlassen. Auch ist in dieser Buchhandlung ein neues Produkt von Fr. Kaßmann zu haben, das den Titel: „Sommerfrüchte" führt und aus 12 Poesien besteht. Folgendes Stück daraus mag hier zur Probe dienen:

Die Zeit.

Jeremiaden will die ernste Zeit nicht,
Die gleich tragischem Chor aus Hellas schreitet
Auf der Weltendbühne: sie will nur Thatkraft,
Männliche Thatkraft.

Die, sich entrüstend in trägen Schlummers Banden,
Und des weibischen Zwitterzug im Busen
Löschend, nach dem obersten Ring der Kette
Eiterblichen Thuns greift;

Schweigendes Dulden will sie und Ergebung,
Ob den Opfern, die tausendfach der Menschheit
Ab' ang Schicksalsgorn, und die immerfort noch
Fließern wie Pechstrang.

„Aber ich wanke schon des Grabes Bucht zu!
„Greisesnerven, was könnte noch sie spannen?
„Sie erschüttern?" — Stirb denn; des Sterbens Wohlthat
Dankend den Göttern!

In der Anmerk. *2) auf der ersten Seite von Nro. 61. ist, statt Herzogs, Antons, und auf der 4ten Seite in der Anm. *2) statt dem Biographen, den B. zu lesen.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 63. Den 7. August. 1811.

Don Alonso de Ercilla y Zunniga (geboren zu Madrid den 7. Aug. 1533) ist der berühmteste unter allen spanischen Epopöendichtern. Seine Araucana (Madrid 1578.) enthält eine zwar in epischer Form, aber nach der genauesten historischen Wahrheit dargestellte Erzählung der Eroberung der Provinz Arauco in Chili, deren Einwohner sich gegen die Spanier empört hatten. Der Dichter nahm selbst an diesen Thaten als Krieger Antheil, und was er in dem wilden Lande bei Tag erlebt hatte, das brachte er häufig an Ort und Stelle sogleich des Nachts in Stanzen. Ungeachtet die Araucana aus 37 Gesängen besteht, und ein Drittheil mehr Verse enthält, als die Iliade, so ist sie doch nur ein unvollendetes Bruchstück, das sich aber durch natürliche und correcte Diktion, ein glückliches Darstellungstalent, und eine lebhafte Phantasie empfiehlt, die sich in einer neuen Welt, unter neuen Menschen, Sitten und Gebräuchen ihrem freien Spiel überläßt.

Die Bäder von Bagnères.

Die Pyrenäenbäder hatten mich aus ihrer großen Entfernung immer zum Wunsche gereizt, sie einmal besuchen zu können. Als ich voriges Frühjahr in ihrer Nähe war, zog es mich so mächtig nach Spanien, daß ich die Hofnung, sie zu sehen, völlig aufgab, indem ich meinen Rückzug aus diesem Lande erst sehr spät, und über Valencia und Barcelona zu machen entschlossen war. Das Schicksal verrückte meine und viele andern Plane. Ich mußte wieder über Bayonne nach Frankreich zurückgehn, und hatte zur Entschädigung nur eine Menge unerwarteter Erfahrungen, und die Reise durch die Pyrenäendepartements, welche zu den schönsten Provinzen des südlichen Frankreichs gehören. Ich sehnte mich wirklich nach Ruhe und Erholung auf die vielen Strapazen einer ungewöhnlich beschwerlichen Reise. Wo konnt' ich sie besser finden, als in den fröhlichen Bädern von Bagnéres, in welchen ich vor einigen Tagen angekommen bin?

Diese Bäder gehören nicht zu denen, in welchen sich besonders Kranke einfinden. Die Gesunden und Fröhlichen machen die Hauptzahl der Gäste aus, und auch die wenigen andern finden die gute Laune der Uebrigen zuweilen ansteckend, und häufig zu ihrer Genesung beitragend. Wenn man Bagnéres daher in diesen Gegenden das kleine Paris nenne, so will man damit ein schwaches Nachbild der Vergnügungen, des Luxus und des Leichtsinns der Hauptstadt von Frankreich bezeichnen.

Ich habe das Gleichniß nicht ganz passend gefunden, was wohl nicht meine Schuld ist; will es aber auch nicht völlig verwerfen, indem man allgemein über die geringe Anzahl der Badegäste klagt, welche diesen Sommer etwa 1200 Personen ausmacht, und in andern Zeiten oft 8. — 12,000 betrug. Und so viele Menschen, sämmtlich wohlhabend, größtentheils reich, und mit aller Lebenslust auf einem so kleinen Flek vereiniget, mögen den Glanz von Paris auffallender darstellen, als in dieser Stadt selbst, wo er mehr vertheilt, und häufig durch Elend und Armuth verdunkelt ist.

Was diese Menschen alle hier treiben? Sie genießen

Digitized by Google

nichts anders, als was sie in Paris, und jeder größern Stadt von Frankreich weit besser haben könnten. Sie gehen viel spazieren, besuchen sich im Kabriolet und in der Portchaise, gehen selten ins Theater, essen mittelmäßig, vereinigen sich die Woche zweimal zu einem Tanzfest) suchen einander bald durch Simplicität, bald durch Glanz der Toilette zu übertreffen, nehmen häufig zum Spiel ihre Zuflucht, machen Bekanntschaften, die selten länger, als die Badezeit dauren, beobachten und bekritteln einander. — Kurz, wie in den meisten Bädern auch; sie suchen eine Veränderung der gewöhnten Lebensweise, folgen einer kostbaren Mode, athmen wenigstens gesunde Luft, und sind im Ganzen nicht übel daran, wenn das Wetter immer gut ist.

Ich bin weit entfernt den Feind der Badereisen zu spielen, und möchte es damit nicht mit so vielen meiner liebenswürdigen Landsmänninnen verderben, welche sich das ganze Jahr hindurch darauf freuen. Auch gehört das nicht hieher, wo ich blos zu erzählen brauche, was Jedermann in Bagnères zu erwarten hat.

Wer ein Freund der schönen Natur ist, den wird seine Reise nach Bagnéres nie gereuen. Es liegt in einem schönen Bergthal, das sich gleichsam in die Gebirgsarme verborgen hat, welche die Pyrenäen nach Norden ausstrecken. Von welcher Seite man her kommt, von Toulouse, oder Bordeaux, reißt man durch schöne Gegenden, und auf vortrefflichen Wegen, deren unbedeutendster Vorzug für Gesunde und Kranke gewiß nicht in den guten Wirthshäusern besteht, welche sie überall antreffen. Auf jeden Fall zieht sich die Straße etwas in die Tiefe, ehe man das Ziel der Reise erreicht. Die kleine Stadt zeigt sich endlich hinter einer Gebirgskrümmung, welche überhaupt noch mehrere reizende Ansichten verbirgt. Auf der Seite von Spanien sind es sehr schroffe Felsenwände, die das Thal bekränzen. Sie bilden den Fuß kühner Berge, deren Spize häufig pyramidalisch ist. Sie sind nur wenig von Heidekraut überkräuselt, und haben eine angenehme, gräuliche Färbung, auf welcher sich kleine Baumpartien sehr schön ausnehmen. Diese verhindern auch den zu starken Kontrast mit der ihnen gegenüber stehenden Bergkette, welche sich in sanftern Linien in die Höhe zieht, und den mannichfaltigsten Anbau gestattet. Zwischen ihnen liegt die offene Stadt Bagnéres. Ihre Straßen erstrecken sich nach allen Seiten hin, und führen zu Spaziergängen, für welche die Kunst nichts, aber die Natur sehr viel gethan hat. Ueberall in und außer der Stadt rieseln klare Bäche, an denen herrliche Wiesen trinken. Die Augen können sich kaum von dem fröhlichen Grün derselben abwenden, und ich fand die meinigen, welche durch die verbrannten kastilischen Ebenen sehr gelitten haben, immer wunderbarlich dadurch gestärkt.

Die verschiedenen Gasthöfe vermögen natürlich die Menge von Fremden nicht zu fassen, welche auch nur in gewöhnlichen Jahren hier zusammenströmen. Dafür sind aber beinah die sämmtlichen Einwohner auf den Empfang von Gästen eingerichtet, und zwar so gut, daß Bagnéres in dieser Rücksicht einen Vorzug vor den meisten übrigen Bädern von Europa haben dürfte. Die größern Wohnungen der Art sind mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen, und haben gewöhnlich Stallungen, und manchmal angenehme Gärten zur Seite. Die Tafel wird durch die Wirthe und die verschiedenen Restaurateurs gut und billig versorgt, und die Preise von Wohnung und Essen richten sich natürlich in der Regel nach dem Zusammenfluß der Fremden.

Hat man sich daher für diese ersten Bedürfnisse eingerichtet, so sucht man Unterhaltung oder Genesung, und gewöhnlich Beides. Wenn man den Bewohnern von Bagnéres glauben will, so giebt es gar kein Körperübel, das man nicht in ihren Heilbronnen abwaschen kann. Ich könnte ein reiches Verzeichniß von solchen Wundern aufführen, die durch den Engel selbst, der das Wasser bewegte, bewirkt zu seyn scheinen. Auf jeden Fall findet man es sehr schwer zu glauben, daß die siebenzehn Quellen, welche auf dem kleinen Fleck von Bagnéres vereinigt sind, alle von so verschiedenen Tugenden seyen, wie man ihnen zuschreibt. Die größere oder geringere Wärme mag freilich verschieden wirken; aber daß man in dem Einen Bad sich nur von Leberkrankheiten, und in dem andern nur von Unverdaulichkeit heilen kann, daran glaub' ich eben so wenig, als an die Unfehlbarkeit aller dieser Gewässer.

Kommt es nur darauf an, ein Bad durch die Erzählung einzelner Kuren zum Ruhme zu bringen, so ist nichts leichter. Man weiß, daß beinah alle Bäder im Rufe der Feuchtheilmachung stehn, und zu keinem Vorzug

Digitized by Google

sind sie wohl mit geringerem Aufwand gekommen, als zu diesem. Eine gleiche Verwandtniß mag es mit vielen andern Kuren haben, auf welche blos die Veränderung des Orts, der Luft, einer alten Lebensweise, die Ruhe, die Gesellschaft, die Bewegung u. dgl. gewirkt. Ich hörte darum dem Badearzte geduldig den Katalog seiner Mirakel ab, und wünschte seinen Patienten einen bessern Glauben, als ich ihn hatte.

Gewiß ist aber, daß Bagnères seinen großen Ruf in Rücksicht auf die Heilkräfte seiner Wasser in Frankreich größtentheils verloren hat, und man in eigentlichen Nothfällen die Nachtarbäder von Cauterets und Barrèges vorzieht. Aber nicht die Kranken, sondern die Gesunden machen die Bäder angenehm, und geht darum Jedermann, dem es nicht sehr schmerzlich zu Muth ist, lieber nach Bagnères. Jene beiden andern Orte haben weder die Schönheit der Lage von dieser Stadt, noch die Bequemlichkeiten des Lebens in gleichem Maße, und bei weitem nicht die glänzenden Zirkel, welche sich zuweilen hier vereinigen. Sie gestatten also nicht die gleichen Unterhaltungen, und werden wohl immer weit hinter Bagnères zurückbleiben.

Was macht die gute Unterhaltung in jedem Bade aus, als die gute Gesellschaft, welche sich gerade in derselben zusammenfindet? Und dabei ist erstaunlich viel Zufälliges. Es giebt viele Menschen in der Gesellschaft, wie in höhern Geschäftskreisen, die ganz vortrefflich zu einer zweiten Rolle, und ganz und gar nicht zu einer ersten taugen. Wo sich völlig einander unbekannte Menschen zu gleichen Liebhabereyen, Scherzen und Beschäftigungen vereinigen sollen, muß nothwendig einer von jenen, glücklicher Weise nicht sehr seltenen, Karakteren vorhanden seyn, welche gleichsam das Band der übrigen ausmachen, die durch liebenswürdiges Benehmen, durch angenehme Talente, durch gute Laune jedem sogleich nahe kommen, und diese Annäherung nur dazu benützen, um die andern alle in gleiches Verhältniß zu einander zu setzen. Sie tragen im Grunde die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein, und müssen den Lohn für ihre Mühe nur in ihrer Eitelkeit, oder in einer sehr wohlwollenden Denkungsweise finden. Solche Karaktere haben die Veranlassung zu den sogenannten Königen mancher Bäder gegeben, und, wenn diese hie und da das nicht leisten, was ihre Stammherrn in diesem Titel ohne ihn geleistet haben, so ist dieß nur eine Bestätigung weiter für die Päßlichkeit desselben.

Diese Würde habe ich in Bagnères nicht gefunden, so gerne ich ihr auch gehuldigt hätte. Ich lebe überhaupt nicht, daß sich die Gesellschaft im Ganzen sehr nahe kommt, und finde vielmehr, daß sie ganz in einzelne Kotterien zerfällt. An der Spize einer derselben stehen die beiden Damen, Marschallin Ney und Besières. Eine andrer, in den ich auch eingeführt wurde, hat mir noch angenehmer geschienen. Es ist ein Zirkel von Damen und Herrn, die alle Tage zusammen speisen, und wo jedes Glied seine Schüssel mitbringt. Der Versammlungs-Ort ist das sogenannte Frascati, welches sich in der Regel nur die Woche zweimal, und zwar zu Bällen eröfnet; da aber dieser Zirkel gewöhnlich hier seinen Abend zusammen, unter Scherzen, Spiel und Neckereien zubringt, so haben sich nach und nach auch andre Gäste nach Tische eingefunden, welche gutes Benehmen genug besitzen, um sich in diesem, sehr feinen, Kreise nicht unbehaglich zu fühlen.

(D. Forts. folgt.)

Züge aus den Zeiten der Entdeckung u. Eroberung von Amerika.

II.

Cuzco war die Haupt-Stadt, die heilige Stadt der Peruaner, und die Residenz ihrer Könige. Hier war der Siz der Regierung, der Mittelpunkt des Gottesdienst, und somit der prächtigste Tempel der Sonne.

„Jeder Inca, sagt Garcilasso de la Vega, suchte den andern in Ausschmückung dieses Tempels zu übertreffen. Da die Schönheiten dieses Hauses über allen menschlichen Glauben sind, so würde ich es kaum wagen, davon zu reden, wenn die spanischen Geschichtschreiber von Peru (Garcilasso war nemlich ein gebornter Peruaner, und Sohn eines Spaniers und einer Inca,) nicht selbst davon berichteten. Aber weder das, was sie erzählen, noch was ich dazu fügen könnte, reicht hin, um die Wahrheit auszudrücken. . . .“

„Was die Größe dieses Tempels betrift, so rede ich nicht von seiner Größe und Breite, weil ich sie nicht genau genug kenne, sondern lasse mich über eingelne Theile desselben heraus. Sein Hochaltar — wir wollen des Verständnisses wegen so sagen, unerachtet die Indianer nicht wußten, was ein Altar ist — stand gegen Osten. . . Die vier Wände des Tempels waren von oben bis unten mit Gold-Platten bedeckt. Auf dem Hochaltar sah man die Figur der Sonne, aus einer goldenen Scheibe bestehend, die viel dichter war, als die Platten, welche die Wände überzogen. Diese Figur hatte ein rundes Gesicht, das mit Strahlen und Flammen eingefaßt war, wie die Mahler die Sonne vorzustellen pflegen. Sie war so groß, daß sie von einer Mauer bis zur andern reichte, und die östliche Wand des Tempels völlig bedeckte. . . .“

„Als die Spanier in die Stadt eingedrungen waren, fiel diese Figur dem Maneco Serra de Lequicano, einem Kastilischen Edelmann, als Beute zu. Da er das Spiel sehr liebte, und ihm die Größe dieses Idols beschwerlich war, so verspielte er es in Einer Nacht, welches zu dem, vom Pater Acosta angeführten, Sprüchwort Anlaß gegeben hat: er verspielt die Sonne, ehe sie aufgegangen ist. . . .“

„Nach diesem einzigen Zug kann man urtheilen, wie groß die Schäze gewesen seyn müßen, die die Spanier in diesem Tempel, und in der ganzen Stadt gefunden haben. Zu beiden Seiten vom Bilde der Sonne waren die Körper der verstorbenen Könige, nach ihren Jahren geordnet, und dermaßen einbalsamirt, daß sie noch lebendig schienen, und

Digitized by Google

niemand wußte, wie man dieſes bewerkſtelliget hatte. Sie ſaßen auf Thronen von Gold, und dieſe Throne ſtanden wieder auf Stufen, welche mit Gold-Platten überzogen waren; aller Antlitz war den Tempel hinunter gerichtet, nur Huayna Capac, der liebſte Sohn der Sonne, hatte den Vorzug, dieſem Geſtirn gerade gegenüber geſetzt zu ſeyn, welches er auch um ſeiner großen Tugenden und Talente willen verdiente. Bei der Ankunft der Spanier verbargen die Indianer dieſe Leichname mit dem übrigen Schatz, ohne daß man je erfahren konnte, was daraus geworden iſt; erſt 1559. entdeckte der Licentiat Polo fünf derſelben, nemlich drei Körper von Königen, und zween von Königinnen. . . .“

„An dieſem Tempel waren verſchiedene Thore, welche alle mit Gold-Platten überzogen waren. Das hauptſächlichſte öffnete ſich gegen Norden. Ueberdieß zog ſich noch rund um die Mauer von außen ein Reif von Gold, in Form einer Krone oder von Quirlanden, herum, der über eine Elle breit war.“

Das Damenlager.

Beitrag zur Sittengeſchichte des XIII. Jahrhunderts.

Unter den mancherlei geſelligen Unterhaltungen, der nach ritterlicher Sitte das Mittelalter ſich erfreute, verdient eine genannt zu werden, die Rolandini, ein wackerer italieniſcher Geſchichtſchreiber aus dem dreizehenten Jahrhunderte in ſeinem erſten Buche K 13. unter der Aufſchrift erwähnt: „de ludo quodam facto apud Tarvisium.“ *) Sie iſt merkwürdig als Sittengemählde damaliger Galanterie und wegen ihrer bedeutenden Folgen. Im Jahr 1214. war Aldigo Podeſta in Padua, ein kluger, geſchäftserfahrner, gewandter Mann, dabei mild und gefällig gegen jedermann, und wie in Regierungsangelegenheiten umſichtig, thätig, ſo auch zur rechten Zeit Erholungen von Geſchäften in heiteren gewählten Scherzen und höfiſchen Luſtbarkeiten nicht abgeneigt. Unter ſeinem Podeſtat wurde in der Mark Treviſo ein ſeltſames heiteres Feſt, ein luſtiges Hoflager (curia solatii) angeordnet, zu dem der Adel von Padua vorzüglich geladen ward, und die ſchönſten vornehmen Damen der Stadt. Das Spiel war folgendes: Ein Lager wurde aufgeſchlagen. Zwölf Frauenzimmern mit ihren Kammerfräulein (domicellabus) wurde die Beſatzung und die Vertheidigung davon übergeben. Mit reichen Tüchern von Purpur, Sammet, Seide, Scharlach u. ſ. w. war es als zur Befeſtigung umhängt. In ihrem ſchönſten Schmucke, mit goldenen Kronen auf dem Haupte, ſchimmernd von Perlen und Edelſteinen allerlei Art vertheidigten das luſtige Lager die ſchönen Damen mit ihren Zofen gegen den Sturm der galanten Ritter, die begreiflich nicht mit kriegeriſchen Waffen, die mit dem galanten Geſchütze von verſchiedenen Früchten, Aepfeln, Birnen, Kaſtanien, Mandeln, Muscatnüſſen, mit Blumen, Roſen, Lilien, Nelken, kleinen Torten und Bonbons, auch Fläſchgen allerlei wohtriechenden Waſſers es ſollten berennen. Auch viele venetianiſche Damen und Herrn waren zur Theilnahme des Spiels eingeladen. Da trug es ſich zu, daß ein vorſchneller, unbekannener Venetianer, im hitzigen Eifer, den Paduanern es zuvor zu thun, mit der St. Markusfahne auf jene zu ungeſtümm eindrang, und ſie vom Thor des Lagers wegzudrängen ſuchte, um die Ehre der Lagererſtürmung ſeinen Landsleuten zu gewinnen. Die Paduaner erbittert darüber, vergalten ihm ſeine Unhöflichkeit mit gleicher Münze, fielen auf ihn ein, und riſſen ihm ein Stück aus der Fahne ſeines Schutzheiligen. So erhub ſich Streit zwiſchen beiden Parthien, und es wäre ſchon damals zu blutigen Auftritten gekommen, hätten nicht die Obwalde der Ergötzlichkeit, kluge, geachtete Männer ſogleich ihr Anſehen, das ihnen eigene Würde und das Amt des Tages gab, mit Ernſt dazwiſchen gelegt, und die durch tolle Hitze ſo unbequem geſtörte Luſtbarkeit im Nu aufgehoben. Aber die Erbitterung der Parthien war nur für den Augenblick gedämpft. Sie war der Saamen zu großen Uneinigkeiten, die zwiſchen Venedig und Padua bald hernach ausbrachen, und in aufgehobenem Handelsverkehr, wechſelſeitigen Räubereien, Befehdungen und Todhaß beider Städte lange Zeit verderbend fortwirkten. Nicht das einzige Beiſpiel in der Geſchichte, daß kleine Anläſſe und unſchuldiger geſelliger Zeitvertreib, wo man, gegenſeitig ſich zu vergnügen, zuſammen iſt, wie in geringem ſo in bedeutendem Verhältniſſe, die Urſache wurden von den ganz entgegen geſetzteſten, widrigſten, traurig, oft fürchterlich wirkenden Folgen.

E.

*) S. 280 — 281. Muratori rerum ital. script. octav.

Vorrede zu Satyren über Bav.

Den Jungen wryn' ich nur, den Vater nehm' ich aus:
Ich rede nicht vom Berg, nur von der Maus.

Hans.

Erläuterung.

Warum beim Roſenkranz die Schminke liegt?
Weil Bilz Gott und Welt zugleich betrügt.

B.

Notiz.

Jackſon erzählt von der Schnelligkeit der marokkaniſchen Kameele Beiſpiele, die, ſo unglaublich ſie auch ſcheinen, dennoch mit andern Nachrichten übereinſtimmen. Die ſchlechteſte Gattung derſelben, Talalone genannt, macht nur drei Tagreiſen in einem Tag; die häufigſte iſt die, welche Sehaye heißt, und ſieben Tagreiſen macht; die beſten und ſeltenſten, Jofave genannt, machen neun Tagreiſen, und die Araber ſagen von dieſen: „begegnet du einem Reiſenden auf dem Kameel der Wüſte, und grüſſeſt ihn, ſo iſt er die ſchon aus dem Geſicht, eh' er deinen Gruß erwiedern konnte.“ Ein ſolches Kameel kam in ſieben Tagen von Senegal nach Mogador, und hatte alſo eine Linie von vierzehn Graden der Breite durchſchnitten. Ein Mann von Mogador gieng einſt an einem Tag von da nach Marocco und wieder zurück, um einer ſeiner Frauen Orangen zu holen, nach denen ihr gelüſtet hatte.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 64. Den 10. August. 1811.

Die Schlacht bei Augsburg (10. Aug. 955.), welche Kaiser Otto an der Spize der ganzen Macht seines Reichs gegen ein Heer von 100,000 Magyaren (Ungarn) gewann, endigte und rächte den zahllosen Jammer, den dieses Volk seit 50 Jahren durch ganz Deutschland nach allen Richtungen von Hamburg bis Basel angestiftet hatte. Das ungarische Heer erlitt eine gänzliche Niederlage, und wurde größtentheils in den angeschwollenen Lech gesprengt. Eine einzige Kolonne, die 40,000 Mann stark gegen Fulda hingestreift war, kam über Lothringen, Burgund und Italien wohlbehalten nach Ungarn zurück. Von nun an hörten die Streif- und Raubzüge in die benachbarten Länder größtentheils auf, die Magyaren wurden für mehrere Cultur empfänglich, und der Tag bei Augsburg trug viel dazu bei, sie aus Asiaten in Europäer zu verwandeln.

Blicke auf den gegenwärtigen Zustand des französischen Reichs.

Die jährlichen Darstellungen vom Zustand des französischen Reichs, welche dem gesezgebenden Körper desselben durch den Minister des Innern vorgelegt werden, haben, seit sie beinahe erscheinen, einen universalhistorischen Werth. Die Veränderungen, welche sie bezeichnen, hängen mit den großen europäischen Schicksalen überhaupt zusammen, und die Unternehmungen, deren Resultate sie schildern, sind von so großem Umfang und solcher Kühnheit, daß sie dadurch in die Geschichte des menschlichen Geistes eintreten.

Ueber jede dieser Darstellungen ließen sich große Kommentare schreiben, welche dadurch beinah zu einer Geschichte unsrer Zeit und zu einem völligen Cursus der Regierungs-Kunst werden würden. Manches, was sie nur andeuten, Vieles, was sie schon von den Geheimnissen der Zukunft verrathen, wäre größerer Ausführungen werth. Wir machen darauf keine Ansprüche. Wir werfen zum Behuf derjenigen, welche weder Zeit noch Lust haben, dergleichen Papiere ganz zu lesen, einen Blick auf das lezte dieser Aktenstücke, welches vor uns liegt, und heben aus demselben, unter den Rubriken des Originals, die einzelnen Stellen aus, die uns des Nachdenkens unsrer Leser besonders würdig zu seyn scheinen.

1. Vergrößerung des Reichs.

Sein Umfang hat um sechszehn Departements, seine Bevölkerung um fünf Millionen Menschen, sein Finanzzustand um hundert Millionen Einkünften, *) und seine Küsten-Ausdehnung um dreihundert Stunden (lieus) zugenommen. Alle französischen Exportationen gehen nun, ohne fremde Mauthen zu passiren, nach mehreren Meeren.

Die Mündungen der Ems, der Weser und der Elbe

*) Der Graf Regnault de Saint-Jean-d'Angely gab in seiner Rede im gesezgebenden Körper (am 8ten Juli) diesen Zuwachs der französischen Finanzen speziell folgendermassen an:

Einkünfte der beiden römischen Departements	12,575,282 Fr.
der sieben holländischen Departements zu.	55,000,000 —
der drei Nord-Departements . .	20,000,000 —
von Illyrien	10,000,000 —
zusammen	97,575,282 —

Digitized by Google

sezen Frankreich in den Besiz alles Schiffsbauholzes, welches Deutschland erzeugt.

2. Religion.

„Dadurch, daß der Pabst die Clauseln des Konkordats in Absicht auf die Bischöfe nicht erfüllen wollte, ist das Konkordat null geworden."

„An den Berathschlagungen des Pariser Concisiums hängt von nun an das Schicksal des Episkopats. Das Concilium wird entscheiden, ob Frankreich in Zukunft, gleich Deutschland, ohne Episcopat seyn wird."

3. Gerichts-Ordnung.

„Indem seine Majestät zu den verschiedenen Stellen ernannte, hat sie die Männer aufgesucht, welche noch von den alten Parlamenten übrig waren, und die ihr Alter und ihre Kenntnisse zu Anstellungen in den kaiserlichen Gerichtshöfen eigneten."

4. Administration.

Die Masse der Kommun-Einkünfte beträgt in Frankreich jährlich 80 Millionen. „Nie und nirgends waren die Kommunen so reich."

Die von dem Staatsrath für die Hospitäler angenommenen Legate steigen jährlich bereits auf mehrere Millionen.

5. Oeffentlicher Unterricht.

In Absicht auf die Universität: „Es ist vieles geschehen; aber es ist noch vieles zu thun, um die Hofnungen und Absichten des Kaisers bei dieser großen Schöpfung zu realisiren."

„Die Zahl der Lyceen und Kommun-Kollegien wird vermehrt, und die der Privat-Institute allmählig vermindert, bis sie ganz können aufgehoben werden."

„Alle öffentliche Erziehung muß durch Militär-Disciplin, und nicht durch bürgerliche oder geistliche Polizey geleitet werden."

6. Oeffentliche Arbeiten.

Dafür sind im Jahr 1811. bestimmt: 154,901,000 Fr. der ansehnlichste Artikel ist für den Straßenbau mit 580,635 Fr. — Ueber 16 Millionen werden in diesem Jahr weiter, als im vorigen, auf die öffentlichen Arbeiten verwendet.

7. Befestigungs-Werke.

Auf allen Seiten des großen Reichs sind sie in Bewegung. Die dafür ausgesezte Summe beträgt 22,670,000 Fr.

„Alexandrien, das der furchtbare Mittelpunkt unsrer Magazine und unser Stüz-Punkt jenseits der Alpen ist, kostet seit zehen Jahren jährlich 3,000,000 Fr."

8. Häfen.

Gegen Ende Septembers soll das Bassin von Antwerpen 30 Linienschiffe fassen können.

In das Bassin von Vlissingen sollen in Zukunft zwanzig Linienschiffe in ihrer völligen Bewaffnung einlaufen können.

Die Arbeiten an Cherbourg erfodern allein jährlich drei Millionen Fr.

Sieben Millionen sind für dieses ganze Fach ausgesezt.

9. Kanäle.

Hiefür sind über 18 Millionen bestimmt. Der Napoleons-Kanal, offenbar der allerwichtigste für Deutschland, welcher den Rhein mit der Saone, und dadurch beinah mit allen großen Flüssen von Frankreich verbindet, wird in 4 Jahren fertig.

10. Straßen.

„Turin ist Paris um sechs und dreißig, Mailand um fünfzig, Bayonne und Spanien um achtzehn, und Mainz um zwölf Stunden näher gerückt. (Durch Abkürzung der bisherigen Straßen.) Hamburg soll im künftigen Jahr um sechszig, und Amsterdam um zwölf Stunden Paris näher kommen."

11. Arbeiten von Paris.

Gegen 28 Millionen für 1811.

12. Marine.

„Die Vereinigung von Holland hat uns zehen tausend Matrosen und dreizehen Linienschiffe gegeben." In allen Häfen von Frankreich liegen Flotten-Divisionen, auf allen Werften herrscht die größte Thätigkeit." Neapel sollte, nach den Verträgen, dieses Jahr sechs Linienschiffe und sechs Fregatten haben. Es hat sie nicht; aber seine Regierung wird sich von der Nothwendigkeit überzeugen, daß sie diese Nachläßigkeit wieder gut machen muß." Das Budget des laufenden Jahrs giebt die Ausgaben des Marine-Departements zu 140 Millionen Fr. an.

13. Krieg.

„Da Englands Bevölkerung unmöglich für die Be-

Digitized by Google

hauptung beider Indien, Amerika's und mehrerer Niederlassungen im Mittelländischen Meere, für die Vertheidigung von Irland und seiner eigenen Küsten; für seine Garnisonen, für die Bemannung seiner ungeheuren Flotten und für den Menschen-Aufwand in einem hartnäckigen Krieg gegen Frankreich in Spanien hinreichen kann, so sind viele Vortheile auf unsrer Seite, und England steht zwischen dem Ruin seiner Bevölkerung, wenn es diesen Krieg fortsezen will, und der Schmach, ihn aufzugeben, nachdem es sich so tief in denselben eingelassen hat."

„England muß jedes Kriegsjahr 800 Millionen aufnehmen, was in zehen Jahren 800 Milliarden ausmacht. Wie ist zu begreifen, daß es eine Contributions-Erhöhung von 400 Millionen aushalten kann, die es zur Deckung der Zinsen seiner Schuld braucht, da es gegenwärtig seine Ausgaben nur mit einem jährlichen Anlehn von 800 Millionen bestreiten kann? Das gegenwärtige Finanz-System Englands kann nur auf den Frieden sich gründen; denn alle Finanz-Systeme, die auf Anlehn ruhen, sind ihrer Natur nach friedlich, indem Borgen nichts weiter ist, als die Mittel der Zukunft zur Befriedigung der gegenwärtigen Bedürfnisse zu Hülfe rufen."

„Das Unterpfand des Friedens ist in der Existenz unserer Flotte und unserer Seemacht. Haben wir einmal hundert und fünfzig Linienschiffe, so können wir mit Sicherheit Frieden machen, und trotz den Hindernissen des Kriegs ist die Lage des Reichs von der Art, daß wir in Kurzem diese Zahl von Schiffen haben werden."

Die Bäder von Bagnères.

Fortsezung.

Also auch ein Frascati in Bagnères, wie in Paris, nur im verjüngten Maasstabe! Furioso macht hier seine Kunststücke nicht, auch werden keine Feuerwerke, keine chemischen Experimente, nichts von allen diesen scharfsinnig erdachten Spektakeln gegeben, womit man die Pariser, welche alles gesehen haben, antoden muß. Oft wäre man hier froh an einem kleinen Antheil von Sehenswürdigkeiten, welche man in der Hauptstadt selbst keines Blickes werth finden würde. So muß man sich mit einem, in der Regel erbärmlichen, Conzert, mit Bällen, auf denen sich auch schlechte Tänzer zu versuchen wagen, mit ein Paar Zeitungen, mit Karten, und mit dem begnügen, was jeder in alles dieses selbst hineinzulegen weiß. Auf jeden Fall ist man da gewesen, kann den andern Morgen Gutes oder Schlimmes davon sagen, und das ist am Ende für die Meisten die Hauptsache bei allen ähnlichen Belustigungen.

Die meisten Abende der Woche kann man mit dem Besuch des Theaters ausfüllen, wenn man Lust hat. Ich fand hier die Truppe wieder, welche ich vor sechs Monaten in Bayonne gesehen hatte, und ich muß gestehn, daß ich hier zufriedener mit ihr bin, als dort, unerachtet ich ihr darum keine häufigern Besuche mache. In Bayonne hatt' ich den Othello in Alexandrinern von ihr aufführen sehen, und da wurde mir's mehreremal weh um's Herz. Hier sah ich fröhliche Stücke, wie die Folies amoureuses, die ich immer wieder mit Vergnügen anschaue, so unbedeutend das Stück auch an sich ist. Mehrere Rollen wurden höchst komisch, und nur vielleicht zu überladen dargestellt. Diese Bemerkung machte ich überhaupt in allen Provinzialstädten Frankreichs. Der Geschmack ist nicht ganz allein blos glückliche Himmelsgabe; den schönsten Talenten fehlt er oft, und, wie er überhaupt schwer zu erwerben ist, so wird er natürlich doppelt schwer vor Zuschauern gewonnen, welche mehr Lust an Karikaturen, als Sinn für feine komische Darstellungen besizen. Indeß fand ich das Theater immer mit Menschen angefüllt, wiewohl nicht von der besten Gesellschaft. Den Männern geht so etwas hin; die Frauen sind schon etwas weniger nachsichtig, und wollen nicht gerne in der Nähe von hübschen Freudenmädchen sizen, und sollt es auch nur darum sein, daß die Vergleichung zwischen ehrbaren Frauen und liederlichen Buhlerinnen für das bloße Auge nicht immer zum Vortheil der ersten ausfällt. Zu dem ist das Haus auch sehr klein, und unbequem, und ich darf wohl mit gutem Gewissen behaupten, daß ich noch nirgends eine so schlechte Orchestermusik gehört habe, wie in Bagnères. Sie ist so erbärmlich, als ob sie zum Komischen des Stücks selbst gehörte, und ich bewunderte nur die Zuversicht dieser Virtuosen, welche es wagten, sich so vor einem Publikum auszustellen, das an das Beste in diesem Fach gewohnt ist.

Dieß sind alle künstlichen Unterhaltungen von Bagnères, wenn man anders nicht auch noch das Spiel dazu rechnen will. Bekanntlich sind die großen Hazardspiele in Frankreich nur in der Hauptstadt und in den Bädern geduldet, und von der Regierung gegen sehr ansehnliche Summen verpachtet. Darf man sie auch wirklich irgendwo dulden, so ist es an solchen Vereinigungsorten von Menschen, die durch ihre Vermögensumstände zum Müssiggang und kostbarem Zeitvertreib privilegirt sind. Ich bin daher hier noch nie in den Fall gekommen, einen unglücklichen Spieler zu bedauren, und fand die sauren Gesichter, die ein ansehnlicher Verlust auch dem Klügsten noch zur Entschädigung läßt, nur komisch. Im Ganzen ist gerade kein großes Leben in diesen Spielen. Ob die Spieler vernünftiger sind, als gewöhnlich, möcht' ich eben nicht behaupten; vielmehr schien es mir, daß die Meisten es nach Kräften zu beleben suchten, daß diese aber weit nicht so ansehnlich sind, wie die eines russischen Grossen, der sich seit einiger Zeit in Frankreich ein bleibendes Denkmal in den Annalen der Glücksspielsucht gesezt hat. Ich fand ihn nicht mehr in Bagnères; aber sein Name war noch in Jedermanns Munde, und man behauptete sogar, daß sein Glück den größten Theil des diesjährigen Gewinns der Bank aufgezehrt habe. In Paris hab' ich ihn dafür oft ganze Pakete Banknoten auf den Spieltisch werfen, und drinab immer verlieren gesehen.

Digitized by Google

Wem weder Frascati, noch das Theater, noch die Spieltische genügen, und der gerade in eine Periode fällt, wo die Gesellschaft nicht recht zusammenpassen will, dem bleiben noch mehrere andre Auswege offen. Sey er auch noch so gesund, so bade er sich. Nützt es nichts, so schadet es auch nichts, und da der Quellen nicht weniger, als siebenzehn sind, so kann er alle Tage eine andre wählen. Und da müßt es doch wahrlich wunderlich zugehn, wenn er nicht irgend einen verstekten Uebels, von dem er nichts wußte, los würde. Das nimmt ihm jeden Tag einige Stunden weg, nach denen er köstlich ruhen, und mit gutem Appetit frühstücken mag. Will er etwas arbeiten, so kann ich ihm ein ganz leichtes Geschäft empfehlen, das er ohne starke Anstrengung sehr bald zu Ende bringt. Er studiere die Alterthümer von Bagnères. Da wird er dann finden, daß diese Stadt älter ist, als sie aussieht, und schon 695 Jahre nach Roms Erbauung einen Namen hatte. Wie dieser in den ältesten Zeiten hieß, das hat bis jezt noch kein Badegast herausgebracht, obgleich große Ehre damit bei den Bürgern von Bagnères zu verdienen wäre. Diese müßen sich noch mit der Kunde begnügen, daß die Römer den Ort Vicus aquensis nannten, wozu sie auch alles Recht hatten. Uebrigens treten ihre Vorelteru in der Geschichte zum erstenmal mit einem Akt von Unterwürfigkeit auf, bei welchem es ihnen schwerlich ganz ernst war. Dieses verräth eine Inschrift an einem Bronnen, welche heißt: Numini Augusti sacrum, secundus Sembedonis filius nomine Vicanorum aquensium et suo posuit, und gegen deren Aechtheit gar nichts einzuwenden ist. Ein eben so ehrwürdiges Alterthum ist ein andrer Stein, den man an einem Hause angebracht hat, und welcher die Worte: Nymphis pro salute sua, Severus Seranus u. s. w. enthält. Mit diesen beiden Denkmalen ist es zu Ende, und man sieht, daß man auch nur zehen Worte Latein zu wissen braucht, um die Alterthümer von ganz Bagnères weg zu haben. Das ist nun recht gut; denn warum soll man sich in einem fröhlichen Bade viel den Kopf über alte Inschriften zerbrechen? Will man es etwa noch mitnehmen, was die Geschichtschreiber von Bagnères gerne anführen, daß Froissard die Stadt bonne grosse ville fermée nennt, meinetwegen, man wird sich den Kopf damit nicht gerade überladen. Am Ende hat man doch auch noch etwas in den Bädern gelernt, und ist man sonst fröhlich und gesund gewesen, sein Geld doch nicht zum Fenster hinausgeworfen.

Kann ein Badegast mit diesem zufrieden seyn, so darf es mir, der nur zu seiner Belehrung reist, nicht genügen. Man darf daher überzeugt seyn, daß es mir von höchster Wichtigkeit war, zu wissen, welche ausgezeichneten Menschen schon seit Severus Seranus diese Bäder besuchten. Glücklicher Weise läßt mich eine kleine Schrift über diese Stadt nicht lange nachforschen, und ich wäre im Stand, ein ansehnliches Verzeichniß derselben aufzuführen. Wem ist aber auch an alle diesem gelegen? Den Meisten noch weit weniger, als mir, und wenn die Nymphen dieser Quellen nicht einige Badegäste zu Versen begeistert hätten, so hätt' ich auch kein Wort darüber verloren. Die sogenannte eaux du Pré haben zween Dichter ins Feuer gesezt, deren einem das Versemachen gewiß selten eingefallen, und deren andrem es nicht zum besten gelungen ist. Der Herzog von Chartres gewann hier den Gebrauch seiner Beine wieder, und zum Dank dafür ließ er einige Verse zurück, welche mit goldnen Buchstaben auf eine Schiefertafel gegraben sind. Es war ihm wohl recht ernst dabei: die Verse sind noch immer besser, als die von einem Badegast von Toulouse, über die ich die ganze Welt zum Zeugen aufrufe, ob sie eines Bewohners der Stadt, welche sich die poetischste in Frankreich zu seyn rühmt, die noch heutzutag die jeux floréaux feiert, ob sie eines solchen französischen Athenienfers würdig sind? Man höre einmal:

Dieu fit, à mon gré,
L'heureux bain du Pré.
Je marchais avec peine,
Mais dans treize bains,
Mes pieds ni mes mains
N'ont rien plus, qui les gêne.

In dreizehn Bädern hat der ehrliche Mann also den Gebrauch seiner Hände und Füße wieder gewonnen! Wer gönnte ihm nicht von Herzen? Aber darf man darum mit frischgebeilten Händen schlechtere Verse niederschreiben, als mit ganz gesunden?

(D. Beschl. folgt.)

Ein Gespräch in der Unterwelt.

Karl Friedrich sene Welt betrat.
Drob gräßte ihn die Menge;
Doch Minos, dem er sich genaht,
Erhob sich ernst und strenge.
Willst etwa, frug der edle Fürst,
Du meine Thaten richten?
O nein, sprach Minos, denn du wirst
Mich lehren meine Pflichten.

B.

Die Zeit, von Swift.

Alles freffend, nie gestillt,
Alles verschlingend, all' vertilgend,
Trifft sie nirgends eine volle Mahlzeit,
Bis die ganze Welt sie auffrißt.

Der Tod.

Nach dem Sicilianischen.

Freund Hain gieng eben müd vom Jagen
Nach Haus, da wagt' ich's, ihn zu fragen:
Wo all die meinen jezo weilen?
„Sie hat er in sein Grab, und lassen sagen,
„Du möchtest doch zu kommen eilen.“

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 65. Den 14. August. 1811.

Das älteste Monument der Buchdruckerkunst, welches ein bestimmtes Datum trägt, kam am 14. August 1457. zu Stande. Es ist der: Spalmorum (sic!) Codex ad inventione artificiosa imprimendi ac characterisandi absque ulla calami exaratione effigiatus et consummatus per Johannem Fust, civem Maguntinum et Petrum Schoiffer de Gernsheim, anno domini CCCCLVII. in vigilia assumptionis. Die kaiserliche Bibliothek in Wien besitzt (vielleicht seit 1809. nicht mehr) das schönste Exemplar dieses Psalters auf 175 Pergamentblättern in Folio. Früher zwar, aber ohne Datum, und wahrscheinlich ums Jahr 1455., erschien die von Gutenberg, Schoiffer und Fust gedruckte lateinische Bibel.

Die römischen Katakomben.

I.

Seit Horaz der Sonne einst begeistert zugerufen hat:

.... es erschine nichts dir
größer, denn Roma!

haben Viele die einzige Herrlichkeit dieser Stadt in allen Perioden ihrer mannichfaltigen Schicksale gepriesen — von der Zeit an, da sie durch der Waffen Macht, bis auf die neuere, da sie durch der Herzen und Geister Regierung die Erde gelenkt hat, und bis auf die neuste, da auch die Reste dieser zweiten Universalmonarchie in dem ungeheuren Schicksal unserer Zeit untergegangen sind.

Und mögen die Stürme der Zeit noch Jahrtausende über die sieben Hügel hintoben, mögen auch die ungeheuren Werke der zweiten Periode ihres Glanzes in Trümmern liegen, so wird man dennoch zu ihnen wallfahrten, wenn man die Seele mit erschütternden Bildern erfüllen, und aus dem großen Gang der Geschicke Erzebung in kleinere Menschenschicksale lernen will. Die wunderbare Welt, die an der Tiber steht, kann nicht vorübergehn, so lange noch eine Kunde der großen Vorzeit in den Ohren von Europa's Völkern tönt; und mögen die Trümmer und die heutigen Paläste auch weggewischt seyn, so wird immer noch das unterirdische Rom stehen, vielleicht zwar nur bevölkert von Thieren und Menschen, die den Tag scheuen, aber auch so noch einer Zeit entgegen harrend, da wieder Licht in diese Gräber fallen wird.

Das unterirdische Rom! Ich rede nicht von St. Peters und des Colosseums Herrlichkeit, nicht von des Pantheons anmuthigem Bau, nicht von den ungeheuren Wasserleitungen, von den prachtvollen Villen, den tausend Kirchen, Palästen und Fontänen, sondern von den großen, bei weitem noch nicht ganz gekannten, Werken, die sich tief unter den Grundpfeilern jener stolzen Gebäude hinziehen, in zahllosen Richtungen auf allen Seiten ausbreiten, und sich meilenweit, wenn man den Sagen glauben darf, unter der Erde erstrecken; von den endlosen Gängen, die sich bald zu den engsten Päßen verschmälern, bald sich weit ausbreiten, in hohe Dome führen, in immer neue Labyrinthe endigen, bald auf, bald absteigen, sich unter Flüssen und Wasserfällen durchwinden, bald in Sand ausgegraben, bald durch Felsensteine durchgehauen, Gräber aller Zeiten und Religions-Secten enthalten, und mit wunderbaren Fantomen, die der Aberglaube, die Re-

Digitized by Google

ligion und die Erfahrung erschaffen, angefüllt, wenig von denen gekannt sind, welche über diesen Wundern leben, und in die nur hie und da ein muthiger Forscher dringt.

Dieß sind die Katakomben von Rom, welche an Größe und Ausdehnung weit über denen von Paris, Neapel und Syrakus stehen. Ich habe sie alle gesehen. Die von Paris sind die minderwichtigsten; da ihre Entstehung, als bloße Steinbrüche, der Erklärung nahe liegt, und sie nicht so tief in alte, große Zeiten hineinreichen. Merkwürdiger sind die von Neapel, imposant durch die Größe der Gewölbe, in welche man sogleich eintritt, durch die Sagen von ihrer Ausdehnung, und von mancherlei in ihnen vorgefallenen Geschichten. Die regelmäßigsten sind die von Syrakus, welche ganz in den Fels gehauen, aus einer Menge von Rotunden bestehen, die durch zahllose Gänge regelmäßig zusammenhängen, und durch die tausend offenen Gräber und leeren Aschenkruggischen den Beobachter erschüttern. Aber an Größe und Ausdehnung, und an wunderbaren, noch nie ganz erforschten, Geheimnissen, stehen die römischen Katakomben oben an, von denen ich einzelne an meiner Leser Augen vorüberführen werde. Zuerst einige Reisen in dieselben, dann Blicke auf ihre Gräber, und zuletzt mehrere Sagen, deren Erzählung ihren Besuch, außer den wirklichen Gefahren, noch schauerlicher macht.

II.

Seit Kurzem waren in der Villa Pamfili, durch Einstürzung mehrerer Decken der Katakomben, neue Eingänge in dieselben bekannt geworden. Diese Villa liegt unfern vom rechten Ufer der Tiber, und so stand zu hoffen, daß von hier aus eine Verbindung mit den Katakomben auf dem linken Ufer des Flusses, unter seinem Bette hindurch, Statt finden könnte. Alte Sagen reden von einer solchen Verbindung; historische Ereignisse lassen mit großer Wahrscheinlichkeit auf ihr Daseyn schließen, und einige neuere Beobachter wollten sie wirklich gefunden haben, ohne daß sie sie bestimmt nachzuweisen vermochten.

Ich versah mich daher mit einer Erlaubniß von dem Eigenthümer der Villa Pamfili, und erhielt das Versprechen von dem Aufseher derselben, mich auf dieser Unternehmung zu begleiten. Er hatte die nöthigen Werkzeuge zum Hinwegräumen von Schutt und Sand, der uns etwa begegnen konnte, gerüstet. Ich brachte einen Tragkorb mit Wachslichtern, eine Boutteille Oels, mehrere Lampen und kleine Fakeln, einen Thermometer, einen Kompaß und einige Flaschen flüchtigen Laugensalzes mit. — Letzteres als Verwahrungs-Mittel gegen die mephitischen Dünste, mit denen die Katakomben angefüllt seyn sollen.

Es war zu Ende des Winters, und Morgens acht Uhr, da ich mich mit meinem Manne aufmachte. Die Tiber hatte die ganze Ufergegend überschwemmt. Ich hoffte dadurch die Spur von seinem Bette leichter zu finden, unerachtet ich mir nicht verbergen konnte, daß dieser Umstand die Gefahr der Unternehmung vermehrte.

Mein Begleiter gieng mit den Werkzeugen und einer Fakel voran; ich hielt in der einen Hand einen Tragkorb und in der andern gleichfalls eine Fakel. Er sprach von dem Schicksal eines Reisenden, welcher von einem ähnlichen Gang in die Katakomben nie wieder zurückgekommen wäre; ich redete ihm von unsern Vorsichtsmaasregeln und von meinem Vorgefühl, daß wir das Abenteuer glücklich bestehen würden.

Der erste Gang, in welchen wir traten, war ungefähr fünfzehn Fuß tief unter der Oberfläche des Gartens, und drei bis vier Fuß breit. Es gieng allmählig hinunter; alle Wände und Decken bestanden aus Puzzolan-Erde.

In einem zweiten Gang fanden wir einige Gräber, die bereits geöffnet, und die Fußtritte von andern Reisenden, die vor uns da gewesen waren. Weiter, als hieher, schienen sie aber nicht gekommen zu seyn, indem sich diese Spuren bald ganz verloren. Der Gedanke, die ersten zu seyn, die weiter vorwärts drängen, gab uns Muth. Ein großer Haufen Puzzolan-Erde, der von der Decke herabgefallen war, hielt uns auf. Wir räumten in Eile so viel weg, um durchgehen zu können, und stießen in Kurzem auf eine lange Reihe von Gräbern.

Wir wollten einige öffnen. An dem ersten war der Ziegel, der es bedeckte, halb zerbrochen, daß ich hineinsehen konnte. Es enthielt ein gut erhaltenes Skelet, das, nach seiner Größe zu urtheilen, ein männliches war. Zu seinen Füßen lag eine Vase, wie sie die Alten für die Aufbewahrung von Wohlgerüchen hatten. Sonst enthielt dieses Grab nichts anders.

Weiter hin fanden wir an der Erde einen Haufen Ex voto's, welche Dianen, Jupiters- und Sonnen-

Digitized by Google

Köpfe vorstellten, nebst einigen Lampen, sämmtlich von gebrannter Erde.

Wir drangen vorwärts, und gelangten in ein gemauertes Gewölbe, das gegen das fünfte Jahrhundert nach Christus restaurirt schien. Der Kompaß bedeutete uns, daß wir uns der Tiber näherten, indem wir in der Richtung der kornelischen Straße waren. Wir giengen ungefähr eine halbe Stunde fort, ohne eine Menge Erdher neben uns, deren Bedeckung großentheils loker war, weiter zu beachten. Verirren konnten wir uns nicht, da wir immer noch keinen Seitengang gefunden hatten. Unsre einzige Gefahr lag in der Möglichkeit, daß Erde hinter uns herabstürzen konnte, was in dem sandigen Boden, und bei den, in diesen Gegenden so häufigen, Erdbeben freilich leicht geschehen konnte. Wir stellten eine Fakel auf, ehe wir weiter giengen.

Nach einiger Zeit gelangten wir wieder in ein Gewölbe, das Spuren einer neuen Restauration trug, und von diesem in ein Zimmer, in welchem sich der Weg in zween Gänge theilte. Wir ließen am Anfang des Gangs, den wir wählten, ein Licht, und wiederhohlten dieß kurze Zeit nachher, da wir wieder zwischen zween Gängen zu wählen hatten. Mir däuchte, als ob wir uns abwechselnd der Tiber näherten, und wieder von ihr entfernten.

Mein Begleiter sagte, wir befänden uns in einem Gang, in welchen noch niemand gekommen sey. Wirklich waren auch alle Gräber noch unversehrt, und nur hie und da Ziegel von denselben durch die Zeit loker geworden. Wir wollten sehen, ob keines derselben meftische Luft enthielte. Wir stießen daher, als wir eine Oefnung in eines gemacht, unsre Fakel hinein; allein die Flamme blieb sich völlig gleich.

Der Körper, welcher in demselben lag, schien, seinem Knochenbau nach, von einem jungen Frauenzimmer. Der Kinnbacken hatte sich mit allen seinen Zähnen erhalten; allein die ganze Gestalt war mit Stalaktiten bedeckt, deren Chrystalle den Schein unsrer Fakeln in tausendfältigen Strahlen und Farben auffaßten. Es war ein wunderbarer Anblick. Jede Bewegung unsrer Fakeln änderte diese Spiele des Lichts, und schien den Leichnam zu beleben. Der obere Theil des Schädels war recht eigentlich zu einem Brennspiegel geworden.

Aehnliche Stalaktiten fanden wir auch in andern Gräbern, die wir öfneten, und bald in großen Massen an der Decke der Gewölbe und Gänge. Manche waren weiß, wie Schnee; andre herrlich blau. Ich wollte ein Stück losbrechen, und half mir mit einer Pinien-Wurzel, die von der Decke herunterragte, in die Höhe. Plözlich erhob mein Führer ein Geschrei, das tausendfältig in diesen Gewölben wiederhallte, und mich mit Entsezen erfüllte.

Eilends rief er mich zu sich, ohne mir einen Grund seiner Furcht anzugeben. Ich wähnte, er habe eine große Schlange gesehen, und eilte ihm zu Hülfe. Da sagte er mir dann in einem ruhigern Tone, daß ich, wenn ich länger an der Pinien-Wurzel gehalten, die ganze Masse vegetabilischer Erde, welche die Decke des Gangs bildete, hätte herabreissen können. Geringere Bewegungen, als diese, sagte er, haben oft die größten Einstürze verursacht.

Mein Begleiter faßte wieder Muth, und wir giengen weiter. Schon waren wir drei Stunden unter der Erde, als wir ein leichtes Geräusche vernahmen, das immer stärker wurde, je weiter wir vorwärts giengen. Wir schienen es Hammerschläge. Mein Begleiter horchte aufmerksam auf sie, und bat mich, nicht weiter vorwärts zu gehn, bis wir erst wüßten, woher dieses Geräusch käme. Ich frug ihn, ob es Falschmünzer im Kirchenstaat gebe[2] Er antwortete mir, daß er nie davon gehört, und daß auch die Regierung nie Spuren von solchen Verbrechen entdeckt habe; die kupferne Scheidemünze sey freylich zuweilen nachgemacht worden, seze er hinzu, man wäre aber gleichgültig dagegen gewesen.

Ich gieng noch einige Zeit vorwärts, und das Geräusch wurde immer stärker. Es schien mir am Ende wie das ununterbrochene Feuer einer starken Artillerie.

Nun war mein Begleiter nicht mehr zu bewegen, weiter zu gehn. Er sagte mir, daß ich für dieselmal zufrieden seyn könne, indem ich mehr gesehen, als je ein Reisender vor mir. Wir kehrten also denselben Weg zurück, nachdem wir unsre Werkzeuge und unsern Tragkorb an der Stelle gelassen, wo wir das Geräusch zuerst vernommen hatten. Unterwegens löschten wir die Lichter, die wir aufgestellt, aus, und kamen wieder an das Tageslicht.

Die Sonne strahlte eben im reinsten Glanz an dem wolkenlosen Himmel. Wir kamen aus dicker Finsterniß, und der Anblick des Tageslichts und des azurnen Horizonts, der Gesang der Vögel und das Rauschen der Winde in den Wipfeln der Bäume erweckte ein wunderbares Wohlgefühl in meiner Seele. Es war kalt in den Gewölben gewesen, und die Wärme that uns recht wohl. Der Reaumür'sche Thermometer, der unten auf 12, 11 und 10 gefallen war, stieg plözlich wieder über 17 Grade. Mir war es, als ob ich aus einem schrecklichen Gefängniß käme; ich sah meinen Begleiter mit Freude an, und er ergrief in einer ähnlichen Bewegung seines Herzens meine Hände. Aber ich war noch nicht befriedigt. Er mußte mir versprechen, in zween Tagen einen neuen Gang mit mir zu machen. (D. Forts. folgt.)

Die Bäder von Bagnères.

Beschluß.

So viel von der Geschichte von Bagnères! Für mich sind die Umgebungen dieser Stadt das Merkwürdigste. Vor allen Dingen Ruhm und Ehre dem Thale von Campan! Wenn ich nicht sehr irre, so hat es Jean Paul'n zu seinem Kampanerthal Veranlassung gegeben, und da hat es denn doch besser gewirkt, als das Bad von Pré auf den Dichter von Toulouse. Sein Hauptvorzug besteht darin, daß es in einer südlichen Gegend liegt; denn

Digitized by Google

Tyrol, Salzburg, die Schweiz und manche nördlichen Länder haben Naturschönheiten genug, gegen die wir nur nicht immer so gerecht sind, als wir es seyn sollten. Aber es ist damit wie mit manchen Talenten. Die meisten bleiben im Verborgenen, und nur wenige hebt das Glück hervor, um ihnen allein einen Lohn zu ertheilen, welcher noch vielen andern gebührte. Nach Jean Pauls Werk wird nicht leicht ein Deutscher nach Bagnères kommen, dessen Neugierde nicht durch den Namen des Thals von Campan aufs höchste rege wird. So gieng es mir; denn ich wußte zuvor nichts von diesem Thal, und glaubte mich, da ich es hier nennen hörte, nur schwach zu erinnern, daß einer unsrer geistvollsten Schriftsteller davon einen symbolischen Gebrauch gemacht hat. Ich machte mich also sogleich zu einer Wanderung dahin auf.

Man nimmt den Weg, welcher nach der Ebene von Bigorre, und damit nach einem der Pyrenäenpässe führt, die Frankreich und Spanien mit einander verbinden. Das Thal verengt sich immer mehr, und schlängelt sich an den Ufern des Adour hinauf, der in klarem Bergwasser über ein wildes Bette wegstrudelt. Bei jeder Krümmung des Thals zeigt sich eine neue Ansicht. Häufig ist sie durch ein Gehölz gleichsam verschlossen, das man erst zurückgelegt haben muß, um eine veränderte Perspektive zu gewinnen. Bald ist diese durch ein Dorf, das sich in eine Bergschlucht angebaut hat, bald durch eine pittereske Brücke, die sich über den Fluß zieht, bald durch eine Meierey mit dickem Gehölz, aus welchem klare Bäche heraus eilen, bald durch kühn an den Felswänden befestigte Wohnungen, durch das stolze Emporragen einer Berappyramidenspitze, durch den grünen Baumsaum eines wilden Gebirgsrückens, oder durch eine schlanke Pappelallee in der Ebene zu einer Mannichfaltigkeit erhoben, welche sich beinah bei jedem Schritte erneuert. Das Ziel der Wanderung ist die Krone dieses schönen Erdwinkels. Der Adour, welcher bei Bayonne die größten Schiffe trägt, stürzt sich hier als Bergbach in weissem Schaum über eine hohe Felswand herab. Neben dem reißenden Wasserfall ist eine Grotte, in welche man mit Leitern und Lichtern hinuntersteigt, und in deren Tiefe nichts, als ein großer steinerner Tisch eine Menge Namen von den Wanderern enthält, die hier einen Besuch gemacht haben.

Das ist das Thal von Campan, bei dem ich mich alter Kunstschilderung enthalten habe, weil das entweder durch Jean Paul'n selbst, oder durch einen andern Schriftsteller geschehen ist, dem sie gelungen seyn muß, da er jenen zu begeistern vermocht hatte.

Noch enthält die Nähe von Bagnères eine Naturschönheit, welche wohl des Besuchs werth ist. Es ist eine der höchsten Spitzen des Pyrenägebirgs, der sogenannte Pic du Midi. Man muß einen sehr klaren Tag zu dieser Wanderung wählen, wo die Gebirge auch von dem leichtesten Dunste frei sind. Da macht man sich denn Abends um neun Uhr auf, und erreicht vor Sonnenaufgang die Spitze des Pics. Der Weg ist je näher gegen das Ziel, desto steiler und mühsamer, und wer sich mit recht warmer Kleidung versehn, dem wird sie beim Aufsteigen zwar oft beschwerlich, aber beim Ausenthalt auf der großen Höhe desto willkommener seyn. Der Lohn dieser Anstrengung ist das größte aller Naturschauspiele, wenn das Auge auf einem ungeheuren dunklen Horizont ruht, und die Sonne auf einmal, wie ein großer feuriger Ball, hineingeworfen wird, und den leichten Kampf mit der Finsternis besteht. Wer mahlt den Glanz der herrlichen Kugel, die nur gleichsam in den Augenblicken ihrer Schöpfung aus Nichts dem Auge sie anzublicken erlaubt, und bald so scharfe Strahlen ausspröht, daß es sich demüthig zur Erde heften muß? Von Spanien und Frankreich wird die Decke weggehoben. Das Auge findet nur in seiner Unmacht seine Gränze. Ungeheure Länder mit großen Bergen und vielen Städten liegen in Klarheit unten. Alles scheint eben aus der Hand des Schöpfers hervorzugehn; denn die Ferne verbirgt jede Spur von Menschenhand. Alles ist einsam. Kein lebendes Geschöpf ist neben dem Wanderer, wenn ihn nicht die und da ein Pyrenäenadeler, der in die Klüfte hinabschießt, an andres Leben, und an seine eigene Schwerfälligkeit erinnert.

Unterlasst ja niemand, der Bagnères besucht, diesen Gang. Ich habe die Sonne vom Aetna herab aufgehn gesehen. Dort stieg sie aus den Fluthen empor; hier hob sie sich aus dem Erdboden heraus. Ein Wunder ist so groß, wie das andre; und wer glauben soll, dem müssen Wunder gezeigt werden!

An einen Kranken.

Ruf nicht die Götter alle an,
Galanter Mann!
Da einer auf
Dir helfen kann!
Merkur. V.

Notiz.

Nach einer kürzlich erschienenen Uebersicht der Düsseldorfer Armenverpflegungsanstalt v. J. 1809. betrug die Einnahme im genannten Jahre 26182 Rthl. die Ausgabe 25583 Rthl. Unter der Einnahme befinden sich 12019 Rthl. freiwillige Beiträge von Düsseldorfs edlen Bewohnern, besondere Geschenke nicht einbegriffen. Von den Sperrgeldern, die nur mit einem Stüber für die Person Abends am Thore erhoben werden, waren 2185 Rthl. eingegangen. Zum Unterhalt von 507 Individuen verwendete die Anstalt 13573 Rthl. An außerordentliche Unterstützung in Krankheitsfällen wurden für 784 Personen 1189 Rthl. verwendet. Heimliche Armen erhielten 130 Rthl., durchreisende Armen 210 Rthl. Zu besondern Zulagen und Unterstützungen wurden 532 Rthl. ausgegeben. Das Erziehungshaus, worin 31 Kinder verpflegt wurden, kostete 1859 Rthl., für 30 auswärts in Erziehung, Pflege und Lehre gegebene Kinder zahlte man 620 Rthl. Die Unternehmer der Armenanstalt erhielten eine Vergütung von 1558 Rthl. Bei dieser Armenanstalt wurden im Durchschnitt 300 Arme beschäftigt, sie verdienten sich 3076 Rthl. 82 Kinder haben in der Zagelschule, 102 Kinder in der Abendschule unentgeldlich Unterricht genossen. Sie verdienten sich bei der Armenanstalt 804 Rthl., bei verschiedenen Fabrikanten und Einwohnern 340 Rthl. mit ihren Arbeiten. Diese treffliche Anstalt existirt schon seit 10 Jahren. Seltene Verdienste um dieselbe erwarb sich der am 20. Febr. d. J. verstorbene Hofrath Arnold Breyer, der ihr dirigirender Kommissär, und nachher bis an sein Ende Landrichter des Bergischen Amts Blankenberg war.

Digitized by Google

Süd-Deutſche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunſt.

Nro. 66. Den 17. Auguſt, 1811.

Ein Tag wehmuthsvoller Erinnerung für die Bürger des preußiſchen Staats, der heute vor 25 Jahren durch das Hinſcheiden ſeines großen Königs verwaiſt wurde, (1786.) quo terras liquit princeps optimus, fortissimus, veteranus, gloriae satur, aeternum memorandus, Semideis dudum adscriptus, Rex σοφὸς. Die Prophezeihung eines Engländers (Guthrie in Geographical Grammar II. 1794. p. 505.) iſt erfüllt worden, eh ein Vierteljahrhundert abgelaufen war: Prussia is no longer guided by the councils of the great Frederic; and should that kingdom continue to pursue an impolitic system of conduct, the inferiority of its extent and resources will cause it to vanish as suddenly, as it arose.

Briefe berühmter Frauen.

I. Königin Chriſtine von Schweden.

1. An den Senat von Schweden.

Edle Senatoren, wenn man einen aufgeklärten, durch ſeinen Verſtand, wie durch ſeine Kenntniſſe bekannten, Magiſtrat nöthig hat, ſo muß man nicht auf ſeine Geburt ſehen. Man muß ihn nach ſeinen Verdienſten, und nicht nach ſeinen Ahnen beurtheilen. Wäre Salvius aus einer alten Familie, ſo würdet ihr gewiß eingeſtehn, daß er im Stande iſt, ein ganzes Reich auch in noch kritiſchern Zeiten zu regieren, als die gegenwärtigen ſind. Und doch ſehe ich es als ein ſehr großes Glück an, daß man ihm nichts, als ſeine Geburt vorwerfen kann.

Wenn ſich ein großer Mann, ein Bürger, der dem Staat ſo lange gedient hat, als er, durch ſeine perſönlichen Vorzüge und glorreichen Dienſte nicht über den erſten und älteſten Adel von Schweden erhebt, welcher blos Titel ſtatt Tugenden zeigen kann, ſo iſt Salvius unwürdig, in den Senat zu treten. Aber, nein, wenn es auch unter dem älteſten Adel Männer giebt, die ihm an Tugenden gleich ſind, verdient er nicht eben darum ſo gut, als ihr, mit dem ruhmvollen Namen eines Senators, der erlauchten und höchſten Würde, geziert zu werden, zu welcher ich Euch aus denſelben Gründen der Ehre und des Ruhms zu erheben geruht habe?

Ich habe Männer nöthig, die im Stande ſind, dieſes Reich mit Weisheit zu regieren, und keine hochmüthigen und unerträglichen Adelichen.

Wenn Söhne vornehmer Familien Talente und Tugenden beſitzen, ſo ſollen ſie ein ſchnelles und glänzendes Glück machen, und ich will ſie mit Ehre und Gütern überhäufen. Sie ſollen ſich nur zeigen, und ich bin ganz geneigt, ſie zu den höchſten Stellen zu erheben, und mit ihnen meinen Ruhm und meine Macht zu theilen.

So ſchweige denn der Neid, und entferne ſich von dem Throne, auf welchem Chriſtine herrſcht! Nur Tapferkeit und Tugend ſind es, die ſie zu ſich erheben will.

Anmerk. Salvius war von niedriger Geburt. Talente, Fleiß und ſanftige Tugenden machten ihn bald ſeinem Vaterland bekannt. Chriſtine ſchickte ihn als Geſandten auf den Friedenscongreß von Osnabrück, wo er auch den Frie-

Digitized by Google

den abschloß. Die Senatoren, welche sich seinem Eintritt in den Senat widersetzt hatten, waren so gerecht, es nachher zu bereuen. Er starb 1652. als Kanzler von Schweden, bedauert von allen Klassen seiner Nation.

2. An Herrn von Avaux, französischen Gesandten.

Mein Herr, der größte Philosoph und der tugendhafteste Mensch ist gestorben. Er erschien nur in dieser Welt, um sie wieder zu verlassen. Mehrere Jahrhunderte werden dahin fließen, eh ein Mann, wie er, geboren wird. Er gehört unter die außerordentlichen Erscheinungen, die uns blenden, und schnell, wie ein Blitz, vorüber sind.

Wär' ich abergläubisch, so würd' ich seinen Tod, wie ein Kind, beweinen, und mir vorwerfen, daß ich den Lauf dieses leuchtenden Gestirns verrückt habe. Aber Descartes, der Vater der Philosophie, mußte, mit Ruhm bedeckt, in einem Alter sterben, in welchem die meisten Menschen kaum anfangen, mit sich selbst Bekanntschaft zu machen, damit uns ein neues, überraschendes Gemählde der menschlichen Hinfälligkeit vor das Auge gerückt wurde.

Sein Verlust thut mir sehr wehe. Mein gerechter, aber vergeblicher Schmerz wird nie aufhören. O wie glücklich ist der, welcher so gelebt hat, wie er! Die Zukunft zeigt uns eine reine, immer neue Glückseligkeit, und der Tod, welcher die Bösen und die Schwachen ängstigt, tröstet den Weisen, weil er sein Leiden endigt. Im Schooß des lachendsten Glücks erwartet er ihn, steht ihn, wie er ihm mit der blutigen Sichel droht, und mit großen Schritten sich ihm nähert, umgeben von klagenden, irrenden Schatten. Aber mit Zuversicht übergiebt er sich ihm, weil er sein ganzes Leben hindurch sterben gelernt hat. Der Tod ist ihm beinah eben so günstig, als die heitere, stille Nacht, welche einem schönen Frühlingstage folgt, einem Paar Liebenden, die ruhig in den kosenden Armen des Vergnügens schlummern, und bei ihrem Erwachen aufs neue von der Liebe gekrönt werden, welche die freundliche Zeugen ihres Glücks gewesen ist. (D. Beschl. folgt.)

Anmerk. Descartes starb den 3. Febr. 1650 in Stockholm, wenige Monate nach seiner Ankunft in Schweden, wohin er nur auf die wiederholten Bitten der Königin gegangen war.

Die römischen Katakomben.

Fortsezung.

III.

Wir machten unsre zweite Wanderung wie die erste, und fanden alles, was wir in den Katakomben zurückgelassen hatten, in gehörigem Zustand; eine einzige Lampe ausgenommen, die wir entweder noch selbst umgeworfen, oder die von irgend einem Thier herabgestürzt worden war.

Wir eilten der Stelle zu, wo wir das vorigemal das Geräusch vernommen hatten, und erreichten sie diesmal schneller, da wir uns nicht mit Besichtigung der Gräber aufhielten. Ich hatte keine Waffen mitgenommen; bemerkte aber, daß mein Begleiter einen tüchtigen Stock trug. Mir fiel diese Vorsicht gewaltig auf; ich beobachtete seine Gesichtszüge, und staunte nicht wenig, als ich ihn unaufhörlich lächeln sah, je näher wir der Stelle kamen, wo das Geräusch ertönte.

Wir erreichten diese endlich, und fanden unsre Lampen und den Handkorb in bester Ordnung. Das Geräusch schien mir stärker, als das vorigemal, und wurde, als ich meinem Begleiter in einen Seitengang gefolgt war, so heftig, daß wir uns nicht mehr verstanden, wenn wir reden wollten. Er führte mich wieder auf eine Stelle zurück, wo es etwas stiller war, nahm mich bei der Hand, und sagte mir mit Lachen: „in der That, wir haben eine große Belohnung von der Regierung für die Entdeckung dieser Falschmünzer verdient; ich hoffe, daß wir sie mit einander theilen werden.“ Ich machte große Augen bei diesen seinen Aeußerungen, da erklärte er sich denn deutlicher, und versicherte mich, daß wir uns beide gewaltig über die Ursache dieses Geräusches betrogen hätten. Es kommt von nichts andrem her, setzte er hinzu, als von dem Wasserfall der Villa — er nannte ihn mir bestimmt — unter welchem wir gestanden haben.

Nun schien mir die Sage, daß Gänge der Katakomben unter dem Bette der Tiber weggiengen, immer wahrscheinlicher; denn wenn dieses Gewölbe von Puzzolan-Erde den Fall einer so starken Wassermasse Jahrhunderte hindurch tragen kann, so muß es auch den sanften Strom tragen können. Uebrigens erkannt ich nun, wie wenig wir uns eigentlich von dem Punkt unsres Eintritts in diese Katakomben entfernt hatten, unerachtet wir so lange unterwegens gewesen waren.

Wir verließen diesen Gang nun, und folgten einem neuen, in welchem wir mehrere Gräber fanden. Wir bemerkten an den Wänden eine Menge kleiner Löcher, welche zum Auffüllen von Lampen gedient haben mußten, da die Spuren von Rauch noch immer sichtbar waren.

Digitized by Google

Zu welcher Absicht diese Lampen aufgestellt worden waren, das war freilich nicht mehr zu errathen; indeß erhitzte diese Ungewißheit der Fantasie ein reiches Feld für mancherlei Spiele.

Alle diese Gänge entfernten uns immer wieder von dem Bette der Tiber. Da saßen wir mehrere engen, welche gerade gegen daſſelbe hin zu führen schienen. Hoffnungsvoll traten wir in diese; aber sie würden bald so eng, daß wir nur noch durchkriechen konnten, und hörten am Ende ganz auf.

So brachte ich es denn nicht dahin, mit Zuverläſſigkeit zu erfahren, ob wirklich ein Durchgang unter dem Fluße Statt fand. Ich untersuchte daher mehrere Gräber, die verschlossen waren. Das erste, welches wir öfneten, enthielt ein Skelett, wie es schien, von einem alten Manne. Es war mit dem Gesicht gegen Osten gelegt, und hatte die Hände über der Brust gekreuzt. Mein Begleiter wollte es aufreden, da zerfiel es plötzlich in einen weiſſen, feuchten Staub, in welchem wir keine feſte Maſſe mehr finden konnten, als eilf schöne Zähne.

Ich war begierig, doch auch ein Stück Bekleidung in einem dieser Gräber zu finden, oder einen Krug mit Wohlgeruch, wie die Alten sie ihren Todten gerne mitgaben, und wie noch heutzutag einer auf dem Kapitol aufbewahrt wird, der dem König Mithridates gehört haben soll, und seine wohlriechenden Düfte fortdauernd erhalten hat. Aber ich fand nichts der Art. Ein andres Grab, das wir öfneten, enthielt die Gebeine eines jungen Menschen, die in der Verwesung noch ziemlich gut erhalten waren, aber viele Spuren starker Verwundungen trugen. Noch schöner erhalten war das Gerippe eines andern Grabes. Es schien mir das eines jungen Mädchens, und hatte acht und zwanzig schöne Zähne. Mein Führer, der mir bei all diesen Untersuchungen die Fackel hielt, sprach kein Wort; nur als ich ihm sagte, daß dieß der Leichnam eines jungen Mädchens sey, hob er eilfertig, mit einer Art von heiliger Ehrfurcht, den Deckstein wieder über das Grab, und gieng schweigend weiter.

Wir waren erstaunt, bis dahin keine Münzen in diesen Gräbern gefunden zu haben; und richteten unsre Aufmerksamkeit daher nun ganz auf diesen Gegenstand. Wir waren so glücklich, einige im Sand, über den wir giengen, und in die Ziegeln der Gräber eingekrustirt zu finden. Sie waren alle gut erhalten, sämmtlich von Bronz, und aus den Zeiten von Septimius Severus, von Diokletian, von Konstantin dem Großen und von Kaiser Zeno. (Gestorben 491.)

Ich machte eben meine Betrachtungen über die Schichten vegetabilischer Erde, welche wir in einer Tiefe von achtzig Schuhen unter der Pyzzolane fanden, da hörten wir wieder ein starkes Geräusch. Mein Begleiter erklärte es mir sogleich, indem er sagte, es komme von seinen Arbeitern her, die gerade über dieser Stelle einen Baum umhauten. Ich erstaunte um so mehr über diese Erklärung, da wir schon so lange gegangen waren, und uns doch noch nicht von dem Grunde der Villa entfernt hatten. Wir erhoben unsre Stimmen so sehr, wie möglich, um von diesen Arbeitern gehört zu werden, erhielten aber keine Antwort.

Plötzlich sank der Thermometer zehen Grade unter Null. Wir schlossen daraus, daß wir uns irgend einer Quelle näherten. Bei einigen Schritten weiter hatte er sich wieder eben so schnell gleich hoch über Null erhoben. Dieß war die gewöhnliche Temperatur, die wir in den Katakomben um die Zeit fanden, da ich sie besuchte.

Mein Begleiter rieth endlich zur Rückkehr. Unmuthig, das Tiber-Bette nicht gefunden zu haben, konnte ich mich kaum entschließen, meine Nachforschungen aufzugeben. Allein er sagte: „Sie sehen, ich habe bisher alles gethan, was Sie verlangt haben. Ich werde Ihnen auch jezt noch folgen, wenn Sie weiter gehen wollen; allein Sie können doch keine neuen Beobachtungen mehr machen. Jeder Augenblick Lebens in diesen Gewölben ist einem Wunder ähnlich. Es giebt das ganze Jahr Erdbeben in Rom; die geringste Bewegung in der Luft kann einen Baum erschüttern, und dadurch den Einsturz eines Gangs der Katakomben bewirken. Die Tiber hat die ganze Gegend überschwemmt, und ihr Wasser kann einmal plötzlich irgendwo hereinbringen. Wie ist die Oefnung entstanden, durch welche wir herabgestiegen sind? Durch nichts anders, als den starken Regen, der ein schwache Stelle der Gewölbe nach und nach durchlöchert hat."

Es war mir nicht ganz leicht, diesen Ort zu verlaſſen. Stillschweigend und verloren in Gedanken an die Vergangenheit und an wunderbare Menschenschicksale saß ich auf einem der Gräber. Ich stand endlich auf, und folgte meinem Begleiter. Keiner von beiden redete eine Sylbe.

Wir fanden auf der Rückkehr einige Stellen, wo Erde, während wir uns in den Katakomben befanden, herabgefallen war, allein wir räumten sie ohne Schwierigkeit hinweg, und traten wieder an das Tageslicht. Mein Begleiter war ganz froh, wie er außen war, und gestand mir jezt erſt, daß ihm am meisten vor den großen Knäueln von Vipern bange geweſen sey, die man zuweilen in den Katakomben finde.

Ich machte später noch mehrere Besuche in diesen Gewölbern, und meistens allein; allein ohne neue Entdeckungen zu machen, die der Mühe lohnten, davon zu reden.

IV.

Ich habe auf diesen Reisen in den Katakomben nichts von den Inschriften gesagt, welche auf vielen Gräbern stehen. Und dennoch that es mir so wohl, wenn ich auf einen edel, oder zart ausgesprochenen Gedanken stieß, wie man sie so häufig auf den Todten-Denkmalen der Alten, und so selten auf denen der Neuern findet. Es ist mit dergleichen Inschriften des Alterthums wie mit den übrigen Bildhauer-Arbeiten, mit denen es die Sarkophage verzierte. Ein süß-wehmüthiger, ein gedankenvoll-ernster, oft sogar ein fröhlicher Geist waltet in beiden. Nichts erinnert an schauderhafte Ideen; die meisten dieser Denk-

Digitized by Google

male scheinen Freunden gesetzt zu seyn, die auf eine kurze Zeit vereinigt sind, und an die man sich recht oft in dem Sinn, der ihnen selbst eigen ist, erinnern mag.

Was ist einfacher, als folgende Grabschrift?

Der Unschuld und Anmuth,
Zum Andenken an einen Sohn,
Der nur Ein Jahr und sechs Monate
gelebt hat,
Von seinen Eltern.

Was freundlicher, als folgende, die wohl nicht einem Manne galt, wie wir sie zuweilen finden, deren Freundschaft und Feindschaft gleich viel Werth hat; sondern einem von jenen seltenen Glücklichen, die so anspruchslos, so liebend und geliebt, so arglos und unschuldig durch die Welt gehen, daß ihnen unmöglich von irgend Jemand Leid widerfahren kann?

Hier wurde Gorgonis,
Der Jedermanns Freund
Und Niemands Feind war,
Beigesetzt.

Was fröhlicher, als ein Sarkophag mit einem Leichenmal, wo fünf Personen um die Tafel gelagert, aus den Händen eines Kindes die Trinkschaale empfangen, mit der Inschrift, von welcher nur noch ein Bruchstück übrig ist.

Irene, gieb mir die Liebes-Schaale
Recht heiß, mische mir . . .

Wie unbefangen, wie leichtsinnig selbst diese, wahrscheinlich christliche Inschrift?

Hier ruht Saturnina im Frieden;
Sie lebte einige Jahre mehr oder weniger.*)

Gar folgende Inschrift vielleicht nicht zwei glücklichen Liebenden, die Ein Grab vereinigte, auf welches nur folgende beiden Worte eingegraben sind?

Grab. Turteltauben.

Rührend, und ein seltenes Glück verkündigend, ist die Grabschrift:

Aurelia Tigris dem Aurelius Felician,
Dem unvergleichlichen Gatten,
Mit dem ich ohne irgend einen Zwist
Ein und zwanzig Jahre gelebt habe.
In meinem Schmerz hab ich
Dem Hochverdienten
Solches auf sein Grab setzen lassen.

Von ganz eigenem Inhalt und den Karakter eines sonst so gepriesenen Kaisers anklagend, ist folgende, längere Inschrift:

Alexander ist nicht gestorben. Er lebt über den Sternen, und sein Körper ruht in diesem Grabe. Er endete sein Leben unter Kaiser Antonin, der ihn, statt mit Dank, mit Haß bezahlte. Als er, dem wahren Gott opfernd, kniete, ward er zum Tode geführt. O unglückliche Zeit, da weder Heilighum, noch Gebet, noch Höhlen uns retten können! Was ist jammervoller, als das Menschenleben, aber was jammervoller im Tode, als nicht von Freunden und Verwandten begraben zu werden? Endlich glänzt er aber im Himmel. Wer gelebt hat, hat wenig gelebt. (D. Beschl. folgt.)

Gnomen.

Ueberzeugung ist mir des hellern Geistes Gewissen.
Trägheit wünschet dem Schurken und Stillschweigen dem Thoren.

Du, Bescheidenheit, bist des Gelehrten gefälligste Lüge.
Mehr gibts Thoren als Weise, mehr Thorheit im Weisen als Weisheit.

Haug.

Notiz.

Hr. Diez zu Emmerich, der bekannte Erfinder des Meteolon, hat neuerdings ein Maschinenwerk zu Stande gebracht, durch dessen Anwendung die Kosten zum Kanalgraben der Kanäle um mehr als a Drittheile erspart werden können. Er sagt darüber folgendes: „Ich nehme an, daß jeder Mann, der zum Kanalgraben gebraucht wird, im Stande ist, täglich 75 Kubikfuß zu graben, und daß ein solcher Arbeiter täglich 1 ein halb. Frank kostet; dann würde die Strecke von 36000 Fuß, wenn sie zugleich 40 Fuß breit und 20 Fuß tief seyn sollte, 28,800.000 Kubikfuß Erde betragen, und wenn 2500 Fr. kosten, wegen der 6000 Menschen erforderlich wären, wenn diese Strecke in 96 Tagen vollendet seyn sollte. Durch Hülfe der Maschinen, die ich entworfen habe, bin ich im Stande, die nemliche Strecke in derselbigen Zeit mit 150 Pferden und 500 Menschen fertig zu machen, so daß die Erde nicht nur ausgegraben, sondern auch an den Seiten des Kanals in ihre gehörige Lage gebracht ist. Wenn ich nun annehme, daß jedes Pferd per Tag 4 Fr. kostet, so macht dieß auf 96 Tage 57000 Fr. Dabei 500 Mann täglich 1 ein halb. Fr. machen in derselbigen Zeit eine Ausgabe von 72000 Fr. Bringe ich hiezu noch die Kosten in Anfedung, die der Bau der Maschinen erfodert, und setze selbige zu 60,000 Fr., so macht dieß eine Totalsumme von 189.000 Fr., wäre also das Ersparnis in 96 Tagen 387,000 Fr. Dabei habe ich indessen nicht in Anschlag gebracht, daß die Maschinen ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn sie gleich auf festigtem oder holigtem Boden gebraucht werden, daß nicht mehr als 500 Menschen bei ihrer Anwendung nöthig sind, selbst dann, wenn Quellwasser dem Ausgraben der Erde Hindernisse in den Weg legt, und endlich, daß die Maschinen selbst auch, wenn sie zu einer Strecke von mehreren Meilen gebraucht werden, keine neue Kostenanschläge erfodern. Bei den ersten Unternehmungen des Kaisers, die Differ vermittelst Kanälen, mit dem Rheine zu verbinden, würde die Anwendung dieser Erfindung von sichtbarem Nutzen seyn.“ Hr. D. gerieth auf diese höchstwichtige Erfindung, als er vor 2 Jahren bei einer Reise nach Achen und Neuß die Thätigkeit der unübersehbaren Menschenmasse sah, welche damit beschäftigt war, den Kanal zu graben, der den Rhein mit den Gewässern im Innern von Frankreich verbinden soll.

---

*) Der Sinn ist wirklich so unbestimmt. Sie lautet im Original:
Saturnina in pace vixit annos plus minus.

Süd-Deutsche Miszellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 67. Den 21. August. 1811.

Dagobert Siegmund, Graf von Wurmser, (gestorben zu Wien den 21. Aug. 1797.) von Geburt ein Elsäßer, machte die Feldzüge des siebenjährigen Kriegs als französischer Obrist, gieng 1765. in österreichische Dienste, zeichnete sich im bairischen Erbfolgekriege bei Burkersdorf aus, drang 1793. nach Eroberung der Weissenburger Linien bis in die Nähe von Strasburg vor, mußte aber am Ende des Jahrs die Früchte des ganzen Feldzugs vernichtet sehen. Im Jahr 1795. eroberte er Mannheim, und im folgenden erhielt er den Auftrag, das von Bonaparte belagerte Mantua zu entsetzen. Der erste Versuch gelang, aber da der französische Feldherr in seinem Genie bald neue Hülfsquellen fand, die österreichischen Corps theilweise schlug, und Wurmsern von seinen beiden Flügeln abschnitt, so blieb dem 72jährigen Greis nichts übrig, als sich durch die ihm entgegen stehenden französischen Abtheilungen durchzuschlagen, und nach Mantua zu werfen, welches er mit einer, in der Kriegsgeschichte seltenen, Beharrlichkeit bis zum 2. Februar 1797. vertheidigte. Sein Gegner selbst gab ihm in dem Amtsbericht an das Directorium das ehrenvolle Zeugniß: La fortune a été très cruelle envers Wurmser, mais il n'a pas cessé de montrer un courage et une constance, que l'histoire remarquera.

Ueber das Historische in Schillers Jungfrau von Orleans.

Die Schändung, welche Voltaire an einer der merkwürdigsten Epochen der französischen Geschichte durch seine Pucelle d'Orleans begangen hat, und Shakespeare's verzeihlichere Entstellung dieses wunderbaren Mädchens haben bei vielen die Meinung erregt, als ob Schiller den Stoff zu seiner Jungfrau von Orleans auf gerathwohl aus einer elenden, fanatischen Zeit aufgegriffen habe, um daran zu zeigen, was eine Meisterhand auch aus der gemeinsten Masse bilden könne. Der Fanatismus, welcher eine der Haupttriebfedern der großen Aenderung in Karls VII. Glück war, ist gewöhnlich eine so verdächtige Wirkungskraft, daß man erstaunt ist, sie für eine gute und vernünftige Sache thätig zu finden.

Zuverläßig ist es, daß die Jungfrau von Orleans die Rettung Frankreichs durch Erweckung einer fanatischen Begeisterung in dem französischen Heere bewirkt hat. Allein diese Begeisterung gründete sich auf die Zuversichtlichkeit, mit welcher sie den Sieg der guten Sache verkündigte, auf die, einem Wunder ähnliche, Erscheinung ihrer Person, als ein schönes, reines, frommes Mädchen von sechszehn Jahren, das an Einsicht den Erfahrensten, an Muth den Tapfersten im Heere gleich kam, und in weiblichen Tugenden alles übertraf, was man damals an Höfen und Kriegslagern sehen konnte. Ob daher Schiller ihr Bild wirklich verschönert habe, ist noch eine Frage; denn uns hat immer geschienen, daß ihre Erscheinung, als reinmenschliches Wesen, größer sey, als der Karakter der Prophetin, in deren Schicksal der Himmel sichtbarlich eingreift.

Wir sind weit entfernt, Schillers Verdienst durch diese Ansicht schmälern zu wollen; noch weniger soll ihm

Digitized by Google

zum Vorwurf gereichen, was wir in dieser Darstellung der Geschichte gemäß gegen sein Gedicht sagen werden; denn der dramatische Dichter muß seinen Stoff mit Freiheit behandeln dürfen, weil er sich wundersetten in der Wahrheit findet, wie ihn die theatralische Wirkung verlangt. Aber wir schmeicheln uns, daß unsre Leser nicht ungerne hören, wie weit dieses wirklich herrliche Gedicht mit der Geschichte zusammenhängt. Wir erzählen daher, was die zuverläßigsten Geschichtschreiber berichten, und überlassen es in den meisten Fällen jedem selber, die Vergleichung zwischen der Wahrheit und der Dichtung anzustellen.

Karl VII. hatte, wie ihm der brave La Hire einmal vorwarf, den ansehnlichsten Theil seines Königreichs in der größten Fröhlichkeit seines Herzens verloren. *) Die Engländer hatten in Paris ihren König gekrönt, und Karls VII. Mutter, und die größten Vasallen Frankreichs, die Herzoge von Burgund und Bretagne, kämpften gegen ihren rechtmäßigen Herrn. Orleans, an welchem das Schicksal von Karls Krone zu hangen schien, war von den Britten belagert. Die Stadt war bereits aufs Aeußerste gebracht; da wendete sich das Kriegsglück plötzlich durch die Erscheinung des wunderbaren Mädchens.

Johanna von Arc, eines armen Landmanns Tochter, in Dom-Remy sur Meuse im Jahr 1412. geboren, stellte sich in ihrem sechszehenten Jahre (1428.) zur Rettung Frankreichs dar.

Den ersten Versuch ihrer Sendung — denn sie hielt sich selbst für von Gott gesendet — machte sie bei Baudricourt, dem Kommandanten von Vaucouleurs. Unerachtet er sie im Anfang als eine Visionnäre wegschickte, so ließ sie sich dadurch nicht abschrecken. Sie kam wieder. Ihre Reden waren so über alles Gewöhnliche, daß er aufmerksamer wurde. Zuverläßig ist es, daß sie die Niederlage der Franzosen unter Dunois an dem sogenannten Häringstage früher verkündigt hatte, als die Nachricht davon angekommen war. Dadurch hauptsächlich gewann sie dem Erfolg, dem König vorgestellt zu werden. Bei dieser Gelegenheit bestand sie die Prüfung, den Monarchen, trotz der Täuschung, die man ihr vormachte, und unerachtet sie ihn nie gesehen hatte, sogleich unter seinem ganzen Gefolge zu erkennen. Sie gab ihm die Versicherung, daß sie Orleans befreien, und ihn zur Salbung nach Rheims führen würde — ein Versprechen, dessen Erfüllung große und glückliche Waffenthaten vorangehen mußten. Ueberdieß eröffnete sie dem König ein Geheimniß, von dem weder er, noch sie je einem Menschen eine Sylbe wiederhohlten, das somit von den Geschichtschreibern nicht genannt wird, wovon aber Schiller einen schönen Gebrauch zu machen verstanden hat.

Karl VII., mit diesen Beglaubigungen noch nicht zufrieden, ließ sie durch sein Parlament untersuchen. An dem Wunderbaren ihres Wesens zweifelte niemand; aber der Geist der Zeit erklärte sich dieses eben so leicht mit der Hölle, als mit dem Himmel. Da man allgemein glaubte, daß keine Zauberey in dem Stande der Jungfräulichkeit möglich sey, so stellten die Königin von Sicilien und die Damen von Gaucourt und Fiennes hierüber die genauesten Untersuchungen an. Diese fielen für die Bestätigung der völligen Reinheit und Unverletztheit der Jungfrau aus, und es ist von Wichtigkeit, hier beizusetzen, daß auch die Engländer, welche später in ihrem Prozeß die schreiendsten Beschuldigungen gegen Johanne'n erhoben, dennoch nie einen Zweifel gegen ihre Tugend geäußert haben.

Nun fand sie allen Glauben, dessen sie bedurfte. Graf Dunois war einer ihrer treusten Freunde geworden, und begleitete sie mit La Hire auf dem Zuge nach dem belagerten Orleans. Sie hatte eine Menge Mönche versammelt, aus denen sie eine Art von heiligem Bataillon bildete, das unter ihrer Anführung den Truppen voranzog, fromme Gesänge sang, und die Krieger mit Enthusiasmus erfüllte. So schlug sie sich mit sechstausend Mann durch das Belagerungsheer durch, und erreichte glücklich das hart bedrängte Orleans.

In dieser Stadt angekommen foderte sie die Engländer auf, die Belagerung aufzuheben. Zur Antwort warfen sie ihre Herolde in Fesseln. Sie sah sich genöthigt, einen Pfeil in das brittische Lager abzuschießen, an welchen sie einen Brief folgenden Inhalts hieng: „Engländer, die ihr kein Recht an diesem Königreich habt, Gott befiehlt euch durch mich Johanna, die Jungfrau, eure Forts zu verlassen, und

*) Nach andern war es Saintrailles, der dem König, wie er gerade in den bedrängtesten Zeiten einen prächtigen Ball gab, und ihn frug: was er davon hielte? die Antwort gab: qu'on ne peut perdre son royaume plus gaiment.

Digitized by Google

euch zurückzuziehn. Ich würde euch diesen Brief auf eine höflichere Weise senden, wenn ihr meine Heroide nicht gefangen hieltet."

Die Engländer zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, war nicht leicht, indem sie mehrere feste Forts um die Stadt herum errichtet hatten. Einige Ausfälle auf diese wendeten die Sachen. Ueberall war Johanna mit ihrer Fahne voraus. Einmal flohen die Ihrigen, da zog sie allein vorwärts. Solchem Muth widerstanden die Franzosen nicht, kehrten wieder um, und siegten.

Noch war das letzte Fort der Engländer übrig. Sie war die erste beim Sturme. Am Hals verwundet, muß sie den Kampf verlassen. Die Feinde glauben den Zauber gelöst, die Franzosen verlieren den Muth, Dunois selbst denkt an den Rückzug — da erscheint die Jungfrau nach einigen Minuten wieder, und der Sieg ist ihr. Man will die Engländer, welche sich nun von Orleans wegziehen, verfolgen; aber sie spricht: „laßt sie fliehen; unser Zweck ist erreicht. Wir wollen kein unnütz Blut vergießen."

Auf diese Erfolge lief alles zu den Fahnen der Jungfrau. Als sie die vielen Streiter für die gute Sache sich sammeln sah, traten ihr Freudenthränen in die Augen. „Liebenswürdiges, vortreffliches Volk," rief sie, „möchten deine Könige dir geben können, was deine Liebe verdient! Du hältst es für ein Glück, für sie zu sterben; und das meine soll seyn, für dich zu sterben!"

Rheims nannte sie das Ziel ihrer Sendung. Aber noch mußte man sich achtzig Stunden Wegs durch ein ganz von den Feinden besetztes Land durchschlagen. Auf diesem Zuge hielt Gergeau, in das sich Suffolk geworfen hatte, das stegreiche Heer der Jungfrau auf. Es mußte gestürmt werden. Sie stieg zuerst die Leitern hinauf, und beinah schon auf den Mauren ward sie durch einen heftigen Schlag heruntergeschmettert. Plötzlich aber erhob sie sich wieder. „Auf Freunde," rief sie, „der Herr hat die Engländer verdammt! Muth! Sie sind unser!" und Gergeau wurde genommen.

Dieser Zug nach Rheims war ein großes Wagestück, das nur die Begeisterung unternehmen konnte. Trotz aller Wunder von Tapferkeit und Kriegs-Erfahrung wurde Talbot bei Patay geschlagen. Troye und Chalons unterwarfen sich, und Rheims öfnete seinem König die Thore.

Die Salbung und Krönung Karls VII. gieng nun wirklich vor sich. Damit nannte sie ihre Sendung erfüllt, und wollte wieder zu ihren Heerden zurückkehren. Man ließ sie nicht gehen; denn viel war noch zu thun übrig. Aber von da an war das Glück von ihr gewichen.

(D. Forts. folgt.)

Die römischen Katakomben.
Beschluß.
V.

Wahrscheinlich sind die römischen Katakomben durch das Ausgraben der Puzzolan-Erde entstanden, deren Gebrauch beim Bauen so große Vorzüge hat, daß sie noch heutzutag einen ansehnlichen Ausfuhr-Artikel dieser Gegenden ausmacht.

Daß diese Höhlen später auf andre Weise genuzt wurden, ist natürlich; daß man sie zu Begräbnissen brauchte, als die Sitte, die Leichname zu verbrennen, aufhörte, ganz begreiflich, und zuverläßig, was die vielen Gräber und Sarkophage mit Inschriften beweisen, die man in den Katakomben gefunden hat. Später, als die Christen-Verfolgungen anfiengen, dienten sie den Verfolgten zu Zufluchts-Orten für die Ausübung ihrer Religion und manchmal zur Erhaltung ihres Lebens. Lange wurden sie noch zur Bestattung der Todten gebraucht, bis am Ende eine Zeit kam, wo sich nur hie und da das scheue Verbrechen in ihnen verbarg, oder ein neugieriger Reisender sie durchkroch; denn auch die Zeit ist vorbei, da Raphael und andre Wiederhersteller der Kunst in den Freskomahlereien dieser Gewölbe schöne Ideen sammelten.

Die heutigen Römer bekümmern sich nur so weit um die Katakomben, um ihnen alles mögliche Böse nachzusagen. Die schädliche Luft z. B., welche einen Theil der Stadt und beinah die ganze Umgegend derselben fast das ganze Jahr so ungesund macht, dünstet — was entschieden falsch ist — ihrer Meinung nach, aus den Katakomben aus. Dabei können sie sich aber doch nicht enthalten, diese Gewölbe als den herrlichsten Schauplaz der Märtyrer-Größe anzusehn, und unzählige Knochen, die seit Jahrhunderten durch die ganze Christenheit als Reliquien verbreitet wurden, sind aus denselben hervorgegangen. Fangen sie einmal an, von den Katakomben zu erzählen, so werden sie so bald nicht fertig. Wir wollen ihnen zum Schluß nur einige dieser Geschichtchen nacherzählen.

Kaiser Numerian hörte, daß eine Menge seiner Unterthanen diese Gewölbe zu besuchen pflegten, um die Gebräuche der christlichen Religion in denselben zu begehen. Er befahl daher einmal, da die Versammlung gerade sehr groß war, den Eingang zuzumauren, wodurch natürlich alle Andächtigen das Opfer ihrer Andacht wurden. Später, als die Christen freiere Hand bekamen, wurde in diese Mauer eine Oefnung gebrochen, und mit einem Gitter versehen, durch welches die Gläubigen die Gebeine dieser Märtyrer betrachten konnten. So dauerte es lange Zeit, da machte sich ein christlicher Priester die alte Sage von den vielen goldenen Gefässen, die mit jenen Andächtigen hier verschlossen worden waren, zu Nuzen, und stieg hinein, um einige dieser Kostbarkeiten sich zuzueignen. Er fand wirklich, was er suchte, aber er vermochte seine Schäze nicht herauszubringen, indem er jedesmal, da er es versuchte, sich verirrte, und nur bei hellem Tag, wann er nicht herauszehen konnte, ohne gesehen zu werden, an das Gitter kam. Dieses Wunder rührte sein Gewissen. Er verließ endlich selber die Gewölbe, bekannte seinen verbrecherischen Anschlag, und unterzog sich den Kirchenstrafen.

Glaube, wer Glauben hat! Folgende Geschichte ist

Digitized by Google

desto zuverläßiger, und unserer Meinung nach ganz brauchbar für einen unserer Räuber-Romanen-Dichter.

Vor nicht gar langer Zeit hatte eine Räuberbande in den Katakomben der heiligen Agnes ihren Sitz. Sie begieng eine Menge Straßenräubereyen auf dem flaminischen Weg, und bestand nur aus zwölf Männern, an deren Spitze der Stifter dieser Verbrüderung, ein portugiesischer Matrose, stand. Um der Verbindung eine, ihrer Bestimmung gemäße, Feierlichkeit zu geben, drückte er jedem, der aufgenommen wurde in den Bund, ein glühendes Eisen auf den linken Arm, das die Figur eines, von einem Dolch durchstochenen, Mundes mit der Inschrift darstellte: „nur Blut kommt da heraus.“ Auf diese Operation erklärte er, wie ein ächter Mystagoge, den Sinn dieses Spruchs, welcher dahin gieng: daß sie lieber alle Qualen erdulden sollten, ehe sie ihre Gesellschaft verriethen. Diese Räuber trieben ihr Wesen sehr lange, ohne daß die Polizey ihrer habhaft werden konnte. Sie hatten viele Ausgänge aus ihren Schlupfwinkeln, die sie im Nothfall mit Sand verschlossen. Oft hielten sie sich wochenlang ruhig in denselben, und brachen erst dann wieder hervor, wann man sie längst entfernt glaubte. Sie hatten Magazine von Lebensmitteln angelegt, und für Verbindungen mit Leuten aller Art gesorgt. So dauerte es lange, bis der Bund durch sich selbst zu Grunde gieng. Sie griefen einen vornehmen Reisenden auf der Straße an. Der Anführer erkannte diesen als einen Landsmann von sich, und wollte ihn retten. Darüber wurden seine Genossen so erbost, daß sie auf ihn selbst feuerten, ohne ihn übrigens zu treffen. Von da an war die Gesellschaft aufgelöst. Aus Furcht vor ihrem Haupt wagte es keiner mehr, in die Katakomben zurückzukehren. Dieser selbst verließ den Kirchenstaat, errichtete eine neue Bande, mit der er Kalabrien und Sicilien beunruhigte, und endigte seine Laufbahn endlich in den Gefängnissen von Messina. Kurz die Sicherheit der Straßen war plötzlich von selbst wieder hergestellt, und die Polizey that nichts anders, als daß sie alle Eingänge in diese Katakomben zumauren ließ.

Andre Geschichten mehr reden von Reisenden und Forschern, welche in den Katakomben zu Grunde gegangen seyn sollen. Wir wollten zum Schluß nur noch an einen Gelehrten erinnern, der mit Durchforschung dieser Gewölbe einen großen Theil seines Lebens zugebracht hat. Er hieß Bosio, hat seine Beobachtungen in einem eigenen Werk bekannt gemacht, und fand so viel Geschmack an diesen Untersuchungen, daß er oft auf wochenlang mit Lebensmitteln versehen in diese Grüfte hinabstieg, und nicht früher wieder herausgieng, als bis seine Vorräthe aufgezehrt waren.

Die Initiiten.

Sind wir nicht weise? Wir wissen zu viel, und sagen es jierlich.
Längst war fertig der Bau, fehlt uns nicht eines, nur Kraft!

Neumann.

Correspondenz.

Aus einem frühern Brief aus München.

. . . Aretins Beförderung zum Appellationsgerichts-Direktor in Neuburg werden Sie schon aus öffentlichen Blättern vernommen haben. Seine Wünsche sind erfüllt, aber die Nation sieht ungern diesen vielseitig gelehrten, unermüdlich thätigen Mann von der Leitung einer Anstalt entfernt, an deren Spitze er allein für Baierns Literatur mehr wirkte und leistete, als die Meisten seiner Gegner zusammengenommen.

Sein famoser Streit mit den sogenannten norddeutschen Gelehrten in Baiern wird im Auslande noch lange anders angesehen und beurtheilt werden, als im Inlande, weil man dort (auch abgesehen von mancherlei andern Gründen, welche auf die ausländischen Blätter, die geglaubten Organe der öffentlichen Meinung, einwirkten,) nicht das Herausgegangene weiß, nicht weiß, was den feurigen Patrioten, und sich selbst fühlenden Gelehrten so sehr aufgereizt hat. Nun ist die Sache abgethan, und seine Gegner mögen durch vermehrte Thätigkeit die durch seinen Abgang entstandene Lücke ausfüllen!

Uebrigens hat das Publikum mit Freuden in Aretins Ernennung zum Direktor einer Justizstelle das wohlverdiente Zeugniß erblickt, welches ihm die Regierung dadurch gab. Ausländische Blätter hatten den bekannten Vorfall mit Prof. Aiersch in Verbindung mit dem Streite gegen norddeutsche Gelehrte gebracht, und erst mehr, dann weniger verbindere Aeußerungen über einen muthmaßlichen Zusammenhang zwischen beiden gemacht. Daß dieß Artikel sämmtlich aus Einer Quelle geflossen, bewieß wohl der Umstand, daß in allen Prof. Aiersch als Verfasser der anonymen Schrift über den angenommenen Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland genannt wird — was bisher nicht bekannt gewesen, hier aber nothwendig gesagt werden mußte, da Prof. Aiersch in seinem Streite nie öffentlich genannt worden war. In den Kotterien, aus denen diese Artikel kommen, mögen wohl auch solche Vermuthungen geäußert worden seyn: aber allgemein waren sie gewiß nicht, man hörte vielmehr hin und wieder an den bekannten Auftritt erinnern, welchen in den Zeiten der Fronde der Parlamentsrath und Anhänger des Cardinal Rez, Guy Joli, auf sich machen ließ. Einige sonderbare Umstände, welche den Anfall auf Prof. Aiersch begleitet haben sollten, mögen dazu beigetragen haben. Dahin gehört, daß der Vorfall sich nur etwa 30 Schritte von einer Schildwache zutrug, die nichts davon bemerkte — daß die Wunde weder gefährlich noch bei weitem so tief war, als sie in ausländischen Blättern geschildert wird — daß weder Tödtung, noch selbst gefährliche Verwundung in der Absicht des Anfallenden seyn konnte, weil derselbe sonst zwischen die Rippen, von unten hinauf, gestochen, und nicht von oben herab durch den Hut (der ja durch sein Herabfallen den ganzen Stoß hätte vereiteln können) den doppelten Rockkragen, und die dicke Halsbinde, den Stoß auf die Halsmuskel gerichtet haben würde, wenn Verwundung selbst dem, seiner ganzen Länge nach auffallenden, Henkerschwerdte nicht immer gelingt — daß nach dem Anfalle Prof. Aiersch (wie seine Freunde erzählten, sich an Epaminondas erinnernd, der in der Schlacht bei Mantinea den Pfeil erst aus der Wunde zog, als er nicht mehr länger leben wollte) mit dem Messer im Nacken sich Siegel aufdrückte, und Briefe schrieb, ꝛc. — Indessen lassen sich diese Umstände, wenn sie auch durchaus wahr seyn sollten (was sie ferne, da sie weder unmittelbare noch offizielle Kenntniß von dem Vorfalle hat, nicht verbürgen kann) auch noch anders erklären, ohne daß man zu einer Vermuthung seine Zuflucht zu nehmen brauchte, die dem bekannten rechtlichen Karakter des Prof. Aiersch widerspricht: darum konnte auch dieselbe eben so wenig Anhänger unter dem Publikum gewinnen, als die entgegengesetzte, und dieses steht noch immer mit Spannung dem redlichen Resultate der Nachforschungen der Polizey entgegen, die leider bisher, dem Vernehmen nach, noch auf keine Spur des Thäters geführt haben.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 68. Den 24. August. 1811.

Ewald Christian von Kleist, preußischer Major, starb den 24. Aug. 1759. an seinen bei Kunnersdorf erhaltenen Wunden. Durch seine Talente und seinen vortrefflichen Karakter hatte er sich die Freundschaft der besten Köpfe seiner Nation erworben, und sein Name wird in der deutschen Literatur, die er zuerst mit bilden half, unvergeßlich seyn.

Ach er verschied; mit einem leisen Lispeln,
Wie Zephyr von der Blume, schwand er hin.
Weg war die Welt — da stand sein Engel,
Und strahlte gegen ihn.
Willkommen, rief er, Frühlingssänger!
Preis sey dem eilenden Tode,
Der dich nicht länger
Außer meiner Umarmung ließ.
Da war der Himmel;
Keith und Schwerin
Und Winterfeld und alle Helden
Umarmten ihn.

Brief eines Hagestolzen an einen angehenden dramatischen Dichter.

Auch du, mein Sohn Brutus! möcht' ich mit Cäsarn ausrufen, als er unter seinen Mördern den einzigen Römer erkannte, den er liebte; auch Sie, den ich meinen Freund nenne, sind dramatischer Dichter geworden!

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich diese Aenderung Ihrer literarischen Laufbahn betrübt. Es bedarf Aller meiner Angewöhnung, Sie als Freund zu betrachten, um Ihren Namen nicht ganz aus meinem Herzen auszustreichen; denn mein Haß gegen die Schauspiel-Dichter ist so groß, daß ich alle Mäßigung zu Hülfe nehmen muß, um Sie nicht mit der ganzen Menschen-Klasse zu verabscheuen, unter die Sie sich gemischt haben.

Mein Haß gegen diese Klasse gründet sich auf meinen Stand, als unverheiratheter, nie heirathen wollender Mann, was unsre einfältige Sprache einen Hagestolzen nennt. Ich weiß nicht, woher dieses Wort kommt; denn die Erklärung: zu stolz, um zu hegen, das heißt, Kinder zu hegen, will mir nicht genügen. Wie können denn Kinder hier ins Spiel kommen, da ja nur von Nicht-Heirathen die Rede ist? Unsre Nation beweist aber mit diesem Wort, daß sie das Gute, was sie besitzt, wie gewöhnlich, nicht zu schätzen versteht, und ich kann nicht ohne Schaam, kein Römer zu seyn, daran denken, daß dieses berühmte Volk Leuten meiner Art den Namen Cälebs gegeben hat, weil wir, wie Festus sagt, ein wahrhaft himmlisches Leben führen, oder wie Gravius es erklärt, Cälites, das heißt, den Himmelsbewohnern gleich, sind. *)

*) Caelibem dictum existimant, quod dignam coelo vitam agat. So der Grammatiker Festus aus dem sechsten Jahrhundert.

Digitized by Google

Ich muß nun aber das Wort ſchon einmal brauchen. Alſo als Hageſtolzer haß' ich die dramatiſche Poeſie, und das mit gutem Grunde. Denn wo wird je auf einem Theater der Karakter des Hageſtolzen anders, als lächerlich aufgeführt? Aber ich frage Sie: was liegt denn Lächerliches darin, wenn ein Mann klug genug iſt, ſich den größten Theil der Unannehmlichkeiten des gewöhnlichen Lebens, als da ſind, Frauen-Launen, Hahnreiſchaften, Kinder-Geſchrei, ſchmale Koſt u. dgl. zu erſparen?

Heißt das nicht den Glücklichen lächerlich finden? Die Unglücklichen werden das freilich thun, wenn das Unglück nicht gerade darin beſtände, daß man alle Luſt zum Lachen verliert. Inzwiſchen iſt dieſer Mißbrauch auf den modernen Theatern einmal ganz allgemein eingeriſſen, und die Hageſtolzen dürfen mit allem Recht jenes Wort des Jupiters auf ſich anwenden:

Es giebt um Alles auf einmal zu ſagen,
Kein Ungemach, kein Leiden, kein Tragödien-Unglück,
Womit wir Götter uns nicht plagen müßten. *)

Denn, wo ſie in einem Stücke vorkommen, erſcheinen ſie in einem Karikatur-Aufzug, entweder als hagere Don-Quixotes-Geſtalten, oder als aufgedunſene, kupferfarbige Podagriſten, die auch gar keinen Zug von dem Edlen ihres Standes an ſich haben, und freilich dadurch, daß ſie immer vergebliche Anſtrengungen machen, aus demſelben herauszutreten, einer ſolchen Mißhandlung nicht ganz unwürdig ſcheinen. Allein, wenn es auch wirklich einzelne ſolcher unglücklichen Karikaturen unter uns giebt, womit hat es unſer ganzer Stand verſchuldet, daß man auf ſeinen bloßen Namen ſo viel Lächerliches zuſammenlabet, und daß die Meiſten Hageſtolz und lächerlich beinah für gleichbedeutend nehmen? Das verdanken wir den Schauſpiel-Dichtern, und niemand anders, und dieſen Verrath an der Sache der Wahrheit und des Rechts begehen ſie nur, um ſich bei der ſogenannten ſchönen Hälfte des Menſchen-Geſchlechts, welche freilich Gelände genug hat, uns zu haſſen, zu empfehlen. Zwar liegt uns ſehr wenig an dieſem Haß; denn jeder von uns kann mit Nero ſagen, was ſich kein Ehemann auch nur zu denken einfallen laſſen darf: mögen ſie mich haſſen, wenn ſie mich nur fürchten. Aber was bekümmern ſich die Dichter um die Liebe jenes Geſchlechts, deſſen Unbeſtändigkeit und Leichtſinn ſie ja doch auch unaufhörlich zum Vorwurf ihres Witzes machen? Wollen ſie heirathen, ſo haben ſie dennoch die reichſte Wahl, ohne daß ſie ſie durch dergleichen Speichellekereien zu erkaufen brauchten.

In der That, es iſt völlig unausſtehlich, wie wir auf dem Theater behandelt werden. Fällt es einem von uns einmal ein, ſich mit einem Mädchen einen Spaß zu machen, ihr von Liebe zu reden u. dgl., ſo iſt alles darauf zu wetten, daß irgend ein junger Fat in der Nähe iſt, der ihn zum Beſten hat, und ihm das Mädchen vor dem Munde wegſchnappt. Will er gar Ernſt machen, und ſich heirathen, ſo kommt ihm ein andrer zuvor, und er muß mit einer langen Naſe abziehen. Aber ſagen Sie mir, iſt darin auch nur ein Fünkchen Wahrheit und Belehrung zu finden! Das Theater, ſagen Sie oft, ſoll der Spiegel des Lebens ſeyn; es ſoll alſo das Leben ſo zeigen, wie es wirklich iſt; aber wo finden Sie denn im Leben dieſe Hageſtolzen, die, wenn ſie einmal Luſt bekommen, zu heirathen, nichts als Körbe hohlen? Mein Gott, wo giebt es denn in der ganzen Welt auch nur Einen Hageſtolzen, dem man nicht hundert Anträge gemacht, die er alle verworfen hat? Und welcher unter uns, wenn er auch nur die Hälfte der nöthigen Glieder, und ſpärlich zu leben hat, fände unter den Mädchen, die ſo ſehr über uns lachen, nicht Hände genug, die ſich ihm entgegen ſtrekten, wenn er die ſeinigen ausſtrekken wollte?

Ich brauche Ihnen dieſes nicht zu beweiſen; denn ich weiß ja, daß Sie ſchon lange genug mit dem Plan einer Jungfern-Lotterie ſchwanger gehen, die am Ende doch ganz allein auf uns Hageſtolze berechnet iſt. Aber ich frage Sie noch einmal, iſt auch nur eine Spur von Gerechtigkeit in der Art, wie wir auf dem Theater aufgeführt werden? Warum mißhandeln die dramatiſchen Dichter uns allein ſo himmelſchreiend, da ſie ſonſt alles ſo gut in's Gleichgewicht zu ſezen ſtreben? Bringen Sie denn einen jungen Menſchen aufs Theater, den ſie nicht, ſo ausgelaſſen er auch iſt, am Ende mit einer ſchönen Frau beglüken? Giebt es auf ihren Brettern irgend ein armes Mädchen, das nicht im fünften Akt zu einer reichen Erbin wird? Selbſt jede Frau laſſen ſie ihren Mann glüklich betrügen, und wenn ſie einem armen Teufel nicht mehr anders helfen können, ſo ſtellen ſie ihm wenigſtens einen

*) In Lucians: Jupiter Tragödus.

Digitized by Google

Engländer auf den Weg, der ihm einen Pak Bank-Noten an den Hals wirft.

Warum behandeln die Dichter uns Hagestolzen nicht auch, ich will nicht sagen, mit solcher überschwenglichen Güte, sondern nur mit Gerechtigkeit? Womit haben wir es verschuldet, und sind wir nicht gerade diejenigen, an deren Gunst ihnen am meisten gelegen seyn sollte? Offenbar besucht niemand das Theater fleißiger, als wir, weil wir uns gerne geistvoll unterhalten, weil wir uns gerne belehren lassen, und es uns denn doch auch beschwerlich wird, den ganzen Tag allein zu Hause zu sitzen. Das Theater ist beinah noch unser einziger Zufluchtsort, warum soll uns dieser durch ewigen Spott verbittert werden? Welche Familien-Gesellschaft können wir besuchen, wo uns nicht bald genug zu verstehen gegeben wird, daß wir überlästig sind, wenn wir, wie sie das nennen, keine ernsthaften Absichten haben? Sie sehen, daß uns blos das Theater übrig bleibt, um einen angenehmen Abend zu haben; aber auch dieser unschuldige Genuß, den wir doch mit unserm Geld und dem geduldigen Ausharren bei so viel Erbärmlichem, was uns gezeigt wird, theuer genug bezahlen, auch dieser Genuß wird uns verkümmert, indem man uns auf das Unbarmherzigste zwingt, über uns selbst zu lachen.

Ich versichere Sie, daß ich längst die Theaterbesuche ganz aufgegeben hätte, wenn ich in den Abendstunden wüßte, was ich mit mir selbst anfangen sollte. So muß ich die Pille noch mit fröhlichem Gesichte verschlucken, und meinen Grimm in mein Inneres verschließen. Allein lange ertrag' ich das nicht mehr. Entweder pfeife ich alle Stücke aus, in welchen die Hagestolzen lächerlich gemacht werden; oder ich entschließe mich, wenn mir meine Standes-Genossen im Ausdpfeifen nicht gehörig Beistand leisten, lieber selbst zu heirathen, um dieser Plage los zu werden.

Diesen meinen Entschluß habe ich Ihnen eröffnen wollen, da ich erfahren, daß Sie sich in die dramatische Dichtkunst geworfen haben. Es sollte mir leid thun, wenn unsre Freundschaft an dem neuen Talent, das Sie wahrscheinlich entwikeln werden, scheitern müßte. Wählen Sie sich daher andre Karaktere, als die der Hagestolzen; denn an Lächerlichkeiten fehlt es doch in keinem Stande und in keinem Geschlecht, und ich wüßte Ihnen solche in Menge vorzuschlagen, durch deren Darstellung Sie sich eine völlig neue Laufbahn eröffnen könnten.

Ueber das Historische in Schillers Jungfrau von Orleans.

Fortsezung.

Diese glänzenden Erfolge hatten überhaupt den Geist an Karls VII. kriegerischem Hofe verändert. Der Soldat war freilich muthberauscht von den Siegen der Jungfrau; aber die Generale konnten den Neid nicht verbergen, und die Höflinge fürchteten den Einfluß dieses heiligen Mädchens auf den König, da sie, dem unwürdigen Günstling La Tremoille entgegen, dem Monarchen den Connetable von Richemont wieder zugeführt hatte. Sie sah diese Hofintriken; mischte sich aber nach der Krönung nicht weiter in die Angelegenheiten, als daß sie die Befehle, welche sie ertheilt, mit ihrem gewöhnlichen Eifer ausführte.

Beim Angriff auf Paris folgte man ihr nicht. Sie wurde schwer verwundet, und blieb einen ganzen Tag hülflos liegen. Da sie sah, wie wenig man ihrer mehr bedurfte, so schenkte sie ihre Rüstung der Abtei von St. Denys, und bat um Erlaubniß, Hof und Heer zu verlassen, um zu ihren Heerden zurückzukehren. Der König verfaßte diese Bitte zu ihrem Unglück; denn bei einem Ausfall von Compiegne ward sie bald nachher von dem burgundischen General, Johann von Luxemburg, gefangen, der sie den Engländern für 10,000 Livres abtrat.

Werfen wir, ehe wir Johannen in die Gefangenschaft begleiten, noch einen Blick auf ihr Kriegesleben zurück.

Das Eigenthümlichste in demselben war, daß sie das Blut verabscheute, und nie ihr Schwerdt zog. „Ich will meines Königs Feinde verjagen," sprach sie, „aber niemand tödten." Ueberall jedoch war sie mit ihrer Fahne. Ihr Muth, ihre Zuversichtlichkeit, ihre Heiterkeit unter allen Gefahren, ihre Schönheit und die Anmuth, welche jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen begleitete, waren die Zauber, durch welche sie wirkte. Um ihren ganzen Werth zu fühlen, gehörte wirklich eigene Größe dazu, und Dunois war vielleicht der einzige, der am tiefsten von demselben durchdrungen war. Noch in seinem spätesten Alter redete dieser Held, der sie auf allen ihren Unternehmungen begleitet hatte, mit Begeisterung von ihren wunderbaren Vorzügen, und er verlor nie die Ueberzeugung, daß sie vom Himmel inspirirt sey. Ihre Schönheit und Anmuth erhielt durch ihren kindlich frommen Sinn und ihre fleckenlose Tugend eine Heiligkeit, die über die Begreifungs-Fähigkeit ihrer Zeit hinausging. Niemand wagte es im französischen Heer, auch nur mit einem Gedanken an ihre Tugend zu rühren, und sie selbst verachtete, bei allem Selbstbewußtseyn, doch die Klugheit nicht, welche Ehrfurcht vor der Meinung trägt. War sie in einer Garnison, so schlief sie immer mit einer Frau von bekanntem reinem Lebenswandel; im Lager kam sie nie aus ihrer Rüstung, und durften ihre beiden Brüder keinen Augenblik von ihrer Seite weichen.

Wenn die Franzosen die Jungfrau für eine Gesandtin des Himmels hielten, so sahen die Engländer sie für eine Ausgeburt der Hölle, und zum wenigsten für eine Zauberin an. Ihren Teufelskünsten verdankte Karl VII. noch ihrer Meinung, die Aenderung des Waffenglücks, und sie zweifelten gar nicht, daß dieses sich nun wenden müßte, da die Entscheidung jezt wieder blos durch natürliche Kräfte geschehen könnte. Einstweilen wollten sie ihrer Gefangenen wenigstens den Proceß machen, und dieser wurde in Rouen instruirt.

Die wüthendsten Feinde der Jungfrau waren diejo-

Digitized by Google

nigen französischen Geistlichen, welche sich auf die Seite der Engländer geworfen hatten. An der Spize derselben stand Cauchon, der Bischof von Beauvais, der mit dem Bischof von Winceſter und einer guten Anzahl fanatischer Pfaffen das Tribunal bildete, vor welchem Johanna gerichtet werden sollte.

Der Anfang des Prozesses wurde, außer der harten Behandlung der armen Gefangenen, damit gemacht, daß man vertraute Leute nach Dom-Remy sandte, welche Nachrichten über ihr früheres Leben einziehen sollten. Sie brachten aber nichts, als die besten Zeugnisse zurück, und die Richter waren hierüber so erbost, daß sie jenen Emissären nicht einmal die Reisekosten bezahlten.

Das Verfahren dieses geistlichen Gerichts in dem Prozesse war ganz dem Geist der religiösen Inquisitionen der Zeit gemäß. Abgeschmacktheit, Hinterlist und Grausamkeit waren in der Untersuchung so innig vereinigt, daß der Prozeß selbst vielleicht der größte Triumph in Johanna's Leben wurde. Im Gefängniß trafen sie alle möglichen Mißhandlungen, in den Verhören suchte man sie mit scholastischen Spizfindigkeiten zu umwikeln, und als alles nichts fruchten wollte, so verfälschte man die Akten. Der Herzog von Bedfort, welcher niederträchtig genug gewesen war, bei der Untersuchung ihrer Jungfrauschaft ins Geheim zuzusehn, wollte sie nothzüchtigen, und der Graf von Stafford sie auf die Antwort ermorden, die sie ihm und mehreren andern gegeben hatte, welche zu ihr ins Gefängniß gegangen waren, und sie glauben machen wollten, daß sie wegen ihrer Lösung unterhandelten. „Ich weiß wohl," sprach sie, „daß ihr dazu weder Willen noch Gewalt habt, und daß ihr mich tödten lassen werdet, unerachtet ihr Frankreich dadurch doch nicht bekommet." Als sie sich beichtete, behauptete man sie auch in dieser heiligen Handlung, schrieb ihre ganze Beichte auf, und hatte die Demüthigung, keine Schuld in derselben zu finden. Einer ihrer Richter, der Augustiner-Mönch, Jfvmbert, war so unwillig, ein neunzehnjähriges Mädchen in den Schlingen so vieler spizfindigen Scholastiker zu sehn, daß er ihr rieth, sich an das Urtheil des Papsts und des eben in Basel versammelten Concilíums zu wenden. Als sie diese Erklärung mit vieler Klugheit gemacht hatte, befahl der Bischof von Beauvais dem Greffier, die Appellation nicht in die Akten zu bringen. Sie bemerkte es, und sagte: „ihr schreibt wohl, was gegen mich, aber nicht, was für mich ist." Dieser Greffier wollte sich am Ende nicht länger zu solchen Verunreinigungen hergeben; da entließ man ihn, und nahm einen nachgiebigern Menschen zu seinem Amte. Die Mißhandlungen aller Art, welche sie erleiden mußte, wirkten zuerst dahin, daß sie vom Fenster des Thurms, in welchem sie verwahrt wurde, herabsprang, jedoch wegen der starken Erschütterung ihres Körpers nicht weiter fliehen konnte. Dann wurde sie krank; allein man behandelte sie mit so vieler Sorgfalt, daß sie für das grausame Schauspiel, welches man mit ihr machen wollte, wieder genas. Ja man wollte sie am Ende noch foltern, allein sie schwur, daß sie alles im Voraus zurücknähme, was ihr die Schmerzen vielleicht gegen die Wahrheit abdrängen könnten, und man erließ ihr diese Marter blos, weil man fürchtete, daß ihre geschwächte Gesundheit die Schmerzen derselben nicht mehr ertragen würde.

(D. Beschl. folgt.)

Einige Züge aus dem Leben des englischen Schauspielers Quin's.

Quin hatte Georg III., noch als Prinz von Wallis, Unterricht im Deklamiren gegeben. Als er daher, nach seiner Thronbesteigung, die erste Rede von dem Thron hielt, und Jedermann über den Anstand, mit dem dieß geschehen, entzückt war, sagte Quin im Rausch seiner Freude: „ich wußte wohl, daß er gut sprechen würde, denn ich war es, der ihm den ersten Unterricht gegeben hat."

So oft Quin eine Angelruthe sah, oder nur davon reden hörte, so konnte er sich nicht enthalten, zu bemerken, daß dieß ein sehr grausames Vergnügen sey. „Wenn es nun Wesen gäbe," sprach er dann, „welche mit eben so überlegen wären, als ich den armen Fischen, und sie bekämen den Einfall, zu sagen: der Abend ist schön; wir wollen uns mit Quin-Angeln belustigen, so dürften sie nur ein Stück Wildpret an den Haken stekken, und ich könnte mich unmöglich enthalten, anzubeissen."

Quin sagte einst: „die europäischen Monarchen müßten jeden dreißigsten Januar mit einem schmerzlichen Züken im Nakken aufwachen." Man hat diesen Einfall, der sich auf die Enthauptung Karls I. bezieht, Voltaire'n zugeschrieben; er ist aber zuverläßig von Quin. Dieser gab einmal, bei einem Streit über die Rechtmäßigkeit der Hinrichtung jenes unglüklichen Königs, auf die Frage: nach welchen Gesezen die Richter Karl'n I. das Leben abgesprochen hätten, zur Antwort: „nach allen Gesezen, die er ihnen übrig gelassen hatte."

Notiz.

Als die Schweden 1706. in Sachsen landen, trieben sie von daher Kontribution acht Millionen Reichsthaler ein.

Ferner mußten ihnen täglich 30,000 Portionen Mundvorrath für die Menschen und 30,000 Pferderationen geliefert werden. Diese betrugen monatlich:

Brod	. . .	18,750 Rthl.
Fleisch	. . .	75,000 —
Erbsen und Zugemüse	. .	56,250 —
Bier	. . .	40,875 —
Butter	. . .	56,250 —
Heu	. . .	75,000 —
Haber	. . .	56,250 —
Häberling	. . .	8,250 —
Stroh	. . .	10,714 —
		403,339 Rthl.

Dieses dauerte ein ganzes Jahr lang.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 69. Den 28. August. 1811.

Hugo Grotius, der größte aller niederländischen Gelehrten, hatte auf die Cultur der meisten Wissenschaften den mächtigsten Einfluß, und sein durchdringender großer Geist machte ihn in allem, was er unternahm, gleich bewunderswürdig und verdienstvoll. Von dem Prinzen von Oranien wegen politisch-religiöser Streitigkeiten zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, entkam er durch List seiner Gattin, lebte 10 Jahre als schwedischer Gesandter in Frankreich, und starb auf einer Reise von Schweden in sein Vaterland zu Rostok den 28. August 1645. Durch sein Jus Belli et Pacis wurde er der Vater des wissenschaftlichen Völkerrechts; (1625.) aber um Theologie, (Commentar über die biblischen Schriften. De veritate religionis Christianae.) Geschichte, (de rebus belgicis) und alte Literatur (Ausgabe des Lucan. Uebersetzung der griechischen Anthologie) hat er sich verdient gemacht.

Die Quelle von Vaucluse.

Avignon, den 14. Sept. 1807.

Ich war frühe erwacht, mit der frohen Aussicht, heute noch an der Quelle von Vaucluse zu wandeln, mit dem romantischen Gedanken an die ausdauernde Liebe des holden Sängers Petrarka für seine eben so schöne, als grausame Laura, und mit dem schönen Vers von De Lille:

Vaucluse! heureux séjour, que sans enchantement,
Ne peut voir nul Poëte, et sur tout nul amant!

Keller und Hausknecht wurden scharf in Bewegung gesetzt, um — bei der bereits den Abend vorher constatirten Unmöglichkeit, einen theilnehmenden Gefährden zu finden, der wenigstens die Hälfte der Kosten der vorhabenden sentimentalen Reise mit mir zu übernehmen Lust trüge — mir auf eigene Gefahr und Kosten ein Vehikel aufzutreiben, das mich sanft und sicher nach dieser heiligen Stätte der Liebe, des Alterthums und der wundervollen Natur hinüber schaukeln könnte. Ein widriges Geschik verfolgte mich jedoch bei dieser eben so unschuldigen, als kostspieligen Unternehmung! Beinahe jeder Schritt wurde mir durch einen widrigen Umstand erschwert, und mit Gewalt wurde ich von Zeit zu Zeit aus meiner sentimentalen Stimmung und aus den angenehmen Bildern meiner Phantasie recht unfreundlich herausgerissen! — Schon der Anblick des breiten Wagen-Verleihers, den der hinkende Hausknecht des Hotels von Europa *) mir auf die Stube gebracht hatte, und der, mit einer, seiner Corpulenz wenig entsprechenden, Diskant-Stimme, mir vier und zwanzig Franken für eine Cariole nach Vaucluse auf die unverschämteste Art zu fodern wagte, hätte mich außer aller Fassung bringen müßen, wenn nicht meine, noch etwas neue, Bekanntschaft mit den Schweizer-Fuhrleuten, und der besänftigende Gedanke an die schöne Laura, mich noch einigermaßen in der Tramontane erhalten hätte.

Ungeachtet des trozigen Gesichts meines groben südländischen Pferde-Philisters wagte ich, rund zu erklären: daß er auf diese Weise nichts an mir verdienen würde, und

*) Hôtel de l'Europe ist der pompöse Name des besten Gasthofs zu Avignon, so wie Hôtel du Midi in Montpellier.

Digitized by Google

ich lieber meine Reise nach Vaucluse aufzugeben gedächte, als einen ganzen blanken Louisdor, für eine so kurze Fahrt von ungefähr 5 Stunden, auf schönem ebenem Wege, an ihn zu verspenden! Durch diese Erklärung etwas coulanter gemacht, fieng er nun an, die Schönheit und Bequemlichkeit seiner Cariole herauszustreichen, und versicherte mich dabei, daß ich für Kutscher und zwei Pferde nichts weiteres zu übernehmen, und sonst gute Bedienung haben sollte. Ich bot ihm nun — um doch einigermaßen Recht zu behalten — zwanzig Franken! — und er schlug ein!

Nach langem Erwarten kam endlich erst gegen 9 Uhr die berühmte Cariole, deren Anblick mich plötzlich, wie mit einem Zauberstab, ins 14te Jahrhundert versetzte, und durch die natürliche Ideen-Association mich auf die, nicht unwahrscheinliche, Vermuthung brachte: ob nicht etwa diese Cariole dem guten Petrarka selbst aufgehört haben könnte, der ums Jahr 1327. in dieser Gegend geliebt, kutschirt und gedichtet hat? — Zwar konnte ich aus Mangel eines philologisch-ästhetischen Handbuchs genauere Nachforschen darüber nicht anstellen, doch geht aus der nähern Beschreibung so viel hervor, daß dieses Kutschengebäude aus der schönsten Zeit der päbstlichen Wagen-Architektur Avignons herrühren, und für die spätern Zeitgenossen wunderbar erhalten worden seyn müße. Der auf zwei Rädern stehende, etwas korpulente, Kasten des antiken Fuhrwesens, war zwar auch, nach neuerer Art, ausgeschweift, oder, wie die Kunstsprache sich ausdrückt, bombirt; allein auf ganz eigene Art, einer ausgewachsenen Kürbis gleich, nach unten zu in kühnen Wellen-Linien zugespizt. Statt der äußern Lakirung war Grau in Grau, sogenanntes französisches Blum- und Schnörkelwerk mit Wasserfarbe aufgepinselt, auch das Lederwerk des großen Regendachs hie und da durch Hize und Staub ein wenig geborsten und aufgerollt, so daß der Mangel kleiner Fensterchen damit zur Bequemlichkeit des Reisenden glücklich ersezt war. Das Einschweiten in die etwas tief an der Erde hinlaufende Maschine war minder beschwerlich, als gefährlich; indem vorderfamst ein großer, eiserner Haken von außen in die Höhe geschlagen werden mußte, um die Hälfte dieser kürbisförmigen Weltkugel von der andern Hemisphäre zu trennen, und so dem Reiselustigen Gelegenheit zu verschaffen, wiewohl mit möglichster Vorsicht, hineinzuschlüpfen, wenn er nicht entweder von dem, durch seine eigene Schwere schnell wieder zufallenden, Deckel erschlagen, oder wenigstens von dem, nicht hinlänglich zurückgelegten, eisernen Haken zerrissen und zerfleischt werden wollte. Nicht ohne einige Beklemmung passirte ich glücklich zwischen dieser Scylla und Charybdis durch, und nach einem flüchtigen Blick auf die armen Thiere, wovon das eine in der Gabel schwankte, und auf den rüstigen Courier, der sich sehr decidirt auf das andere, noch unscheinbarere Hand- oder Sattelpferd geschwungen hatte, senkte ich mich langsam und in der Hofnung ruhiger Betrachtungen über die Leiden und Freuden liebender Seelen und geplagter Miethpferde in den Hintergrund meiner, mit grünem Pilsch und elastischen Hühnerfedern köstlich ausgepolsterten, Karette, die mich auch so sanft und nachgiebig aufnahm, daß ich im Niedersizen ganz zu versinken glaubte, so weich und federnreich war der wahrhaft prächtige Prälaten-Siz. (D. Forts. folgt.)

Ueber das Historische in Schillers Jungfrau von Orleans.

Beschluß.

Die Antworten, welche die Jungfrau ihren Richtern gab, waren wirklich beinah über die Einsichten ihres Zeit-Alters, und von bewundernswürdiger Mäßigung. Man ließ sie vor den Verhören schwören, daß sie auf alle Fragen die Wahrheit sagen wollte. Sie machte aber die weise Einschränkung: „mit Ausnahme derjenigen Dinge, die ich nicht ohne Meineid offenbaren könnte."

Um den Geist dieser Untersuchung näher zu bezeichnen, wollen wir aus den Akten des Prozesses einige Fragen mit ihren Antworten ausheben.

Frage: Ob ihr die himmlischen Geister versprochen, daß sie wieder frey werden würde? — Antwort: „Das geht meinen Prozeß nichts an. Wollt ihr, daß ich gegen mich selbst reden soll?"

Fr. Ob sie Feen gesehn, und was sie davon halte? — A. „Ich habe keine gesehn, wohl aber davon reden gehört; glaube aber nicht daran."

Fr. Ob es wahr sey, daß sie, wie das Gerücht gieng, im Lager ein todtes Kind erweckt habe? — A. „Man hielt das Kind für todt, und brachte es nach der Kirche. Hier äußerte es aber so viele Le-

Digitized by Google

denzeichen, daß man ihm die heilige Taufe gab. Ist es ein Wunder; so hat es Gott gethan."

Fr. Ob sie die französischen Soldaten glauben gemacht, daß ihnen ihre Fahne Glück bringen würde? — A. „Ich machte ihnen nichts glauben, sondern sagte ihnen blos: stürzt muthig mitten unter die Engländer, ich thu' es auch."

Fr. Warum sie bei Karls Krönung mit ihrer Fahne neben ihm gestanden? — A. „Da ich Mühe und Gefahr getheilt, so war es billig, daß ich auch die Ehre theilte."

Fr. Was sie von dem gegenwärtigen Pabste halte? — A. „Ich kenne ihn nicht."

Aus diesen Proben sieht man, wie verständig das neunzehnjährige Mädchen sich betrug. Aber das wars eben, was ihre Richter so übel aufnahmen. Sie waren so leidenschaftlich bei der Sache, daß oft mehrere zugleich frugen, wo sie dann mit vieler Würde ihnen sagte: „einer nach dem andern, meine Herren, wenn es ihnen gefällig ist." Manchmal, wenn man es ihr mit abgeschmackten, überflüßigen und selbst unanständigen Fragen, worin der Bischof von Beauvais besonders stark war, zu arg machte, wandte sie sich an die übrigen Richter mit den Worten: „Fraget diese Herren hier alle, ob dieß zum Prozeß gehört; dann will ich antworten."

Durch alle möglichen niedrigen Mittel gelangte man zum Ende des Prozesses, und schloß diesen mit dem elendesten Kniff, der nur erfunden werden konnte. Man las ihr nemlich ein Verbrechen vor, nie mehr die Waffen zu ergreifen, sich die Haare wachsen zu lassen, keine Männerkleider zu tragen u. dgl. — alles dieses bei Todesstrafe. Als sie es unterzeichnete, schob man ein andres Papier unter, in welchem sie sich der Unzucht, der Ketzerey, des Aufruhrs, der Hexerei u. dgl. schuldig erklärte.

Nach diesem Aktenstück wurde sie zum Feuertode verurtheilt. Dieses Urtheil ward in Rouen an ihr vollzogen, und deinah mit eben der Grausamkeit, mit der man es vorbereitet hatte. Ihr Tod war sehr langsam; denn man hatte sie absichtlich so hoch gestellt, daß die Flammen sie nur allmählig erreichen konnten. Es ist nicht der Mühe werth, einigen für sie begeisterten Geschichtschreibern gegen das Zeugniß andrer und glaubwürdigerer Männer ihre große Standhaftigkeit im Tode nachzurühmen. Nein! Das arme unschuldige Mädchen brach in Thränen und sanfte Klagen aus; aber man hörte kein anderes Wort von ihr, als den wiederhohlten Schmerzensruf: Jesus! Jesus!

Dieß war das Ende eines der wunderbarsten Wesen, welche je in die Geschichte eines Zeit-Alters eingegriffen haben. Das ihrige ließ ihr eine unnütze Gerechtigkeit widerfahren, und Viele ihrer Feinde selbst zeugten noch von ihrer Unschuld. Mehrere ihrer Richter entfernten sich unwillig vor ihrer Hinrichtung. Einer von ihnen stürb vor Reue über das Urtheil, das er gesprochen hatte. Ihr Henker selbst klagte nachher mit Thränen, Gott würde ihm die Marter nie verzeihn, die er diesem heiligen Mädchen angethan habe, und ein Sekretär des Königs von England schrieb auf die Nachricht von Johanna's Tode: „wir sind alle verloren und entehrt durch diese abscheuliche Hinrichtung einer unschuldigen Jungfrau."

Karl VII., dem man mit allem Recht vorwerfen kann, daß er nicht genug für die Befreiung seiner Retterin gethan habe, ließ nachher ihren Prozeß revidiren, und Johanna's Namen wieder in Ehren einsetzen. Ihre Richter traf der Abscheu des ganzen Zeit-Alters, und Ludwig XI. machte noch zween derselben den Prozeß. Zu ihrer wunderbaren Erscheinung gehört noch der Umstand, daß sich nach ihrem Tode drei falsche Johannen nach einander erhoben haben.

Bis hieher war es ein angenehmes Geschäft, die Bewunderung, welche die Dichtkunst Johannen errungen, durch die Geschichte zu rechtfertigen, und vielleicht noch zu erhöhen. Nun aber, da wir die übrigen Personen, welche in Schillers Gedichte auftreten, in der Wirklichkeit aufsuchen müssen, werden wir zuweilen durch die drückende Betrachtung unterbrochen werden, daß sich Wahrheit und Dichtung meistens zu unähnlich sind, als daß man sich beider zugleich erfreuen könnte. Wir beeilen uns darum, in Kürze die Hauptpersonen dieses Drama's durchzugehn.

Karl VII., der wohl bediente, der sieg reiche zugenannt, war ein schwacher Karakter mit Tugenden, die wenig nützten, und mit sogenannten liebenswürdigen Fehlern, die ihm vielleicht besser fruchteten, als die auszeichnetsten Eigenschaften. Obgleich sehr tapfer als Soldat, bedurfte er dennoch der auszeichneten Menschen, welche sich an seine Schicksale geknüpft hatten. Meist handelten diese für ihn, und dieß oft gegen seinen eigenen Willen, so daß der Präsident von Henault ganz richtig von ihm sagen konnte: „er war gewissermaßen nur Zeuge der Wunder, welche unter seiner Regierung geschahen." Dieser Fürst hatte ein ganz eigenes Glück mit den Weibern und mit seinen Freunden. Jaqueline de Hainault, seine frühere Geliebte, warf Zwietracht unter seine Feinde. Agnes von Sorel hob ihn durch ihre hohen Gesinnungen empor; seine Gemahlin, Maria von Anjou, nützte ihm durch guten Rath, und Johanna d'Arc rettete sein Reich. In dem Connetable von Richemont, in du Chatel, in la Hire und Dunois besaß er Freunde, die, so oft sie auch durch seine unwürdigen Günstlinge beleidigt wurden, dennoch nicht von ihm wichen. Einer der größten Flecken in seinem Leben ist die Gleichgültigkeit gegen Johanna's Schicksal. Mehrere Geschichtschreiber legen sie, ohne Karln freilich dadurch rechtfertigen zu können, der Sokel zur Last, die sich vor dem Einfluß und den Tugenden der Jungfrau gefürchtet haben soll. So glücklich mit seinen Freunden, so unglücklich war er mit seinen nächsten Blutsverwandten. Seine Mutter, Isabeau von Baiern, war wirklich so sehr seine Feindin, als sie sich in Schillers Gedicht darstellt, und sein Sohn, der nachmalige Ludwig XI., empörte sich mit Glück gegen ihn. Als er gestorben war, wagte

Digitized by Google

es niemand, aus Furcht vor seinem Nachfolger, der den Namen des französischen Tibers nur zu wohl verdient hat, ihm die letzte Ehre anzuthun. Da trat du Chatel hervor, hielt die Obsequien auf seine Kosten, und fiel dadurch, was er wünschte, in Ungnade. Man erzählt sich ein schönes Wort von Karln, mit dem wir ihn hier verabschieden wollen. „Wo ist die Wahrheit hingekommen?“ pflegte er zu sagen; „sie muß gestorben seyn, und dieß ohne einen Beichtvater gefunden zu haben.“

Die Königin Mutter, Isabeau von Baiern, Karls VI. Wittwe, ist einer der abscheulichsten Karaktere, welche die Geschichte kennt. Sie starb 1435. zu Paris im Elend, in allgemeiner Verachtung, und in Gram über ein Leben, das sie nicht einmal zu bereuen stark genug war.

Agnes Sorel, Karls VII. Geliebte, hatte das seltene Glück, die Freundin seiner Gattin, Maria von Anjou, zu seyn. Sie war wirklich eine Frau von hohen Gesinnungen, und wirkte durch dieselbe entscheidend auf das Schicksal ihres Freundes. König Franz I., der feylich viel Sinn für weibliche Vorzüge hatte, rühmte sie in folgenden Versen:

Gentille Agnes, plus d'honneur tu mérite,
La cause étant de france récouvrer,
Que ce que peut dedans un cloître ouvrer
Close nonain, ou bien dévot hermite.

Und zuverläßig ist es, daß ihrer Karakterstärke es zuzumessen ist, wenn Karl die Hofnung, sein Königreich wieder zu gewinnen, nicht aufgab. Bereits wollte er sich jenseits der Loire ziehn, wodurch seine ganze Parthei muthlos, und das Zeichen eines allgemeinen Abfalls gegeben worden wäre. Da sagte ihm Agnes: „sie wisse, daß ihr Schicksal sie zur Geliebten eines großen Königs bestimmt habe, und daß sie entschlossen sey, diese Bestimmung entweder mit ihm, oder mit seinem Sieger zu erreichen.“ Diese Drohung der Liebe hat Frankreich vielleicht gerettet.

Philipp der Gute, Herzog von Burgund, tritt in der Geschichte ganz anders auf, als im Gedicht. Außer dem, daß er erst 1435. den Frieden von Arras (1435.; und 1431. wurde Johanna verbrannt,) sich mit Karln aussöhnte, änderte er seine Meinung gegen die Jungfrau so wenig, daß er zu bloßer Befriedigung seiner Neugierde sie in Gefängniß besuchte.

Johann von Orleans, Graf von Dunois, des ermordeten Herzogs Ludwig von Orleans und der Dame de Cany Sohn, vollführte die erste Waffenthat vor Montargis, welche Karls VII. neues Glück eröfnete. Tapferkeit und Redlichkeit waren die Grundzüge seines Karakters. Im französischen Heere zeichnete er sich besonders durch seine Bewunderung der Jungfrau aus, von der er noch in seinem höchsten Alter nicht ohne eine Rührung sprach, die wohl viel von ihrer Innigkeit einer edlen Liebe verdankte.

La Hire und du Chatel gehörten zu den treusten und besten Kämpfern in Karls VII. Heere. Von dem ersten wissen wir wenig mehr, als den Ruf einer großen Tapferkeit; du Chatel aber ist tiefer in seines Königs persönliche Schicksale verwickelt. Als ein kraftvoller Kopf begieng er manches, was nur Karl verzeihen konnte, wie z. B. den Mord des Dauphin von Auvergne im Staatsrath des Königs, und vor den Augen des Monarchen; seine Verschwendung der, ihm zur Unterstützung von Meulun anvertrauten, Gelder, und seine Ermordung des Vaters von Philipp von Burgund. Letzteres Verbrechen wirkte viel auf Karls VII. Schicksal, indem es die Aussöhnung mit den Burgundern verhinderte. Zuverläßig ist aber auch, daß sich du Chatel diesem Verhältniß aufzuopfern suchte, und sich, damit sein Monarch den wichtigen Connetable von Richemont wieder gewann, zu einem freiwilligen Exil verurtheilt hat.

Noch ist Talbot unter den bedeutendern Karakteren des Gedichts übrig. Seine Zeit hat ihn bald den Achill, bald den Hektor seines Volks genannt. Wirklich schien er auch durch das Ende seines Lebens letztere Vergleichung zu bestätigen. Er fiel, freilich erst weit später, als bei Schiller, im Jahr 1453. in der Schlacht bei Castillon, und mit ihm endigte sich gewissermaßen die Herrschaft der Britten in Frankreich.

Homers Vaterland.

Nach Sannazar.

Smyrna, Rhodus, Kolophon, Salamis, Jos, Argos, Athene,
Welcher ist der Himmel gebar den Mäonien allein.

Eugenia.

Mögt ihr spotten, wenn mich Eugenias Reize bethören!
Süße Thorheit, du stehst über der kalten Vernunft!
Haug.

Notiz.

Bekanntlich haben die Spanier den Gebrauch des Tabaks aus Amerika mitgebracht. Sie lernten ihn auf den antillischen Inseln kennen, und bekleiden den, von allen europäischen Völkern angenommenen Namen, wie er in der Sprache von Hayti oder S. Domingo lautete. Auch in Mexiko und Peru wurde zur Zeit der Entdeckung von Amerika von den Eingebornen geraucht und geschnupft. Im ersten Lande nannte man den Tabak Petl, im zweiten Sayri. An Montezuma's Hofe brauchten ihn die Großen als ein Narcoticum, nicht nur für den Mittagsschlaf, sondern auch um Morgens, gleich nach dem Frühstück, zu schlafen. Man rollte die Blätter zu Zigarren zusammen, mischte gemeiniglich noch einige aromatische Stoffe dazu, und steckte die Rolle in ein Rohr, das man mit der einen Hand hielt, um es zum Munde zu führen, während man sich mit der andern die Nasenlöcher zuhopfte, um den Rauch desto leichter zu verschlingen.

Seit etwa 90 Jahren ist die Consumtion des Tabaks in Europa eilfach gestiegen. Gegenwärtig werden von allen europäischen Nationen und den Nord-Amerikanern jährlich im Durchschnitt beinah 45 Millionen Pfund (franz. Gew.) Tabak von Canton ausgeführt.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 70. Den 31. August. 1811.

Johann Baptist Colbert, Marquis von Seignelay, geboren den 31. Aug. 1619., war von 1661. bis an seinen Tod 1685. französischer Staatsminister und Generalcontroleur der Finanzen. Durch ihn erreichten Handel und Fabriken ihren höchsten Flor; er errichtete die ost- und westindische Handelscompagnie, belohnte Künstler jeder Art reichlich, stiftete das Pariser Observatorium und die beiden königlichen Academien der Wissenschaften und der Inschriften, und schuf Ordnung in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Als Finanzier war er nicht nur, wie Sully, großer Reformator, sondern auch außerdem Schöpfer durch die Verbindung, in welche er erhöhte und vervielfachte Nationalthätigkeit mit den Finanzen setzte, und durch sein, auf befestigten Credit gegründetes, Anleihnsystem.

Der Antiken-Sal zu München.

Unter die manchen geräuschlos aufblühenden, aber desto mehr wirkenden öffentlichen Anstalten unserer Königsstadt, von denen das Ausland bisher nur dürftige, zum Theil selbst unrichtige Nachrichten*) erhielt, gehört der Antikensal. Nicht durch Menge der Gyps-Abgüße, aber durch sinnige, auf Erhöhung des Kunstgenusses, wie auf Erleichterung und Förderung des Kunstunterrichts berechnete, Einrichtung und Anordnung zeichnet sich derselbe vor den meisten, vielleicht vor allen Antikensälen und Museen aus. Den Fond bildet die Mannheimer Sammlung von Gyps-Abgüßen, welche im Frühjahr 1806. von Würzburg, wo sie eine Zeitlang gelegen hatten, hieher gebracht worden waren. Der kunstliebende Churfürst Johann Wilhelm hatte sie in Italien abformen, und nach Düsseldorf bringen lassen: gewiß ein für seine Zeit einziges Beyspiel! Dazu kommen einige wenige Abgüße der vormaligen Münchner Akademie, von denen die zwei äußerst seltenen des in Herkulanum aufgegrabenen Fauns und Merkurs bemerkenswerth sind. Die bedeutendste Vermehrung erhielt die Sammlung mit dem Jahre 1807. durch die Liberalität des Königs, welcher alles, was an Statuen, Büsten und Basreliefs Getti in Paris abgeformt hatte, ankaufte, und in Rom antike architektonische Ornamente für die Akademie durch den Architekten Naddi abformen ließ.

Das Gebäude, in welchem die Statuen und Büsten nun aufgestellt sind, wurde während des Krieges vom J. 1809. aufgeführt, und selbst die, freylich nur kurz dauernde, Anwesenheit des Feindes in München konnte den Bau nicht unterbrechen. Es steht in dem Hofe des Akademie-Gebäudes, in den aus der Neuhauser Straße zwei Durchfahrten führen, und hat drei Säle, in deren größten man durch eine hohe Flügelthüre aus dem Hofe tritt. Die am Eingange stehenden kolossalen Büsten Jupiters und Minervens weihen den Eintretenden zum weisen und erhebenden Kunstgenuß ein. In der Mitte des Sals empfangen ihn der Herkules Farnese und die Flora von Nea-

*) Mir ist keine andere Nachricht davon zu Gesicht gekommen, als jene, welche ich im Jänner Stück 1811. des Journals des Luxus und der Moden findet, und von diesem gelten, so wie überhaupt von den dort seit einiger Zeit aus München einkommenden mit — bezeichneten Nachrichten allerdings beide Prädikate.

Digitized by Google

pel, diese Bilder ewiger Kraft und Heiterkeit. Durch die Thür des rechts anstoßenden Saals fällt sein Blick auf die imposante Pallas von Velletri, und ihr gegenüber stellt sich links die Büste des erhabenen Stifters der Anstalt von Spalla aus Turin, einem Schüler Canovas, in Marmor verfertiget. Mit dankbarer Rührung erkennt jeder Beschauer die Wahrheit der, von einem Genius an das Piedestal mit goldenen Buchstaben hingeschriebenen, Worte: Scientiarum, bonarum artium restitutor, patronus. Theils frey, theils an den einfach oliventarb gefärbten Wänden stehen die übrigen Statuen und Büsten so vertheilt, daß sie günstige Beleuchtung genießen, und auch wieder als prachtvolle Verzierung in dem Raume erscheinen, dem Künstler, wie dem Liebhaber, eine anschauliche Idee von Verbindung der Plastik mit Architektur gewährend. Die Basreliefs sind größtentheils an den Basen der Statuen befestiget, und geben einen schönen, oft bedeutungsvollen Anblick. So gewährt die kolossale Büste der ludovisischen Juno mit den an ihrer Base befestigten Basreliefs der Motopen am Parthenon zu Athen, des Antinous der Villa Albani (aus den Zeiten Hadrians) und der 3 Provinzen (aus der noch spätern und verdorbenen Zeit der römischen Kunst) einen treffenden Ueberblick der verschiedenen Kunstepochen. Die Sammlung der architektonischen Ornamente befindet sich nebst illuminirten Abbildungen von Raphaels Logen in der Galleria eines Nebengebäudes, an den Wänden aufgestellt oder befestiget.

Der Antikensal empfängt von der Nordseite durch 16 Schuh hohe, und 9 Schuh breite Fenster ein ergiebiges, aber gemildertes Licht. Die Fenster sind mit beweglichen Läden versehen, die man nach Belieben ganz oder theilweise öfnen und schließen kann. Alle Statuen stehen auf beweglichen Fußgestellen, die ohne Mühe nach allen Seiten gedreht werden können. Mit ihnen drehen sich die, an den Basen befestigten Basreliefs, und so kann jeder Statue, und den meisten Basreliefs jede Beleuchtung, die man wünscht, im Tageslicht gegeben werden, ein Vorzug, der nur unserm Antikensal eigen ist, und die grelle Fakel oder Lampenbeleuchtung ganz unnöthig macht.

Seit dem ersten Mai d. J. ist der Antikensal von Morgen bis Abends dem Publikum geöfnet. Darum findet auch das häufige Zusrömen nicht statt, welches im vorigen Jahre in den nur zweimal der Woche geöfneten naturhistorischen und physikalischen Sälen der Akademie der Wissenschaften jedem Gebildeten den Genuß erschwerte und verbitterte. Den gaffenden Pöbel, der dort in dummer Gedankenlosigkeit Maschinen anstaunte, die er nicht verstand, oder über die wunderliche Gestalt ausländischen Fische und Vögel lachte, die ihm niemand nannte, und sich beinahe blos an der camera obscura ergözen konnte, scheint vom Antikensale die auch dem ungebildeten Menschen Ehrfurcht gebietende Schönheit zurückzuhalten. Kunstfreunde finden bereite Führer und Erklärer an dem Direktor der Akademie Hr. Langer und seinem Sohne, und jeder Fremde kehrt gewiß mit doppelt angenehmer Erinnerung aus diesem Sale zurück, wenn ihm das Glück geworden ist, die Bekanntschaft dieser beiden, als Künstler und Menschen gleich achtungswerthen, Männer zu machen, denen der Antikensal die ihn auszeichnende, verständige Einrichtung und Anordnung verdankt.

Die Quelle von Vaucluse.

Fortsezung.

Ein kräftiger, hellklallender Schwung der kurzen aber diken Courierpeitsche meines Führers brachte allmählig die ganze Maschine in Bewegung. Es war ein derber, wohlgemachter Kerl von Postillion mit einem dunkelgrün manchesternen Reitkamisol und einem kurzen dicken Zopf im Nacken, an welchem noch Spuren der ehemaligen Mode, Puder in die Haare zu streuen, deutlich zu sehen waren! Der Zopf hatte bei der französischen Reitmanier seines Herrn durch anhaltende Oscillationen ein merkbares Loch in den Rücken des Kamisols, nicht aber des hartleibigern Fuhrmanns eingehämmert, und das schöne Adagium aus Seybold: Gutta cavat lapidem non vi sed saepe cadendo etc., das auch mir seiner Zeit eingehämmert wurde, fiel mir dabei ganz warm aufs Herz.

Leider mußte ich nur zu bald erfahren, daß mein Postillion nicht nur einen steinernen Rücken, sondern auch ein steinernes Herz hatte, indem er mit seinem armen geplagten Vieh von Pferden unbarmherzig umgieng; denn kaum waren wir zum Thor de l'Oule hinaus, (das, im Vorbeigehen gesagt, unter Pius VI. erbaut, von guter Architektur, mit einer schönen Attica geziert ist) an der gar wunderbar schönen zackigten Stadtmauer herum, auf dem schönsten Weg, ungefähr eine Viertelstunde gefahren,

Digitized by Google

so stürzte die kraftlose Mähre in der Gabel mit der ganzen Gewalt der auf ihr liegenden Last zu Boden! Dahin waren nun alle Gedanken an den sanften Sänger der Liebe und an die Naturschönheiten der Quelle von Vaucluse! Nur das ärgerliche Gefühl hatte sich meiner bemächtiget, daß ein armes Thier — um die unnütze Wißbegierde eines empfindsam seyn wollenden Gelbschnabels zu befriedigen, und um des niedrigen Eigennutzes eines Prellhengsts von Pferdephilisters willen — so unbarmherzig mißhandelt werden sollte! — Der Sturz war wirklich heftig, so daß ich nichts weniger, als zwey gebrochene Vorderbeine befürchtete. Ich sprang daher im höchsten Affect aus meiner Melone heraus, ohne im Eifer zu bemerken, daß ich an der verdammten Scylla von Kutschenhaken hängen geblieben war, um meinen Postillion zu verhindern, nicht noch grausamer das im Geschirr verwikelte, halb todt da liegende Thier durch Peitschenhiebe zur Aufersteh ung in eine Welt zu zwingen, die ihm zur Hölle geworden war. Mit dem ernsthaftesten Ton erklärte ich meinem Führer, daß ich nicht weiter fahren würde, und keine Centime für ein so erbärmlich zusammengesetztes Fuhrwerk zu zahlen gesonnen sey! — Allein dadurch ließ sich der Bengel nicht irre machen; mit Hülfe einiger herbei gekommenen Landleute wurde das Pferd losgeschirrt, und endlich wieder auf die Beine gebracht. Der Fall eines Beinbruchs war also glücklicher Weise nicht vorhanden, doch lief das Blut strom weis von den zitternden Knien herab. Ich wußte mich wider Willen entschließen, wiederum einzusitzen, denn der Postillion erklärte mir ziemlich imperativ, daß ich nun einmal weiter fahren und bezahlen müßte, und daß er im nächsten, an der Straße liegenden, Wirthshaus das Gespann anders einrichten, das verunglückte Pferd bis zur Rückkehr stehen lassen, und mich wohlbehalten an Ort und Stelle bringen würde. Gegen diese Gründe ließ sich allein und ohne Bekanntschaft mit der Volkssprache nicht viel einwenden, es gieng also grausamer Weise wiederum vorwärts, unsre Spur blieb mit Blut bezeichnet, und wenn der unglückliche Gaul hätte sprechen können, so hätte ich mir lieber mein gutes Gehör verwünscht. Bald genug kamen wir an das einzeln an der Straße liegende Haus, um dem Gefallenen hier jene Ruhe zu gönnen, die ihm selbst an der Quelle von Vaucluse nicht geworden seyn würde. Während mein Postillion seine neue Einrichtung traf, versuchte ich Trost in dem von außen nicht unansehnlichen Haus. Der Eingang führte, wie gewöhnlich bei solchen Landwirthshäusern in Frankreich, zuerst in die Küche, die zugleich Wirthsstube, Wohnzimmer und Schlafgemach war, alles in einen angenehmen Flor von Camin-Rauch gehüllt! Ein altes Mütterchen saß am Feuer mit Kochen beschäftigt, und schien auf meine, ihr unverständlichen, Fragen nur wenig zu achten — sie war taub, und grinzte mich unfreundlich an. Freundlicher lächelten die schönsten Weintrauben aus einem Körbchen auf dem Tische mir entgegen, von denen ich nach Herzenslust zu speisen durch Winke Erlaubniß bekam. Darüber vergaß ich nun beinahe alle Leiden der Liebe und der unglücklichen Carioi-Pferde, und warf zum Dank dafür der alten Mutter etwas Geld in die Schürze. Unterdessen hatte sich mein Fuhrmann zur weitern Reise angeschikt, und stand sir und fertig das Sattelpferd in der Gabel! Ich konnte nichts anderes erwarten, als daß der Fuhrmann sich nun neben mich in die Cariole setzen würde; allein dieß ließ ihm seine französische Lebensart nicht zu, vielmehr pflanzte er sich ganz still und bescheiden, jedoch aber nicht zum Vortheil für das arme Pferd, auf das Hintertheil der Gabel, seitwärts, um mir das Profil seiner Fuhrknechts-Physiognomie rechts, und dem Pferde die Peitsche links zu gönnen. So gieng es, zwar etwas langsamer, aber doch immer noch gut genug vorwärts, auf dem schönsten ebenen Weg, zwischen Pappeln und Weiden, das Land mit Roggen und Weizen angebaut, und mit schönen Maulbeerbäumen überstät. Bald wird das Land magerer, Sand und Kieselsteine überdecken das Erdreich, und kaum bemerkt man die Nähe eines reissenden, sehr gefährlichen Flusses — die treulose Durance, die im Sommer und Spätjahr im unbedeutenden Bette sich still und klein durch Sand und Kieselsteine durchwindet, aber im Winter und Frühjahr die ganze Gegend überschwemmt, und das fruchtbare Erdreich mit Kieseln bedekt. Hier wurden oft Reisende mehrere Tage aufgehalten, weil weder Durchgang noch Ueberfahrt möglich war, und die Anlegung einer Brüke bisher für unausführbar gehalten wurde. In der neuern Zeit sind jedoch alle Schwierigkeiten besiegt worden, und nun steht hier eine prächtige Brüke von 45 Bogen ganz von Holz mit künstlicher Balken-Verbindung angelegt! Sie ist roth angestrichen, und mit Kieseln überführt, war aber damalen noch gesperrt. Vierzehn Tage später giengen die schwersten Lastwägen über diese meisterhaft angelegte Brüke, die dem Gouvernement und ihrem Baumeister Ehre macht. Eine besondere Medaille ist aus Anlaß dieses Brükenbaus über die Durance geprägt worden, die zu der Suite der prächtigen, unter Napoleons Regierung geschlagenen, Denkmünzen gehört.

Für diesmal mußte ich noch unter der Brüke durch den seichten Fluß paßiren, jedoch ohne merkliche Gefahr für mein eben nicht wasserdichtes terrestrisches Fuhrwerk. Links am Wege läßt man nun das ehemalige Karthäuser-Kloster von Bonpas liegen, das dermalen zerfallen und öde, aber sehr imponirend, noch jezo die Aufmerksamkeit des Wanderers reizt. Es soll ehemals den Tempelherrn gehört haben. Heutzutag kann es nur ein ungeheurer Schlupfwinkel für Eulen und Räuber seyn, bis auch für dieses, und andere in Menge vorhandenen öden Klöster-Gebäude in Frankreich eine andere nüzlichere Bestimmung von der Regierung ausgemittelt seyn wird.

Hier war ehemals die Gränze des Comtats, jezo scheidet der Fluß das Departement von Vaucluse vom Departement der Rhone-Mündungen. Auf der linken Seite des Flusses ist ein Canal gegraben, um das schnelle Ablaufen des Wassers bei Ueberschwemmungen zu bewirken, und das cultivirte Land vor den Verwüstungen dieses Flusses zu schüzen.

Digitized by Google

Bald trennt ſich der Weg, der über Aix nach Marſeille führt; für heute ließ ich dieſen ſüdlich liegen, in der Hofnung, bald auch dorthin, an die Küſten des mittelländiſchen Meeres zu gelangen; endlich wendete ſich mein Weg, um an den Kalk-Felſen von Vaucluſe und an dem Urſprung der Sorgue meine Liebesflammen abzukühlen!

Eine angenehme fruchtbare Ebene, ungefähr vier Stunden im Umfang, wird von der Nordſeite durch die hohen Felſenwände von Vaucluſe (Vallis clausa) begränzt und gleichſam geſchloſſen. Das Land gleicht einem Garten, worin Weinreben und Fruchtfelder, Weiden, Pappeln und Feigenbäume zerſtreut liegen, doch muß man nicht die reich angebauten Rheingegenden kennen, wenn man von dieſem Grad der Cultur in Verwunderung geſetzt werden ſoll. Der Anbau des Landes bedarf übrigens nur weniger Arbeit, die Erde wird mit einer breiten Schaufel umgeſtoßen, und dann mit einem ſchweren Rechen geegt. Man kömmt an dem kleinen, aber induſtriöſen, Städtchen Isle vorbei, in deſſen Vorſtadt, dicht am Wege, ein Wirthshaus jedem Pilgrim zur Quelle von Vaucluſe empfohlen wird. Es führet den Schild zum Grenadier! Auch mir wurde dieſer Grenadier zur Mittagstafel angeprieſen; ich ließ ihn daher im Vorbeifahren vor die Fronte meiner Cariole marſchiren, um ein gutes Mittageſſen nach meiner Rückkehr zu beſtellen. Der Wirth machte gewaltige Komplimente, hatte manches mit meinem Poſtillon in Geheim, wahrſcheinlich über die Qualität meines Geldbeutels zu verhandeln, und aus ſeinen Geſichtszügen ließ ſich eben nichts Gutes für mich argumentiren.

Da es, des ſüdlichen Clima's ungeachtet, anfieng, kalt und windig zu werden, ſo daß mich ſelbſt in meiner Cariole fror, und mein Poſtillion mich überdieß verſicherte, daß an der berühmten Quelle nichts, auch nicht einmal trinkbares Waſſer zu haben ſey, ſo frug ich den Wirth nach gutem Wein. Sogleich wurde mir eine delikate Bouteille „Vin vieu de Lanérte“ um billigen Preis herbeigebracht, womit ich mich mit meinem Fuhrmann erwärmte und ins beſte Vernehmen ſetzte, ungeachtet wir gegenſeitig kaum die Hälfte von dem verſtanden, was wir mit einander zu ſprechen hatten.

Noch eine Stunde hatten wir von Isle bis an die Quelle landeinwärts zu fahren, während welcher der ruhige Gang der Cariole, die Wirkung des guten aber ſtarken Weins, und die wiederum etwas magerer werdende Gegend zuſammen wirkten, mich in ſanfte Träume über meinen Petrarka einzuwiegen. Auf einmal wurde ich aber, beim mechaniſchen Eingreifen in meine Rocktaſche, mit der höchſt unangenehmen Entdeckung aus dem Schlummer geriſſen, daß ich beim ſchnellen Herausſpringen aus der verdammten Cariole meine neue Reiſe-Jake an dem Unglück bringenden Kutſchen-Haken erbärmlich zuſammengeriſſen hatte! Abermals ein Unfall, der alle poetiſche Stimmung auf lange verſcheuchen mußte!

Indeſſen waren wir an einer der Papiermühlen, dicht bei der Quelle angekommen. Hier mußte halt gemacht werden, um auf einem ſchmalen Fußweg nach der heiligen Stätte zu wandeln, deren Nähe die überhängende ſchauerliche Felſenwand, das ungewohnte Dunkel und die Stille des Orts ahnden ließen! — Aus einer Laube mit Weintrauben umhängt, ſchwebte von Ferne her ein weiblisches Weſen, rechts von der Papiermühle mir entgegen; ſchon wähnte ich in ihr eine ſanfte Laura, deren ſüßen Namen auch jezo noch das Echo der Felſen wiederhallt, aber ach! es war keine Laura! Der zerlumpte, ſchmuzige Anzug, und bei mehrerer Annäherung, ein ſchlimm duftender Knoblauchgeruch, zerſtörten höchſt unangenehm dieſe romantiſche Vermuthung! Nicht einmal die kleine unſchuldige Freude wollte die ſüdlich-ſchmuzige Dirne mir gewähren, ſich von mir Laura nennen zu laſſen, ſie behauptete hartnäckig, ſie heiße Anne! Im Verdruß ließ ich ſie eine Zeitlang ohne Troſt neben mir hertrippeln, und unverſtändliches Zeug herunterplappern, das ihr über die Volksſagen dieſer Gegend zu Erdaſchung einer kleinen Gabe eingelohnt worden ſein mochte. Ein beſſerer Cicerone war mir mein derber Fuhrmann, und der beſte, mein bewaffnetes Aug! —

(D. Forſt. folgt.)

Zwei wahre Anekdoten von Kunſtkennerey.

Eine Frau, welche für eine Gelehrte gelten will, weil ſie Ueberſezungen engliſcher Romane drucken ließ, bemerkte, als man ihr im Antikenſaal zu *** den Apollino wies: „ich hätte nie geglaubt, daß ſich die Alten „den Adällino ſo zart dachten!“

Im nämlichen Saale verſtand Herr ***, der viel über Kunſt ſpricht und ſelbſt ſchreibt, als ihm Abgüſſe von einigen Basreliefs an dem Parthenon zu Athen gewieſen wurden, Pantheon (zu Paris) anſtatt Parthenon, und behandelte dieſe Meiſterſtücke griechiſcher Kunſt als franzöſiſche Kunſtwerke mit vieler Wegwerfung.

Die Liebe.

Nach dem Engliſchen von Rocheſter.

Der Leidenſchaften edelſte,
Der Unſchuld ſüßes Ruhebette,
Der Jugend freundliche Gefährtin,
Mit Wünſchen ohne Zahl beladen,
Von Wahrheit oft, nicht ſtets bekränzt,
Der Nektartropfen, den der Himmel,
In dieſes Lebens herben Trank
Gemiſcht, ihn zu verſüßen, iſt die Liebe.

Ruh in der Unruhe.

Was ſucht bei Donner, Blz und Hagel du?
„Im freien Feld vor meinem Weibe Ruh!“

Hens.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 71. Den 4. September 1811.

Die Regierung des Padischa Sulejman, des Prächtigen, der am 4. Sept. 1566. im Lager vor Sigeth starb, ist nebst der seines Vaters Selim des 1. die glänzendste Zeitperiode der osmanischen Waffen. Sulejman, der Eroberer des halben Ungarns, der Festung Belgrad und der Insel Rhodus, durch dreizehn Schlachten der Schrecken Deutschlands, und der Bundesfreund Franz des Ersten, schließt die Reihe von zwölf Sultanen, die seit Osman in 250 Jahren geherrscht hatten, alle muthvoll, alle kriegerisch, fast alle unaufhörlich siegend. Seit seinem Tode bis auf unsre Zeiten waren in gleichem Zeitraum zwanzig Sultane, und unter ihnen nicht zwei muthvolle Krieger, und nicht ein siegreicher Regent.

Die Geister-Erscheinung, eine Geschichte, der, troz ihrer Unwahrscheinlichkeit, nichts zur Wahrheit fehlt.

Ich hatte durch den Pariser Juwelier M . . . die Bekanntschaft einer Familie gemacht, welche sich aus dem Handel zurückgezogen, und in Stille und Bequemlichkeit in Versailles lebte. Bei einem Besuch, den ich dieser sehr liebenswürdigen Familie einst machte, kam das Gespräch auf Ahnungen, Geister-Erscheinungen und ähnliche Gegenstände, die, wenn gleich von den Meisten als abgeschmackte Vorurtheile verworfen, dennoch am häufigsten besprochen werden, weil gewöhnlich ein oder der Andre ein Geschichtchen der Art zu erzählen weiß, und das Wunderbare überhaupt, auch in der bloßen Dichtung, einen großen Reiz für alle Menschen hat.

Der Zirkel bestand, außer den Gliedern der Familie selbst, aus mehreren Freunden vom Hause, und ich konnte mich kaum des Lächelns enthalten, als ich alle diese, zum Theil sehr gebildete und vorurtheilsfreye, Menschen im Glauben an Geister-Erscheinungen völlig übereinstimmend fand. Ich wagte es zu widersprechen, und sagte, daß, so viel ich auch schon von dergleichen Erscheinungen gehört, ich doch noch niemand begegnet, der selbst eine gehabt zu haben behauptet hätte.

Da sind wir glücklicher gewesen, antwortete mir ein Oheim des Hauses, wenn es anders für uns, die wir ein Glied unsrer Familie als Opfer einer solchen Erscheinung beweinen mußten, ein Glück zu nennen ist. Es sind wenige unter uns, die die Mademoiselle B . . . nicht gekannt haben, und einige von uns haben noch aus dem Munde ihres Vaters nähere Umstände erfahren, von denen sie nicht selbst Zeuge gewesen war. Was können Sie gegen die Erfahrung einer ganzen Familie einwenden, welche mit einem Geiste zu Mittag gegessen, und mehrere Stunden gescherzt und gelacht hat?

Diese Erscheinung, antwortete ich, hat wenigstens einen fröhlichen Karakter, was sonst nicht der Fall ist. Aber ich wäre begierig, die nähern Umstände davon zu vernehmen.

„Die Familie der Mademoiselle B . . ., fieng Herr M . . . an, zu erzählen, erwartete einen jungen Mann aus dem Elsaß, der diesem Frauenzimmer von beider Vätern zum Gatten bestimmt war. Man hatte in jeder Rücksicht so viel Gutes von ihm gehört, und seine Briefe hatten in dem Herzen der Braut ein so schönes Bild von

ihm erweckt, daß Niemand eine der Besorgnisse hegte, zu denen man sonst berechtigt ist, wenn man sich auf's engste mit einer Person verbinden soll, die man noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Der erwünschte Tag kam endlich, und mit ihm der sehnlich Erwartete. Die Familie war eben im Begriff, sich zu Tische zu setzen, als er hereintrat. Sie können sich die herzliche Bewillkommung, und die angenehme Verlegenheit der Mademoiselle B . . . beim Anblick des großen, schönen, blühenden Mannes denken, der ihr zum Gefährten ihres Lebens bestimmt war. Natürlich mußte er gleich seinen Platz neben der Braut bei Tisch nehmen, wurden in Eile noch einige Freunde zum Essen gebeten, und herrschte der heiterste Geist in dieser Gesellschaft."

„Man blieb bis gegen Abend sitzen, als der Bräutigam plötzlich aufstand, und sich, unter Vorschützung eines dringenden Geschäfts, entfernte. Man glaubte eine besondere schmerzliche Bewegung in seinem Gesicht zu erkennen, und gab sich alle Mühe, ihn zurückzuhalten. Umsonst. Er verabschiedete sich von der Gesellschaft, der Vater der Mademoiselle B , . . begleitete ihn hinaus, und kam mit einem schallenden Gelächter wieder zurück. Das muß ich sagen, rief er aus, einen so drolligen Menschen hätt' ich nicht in meinem künftigen Schwiegersohn erwartet. Denkt einmal, als er wegging, sagte er zu mir: er hoffe, ich werde seine schnelle Entfernung entschuldigen. Es sey ihm diesen Morgen ein kleiner Unfall zugestoßen, der ihn das Leben gekostet hätte. Um sechs Uhr sey seine Beerdigung, und da werde ich es natürlich finden, daß er in eigener Person zugegen seyn müße."

„Die Gesellschaft," fuhr Herr N . . . fort, „lachte; doch fand ich diesen Scherz für die Umstände etwas stark. Indeß erwartete man seine Zurückkunft gegen Abend, und staunte immer mehr, je länger sich diese verzögerte. Herr B , . ., der zu fürchten anfieng, daß der junge Mann in der Freude seines Herzens einige Gläser Weins zu viel getrunken haben, und daß ihm wirklich ein Unfall zugestoßen seyn könnte, gieng endlich selbst in das Hotel, in welchem er abgestiegen war, und erkundigte sich nach ihm. Aber wie groß war sein Erstaunen und sein Schmerz, als man ihm sagte, daß er gleich nach seiner Ankunft von einer heftigen Colik ergriffen, in Zeit von zwo Stunden gestorben, und noch an demselben Tage begraben worden sey? Der Eindruck, den diese Geschichte auf die arme Braut machte, war schrecklich. Sie entsagte allen Lebenshofnungen, und nichts konnte sie abhalten, in ein Kloster von Chaillot zu gehen, wo sie kurze Zeit vor den ersten Revolutions-Bewegungen gestorben ist."

Gegen solche Erzählungen, wenn sie von mehreren Personen bestätigt werden, läßt sich natürlich nichts einwenden. Ueberzeugen sie auch nicht ganz, so lassen sich doch auch keine hinlänglich begründete Einwürfe dagegen erheben. Hier wären diese noch überdieß gegen alles Zartgefühl gewesen. Ich schwieg daher, nachdem ich mich noch durch Fragen nach nähern Umständen wenigstens überzeugt hatte, daß diese Geschichte zu den sonderbarsten Geister-Erscheinungen gehörte, die mir jemals zu Ohren gekommen war.

Es sind nun drei Jahre, daß mir diese Erzählung gemacht worden ist, und ich hatte sie völlig vergessen, als sie mir wieder durch die Lesung der Memoires des Barons von Besenval ins Gedächtniß gekommen ist. Ich fand die Lösung dieses Räthsels in denselben, und machte damit eine Erfahrung weiter, wie vorsichtig man in dem Glauben an Geschichten seyn muß, die außer dem gewöhnlichen und erklärbaren Lauf der Dinge liegen; denn Niemand wird wohl zweifeln, daß die Erzählung Besenval's die Kehrseite dieser, mir in Versailles erzählten, Begebenheit ist. Da sein Werk nicht jedem gleich zur Hand ist, so gebe ich seinen Bericht hier wörtlich übersetzt, und erkläre dabei nur, daß, wenn auch die neue Lektüre des letztern meinem Gedächtniß etwas zu Hulfe gekommen seyn sollte, derselbe doch in den Haupt-Umständen nicht im geringsten von der mündlichen Erzählung abweicht, und daß die Zeit, in welcher das Ereigniß vorfiel, auf beide ganz richtig paßt. (D. Beschl. folgt.)

Briefe berühmter Frauen.

I. Königin Christine von Schweden.

Beschluß.

3. An Mademoiselle de Montpensier.

Mademoiselle, meine Cusine, ich bin recht begierig, zu wissen, was man von mir sagen wird! In den Augen des großen Haufens ist es wohl eine rechte Thorheit,

Digitized by Google

eine Krone zu verlassen, um in Zurückgezogenheit zu leben, und aus einer Königin ein Philosoph zu werden. Die Zukunft wird es eine heroische That nennen, und in den alles durchdringenden Augen der Politik werd' ich ein Philosoph seyn, der seine Ruhe zu theuer erkauft hat.

Sehen Sie hier, was mich zum Theil bestimmt hat, vom Thron herabzusteigen, und mich in die Einsamkeit zu begraben.

Als Kind liebte ich die Studien und Leibesübungen. Meine Gesundheit und meine starke Konstitution erlaubten mir, mich ihnen muthig zu überlassen, und die vielen Bücher, die ich gelesen, machten mich gegen die sinnlosen Vergnügungen der Könige beinah gefühllos. Ich gewöhnte mich, nach und nach Mann zu werden, und der häufige und angenehme Umgang mit einigen Philosophen trug nicht wenig dazu bei, mich in diesem Vorsatz zu bestärken. Endlich aber kam die Zeit, wo ich mich auf einmal unter der Last der Krone beinah erdrückt fühlte.

Ich verschere Sie, wenn man auf diesem hohen Platze standhaft seine Schuldigkeit thun will, so ist viele Arbeit, viele Klugheit und Tugend nöthig. Welchen Muth bedarf es nur, um immer gegen die vielen Fallen und Schlingen, von denen man umgeben ist, auf der Hut zu seyn? Lassen Sie die geringsten Schwachheiten blicken, das Auge des Neids erräth und vergrößert sie, und seine Zunge vergiftet noch das Gute, was Sie thun. Boshaft verbreitet er überall die kleinen Fehler, die Sie aus Unachtsamkeit begangen haben. Wie wollen Sie, daß ich mich länger in diesem gefährlichen Posten halte, wo mich das Laster Tag und Nacht umlagert, und die demüthige, stumme Wahrheit sich nicht einmal zu zeigen wagt?

4. An Herrn Godeau, Bischof von Grasse.

Herr Godeau, was halten Sie nun von Christine? Werfen Sie mir, so lang Sie wollen, meine Unbeständigkeit und meine Denkungsart vor, Sie werden darum nicht mehr Recht haben, als ich.

Als Sie mich in einem Ihrer Briefe aufforderten, die katholische Religion anzunehmen, so setzte ich mir vor, gegen Ihren unberufenen Eifer, und gegen alle Ihres Gleichen, welche sammt und sonders von der ältesten Proselytenmacherey angesteckt sind, auf der Hut zu seyn. Die Gründe, die ich damals hatte, sind nun nicht mehr, und ich hatte damals eben so viele, mich von Ihnen zu entfernen, als ich zu meinen jetzigen Veränderung habe. Glauben Sie ja nicht, daß sie aus Ueberzeugung oder Ueberredung geschehen sey. Aber ich gebe Ihnen auf, die Beweggründe zu errathen, wenn Sie's vermögen.

Man muß nicht immer die Ursachen der überraschenden Kontraste, welche man im Betragen von Menschen meines Rangs bemerkt, aufsuchen wollen. Die Mühe ist vergebens; denn recht tüchtige Thorheiten sind uns großen Häuptern so gewöhnlich, daß man uns auch das Gute nicht danken sollte, weil wir es so oft aus bloßem Zufall thun.

Die Menschen sind so dumm, blindlings zu glauben, daß uns immer die geheimnißvolle Politik an der Hand führt, während wir nur gerade Feldeinwärts der Thorheit nachlaufen, und am Grabe den Sack und die Krücke den Blinden und Hinkenden zurücklassen.

Machen Sie sich darauf gefaßt, recht zu lachen; denn ich habe noch einen tüchtigen Vorrath andrer Thorheiten im Kopfe. Die kleinste davon ist, den Pabst zu sehn; dann werd' ich während dem nächsten, heiligen Carneval eine Wallfahrt nach Loretto und Venedig machen. Folgen Sie mir, und thun Sie desgleichen; Sie werden Sich gut dabei befinden. Genießen wir hienieden; denn wir wissen ja nicht, was wir da oben machen werden.

Anmerk. Dieser Bischof, Godeau, hatte sich Christinen früher mit einer Sammlung schlechter Verse genähert, und gelegenheitlich ihre Bekehrung versucht. Ueber die erste sagt sie ihm in einem andern Brief das Urtheil der Franzosen an ihrem Hofe, „welche, obgleich sonst gute „Richter in Sachen der Literatur und des Geschmacks, „ihr doch ein bischen zu klylich, und sogar ungereimt „scheinen. Diese Herren, fährt sie fort, wollen einmal, „daß ein Vers frey, harmonisch, kraftvoll sey, und im „mer einen schönen Gedanken oder das ausgedrückt enthalte, „sonst sey es nur fade, elende gereimte Prose." Man sieht, daß sie sich über den guten Bischof lustig macht, welches sie im obigen Brief auch mit allem möglichen Muthwillen, und beinah zu stark gelegener Laune that.

5. An die Gräfin von Sparre.

So eben, liebe Freundin, hat man mich, wie einen Fisch, aus dem Wasser gehohlt. Ich verdanke es nur der Gewandtheit eines Stallmeisters, meinem schwimmenden Rock, und einem Nachen, der mir zu Hülfe geeilt ist, daß ich nur die Füße und Beine naß gemacht habe. Ich hatte mir eingebildet, daß Neptun selbst mit Ruhm und Ehrfurcht meine glänzende Majestät tragen würde; aber wie sehr täuschte ich mich! Ich mußte auf allen Seiten rudern, wie eine Verlorne, um mich aus der Sache zu ziehn.

Was hilft eine Krone, schöne Gräfin, wenn wir der äußersten Gefahr eben so gut ausgesetzt sind, als andre Menschen?

Unaufhörlich wiederhohlt man uns, daß wir die Gottheiten der Erde seyen, vor denen alles zittert; daß unser Willen allein unsre Gewalt macht, und daß uns Gott zum Befehlen auf den Thron gesetzt, indem er uns mit dem Donnerkeil bewaffnet, um die Bösen zu zermichten. Wenn das wahr ist, hätte er mich so überpurzeln lassen, hätte er mich nicht, wie eine Schwalbe, auf der nassen Fläche fliegen lassen sollen?

Wirklich fang' ich an, zu glauben, daß die Majestät weder Tugend noch Einsicht giebt, und daß man ein sehr mächtiger König, und doch dabei im Glück, wie im Unglück, ein recht erbärmliches Persönchen seyn kann.

Hätten sie den armen Flemming aus dem Wasser steigen sehn. Er nahm sich so dumm dabei, als eine begossene Henne, und ich zitterte, wie ein Kämmchen. Das erstemal, da dieser alte Junge mir den Rock geschürzt hat, hab' ich ihm aus Dankbarkeit das Leben gerettet; denken

Digitized by Google

Sie nun, ob der Achtziger nicht unsterblich zu seyn überzeugt ist.

Anmerk. Die Gräfin von Sparre war die schönste Frau in Schweden. Christine Liebe sie mit Leidenschaft, konnte sie aber doch nicht bewegen, sie auf ihren Reisen zu begleiten. Ohne Zweifel hatte es ihr wehe gethan, daß sie einen Thron verließ, auf welchem sie das Glück einer braven Nation machen, und sehr wohlthätig für ganz Europa wirken konnte.

6. An dieselbe.

Wie glücklich wär' ich, schöne Gräfin, wenn ich Sie sehen könnte! Aber mein unglückliches Schicksal hat mich verdammt, Sie zu lieben, Sie zu achten, unaufhörlich nach Ihnen zu verlangen, Sie überall zu suchen, wo ich wünschte, daß Sie wären, und dennoch nie wieder Sie zu sehen und zu hören. So werd' ich denn nie glücklich seyn, weil ich es nicht ohne Sie seyn kann, und ich mich an einem Ende der Welt befinde, und Sie am andern! Ich bitte Sie, zweifeln Sie daran nicht, und glauben Sie, daß Ihnen in jedem Winkel der Erde, wo ich bin, eine Person lebt, die ihnen aufs innigste zugethan ist. Aber erinnern Sie sich denn meiner auch wirklich noch, schöne Gräfin? Betrüg' ich mich nicht, hab' ich mich nicht selbst geblendet, wann ich überzeugt bin, daß ich die Person bin, die Sie am wärmsten lieben? Ach, wenn dieß ist, so lassen Sie mich immer in meiner Täuschung; gönnen Sie mir den süßen Irrthum, und neiden Sie mir das eingebildete Glück nicht, mich von der liebenswürdigsten Person unsers Erddoden geliebt zu denken.

Brief an die Redaction der Süd-deutschen Miscellen.

In Ihrem Blatte vom 21. August befindet sich ein Aufsatz, der eine Verläumdung, welche bisher nur mündlich im Verborgenen verbreitet worden war, öffentlich und ziemlich unumwunden ausspricht, daß nämlich der Prof. Thiersch, als ihm im vorigen Carneval bei Nacht auf der Straße ein Dolch in den Nacken gestoßen wurde, nicht einem Meuchelmörder in die Hände gefallen sey, sondern sich selbst (von seinen Freunden?) habe verwunden lassen. — Der Correspondent spricht diese Verläumdung aus, indem er bei Erwähnung jener Thatsache an den bekannten Unfall erinnern läßt, welchen in den Zeiten der Fronde der Parlamentsrath und Anhänger des Cardinal Retz, Guy Joli, auf sich machen ließ. — Diese sehr handgreifliche Insinuation unterstützt er, indem er bemerkt:

1.) „daß es bei jenem Anfall nicht auf Tödtung, ja nicht einmal auf gefährliche Verwundung abgesehn gewesen sey, weil sonst der Stoß ganz anders, „und nicht von oben herab durch den Hut, den doppelten Kragen und die dicke Halsbinde" würde gerichtet gewesen seyn;"

2.) „daß die Wunde weder gefährlich, noch bei weitem so tief gewesen, als sie in auslänbischen Blättern sey geschildert worden;"

3.) „daß der Prof. Thiersch sich mit dem Dolch in dem Nacken die Stiefel ausgezogen, und Briefe geschrieben habe;"

4.) „daß der Dorfall sich nur etwa 30 Schritte von einer Schildwache zugetragen, die nichts davon bemerkt habe;"

Zwar wird das Ganze nur als ein Gerücht behandelt, und der Prof. Thiersch wegen seinem „bekannten rechtlichen Karakter" dagegen in Schutz genommen; doch tritt die Absicht jenes Aufsatzes, das bis dahin verborgene Gift geheimer Beschuldigungen öffentlich auszusprechen, und den ganzen Vorgang in ein zweifelhaftes Licht zu stellen, deutlich genug hervor. Deßhalb diejenigen Bemerkungen über eine Begebenheit, deren Andenken besser gar nicht wieder wäre erneuert worden. — Es ist gerichtlich erwiesen:

1.) daß ein vermummter Mann an der Straßenecke, in deren Nähe die That geschehn, wenigstens eine halbe Stunde lang gestanden, und die Vorübergehenden fixirt hat;

2.) daß die häßliche und ganz zerfetzte Maske, die man an der Stelle des Attentats fand, dieselbe war, in welcher die Vorübergehenden jenen Menschen hatten lauern sehn;

3.) daß der Streich nicht durch den Rockkragen und das Halstuch geführt worden, sondern unmittelbar durch den Schnitt des Quetzrocks in das Hinterhaupt in einer schrägen Richtung und a Zoll eingedrungen ist;

4.) daß die Wunde nur durch Zufall nicht tödtlich ward, indem die Thür, nicht, wie der Böswicht berechnet hatte, verschlossen war, sondern sich in dem Augenblick öffnete, als der Dolchstoß geführt wurde, dessen Heftigkeit den Getroffenen in das innere Haus hineinwarf. — Hätte der Mörder, wie er erwarten war, sein Schlachtopfer bei Oeffnung der Thüre und mit geführtem Kopf getroffen, so wäre der Stoß durch den Nacken in den Hals hervorgegangen. — (Das unerwartete Hineinstürzen des des Verwundeten in der Dunkelheit des Hauses, so wie der Umstand, daß er hier zwei Personen faß in die Arme fiel, welche vor ihm in das Haus gegangen, und eben im Begriff waren, die Thüre zu schließen, sind zugleich die Ursachen, daß der Mörder schleunig und mit Zurücklassung des Corpus delicti davon floh; er hatte nicht auf eine Oeffnung des Getroffenen in das Haus, nicht auf die Dazwischenkunft hülfeleistender Gewehre der dessethen gerechnet, sondern gehofft, den Angefallenen einsam vor der verschlossenen Thür in der öden Gasse, die von zwei ebenmäßigen Kästern gebildet, und vorn heraus gar nicht bewohnt wird, zu seinen Füßen niederstrecken.) — Es ist ferner gerichtlich bewiesen:

5.) daß die Schildwache in dem Augenblick der That an dem andern Ende ihres Postens, und durch ein dunkles Thorgewölbe von dem Orte getrennt war, daß aber der Unteroffizier in der Wachtstube den nahen Lärm gehört hat, und herausgegangen ist, ohne jedoch weiter darauf zu achten, weil sogleich alles wieder stille geworden war; (der Mörder hatte in wenig Augenblicken die Gäße der kurzen Straße, und das Weite erreicht, der Verwundete aber sich, auf seine Rettung bedacht, mit Hülfe seiner, die er an der Thüre getroffen, auf seine Stube zurückgezogen;)

6.) daß der Prof. Thiersch zwar die nöthige Besinnung behielt, den Dolch nicht aus der Wunde zu ziehn, um sich nicht zu verbluten, daß er sich Rock und Stiefeln anziehen ließ, und Anstalten traf, seine Freunde und den Chirurg zu holen, daß ihn aber der Chirurg bei seiner sehr schnellen Ankunft schon ermattet am Boden der Stube mit dem Gesicht in seinem Blute liegend, und keines Wegs in dem Zustande eines Briefeschreibenden fand. — Dabei ist noch zu bemerken, daß die Wunde durch die glückliche Behandlung des königlichen Leibarztes zwar vollständig, aber nur nach einer höchst schwierigen und schmerzhaften Operation, und noch einer Krankheit von vollen 8 Wochen hat können geheilt werden. —

Wohl hätte der Prof. Thiersch es verdient, daß man jene abscheulichen Gerüchte in der Dunkelheit, die sie erzeugte, verhallen ließ, zumal da seine neuen Dienstverhältnisse in Baiern, nach denen ihm außer seinem Lehramte am Lyceum noch die Instruction der beiden ältesten königl. Prinzessinnen und die Leitung eines Instituts zur Bildung gelehrter Schulmänner anvertraut ist — da diese Verhältnisse wohl den sichersten Beweis liefern, daß bei der Regierung auch gegen seinen moralischen Werth nicht die geringsten Zweifel bestehen können. —

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 72. Den 7. September 1811.

Elisabeth, Königin von England, (geboren den 7. Sept. 1533.) lebt durch ihren Verstand, ihre tiefen Einsichten in die Politik, ihre männliche Geistesstärke, ihre Festigkeit, Unerschrokenheit und Wachsamkeit die gerechte Bewunderung ihres Jahrhunderts auf sich, und erwarb sich um die Nation in ihrer 45jährigen Regierung (1558 — 1603.) unverkennbare Verdienste. Sie siegte über ihre inneren Feinde, wie über die äußeren, Philipp den zweiten, die Päbste, die Guisen. Ihre trefflichen Staatsminister, ihre Seehelden theilten den Ruhm ihrer Regierung mit ihr, aber sie hatte das Verdienst, sie auszusuchen, und die Kraft, stets über sie Gebieterin zu bleiben. Ackerbau, Künste, Handel, Wissenschaften, Seemacht erhoben sich, Geschmack und Sittencultur kamen empor, nie waren in England mehr große Staatsmänner, Krieger und Gelehrte; die Königin vermochte alles, weil sie nichts wollte, als was dem Geiste der Zeiten und der Nation gemäß war.

Brief eines Unbekannten an die schöne Unbekannte, welche in Nro. 277. des Anzeigers der Deutschen ihre Hand ausgeboten hat.

Ich wende mich an Sie, schöne Unbekannte, um Ihnen die Verehrung eines Mannes zu bezeugen, der Sie nicht weiter kennt, als aus einem öffentlichen Blatt, in welchem sie mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit von der Welt einige Ihrer Vorzüge gleichsam als Muster von allen übrigen ausgestellt haben, mit welchen Sie denjenigen beglücken werden, der sich zuerst um Ihre Hand bewerben wird.

Ich brauche den Ausdruck Muster, nicht weil ich ein Kaufmann bin, sondern weil einer meiner Freunde, der es ist, Ihre Bekanntmachung im Anzeiger der Deutschen einen Brief mit Mustern ohne Werth genannt hat. Ich mußte über den launigten Einfall lachen, so wenig ich ihn auch billigte; denn er ist einmal nicht von der närrischen Idee abzubringen, daß alle weiblichen Tugenden bloße Nullen seyen, die erst durch ein gutes, ihnen vorangesetztes, Sämmchen Thaler Bedeutung erhielten. In meinen Augen, schöne Unbekannte, braucht es für die herrlichen Steine in Ihrer Krone: angenehme Bildung, Verträglichkeit, gute Laune, zwei und zwanzig Jahre u. s. w. *) eine solche Folie nicht, um Ihren Besitz für einen Mann, dem es mit seinem Glückseligkeit ernst ist, im höchsten Grade wünschenswerth zu machen.

Es herrscht zwischen allen Tugenden der Menschen, und besonders der schönen Hälfte derselben, eine so enge Verbindung und eine so reiche Wechselwirkung, daß man aus einer beinah sicherer auf die andere schließen kann, als jener Künstler aus der bloßen Klaue auf den ganzen Löwen zu thun vermocht hat. Ich habe mir daher aus den wenigen Vorzügen, die Sie sich nachrühmen, bereits das ganze Weib, wie es seyn sollte, konstruirt, und freue mich unendlich, in Ihnen zugleich das Weib, wie es ist, gefunden zu haben. Ich kann mich, ohne langweilig zu

*) Die Eigenschaften, welche die Unbekannte in ihrer Bekanntmachung von sich anführt.

Digitized by Google

werden, nicht so weitläuftig darüber herauslassen, als ich es wünschte; aber alles kann doch mein hocherfreutes Herz nicht unterdrücken.

Drum vor allen Dingen Preis und Ehre Ihrer guten Laune, an der ich am allerwenigsten zweifeln würde, wenn ich auch gegen einen ihrer übrigen Vorzüge einen Argwohn hegen könnte! Nur die beste Laune von der Welt konnte den Einfall erzeugen, Ihre schöne Hand öffentlich auszubieten, nur das Vertrauen auf dieselbe Ihnen den Muth geben, Ihr Lebensglück mit dem nächsten besten Mann zu wagen. Sie haben, als Wittwe, den Ehestand schon versucht, und müßen nothwendig eine himmlisch gute Laune besitzen, da Sie sich in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren so schnell über den Verlust eines Gatten getröstet, der sie glücklich gemacht hat, oder wenn dieses nicht der Fall war, da Sie sich durch diese erste schlimme Erfahrung von der Gefahr einer zweiten ähnlichen nicht abschrecken lassen.

Außerdem liegt aber in dieser Zuversicht auf Ihre gute Laune außerordentlich viel Schmeichelhaftes für mein ganzes Geschlecht. Sie sind, das bin ich überzeugt, von den schlimmen Vorurtheilen frey, welche alle Ihre Schwestern gewöhnlich gegen uns arme Männer hegen. Sie haben den festen Glauben, daß es eine hübsche, zwei und zwanzig jährige, frohgelaunte Wittwe mit einem jeden Manne wagen kann, und mit diesem Ihrem Glauben machen Sie unser Biegsamkeit und unsere Gerechtigkeit gegen weibliche Vorzüge ein Compliment, das ich mit wahrem Dank durch die Hand des besten Mannes, nicht nur, wie er ist, sondern selbst, wie er seyn sollte, erwiedert wünschen möchte.

Sie sind sich, wie Sie selbst sagen, einer angenehmen Bildung bewußt, und diese Gewißheit, mag sich die Bildung, welche Sie meinen, auf das Körperliche, oder auf das Geistige beziehen, kann niemand mit größerer Sicherheit haben, als Sie selbst. Ich für meine Person zweifle eben so wenig daran, und verstehe Ihre Versicherung sowohl von dem Beifall, den Ihnen Ihr Spiegel, als von dem, welchen Ihnen die Gesellschaft giebt, in der Sie leben. Selten habe ich ein Frauenzimmer gesehn, das, wenn es im Besitz eines guten Humors war, nicht hübsch gewesen ist, und Viele habe ich letztern sogar, wenigstens auf Augenblicke, gewinnen sehen, da sie im Spiegel, oder in der Versicherung eines Verehrers die Gewißheit ihrer Reize fanden. Sie haben über, dieß, da Sie Wittwe sind, bereits einem Manne gefallen; warum sollten Sie nicht hundert andern Männern auch gefallen können? Dabei zwei und zwanzig Jahre, also die schönste Jugendfülle — lieber Gott, muß man unter diesen Umständen, wenn man überdieß noch eine ewig heitere Laune genießt, nicht sehr liebenswürdig seyn? An Ihrer angenehmen geistigen Bildung zweifle ich nun vollends gar nicht. Sie müßen diese besitzen, da Sie sich über die gewöhnlichen Vorurtheile erhoben haben, und in einem öffentlichen Blatt dasjenige suchen konnten, was Ihr Geschlecht sonst auf Bällen, in Conzerten und auf öffentlichen Spaziergängen sucht, und auf diesen großen Gemeinplätzen nicht einmal immer findet.

Sie sind verträglich — wer wird daran zweifeln, da Sie es ganz aufs gute Glück ankommen zu lassen, den Muth haben, welcher Mann sich um Ihre Hand bewerben wird? Sie vertrauen diesem Ihrem Vorzug so fest, daß Sie es mit dem Störrischsten von uns aufnehmen; denn ein solcher kann ja wohl den Preis Ihrer Hand davon tragen, da Sie Ihrem Werber gar keine Bedingungen vorgeschrieben haben. Wie glücklich sind Sie im Besitze dieser Tugend! Sie leistet Ihnen, in Verbindung mit Ihrer guten Laune, die Bürgschaft für Ihr ganzes künftiges Glück, und man dürfte Ihnen beinahe wünschen, daß Sie ein recht schlechtes Subjekt von Manne bekommen möchten, um die Kraft ihrer Talismane unter allen Umständen zu beweisen.

Wahrscheinlich ist eine Hand, an der so viele Tugenden hängen, bereits vergeben; denn wer sollte nicht nach dem Glücke greifen, wenn es ihm so nahe liege? Ich bin unendlich darüber, daß ich zu spät komme; denn eine Frau, wie Sie, von zwei und zwanzig Jahren, von angenehmer Bildung, ewig heiterer Laune und unerschütterlicher Verträglichkeit wäre gerade der Karakter, den ich mir für meine Lebensgenossin wünschen möchte, da ich von allen diesen Tugenden auch nicht eine einzige besitze, und fast nichts Gutes an mir habe, als daß ich jedes Glück, in dessen Besitz ich nicht bin, zu schätzen weiß. Aber auch nur in dieser Rücksicht kann ich mich über ihren Verlust trösten; denn ich muß leider gestehen, daß ich den Werth Ihrer Hand wahrscheinlich von dem Augenbli-

Digitized by Google

ke an nicht mehr schätzen würde, da Sie mir dieselbe zum ewigen Bunde gereicht hätten. Es ist also besser für Sie und für mich, wir bleiben einander, wie bisher, unbekannt; Sie schenken mir Ihre Freundschaft in der Zeitung, und ich erwiedre sie Ihnen in einer andern Zeitung; ich schmähe mit Ihnen zuweilen, wenn mich meine häufigen schlimmen Launen anwandeln, in einem Journal-Artikel, Sie antworten mir mit der besten Laune von der Welt in einem andern, und zeigen die Tugend der Verträglichkeit in öffentlichen Blättern, wo sie bis jetzt noch Niemand gesehen hat.

So weit mußte ich mich gegen Sie ergießen, meine schöne Unbekannte. Ich brauche Sie nicht darum zu bitten, daß Sie diesen Erguß mit Güte aufnehmen mögen, da Sie mit Ihren Tugenden unmöglich über irgend etwas böse werden können. Ich bitte Sie nochmals um Ihre Freundschaft, und bin mit innigster Verehrung Ihr

unbekannter Freund.

Die Geister-Erscheinung, eine Geschichte, der, trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit, nichts zur Wahrheit fehlt.

Beschluß.

„Herr von Saint-André, der als General-Lieutenant gestorben ist," erzählt der Baron von Besenval, (Memoires, publiés par Segur, Paris. 1805. B. 1. S. 243.) „war in Strasburg, und hatte eine Reise nach Paris zu machen. Er setzte sich in ein öffentliches Fuhrwerk, in welchem er mit einem jungen Mann, dessen Namen ich nicht erfahren habe, und der dieselbe Bestimmung hatte, Bekanntschaft und Freundschaft schloß. Ich habe diesen Herrn von Saint-André noch selbst gekannt. Er war ein großer, schöner Mann, in dessen Gesicht ein beinah unüberwindlicher Ernst lag. Dieser Ausdruck gab den lustigen und ausschweifenden Gedanken, womit er unaufhörlich beschäftigt war, einen ganz besondern Reiz."

„Reisegefährte eines jungen Manns von ungefähr gleichem Alter, unterhielt er sich mit diesem über ihrer beiden Familien, und alles, was auf dieselben Bezug hatte. Herr von Saint-André erfuhr daher bald von seinem neuen Freund, daß der Zweck seiner Reise war, in Paris ein reiches Mädchen, die einzige Tochter eines der besten Freunde seines Vaters, zu heirathen. Je weniger junge Leute in ihrer Unterhaltung gewöhnlich bei einem Gegenstand stehen bleiben, um so umständlicher werden sie, wenn ein ernsthafter Gegenstand sie interessirt. So wurde denn Herr von Saint-André bald über die Familie des jungen Manns, und über die seiner Braut aufs genauste unterrichtet. Letzterer hatte keinen andern Gedanken, als diese, und verschwieg nichts, was auf beider Vergangenheit und Zukunft Bezug hatte."

„Unter solchen Gesprächen kamen beide nach Paris, und stiegen mit einander in dem Hotel d'Angleterre, in der Straße Richelieu, ab. Kaum hatten sie aber von ihren Zimmern Besitz genommen, so überfiel den Freund des Herrn von Saint-André eine heftige Kolik, die so stark überhandnahm, daß, trotz aller angewendeten Mittel, der junge Mann in zwo Stunden eine Leiche war."

„Schmerzlich gerührt von dem Unglück seines Freundes, glaubte Herr von Saint-André die Pflichten gegen ihn erfüllen zu müssen, welche die Umstände geboten. Er wußte, daß der junge Mann noch an diesem Morgen von seinem künftigen Schwiegervater erwartet wurde, nahm daher alle Papiere, die er in seinen Taschen und seinem Portefeuille fand, und begab sich zu diesem, um ihm die Briefschaften zu überliefern, und ihn von dem unglücklichen Schicksal des jungen Mannes zu benachrichtigen."

„Somit gieng alles gut, und war sein Benehmen völlig in der Ordnung. Wahrscheinlich würde er auch in diesem Geiste fortgefahren haben, wenn ein Umstand den Herrn von Saint-André nicht um die guten Vorsätze gebracht, die er gefaßt hatte. Im Hause vom Schwiegervater seines Freundes angekommen, zweifelte die Dienerschaft, welche wußte, daß ein Schwiegersohn erwartet wurde, bei der Erscheinung des jungen unbekannten Mannes keinen Augenblick, daß er das neue Familien-Glied selbst wäre. Sie liefen ohne weiteres zu ihrem Herrn, um ihn als solchen anzukündigen. Dieser eilte ihm entgegen, schloß ihn in seine Arme, und zog ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, nur ein Wort zu sprechen, in das Zimmer seiner Frau und seiner Tochter, wo er ihn beiden als Schwiegersohn und Bräutigam vorstellte."

„Nun widerstand Herr von Saint-André den Ideen, alles das wirklich zu seyn, und es wenigstens zu seiner Belustigung zu benutzen, nicht länger. Er spielte seine Rolle vortrefflich, übergab dem Schwiegervater und seiner Frau die Briefe des Todten, und antwortete, da er aufs genauste von allem unterrichtet war, auf jede Frage völlig befriedigend. Besonders wohl gelang es ihm bei dem Mädchen, das verstohlen, aber mit innigstem Wohlgefallen, seine schöne Gestalt betrachtete. Der Tisch war gedeckt, und Herr von Saint-André erhielt seine Stelle neben der Braut. Vater und Mutter überließen sich der Frohlichkeit ihres Herzens, das Mädchen hingegen war schüchtern, antwortete kaum, und erröthete öfters. Herr von Saint-André war galant und aufmerksam gegen sie, ehrfurchtsvoll gegen die Eltern, aber immer ernst bei aller Liebenswürdigkeit und Munterkeit seiner Reden."

„Nach Tische wurde das Gespräch lebhafter. Man unterhielt sich von den zu machenden Anordnungen und von all den Einzelnheiten einer neuen Haushaltung. Mitten in dieser Unterhaltung stand Herr von Saint-André auf, und nahm seinen Hut, um wegzugehen. „Wohin wollen Sie?" sprach der Schwiegervater. „Ich habe ein sehr eiliges Geschäft, das mich nöthigt, Sie zu verlassen," war die Antwort. — „Welches Geschäft können Sie denn in einer Stadt haben, in die Sie heute zum erstenmal kommen, und wo Sie noch keine Seele kennen?" — „Sie haben recht; allein ich muß dennoch gehen." — „Ach, ich merke wohl, was es ist, Sie wollen Geld bei

Digitized by Google

einem Banquier hohlen? Aber Sie werden mir wohl zutrauen, daß Ihnen meine Kasse zu Dienst ist. Bestehen Sie indeß darauf, so will ich Ihnen jemand geben, der Ihre Geschäfte besorgen wird, damit wir das Vergnügen, Sie bei uns zu besitzen, so bald nicht verlieren." — „Meine Gegenwart ist unumgänglich nothwendig." —

Unter diesen Worten gieng Herr von Saint-André gegen die Thüre zu, und war im Vorzimmer, wohin ihm der Schwiegervater nachgefolgt war. „Jetzt, da wir allein sind," fuhr Herr von Saint-André fort, „und die Damen uns nicht hören können, kann ich Ihnen sagen, daß mir diesen Morgen gleich nach meiner Ankunft ein Unfall zugestossen ist. Ich wurde von einer Kolik überfallen, und stard daran. Nun hab' ich meine Verdigung auf sechs Uhr bestellt, Sie können also wohl denken, daß ich nicht fehlen darf, und daß es mir in dieser Stadt, wo ich meine Laufbahn erst eröfne, ein leichtsinniges Ansehn geben würde, wenn ich nicht pünktlich in meinen Bestellungen wäre."

„Man kann sich denken, mit welchem Erstaunen der Schwiegervater den Herrn von Saint-André anhörte. Wahrscheinlich fand er den Spaß eben nicht im besten Geschmack, doch schien ihm der Gedanke so närrisch, daß er mit schallendem Gelächter ins Zimmer trat, und kaum den Frauen den komischen Vorfall erzählen konnte. Inzwischen schlug es sechs, schlug es sieben, und wunderte man sich immer mehr, daß der junge Mann nicht mehr erschien. Man schickte endlich nach dem Hotel d'Angleterre, und ließ nach ihm fragen. Die Antwort war: er sey um neun Uhr Morgens angekommen, um eilf gestorben, und um sechs Uhr Abends begraben worden. Es würde schwer seyn, den Eindruck zu schildern, den diese Nachricht auf die Familie machte. Die Geschichte endigt sich hier, und ich weiß nicht, ob man von Seiten des Schwiegervaters die Sache weiter untersucht hat, und was dabei herausgekommen ist. Auch liegt wenig daran, dieses zu erfahren."

Der Baron von Besenval schließt seine Erzählung mit einer Betrachtung, die ich nicht unterdrücken kann, wenn sie gleich bei weitem nicht alles erschöpft, was sich sagen ließe, und was ich meinen Lesern selbst zu denken überlasse: „ich will nur noch ein Wort zur Vergleichung der Zeiten sagen. Wenn heutzutag, da man in der Gesellschaft eine Maske von Verstellung und Ehrfurcht vor den Vorurtheilen fodert, die nur zur Verbergung der Laster, der Verirrungen und Ausschweifungen dient, welche in allen Jahrhunderten dieselben sind, wenn heutzutag, sag' ich, ein junger Mensch sich einen solchen tollen Spaß erlaubte, so verlöre er dadurch alle Achtung. In der Zeit, von der ich rede, fand man die Geschichte aber lustig, und lachte Jedermann über sie. Unglücklicher Weise hat die Kette des Wechsels die Zeiten der Traurigkeit herbeigeführt. Indeß wünsch' ich fürs allgemeine Beste, daß man ihr lästiges Gefolge bald wieder los seyn möge. Lange wird es nicht mehr so bleiben!"

Das ist die Frage! sag' ich mit den meisten meiner Leser, und wünsche mit ihnen, daß der Baron Recht haben möge.

Correspondenz.

Karlsruhe, am 16. August.

Die Feier des schönen gestrigen Tages, an welchem die Taufe der erstgebornen Prinzessin von Baden vorgenommen wurde, schloß sich in Karlsruhe mit einer allgemeinen Beleuchtung der Stadt. Zuverläßig giebt es wenige Orte in Europa, deren Plan und Bauart sich so gut für Festlichkeiten der Art eignete. Die Form der Stadt, da alle Straßen, gleichsam wie Strahlen, auf einem Mittelpunkt auslaufen, erlaubt eine Menge herrlicher Perspektiven und mannichfaltig wechselnder Standpunkte. Die Liebe und Freude der Bewohner hatte durch die ganze Stadt hin in passendem Aufwand für den Glanz des Abends gewetteifert, die Regierung aber die Beleuchtung des sogenannten Zirkels übernommen. Wer dieses Schauspiel nie gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen. Ein Halb-Zirkel von etwa 5000 Fuß Länge, der den Platz vor dem großherzoglichen Schlosse umschließt, und sich an beiden Enden an schöne Alleen anlehnt, nach Einem allgemeinen Plane beleuchtet, gewährt ein Schauspiel, wie es sich nur mit einem ähnlichen Aufwand in den Säulengängen veranstalten ließe, welche den Platz von St. Peter in Rom einfassen. Die Arkaden, die sich unter allen Zirkel-Gebäuden herumziehen, waren sämmtlich mit Lampen eingefaßt, und die Häuser weiter hinauf auf gleiche Weise architektonisch mit Feuer verziert. Vor den neun Straßen, welche auf den Platz des Schloßplatz führen, waren Gerüste aufgeführt, deren jedes seine Bedeutung erst die Nacht zeigte. Wo die Bären-Gasse sich auf den Platz ergießt, stand, etwas auf diesen hervorgestellt, ein, hundert Schuhe hoher, Tempel, welcher den Mittelpunkt dieser ganzen Schöpfung aus Feuer bildete, und dessen beide Obelisken, mit ihrem rauchenden Altar in der Mitte weit in den schwarzen Himmel hinaufstrahlten. Aus dem Hauptchor dieses Tempels leuchtete, wie in einer Glorie, eine von Freude verherrlichte, transparente Erscheinung hervor, welche den Tempel und die Bedeutung der ganzen Feier in einer geistvoll und anmuthig gedachten und vortrefflich ausgeführten Allegorie erklärte.

Die Hauptsäule war die glückliche Mutter, deren anmuthiges, tugendreiches Leben die Tage des geliebten Monarchen verschönert. Sie saß auf der einen Hälfte des Vordergrunds, und hat eine majestätische Figur, die mit der Mauer-Krone und dem ländlichen Zeichen des Füllhorns geschmückt ist, neben sich. Dieser bedeutenden, das Großherzogthum vorstellenden, Gestalt zur Seite, steht die Juno Sucina, welche das schöne Kind in die Hände der Grazien giebt, in denen auch seine Mutter die Zauberer der Anmuth gewonnen hat. Die herrlichen Drei, ohne deren Beistand die Schönheit weder reizen noch rühren kann, bilden somit den rechten Vordergrund des Gemähldes in einer sinnreichen Gruppe, welche sich auf das Lieblichste mit dem Ganzen vereinigt.

Von diesem Juno-Tempel aus zogen sich die übrigen Feen-Gebäude in mannichfaltiger Abwechslung in dem Zirkel fort. Auf beiden Seiten zunächst zween kleinere, einfache Tempel, welche die neuen und die alten Länder des Großherzogthums bezeichneten, und auf deren Spitzen die Kugeln der Enden und Anhänge Richtig in geschmackvollen Dreifüßen brannten. Vor dem Eingang jeder Straße stand zunächst an diesen Tempeln ein schöner Obelisk; weiter hin ein andrer, in edlem Style aufgeführter, Tempel, welcher in der entferntern Straße mit einem Altar wechselte, und in der letzten mit einem Triumphbogen schloß. Alles dieses stimmte in den beiden gleichen Hälften des Zirkels sonnenrecht zusammen, und stellte ein, die wunderbarste, Feenbild dar, das sich das Auge kaum davon losreißen konnte. Das Wetter, das sich, mit Napoleons Glück, noch zu dem schönsten Abend erheitert hatte, begünstigte diese ganze, von Arnold entworfene und ausgeführte, Magie, und auch nicht der kleinste unglückliche Zufall, wie sie sonst so leicht bei dergleichen Feierlichkeiten eintreffen, störte die schönen Empfindungen, welche der Tag und seine herrliche Feier erweckt hatte.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 73. Den 11. September 1811.

Maria Theresia und die Reichsstände von Ungarn. (11. Sept. 1741.) Die Preußen waren in Schlesien, die Baiern und Franzosen in Oesterreich eingefallen. Oesterreich huldigte dem König von Baiern, Böhmen wurde eingenommen, die Kostbarkeiten von Wien nach Grätz und Preßburg geflüchtet; die Feinde nannten Marien Theresien nur die Großherzogin von Toscana. In dieser großen Gefahr trat die schöne, hehre, deutsche Frau zu Preßburg in die Mitte der ungarischen Prälaten, Magnaten, Ritter und Freistädte, ihre dreijährige Tochter Maria Anna an der Hand, und den halbjährigen Kronprinzen Joseph auf dem Arm. Mit sanfter wehmüthiger Stimme stellte sie ihnen vor, ihre einzige Zuflucht sey zu ihnen, in ihre Hände übergebe sie diese Kinder, die von ihr Rettung erwarteten, sie möchten das Blut ihrer Könige schützen. Da erschallte es einmüthig durch den Versammlungssaal: Es lebe Maria Theresia, es leben ihre — unsre Kinder! „Vitam et sanguinem nostrum pro rege nostro!

Ueber die Fehler des englischen Karakters, von dem Persier Mirza-Abu-Taleb-Khan. *)

Ich komme nun zu einem unangenehmen Theil meiner Erzählung. Leicht kann ich durch das, was ich sagen werde, den Vorwurf der Undankbarkeit auf mich laden; allein ich muß dem Versprechen, welches ich der Lady Spencer und verschiedenen andern meiner Freunde gethan, Genüge leisten, und offen und frey von den Fehlern und Lastern reden, welche mir den brittischen Karakter zu entstellen scheinen. Sind meine Gedanken unrichtig, so schreibe man es meinem Verstande, und nicht meinem Herzen zu; findet man das Gegentheil, so wünsche ich, daß die Engländer meine Freimüthigkeit nach ihrem Werth schätzen, und ihre Fehler zu verbessern suchen mögen.

Da ich hauptsächlich in London das brittische Volk kennen lernte, so kann man mir mit großem Schein des Rechts entgegen halten, daß man in der Hauptstadt, wie überall, mehr verdorbene Menschen findet, als im übrigen Reich.

Der erste und größte Fehler, den ich an den Engländern bemerkt habe, ist ihr Mangel an Religion und ihr Atheismus. Die Wirkung hievon ist besonders am gemeinen Volke sichtbar, dem es ganz an Moralität fehlt. Freilich hätte es sich, aus Furcht vor der Strafe, die Gesetze zu verletzen; allein zeigt sich eine Gelegenheit, etwas zu stehlen, ohne daß Gefahr entdekt zu werden, dabei ist, so benuzt es sie gewiß. Es sinnt unaufhörlich auf die Mittel, sich des Eigenthums der Reichen zu bemächtigen. Zwar verhütet die Wachsamkeit der Obrigkeit, die Strenge der Gesetze und die Rechtlichkeit der höhern Klassen noch die traurigen Folgen dieses Zustands; allein lassen jene Gegengewichte einmal nach, so muß ein unvermeidlicher Umsturz eintreffen.

*) Aus dem Werk, von dem wir in Nro. 49. dieser Blätter das Nöthige gesagt haben.

Digitized by Google

Der zweite Fehler, welcher sogleich in's Auge fällt, ist Eitelkeit, oder vielmehr Insolenz. Stolz auf seine Macht und sein Glück während der fünfzig letzten Jahre scheint das brittische Volk keinen Glückswechsel mehr zu fürchten, und verachtet es, ihm zuvorzukommen. Als sich das Volk z. B. vor einiger Zeit wegen der neuen Taxen und des hohen Preises der Lebensmittel versammelte, und sich gewissermaßen in völligem Aufruhr befand, gelang es der Obrigkeit freilich, die Zusammentottungen mit bewaffneter Macht zu zerstreuen; allein man nahm keine Maasregel, um das Uebel ganz auszurotten. Dieses Benehmen scheint mir ein blindes Vertrauen zu verrathen, daß, statt dem Unheil gerade entgegen zu gehn, oder ihm vorzubeugen, wartet, bis die Unordnung fertig ist, und ihr erst dann zu steuren strebt.

Ihr dritter Fehler ist ihre Leidenschaft, Geld zu sammeln, und ihre Anhänglichkeit an die irdischen Dinge. Diese schlimme Eigenschaft ist indeß nur in Ländern, wo die Gitteswechsel häufiger sind, sehr tadelnswerth; indem in England selbst das Eigenthum des Einzelnen so gut durch die Gesetze gesichert ist, daß Jeder die Früchte seiner Industrie in Ruhe genießen kann. Allein man weiß im Allgemeinen, daß Geiz und Sparsamkeit von niedriger Denkungsweise begleitet sind; daß sie somit diejenigen, welche ihnen unterworfen sind, verächtlich machen; während die Freigebigkeit, wenn sie nicht in Verschwendung ausartet, sondern von der Klugheit geleitet wird, dem Menschen Achtung und Ansehn verschafft.

Ein vierter Fehler besteht in ihrer Liebe zur Ruhe, und im Widerwillen gegen die Arbeit. Dieser Fehler findet sich aber nur in einem mäßigen Grade, und ist weit von der Indolenz und Apathie der Opium-Schlucker von Indostan und in der Türkey entfernt; nur hindert er die Engländer häufig, sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen, und ihren Freunden in dem, was sie die kleinen Gelegenheiten nennen, zu nützen. Ich muß bemerken, daß die Freundschaft häufiger durch Aeußerungen von Freundlichkeit und Wohlwollen unterhalten wird, als durch eigentliche, wesentliche Dienste; indem sich zu den erstern täglich, zu letztern nur selten Anlaß findet. Ich mußte oft meinen Freunden in London mit der Bitte beschwerlich seyn, mir bei meinen ökonomischen Verhältnissen als Dollmetscher zu dienen; allein ich habe immer bemerkt, daß sie lieber die ungerechteste Foderung eingiengen, oder mit ihrer eigenen Börse helfen, als einige Vorstellungen gegen die schreienden Beeinträchtigungen machen wollten. Ihr Gesicht drückte dabei ihren Widerwillen, den Vermittler zu machen, so deutlich aus, daß ich es am Ende aufgab, ihnen auf diese Weise beschwerlich zu seyn. In diesem Punkt habe ich die Franzosen weit gefälliger gefunden; denn wenn der Wirth von einem Hotel garni mich zu betrügen suchte, so nahmen immer alle Gegenwärtigen meine Parthie, und nöthigten ihn, mich mit Billigkeit zu behandeln.

Nach dieser Bemerkung über das Betragen meiner Londner Freunde stellt ihr euch vielleicht Wunder vor, welche großen Geschäfte diesen Herren ihre Zeit kostbar machte; allein neun Zehntheile von Allen, die ich kannte, hatten, so zu sagen, gar nichts zu thun. Vielleicht gaben sie sich eine, oder zwo Stunden nach dem Frühstück mit ihren Angelegenheiten ab; aber der ganze übrige Tag gehörte den Besuchen und den Vergnügungen. Geht man zu einem dieser Herren, so ist es mehr, als wahrscheinlich, daß einem der Bediente sagt, sein Herr sey nicht zu Hause. Dieß ist jedoch nur eine Ausrede, um denen auszuweichen, von denen sie um einen Dienst angesprochen zu werden fürchten. Auch hierin muß ich den Franzosen den Vorzug geben; sie sind immer dienstfertig, und lassen nie ein Zeichen von Ungeduld merken, wie sie an den Engländern so sichtbar und verdammlich ist.

Ihr fünfter Fehler gränzt an den vorigen, und heißt Reizbarkeit des Karakters. Dadurch geschieht es, daß sie sich so leicht und häufig mit ihren Bekannten, und selbst, ohne gegründeten Anlaß, mit ihren besten Freunden entzweien. Die Fremden haben sich selten hierüber zu beklagen; allein da die Gesellschaft nicht anders, als durch gegenseitige Nachgiebigkeit und oft durch abstichliches Nichtbemerken der Fehler und Schwachheiten andrer besteht, so verursacht jener Fehler oft leidenschaftliche Ausbrüche und völlige Trennung zwischen den nächsten Verwandten.

Der sechste Fehler der Engländer liegt in ihrer Verschwendung der Zeit, indem sie zu viele Stunden mit Schlafen, mit Essen und mit dem Anzug verlieren. Denn außer den nothwendigen Waschungen, rasiren und frisiren sie sich jeden Morgen, worauf dann fünf und zwanzig verschiedene Kleidungsstücke auf den Leib gehangen werden.

Digitized by Google

Alles dieses wird, mit Ausnahme des Worts, vor Tisch wiederhohlt, und des Abends noch einmal vorgenommen, so daß man täglich, blos für die Toilette, zwo Stunden rechnen muß. Eine Stunde nimmt das Frühstück, drei das Mittagessen weg, und die drei nächsten gehören dem Punsch und den Damen. Neun Stunden wird geschlafen, und so bleiben kaum sechs Stunden für Besuche und Geschäfte übrig. Wirft man ihnen diese Verschwendung der Zeit vor, so antworten sie: „wie kann man anders?“ Allein ich sagte ihnen: „verringert die Zahl eurer Kleider, macht euren Anzug einfacher, rastet euch nicht, und laßt der Tafel und dem Schlafe nicht so viele Zeit!“

Ihr siebenter Fehler ist die Sinnlichkeit, welche ihre Bedürfnisse vervielfältigt. Werfet einen Blick auf ihre Küche mit den tausend Geräthschaften, die sie enthält, auf ihre Schenkkische, die mit silbernem und goldenem Geräthe beladen sind, auf ihre Tafeln voll Porcelaine und Glas, auf ihre Keller, die mit Weinen aus allen Weltgegenden angefüllt sind, auf ihre Parke, die von Wild wimmeln, auf ihre Teiche voll Fischen, und ihr werdet bemerken, wie alle dieser ausschweifende Luxus unaufhörlich ihre Begierden reizen muß.

Gäben sich diese Leute die Mühe, die Geschichte der Araber und Tartaren zu lesen, so würden sie finden, daß diese Völker ihre großen Eroberungen nicht durch ihre Zahl oder die Vorzüglichkeit ihrer Waffen, sondern durch die wenigen Bedürfnisse gemacht haben, die sie hatten, so daß sie jeden Augenblick schlagfertig seyn konnten, und sich mit jeglicher Nahrung begnügten. . . .

(D. Beschl. folgt.)

Die Quelle von Vaucluse.

Fortsetzung.

Hat man eine steinerne Brücke über die Sorgue passirt, so schreitet man auf schmalem, felsigtem Pfad aufwärts, und hat links Felsen über sich; rechts die, an Forellen, Aschen und Ählen fischreiche, Sorgue zu seinen Füßen, die fünfzig Schritte von ihrem Ursprung entfernt, ruhig und klar, im tiefen Bette dahin fließt, schon große Kähne trägt, und am jenseitigen Ufer klappernde Papiermühlen-Räder treibt.

Jenseits des Flußes ragt hoch, am äußersten Ende eines vorspringenden Felsen, die schöne Ruine des alten Bergschloßes hervor, dessen Thürme, Thüren und Fenster-Oeffnungen in den Felsen eingehauen zu seyn, und mit ihm eine Masse auszumachen scheinen.

Immer mehr verengt sich beim Vorwärtsschreiten eine hufeisenartige Felsenkluft, die endlich eine überhängende, ungefähr 300 Fuß hohe, röthlich-graue Felswand schauerlich schließt. — Am Fuße dieses non plus ultra der wilden Natur gähnt eine schwarze Oeffnung den Wanderer unfreundlich an; er befindet sich zwar nun an der Quelle von Vaucluse, aber seinem brennenden Durst wird hier kein kühlender Labetrunk, und seinem schmachtenden Herzen kein reizender Natur-Anblick zur Beruhigung zureicht. Eine finstere Grotte, von den Händen der Natur in großen Massen aus dem Felsen gesprengt und unordentlich gewölbt, ungefähr 60 Fuß hoch, geht tief in die, mit dem Einsturz drohende, Felswand hinein, und tief aus dem unergründlichen Felsenboden dieser Grotte treibt sich eine Quelle gewaltig hervor; im Winter und Frühjahr in starken Strömen, aus der unzugänglichen Oeffnung brausend und in schäumenden Wellen über die, vor derselben aufgethürmten, Felsenmassen gleich einem Wasserfall in die Tiefe herab stürzend; im Sommer und Spätjahr still und verrinnend im Sand, unter den, mit Moos bewachsenen, Felsen hin, und bildet im Innern der nun zugänglich gewordenen Grotte ein kleines irreguläre-ovales Bassin, das vom kühnen Wanderer, wiewohl mit Mühe, in der Grotte umgangen und näher beobachtet, aber auch beim unglücklichen Ausgleiten des Fußes an dem innern abhängigen Felsenrand, sein unwiederbringliches Grab werden kann.

Ohne Zweifel erhält diese tiefe, brunnenartig gestaltete Quelle ihr Wasser von dem hohen Gebirge Ventoux, das ungefähr 8 Stunden davon entfernt, an der Gränze der ehemaligen Dauphiné und des Comtats von Benaissin liegt. Nach dem heißen trokenen Sommer von 1807. war zu erwarten, daß diese Quelle eben nicht sehr wasserreich seyn würde, wirklich war auch von einem Ausströmen derselben wenig oder gar nichts zu sehen; selbst das innere Bassin war so niedrig und klein, daß es kaum 8 — 10 Fuß im Durchmesser betrug. Wer also um diese Zeit, d. h. im Monat Oktober, nach einem heißen Sommer eine Wallfahrt hieher macht, wird in jeder Hinsicht sehr troken bedient, und verliert viel von den merkwürdigen Ansichten dieser Natur-Erscheinung; und wer noch überdieß irriger Weise die Idee mit hieher bringt, einen Wasserfall zu finden, wie man in der lieben Schweiz so manchen bewundert, dem geht es wie mir, er wird in seinen Erwartungen gewaltig getäuscht! — Zum Trost wird man von den Eingebornen mit dem guten Rath bedient, den auch ich jedermänniglich ans Herz zu legen keinen Anstand nehme, nur muß man erst, nach altem Brauch, des Fuhrmanns und des Beutels Meynung hören — nemlich man muß zweimal im Jahr diese Quelle besuchen: einmal im Winter oder Frühjahr, wo die Quelle sehr wasserreich ist, und majestätisch aus ihrer Grotte hervor über Felsen herabstürzt, und wirklich einen kleinen Wasserfall bildet; und einmal im Sommer oder Spätjahr, wo das Wasser niedrig steht, ein Bassin innerhalb der Grotte zu sehen ist, man in die Felsenöffnung hineingehen, und hier die Quelle, deren Umgebungen und ungeheure Tiefe genauer untersuchen kann.

Zu so manchen abentheuerlichen Volkssagen, von den wunderbaren Erscheinungen an dieser Quelle, besonders von dem Oefnen und Schließen der Felsengrotte, mag wohl die eben bemerkte Verschiedenheit der Ansichten unter verschiedenen Umständen und Jahrszeiten das Ihrige beigetragen haben. Im Jahr 1783. bestärkte eine auffallende Erscheinung das Volk jener Gegend noch mehr in sei-

Digitized by Google

nem Glauben an das Wundervolle dieser Quelle. Bei einem ungewöhnlich hohen Wasserstand fieng das Wasser auf einmal an, blutroth gefärbt aus der Grotte herauszuströmen, und erst nach Verlauf eines Monats verlor sich diese Farbe allmählig wieder. Manche Seher haben die Blut-Scenen der Schreckenszeit, welche 10 Jahre später in jener Gegend selbst das Wasser der Rhone mit Blut gefärbt haben, durch diese Natur-Erscheinung voraus verkündigt wissen wollen. Man weiß indessen, daß diese natürliche Erscheinung einem Bergfall in der Gegend des Ventoux zuzuschreiben war, der eine große Masse rother Erde in die Tiefe hinabgesenkt, und die, über jene Erde nach der Quelle hinströmenden, Gewässer so lange röthlich gefärbt hat, bis solche nach und nach von dem Wasser abgespühlt war. — Im darauf folgenden Jahr hatte die Quelle seit Jahrhunderten den höchsten Wasserstand; der damalige Vice-Legat zu Avignon ließ daher eine Inschrift in den Felsen hauen, die die damalige Höhe des Wassers bezeichnet.

Die Quelle selbst, die einem Brunnen gleich, in den Felsen hineingehauen zu seyn scheint, ist von ungeheurer Tiefe! Man soll mit dem Senkblei noch nie auf den Grund gekommen seyn!? Gewöhnlich macht man die Probe der Tiefe mit kleinen, weißen Steinchen, die man in das Bassin wirft, und nur langsam und nach und nach versinken sieht, weil das Ausströmen des Wassers aus der Tiefe diese leichten Steine im Versinken aufhält. Die Umgebungen des Bassins sind mit mancherley, für den Botaniker interessanten, Wasser-Pflanzen bewachsen, die dem an sich sehr klaren, aber harten und nicht trinkbaren, Wasser eine schöne dunkelgrüne Farbe geben, und daher die langsam versinkenden weißen Steine sehr lange unterscheiden lassen.

Außer einigen Wasservögeln halten sich auch Fischotern in den nahen Felsenklüften des Tags verborgen, die in der Nacht große Ravage unter den Fischen der Sorgue anrichten.

(D. Beschl. folgt.)

Literarische Würdigungen.

I.

Staats-Geschichte Europa's. Sechster Jahrgang, mit einem Doppel-Porträt und drei Karten. Tübingen 1811. 12.

Dieses, seit sechs Jahren mit immer steigendem Beifall fortgesetzte Taschenbuch erhebt sich über alle seine Brüder durch den bleibenden Werth, den es hat. Es folgt der Zeit-Geschichte so schnell, als dieses möglich ist, und giebt sie so genau, treu und geistvoll dargestellt, als es nur immer geschehen kann. Der gegenwärtige Jahrgang ist wohl der inhaltsreichste, so wie die Zeit, die in ihm geschildert ist, wohl das größte und folgenreichste Stück unserer ganzen Generation mit allen ihren Thaten seyn dürfte. Es beginnt mit Napoleons Abreise zur spanischen Armee, und schließt mit dem Wiener Frieden. Wie viel liegt zwischen diesen beiden Epochen! Außer den Kriegsgeschichten die großen Veränderungen in der Kirche, im Mönchs-Wesen und im Feudal-System. Dieses kleine Bändchen umfaßt die Geschichte der Zerstörung dessen, dessen Erbauung in tausend Folianten kaum geschildert ist, und wer sich völlig von dem gewaltigen Ernst unserer Zeit durchdringen will, muß diese Darstellung lesen.

II.

Grundsätze für die Bildung der Schullehrer. Den Präparanden im Großherzogl. Badischen, am Ende kurz beschrieben, Schullehrer-Seminarium zu Rastatt erklärt von ihrem Direktor, Ignaz Demeter, Stadtpfarrer, Stadtdekan und Professor der Pädagogik. Rastatt. 1811.

Der verehrungswürdige, und um die zweckmäßige Einleitung und Verbesserung des deutschen Schulwesens in den Großherzogl. Badischen Staaten, kathol. Antheils überhaupt, und um die scientivische und moralische Bildung künftiger brauchbarer Schullehrer insbesondere sehr verdiente und raftlos bemühte Herr Stadtpfarrer und Professor Demeter in Rastatt, sucht in diesen Blättern, welche er zu einem Leitfaden seines öffentlichen Unterrichts bestimmt hat, einem längst gefühlten, aber bisher bei weitem nicht vollständig befriedigten, Bedürfniß abzuhelfen.

In gedrungener Kürze umfaßt er nähmlich das Ganze von dem, was ein angehender Schullehrer, nach allen seinen so bedeutenden Verhältnissen zu lassen und zu thun nöthig hat, um seinem so wichtigen folgereichen Amt mit Würde und mit Nutzen vorstehen zu können. Er erprobt darin seine Vertrautlichkeit mit den Schriften der besten Pädagogiker unsers gegenwärtigen Zeitalters, und wählt in diesen entworfenen Grundsätzen aus der reichhaltigen Fundgrube meist eigener und zum Theil auch fremder Erfahrungen das Einfachste, Beste und Probhaltigste, bringt solches in eine schöne systematische Ordnung, und giebt demselben eine praktische Tendenz. Auch zeigt er, wie der geschickteste Lehrer und sein Unterricht nur alsdann einen wahren Werth habe, wenn reine Sittlichkeit und Religion, als der letzte und beste Zweck, bei allem seinem Denken, Wissen und Thun zur Grundlage gemacht werde. Auch fügt er am Schluß noch eine kurze Beschreibung von der Einrichtung des Schullehrer-Seminariums in Rastatt an.

Möchten nicht nur alle Schul-Candidaten, sondern auch alle Älteren, schon im Amt stehenden, Schullehrer sich diese Grundsätze recht zu eigen machen, und sie in Saft und Kraft bei sich verwandeln; wie ich ihnen dann auch diese gründlichen Anweisungen, als ein beständiges Vade mecum, oder Hand- und Taschenbüchlein hiemit bestens empfehle.

M. Wittich, evangel. Pfarrer in Wittershausen und Boll, im Königreich Württemberg, auch Schulkonferenz-Direktor.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 74. Den 14. September 1811.

Albrecht von Wallenstein, richtiger von Waldstein, aus der noch blühenden gräflichen Familie dieses Namens in Böhmen, wurde zu Prag am 14. Sept. 1585 geboren. Durch seinen Degen erhob er sich zum Herzog von Friedland und Meklenburg und zum Fürsten von Sagan, und endigte im J. 1634 sein thatenreiches und außerordentliches Leben durch die Hellebarde eines Mörders. So gewiß es ist, daß er sich durch beyspiellose Geringschätzung aller kaiserlichen Befehle, durch vorsätzliche Vernachlässigung des allgemeinen Besten und durch ein äußerst zweideutiges Benehmen gegen den Feind die blutige Katastrophe selbst zuzog, so beurkundet doch keine streng bewiesene Thatsache die Verrätherei des Herzogs und seinen Entwurf auf die böhmische Krone. Er fiel nicht, weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Parthei sich zum Feinde gemacht hatte; ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte, und seine Geschichte schrieb. (Schiller.)

Die spanischen Bourbons, in ihrem Privatleben.

I. Philipp V.

Philipp V., welcher durch Karls II. Testament und seines Groß-Vaters, Ludwigs XIV., Macht den spanischen Thron bestiegen hat, ist in vielen Rücksichten ein so eigenthümlicher Karakter, daß man ihn nicht als Gründer einer neuen Dynastie, nicht als König eines großen Staates, den man ihm lange bestritten hat, anzusehen braucht, um ihn merkwürdig zu finden. Hat man ihn in den Zügen kennen gelernt, welche z. B. der Herzog von Saint-Simon von ihm entworfen, so dringen sich hauptsächlich zwei Betrachtungen auf:

Erstlich: wie unähnlich sah Philipp V. dem Hofe, an welchem er erzogen worden war, der Familie, von der er abstammte, und selbst der Nation, welcher er ursprünglich angehört hatte, und für deren Thron er bestimmt gewesen zu seyn schien!

Zweitens: gerade diese Eigenthümlichkeit seines Karakters sagte der spanischen Nazion, deren Scepter ihm das Schicksal zuwandte, besser zu, als wenn er mehr im Geiste seiner Landsleute König gewesen wäre.

Man kennt heutzutage die spanische und französische Nazion zu gut, als daß nicht für jeden, der eine einfache Darstellung des Karakters und des Hofes von Philipp V. liest, diese Resultate von selbst hervorgiengen. So nahe sie indeß liegen, so wichtig scheinen sie mir; denn oft, so lang ich diesen König nur so weit, als er gewöhnlich in die Ereignisse des spanischen Succession-Krieges hineintritt, und allein aus den Schilderungen von oberflächlichen Beobachtern kannte, wie z. B. der Marschall von Tessé, wenigstens in seinen Memoires, einer ist, konnte ich die Festigkeit, mit dem der größte Theil der

Digitized by Google

spanischen Nazion an Philipp hieng, nicht begreifen. Dadurch wurde mir die Begründung der Bourbons auf dem spanischen Throne überhaupt ein Räthsel — unerachtet ich es bald so leicht durch die schnelle Nationalisirung dieser Familie lösbar fand. Aber diese Nationalisirung, welche man so gar nicht von einem Prinzen, der an dem frivolen Hofe Ludwigs XIV. erzogen worden war, erwarten durfte, gieng von Philipp V. allein aus, und so wirkte er also noch nach einem Jahrhundert mächtig auf ein großes Ereignis unserer eigenen Zeit.

2.

Philipp V., sagt der Herzog von Saint-Simon, der ihn und seinen Hof wohl besser kannte, als irgend ein gleichzeitiger Schriftsteller, Philipp V. war weder mit einem ausgezeichneten Verstande, noch mit irgend etwas von dem, was man Einbildungskraft nennt, gebohren. Kalt, stille, traurig, mäßig, gegen jedes andere Vergnügen, als das der Jagd, gleichgültig, die Welt und sich selbst fürchtend, sich nicht mittheilend, immer einsam, sich aus Neigung und Gewohnheit einschliessend, und selten für irgend jemand etwas fühlend, hatte er dennoch einen gesunden Verstand, war gewandt, schnell fassend, oft eigensinnig, daß er nicht mehr geleitet werden konnte, und dabei im höchsten Grade lenkbar.

Im Felde regte ihn nichts an. Er stellte sich, wo er hingewiesen wurde, selbst in das stärkste Feuer, unerschrocken und gleichgültig gegen Gefahr und Ruhm. Er liebte den Krieg; aber ihn selbst mitzumachen, oder nicht, das bekümmerte ihn wenig. War er im Felde, oder an seinem Hofe, so überließ er alles seinen Generalen, und fügte keinen eigenen Gedanken den ihrigen zu. Dennoch war er wieder ruhmsüchtig, und konnte keinen Widerstand ertragen. Daß er sich gerne loben ließ, schliesse ich daraus, weil die Königin ihm immer schöne Dinge über seine Gestalt sagte, und mich sogar zuweilen frug: ob ich ihn nicht auch für den schönsten Mann halte?

Seine Frömmigkeit war nichts als Gewohnheit. Er hatte Gewissens-Skrupel, Furcht vor dem Teufel, und machte alle kleinen Andachtsübungen mit, ohne eigentlich die Religion zu kennen. So lang ihm der Pabst nicht zuwider handelte, war er ein wahrer Gott für ihn; am Ende deckte aber die sanfte Aussenseite der Jesuiten, welchen er leidenschaftlich ergeben war, alles zu.

Er hatte die beste Gesundheit, fühlte sich aber unaufhörlich den Puls, und ängstigte sich deshalb. Ein ehrgeiziger Arzt wäre bei ihm ein reicher und einflußvoller Mann geworden. Glücklicher Weise war der seinige blos ein rechtschaffener Mann, und dem, der ihm im Amte folgte, hielt die Königin die Zügel so kurz, daß er sich kaum rühren konnte.

Philipps Wort-Armuth war mehr Trägheit des Geistes, als Mißtrauen gegen sich selbst, und dadurch wurde es so schwer, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Dafür ließ er die Königin das Wort führen, ohne oft nur ein Wort beizusetzen. Uebrigens hatte schwerlich jemand ein besseres Auge für die Fehler und Lächerlichkeiten andrer, und er war im Stande, davon die beste und lustigste Schilderung zu machen. Er drückte sich vortrefflich aus; aber er nahm sich selten die Mühe, es zu thun.

Am Ende meines Aufenthalts in Madrid suchte ich ihn ein bischen zutraulich zu machen, und bei meinen Audienzen, die immer die Form einer gesellschaftlichen Unterhaltung gewannen, habe ich ihn manchmal sehr gut, und mit vielem Verstande sprechen gehört. Waren aber noch andere zugegen, so sagte er mit gewöhnlich nur einige Worte, die in einer kurzen Frage bestanden, und nie zu einem eigentlichen Gespräch führten. Uebrigens war er gutmüthig, leicht zu befriedigen, mit denen, die zunächst um ihn waren, vertraulich, und dieß selbst zuweilen mit einigen Großen des Staats. Aber überall trat seine Liebe für Frankreich hervor. Er besaß die größte Dankbarkeit und Verehrung gegen den seligen König, (Ludwig XIV.) und eine sich bei jeder Gelegenheit äußernde Zärtlichkeit für den seligen Dauphin, seinen Bruder, über dessen Verlust er sich niemals trösten konnte.

Sonst bemerkte ich keine Vorliebe für eine andre Person seiner Familie. Auch frug er nie nach irgend jemand vom französischen Hofe, ausser nach der Herzogin von Beauvillers, und dieß immer mit Freundschaft.

Die Gewissens-Skrupel, welche ihm seine Krone machte, lassen sich schwer erklären, und kaum mit seiner stets gehegten Hofnung der Zurückkehr zu der Krone seiner Väter, auf die er doch mehreremale feierlich verzichtet hatte, zusammenreimen. Er konnte sichs einmal nicht aus dem Kopfe bringen, daß die Verzichtleistungen der Königin bei ihrer Heirath mit Ludwig XIV. Kraft hätten.

Digitized by Google

Eben so wenig wollte er begreifen, daß Karl II. das Recht gehabt habe, durch sein Testament über eine Monarchie zu verfügen, deren Nuznießung er blos gehabt habe, und der Jesuite D'Aubenton (sein Beichtvater) hatte unaufhörlich gegen diese Gedanken zu kämpfen. Er hielt sich für einen Usurpator, und nährte in diesem Sinne immer die Hofnung, nach Frankreich zurückzukehren, um durch den Verlust von Spanien seine Gewissens-Bisse zu endigen. Alles dieses lag verworren in seinem Kopfe; allein es war einmal da, und nur die Unmöglichkeit hinderte einen Schritt, zu dem er sich für verpflichtet hielt, und der den größten Antheil an der Abdikation hatte, zu der er sich später entschlossen, und die er lange schon mit sich herum getragen hatte. Freilich war die Usurpation durch den Uebergang der Krone auf das Haupt seines Sohnes nicht gehoben; allein, da er nicht thun konnte, was er wollte, so wollte er wenigstens, was er konnte.

Aus gleichem Grunde wurde es ihm auch so schwer, die Krone, nach seines Sohnes Tode, wieder aufzulegen, unerachtet ihn die Langeweile während dessen Regierung schrecklich gequält, und es ihn oft genug verdrossen hatte, so selten um Rath befragt, und wenn es geschehen, noch seltener befolgt worden zu seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Quelle von Vaucluse.

Fortsezung.

Zu allen Zeiten war zwar die Quelle von Vaucluse berühmt, und schon Plinius erwähnt ihrer aus Anlaß einiger seltenen Pflanzen, die an ihrem Ausfluß sproßen. Aber dem liebenswürdigen Dichter Petrarka war es vorbehalten, die Najade dieser Quelle — und mit ihr, den Namen der schönen Laura von Sade, so wie seinen eigenen Dichter-Ruhm, unsterblich zu machen: durch die reizende Beschreibung des von ihm viele Jahre lang gewählten einsiedlerischen Aufenthaltz zu Vaucluse, und durch das, mit dem lebhaftesten Feuer der Leidenschaft so schön besungene, Lob seiner grausamen Laura.

Wer kennt nicht die Geschichte der zwar unerhörten, aber dennoch standhaften Liebe Petrarka's für die, durch Schönheit und vorzügliche Geistesbildung bei ihren Zeitgenossen, so wie bei der Nachwelt berühmten — Tochter des Ritters Audibert von Noves und Gattin des Hugo von Sade? — Es war in der Kirche des Frauen-Klosters von Saint-Clare, am Montag der heiligen Woche, des Jahrs 1327, Morgens um 6 Uhr — als Petrarka — ein eleganter Jüngling seiner Zeit — der sich in der Folge als Staatsmann, Gelehrter, Philosoph, unglücklich Liebender und vorzüglich, als sanfter Sänger der Liebe bei Mit- und Nachwelt beliebt gemacht hat —, seine holde Laura von Sade, in einem grünen Kleid, mit goldnen Veilchen durchwirkt, zum Erstenmal sah, und sogleich von einer Liebe gegen sie entzündet wurde, die er vergebens an der Quelle von Vaucluse abzukühlen und in der Abgeschiedenheit von der Welt zu unterdrücken hoffte.

Als Gattin eines andern, und als tugendhafte Frau, konnte sie dieser, obgleich in den zärtlichsten Sonetten ausgedrückten Liebe, kein Gehör geben! Und was man auch immer von den stillen Freuden der Liebe sagen mag, die Petrarka an der einsamen Quelle mit seiner Laura genossen haben soll; — so dürfen Sie mir dennoch, wertheschäzter Freundin! sicher glauben: daß Laura von Sade stets tugendhaft geblieben, und Petrarka zwar unerhörter — aber ihr dennoch nicht gleichgültiger und treuer Liebhaber gewesen ist! Mit Recht muß man daher ritterlich dagegen ankämpfen, wenn leichtfertige französische Schriftsteller — die mit so manchem verwahrlosten Menschen keinen Sinn für solche Liebe und keinen Begriff von einer, außer der Körperwelt liegenden Verbindung edler Seelen haben können; wie unter andern Pompignan, in seiner muthwilligen Reisebeschreibung mit einem leichtsinnig-witzigen Vers:

Petrarque enfin savoit jouir tout bas,
Favorisé sans le faire connoître;
Et d'autant plus heureux de l'être,
Qu'on croyoit qu'il ne l'étoit pas. —

eine eben so bemerkenswerthe männliche Ausdauer in der Liebe, als eine erhabene weibliche Tugend — aus der Geschichte wegfaseln wollen! —

Von Petrarka's Seite dauerte diese Liebe mit unverbrüchlicher Treue im Innersten seines Herzens fort, bis seine geliebte Laura, von der damals in Avignon wüthenden Pest ergriffen, in ihrem 38. Lebens-Jahr, am 6. April 1348 starb — also gerade am nemlichen Tag und zur nemlichen Stunde, wo er sie zwanzig Jahre früher zum Erstenmal erblickt hatte. Auch jezo noch, konnte bis zu seinem Tod, weder Einsamkeit noch Zerstreuung im Geschäftsleben, an Höfen und auf Reisen ihr Bild aus seinem Herzen verdrängen. Er starb am 18. July 1373, auf seinem Landsiz zu Arqua, vier Meilen von Padua, in seiner Bibliothek, den Kopf auf ein geöffnetes Buch gestüzt; nachdem er noch, mit durch seine Bemühung, den Päpstlichen Siz wiederum von Avignon nach Rom verlegt gesehen hatte.

Eine Gesellschaft von Gelehrten aus Avignon und dortiger Gegend, die unter dem Namen Athenée de Vaucluse bekannt ist, und auch auswärtige Mitglieder, ließ vor einigen Jahren zum Andenken des einsiedlerischen Aufenthalts Petrarkas an der Quelle von Vaucluse am Ausfluß derselben eine artige Denksäule auf ihre Kosten errichten. Sie ist von einem gelblicht-weißen, etwas fetten Sandstein, der in der Gegend häufig gebrochen wird, sich gut bearbeiten läßt und in der Luft hart und ziemlich weiß wird, so daß er gehauen und polirt, dem weißen Marmor ähnlich sieht. Diese mit Kopf, Schaft und Fuß-

Digitized by Google

gestell ungefähr 50 Fuß hohe Säule, macht gegen die alten, düstern Felsenwände einen auffallenden Contrast, und schon in weiter Entfernung lockt sie den Wanderer nach dieser merkwürdigen Gegend hin. Noch war sie nicht vollendet, als ich dahin kam, zwey junge Künstler arbeiteten eben an den architektonischen Verzierungen, und klagten mir über die vielen Abänderungen, die immer von Zeit zu Zeit daran beliebt würden. Ein Beweis mehr zu meiner beym ersten Anblick im Stillen gemachten profanen Bemerkung, daß weder Plan noch Ausführung besondern Künstlerwerth zu haben scheine — welches Urtheil mir auch in der Folge von Kennern bestätiget wurde. Die Aufschrift, welche ich auf dem Fußgestell dieser Säule gefunden habe, heißt:

F. PETRARCAE
Athenaeum Clusianum Avenucense
Die natali XX. Julii
An. MDCCCIV.
V. ab ortu saeculo elapso.

Eine andere Aufschrift soll bereits darauf bestimmt seyn, die mir jedoch die Künstler nicht mittheilen konnten. Von dem eigentlichen Platz, wo Petrarka sein kleines Wohnhäuschen und seine Garten-Anlagen besessen ist dermalen kaum mehr eine Spur zu finden, und alle Vermuthungen darüber können sich, nach Verfluß von fünf Jahrhunderten, höchstens nur auf Vergleichung des jetzigen Locals mit jenen Angaben beschränken, die man hierüber theils in den Gedichten Petrarkas selbst, theils in den Schriften seines Zeitgenossen und Freundes Boccaz findet. Hieraus ergiebt sich, daß das alte Bergschloß rechts am Gebirge irrig für die Wohnung des Dichters ausgegeben wurde, welches dem Cardinal Philippe von Cabassole, Herrn von Vaucluse, angehörte, der zuweilen hier die schöne Jahrs-Zeit mit dem liebenswürdigen Philosophen und Dichter zubrachte, und welches noch in spätern Zeiten von den Herrn von Vaucluse bewohnt wurde.

Petrarkas kleines Häuschen stand ohngefähr 200 Schritte von jenem Bergschloß entfernt, weiter unten auf dem nämlichen Felsen. Vor ungefähr 40 Jahren wurde ein kleines Häuschen angeblich auf die Ruinen dieser kleinen Wohnung gebaut, von dem man noch jetzo eine Brustmauer stehen sieht. Dieß ist aber auch alles, was von dem merkwürdigen Aufenthalt des berühmten Mannes an dieser Quelle dermalen noch zu sehen übrig geblieben ist.

Nachdem ich noch einige Zeit an dieser heiligen Stätte verweilt, die nächsten Umgegenden näher untersucht und mir ins Gedächtniß geprägt hatte, nahm ich nur ungerne von jenen durch die Geschichte und die Natur geweihten Felsen Abschied. Ein kleines Stück Stein aus welchem die Denksäule Petrarka's gehauen ist, nahm ich im Scherz in die Tasche, um meines Freundes G. mineralogisches Cabinet mit dieser Denkwürdigkeit zu bereichern, und belustigte mich noch eine Zeit lang, mit dem Stock das überall hervorsprudelnde Quellwasser aus dem Sand hervorzulocken.

Auf dem Rückweg trat ich in eine der drey Papiermühlen, die hier nahe an einander am Ufer des Flusses angelegt sind, und von den vielen Nachdruckern und Schriftstellern minorum gentium zu Avignon durch Wechselhandel mit Lumpen und Makulatur gegen schlechtes Druck-Papier Nahrung erhalten. Ich ließ mir einige Cahiers Postpapier — von schlechter Qualität — um theures Geld geben, und nahm mir vor, recht zärtliche Briefe an Sie, meine Freundin! und ins Vaterland auf dieses seltene, von dem Quell-Wasser der Liebe getränkte Papier zu schreiben.

(D. Beschl. folgt.)

Schweizer Notizen.

August 1811. —

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft und
Klopstock.

Von zwei so viel besuchten und beschriebenen Ländern, als die Schweiz und Italien, zwei klassischen Boden der Freiheit alter und neuer Zeit, können nur langer Aufenthalt und glücklicher Quellenfund umfassendes und neues bringen. Wie man aber einem allangeschauten Gegenstande neue und interessante Beobachtungen abgewinnen könne, dies, Freund haben Sie, mein lieber Freund, in ihren Briefen aus Italien zu lösen verstanden. Der Mensch ist es, das ewig Eine im Mannichfachen, der Mikrokosmus, was eine als verstegende Quelle von Studien und Genüssen bietet, und die Individualität des Sehers wird wieder so gut Objekt, als das Gesehene. Empfangen Sie also ein Paar Alpenfourenirs, von diesem höchsten Standpunkte Europens, so wie dessen einzig übriggebliebener Republik. wo wirklich noch, als die Form, wo der Geist dieser Staats-Verfassung noch übriggeblieben ist, und wo die Menschen eben jene Grundeinheit im Mannichfaltigen näher gerückt und schärfer bezeichnet, als auf irgend einem andern gleichen Raume, in ihrem ganzen innern und äußern Gepräge aufweisen. —

Zuerst etwas von dem diesjährigen kunstoriginalen Vereine der Verehrer Erato's und Polyhymnia's der schon in Deutschland fröhlich bekannten helvetischen Musikgesellschaft, die einzig in ihrer Art jedes Jahr einmal in einer andern Schweizerstadt sich versammelt, ihrer Liebe für die Kunst nährt und bewährt, und mit einem beinahe ganz von Liebhabern besetzten Orchester von mehr als dreihundert Personen große Musikwerke vor einem großen Publikum aufführt, wie beide sie äußerdem in der jedem Hoffnende, und jeder gebildetdenkenden Kunst-Anstalt nothwendig fremden Schweiz, nie genossen und nie genossen haben würden. — Schaffhausen, die Bundesstadt, wo sich Schweizer Tage, Schweizer Sprache und Charakter schon adoptiren und verstärken gegen das südländische Hochland, empfing diesmal die lieben Eidgenossen, Helvetiens landesgute Kinder in ihren Mauren, und dem Fremden war es ein derzerkebendes Antlitz, auf den Geschtern die reine Fröhlichkeit, das Interesse an der Sache, als einer Nationalangelegenheit zu schauen, zu hören den biedern Handschlag des Willkommes. Zu Schiffe, zu Wagen, zu Roß und zu Fuß zog es ein in geschlossenen und kleinern Gruppen.

(Fortsetzung künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutſche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunſt.

Nro. 75. Den 18. September 1811.

Der größte und beſte Nachfolger Cäſars, M. Ulpius Nerva Trajanus, der am 18 Sept. 54 zu Italica in Spanien geboren wurde, und von 98 bis 117 die römiſche Welt als Regent beglückte, wurde von allen Nationen, deren Wunden er heilte, wie ein Stellvertreter der wohlthätigen Götter verehrt; ihre Thränen waren ſeine ſchönſte Lobrede. Nie war ein Kaiſer zugleich ſo unternehmend, in Planen ſo groß, in der Vollziehung ſo beharrlich, ſo wenig auf den äußerlichen Glanz der Majeſtät eiferſüchtig, allen Bürgern ſo gnädig, und mit Freunden ſo ihres Gleichen. Viele Auflagen in den Provinzen mäßigte und erließ er; die Herzen der ihn liebenden Völker ſollten ſeine Schätze ſeyn. (Joh. v. Müller.)

Glückliches Schickſal einer unglücklichen Prinzeſſin. *)

Der Marſchall von Sachſen gieng eines Morgens allein in dem Garten der Tuilerien ſpazieren. Er begegnete einer Dame, welche ein Töchterchen von fünf oder ſechs Jahren an der Hand führete. Ihr edler Anſtand war ihm von weitem aufgefallen. Als er ſich ihr näherte, glaubte er ihr Geſicht zu kennen. Sie ſchien ſich in gleichem Fall zu befinden, ſchlug verlegen die Augen nieder, und trat ſogleich in eine Seiten-Allee, um ihm, wie ihm vorkam, nicht wieder zu begegnen.

Sind die Todten aus ihren Gräbern hervorgegangen? ſprach der Marſchall zu ſich ſelbſt. Aber eine täuſchendere Aehnlichkeit habe ich nie geſehen.

Um ſich noch ſtärker zu überzeugen, ſchlug er dieſelbe Allee ein, die die Dame genommen hatte. Als ſie ihm hinter ſich herkommen hörte, verdoppelte ſie ihre Schritte. Der Marſchall eilte, was er konnte, um ſie einzuholen. Jeden Augenblick ſuchte ſie ſich ins Gebüſche zu verlieren; endlich aber, da er ſie beinah erreicht hatte, ſank ſie erſchöpft auf eine Bank nieder, und verbarg ihr Angeſicht im Taſchentuch.

Was iſt dir, Mutter? rief das Mädchen, das gleichfalls außer Athem war, und fing an zu weinen.

Der Marſchall blieb mit entblößtem Haupte vor beiden ſtehen. Die Dame ſprach keine Silbe. Der Held näherte ſich dem Kind, und ſuchte es zu tröſten. Da fieng die Mutter an, laut zu ſchluchzen, das Tuch fiel ihr aus den Händen, und der Marſchall trat erſtaunt und erſchrocken zurück.

Wenn ich glauben könnte, daß die Gräber ihre Schätze wieder ans Licht gäben, fieng er an, ſo würde ich in Ihnen, Madame, eine mir hochverehrte, von ganz Europa beweinte, Dame erkennen. In meinem Leben hab' ich nie eine täuſchendere Aehnlichkeit geſehen. Verzeihen Sie einem alten Soldaten, der zum erſtenmal in

*) Dieſe merkwürdige Hiſtor. Anekdote iſt bekanntlich von der Frau von Genlis, nach einer Erzählung derſelben in den Pièces intéressantes (Maestricht 1786) als Roman bearbeitet worden. Ich gebe ſie hier nach einer handſchriftlichen Nachricht, die mir in Frankreich mitgetheilt worden iſt, ohne alle Ausſchmückung.

Digitized by Google

seinem Leben vor Ihnen erschrocken ist, wenn er sich die Veranlassung seines Schreckens aufgeklärt wünscht. — Es ist nicht möglich, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, es ist nicht möglich, Sie sind die Großfürstin von Rußland, die die ganze Welt todt nennt!

O lieber Marschall, fieng die Dame jetzt unter Thränen an; es geschieht viel in der Welt, wovon die Welt nichts weiß, und glücklich ist, wer sie vergessen hat.

So hab' ich mich denn nicht geirrt, rief der Marschall aus; so habe ich das Glück, in der schönen Unbekannten, die mich beim ersten Anblick so sehr angezogen hat, Ew. Kais. Hoheit, die unglückliche Prinzessin zu verehren, deren meine Mutter nie ohne Thränen gedenkt? Sollte es mir vergönnt seyn, von einem abscheulichen Gewebe von Unterdrückung und Betrug die Decke wegzuheben?

Lassen wir die Todten ruhen, sprach die Dame. Ich bin für Europa, für den Thron, für alle die meinigen gestorben. Ich bin nicht unglücklich, Marschall, bin es gewiß nicht, das dürfen Sie mir glauben. Noch keinen Augenblick habe ich die Größe zurückgewünscht, die ich selbst und freywillig verlassen habe. Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich in meiner Verborgenheit. Ich habe keine Lust, wieder in den falschen Glanz der Höfe zurückzukehren. Ich habe ein andres Leben kennen gelernt, ich habe neue Pflichten, die mich glücklich machen, und ich hoffe von Ihnen, Herr Marschall, daß Sie mein Geheimniß ehren, und die Todten nicht wieder erwecken werden.

Man kann denken, welchen Eindruck diese Rede auf den Marschall machte. Er versprach ihr, was sie verlangte, bat sie aber doch um die Erzählung der sonderbaren Schicksale, die über ihr Leben gewaltet hatten.

Wenn Sie mich besuchen wollen, lieber Marschall, so sollen Sie Alles erfahren, antwortete die Dame. Die Aufmerksamkeit eines Mannes, wie Sie, für eine Unbekannte ist schon vielen Verdächtigungen aufgefallen. Lassen Sie mich nun, ich bitte Sie, vergessen Sie die unglückliche Prinzessin völlig, und sehen Sie in mir die glückliche Madame Daubund, unter welchem Nahmen ich hier bekannt bin.

Sie nannte ihm das Hotel, in welchem sie wohnte. Er wollte sie wenigstens bis an ihren Wagen begleiten, allein sie versicherte ihm lächelnd, daß sie keinen hätte, und auch keines bedürfte. Er bot ihr den seinigen an. Sie schlug diesen, so wie seine Begleitung aus. Ich hoffe Sie werden die Madame Daubund nicht vergessen, sagte sie ihm beim Abschied, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und gieng mit ihrem Töchterchen weg.

Der Marschall stand, wie an den Boden gewurzelt, und sah ihr lange nach, bis sie sich aus seinen Augen verloren hatte. Tiefsinnig kehrte er endlich nach Hause zurück, und wartete mit Ungeduld auf die Zeit, da er die Dame in ihrem Hotel besuchen konnte.

Er gieng hin, um die Stunde, die sie ihm bestimmt hatte. Ein etwas kränklich aussehender Mann in Kapitäns Uniform empfieng ihn mit der, seinem Rang und seinen Verdiensten gebührenden, Ehrfurcht. Er versicherte ihm, daß er bereits von dem hohen Besuch, der seiner Gattin zugedacht sey, unterrichtet wäre, und daß ihn Madame Daubund mit Ungeduld erwartete.

Mit diesen Worten ward der Marschall in das Zimmer der Dame geführt, das klein, unscheinlich, inzwischen aber doch reinlich aufgeputzt war. Sie kam ihm sogleich entgegen, bewillkommte ihn mit Herzlichkeit, und erinnerte ihn an sein Versprechen, an die Großfürstin von Rußland nur so lang zu denken, bis er erfahren hätte, wie sie Madame Daubund geworden wäre.

Sie wissen, fieng die Dame an, nachdem sie ihren Gatten mit den Ausdrücken der wahrsten Zärtlichkeit und innigsten Anhänglichkeit vorgestellt hatte: Sie wissen, lieber Marschall, welch ein unglückliches Schicksal die Prinzessin, Charlotte Christine Sophie von Wolfenbüttel, als die Gemahlin des Großfürsten Alexis in Rußland gefunden hat. O ihre gute Mutter, die Gräfin von Königsmark, war ja oft genug Zeuge der barbarischen Behandlung, die ich von meinem Gemahl auszustehen hatte. Lassen wir die Todten in Ruhe; denn das Schicksal hat ja noch auf dieser Erde über ihn gerichtet, *) und hören Sie seinen Nahmen nur noch, wenn es für die Erklärung meiner Geschichte nothwendig ist.

*) Peter der Große ließ ihm, als seinem Thronfolger, den Prozeß machen, und ihn zum Tode verurtheilen. Er starb aber den Morgen, an welchem ihm sein Todesurtheil angekündigt worden war, an Convulsionen. Dieses geschah im Jahr 1718.

Digitized by Google

„Man nannte mich schön, geistvoll, gut, fuhr sie fort; aber diese Vorzüge, wenn sie auch wahr waren, vermochten nicht mich gegen die Roheit und Grausamkeit des Großfürsten zu sichern. Ich war so unglücklich, als ein Weib seyn kann, und beneidete oft die Aermste in meinem Volk um ihr glückliches Schicksal. Dem Zaren durfte ich nicht klagen. Seine Heftigkeit, seine Strenge waren zu gefährlich, wenn er auch Gefühl gehabt hätte, mein Elend zu bestreiten. Mehr als einmal sollte mir Gift beigebracht werden, aber mein Glück war größer, als die Bosheit meines Gemahls. Selbst als ich wirklich einmal vergiftet worden war, gaben mir schleunige Gegenmittel wieder Leben und Gesundheit.

(Fortsetzung künftig.)

Ueber die Fehler des englischen Karakters, von dem Persier Mirza-Abu-Taleb-Khan.

(Beschluß.)

Eitelkeit und Anmaßung, besonders in Rücksicht auf Wissenschaften und fremde Sprachen, ist der achte Fehler der Engländer. Denn kaum hat einer das geringste in einer Wissenschaft gethan, oder nur die ersten Anfangsgründe einer Sprache erlernt, so schreibt er gleich ein Buch darüber, das durch den Druck verbreitet wird, keinen innern Werth hat, und zur Unterhaltung der Unwissenden dient. . . . Ferne sey es von mir, die hohen Talente und den wahrhaft engelgleichen Karakter von Sir William Jones herabsetzen zu wollen; allein man muß doch gestehen, daß seine persische Grammatik, die er in seiner Jugend und zu einer Zeit geschrieben, da er die Sprache der Hindu's nur wenig kannte, in vielen Theilen fehlervoll seyn mußte, und es ist zu bedauren, daß die öffentlichen Aemter, die er bekleidete und seine sonstigen Studien ihm nicht erlaubten, sie später, als er länger in Indien gelebt hatte, wieder zu überarbeiten. Da ich gebeten wurde, einigen Personen, die diese Grammatik schon vorher studiert hatten, Unterricht in der persischen Sprache zu geben, fand ich es weit schwerer, ihre schlechte Aussprache zu verbessern, als ganz von vorne mit andern anzufangen. Dergleichen Bücher sind in London in so großer Menge, daß es bald schwer seyn wird, sie von den wirklich guten zu unterscheiden.

Für den neunten Fehler der Engländer halte ich ihre Eigennützigkeit. Oft suchen sie ihren Vortheil auf Kosten anderer, und wenn sie diesen irgendwo zu finden hoffen, so werden sie viel demüthiger und unterwürfiger, als es Menschen von Ehre in meinen Augen geziemt. Haben sie dann ihren Zweck erreicht, so brechen sie, so es Schaam über ihr bisheriges Benehmen oder Widerwillen, dasselbe fortzusetzen, plötzlich ihre Verbindung mit denjenigen ab, die ihnen nützlich gewesen sind. . . .

Der zehnte Fehler ist ihre Unkeuschheit, worunter ich nicht nur die tadelnswerthe Aufführung junger Frauen, die sich von ihren Liebhabern entführen lassen, oder mit Männern leben, ohne mit ihnen verheirathet zu seyn, sondern überhaupt die Zügellosigkeit beider Geschlechter in London verstehe, wovon die große Menge öffentlicher Häuser zeugt. Man hat mich versichert, daß in einem einzigen Kirchspiel jener Stadt 60.000 Freudenmädchen (?!?) seyen; auch giebt es nicht leicht eine Straße in derselben, wo man sie nicht findet.

Der eilfte Fehler liegt in der Ausschweifung, mit welcher die Engländer ihr Geld für Dinge, die völlig unnütz sind, und wovon ich oben einige genannt habe, verschwenden. Hier muß man noch ihre Wagen, ihre Pferde und Bedienten rechnen, welche alle häufig doppelt, für Herr und Frau, seyn müssen. Auch wirft man in London viel Geld für Bälle, Maskeraden, Assemblees u. s. w weg, und tausend Pfund Sterling gehen oft in Einer Nacht auf. Ich habe Leute gekannt, die mit sechs bis sieben tausend Pfund Einkünften in Verlegenheit befanden, und denen es an zehen Pfunden fehlte, um sie einem Freunde zu borgen. Dieser Schwindelgeist scheint täglich zuzunehmen, und läßt, da er auch die Klasse der Krämer und der Handwerker ergriffen hat, die schlimmsten Folgen erwarten; denn finden diese Leute, daß ihre rechtmäßige Industrie nicht mehr zur Bestreitung dieser Ausgaben hinreicht, so werden sie zu widerrechtlichen Mitteln, die sie an den Galgen bringen müssen, ihre Zuflucht nehmen. Dadurch verbreiten sich Verschwendung und Völlerei unter die noch niedrigern Klassen, unter denen sie einen völligen Umsturz aller Ordnung bewirken werden.

Auf einem meiner Ausflüge außerhalb London fand ich in einem öffentlichen Wagen einen Engländer, der mit jener Verschwendung die tiefste Niederträchtigkeit vereinigte. Er hatte ein ziemlich gutes Ansehn, und machte verschiedene Fragen an mich in Bezug auf Indien und besonders auf die Preise der Lebensmittel in meinem Vaterlande. Er schien über den niedrigen Preis mancher Artikel zu staunen, und sagte nach einigem Stillschweigen: „wahrscheinlich liegt der Grund dieser niedrigen Preise in der Seltenheit des Geldes und in der Armuth der Einwohner.“ Ich versicherte ihn, daß er sich irre; daß Indostan das reichste Land sey, und daß es zum Sprüchwort geworden: die europäischen Glücksritter kämen nur dahin, um Vermögen zu sammeln. Beim Essen forderte er die kostbarsten Weine, und lud mich ein, mit ihm zu trinken. Da ich dazu keine Lust hatte, und überdieß nicht viel Ausgaben machen wollte, so dankte ich ihm dafür; allein, als die Rechnung kam, nahm er sie, und vertheilte sie gleich unter alle, die an der Tafel waren. Ich erstaunte über diese Unverschämtheit; allein da kein anderer Reisender sich darüber beschwerte, so schämte ich mich, sparsamer zu erscheinen, als die andern, und zahlte mehrere Tage acht Schillinge für mein Essen, was das Doppelte von dem ist, das man gewöhnlich bezahlte. Ergreift je dieser Geist

Digitized by Google

von Wahnsinn die Minister, so werden sie den öffentlichen Schatz verschleudern, oder sich schaamlos bestechen lassen, und so den Staat seinem Umsturz nahe bringen.

Der zwölfte Fehler der Engländer ist ihre Verachtung gegen die Gebräuche andrer Nationen, und ihr Vorurtheil für die Sitten ihres Landes, wenn diese auch wirklich offenbar schlechter sind. Ich hatte ein auffallendes Beispiel hievon in dem Benehmen meiner Reisegefährten auf der Ueberfahrt von Asien nach Europa, von denen einige, sonst ehrenwerthe, Leute es lächerlich fanden, daß ich mich immer in Unterhosen und im Schlafrock zu Bette legte, und behaupteten, daß sie, beinah ganz nackt, viel besser schliefen. Ich antwortete ihnen, daß meine Sitte auf jeden Fall anständiger sey; nicht zu rechnen, daß ich, wenn etwas vorfiele, in einem Augenblick auf das Verdeck springen, und für meine Sicherheit sorgen könnte, während sie noch einige Zeit brauchten, sich anzukleiden, oder auf eine unanständige Weise erscheinen müßten. Sie hielten mir entgegen, daß dergleichen selten geschehe, und daß sie, in einem solchen Fall, sich nicht schämen würden, im Hemde zu kommen. Ich führe diesen Zug nur an, um einen Beweis von ihrer Hartnäckigkeit und ihren Vorurtheilen für ihre Gewohnheiten zu geben.

Man hat mir in London oftmals das Lächerliche und Kindische mehrerer mahomedanischen Gebräuche vorgeworfen; allein nach der Kenntniß, die ich vom englischen Karakter hatte, sah ich wohl, daß es eine Thorheit seyn würde, wenn ich dergleichen mit philosophischen Gründen vertheidigen wollte. Ich antwortete daher auf eine ironische Weise, und frug, z. B., wenn sie die Ceremonie der Pilgrimme in Mecca lächerlich machten, warum sie die Taufe eines Priesters zum Wohl eines Kindes für nöthig hielten? Hielten sie mir den orientalischen Gebrauch vor, uns beim Essen der Hände zu bedienen, so antwortete ich, daß wir auf diese Weise nicht in Gefahr seyen, uns oder unsre Nachbaren zu verwunden, daß ein altes Sprüchwort sage: „nahe am Knochen ist das beste Fleisch," und daß uns auf jeden Fall unsre Hände reiner bleiben dürften, als die Hände oder Füße eines Bäckerknechts. Dadurch brachte ich meine Gegner gewöhnlich zum Schweigen, und wandte den Spott, der mir zugedacht war, ihnen zu.

Manche dieser Laster oder Fehler sind den Engländern nicht natürlich, sondern durch den Luxus und den großen Wohlstand eingeführt worden. Die schlimmen Folgen davon werden erst mit der Zeit sichtbar werden, indem die Kraft der Constitution und einzelner Glieder der Regierung die Ausbrüche derselben noch verhindert, und die benachbarten Völker von diesen Fehlern eben so wenig frey, ja noch stärker damit belastet sind.

Wenige Engländer sind aufrichtig und wahrheitsliebend genug, um einzugestehen, daß diese Laster oder Fehler unter ihnen herrschen, und täglich größer werden, sondern sie antworten gleich den Opium-Schluckern der Türken: „es hat mir eine Nazion ohne Fehler gegeben das Volk, die Regierung, von der ihr sprecht, war nicht besser, als heuttzutage, und so lang unsre Nachbaren nicht besser sind, als wir, ist keine Gefahr für uns." Allein diese Aussicht ist falsch; denn das Feuer erhält seine Brennbarkeit zu jeder Jahrszeit, und die Flamme, die man bedeckt hat, bricht am Ende desto gewaltiger hervor. So nicht das Laster, früher oder später, denjenigen, der es besitzt, zu Grunde!

Hülfe in Noth.

Pharosritter Volant und Claire.
Die verrufenste Stadtheldre.
Sind das liebendste Paar im Lande.
Dran sie scheiten Prosit und Schande.

Hans.

Schweizer Notizen.

Fortsezung.

Beinahe wäre ein Schiff von Luzern, dessen Bürger den Ruhm haben, dieser Gesellschaft stiftende Glieder zu seyn, auf der wilden Reuß, auf der es herabschwamm, gescheitert. — und Amphions Delphin lebt nicht mehr! — Wer zweifelt an dem Lärmen und Geschrei, das die Kommandirenden anstrengen, der Zahl nach: Willkommen! Herr Meyer, Herr Aufsinger, (vom König in Preussen zum Canonikus in Großlogau ernannt; er schrieb unlängst eine schätzbare diplomatisch-topographische Beschreibung von Luzern, die begierig gekauft wird) Herr Nägeli von Zürch (mit Pfeffer der brauchbarste Reformator der Gesangslehre) Herr Dekan Häfeli (ein Goldsticher, den die Schweizer lieben, wie die Deutschen den Hebel) Willkommen! schallts allerwärts: und „Du Gott, du hast ihn so hoch — Gott, ä Zährli is numme gräßli bald ummen!" u. s. w. Die vaterländischen Gäste durchergte die Stadt unentgeldlich, Fremde konnten nicht mehr Raum in den Wathhöfen, und mußten in Privathäusern untergebracht werden. Das Gesammtzutrefft war nur der Musikgesellschaft gewachsen. In ihrer Hauptversammlung wußte Nägeli eine Stunde, durch Bemerkungen zur Geschichte der Musik in der Schweiz, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Zum Ehrenmitglieder ward sogleich der anwesende so talentvolle deutsche Componiste, Carl Marie von Weber ernannt. Die große musikalische Aufführung, dirigirte ein Zögling der Mannheimer Schule, Herr Tollmann; die aufgeführten Stücke waren eine Symphonie von Beethoven aus Haydn's Jahrszeiten Frühling und Sommer; Himmels Vater Unser, und das herrliche Gloria aus einer Messe von Vogler. Alle unter deutsche Kunstwerke, und so feierte unser dem schweizerischen, nach Geist und Leben am nächsten verwandte Volk, mit ihm ein Fest seiner Verbrüderung. — Die Aufführung war wohl an zweitausend Zuhörern, gelang in den Ensembles zumahl wahrhaft lebenswerth. Menschen, die sich hier zum erstenmal sehen, oder nach Jahren wiedersehen, die ihr Beruf oft, oft wie einsamer Zufenthalt von Musikübungen im Berein schied, treten hier zusammen, um die Zauber der Tonkunst zu ergreifen und zu genießen. Liebe und Bedarrlichkeit leisten mehr, als der Calcul kalter Politik erwarten dürfte; alles hebt und faßt, alles versteht sich in der Sprache der Harmonie. Schön und mächtig schwebt diese Himmelsleyhre über solchem Vereine.

(Fortsezung künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 76. Den 21. September 1811.

Carl V. römischer Kaiser, König von Spanien und beider Sicilien, Herr der neuen Welt, Herzog von Mailand und Burgund, starb am 21. Sept. 1558 im Hieronymiten-Kloster St. Just in Estremadura, wohin er sich nach der Niederlegung seiner Krone (1556) begeben hatte. Nicht der untergehende Stern seiner Herrschergröße allein war es, was ihn zum Lebensüberdruß und endlich zur Niederlegung der Regierung bewog. In seinem eigenen Hause fand er keine Gegenliebe, schmählichen Undank im Alter, seine weiten Reiche in der Hand eines Sohnes, der alle Mängel des Vaters, aber keine seiner Vollkommenheiten hatte. In Carln fanden sich Fragmente von Größe und Güte, die ihn den Größten und Besten aller Zeitalter in einzelnen Augenblicken gleich setzen, aber das Herrscherleben ist ein Ganzes ununterbrochen fort und zusammenwirkend, das durch Einheit des Zwecks und der Kraft gehalten seyn muß, und die Kunst, in jedem Moment alles das zu seyn, was er eben da seyn sollte und wollte, diese Kunst hat Carln gefehlt.

(v. Hormayr.)

Meynung einiger Zünfte in Schwaben von dem am Himmel sich zeigenden Cometsterne.

Die Erscheinung eines Cometen hat in Schwaben gar wunderliche Muthmaßungen unter einigen Zünften veranlaßt und ist besonders merkwürdig, was die Perückenmacher und die Schneiderszunft davon halten.

Die Perückenmacher können eine heimliche Freude nicht verbergen: denn sie vermeinen, dieses wahrhafte Zopfbild verkündige den Titusköpfen einen baldigen Untergang. Sie sprechen, so lang ihr Gott am Himmel steht, von der Sonne als von einem schlechten Tituskopf, ja heißen sie ein Alltagsgesicht, das weit nicht an das erhabene, wundervolle Zopfbild reiche. Die Zunft aber hat sich in zwey Partheien getheilt; denn es ist unter ihnen ein Streit entstanden: ob das Bild einen französischen oder einen deutschen Zopf trage, und haben sie deßwegen eine Ambassade an den Astronomen Herschel abgesandt. Dieselbe reist nur bey Nacht unter dem Schuze des Zopfbildes, und zu Fuß.

Die Schneider aber hat der Cometstern in eine ganz andere Stimmung versezt. Sie gehen nimmer bey Nacht aus, um auf den Straßen zu singen, und weiß man wohl warum: denn sie vermeynen insgemein, es strecke ein verstorbener Spaßvogel einen Ziegenbart aus seiner andern Welt heraus, sie noch damit zu necken. Die armen Tröpfe können den Tag nicht erwarten, da die Sonne ihre Schande wieder vom Himmel wischt; und doch können sie bey Nacht nicht lassen, immer hinter den Ladenrizen zu stehen, durch die Fingerhüte zu gucken und sich baß zu ärgern.

Die alten Reichsstädter aber meynen: der Himmel wolle ihrer gedenken, und habe deßwegen einen Knopf an

Digitized by Google

sein Schnupftuch gemacht, weil ihm derley schon so oft entfallen. Indessen sitzt der Professor der Pathologie ganz ruhig, und arbeitet an dem gelehrten Werke: „Beweis, daß die Cometsterne nur gewöhnliche Sterne, welche aber mit der Maladie des Weichselzopfes behaftet sind.

Justinus Kerner.

Glückliches Schicksal einer unglücklichen Prinzessin.

Schluß.

Nur Eine Hoffnung hatt' ich noch, und diese bestand in dem Gedanken, daß ihn die Aussicht, Vater zu werden, rühren würde. Blos die Hälfte dieser Hoffnung gieng in Erfüllung. Die Nachricht von meiner Schwangerschaft machte keinen Eindruck auf das gefühllose Herz des Groß-Fürsten. Mein Zustand gewann ihm nicht die geringste Schonung ab. Er schien mich jetzt mehr, als jemals, zu verabscheuen, und ließ mich jeden Tag die unwürdigste Behandlung fühlen.

Ich war bereits in dem sechsten Monat meiner Schwangerschaft, als er eines Abends völlig berauscht in mein Zimmer trat. Ueber einem unbedeutenden Umstand fieng er aufs heftigste an, gegen mich zu toben. Ich wollte in ein anderes Zimmer entfliehen, er hohlte mich unter der Thüre ein, und versetzte mir einen so fürchterlichen Tritt mit dem Fuße, daß ich augenblicklich zu Boden stürzte.

Niemand war im Zimmer, als Ihre Mutter. Sie wollte um Hülfe rufen, aber der Großfürst drohte ihr, sie niederzustoßen. Da lag ich in meinem Blute; denn die Folgen des Tritts und Falls hatten augenblicklich gewirkt. Die Gräfin von Königsmark hob mich auf den Sopha; aber ich blieb leblos liegen. Der Großfürst befahl ihr, bei seiner blutigen Rache, niemand in's Zimmer zu lassen, und gieng weg.

Er hatte sich kaum einige Augenblicke entfernt, so kam ich wieder zu mir selbst. Ein Thränenstrom erleichterte mein gepreßtes Herz. Weinend saß Ihre Mutter neben mir, und klagte mir den harten Befehl des Großfürsten.

Da wurde es plötzlich in meiner Seele lebendig. Ein muthiger Entschluß sank vom Himmel herab in sie. Ich sagte der Gräfin, daß ich dieses Leben nicht mehr ertragen könne, daß ich jetzt einen Entschluß fassen müßte, wenn ich einmal mein Leben und meine Ruhe sichern wollte. Ich schlug ihr vor, mich für todt auszugeben. Auf meine Frauen, wußte sie wohl, konnte ich rechnen. Ich wollte unerkannt entfliehen, und versicherte sie, daß ich so in mein Vaterland zurückkehren wolle.

Die Gräfin fühlte Mitleid mit meinem herben Schicksal. In der Eile wurden die Verabredungen getroffen. Der Großfürst blieb glücklicher Weise mehrere Stunden aus. Als wir seine Tritte hörten, legte ich mich für todt auf den Sopha nieder. Ihre Mutter bedeckte mich mit einem Tuch, und versicherte den Großfürsten, da er erschien, daß sie kein Lebenszeichen mehr in mir verspürte.

Diese Ankündigung brachte ihn zur Nüchternheit, und gab ihm seine Besinnung wieder. Er beschwor die Gräfin, sein Geheimniß zu bewahren, und pries sich glücklich, daß der Czar gerade in Moskau war. Er sandte sogleich einen Courier mit der Nachricht von meinem Tode an Peter den Großen ab, und sagte Ihrer Mutter, daß er mich am nächsten Morgen beerdigen lassen wolle, um die nähere Untersuchung der Aerzte zu verhüten. Niemand als sie, und einige meiner Frauen sollten bei dem Leichnam bleiben, auch sollte ihn sonst keine Seele zu Gesicht bekommen.

So half mir seine eigene Angst meinen Entschluß mit Leichtigkeit ausführen. In den Kleidern einer meiner Frauen verließ ich noch in dieser Nacht den Pallast, und nahm nichts, als etwas Geld und meine Juweelen mit mir. Noch mehrere Tage blieb ich in dem Kabinet Ihrer Mutter, bis ich wieder zu Kräften gekommen war. Die ganze Mummerei gieng glücklich von statten, und ich verließ Petersburg mit einem alten Bedienten Ihrer Mutter, auf den ich mich verlassen konnte, und der mich auf der Reise für seine Tochter ausgab.

Erst war ich entschlossen gewesen, zu meiner Familie zurückzukehren. Auf meiner Reise selbst aber kam ich auf andre Gedanken. Wozu eine skandalöse Geschichte durch ganz Europa verbreiten, von der ich am Ende doch das Opfer geworden wäre? So kam ich nach Frankreich; aber selbst der europäische Boden schien mir noch unsicher. Ich schiffte mich daher nach der Luisiana ein, wo ich in einem kleinen Städtchen einige Zeit ganz still und eingezogen lebte.

Digitized by Google

Aber ich entgieng der Aufmerksamkeit des Publikums dennoch nicht. Gerade meine Eingezogenheit weckte die Neugierde. Man kam auf allen Seiten, und oft so zart und gefällig an mich, daß ich mich unmöglich länger verbergen konnte. Unter den mancherlei Personen, die nun *in* mein Haus kamen, fand sich auch Herr Daubaud ein. Er hatte lange Zeit in Petersburg gelebt, und mich oft da gesehn. Er erkannte mich, sagte es mir mit aller Schonung, und zwang mir so mein Geheimnis ab.

Von nun an war Herr Daubaud der thätliche, der ausgezeichnete Freund meines Hauses. Allmählig entwickelte sich zwischen uns beiden eine Neigung, die er mir lange zu verbergen gesucht hatte. Erst als wir den Tod des Großfürsten aus den öffentlichen Blättern vernahmen, und beinah zu gleicher Zeit mein angeblicher Vater starb, brach ich selbst das Stillschweigen gegen ihn, und bot ihm meine Hand an, wenn er glaube, daß sie ihn glücklich machen könne. Er war gütig genug, mich zu versichern, daß ich ihm ein Glück anböte, das er in seinen kühnsten Wünschen sich nicht zu denken gewagt hätte. Wir wurden Gatten, und ich versichere Sie, Herr Marschall, daß mich meine Wahl noch keinen Augenblick gereut hat, und daß ich dem Himmel tausendmal auf den Knien für diese Entwicklung meines Schicksals gedankt habe.

Der Marschall trocknete sich die Thränen, und frug nach dem Grunde ihres Aufenthalts in Paris. Eine Krankheit hatte Herrn Daubaud nach Europa geführt, die Hoffnung, durch Pariser Aerzte geheilt zu werden, in die Hauptstadt von Frankreich. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Er befand sich auf dem Wege der völligen Genesung, und Madame Daubaud versicherte den Marschall, daß sie in einiger Zeit, die sie ihm bestimmte, nach der Insel Bourbon abreisen würden, wo ihr Gatte eine neue Anstellung erhalten hätte. Zugleich bat sie ihn noch einmal um Verschwiegenheit. Der Marschall beschwor sie um die Erlaubniß, dem König von ihrem Schicksal sagen zu dürfen, indem er überzeugt wäre, daß er mit Vergnügen die künftige Sorge für dasselbe übernehmen würde.

Madame Daubaud war unerbittlich. Das einzige, wozu sie sich verstand, war die Erlaubniß, nach ihrer Abreise dem König die Sache zu eröfnen, ihn aber auch sogleich zu bitten, keinen öffentlichen Gebrauch davon zu machen.

Die Frist, die der Marschall erhielt, war ihrem Ablauf nahe. Als er sie einmal wieder besuchen wollte, war sie bereits nach der Insel Bourbon abgereist. Er gieng sogleich zum König, um ihm die Geschichte zu melden. Ludwig XV gab dem Marine-Minister Befehl, dem Gouverneur der Insel Bourbon zu schreiben, daß er den Herrn Daubaud mit größter Auszeichnung behandeln sollte. Zugleich schrieb er an die Königin von Ungarn, und berichtete ihr das Schicksal ihrer Tante. Die Königin schloß Ludwig XV. einen Brief an die Prinzessin bei, worin sie sie zu sich einlud, ihr aber zur Bedingung machte, sich von ihrem Gatten und von ihrer Tochter zu trennen. Dazu verstand sich Madame Daubaud nicht. Sie blieb auf der Insel Bourbon bis ins Jahr 1747, da ihr Gatte starb. Kurze Zeit nachher verlor sie auch ihr einziges Kind, und nun kehrte sie wieder nach Paris zurück, um in ein Kloster zu gehn. Die Königin von Ungarn bot ihr aufs Neue einen Aufenthalt in Brüssel, und eine ansehnliche Pension an. Ob sie dahin gegangen ist, haben wir nicht erfahren können; blos wissen wir, daß sie noch ums Jahr 1771 als Frau von Moldach in Bitry, bei Paris, ganz eingezogen, und nur mit drei Personen Dienerschaft, gelebt hat.

Die Quelle von Vaucluse.

Beschluß.

Somit war auch diese lang ersehnte menschliche Freude genossen! Auch ich war an der Quelle von Vaucluse gewesen! — doch meine Phantasie wollte nicht den romantischen Schwung bekommen, die schon so manchen Sterblichen hier angewandelt haben soll. Ich war nun einmal für die enthusiastische Bewunderung solcher Natur-Scenen ein wenig verdorben! Nur eben erst hatte ich mit schwerem Herzen Ihr schönes Schweizer-Land verlassen, wo man an einen weit größern Maaßstab — jener einzigen, großen und manchfaltigen Natur gewohnt ist, wo überall Reinlichkeit, Frohsinn und Biederkeit unter den Menschen und die üppigste Vegetation in Bergen und Thälern herrscht! —

Unbefriedigt und unwillig über meinen isolirten Zustand, der mir die Mittheilung meiner Gefühle grausam versagte, schob ich mich in den Hintergrund meiner Cariole zurück, und kam unter dem Geschrei gemischter Empfindungen sehr bald nach Isle und zu meinem Monsieur Le-Grenadier zurück, der mir für sein nicht schlechtes Mittag-Essen eine wahrhaft corporalsmäßige Zeche ansetzte. Gegen 8 Uhr kam ich nach Avignon zurück, nachdem mein Fuhrmann im Vorbeifahren nach seinem verunglückten Pferd gesehen, und dessen Zustand so bedenklich gefunden hatte, daß er für gut fand, es bis zum folgenden Tag im Wirthshaus an der Heerstraße stehen oder vielmehr liegen zu lassen. Ich schliesse für heute mit der eben so schönen als wahren Schilderung der Quelle von Vaucluse von Delille im dritten Gesang seines Gedichts: Les jardins.

— Dans ce cercle de monts, qui, recourbant leur chaine,
Nourrissent de leurs eaux ta source souterraine,
Sous la roche voûtée, autre mystérieux,
Où ta Nymphe, échappant aux regards curieux,
Dans un gouffre sans fond cache sa source obscure,
Combien j'aimais à voir ton eau, qui, toujours pure,
Tantôt dans son bassin renferme ses trésors,
Tantôt en bouillonnant s'élève, et de ses bords

Digitized by Google

Versant parmi des rocs ses vagues blanchissantes,
De cascade en cascade au loin rejaillissantes,
Tombe et roule à grand bruit; puis, calmant son courroux,
Sur un lit plus égal répand des flots plus doux,
Et, sous un ciel d'azur, coule, arrose et féconde
Le plus riant vallon qu'éclaire l'oeil du monde:
Mais ces eaux, ce beau ciel, ce vallon enchanteur,
Moins que Petrarque et Laure intéressoit mon coeur:
La voilà donc, disois-je, oui, voilà cette rive,
Que Petrarque charmoit de sa lyre plaintive!
Ici Petrarque, à Laure exprimant son amour,
Voyoit naître trop tard, mourir trop tôt le jour;
Retrouverai-je encor sur ces rocs solitaires
De leurs chiffres unis les tendres caractères?
Une grotte écartée avoit frappé mes yeux;
Grotte sombre, dis-moi si tu les vis heureux!
M'écrials-je; un vieux tronc bordoit-il le rivage?
Laure avoit reposé sous son antique ombrage:
Je redemandois Laure à l'écho du vallon;
Et l'écho n'avoit point oublié ce doux nom.

Schiffarth dieser Stelle nicht aus ihrer jetzigen Lethargie, mögten auch die Sachse mehr Ruhe erhalten müssen.

Wen auch sein Geschick nicht weiten läßt in Zürich
„ — an des Ufo Fuß,
Das in ruhigem Thal freye Bewohner nährt.

In der Stadt, die einst sich das schweizerische Athen genannt, weil Männer wie Bodmer, Breitinger, Iwstli, Gesner, Lavater ꝛc. in ihren Mauren gebohren haben, welche noch durch Institute und Kunstliebe sich auszeichnet, wann auch schon der Herr Antistes allda sich über solche Weltlichkeiten, wie Schauspiel und Musik kreuzt und segnet,) den ziehte sein Herz doch gewiß in der einzig freyen halben Stunde, die ihm bleibt, zu Gesners Denkmal, dem ich aber eine andre Lage und Umgebung geben mögte. — Jetzt war sein Bild wegs genommen, um etwas anzubessern, und erinnert an die Kleinheit aller solcher Monumente, für Geister, welche zu ihrem Andenken nicht Steine bedürfen. — Und doch liebt der Mensch diesen schwachen Nachhall der Empfindungen, die er im Busen pflegt! — Ich bin gewiß, daß viele Leser ein zweytes Monument Gesners nicht kennen, welches der Lage nach dem Sänger schöner Natur noch entsprechender sein mögte, wäre es in seinem Geiste eingegraben. Bey dem Klönthaler See, im Canton Glarus, ist auf einem Fels eingegraben:

Salomon Gesner
Wollte die Natur ein Denkmal
Stiften, und sie liess hier seinen
Namen verewigen
durch Z. u. B.
1788.

Man nannte mir die Namen Zwili und Bähler. Die Absicht wohl nicht, aber der Ausdruck dieser beyollmächtigten Steinschneider der Natur, hat etwas Anmassendes, welches gerade mit Gesners Geiste kontrastirt. Im Jahre 1782 hat man in diesem Canton noch eine Ehre der Kirche zu Ehren verbrannt. Jener Schelterhaufen, und dieser Fels, sind allerdings zwei etwas nahe gerückte Marksteine der Kultur. —

Monumente scheinen überhaupt der Schweiz Verdauen zu machen, und es fragt sich, ob hies nicht ein Glück zu nennen ist. — Ich mögte sie gleich zu dem berufenen Monumente des Abbé Raynal, das er der schweizer Freiheit setzen zu müssen glaubte, führen; allein ich mache vorher noch eine kurzen Sprung, trotz einem Lexicon, sub voce: Monument — nach einem deutschen Fürstenzuge Donaueschingen, wo mich im nächsten Garten ein eisern Se beschrieben, als jenes Gesnerische anspruchvolle, Denkmal überraschte, welches Landgraf Carl von Fürstenberg Lessingen setzte. Auf einem kleinen Eilande, das ein schönes Schwanenpaar gleichsam zu hüten scheint, steht unter einer Urne:

Auctori
Aemiliae Galotti
Posuit
Carolus Fürstenberg.

Mir gefällt, daß auf den Fürsten gerade dies Werk Lessings den lebhaftesten Eindruck gemacht hatte. Allerdings sind dort Zonen zu Herzen gesprochen — Schade! daß die Urne keinen Knallwerth hat, und der Standstein schon zu verwittern beginnt. —

(Fortsetzung künftig.)

Digitized by Google

Schweizer Notizen.

Fortsezung.

Im trotzherzigen Schweizerdialekte tächtete Häferli einen Lobgesang der Muskt, der bei der Taufe unde der Munster, auf der Kaufmanns-Stube, am Mittag jubilirend gesungen ward. Er verdient in seiner Eigenthümlichkeit bekannt zu werden.

Unter der sonderbaren, nicht wohllingenden Benennung des Fäsenstandes, ist ein höhscher gerdumiger Garten, im sogenannten englischen Geschmacke, in welchem ein in sehr gefälligem Style erbautes Gesellschaftshaus steht, zunächst vor dem Thore. Dort war der Gesellschaft der Musikfreunde ein Fest bereitet, Beleuchtung und Gastmal. Die Aufmerksamkeit hatte sich auch auf Anstalten zur bequemen Ansicht des einzigen grossen Naturschauspiels erstrecket, welches Schaffhausen, ausserdem durchaus nichts von Schweizerlandschaft besizend, darbietet: des Rheinfalls. Der zählt aber für vieles! In das Bild meiner Imagination reichte er nicht, und mit der Kolossenbräder am Niagara, bei Trollhätta und Tivoli, u. s. w. überbieten wohl den Gerauschmauschuß; ja selbst mancher Giesbach der Schweiz, der an der senkrechten Felswand hunderte von Fuhen brausend niederschäumt, kann den Beschauer überraschender treffen; allein der Schaffhauser Rheinfall gieht trotz allem, wohlgemerkt, vom linken Ufer gesehen, einen mächtigen Eindruck von Kraft, seine ewig und unaufhaltsam über und zwischen den Felsen herabstürzenden Massen nernden Wogen reißen den Blick so mächtig mit sich, daß man, eingehüllt in ihrem hochaufhallenden Staubregen, in einen Zauberkreis getreten zu seyn wähnt, wo das Bild des Zeitenstromes sichtbar vor das weit geöffnete Auge tritt, und unsre Menschenkraft: Gefühl unterget im Anblik des Mächtigern der Schöpfung. — Als wir zurückkehrten, und in dem hoch über dem Wasserfall liegenden Kloster, auch hier den guten Geschmack der alten Mönche in der Wahl ihrer Anstehungen loben mußten, konnten wir uns bei der materiellen Bemerkung des Lächelns nicht enthalten, daß des Klosters Lehenmann an der Einladation an die fremden Väter ehemal vier und zwanzig hundert Pfund Rheinlachse statt Lehenzinses jährlich liefern mußte. Jetzt soll die Gemeinde Kaffe Schaffhausens in Bezug des nämlichen Zinses seyn. Erhöre sich jedoch die sonst lebhafte

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

No. 77. Den 25. September 1811.

Samuel Butler, geboren im J. 1612, gestorben am 25. Sept. 1680 stellte in seinem komischen Heldengedicht Hudibras (1663, 64, 78) ein Gemälde der politischen und religiösen Albernheiten des Zeitalters der Independenten auf, und persiflirte die Grundsätze der Cromwellschen Parthie mit eben so viel Laune, als Bitterkeit. Die Royalisten nahmen ein so loyales Gedicht mit dem größten Beifall auf, der König (Carl II.) wußte es auswendig und citirte es bei jeder Gelegenheit, aber der Dichter wurde nicht königlich belohnt. Noch jetzt ist Butler ein gepriesener Liebling der brittischen Nation, ungeachtet er an Sprache und Sitten veraltet ist, und daher eines fortgehenden Commentars bedarf.

Spaniens Finanz-Zustand beim Ausbruche des Insurrektions-Krieg's.

Unter vielen Aehnlichkeiten, welche jeder Staats-Körper mit dem physischen Theil des Menschen hat, ist auch die, daß man den Grund seiner Krankheiten erst bei seiner Auflösung mit aller Sicherheit erkennen kann. Die Revolution eines Staats gleicht in dieser Hinsicht der Sektion eines Leichnams, welche über die Ursache der Zerstörung gewöhnlich gar keinen Zweifel mehr übrig läßt.

Gewiß würden wir ohne die letzten großen Ereignisse, in denen sich Spaniens Schicksale einer neuen Periode genähert haben, nichts Sicheres über den wahren Zustand seiner Finanzen erfahren haben. Selbst der Compte rendu, den der Minister Lerena im Jahr 1789 seiner Nation vorzulegen den Muth hatte, wird durch die neuen Aufschlüsse, welche wir erhalten, verdächtig. Nach seinen Angaben konnte die spanische Staatsschuld im genannten Jahre 1,000,000,000 Realen, oder etwa 250,000,000 Livres betragen. Wie weit ist aber diese Berechnung von dem Resultat entfernt, welches dem König Joseph I. in der ersten Sitzung seines Staatsraths als Summe der Staatsschuld vorgelegt wurde! Hier ward das Geheimniß, welches fehlerhafte Regierungen, wie die zerrütteten Haushaltungen einzelner Bürger, ängstlich zu hüten pflegen, der Welt enthüllt, und die Schuldenlast der spanischen Monarchie

zu 7,194,266,839 Realen,

oder 1,720,000,000 Livres

angegeben.

Aus diesem Resultat sieht man nun wohl, daß der Finanz-Zustand Spaniens gefährlichste Krankheit nicht gewesen ist, und daß es mit solcher Schuldenlast füglich noch lange hätte bestehen können, wenn es sie nicht zu sehr vermehrt, oder, wenn es sie, was einer Regierung

*) Aus der deutschen Bearbeitung meines, so eben in Paris erschienenen, Werks: L'Espagne en mil huit cent huit, ou recherches sur l'état de l'administration, des sciences, des lettres, des arts, du commerce et des manufactures, de l'instruction publique, de la force militaire, de la marine, de la population de l'Espagne, et sur le caractère de ses habitans, faites dans un voyage à Madrid en l'année 1808, par P. J. Rehfues. Paris, 1811. 2 Tms.

Digitized by Google

von Einsicht und Kraft nicht schwer gefallen wäre, ganz von sich abgewälzt hätte.

Wirklich kann man die Frage nicht unterdrücken: woher es komme, daß ein, in jeder Rücksicht so übel organisirter, Staat, trotz den reichsten Hülfsquellen, die er enthielt, nachdem er einmal Schulden hatte, diese nicht in höherem Grade vermehrt habe?

Zu dieser glücklichen Wirkung vereinigten sich mehrere Umstände, welche etwa in folgenden Punkten zusammen zu fassen seyn möchten.

Was man auch immer den Königen von Spanien seit den lezten Regenten aus dem österreichischem Hause bis auf Karln IV. herab vorwerfen darf, so kann man wenigstens keinen von ihnen der Verschwendung beschuldigen. Freilich hinterließ Philipp V. 45 Millionen Piaster Schulden; allein wenn man den Zustand, in welchem er das Reich bei seiner Thronbesteigung fand, und die Kriege bedenkt, durch welche er sich erst seinen neuen Besiz erkämpfen mußte; wie er überdieß Jahre lang aus einem großen Theil seiner Staaten gar keine Einkünfte zog, wie der ganze Of- und Defensivzustand der Monarchie erst ganz neu von ihm geschaffen werden mußte; wenn man alles dieses gehörig in Betrachtung zieht, so wird man den ersten Bourbon auf dem spanischen Throne wenigstens über diesen Punkt seiner Administration völlig entschuldigen. Sein Nachfolger Ferdinand VI. war, aus übertriebener Oeconomie, nicht so billig wie die Nachwelt, und weigerte sich gerade zu, seines Vaters Schulden zu bezahlen. Dafür hinterließ er aber auch baare 165 Millionen Livres in seinem Schaz, ohne den Dank seines Thronfolgers damit zu verdienen, welcher den Staat durch diese übel angewandte Sparsamkeit beinah mehr entkräftet fand, als es durch die ausschweifendste Verschwendung hätte geschehen können. Karl III. war, wie Jedermann weiß, ein wackerer Regent, haushälterisch, wie es einem Fürsten geziemt, aber doch nicht aufgeklärt genug, um die Schäden der Monarchie von Grund aus zu heilen. Nicht aus Verschwendung, sondern aus einem falschen Finanzplan, begann unter ihm eine Art von Papiergeld, das freilich unter seinem Nachfolger, Karln IV, vermehrt wurde, und die spanischen Staatsschulden auf die Höhe gebracht hat, auf der wir sie gesehen. Aber auch diesem König ist die Verschlimmerung der Finanzen nicht persönlich, als Menschen, sondern bloß als Administrator beizumessen; indem er weder Muth, noch Einsicht genug besaß, das Auflagen-System den Bedürfnissen seiner Staaten und den Forderungen der Zeit gemäß zu verändern, und die Regierungs-Ausgaben auf gleichen Fuß mit andern wohlgeordneten Staaten zu behandeln. Er kostete ihn, um nur ein Beispiel anzuführen, Ricardo's Feldzug in Roussillon 225 Millionen Livres, während die französische Regierung ihre ganze Ost-Pyrenäen-Armee mit 89 Millionen unterhielt. So ließ er den reichsten Theil seiner Unterthanen beinahe völlig unbesteuert, während der eigentlich erwerbende durch das Auflagensystem äusserst gedrückt, und in seiner Thätigkeit aufs nachtheiligste verhindert wurde.

Ferner: Seit der Beendigung des Successionskriegs bis gegen die Mitte von Karls IV. Regierung war der Militär-Zustand Spaniens äusserst darniedergesunken. Die Heere waren schwach, die Marine nicht viel stärker, und durch den Nachtheil, welchen Spanien dadurch in seinen auswärtigen Verhältnissen litt, wenigstens die Finanzen sehr geschont worden. Freilich hatte dieses die Wirkung, daß schnelle militärische Bedürfnisse auch viel theurer zu stehen kamen, wie dieß z. B. im Jahr 1776, wo die Landmacht 50 Millionen Livres, die Seemacht über 26 Millionen, und 1777, wo erstere über 52 Millionen, und leztere über 22 Millionen kostete, der Fall war.

Endlich: die Regierung fand bei ihren eigenen Unterthanen zu wenig Kredit, um bei Ausgebung von Papiergeld weit gehen zu können. Ferdinands VI. eben so unkindlicher, als gefährlicher Schritt, die Schulden seines Vaters nicht zu bezahlen, hatte die spanische Nation gegen alle öffentlichen Papiere misstrauisch gemacht, und Karl der III. war 1783 nicht im Stande, eine, im Grunde sehr mäßige, Summe gegen Bedingungen, welche höchst anziehend waren, in seinem eigenen Lande gehörig zu erhalten, sondern mußte zum Ausland seine Zuflucht nehmen. Zu strengen Mitteln war die Regierung immer zu schwach; man half sich daher, wie man konnte, befriedigte das dringendste augenblickliche Bedürfnis mit jeder Aufopferung, und ließ das übrige, so lang es gehen wollte, hängen.

Digitized by Google

Ich besitze nicht zuverlässige Angaben genug, und mistraue auch den bisherigen zu sehr, um mich weiter über den Zustand der spanischen Finanzen zu verbreiten, wie er gegen das Ende von Karls IV. Regierung war. Ueber die Erhebungsweise der Staatseinnahmen hat Herr von Bourgoing überdieß so vollständige Nachrichten geliefert, daß ich nothwendig ein Werk, das in Jedermanns Händen ist, abschreiben müßte, wenn ich mich in diesen Gegenstand einlassen wollte. Nur werde ich diesem Artikel noch einige kurze Bemerkungen beifügen.

Die sämmtlichen Staatseinkünfte Spaniens mögen sich zu Ende von Karls IV. Regierung nahe auf zwei hundert Millionen Livres belaufen haben. Zu diesen trugen Adel und Geistlichkeit, in deren Händen sich der größte Theil des Grundeigenthums befand, nur sehr wenig bei, und wurden die meisten Einkünfte von der Consumtion und von dem Zollwesen auf der Gränze des Reichs überhaupt und der einzelnen Provinzen erhoben. Bei einer allgemeinen, gleich lastenden, Grundsteuer, im ruhigen Zustand und bei gehörig entwickelter National-Industrie, kann diese Summe, wenn auch die Kolonien wegfallen sollten, deren Administration ohne dieß ihre meisten Einkünfte wieder verschlang, dennoch forthin zuverlässige Einnahme der Regierung bleiben, ohne daß sie der Nation im geringsten beschwerlich fällt.

Zugleich mit obiger Angabe der spanischen Staatsschuld wurde auch das Mittel ihrer Vertilgung in König Josephs Staatratbe angezeben. Dieses besteht in dem Verkauf von 9,656 Millionen Realen, oder 2,414 Millionen Livres, Staatsgütern, über welche die Regierung zu verfügen hat, und nach deren Absatz ihr noch nahe an sieben hundert Millionen Livres übrig bleiben. Die Interessen dieser Summe reichen weit zur Bestreitung der, durch die Säkularisirungen u. dgl. nöthig gewordenen, Pensionen hin.

Bisher war man der Meinung, daß das in Spanien zirkulirende baare Geld etwa 450 Mill. Livres betragen könnte. Diese Summe scheint mir aber viel zu niedrig zu seyn, wenn man von derselben anders nicht das viele baare Geld abrechnet, welches bisher todt in den Kassen der Spanier gelegen hat. Ich habe schon anderswo in diesem Werk die Eigenthümlichkeit dieses Volks berührt, das Resultat des Erwerbs in Goldmünze Jahre lang ungenützt liegen zu lassen. Die Thätigkeit der Nation ist ohnedieß sehr schwach, sie liebt es nicht, sich in gefährliche Operationen einzulassen, wenn ihre Einbildungskraft nicht für dieselben entflammt ist. Reiz zur Betriebsamkeit ist nur wenig vorhanden, und so beschränkt man sich dann gewöhnlich, sein Ersparniß in den Schrank zu legen, bis ein starker Andrang es wieder in die Cirkulation treibt. Man hat dieß unter andern auch daran erkannt, daß die Gremios von Madrid, welche sehr ausgebreitete Unternehmungen machten, und mehr Kredit, als die Regierung hatten, selten drei Procent Interessen bezahlten. Da nun Spanien ein handelnder Staat ist, und über dieß wenig durch seinen Handel gewinnt, so müßte man doch eine größere Theurung des baaren Geldes vermuthen, als sie durch die Niedrigkeit jener Kapital-Interessen verrathen wird, wenn sich die ganze Summe des zirkulirenden Geldes nicht höher beliefe, als man sie gewöhnlich angiebt.

Fragmente über die Türkei.

8. Posten.

Fortsezung.

Die Vorschriften in Absicht auf die Posteinrichtung in der Türkei gehen dahin, daß alle neun Farsakhs (36 englische Meilen) ein Bam-Khana (Posthaus) mit den nöthigen Ställen seyn soll. In dem Posthaus soll ein Wirth, ein Koch, ein Stallknecht und ein Schmidt seyn. Die Regierung bezahlt monatlich dreißig tausend Kurusch für die Unterhaltung dieser Häuser, in welchen denjenigen, welche Amtswegen reisen, alles Nothwendige gereicht werden muß. Der Wirth hat für gute Betten und für die Ordnung überhaupt; der Koch für die Lebensmittel (die Akte redet indeß nur von Caffé) zu sorgen, und der Stallknecht mehrere gute Pferde in Bereitschaft zu halten. Alle diese Ausgaben sollen von der Summe bestritten werden, welche die Regierung monatlich bezahlt. Ehmals machten die vornehmsten Offiziere der Armee von diesen Häusern Gebrauch, legten gewöhnlich des Tags drei Posten zurück, und blieben dann über Nacht. Alle Zögerung war verboten; das Trinkgeld war Sache der Willkühr, und jeder Fehler in der Bedienung wurde an den General-Post-Meister berichtet. Auf diese Weise wurden alle Staatsschriften durch das ganze ottomanische Reich verbreitet.

Heutzutage sind die Posthäuser die Zufluchts-Orte aller Unglücklichen, die zu Hause kein Feuer unterhalten können. Da sie den ganzen Tag, und oft auch die Nacht hier zubringen, so wimmeln diese Häuser von Ungeziefer, und sind die Betten in einem Zustande, daß man sich wohl hütet, von denselben Gebrauch zu machen. Verlangt ein Reisender ein Pferd, so hält man ihm unter irgend einem Vorwand auf, und giebt ihm dann ein Thier, dem einige Eisen fehlen. Nun muß daher ein Schmid gesucht werden. Unter dieser Zögerung verlangt er zu essen, und man setzt ihm abscheuliche Speisen vor. Endlich kann er abreisen. Er besieht das Pferd, und findet, daß es blind, hinkend oder krätzig ist. Beschwert er sich, so behauptet man, es seyen diese Tage her so viele Reisende gekommen, daß alle Pferde zu Grund gerichtet worden, und die Regierung habe seit mehrern Monaten keine Zahlung mehr gemacht. Will der Reisende endlich fort, so macht man ihm für die elenden Speisen, die man ihm vorgesetzt, eine ungeheure Rechnung, antwortet ihm, wenn er sich zu zahlen weigert, mit Grobheiten, und schlägt ihn am Ende gar.

Digitized by Google

Dieser Verfall der Posthäuser rühret von einer doppelten Ursache her, und zwar erstlich von der unregelmäßigen Bezahlung der Regierung, und zweitens von der Erlaubniß, welche der General-Postmeister jedem, der es sich etwas kosten lassen will, verkauft, von dieser, bloß für Militär-Personen bestimmten, Anstalt Gebrauch zu machen. Heutzutage halten die Kuriere des Großherrn daher an, wo es ihnen gefällt, und zwingen die Dörfer, durch welche sie kommen, ihnen alles, was sie brauchen, unentgeldlich zu liefern.

9. Justiz.

Im Jahr 1796 gieng ein türkisches Schiff, das von Alexandrien kam, im Hafen von Kutali vor Anker. Der Kapitän war ein Grieche, und der größte Theil der Bemannung von derselben Nation. Man gieng ans Land, um sich von den Beschwerlichkeiten der Fahrt zu erholen, und ließ es sich recht wohl seyn. Nach einem wahren Bacchanal wollen sie wieder an Bord zurückkehren, da fällt ihnen ein, einiges Heu für das Vieh zu kaufen, das sie auf dem Schiff zu haben vorgeben. Sie werden im Preise nicht einig, Käufer und Verkäufer erhitzen sich; es kommt zu Scheltworten, und die Seeleute sehen sich, als die Schwächsten, genöthigt, an Bord zu gehen. Dieses geschieht aber mit dem Entschluß, sich zu rächen, und wirklich ist der Kapitän auch kaum wieder auf seinem Schiffe, so läßt er die Kanonen mit Kugeln laden, und auf die Stadt feuern. Auf diese Heldenthat bewaffnet er seine Matrosen, wirft sich mit ihnen in Schaluppen, und macht mit seiner kleinen Mannschaft eine förmliche Landung. Diese findet, unter dem Feuer seiner Kanonen, gar keine Schwierigkeit; die Einwohner hatten die Stadt verlassen, und er plündert dieselbe nach Gefallen aus.

Und dieses nämliche Schiff liegt jetzt gerade — ein Jahr später, da Castellan in Konstantinopel war — vor Kutali vor Anker. Die Einwohner haben es wieder erkannt, und wissen den Nahmen des Kapitäns. Allein niemand wagt es, sich zu beklagen. Der Kapitän und seine Mannschaft waren sogar frech genug, ans Land zu gehen, und sich mitten unter den Einwohnern, die sie ausgeplündert haben, ihrer Großthat zu rühmen.

10. Fortsezung.

Ein junger Türke, Nahmens Sacca, hatte mit der Tochter eines reichen Juden eine Liebschaft. Dieser bemerkte am Ende das Einverständnis, drang in seine Tochter, um zu erfahren, wie weit es gekommen sey, und hört mit Entsetzen von den nahe bevorstehenden Folgen derselben. Das Schmerzhafteste für ihn und seine Familie war der Umstand, daß das Kind, mit welchem ihn seine Tochter zu überraschen im Begriff war, die türkische Religion annehmen mußte. Um solches Unglück zu vermeiden, gab es nur Ein Mittel, und dieses bestand darin, den Türken dahin zu bringen, daß er vor Gericht erkläre, er sey nicht Vater des Kindes. Man gab Sacca'n daher die besten Worte, that ihm große Versprechungen, und steigerte diese endlich, da er sich nicht dazu verstehen wollte, sein Kind zu verläugnen, bis auf sechzig tausend Piaster. Nun versprach Sacca, was man verlangte. Er erhielt die schriftliche Zusage, und die sämmtlich bei der Sache interessirten Personen traten vor den Kadi, um die Sache verabredetermaßen zu beendigen. Der Jude klagt demnach den Türken an, daß er seine Tochter verführt, und Vater des Kindes sey, das sie geboren habe. Die Mutter steht mit Thränen da, und kann den Verrath ihres Geliebten nicht begreifen. „Die Entscheidung naht, und der Richter fragt Sacca'n, ob er Vater des Kindes sey? — Ja, sagt dieser zum Erstaunen des Juden, der bin ich; und zieht zugleich das schriftliche Versprechen des Leztern hervor, ihm mit 60,000 Piastern seine unwahre Erklärung zu bezahlen. Der Richterspruch lautete nun folgendermaßen:

„Die für diese Lüge angebotene Summe gehörte eigentlich der Justiz; allein sie überläßt sie der Mutter des Kindes als Mitgift, jedoch mit der Bedingung, daß dieselbe, wenn Sacca je sich von ihr scheiden sollte, wieder ganz auf sie und ihr Kind übergeht.“

Lezter Gedanke des sterbenden Dichters.

Ich soll nicht trinken, soll nicht lieben,
Der Arzt verbeut mir selbst zu lachen —
Was ist mir übrig noch geblieben,
Als meine Grabschrift mir zu machen?

Schweizer Notizen.

Fortsezung.

Nun wandern Sie mit mir, von „den schimmernden Zinnen der Sees Traubengestaden her“ — zu den Ufern des Luzerner See's. Lese ich die herrliche Ode Klopstocks, der Züricherse:

Schön ist Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht.

Auf die Fluren verstreut ꝛc.

wozu vor sechzig Jahren den Beredtesten diese Naturscene begeisterte, so kann ich mir kaum erklären, hat er anders am Gestade des Luzerner See's gewollt, wie es den damals feurigen Klängen, beim Anblick dieser noch weit gehörn und romantischern Natur, die das Liebliche mit dem Hohen vereint, nicht unwohrscheinlich zu ähnlichem Gesange trieb? Wälder und garten, Menschenfleiß und Naturkraft, Idyll und Epos, gatten sich, verschmelzen sich hier so herrlich und wunderbar, daß diese Landschaft allein schon jeden Wanderer reizt und lohnt. Wer beschränkten Zeitraums, des Interessanten im kleinen Raume genießen will, der walle nach und um diese Ufer des Vier Waldstädter Sees, und er kann sagen, ich sah Klassisches der Schweiz. Klio wankt aus den schönen Thälern und Buchten, und im Raume weniger Quadratmeilen sesselt dich bald hier bald dort Tell's Geschichte, und die der Freiheitsgründung. Ein halbes Jahrtausend verrann schon über den Gräbern der Männer, über die Berge, die nie alternden, rufen sich die Thaten zu, die sie sahen, und im Munde des Volkes lebt ihr Gedächtniß.

(Fortsezung künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 78. Den 28. September 1811.

Joh. Bapt. Massillon, Bischof von Clermont seit 1717, starb d. 28. Sept. 1742, als der erste und größte aller Kanzelredner seiner Kirche. Er ist rührender und affectvoller, als alle seine Vorgänger, seine Sprache ist äusserst harmonisch, seine Beredsamkeit bezaubernd. Er hat eine große Welt- und Menschenkenntniß, und betrachtet daher fast in jeder Predigt die Vorwände, mit welchen der Mensch seine Laster entschuldigt und die Vorwürfe des Gewissens zum Schweigen bringt. Es ist bekannt, daß der König, vor welchem er mit unerschrockener Freimüthigkeit predigte, einst zu ihm sagte: mit andern, die ich höre, bin ich zufrieden. Aber, wenn ich Sie höre, bin ich mit mir selbst unzufrieden.

Das Naturalien-Cabinet in Madrid.

So heißt eine sehr merkwürdige Sammlung, welche in demselben Gebäude aufbewahrt wird, das die Academie der bildenden Künste enthält. Man hätte sie füglicher ein Raritäten-Kabinet nennen sollen, indem sie beynahe nur Seltenheiten, und zwar nicht bloß aus der Naturgeschichte, sondern auch aus dem Industriewesen und der Technologie aufweißt.

Es ist aber hier nicht die Rede von Kartenhäusern, welche, statt aus Brüsselerspitzen zusammengenäht, von Holz geschnizt sind, auch nicht von Schlössern, die nur derjenige öfnet, so den Schlüssel dazu hat, sondern von solchen Stücken, welche die große Künstlerin Natur selbst nur in geringer Anzahl hervorbringt, und darum sorgfältig in ihrem Schooße verbirgt, oder die von kühnen Seefahrern aus fernen Ländern hergebracht sind, oder aus einer längst verschwundenen Zeit sich mühsam erhalten haben, oder von Völkern stammen, denen wir, weil sie ihre Kriege nicht mit Kanonen führen, auch sonst nichts Vernünftiges zutrauen wollen.

Was kann man Herrlicheres sehen, als die Sammlung der todten Thiere in dem Jardin des Plantes von Paris? Wer in diesem oft und aufmerksam herumgewandelt ist, findet daher in diesem Zweige, selbst das ungeheure Mammuth-Gerippe nicht ausgeschlossen, zu Madrid wenig mehr, das für ihn den Reiz der Neuheit haben könnte. Desto größer wird aber seine Befriedigung in der Mineraliensammlung seyn. Ich verstehe mich auf dieses Fach freilich nur, wie die Frauen auf die Diamanten, ich weiß, wenn sie schön sind, und das ist Alles. Aber was gehört denn auch für Kenntniß dazu, um einen mehrere Faust großen Gold-Block zu bewundern, der gerade so, wie er ist, gediegen in Peru gefunden wurde, und unter den ersten Schätzen war, welche die spanischen Eroberer einst aus dem neuen Welttheil nach Hause sandten? Daß man Jedem dieses Stück zuerst zeigt, ist ganz natürlich; aber ich konnte es auch gar nicht auffallend finden, als ich in Tagen, da die stürmische Zeit und der blutige Haß Extreme erwarten ließ, von möglicher Plünderung dieser Sammlung, und von Plänen auf diese Seltenheit sprechen hörte.

Mich ogen mehr die herrlichen Chrystalle in tausend Formen und Farben an, als der todte Schaz. Was ist

Digitized by Google

das Gold, wenn es der Kunstfleiß nicht in unzählige Gestalten verwandelt, oder wenn es nicht in blanken Scheiben daliegt, und zum Sinnbild alles dessen werden kann, was irgend veräusserlich und veränderlich ist? Aber an diesen herrlichen Chrysstallen ist nichts zu ändern. Schleift ihr sie zu Geräthen, so übertreffen sie nur das Glas, und sind trübe neben den Brillanten. Aber so wie die Natur diesen und die Chrysstalle schafft, sind letztere unendlich schöner. Jenen habt ihr erst mit blutigem Schweiße dem Licht zu öfnen; diese sind kleine Tempel, welche sich die Natur selbst erbaut, und die nur Ein Lichtstrahl zu treffen braucht, auf daß das ganze Gebäude in tausend Lichtern schimmert.

Unter den herrlichen Steinen mag man sich der Schilderungen erinnern, welche die orientalischen Mährchen von den Pallästen ihrer Göttinnen und von der Pracht machen, worin Salomons Sarg ruht. Da baut man sich gerne den Tempel auf, den noch kein Auge gesehen, dessen amethysthene Säulen auf Mauern von Granatstein zu Kapitälern von Rubin aufsteigen. Die Kuppel wölbt sich in einer Lasurmasse zusammen. Der Fuß wandelt auf einem Grunde von Sapphir, und in der Mitte schwebt die große Demantkugel, von welcher alles Licht über die ganze Rotonde ausstrahlt. Wer weiß, wo dieser Tempel steht? — Ist er nicht gegründet im Mittelpunkte der Erde, so müßt ihr ihn entweder in euch selbst finden, oder in Eldorado aufsuchen.

Alles, was hier ist, kommt aus den ungeheuren Besitzungen von Spanien. Aber nicht blos aus dem neuen Welttheil und seinen lange unangetasteten Schätzen stammen diese herrlichen Reichthümer, auch das alte Land von Spanien brauchte nur die Vorräthe zu öfnen, welche sich oft von selbst hervorarbeiten. Ich will nichts sagen von dem schönsten Granatstein, den ich je gesehen; aber ich möchte euch den Farbenreichthum zeigen können, welcher über die 213 verschiedenen Marmor, Alabaster und Granitarten ausgegossen ist, die hier in großen Tafeln aufbewahrt werden. Der Alabaster von Aracena und Lucena darf sich mit dem schönsten orientalischen Alabaster messen. Die meisten Porphyre und Granite der Alten sind hier zu finden, und es giebt nicht wenige darunter, welche man wohl nirgends sonst antreffen dürfte, oder wenigstens noch nirgends, als hier, gesehen hat. Welch eine reiche Quelle von Kunstfleiß liegt noch in diesem Zweige verborgen, und sollte nicht die Zeit kommen, wo die Völker, durch ihre ewigen Kriege ermüdet, bloß in Friedenskünsten ihre Kräfte üben, und, die bisherige Fitterpracht verachtend, all ihre öffentlichen Denkmale aus den dauerndsten und schönsten Steinen erbauen? Aber dann kann Spanien auch seiner Kolonien entbehren. Steine werden sich ihm leichter, als Gold, zu Brod verwandeln, das saure Geschäft wird mehr Ruhe und Friede verbreiten, als alles Gold von Peru, und dieses ist alsdann vielleicht dahin gekommen, wo es von seiner ehemaligen Gebieterin die Materialien zu seinen Freiheitstempeln kauft.

O wie falsch sind die Vorstellungen, die wir uns oft in unser europäischen Selbstgefälligkeit von den Völkern andrer Welttheile und andrer Zeiten machen! Freilich haben wir den guten Peruanern unser Mitleid nie versagen können; aber wir fiengen erst spät an, zu glauben, daß neben der Geringschäzung des Metalls, für welches man ihnen Christenthum und Sklaverei gegeben hat, auch Kunstfleiß und andre Bildung unter ihnen geherrscht habe. Jene Eroberer hatten dafür keinen Sinn. Abenteuern ist es um ganz Andres zu thun, als was der häuslich stille Frieden eines Volks hervorbringt. Erst nachdem die Minen nur noch den Fleiß, und nicht mehr die Gewalt lohnten, fieng man an, nach andrern zu fragen, und wenn die Habsucht die Gräber durchwühlt hatte, so stieß sie doch auch zuweilen, neben den goldnen Ringen, auf einfacheres Geräthe, welches die Frucht des mühsamen Kunstfleißes ist. So finden sich hier verschiedene Peruanische Kleidungsstücke, die man aus Gräbern hervorgezogen hat. Unerachtet sie zum wenigsten 400 Jahre unter der Erde gelegen hatten, so ist doch Farbe und Stoff ganz vortreflich erhalten, und sowohl in ersterer, als in der Feinheit des Gewebes, so viel Raffinement sichtbar, daß man in, diesen verwandten, Arbeiten dem europäischen Kunstfleiß keinen Vorzug zugestehen möchte. Das Nemliche ist bey den Arbeiten in Gold der Fall, welche man von den Mauren gefunden hat. Es sind Armringe, Nadeln und andres ähnliches Geschmeide, wahrscheinlich gröstentheils von Frauen, und zum Theil mit edlen Steinen besezt. Auch diese schöne, geistvolle Nazion hat der spanische Fanatismus unterdrückt. Sie waren die

Digitized by Google.

arbeitsamſten, ruhigſten Bürger; reich an Wiſſenſchaften, Künſten und Tugenden. Von alle dem hatten die Spanier nur blutwenig; dafür hatten ſie aber Chriſtenthum, und das war ſchon genug, den fein geſitteten Mauren den Vertilgungs-Krieg anzukündigen. Sie erlagen, weil die zarten, duftenden Südblüthen den Nordwinden nie widerſtehen können; aber auch ſelbſt den rohen Sieger umſtrickte der Beſiegte mit ſeinen Sitten, gab ihm die ritterliche Galanterie, und noch heutzutage drehen ſich die lieblichſten Dichtungen der Spanier um die Gefilde von Granada und mauriſche Lebensverhältniſſe herum, wird mancher ſarazeniſche Held, der in Afrika vergeſſen iſt, noch in ſpaniſchen Romanzen beſungen.

Wie widerlich iſt dagegen Alles, was hier von chineſiſchen Koſtums, Gemählden und Kunſtarbeiten aufbewahrt wird! Alles iſt hier Marionettenwelt, welche durch das Herkommen bewegt wird, und ſelbſt die Spitzbüberei iſt nicht in der kindiſchen Begehrlichkeit der Naturmenſchen, oder in einzelnen hervortretenden Leidenſchaften gegründet, ſondern ein Nazionalzug, der unvermiſchbar iſt, wie der Karakter ihrer Nazionalphyſiognomie. Es iſt ein Volk, das ſeit einem Jahrtauſend ſtille ſteht, dem der lange Frieden noch ſchlechter bekommen iſt, als den Europäern ihre ewigen Kriege, das in ſeiner Eitelkeit ſo untergegangen iſt, daß ihm nur eine drückende Unterjochung noch zu einiger Selbſtkenntniß verhelfen kann.

Abgeſehen von dieſen Betrachtungen aber, ſo iſt unter dieſen chineſiſchen Seltenheiten ſehr vieles der Aufmerkſamkeit werth. Man kann hier ſehen, wie der Kunſtfleiß mit den eigentlich ſchönen Künſten und mit der Menſchenbildung nie gleichen Schrittes läuft, und letztere ſtille ſtehen müſſen, wenn ſich der erſte mächtig vorwärts bewegt. Auch wird man bemerken, wie die beſtimmten Standeskoſtums in vielen Künſten das Stillſtehen bewirken, ſo wie zu beſtimmte politiſche Formen die freie Bewegung der Geiſter hemmen; kurz, daß die Menſchen überall, je näher ſie dem Ziele rücken, auch zugleich dem Zurückſinken immer näher kommen.

Ich würde nicht enden, wenn ich alles Einzelne aufzählen wollte. Indeß muß ich doch noch auf einige Merkwürdigkeiten aufmerkſam machen. Die vorzüglichſte darunter iſt ein vollſtändiges Tafelſervice aus lauter koſtbaren Steinen. Hier ſind Schalen von den ſchönſten Agathen; Pokale von Topaſen und Chalcedons, alle kunſtreich und geſchmackvoll in Gold gefaßt, und mit antiken Kameen ausgeſchmückt. Das nenn' ich ächten Luxus! Unſre ſchönſten Porcellainarbeiten ſind Künſteleien neben dieſen Gefäßen, und wenn es ſich bei uns zuweilen von reinem Golde findet, ſo iſt dieß ſchwerfällig, und dennoch nie ſo koſtbar, wie dergleichen Arbeiten. Man ſagte mir, daß dieß Alles noch von Karln V. herkomme. Aber woher hatte er es? Wurde damals in dieſem Fache gearbeitet, oder iſt Alles noch aus der Römer Zeiten übrig, wie man aus den ſchönen Formen ſchließen möchte? In den Schatzkammern der meiſten europäiſchen Fürſten findet man ähnliche Kunſtwerke, und es iſt doch kaum denkbar, daß ſo viele, leicht zerbrechlichen, Dinge ſich unter den Trümmern erhalten haben. Nirgends hingegen hab' ich dieſe Geräthe vollſtändiger geſehen, als hier.

Bemerkenswerth ſodann iſt eine Sammlung von Gemählden, die in neuern Zeiten in Peru und in Mexico gemacht worden ſind. Die erſtern enthalten alle Abſtufungen der Menſchengeſtalten und Menſchenfärbungen, wie ſie durch die Vermiſchung der verſchiedenen Racen, und ihrer Abarten entſtehen. Die Letztern ſind Szenen aus der Eroberung von Amerika mit vieler Treuherzigkeit und wohl größerer Wahrheit den Spaniern zu ihrer Schande vorgehalten, als es durch Garcilaſſo de la Vega geſchehen iſt. Sie verdienten in Kupfer geſtochen zu werden; ſo wie überhaupt ein raiſonnirender Katalog dieſer Sammlung mit bildlichen Darſtellungen gewiß ein höchſt intereſſantes Werk ſeyn würde.

Orpheus.

Alle wißt ihr es wohl, wie, die Gattin ſich zu erlöſen,
In des Tartarus Nacht Orpheus hinab ſich gewagt.
Aber warum er ſo nah an den Gränzen die Blicke gewendet?
Das errathet ihr nicht. — Freunde, ihm reute ſein Gang.

Notiz über Krito.

Es dichtet und recenſirt der Verfaſſer
Zu Lande, ſo wie die Fröſche zu Waſſer.

Haug.

Digitized by Google

Schweizer Notizen.

Fortsezung.

„Die Jungfrau ist heiligen!“ so schalte es mir in Luzern entgegen, und die deutschen Tagesblätter haben es indessen wie dergeballt. — Man streub davon mit einem wahren Nationals Interesse. — Also die Jungfrau, „die seit Ewigkeit verschleiert sizt“ wie Schiller's Metrodokal sagt im Tell, hat ihren Schleier verschieket nicht unangetastet vor des Menschen Lüdnem Auge bewahren können. Minder glücklich als jene Isis Aegyptens, deren Anblick dem Frevler den Tod bringen sollte. Mehr fürchtet der Mensch den Glauben als den Tod. — Zwei Herrn Meyer aus Aran beklagten das Magnis, und lustige Köpfe schlugen schon die Namensänderung in Jean Meyer vor. Schade, daß nichts Merkwürdigeres von der Wolken umgürteten Fee berichtet werden kann.

Wer nicht Muße hat, die ganze Schweiz zu durchwandern, wähle Luzern zum Standpunkte, um von da die Pilgerschaft in die kleinen Kantone, den Vier-Waldstätter-See herum anzutreten. Dann hat er ein herrliches Ganzes umfaßt, das Eigenthümlichste der Schweiz genossen, und ihre klassische Erde, das Heiligthum ihrer Freiheits-Gründung betreten. — Pilatus, der Wetterprophet, verschindet durch seinen Wolkenhut einen Theil seiner Tag. Des Bergvolk eigentlichen Name, Pilatus, klingt noch an in dem Sprichworte: Wenn Pilatus hat den Hut, so wird auch das Wetter gut. Auf des herrlichen See's Smaragd den Spiegel gleitete unter Schiffchen hinunter gegen Küßnacht, um das Meggenhorn. Auf der Insel Altstad, welche einst eine lange Brücke mit dem Continent verband, denn noch steht man viele Pfeiler im Wasser, stand des Abbe Raynal Monumentchen der Schweizer Treibeit. Die kleinen Kantone hatten Recht; so lange ihre Berge noch stehen, beharf es solcher Zeichen nicht. Der Wig scheint gleicher Meinung gewesen zu seyn, und schlug das Ding in Trümmer. Da stehen nun die Inschrifttafeln in Pfyffers Cabinet zu Luzern — Wir denckt hieher paßt nur ein Monument, wie der Bildhauer Demoskates es Alexander dem Großen setzen wollte. Sein Bild aus dem Berge Athos, in Griechenland, gehauen, auf einer Hand die Stadt, in der andern ein Becher, woraus ein mächtiger Strom in die Tiefe stürzt —

Da steht sie die Tell's Capelle, wo er auf sein edles Wild lauerte. Bengenbergs Bemerkung ist richtig, daß unsre Bühnen Unrecht haben, die Scene im Tell zur wilden Bergkluft zu machen. Es ist ein nicht einmal sehr tiefer Hohlweg ganz gemeiner Art, und die Gegend umher ein weitest fruchtbares Thal. War jener auch tiefer, dieses damal unbebauet, immer ist das Lokal anders. — Eine Inschrift über der Kapelle, von 1638, nennt, wie mehrere Chroniken, den Landvogt Geßler hat Geßler, und der Schulbuben fragt und antwortet, wie lange die von „Thell“ entpreßene Freiheit währen möge?

„Noch lang, wann wir die Alten wären.“ Also sangen sie schon vor hundert und siebzig Jahren. Der Mensch ist einmal kein geborner Optimist: — und jener gehörte sicher nicht zu ihnen, der den Wunsch aussprach, Tell möge jezt doch den zweiten Schuß thun! ex Voto, was vermuthlich den Zellen der jüngsten Revolution angehört? —

Zulange weilten wir auf den Ruinen Gotbau's, um auf dem Rigiberg den Untergang der Sonne zu schauen. Mehrere ex voto Bilder in der Capelle der h. Maria zum Schnee auf dem Rigi, beurkunden ähnliche frühere Begebnisse, und die Abbildung, eine ganz gleiche Sturzart, wie jene des Rosbergers. Schon hat die Natur den grünen Teppich über den Gegnis der Verwüstung gezogen, und der Sohn der Erde begonnen, da, wo einst sein friedlicher Herd loderte, auf den Trümmern seiner Lieben, seine Nahrung der kreulos über ihn hergestürzten Mutter wieder abzufordern.

Zwischen Steingerüll, ungeheuern herab geschmetterten Felsstücken, die gleiche Höhe unter wie über der Erde messen, und einzeln hervorschauenden Balkenenden der zerschmetterten Häuser, sieht man wieder kleine einzelne Pflanzungen; aber noch keine Spur menschlicher Heimath, ausser einem Wirthshause und einer Kirche. Les extrêmes se touchent. Und wie manchen Pilgerleben, trübt seine Freuden und Leiden zwischen diesen beiden den Polen hin und her! — Frohe Reisende zum Rigi fanden hier beim Bergsturze unversehens ihr Grab. Mit halb wehmüthig, halb schauerlicher Erinnerung, verliessen wir das stundenweite Grab, um den Bergsturm, wo man 15 Seen überschaut, zu ersteigen. Nach Pfyffer 940, nach Sauffure 1200 Toisen über der mittelländischen Meeresfläche, steigt man die 6000 Fuß ohne übergroße Beschwerden in etwa drei Stunden. Schade! daß die vier Gasthöfe, etwa anderthalb Stunden von der Spize, so wenig Bequemlichkeit gewähren, indem doch Reisende oft mehrere Tage weilen, um eine heitre Stunde zu erwarten, wo der Gang zur Kulm sich lohnt. Auch nas führte bei anhaltene den Regenqüssen die Pein des sat niente in die Kapelle der h. Jungfrau zum Schnee, um dort einen Kapuziner, im Schweis der Dialekt, die Himmelfahrt der zeichnenden Madonna schildern zu hören. Der Mann jog sich in der That so übel nicht aus seiner schwierigen Aufgabe, sprach aber mit einem Detail und einer Bestimmtheit vom Leben und Ereignis der Geseverten, als wäre er mindestens ihr Haushofmeister gewesen. Mehrere Meilen weit waren die frommen Landleute herbeigewallt, und die abweichenden Trachten der einzelnen Cantone konnte man hier im Leben so zusammengerückt erblicken, wie in des Malers Reinhart schöner Galerie derselben in Luzern. — Der Mangel einer Orgel hat hier den Kirchengesang nach griechischem Ritus herbeigeführt. Landleute, Männer- und Weiberstimmen, schlugen ihre Chorals bücher auf, und wie sie anstimmten, folgte die Gemeinde nach, jedoch mangelte manchmal richtige Intonation. Die Ausbildung des Gehörsinnes und der Kehle, muß sicher durch die Pfyffer'schen Singschulen mehr in Volksschulen bedeutende Fortschritte machen, und dat davon bereits schon gestiftet, welche Vieles zu hoffen berechtigen. Ich weiß nicht, ob das Schweizer Volk besondre Anlagen zum Gesang habe; seine harten ganz eigenen Laute und Zischlaute begünstigen das Melodische nicht. Wenig diesfalms, aber sehr richtig hell und ganz ungemein stark klingende Weiberstimmen sangen und im Gasthofe einige Volkslieder in unserer Melodie. Bergleben, freies Leben. Ke fi, Einfachheit. — Die unzähligen Bilder, Krüken, Ketten, Inschriften, Kreuzen u. s. w. von Verbrüngten gestiftet, welchen Maria zum Schnee in ihren Nöthen half, unterhielten mich lange. Da sahen wir and, es ist kein Schwanz ein ex voto, worauf blos ein Ochse dermahlig zur Madonna aufbliekt. Hat der Maler symbolisirt, oder den Herrn vergessen? Der frommen Zuversichtung verschlägt das nicht, welche die Rettung der besten Habe der himmlischen verdanken wollte.

Ein Riß in der grauen Wolkendecke zeigte uns Himmelsblau, langsam rollten die Nebel sich ins Thal, und wir benannen froh die Wandergefährt zu den Höhen. Der Himmel lichtete, als wir auf der Spize standen, wo jezt ein französischer Ingenieur geographische Arbeiten macht, und die Speculation eine Herberge anzulegen im Begriffe steht. Da lag das große Panorama des schönen Landes vor den unsicher umherirrenden Blicken, und von den 15 Seen, konnte wenigstens mein unbewaffnetes Auge zehn erblicken.

(Fortsezung künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

P. J. Rehfues.

Erster Jahrgang.

October. November. December.

Karlsruhe,

gedruckt in der C. F. Müller'schen Hofbuchdruckerey. 1811.

Digitized by Google

Plan

der

Süd-Deutschen Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Der Inhalt derselben hat nichts mit Politik zu schaffen. Er sucht sich einer geistreichen, aber harmlosen gesellschaftlichen Unterhaltung anzupassen, theils, indem er das Material derselben liefert, theils die, im Umlauf befindlichen, Ideen aufklärt und berichtiget, und zerfällt insofern in folgende Zweige:

1.) Eröffnung jedes Blatts mit Erinnerung an einen großen Mann, an ein merkwürdiges Ereignis, die mit dem Tage der Erscheinung desselben zusammenhängen;

2.) historische Aufsätze, in einer angenehmen Form vorgetragen;

3.) statistische, zum Verständniß der Zeit-Geschichte, so wie zur Erweiterung der Welt-Kenntniß überhaupt;

4.) artistische, über bildende Künste, Theater u. dgl. besonders in Hinsicht auf die Großherzoglichen Lande;

5.) poetische Arbeiten, die einer allgemeinen Verbreitung werth sind;

6.) philosophische Aufsätze, welche in einer allgemeinfaßlichen und angenehmen Form sich über die Haupt-Interessen des Lebens verbreiten;

7.) literarisch-kritische, insofern die Beurtheilung der ausgezeichnetsten Erscheinungen, sowohl deutscher, als ausländischer Literatur, in den Kreis einer gebildeten Unterhaltung gehört;

8.) Tags-Geschichte, sobald sie nicht politisch ist, sondern die, bisher genannten, einzelnen Zweige umfaßt.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen in Median-Quart, mit schönem Druck und auf vorzüglich gutem Papier. Von Zeit zu Zeit wird ein Kupfer, oder ein Noten-Blättchen, so wie auch ein Intelligenz-Blatt, zur Verbreitung literarischer Nachrichten, mitgegeben. Vierteljährlich wird ein Titel-Blatt, so wie die Inhalts-Anzeige, als Umschlag beigelegt.

Das Abonnement auf die süd-deutschen Miscellen für Leben, Literatur und Kunst ist vierteljährlich, und beträgt 2 Gulden rheinisch.

Zweckmäßige Beiträge werden von der Redaktion, sobald sie frei eingesendet werden, mit Dank aufgenommen, und, auf Verlangen, anständig honorirt.

Die Großherzogl. Badische Oberpostamts-Zeitungs-Expedition in Karlsruhe hat die Hauptspedition dieser Zeitschrift übernommen, wohin sich sämmtliche deutsche Postämter gefälligst wenden wollen. Bestellungen werden von allen soliden Buchhandlungen angenommen. Für den Local-Debit in Carlsruhe wendet man sich gefälligst an die Müller'sche Hofbuchdruckerey daselbst. Beiträge und Briefe bittet man unter der Aufschrift: an die Redaktion der süd-deutschen Miscellen u. s. w. in Carlsruhe, einzuschicken.

Digitized by Google

Inhalt.

Nro. 79. Toussaint Louverture, von Guillermin. — Der General Ferrand. — Die unheilbare Krankheit. — Der Teufel und Luther, von Haug. — Schweizer-Notizen.

Nro. 80. Das Kriegswesen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern. — Die spanischen Bourbons in ihrem Privat-Leben. — Die lebendige Schönschreib-Maschine, von der Erfindung eines Ministers. — Schweizer-Notizen.

Nro. 81. Kunst-Handel in Spanien, und namentlich in Madrid. — Die spanischen Bourbons. — Der poetische Almanach für 1812 von Kerner. — Schweizer-Notizen.

Nro. 82. Rettung aus den Kerkern der Inquisition von Lissabon, eine wahre Geschichte. — Diplomatische Anekdote von Kaiser Leopold I. — Herakles. — Schwiegerväterliche Zusage, von Haug. — Schweizer-Notizen.

Nro. 83. Etwas über die Monte-Negriner, nach Hadrian Dupré. — Das Kriegswesen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern. — Nazional-Züge. 1. Spanische. — Geheime List, von Haug. — Notizen.

Nro. 84. Die Goldwaschereien am Rhein. — Hamiltons Besuch bei einem egyptischen Bei. — An eine genialische Frau, von Kölle. — Die Abgeschiedenen, von Volker. — Notizen.

Nro. 85. Carmen Calzado in Madrid. — Russische Sprüchwörter. — Warnung. — An Gabrielen von Haug. — Notizen.

Nro. 86. Tod den Prozessen! — Briefe berühmter Frauen. — Der Sperling am Fenster, von Hebel. — Historische Anekdoten. — Notizen.

Nro. 87. Die neun Bildsäulen, von Weisser. — Fragen von Bischof Berkeley. — Häusliches Idyll.

Nro. 88. Bemerkungen über die Moden. — Die neun Bildsäulen. — Notizen.

Nro. 89. Ein merkwürdiges Resultat des Studiums der Kriegsgeschichte. — Die neun Bildsäulen. — Betty's Akkommodation, von Haug.

Nro. 90. Ansichten von Amerika. 1. Mexiko. — Die neun Bildsäulen.

Nro. 91. Eine Probe alter Staats-Beredsamkeit. — Die neun Bildsäulen.

Nro. 92. Der Fasan. — Ansichten von Amerika. — Kleine historische Denkwürdigkeiten. — Gymnäceum, eine Gallerie satyrischer Gemählde. Stuttg. 1812.

Nro. 93. Ein Staatsmann der bewunderten Vorzeit, von einem Staatsmann der neuern Zeit. — Das Kriegswesen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern. — Bemerkungen zu dem Aufsaz in Nro. 75 und 76: Glückliches Schicksal einer unglücklichen Prinzessin.

Digitized by Google

Nro. 94. Die Spathhöhle auf der Insel Skye. — Bemerkungen zu dem Aufsaz in Nro. 75. und 76. — Kannten die Griechen den Gebrauch des Opiums? — Jugendblüthen, von M. — Laokoon, von M. — Gebet von M. — Linne, von M. — An S. von M. — Correspondenz-Nachrichten aus Dresden.

Nro. 95. Ueber die Aechtheit der Ossian'schen Gedichte. — Notizen. — Correspondenz-Nachrichten aus Dresden und Bern.

Nro. 96. Fragmente über den heutigen Zustand der Volks-Bildung in Spanien. — Der Liebes-Gott der Hindu's. — Stoffe zum Denken. — Notizen.

Nro. 97. Des Kön. Preuss. Feldmarschalls, Jakob Keiths, früheres Leben, von Ferd. v. Biedenfeld. — Mehr, als Damon und Pythias. — Briefe berühmter Frauen.

Nro. 98. Die zween Gesandten. — Menage und die Dame seiner Gedanken, von Friederich. — Des Kön. Pr. Feldmarschall Jakob Keith fr. Leben. — Die kolossalen Reden des Süden. — Notizen.

Nro. 99. Die Bevölkerung Spaniens, beim Ausbruch des Insurrektions-Kriegs. — Historische Anekdoten. — Des Kön. Preuss. Feldmarschalls u. s. w.

Nro. 100. Einige Worte über den Plan des Literarischen Deutsch-Ordens, als Vorrede zu Mehrerem. — Die Bevölkerung Spaniens u. s. w.

Nro. 101. Angelika Kauffmann. — Zwei wenig bekannte Anekdoten von Petern dem Großen. — Notizen.

Nro. 102. Die Rückkehr der Zeiten. — Angelika Kauffmann. — Gegenwärtiger Zustand des Fabrik-Wesens in Frankreich.

Nro. 103. Nachtrag zu den Commentarien über die Divina Comedia von Dante, von L. U. — Die Die Rückkehr der Zeiten.

Nro. 104. Das wunderbare Mädchen. — Angelika Kauffmann. — Die Rückkehr der Zeiten. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris.

Titel und Umschlag.

Intelligenz-Blatt, Nro. 4.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 79. Den 2 Oktober 1811.

Auf diesen Tag fällt die Erinnerung an ein großes Ereigniß, das mit einem ähnlichen unsrer Zeit ähnliche Folgen hatte. Der letzte spanische König aus dem österreichischen Hause unterzeichnete den 2ten Oktober 1700 das Testament, wodurch das große Erbe der spanischen Monarchie an das Haus Bourbon fiel, und der blutige Successionskrieg entzündet wurde, welcher ganz Europa in Flammen setzte.

Toussaint Louverture von Guillermin.

Toussaint Louverture, dessen Ehrgeiz St. Domingo zu Grunde gerichtet, besaß in hohem Grade die Kunst, sein Betragen den Umständen gemäß einzurichten. Er verdankte sie der Uebung, jene thätige Umsicht, welche ein brennender Ehrgeiz einflößt, zu beherrschen, und die mannigfaltigen Anstrengungen, die eine sehr ausgebreitete Administration nöthig machte. Sein Geist war für große Ideen empfänglich, aber es fehlte ihm die Leichtigkeit, sich auszudrücken, und jene Kunst, die Gedanken zu zergliedern, welche nur durch Erziehung und Studium gewonnen wird. Er faßte seinen Plan im Ganzen auf, und hatte Feinheit des Urtheils genug, um über die genauste Ausführung desselben zu wachen. Man darf behaupten, daß alle diejenigen, deren er sich bediente, blos passive Agenten seines Willens, und knechtische Verarbeiter seiner Ideen waren. Mistrauisch und heuchlerisch, wie ein Afrikaner, war er selbst gegen diejenigen, welche sein Vertrauen zu besitzen schienen, zurückhaltend und verschwiegen; aber wehe auch dem, der sein Vertrauen misbrauchte! Sein Bestreben gieng immer dahin, seine wahren Plane zu verbergen; aber diese wurden auch eben so schnell ausgeführt, als gedacht. Einige Züge von Grausamkeit karakterisiren die wilde, argwöhnische Seele dieses Mannes. Er war von seinen Spionen unterrichtet, daß er auf einer bevorstehenden Reise in Gefahr kommen würde. Demungeachtet ließ er anspannen, und sein Wagen, wohl verschlossen, und von seinen Guides eskortiert, gieng ab. Am bestimmten Ort wird er angegriffen, aber mit größtem Erstaunen der Angreifer und seiner Bedeckung war der Wagen, den tausend Kugeln durchlöchert hatten, leer. Toussaint, der dadurch viele der Seinigen kennen gelernt, ließ die Häupter der umliegenden Inwohnerschaft und seine eigenen Garden, weil sie nicht hinlänglich Widerstand geleistet hatten, hinrichten.

Ein andersmal entdeckte er den Briefwechsel eines seiner Adjutanten mit Rigaud, seinem Nebenbuhler und Feind. Er ließ den Schuldigen vor sich kommen. „Du hast dich einer großen Verrätherey gegen mich schuldig gemacht," fieng er an; „und damit du zum Undank nicht noch die Lüge fügst, zeige ich dir deinen Brief hier. Ich will der Kolonie nicht das Aergerniß geben, daß einer meiner Freunde öffentlich hingerichtet wird. Aber Morgen darfst du nicht mehr leben!" Der Offizier gehorcht, ist aber nicht so glücklich, sich umzubringen. Das Publikum, daß die nähern Umstände der Sache nicht weiß, spricht davon, und der französische Regierungs-Kommissär erstattet Toussaint Bericht darüber. „Wenn er nicht tod ist," antwortet dieser kalt, „so werfe man ihm in's

Digitized by Google

Gefängniß." Der Offizier starb in Ketten, nachdem er noch zuvor sein Verbrechen bekannt hatte.

Als die französischen Truppen, vor denen ihm bange war, sich im Anmarsch befanden, ließ Toussaint seine Schätze in der Nähe vom Kap verscharren, und nachdem dieß geschehen, alle diejenigen umbringen, welche er dabei gebraucht hatte.

Im höchsten Grad herrschsüchtig und eitel, verlangte er die unbeschränkteste Ergebenheit in seinen Willen, und die tiefste Ehrfurcht vor seiner Person. Mit seinem feinen Takt und einer seltenen Geistesgegenwart bestand er im höchsten Grade auf allen Konvenienzen, und duldete nie, daß sich jemand, im Bezug auf ihn, darüber wegsetzte.

Die Glieder der Municipalität von St. Domingo kamen nach der Eroberung der Stadt zu ihm, um ihre Dimissionen zu geben. „Meine Herren," sagte ihnen Toussaint, „die Regierung ist noch nicht organisirt. Ihre Mitbürger bedürfen ihre Einsichten und ihres Raths noch. Bringen Sie ihrem Glück das leichte Opfer, in wenigen Tagen sind Sie aller Verantwortlichkeit überhoben." Sie bestanden aber auf ihrer Bitte, da entließ sie Toussaint mit der Erklärung, daß alle ihre Funktionen von diesem Augenblick an aufhörten. Kaum waren sie die Treppe hinunter, so fiel ihnen ein, daß sie dem General im Namen der Stadt noch eine Bitte vorzutragen hätten. Sie kehrten dazer um, stellten sich Toussaint noch einmal vor, und eröffneten ihm ihr Gesuch. „Sie scheinen nicht zu wissen," war seine Antwort, „daß ich jede Vorstellung des Volks nur aus dem Munde seiner Municipalität annehmen darf, denn Sie hätten sonst zu schnell vergessen, daß Sie vor wenigen Augenblicken auf dieses ehrenvolle Vorrecht Verzicht geleistet haben. Gehen Sie."

Toussaint heuchelte die strengste Frömmigkeit, und benutzte die Religion für seine Plane. Frau von .... deren Sklave er gewesen war, hatte ihn nicht auf das gelindeste behandelt. In der Zeit seiner großen Macht trat sie vor ihn. Er zeigte ihr in einem Erbauungsbuch eine Stelle, die von der Verzeihung gegen Feinde handelte, und frug sie: ob sie von der Aechtheit dieser schönen Moral überzeugt sei? Dieser Moral, fügte er hinzu, verdanken Sie den Empfang, den Sie bei mir gefunden haben.

Diese Religiosität milderte aber die hinterlistigste Staatskunst nicht, welche die Seele seiner Handlungen war. Sein Neffe, Moise, war zugleich das Werkzeug und das Opfer seiner abscheulichen Politik. Er fiel, weil er Toussaints blutige Befehle so gut ausgeführt hatte.

In einem Alter von fünf und fünfzig Jahren hatte Toussaint noch eine außerordentliche Thätigkeit. Mit einer, beinah unbegreiflichen, Schnelligkeit verfügte er sich von einem Ort an den andern. Er schlief wenig, und aß noch weniger. Nur wenige können sich rühmen, den argwöhnischen Mann Speise zu sich nehmen gesehen zu haben. Eben so geheimnißvoll war er in seinen Liebeshändeln. Oft hat man dergleichen Verhältnisse von ihm vermuthet, aber nie etwas mit Zuverlässigkeit erfahren können.

Toussaint tritt sehr gut. Er hatte Würde im Gang, einen Ausdruck von Festigkeit des Geistes, ein unangenehmes, aber bedeutungsvolles Gesicht, einen schnellen Blick, kalte Grausamkeit, zügellosen Ehrgeiz, unerträglichen Stolz und außerordentliche Thätigkeit und Mäßigkeit. Sein Geiz machte ihn den Gefühlen der Wohlthätigkeit unzugänglich; aber sein Wort hielt er aufs heiligste, wenn man — was sehr schwer war — es einmal von ihm erhalten hatte. Listig im höchsten Grade, suchte er in Anderer Augen die Bewegungen ihrer Seele zu lesen, und las wirklich oft richtig. Sein Gedächtniß war ungewöhnlich glücklich, sein Ausdruck ganz im Geiste der Orientalen. Einst wollte er seinen Umgebungen die Wirkung seines Zorns schildern, da sprach er zu ihnen? „ihr seht dort die schwarze Wolke am Himmel. Sie ist mit Kohlen, Schwefel und Feuer gefüllt, und wenn sie platzt, so fährt ein Blitz heraus, der Alles zerschmettert."

Trotz seinem Streben nach Unabhängigkeit hätte er gerne sein Verhältniß mit Frankreich geschont, und es dürfte noch problematisch seyn, ob ihn nicht Furcht vor Undank zur Empörung getrieben. Folgender Zug scheint wenigstens etwas der Art zu beweisen.

Toussaint frug den Maire von St. Domingo nach einem alten Gebäude, daß an dem Ozama liegt. Ein Spanier, den er im Finanzwesen angestellt hatte, nahm daß Wort, und sagte: es ist das alte Schloß von Christoph Kolombo, den man, weil er des Strebens nach Unabhängigkeit beschuldigt wurde, gefesselt nach Spanien geschickt hat.

„Sie antworten," sprach Toussaint, „auf etwas ganz anders, als das ich gefragt habe. Ich wußte so gut wie Sie, daß Kolombo das Opfer der spanischen Undank-

Digitized by Google

barkeit geworden iſt, und daß dies das Loos aller Männer iſt, welche ihrem Lande redlich und kraftvoll dienen. Sie haben alle mächtige Feinde, die, früher oder ſpäter, ihren Sturz bewirken. Dieß iſt auch mein Loos, und ich bin darauf gefaßt, als Opfer der Verläumdung zu fallen."

Wir ſchließen dieſes Bildniß mit einer Unterredung, welche Touſſaint mit Don Garcia, dem Gouverneur des ſpaniſchen Antheils von St. Domingo hatte, als er von deſſen Gouvernement Beſitz nahm.

Touſſaint. Herr Präſident, Sie haben den Grafen von Hermona wahrſcheinlich näher gekannt.

Der Präſident. Das hab' ich. Er war ein vortrefflicher Offizier.

T. — Wer iſt ihm dieſe Gerechtigkeit ſchuldiger, als ich? Ich habe unter ihm gedient. Er vertheidigte die Intereſſen ſeines Herrn mit eben ſo viel Muth, als Geſchicklichkeit, und es wäre zu wünſchen, daß der König von Spanien viele ſolcher Diener hätte.

D. P. — Ich theile ganz Ihre Meinung von dieſem Manne.

T. — Sie erinnern ſich wohl des Plans, den er zur Eroberung des franzöſiſchen Antheils dieſer Inſel entworfen hat? Ich habe ſelbſt einige Ideen dazu gegeben.

D. P. — Ich erinnere mich deſſen ganz gut.

T. — Nun denn, Herr Präſident, hätte man die Talente und den guten Willen des Grafen von Hermona beſſer zu ſchätzen verſtanden und ſeinen Plan befolgt, ſo wäre ich noch im Dienſt Sr. katholiſchen Majeſtät, Spanien beſäße St. Domingo ganz, und Sie befänden ſich nicht in der harten Nothwendigkeit, mir die Schlüſſel dieſer Stadt auszuliefern.

Der General Ferrant.

Dieſer Mann, welcher ſein Grab als franzöſiſcher Obergeneral auf St. Domingo gefunden hat, wurde allgemein auf der Inſel bedauert, indem in ihm der einzige Mann fiel, der ihre Bewohner glücklich zu machen verſtanden hatte. Inzwiſchen beſaß er, neben allen guten Eigenſchaften, einige Fehler. Im Ganzen kann man behaupten, war ſein Herz gut, ſtrebte er nach wahrer Größe, und wollte das Gute. Sein Takt, den einzelnen Menſchen zu ſchätzen, war fein, aber um die Menſchen in Maſſe zu beurtheilen, dazu war er ſelbſt zu redlich geſinnt. Er vereinigte zwei mit einander unverträgliche Züge; Mistrauen als Privatmann, und ein blindes Zutrauen als Staatsmann. Das machte ihn im erſten Fall oft ungerecht, im zweiten unvorſichtig und leichtgläubig. Eher Adminiſtrator, als Soldat und Staatsmann, leiſtete er als ſolcher ſeinem Lande vielen Nutzen; aber ſeine Fehler als General und Politiker koſteten ihn das Leben. Lebhaft und jovial in Geſellſchaft, war er oft heftig in Geſchäften; ſeine erſte Bewegung vertrieth immer Deſpotismus, aber ſeine zweite Herzensgüte. Unfähig Widerſpruch zu ertragen, wurde er durch den Widerſtand zu willkührlichen Handlungen gereizt. Er arbeitete leicht und beſaß den Detail-Geiſt vollkommen; allein er hatte weniger Genie, einen Plan zu erſchaffen, als Talent, ihn auszuführen. Kleinlich im Innern ſeines Hauſes, war er groß, wenn er zu repräſentiren hatte. Weiber und Bauen waren ſeine herrſchenden Leidenſchaften. Leicht überließ er ſich fremder Einwirkung, ſobald ſie ſeiner Eigenliebe oder ſeinen Anſprüchen ſchmeichelte. Sein Grundſatz war, Männer, deren Karakter ihm im Wege ſtand, zu ſchonen, wenn er ſie nicht entfernen konnte. Er gefiel ſich im Zirkel ſeiner, höfiſcher Menſchen, aber er ſchätzte die, welche das nicht waren, dennoch höher. Heftig von Natur, hatte die Erziehung ihn abgerundet. Er ſtrebte nach einem aufſchließenden Anſehn, äußerte eine entſchiedene Neigung für die Weiber, und ſprach, nach der gewöhnlichen Sitte, dennoch ſchlecht von ihnen. Seine Großmuth war eher Verſchwendung. Denn oft wendete er ſeine Wohlthaten ſchlecht an. Er war beſcheiden als Privatmann, aber gebieteriſch und hochfahrend in Ausübung ſeiner Amtsgewalt. Mäßig, mehr aus Oekonomie, als aus natürlicher Anlage, unbeſtändig in ſeinen Geſinnungen, eigenſinnig in Behauptung ſeiner Ideen, Sklave von Vorurtheilen, überließ er ſich allen dieſen Fehlern leicht, kam aber auch eben ſo leicht wieder davon zurück. Seine Schwachheit und Herzensgüte ſchadeten der Diſciplin, gewannen ihm aber die Liebe der Soldaten. Endlich war er muthig und tapfer, von edlem Anſehn, und von angenehmem Benehmen, wodurch er die Zuneigung aller Fremden, und beſonders der Engländer gewonnen hat.

Digitized by Google

Die unheilbare Krankheit.

Ein Mann hatte mit seiner Frau eine gute Anzahl Jahre ziemlich glücklich gelebt. Beide hatten sich selten anders, als bei Tisch gesehen. Bei diesen Zusammenkünften war die Frau immer sehr fröhlich gewesen, und hatte ihren Gatten mit den muntersten Erzählungen und Schilderungen des gesellschaftlichen Kreises unterhalten, in welchem sie lebte. Alles dieses änderte sich auf einmal. Die Frau suchte die Gesellschaft ihres Mannes öfters, als sonst, und langweilte sich dennoch in derselben. Von ihrer guten Laune war nichts mehr zu sehen, von ihren artigen Erzählungen nichts mehr zu hören. Es fehlte ihr selbst an Appetit und an Schlaf, kurz es wollte ihr gar nichts mehr behagen. Der Mann ließ einen Arzt rufen, dem er die Krankheit seiner Gattin vorstellte. Der Arzt befühlte den Puls, machte eine Menge Fragen, und zuckte am Ende stillschweigend die Schultern.

„Doch keine Gefahr?“ rief der Mann besorgt.

„Gefahr gerade nicht,“ antwortete der Arzt; „aber die Krankheit ist unheilbar.“

„Sie erschrecken mich. Unheilbar?“

„Inzwischen ist keine Gefahr für das Leben dabei. Man kann mit dieser Krankheit sogar sehr gesund und glücklich seyn.“

„Ich verstehe Sie nicht. Und wie heißt denn die Krankheit meiner Frau?“

„Sie heißt: vierzig Jahre. Sie sehen, daß diese Krankheit unmöglich von Grund aus geheilt werden kann.“

„Leider nein.“

„Es giebt hier bloß Palliativ-Mittel.“

„Und die wären?“ —

„Sie sind nicht ganz leicht zu gebrauchen —“

„Nun?“

„Sie bestehen in der Kunst, mit Ruhe in die Vergangenheit und in die Zukunft zu blicken; statt der dishrigen heftigen Leidenschaften und wilden Zerstreuungen sich stille Neigungen und nützliche Beschäftigungen zu wählen; sich in seinem Innern zu sammeln, und seine Zufriedenheit blos von sich selbst und dem Bewußtsein seiner Pflichterfüllungen abhängig zu machen — kurz, in der verdienten Achtung anderer dasjenige zu suchen, was man bisher in ihren Schmeicheleien und in ihrer groben Bewunderung zu finden glaubte.“

„O mein Freund:“ rief der Mann, „zur Anwendung dieses Heilmittels gehört ein Talent, das meine Frau nicht besitzt.“

„Es ist das einzige.“

„Dann wehe mir und ihr!“

Der Teufel und Luther.

Hochweiser Doktor Luther, sprich:
Wie weit denn ists vom Engelsparadeise
Bis zu der Hölle letztem Kreise? —
„Das weißt du Teufel baß, denn ich!
„Du machtest auf der Post die Reise.

Haug.

Schweizer Notizen.

Fortsetzung.

Genug dem nicht ganz phantasiereichen; denn beim Anblick des Firmenstichen sähen wir Meilen mehr für nichts. Aber soll ich meine Kräfte gestehen? Den ersten Eindruck, woran die Neugier ihren Theil voraus zieht, weg gerechnet, fesselt das lediglich unermeßliche mir nicht die Seele; denn ich schlage das Auge himmelwärts, und wie klein erscheinen alle diese Fernen dieniedern! Ein einziges Sonnenflecken ist sinnzigmal größer als unsere Erde, und der Lichtstrahl durchfliegt 40,000 Meilen in einer Sekunde. Das Gedachte gehört dem einen, hier hört die Natur auf zu leben, sie liegt wie das Eigenthum eines andern Sternes tod unter uns, ich fühle die Sehnsucht, in sie hineinzutreten, mit ihr, durch sie zu leben, sie gleichsam an mein Herz zu drücken. Wer könnte das hier? — Allein ansehen mag man, kommt man vom Rigi, allerdings kaum mehr, das Pfefferhöhe Meisel zu Luzern; denn der sichtbare staunenswürdige Theil im der Seele festhalten, indem er dem Blick selben andern Gegenstand entzieht. — Auffallen muß jedem die leichte Fortwirthschaft in dieser und der ganzen Umgegend. Stößt man, und in der Nähe von Wohnungen, häufig auf umgestürzte und vermodernde Bäume, auf große Stämme, die irgend ein Wiedhirte, sich zu wärmen, an einem Ende angezündet, und dann wieder verlöscht, und verdohte Waldstrecken, dann glaubt man sich nach Amerika oder irgend einen Erdwunk versetzt, wo die Menschen in roman tischem Zustande noch leben. Dagegen wo in einem die große Wetterlei, die in den kleinen, und wirklich unterscheidend in den katholischen Kantonen überhaupt auffällt, den sogenannten civilisirten Zustand schnell wieder in Erinnerung; denn Reiche und Bettler kennt und ergenzt nur ein künstlicher Gesellschaftszustand, die Natur kennt keine solche ungleiche Kinder, sondern alle liegen sorgenlos an ihrer nährenden Brust. — In der Totalität sehen doch, den Aeußern, den Genuß, den armen Hänsler unter seinem Nussbaumschwerten Schindach wenig gerechnet, lebt der Schweizer Landmann besser als seines Gleichen in vielen der fruchtbarsten Gegenden von Deutschland. Nicht selten kann man Männer und auch Weiber zum Frühstücke bei einer Bouteille rothen Weins sehen. — Namentlich sieht man bessere Kleidung, geschmackloser die Männer, nichtsdestoweniger, und weit reinlicher und schmucker durchaus die Weiber. Die gestickten, und mit Maschen besetzten Halskrämel der letzten sind noch am Sonntage reinlicher, als sene unserer Bäuerinnen oft am Sonntag. Unsere mühsamere Feldarbeit kommt dabei allerdings in Anschlag, und das Kaffinement des Weiblichen Putztriebes läßt oft über das nicht sichtbare sehr unsicher. So sieht man Hemden von grauer derber Sackleinwand, woran sich aber sehr hübsche Manschetten Aermel befinden. Schön ist die schweizer Tracht vor der deutschen Schweiz wahrhaftig nicht zu nennen; das ungewohnte, und das freiere leichtere des Bergvolkes in Haltung und Bewegung gewinnt aber das Auge. Die breiten dachförmig platt auf den Kopfwirbel gesetzten Hüte, das sie schwindsichtige Mieder, die faltenschweren Röcke bis zur Wade, die alle Taille beinahe durch ihre Dicke, oft durch unterlegte Wulste verhüllen; alles das kann doch einem Schönheit suchenden Auge nicht behagen. Edle, feine, geistreiche oder auch nur zarte Physiognomien, wird man freilich auf dem Lande nicht suchen; aber bemerkt man thnen auch in Städten? Der durchherrschende Charakter scheint eher Fülle, Frische, Einfachheit, und wohl auch jene Schöne, wie sie den deutschen Malern des Mittelalters vorschwebte. —

(Fortsetzung künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 80. Den 5. Oktober 1811.

Am 5ten Oktober 1791 dekretirte die Nazional-Versammlung, daß der König in ihren Sitzungen seinen Stuhl zur linken Seite von dem Präsidenten haben, und weder das Sire, noch die Majestät in der Rede erhalten sollte. Die allgemeine Misbilligung gebot am folgenden Tag, diesen Beschluß zurück zu nehmen; Ludwig XVI. ward nicht gerettet, und die Nazional-Versammlung ist beinahe von ihren Zeitgenossen vergessen.

Das Kriegswesen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern.

Die Einrichtung des Kriegswesens hängt so eng mit dem Schicksal der Staaten und mit dem Geist ihrer Verfassung zusammen, daß es vielleicht ein gegründeter Vorwurf gegen viele, sonst berühmten, Geschichtschreiber seyn dürfte, daß sie diesen Gegenstand in ihren Darstellungen gewöhnlich, wenn nicht ganz übersehen, doch wenigstens nur oberflächlich behandelt haben. In unsrer Zeit, da das Kriegswesen eine völlig neue Einrichtung erhalten hat, und die Wichtigkeit derselben von allen Regierungen gefühlt wird, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, mit Audoin einen Blick auf diesen Zweig des menschlichen Strebens zu werfen, und ihn in verschiedenen Zeiten zu verfolgen.

Beginnen wir mit den Römern, bei denen das Kriegswesen zuerst eine Ausbildung erreicht hat, deren Werth durch die größten Resultate gerechtfertiget worden ist.

I.

Bei den Römern war jeder Bürger Soldat, und verbunden, wenn es die Umstände heischten, zehen Jahre unter der Reiterei, oder zwanzig unter dem Fußvolk zu dienen. Mit dem siebenzehnten Jahre konnte er in den Kriegsdienst eintreten; das sechs und vierzigste sprach ihn von demselben frei.

Das war die erste Grundlinie des Militairsystems bey allen Nazionen des Alterthums. Alle waren von dem Bedürfniß der Vertheidigung ausgegangen; jedem einzelnen Bürger drohten dieselben Gefahren der Besitzung, Plünderung, Sklaverei, Verlust der Altäre und Heerde. Darum sie alle zur Vertheidigung verpflichtet waren. Bald wurde natürlich aus Vertheidigung Angriff, und die Verhältnisse blieben dieselben.

In den ersten Zeiten des römischen Staates war der Kriegsdienst sogar ein Ehrendienst. Nur wer durch den Krieg noch mehr, als Leben und Freiheit, verlieren konnte, durfte die Waffen fürs Vaterland tragen. Er mußte Grundeigenthümer seyn, wenn er dieses Recht haben sollte, und bloß der bewegliche Reichthum war nicht hinreichend dafür. Die vielen Kriege, welche bald folgten, änderten diese Strenge. Der Kriegsdienst war bald kein Ehrendienst mehr, sondern eine bürgerliche Last, von der man sich gerne losmachte.

Die Art der Truppenaushebung (delectus) in Rom war folgende. An dem dazu bestimmten Tage versammelte sich die sämtliche Jugend, die das erforderliche Alter hatte, auf dem Kapitol, von dessen Höhe eine Fahne wehte. Die Kriegstribunen, welche die Legionen bildeten,

Digitized by Google

fiessen die Mannschaft nach ihren Stämmen an sich vorüber ziehn. Aus jedem derselben wählten sie die erforderliche Anzahl von Rekruten, deren Nahmen sodann in ein Register getragen wurden. Letzterer Akt hieß conscribere, und gab noch in neusten Zeiten diesem Geschäfte seinen Nahmen. (Konscription.) Gewöhnlich nahm man nur Leute von 5 Fuß 4 Zoll (franz. M.) Höhe; einige Zoll weiter wurden zum Eintritt in die erste Legion erfodert.

Schon in frühsten Zeiten muß es Römer gegeben haben, die sich dem Kriegsdienst zu entziehen suchten; denn man fand Gesetze nöthig, um es zu verhindern. Die Konsuln straften in diesem Fall sogar mit Erklärung der Ehrlosigkeit und mit Sklaverei. Selten geschah dieß aber lange Zeit; denn oft war die Zahl der Freiwilligen so groß, daß es gar keiner Aushebung bedurfte. Es gab nur drei gesetzliche Ausnahmen von dieser Bürgerpflicht. Die erste galt denen, welche in einem obrigkeitlichen, oder priesterlichen Amte standen; die zweite dem Alter von 45 bis 50 Jahren; und die dritte denen, welche die erforderliche Anzahl von Feldzügen gemacht hatten. (Emeritis.) Durch besondern Beschluß konnte der Senat noch freisprechen; jedoch war seine Gewalt hierin sehr beschränkt. Körperliche Umstände übten natürlich auch hier ihr Recht; aber die Ausnahme vom Kriegsdienst beraubte den Bürger so vieler andrer Vortheile, daß sie in den Augen der Meisten ein Unglück war. Dem Eintritt in jede Magistrats-Würde mußte der Kriegsdienst vorangegangen seyn.

Im Fußvolk lag die Hauptstärke der römischen Macht. Seine Aushebung geschah vor der der Reiterei. Diese wurde aus dem Orden der Ritter gezogen, und wer in ihr dienen wollte, mußte eine tadellose Aufführung und den Besitz eines beträchtlichen Grundeigenthums beurkunden. Das Korps, das sie bildeten, bestand aus zwey Klassen. Die Glieder der einen erhielten von der Regierung ein Pferd und eine jährliche Summe zu ihrem Unterhalt; die andern bekamen nichts, als Sold, wenn sie dienten.

Bevor man in die Legionen trat, legte man den Eidschwur ab. Die Kriegstribunen empfiengen ihn im Nahmen des Heerführers, für den die Aushebung gemacht wurde. Einer der Konscribirten sprach ihn für seine Kameraden, und diese wiederholten bloß das: „ich schwöre es!" Bei jedem Wechsel des Anführers schwor man aufs Neue.

Im Anfang bestand die Legion aus 3000 Mann; von denen jedes Hundert von einem Centurio kommandirt wurde. Nach der Vertreibung der Könige wuchsen die Legionen zu 4000 Mann Fußvolks und 300 Reitern. So blieb es bis auf den Krieg mit Hannibal, da die Legion auf 5000 Fußgänger und 400 Reiter verstärkt wurde. Als Scipio nach Afrika gieng, änderte er diese Zahlen in 6000 und 300; und unter Cäsarn scheinen die Legionen wieder auf 5000 Mann, mit Einbegriff von 300 Reitern, zurückgekommen zu seyn.

Die Legion bestand aus drei Linien, deren erste die schwächsten Männer, Hastates, (von den Spiessen, die sie trugen,) die zweite die Principes, die Stärksten, und die dritte die Triares, die Aeltesten und am schwersten Bewaffneten enthielt. Ausser diesen gehörten zu der Legion noch die Velites, eine Art Voltigeurs, welche nicht in den Linien standen.

Die ersten Officiere der Legion waren die Centurionen und die Tribunen. Die dreißig Centurionen standen unter diesen, deren im Anfang drei, später vier, endlich sechs und mehrere waren. *) Der Haufen, den ein Centurio befehligte, hieß Manipulus; und drei derselben machten eine Kohorte aus.

(Die Fortsezung folgt.)

Die spanischen Bourbons, in ihrem Privatleben.

I. Philipp V.

Fortsezung.

3.

Philipps V Karakter scheint mir am klärsten aus dem Verhältniß zu seiner zweten Gemahlin hervorzugehn, darum ich auch lieber diese Periode aus St. Simon auf-

*) Ich begreife nicht, wie Aubois von 24 Tribunen sprechen kann. Freilich änderte sich die Einrichtung der Römer noch weiter, und am Ende scheint jede Cohorte, deren zehn die Legion bildeten, einen eigenen Tribun gehabt zu haben.

Digitized by Google

greife; da es ohnehin nicht Zweck dieser Darstellung ist, eine völlige Lebensbeschreibung dieses Königs zu geben.

Philipps zweyte Gemahlin hatte in dem Pallaste von Parma eine sehr harte Erziehung erhalten. Ihre Mutter ließ sie kaum das Tageslicht sehen, und erlaubte ihr auch nicht viel weiter zu blicken, nachdem ihre, einem Wunder ähnliche, Heirath bereits geschlossen war. Diese Strenge hatte die Folge, daß sich die Tochter nie mit ihrer Mutter, welche eine Schwester der Kaiserin, Leopolds Wittwe, war, aussöhnen konnte. Zwischen Beiden fand bloß das äussere Verhältniß des Wohlstands statt, und selbst dieses wurde oft durch Bitterkeiten verändert. Besser stand die Königin mit ihrem Bruder, dem Herzog von Parma, der sie mit Achtung behandelt, und oft ihre Mutter für sie zu stimmen gesucht hatte. Sie liebte ihn aufs zärtlichste, und sein Kredit bei ihr war unumschränkt.

Uebrigens besaß diese Prinzessin viel Verstand, und alle natürliche Anmuth. Ein gesunder Blick, Nachdenken, kluges Benehmen und kluges Benutzen der Umstände waren ihr eigenthümlich. Wer sie in der Nähe sah, konnte oft nicht begreifen, wie Verstand und Geist den gänzlichen Mangel an Bildung und Geschäftskenntniß bei einer Frau ersetzen konnten, die in einem Winkel des Pallasts von Parma erzogen worden war, und ewig allein mit dem König leben mußte.

Ihr Durchblick, mit dem sie Menschen und Dinge beurtheilte, war zum Erstaunen. Sie fühlte auch alle ihre Talente, aber ohne lächerliche Anmaßung. Ihre Unterhaltung war einfach und natürlich, und ihr Frohsinn schimmerte durch den endlosen Zwang durch, in welchem sie lebte. In Spanien angekommen und entschlossen, die Ursini zu verbannen und sich der Regierung zu bemächtigen, gelang ihr beides, und nahm sie den König so sehr für sich ein, daß sie in allem Herrin war. Er achtete nicht anders, als in ihrer Gegenwart; alles, was an ihn allein kam, las sie, und dann sprach sie mit ihm darüber. Sie war bei allen geheimen Audienzen, welche der König sowohl seinen Unterthanen, als den fremden Gesandten ertheilte, zugegen, so entschlüpfte ihr also nichts, weder in Regierungs-Geschäften, noch in Gnaden-Ertheilungen.

Was den König betrifft, so hatte sie bei ihrem unaufhörlichen Zusammensein mit ihm, bei Tag und Nacht, alle Gelegenheit, ihn aufs genauste kennen zu lernen. Sie wußte, wie man ihn vorbereiten, wenn man ihn angehen mußte, sah alles entstehen, sah alle Hindernisse, und hatte es völlig klar und eigen, wenn man nachlassen, wenn man wieder anknüpfen, wenn man Festigkeit behaupten, wenn man mit allem Nachdruck handeln mußte.

Alle diese Künste waren der Königin unentbehrlich; aber das Temperament ihres Gemahls war doch ihre festeste Stütze. Zuweilen nahm sie dazu ihre Zuflucht, und eine einzige nächtliche Weigerung erregte einen wahren Sturm am Hofe. Der König schrie, drohte, tobte; die Königin blieb fest, weinte, und wehrte ihn manchmal mit Gewalt ab. Dann herrschte am Morgen nichts, als Verwirrung, der ganze innere Hof war in Bewegung, und niemand wußte, was geschehen war. Natürlich wurde in der folgenden Nacht Frieden gemacht, und die Königin hatte ihren Zweck erreicht.

So führte die Königin ein höchst unruhiges Leben, und wie groß auch ihr Einfluß war, so verdankte sie ihn so vieler Kunst, so vieler Geschmeidigkeit, so mancherlei kleinen Kniffen, und einer so gränzenlosen Geduld, daß sie ihre Gewalt wirklich theuer genug bezahlen mußte.

Allein sie war auch so lebhaft, so thätig, so entschlossen und heftig in ihrem Wollen, und ihr Interesse lag ihr so sehr am Herzen, daß sie sich keine Mittel verdrießen ließ, um ihren Zweck zu erreichen. Das erste Ziel ihres Strebens gieng dahin, sich durch alle Mittel gegen die traurige Wendung, die das Leben einer Königin von Spanien nimmt, so bald sie Wittwe ist, und gegen dasjenige zu schützen, was ihr von einem Thronfolger, der nicht ihr Sohn war, bevorstand. Sie gebahr mehrere Prinzen, und nun giengen ihre Gedanken dahin, einen derselben noch zu des Königs Lebzeiten zum unabhängigen Souverain zu machen, zu dem sie nach dessen Tode ziehen, den sie beherrschen konnte. Sie mußte sich daher Kreaturen schaffen und ihnen Stellen und Aemter geben, damit sie für sie wirkten. Dadurch gelang es Alberoni'n, sie zu beherrschen, und dieses Mittel ahmten seine Nachfolger Ripperda und Paccino mit gleichem Erfolge für sich selbst nach.

Nichts wurde nachtheiliger für Spanien, als dieses Streben der Königin nach einer unabhängigen Souveränetät für einen ihrer Söhne. Alles, was nicht in ihren Plan paßte, wurde ohne Weiteres von ihr verworfen, und nur auf langem Umweg, wo oft die Gelegenheit darüber vorbeigieng, konnte man sie wieder auf die besten Vorschläge zurückführen. Wäre sie allein gewesen, so hätte man sie, weil sie viel Verstand hatte, überzeugen können; da aber der König immer zugegen war, so war sie so vorsichtig, daß sie selbst ihre eigenen Vortheile hinderte, um ihn nicht auf ihre Zwecke aufmerksam zu machen. Aus Furcht, sich ihre Ungnade zuzuziehen, drohten sich die spanischen Minister in engen Schranken, und die fremden Gesandten hatten die unangenehme Gewißheit, nicht weiter kommen zu können.

Was Gnaden-Ertheilungen und die innern Verhältnisse überhaupt betraf, so war die Königin nicht immer Meister derselben. In den meisten Fällen trug sie indeß doch den Sieg davon, und immer gelang es ihr wenigstens, Leute, denen sie nicht wohl wollte, auszuschliessen. Damit mußte sie die Gnade freilich oft auf Menschen fallen lassen, an denen ihr gar nichts gelegen war.

Nichts kam ihrer Feinheit bei, mit der sie den Dingen die ihr beliebige Wendung gab, und der Geschicklichkeit, womit sie den König zu fassen, und alle seine Neigungen und Abneigungen nachzuahmen verstand. Sel-

Digitized by Google

ten gieng sie gerade aus; sondern immer durch Vorbereitungen, auf Umwegen, auf Näherungen und Entfernungen, je nach den Antworten, nach den Launen des Königes, den sie von Grund aus kannte. Ihres Lobs gegen ihn, ihrer Schmeicheleien und Gefälligkeiten war kein Ende. Nichts war ihr zu unbedeutend, zu schwierig, was ihrem großen Plan fremd oder förderlich schien

Der König hatte immer Recht, er mochte sagen oder verlangen, was er wollte; denn sie kam ihm in allen seinen Wünschen entgegen, und verließ nie seine linke Seite. Zuweilen habe ich sie beym Mailler-Spiel sich durch ein Gespräch auf Augenblicke vergessen und hinter dem Könige einige Schritte zurückbleiben sehen. Allein Philipp drehte sich um, sie war in zween Sprüngen wieder an seiner Seite, und die Unterhaltung gieng ihren Gang fort.

4.

Privat-Leben Philipps V.

Der König und die Königin theilten immer und überall Zimmer und Bette miteinander. Weder Fieber, noch die Unpäßlichkeiten, noch selbst Wochenbetten brachten eine Nacht Trennung zuwege, und unerachtet die vorige Königin voll Skroffeln war, so hatte sich ihr Gemahl doch nur erst wenige Tage vor ihrem Tod von ihrem Lager geschieden. Morgens um neun Uhr wurde der Vorhang von der Assa Feta *), welche von einem französischen Kammerdiener begleitet war, der einen Teller und eine Schüssel voll Chaud-d'eau trug, aufgezogen. Während der König dieses kleine Frühstück zu sich nahm, brachte die Assa Feta der Königin irgend eine Stickerey-Arbeit, hieng Ihren Majestäten die Bettmäntel um, und legte einen Theil der Papiere, die auf den nächsten Sessein waren, aufs Bette. Sie und der Kammerdiener verliessen das Zimmer, und Ihre Majestäten verrichteten ihr Morgengebet.

(Fortsezung folgt.)

Die lebendige Schön-Schreib-Maschine

von der Erfindung eines Ministers.

Herr von Louvois, Minister unter Ludwig XIV. erhielt einst eine wichtige Depesche von einem fremden Gesandten, die er augenblicklich beantworten mußte. Er ließ daher einen seiner Secretäre rufen, und dictirte ihm die Antwort, welche mit folgenden Worten begann:

„Sie werden Sich wundern, daß ich in einer so wichtigen Angelegenheit, wie die unsrige ist, und die das größte Geheimniß erfodert, mich einer andern Hand bediene, um Ihnen zu schreiben, als der meinigen. Allein ich verschere Sie, der Mann, der dieses schreibt, ist so dumm, daß er gar nicht verstehe, was Sie hier lesen, u. s. w.“

*) Einer Art von Kammerfrau.

Der Minister hatte wirklich recht; der Mann war eine lebendige Schön-Schreib-Maschine, und nichts weiter, und wurde darum in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht, die man sonst keinem der andern Secretäre anvertrauen wollte.

Schweizer Notizen.

Fortsezung.

Aber in ihren Thälern, wie gern begegnet man doch den ruhig heitern Gesichtern, hört das laute, „guten Tag Herr,“ nimmt allenthalben, wo man eintritt, den traulichen Handschlag — Ungemein gräßbar und dienstfreundlich ist der Schweizer; aber er verlangt auch Erwiederung: gern mag er den lauten Gruß, laut entgegnet hören, der stumme will ihm schon nicht recht zu Sinne; verseufzt du es aber vollends, aber achtest es nicht, recht unzweideutig zu danken, so ändert sich das plözlich. Stolz und trozig kann er sich dann mit den Augen messen, er kehrt das Rauhe heraus, und so gern er den Fremden sieht, in dem er einen Hauptverwerthzweig seines Landes kennt, so wendet er ihm dann doch lieber den Rücken. —

Wie gern hätte ich in Schwyz Augenzeuge der sich damals versammelnden ausserordentlichen Landesgemeinde sein mögen, um den Nationalcharakter bei diesem so eigenthümlichen Gepräge in der Volksform zu beobachten. Allein die schweren Zeitläufte haben besorgliches Blut in die vaterländischen Brust der Helvetier geworfen. Keinem Fremden war vergönnt Zeuge zu werden. Uebrigens kamen sie nicht bewaffnet zusammen, wie man wohl zu glauben pflegt. Wären alle Stimmfähigen gekommen, mogten über achttausend Männer über ihr Gemeinwohl rathschlagen; viele aber blieben diesmal zu Hause, den Herrn, im Gegensatze der Landleute, vertrauend, sie werden es zum Besten möglichst wenden.

Diese wiedererbrannten Vereine, und alle republikanische Formen führen ich dabei, daß sich die Schweizer unterreinander so viel kennen. Familienverbindungen sind hochwichtig und sehr ausgebreitet; mit Interesse werden sie erkundet und mitgetheilt, auch dem Fremden, wird ein Name genannt, giebt man davon gern Kunde. Der Militärdienst, den sonst wenigstens Schweizer jünglinge aus guten Familien, wie eine Pflichte oder Gewerbsspekulation antraten, knüpfte ebenfalls viele Verbindungen, und die Aristokratie wußte das alles zu ihren Zwecken zu nüzen. Wie verschieden erscheint schon darum die Revolution, z. B. den nahen Nachbarn Luzern, gegen Schwyz und Uttorf und Stanz ꝛc.

Gegen Uttorf wollte ich, und durchzog das liebliche Thal von Schwyz, nach Brunnen, mich einzuschiffen. Zuerst nach Tellsplatte. Der Fleck muß ergreifen. Die Natur hat ihn so einzig hingestellt, die einzig mögliche Rettungsstelle, vor ihr die Tiefe der Wasser über wertausend Fuß, und oft das Sodenlose hinter ihr, neben ihr, ringsumher nur schroffe himmelanstarrende Felsenwände. Der Sprung war der des Lebens, der Wendepunkt des Schicksals eines Volkes. Mit frommen erhebenden Gefühle mußt der Schweizer, unter den vielen Kapellen, womit er seine merkwürdigen Orte zu bezeichnen liebte, vor allem diese anschauen. Wie war es, als hörte ich durch das Wogengetöse Tells gewaltigen Busstritt erschallen. — Da ist er gebildet, der rüstige gelbgelockte Mann, im grünen Wams mit einer Art knapp darunter lederfarben Kamisol darüber ohne Kermel. die Armbrust in der Hand. Er allein aber, obschon ein Mann, kein Jüngling mehr, ohne Bartbaar; während alle Umstehenden doch mit Bärten abgebildet sind. Vegt Gessler als Greis, mit einem Silberbart.

(Fortsezung künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 81. Den 9. Oktober 1811.

Am 9 October 1547 wurde zu Alcala de Henares der Dichter der Galatea und des Persiles, und der Schöpfer des ingenioso Hidalgo Don Quixote geboren. Miguel de Cervantes Saavedra starb 1616 in Armuth, und nicht einmal ein gemeiner Leichenstein weiset die Stelle nach, wo seine Asche ruht. Die Natur schien sich an ihm wie erschöpft zu haben, denn nach ihm stand kein spanischer Romanendichter auf, der sich ihm an Geist, Kraft und Selbstständigkeit nur genähert hätte.

Kunsthandel in Spanien, und namentlich in Madrid.

Die Engländer waren die ersten, welche auf spanische Kunstwerke spekulirt haben. In neuern Zeiten ist es ihnen von einigen Franzosen nachgeahmt worden, und viel Vortreffliches gieng damit für dieses Land verloren. Allein es waren einst schöne Zeiten für die Kunst in Spanien, da mehrere seiner Könige, und besonders König Philipp II. die vorzüglichsten Künstler des Auslands zu sich beriefen. Die großen Bauten, namentlich vom Escorial, wurden durch sie verschönert, und von da an scheint die Schätzung der Kunst allgemein geworden zu seyn. Jedermann wollte Gemählde haben. Die Reichsten suchten sie von den ersten Künstlern zu erhalten. Die Geringern begnügten sich mit Bildern der Andacht und heiliger Erinnerungen. Dieses ist beinah bis auf die neuere Zeit so geblieben, da ein veränderter Dekorazionsgeschmack der Zimmer die gegypsten und tapetenartig bemahlten Wände den damastnen Zeugen und der blanken weißen Mauer vorzog, welche man sonst durch Gemählde zu verschönern pflegte. Gegenwärtig, kann man daher sagen, besitzen nur noch die erste und die letzte Classe Gemählde; die erste, weil eine Gallerie zum Luxus und Alterthum eines großen Hauses gehört; die zweite, weil sie sich ungern von dem heiligen Schmucke trennen mag, und ihn nicht wohl durch einen andern ersezen kann.

Ich darf daher wohl behaupten, daß Spanien dasjenige Land ist, in welchem die meisten Mahlereien sind. Jener frühern Kunstschäzung unter Philipp II. folgten unglücklichere Zeiten der Unkenntniß und des schlechten Geschmacks. Die besten Gemählde wurden von den schlechtern kaum mehr unterschieden, und so ist es, wie überall, geschehen, daß die ersten Kunstwerke oft in Hände kamen, in welchen man keine Meisterstücke suchen sollte. Wer daher Gelegenheit und Geduld genug hat, die Häuser der Geringern zu durchlaufen, der darf gewiß seyn, daß er Vortreffliches um die allerniedrigsten Preise finden wird.

Außer dieser Kaufsweise giebt es noch eine ganz eigene, eine Art von Kunstmarkt, welchen man wohl nirgends sonst antreffen dürfte.

Dieser findet im Spätjahre statt, wenn die Messe in Madrid gehalten wird. Wer etwas zu verkaufen hat, stellt es um diese Zeit vor die Thüre seines Hauses. Da nun Gemählde bei den Meisten zu den entbehrlichsten Dingen gehören, so schmücken diese hauptsächlich die

Digitized by Google

Straßen, und werden letztere gleichsam zu einer großen Gallerie, in welchen sich jeder nach Gefallen umsehen, und kaufen kann. Es läßt sich erwarten, daß, wie das bei allen Ausstellungen im Leben und in der Kunst der Fall ist, des Schlechten sehr viel und des Guten äußerst wenig hier sich zeigt; allein ein Kenner wird bei dieser Gelegenheit dennoch manchem braven Gemählde begegnen, und wenn er Glück hat, zuweilen einen sehr schönen Fund machen, wovon man die auffallendsten Beispiele hat. Daß man für eine Kleinigkeit das Beste, wie das Schlechteste, kauft, ist eine Aehnlichkeit der Kunstwelt weiter mit dem Leben.

In der Regel aber wendet man sich an eine Art von Mäkler, welche sich hauptsächlich mit Gemählden abgeben. Sie verstehen gewöhnlich nichts von diesen, und man giebt ihnen daher nur den Auftrag, 2 — 300 Gemählde zu kaufen, deren keines höher, als z. B. fünf Franks kosten darf. Da schaffen sie denn in kurzer Zeit den nöthigen Vorrath herbei, den man natürlich sichten muß, und wo man am Ende für das wenige Gute, was sich findet, vielleicht viel zu theuer bezahlen muß. Dieser Gemählderhandel ist also eine Art von Glücksspiel, bei welchem aller Calcul vergeblich ist. Wie man aber auch immer kauft, so kauft man in diesem Punkt in Spanien wohlfeiler, als überall.

Dieß ist auch bei andern Kaufweisen der Fall. Die Exportation von Gemählden ist indeß verboten, ob sie sich gleich, wie alle andern Verbote, umgehen läßt.

Die spanischen Bourbons, in ihrem Privatleben.

I. Philipp V.

Beschluß.

Um eine bestimmte Stunde trat Grimaldo *) herein. Zuweilen erhielt er ein Zeichen, an der Thüre zu warten. In diesem Fall wurde er von dem Monarchen selbst hereingerufen, wenn das Gebet zu Ende war; denn es befand sich niemand sonst im Schlafzimmer, und dieses hatte wenig Raum. Er nahm seine Papiere auseinander, zog ein kleines Schreibzeug aus der Tasche, und arbeitete mit dem König und der Königin, die ihre Stickerei nicht hinderte, ihre Meinung zu sagen. Diese Arbeit dauerte länger, oder kürzer, je nach dem Umfang der Geschäfte oder dem Laufe des Gesprächs. Gieng Grimaldo mit seinen Papieren weg, so fand er in dem dritten unstoßenden Zimmer einen Kammerdiener, der auf seine Erscheinung sogleich die Assa Feta benachrichtigte. Diese brachte dem König die Pantoffeln und den Schlafrock, und Se. Majestät gieng dann sogleich allein durch ein leeres Zimmer in das Kabinet, wo er sich mit Hülfe von drei französischen Kammerdienern, die nie gewechselt wurden, und von dem Herzog von Arco oder dem Marquis von Santo Cruz, oft auch von beiden zugleich, ankleidete. Zu diesem Lever wurde niemand sonst jemals zugelassen.

War dieses zu Ende, so rief einer der Kammerdiener den Pater D'Aubenton, der in dem Spiegel-Saal wartete, und in das Kabinet trat, aus welchem sich die Kammerdiener mit den Resten der Toilette sogleich entfernten. Gab der König jenen beiden Großen einen Wink mit dem Haupt, so giengen sie gleichfalls fort. Dieses geschah aber selten. Sie blieben gewöhnlich an der Thüre stehen, und Se. Majestät sprach mit dem Beichtvater am Fenster.

So wie der König zu seinem Lever abgegangen war, zog die Königin allein mit der Assa Feta, die ihr den Schlafrock reichte, Strümpfe und Schuhe an. Dieß war der einzige Augenblick, wo diese mit der Königin, und sie mit ihr allein reden konnte. Aber das dauerte höchstens eine halbe Viertelstunde; denn so wie es länger gewährt hätte, würde es der König erfahren und den Anlaß dieser langen Unterhaltung zu wissen verlangt haben. Nun begab sich die Königin in ein großes, schönes Kabinet, wo ihre Toilette sie erwartete. Die Oberhofmeisterin, zwo Pallast- und zwo Ehren-Damen, so wie die Kammerfrauen, erwarteten sie schon in dem Kabinet.

War der König mit dem Pater D'Aubenton fertig, so gieng er, von den beiden Großen begleitet, welche zuvor an der Thüre seines Cabinets gewartet hatten, zu der Toilette der Königin. Die Infanten erschienen gleichfalls, und mit ihnen ihr Hofmeister. Auch der Kardinal Borgia hatte die Erlaubniß sich einzufinden, und benutzte sie oft; der Marquis von Villena gleichfalls,

*) Einer der Minister Philipps V.

Digitized by Google

allein er machte selten Gebrauch davon, weil es ihn schmerzte, daß er in manchen Rechten des Zutritts, die ihm sein Amt gab, geschmälert worden war. Jagd, Reisen, die schönen Anstige des Königs und der Infanten waren der Gegenstand der Unterhaltung; zuweilen hörte man auch kleine Verweise, die die Königin ihren Damen über deren Fleiß im Dienste, über ihren Umgang und über ihre Frömmigkeit gab; denn sie hatte über alles dieses ein genaues Auge, und hielt sie sehr kurz, und wenn sie gut mit ihr stehen wollten, so mußten sie viel zu Fuß gehn, durften nicht oft unpäßlich, nicht lange in den Wochenbetten seyn, und besonders alle acht Tage beichten. Oft unterhielt auch der Kardinal Borgia durch die Scherze, zu denen er Anlaß gab. Die Toilette dauerte drei Viertel-Stunden, der König und Jedermann, außer der Königin, stand dabei.

Nach dem Ende der Toilette machte der König die Thüre vom Spiegel-Saal auf, ertheilte denen, welche sie zu erhalten hatten, seine Befehle, und gieng dann wieder zu seiner Gemahlin. Dieß war die Stunde für die Privat-Audienzen der Gesandten und der übrigen Großen. Um sie zu erhalten, wandte man sich an LaRoche, der darüber die Befehle des Königs einholte, die Ansuchenden davon benachrichtigte, und sie einen um den andern, ohne übrigens dabei zu bleiben, in den Spiegelsaal führte, wo Se. Majestät immer seine Audienzen ertheilte. Einmal in der Woche, Montags, war öffentliche Audienz — dieß ist eine äußerst lobenswürdige Sitte, u. nn sie nicht gemißbraucht wird.

Nun gieng der König mitten durch seinen Hof durch die Appartements Alle stellten sich, wie bei einem großen Ceremonien-Anlaß, in Ordnung. Der König setzte sich in einen Lehnstuhl, der vor einem Tisch stand, auf welchem Dinte und Papier waren, bedeckte sich, und mit ihm alle Granden. LaRoche, welcher eine Liste hatte, öfnete die Thüre, und rief mit lauter Stimme dem ersten, dessen Nahmen er auf derselben fand. Dieser trat herein, machte an der Thüre, und dann in der Mitte des Zimmers eine tiefe Verbeugung, und ließ sich auf die Knie vor dem König nieder. Die Geistlichen nahmen ihr Käppchen ab, standen auf Sr. Majestät Befehl wieder auf, und redeten mit gesenktem Haupte. Jeder andre blieb knieend, bis er wieder abgieng. Man sprach mit dem König so lang, von wem, und wie man wollte, und überreichte ihm sein Verlangen schriftlich. Die Spanier benahmen sich dabei mit Kürze, mit Schonung und Ehrfurcht. War einer fertig, so stand er auf, küßte dem König die Hand, machte eine tiefe Verbeugung, und gieng hinaus. Nun rief LaRoche den zweiten, und so gieng es fort. Wollte Jemand allein mit dem König reden, und war er sonst bekannt genug, so wurde es ihm nicht verweigert. LaRoche kehrte sich in diesem Fall gegen die Granden und sprach: Dieß ist eine geheime Audienz. Die Granden entblößten ihre Häupter, giengen schnell vor dem König vorüber, und traten zu der Thüre hinaus in das nächste Zimmer. Der Hauptmann der Leibwache hielt die Thür desselben mit der Hand, und streckte den Kopf etwas herein, um den König, und den, welcher mit ihm allein war, nicht aus dem Auge zu verlieren. So wie Letzterer aufstand, trat der Hauptmann wieder herein, und mit ihm die Andern, welche ihre Plätze wieder einnahmen.

Ich habe keine öffentliche Audienz gesehen, ohne daß ein solches geheimes Gehör Statt gehabt hätte, und oft kam es zwei bis dreimal in einer vor. War alles vorbei, so führte man den König, wie er gekommen war, wieder zurück; und dieser blieb immer unbedeckt dabei. Auf die öffentliche Audienz arbeitete der König mit dem Gouverneur des Raths von Kastilien. Dieß dauerte höchstens anderthalb Stunden; die öffentliche Audienz aber währte selten drei Viertelstunden.

Diese Zeit war für die Königin um so kostbarer, da sie sonst keinen Augenblick für sich hatte. Aber auch diese fiel weg, wenn der König nicht in Madrid war.

Wer nicht einen hohen Rang durch Geburt oder militärische Anstellung hatte, gieng in die öffentliche Audienz. LaRoche trug dem Könige die Papiere in das innere Zimmer nach, doch steckte dieser immer eines oder das andere in die Tasche, oder behielt es in der Hand.

Nach der Audienz, oder wenn diese nicht statt gefunden hatte, nach seiner Unterhaltung mit der Königin, giengen beide in die Messe. Sie kommunizirten mit einander, oder allein; gewöhnlich alle acht Tage, und in diesem Fall hörten sie eine zwote Messe.

Beichtete sich der König, so geschah es nach seinem Lever, ehe er zur Toilette der Königin gieng. Kurz nach der Messe gieng man zur Tafel, und hier war niemand zugegen, als wer bei der Toilette erscheinen konnte.

Die Mittagstafel war immer bei der Königin; das Nachtessen wurde gleichfalls bei ihr eingenommen. Allein beide hatten ihre besondern Schüsseln, der König wenige, die Königin viele; denn sie liebte die Freuden der Tafel sehr, und aß von allem, da ihr Gemahl immer die nemlichen Speisen zu sich nahm. Früchte, Salat, Käse kamen gar nicht, Gebackenes selten bei ihm vor. Nie aß er mager; oft aber Eier. Beide tranken keinen andern, als Champagner-Wein.

Nach der Tafel beteten beide mit einander. War etwas vorgefallen, das Eile hatte, so berichtete Grimaldo darüber. Eine Stunde nach Tische fuhren sie aus. Die Großen, welche den Hof häufig besuchten, stellten sich Ihren Majestäten auf den Weg nach dem Wagen. Die Königin sagte immer dem einen oder dem andern etwas Artiges.

Beichtete sich die Königin, so konnte sie gar nicht mit dem Beichtvater reden. Das Kabinet, in welchem sie sich mit diesem befand, stieß an das Zimmer des Königs, und wenn die Sache etwas lange dauerte, so öfnete er die Thüre, und rief ihr. War Grimaldo wieder weg, so beteten sie mit einander, oder lasen zuweilen

Digitized by Google

in Erbauungsbüchern. Dieß dauerte bis zum Nachtessen. Nach dem Nachtessen folgte einige Unterhaltung, oder wieder Gebet, ohne Zeugen. Dann brachte man Beyde zu Bette, wo alles gerade wieder wie beim Lever vorging, außer daß die Infanten und der Kardinal Borgia nicht bei der Toilette der Königin erschienen. Ihre Majestäten hatten überall nur eine Garderobe, und, wo sie auch waren, standen ihre Bequemlichkeiten neben einander.

Nie konnte man mit dem König reden, ohne die Gegenwart der Königin; und nie mit ihr, ohne daß er dabei gewesen wäre; denn beide waren außerordentlich eifersüchtig auf einander. Dieß machte daher die Affa Feta so nothwendig, wenn man etwas an die Königin bringen wollte, was nur in den wenigen Augenblicken ihrer Fußbekleidung geschehen konnte. Die Königin selbst war dabei höchst ängstlich; doch konnte sie dann Briefe empfangen und lesen, ja selbst schreiben; aber mit welcher Eile und Vorsicht, kein Papier sehen zu lassen, dieß geschehen mußte, kann man sich denken.

(Fortsezung folgt.)

Literarische Würdigungen.

Poetischer Almanach für das Jahr 1812, besorgt von Justinus Kerner (Heidelberg, Braun.)

Es ist schon an und für sich etwas Erfreuliches, in unsern, der Poesie so abholden Zeiten einen der Poesie geweihten Almanach zu erblicken. Bei näherer Bekanntschaft gewinnt obengenanntes, mit seiner Zierde ausgestattetes, Taschenbuch um so mehr, als eine gewisse innere Einheit darin herrscht. Als Mitarbeiter nennen sich: Amalia Chamisso, Conz, — d. Fouqué, H. Hebel, Helmina, Kerner, Köle, Küninger, Kurd, L. N., Graf Löben, A. Mayer, E. Mayer, Rosa Maria, Sch. Schwab, Uhland, Varnhagen, Voiker. Auch vom Pegnitz-Schäfer Florikan und einer Nonne von Pfullingen sind Gedichte aufgenommen worden, eben so ein baierisches Volkslied. Unter den pseudonymen glauben wir mehrere rühmlich bekannte Dichter entdeckt zu haben. Die Mehrzahl der Beitragenden gehört dem südlichen Teutschlande an. Es scheint dieser Almanach uns geeignet, die Paladoxen unserer schönen Literatur mit der sogenannten neuen Schule auszugleichen, indem hier die Wärme der Lezteren gröstentheils mit Correctheit, dem Paßworte jener, gepaart ist, auch der leidigen Sonnette nicht viele, aber solche gefunden werden, in welchen nur wenig geleimt ist. Wir wünschen diesem Almanach ein fröhliches Gedeihen, und ein längeres Leben, als seinen Brüdern gegönnt war. In einem der nächsten Blätter werden wir unser Urtheil durch einige Proben zu beurkunden suchen.

Schweizer Notizen.

Fortsezung.

Beides würden sich unsere Schauspieler in diesen Rollen nicht verzeihen. Ob indessen der Maler die Treue seines Costums verbürgen könnte, steht dahin. Jezt lassen die Herrn vom Kathe diese verdleichenden Wandgemälde in Oehl aufstreichen, und hoffentlich erhält sie jedes kommende Geschlecht. — Hoffentlich liegt es das lezte an, daß man jene Eiche freventlich umhauen konnte, wo die Sage Teils Landen zum Ziel gesteckt angiebt, um — einem Hause eine besser Aussicht zu verschaffen. Den Britten war ihre royal oak, worauf ein Prinz sich seinen Verfolgern entzog, war Shakespear's Maulbeerbaum werther, und dessen Umhauen entriß der Nation einen Schrei des Unwillens. Jezt steht ein Brunnen an der Stelle jener Teils-Eiche. —

Auch dem Grütli fehlt keine Capelle, kein Monument; dagegen sagt die dis dürftigen Besizers daß Landen, den er um fünftausend Franken erstand, jüngste Tochter eine Reihe ernsthafter Verse vor, die das Dreis Männer-Bündnis besingen; und ein Cabriolet der neuesten Zeit, mit Stoßseufzern gegen die gottlosen Franzosen. — Ihr Vater ist in der That ein pessierliches Original, wie die Schweiz keines mehr aufzuweisen haben mögte. Wie sich der Fremde seinem einsamen Gebiete nahet, bricht er hervor aus seiner Hütte und überschüttet ihn mit solchem Schwall von Worten, daß es scheint, als wolle er mit einem von sich geben, was ihn die Einsamkeit in sich zurückgedrängen genöthigt hatte. Grüße, Namen, Betheurungen, Familiengeschichten, die Merkwürdigkeit des Grütli, Bledderden und Ablaß bei der doch oben stehenden Kirche; alles, alles geht bunt und überstürzend gemischt von ihm in diesem Schattenkampf, der durch nichts unterbrochen wird, als die Abfahrt.

Nach Gersau ließ ich mich rudern, weiland der kleinsten Republik der bekannten Erde, damals kaum tausend Menschen zählend, jezt etwa 1400, die dem Canton Schwyz einverleibt sind, aber noch die Glorie eines Völkerbs-Landammann genießen. Luzerner Häuser haben Zadellen dort. Das fleißige, Seide spinnende und webende Völkchen liegt so eng zwischen Berg und Fels eingeschoben, daß, will es heraus, so muß es klettern oder schwimmen. Solche Lagen müssen nun allerdings Eigenthümlichkeit und Behaeglichkeit in Sitten und Gewohnheit erzeugen. — Jezt fängt der nahezu vollendete Bau einer Kirche an den Ort wirklich zu zieren; denn sie ist in einem gefälligen simplen Style gebauet, mit recht hübscher Stucco-Arbeit, macht einen hellern Eindruck, was eigentlich alle Tempel sollten, und jene der Griechen thaten. Nur Aegypten und seine Brut, die Mönche, brachten schauerliche Grauen in die heitern Nähe. — Allein diesen hat letzte denoch ein Mönch aus Einsiedel. Ihn hatte der Abt, ein Sohn Gersau's, den Vätern gesandt. Ehre dem Ehre gebührt! den Baumeister deckt schon das Grab. Ein Chronogramm über dem Portal: Hic ecce Deum (1806). mögte nicht das Beste dabei sein: Besser sicher, wenn gleich nicht tadellos, das lobhafte Oedengemählde, des Heilandes Geburt, das ein Südwestlicher, Joh. Ant. Mesmer, mahlt.

Durchwandelt du das herrliche Stanzer Thal, gegen Stanz hin, so zeigt man dir links vom Gebirge das Haus, wo Arnold Winkelried wohnte; sein Bild, ohne Werth, steht in Stanz auf einem Brunnen, seine That in den Herzen aller, die solches Heldenopfer als Gewährleistung höherer Menschenbestimmung erkennen. Sein Stamm war immer auf kühne Thaten aus, die dem Volke frommten.

(Fortsezung künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 82. Den 12. Oktober 1811.

Johann Zizka von Trocznow, einer der Hauptanführer, der, für freie Verkündigung des Wortes Gottes und für die Communion unter beiderlei Gestalt, verbundenen und bewaffneten Böhmen, ein Mann von großer Weltkenntniß und Kriegserfahrenheit, die er unter polnischer und englischer Fahne erwarb, einäugig wie Hannibal und Sertorius, und wie sie erfinderisch, listig und im Besitz des vollen Vertrauens seines Heers, hat in 13 Schlachten, oft gegen sehr überlegene Heere des Kaisers und des teutschen Reichs und in mehr als 100 Gefechten gesiegt, und starb den 12 Oct. 1424 an der Pest in seinem Lager im Czaslauer Kreise.

Rettung aus den Kerkern der Inquisition von Lissabon.

Eine wahre Geschichte. *)

Im Jahr 1702 kam ein reicher mexikanischer Kaufmann, Nahmens Don Estevan de Xeres, auf der Rückreise nach Spanien mit dem großen Vermögen, das er sich in Amerika erworben, in Lissabon an. Seine Geschäfte nöthigten ihn, sich einige Zeit in dieser Stadt aufzuhalten. Er miethete sich daher in ein Privathaus ein, wo er auf eine, seinen glänzenden Glücksumständen angemessene, Art lebte.

Der Wirth des Hauses sah die Reichthümer des Mannes mit Erstaunen an. Der Wunsch, sich derselben zu bemächtigen, stieg in seiner Seele auf. Er machte seinen erwachsenen Sohn zu seinem Vertrauten, und beide waren nur zu bald über die Mittel einig, wie dieser Zweck erreicht werden sollte.

Es war kein anderes, als den Fremden in die Hände der Inquisition zu liefern. Dazu verabredeten sie sich. Der Sohn mußte Don Estevan bei dem furchtbaren Tribunal angeben, daß er einer amerikanischen Wilden zu Lieb, die auf diese Gottlosigkeit ihren Besiz gesezt hatte, die Sonne angebetet hätte. Diese Anklage wollte der Vater mit dem Zeugniß unterstützen, daß er den Fremden nie die Kirchen besuchen, wohl aber oft ins Geheim mit verschiedenen Idolen beschäftigt gesehen, die er aus Amerika mitgebracht hatte. Da die Inquisition selbst ihre Procedur gewöhnlich mit der Konfiskation des Vermögens der Angeklagten eröfnete, so verabredeten sie sich dahin, daß sie in den ersten Augenblicken nach der Gefangennehmung sich sogleich der Papiere, des baaren Gelds und der Juwelen des Spaniers bemächtigen wollten.

Die Anklage der Elenden wurde von der Inquisition nach ihren Wünschen aufgenommen. Don Estevan sah sich noch am nemlichen Abend von den Dienern derselben arretirt. Er hatte nicht Zeit, die geringste Versü-

*) Diese Geschichte, welche zur Schilderung eines Instituts gehört, das unser mächtige Zeit erdrückt hat, erzählten wir nach einem in London erscheinenden Journal, das sie kürzlich bekannt gemacht hat.

Digitized by Google

gung zu treffen; aber die Treue eines schwarzen Sklaven, den er hatte, sorgte besser, als er unter diesen Umständen selbst zu thun vermocht hätte.

Zamora hieß der treue Neger, den Don Estevan selbst erzogen, und nach Kräften ausgebildet hatte. Kaum sah dieser das Schicksal seines Herrn, so errieth er auch den Grund desselben, und beeilte sich daher, sich aller seiner Kostbarkeiten zu bemächtigen. Damit lief er zu dem französischen Konsul, dessen Verbindung mit Don Estevan er kannte, und gab ihm von dem Vorfall Nachricht. Der Konsul säumte nicht, für seinen Freund zu handeln, und sequestrirte sogleich das Schiff, welches den größten Theil seines Vermögens trug, für Rechnung eines Handlungshauses von Bordeaux.

So sahen sich denn die beiden Portugiesen in ihrem Plane getäuscht; aber damit war Don Estevan selbst noch nicht gerettet. Dieß war nun Zamora's Bestreben, und solchem Zwecke gemäß handelte er jetzt.

Er begab sich in den Pallast der Inquisition, und verlangte den Groß-Inquisitor zu sprechen. Aber nur mit Mühe kam er vor dessen ersten Sekretär, den Dominikaner, Pater Juan Maria. Er fand ihn, wie er gerade die Chokolade trank, und eine hübsche Frau mit den Worten entließ: „Gehen Sie im Frieden, meine Schwester, und sündigen Sie nicht mehr.“

Zamora begann seine Rede mit der Eröffnung, daß ihm sein Herr längst die Taufe versprochen, aber diese Gunst immer verschoben hätte. Sein Verlangen in den Schooß der heiligen Kirche zu kommen, setzte er hinzu, sey so groß, daß er gerne sein bisheriges Ersparnis darauf verwenden wollte. Bei diesen Worten legte er eine große Goldbörse auf den Tisch, und bat zugleich um Anstellung in Seiner Eminenz Diensten.

Der Mönch, dem dieser Anfang wohl gefiel, wurde ganz freundlich, und frug, was er gelernt habe. Die Antworten zeigten, daß der Neger vortreflich zu brauchen sey. So ward er denn förmlich in Dienste des Groß-Inquisitors aufgenommen.

Zamora's Bestreben gieng nun einzig dahin, sich unter den sämtlichen Dienern seines neuen Herren, und unter den Angestellten der Inquisition Freunde zu machen. Es gelang ihm über alle Erwartung. Der Alkade der Gefängnisse vertraute ihm bald seine Liebschaft an, und ließ ihn zuweilen, während er seine Geliebte besuchte, den Dienst für sich versehn. Die übrigen Wachen gewann er durch ähnliche Gefälligkeiten, und so hatte er es in Kurzem dahin gebracht, daß ihm zu etlichen fünfzig Kerker-Zimmern der Zutritt offen war.

Noch hatte er aber seinen Herrn nicht in diesen ausgekundschaftet. Eines Morgens aber erhielt der Alkade in seiner Gegenwart ein Billet, auf dessen Lesung er sogleich den Wachen Befehl gab, ihre Gewehre zu ergreifen. Dieß war das Zeichen, daß Gefangene wegeführt werden sollten. Vor Ungeduld zitternd stand Zamora da. Der Alkade kam seinen Wünschen von selbst entgegen, und lud ihn ein, mitzukommen. „Du wirst,“ setzte er hinzu, „bei dieser Gelegenheit einen Theil der Gefängnisse sehen, „die du noch nicht kennst.“

Seine Freude verbergend, folgte Zamora den Wachen. Sie stiegen in die obern Stockwerke des Pallastes, welche man die Kerker des Hidalgo's nannte. Man rief verschiedene Gefangenen auf, und endlich auch Don Estevan. Der treue Neger fürchtete, daß sein Herr ihn durch die Ueberraschung, ihn hier zu sehn, verrathen könnte. Er legte den Finger auf den Mund, als er seiner ansichtig wurde. Don Estevan verstand ihn, und Zamora benutzte die Zeit, da jener zum Verhör abgeführt wurde, um sein Zimmer zu untersuchen.

Er fand das einzige Fenster desselben mit eisernen Stäben verwahrt, und ungefähr fünfzig Fuß über die Fläche vom Garten des Pallasts erhaben. Kein Gebäude stand gegen über, von dem aus man bemerkt werden konnte. So viel war dem treuen Zamora für dießmal genug.

Nach einigen Stunden ward Don Estevan zurückgebracht. Als der Alcade die Thüre schloß, half ihm Zamora dabei, und ließ im Augenblick des Schliessens ein Billet fallen, das nichts als die Worte enthielt: „Muth, Geduld, Schweigen und Aufmerksamkeit!“

Am andern Morgen gieng Zamora in den Garten, um in demselben zu arbeiten. Er machte sich allmählich mit dem Gärtner und dessen Frau vertraut, und suchte besonders seine Arbeit in der Nähe des Fensters zu erhalten, hinter dessen Gittern sein geliebter Herr schmachtete. Mit Brandtwein gewann er den Gärtner, mit Schmeicheleien

Digitized by Google

dessen Frau. In Kurzem hatte er von dieser Seite alles vorbereitet.

Nun suchte er sich den Dienern zu nähern, welche den Gefangenen in den Kerkern der Hidalgo's das Essen brachten. Da er das Vertrauen des Paters Juan Maria besaß, so ward es ihm nicht schwer. Er half ihnen in ihrem Geschäft, und war so glücklich, in wenigen Tagen seinem Herrn ein Billet mit den Worten zuzubringen: „Morgen um dieselbe Stunde. Aufmerksamkeit!“

Den Gefangenen wurde ihr gewöhnliches Essen am folgenden Tag gebracht. Der dienstfertige Zamora trug den Korb mit den Brodten. Es gelang ihm, seinem Herrn das für ihn bestimmte in die Hände zu spirlen. Es enthielt einige gute Feilen, war in dem Hause des französischen Konsuls gebacken, und von dem treuen Neger zu den übrigen geschoben worden.

Einige Monate verflossen, da schob Zamora seinem Herrn wieder ein Billet in sein Brod. „Wenn Sie gerüstet sind,“ schrieb er, „so lassen Sie Morgen um Mitternacht beiliegende Schnur von Ihrem Fenster herab.“

Der folgende Tag war der Weihnachts-Tag. Der Groß-Inquisitor und sein Gefolge schmausten an dem Feste nach ihrer gewöhnlichen Weise. Dem Gärtner und seiner Frau brachte Zamora vortreflichen Wein, und trank mit ihnen bis sie berauscht waren. Alles lag im Schlaf, als Mitternacht kam. Nur der treue Neger wachte unter dem Fenster seines Herrn. Die Schnur sank herab, er knüpfte eilig eine Strickleiter an dieselbe, und sah mit Entzücken, daß sie hinaufgezogen wurde.

Aber wer beschreibt seine Freude, als er Don Estevan herabsteigen sah! Eh' er noch an der Erde war, fasste er ihn weinend in seine Arme. Beide eilten in das Haus des französischen Konsuls. Sie waren gerettet; der größte Theil von des Spaniers Vermögen damit, und beide hatten nichts eiligeres zu thun, als schnell Portugal zu verlassen.

Von Don Estevan's Dankbarkeit reden wir nicht. Wer eines Sklaven Liebe so zu gewinnen versteht, der muß auch seine Treue belohnen können.

Diplomatische Anekdote.

Chevreny, welcher unter Leopold I. in französischen Geschäften nach Wien kam, sollte an einem Winter-Abend seine Audienz bei dem Kaiser haben. Er kam in die Burg, ein Kammerherr empfieng ihn, führte ihn durch mehrere Zimmer, und öffnete endlich eine Thüre, die er, nachdem er eingetreten war, wieder hinter ihm zuzog. Chevreny befand sich jezt in einem langen, schlecht meublirten Zimmer, an dessen Ende ein großer Tisch stand, auf welchem zwei gelbe Lichter brannten. An dem Tische lehnte ein schwarz gekleideter Mann. Der Gesandte, schlecht erbaut von seinem Empfang und von dem Zimmer, glaubte, daß er hier warten müßte, um bei dem Kaiser eingeführt zu werden, sah um sich her, und fieng an, auf und nieder zu gehen. Das hatte bereits eine halbe Stunde gedauert, da nahte er sich endlich dem schwarzgekleideten Manne, den er für einen Kammerdiener hielt.

Bisher hatte sich dieser gar nicht bewegt; jezt aber frug er Chevreny'n, was er hier wollte? — der Gesandte antwortete: daß er eine Audienz beim Kaiser haben werde, daß man ihn hier herein gewiesen, und daß er nur darauf warte, bei Seiner Majestät eingeführt zu werden.

Ich bin der Kaiser, gab der schwarze Mann zur Antwort. — Chevreny brauchte natürlich mehrere Augenblicke, um sich zu fassen, und fieng an sich zu entschuldigen.

Ein anderer Fürst hätte über diesen Vorfall gelacht; aber Chevreny bemerkte ausdrücklich, daß Leopold nicht einen Augenblick seine Gravität verloren, und ihn durch sein kaltes Blut in eine immer größere Verlegenheit gestürzt habe.

Herakles.

Alles besiegte Herakles — das nimmt mich, Freunde, nicht Wunder.
Die Danaiden fragt, so ihr's erklären euch wollt.

Schwiegervätterliche Zusage.

Sollte — doch geschieht es nie —
Sie den Schwur der Treue brechen,
Darfst du blos ein Wörtlein sprechen:
Sie zu strafen, dich zu rächen,
Schwiegersohn! enterb' ich sie.

Haus.

Schweizer Notizen.

Schluß.

Die Legende nennt Struth von Winkelried, der zuerst unter Kaiser Friedrich II. sich den Ritterschlag in Italien

Digitized by Google

erkämpfte, als denjenigen, der, obschon geächtet um Mordes willen, sein Land von einem grimmen alles verheerenden Drachen befreiete, der nächst Stanz in einem Thale hauste. Diese Legende hat so viele auffallende Aehnlichkeit mit Schillers Dichtung, der Kampf mit dem Drachen, als eine andere, von einem Jünglinge Theodulius, der zur Zeit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, seinem Glauben nicht untreu werden wollte, und dafür von Schmerz seinem Herrn bestimmt war, in einen brennenden Ziegelofen geworfen zu werden, mit der Legende von Freidolin, oder der Sage nach dem Eisenhamer war. — Ritter Ulrich überstieg den Drachen, durch ein mit Dornen gefülltes Visir, und ward, als Sieger, der Acht ledig erklärt. —

Die Brandsäulen um Stanz verschwinden, und Stanz stand doch sich ganz aus seiner Asche. Fürchterlich hatten Hunger, Krankheit und Soldatenwuth hier ihre Spuren eingedrückt. Die frommen Unterwaldner zeigen noch mit Schauder das Loch im Hochaltar der Kapuzer Pfarrkirche, wo der Priester, der die Messe las, von einem französischen Soldaten erschossen ward. Sieht man die Schwierigkeiten des Terrains von der einen Seite, von der andern die ungeheure Uebermacht, so weiß man nicht, welcher Parthie der Preis gebühre; der höchste Enthusiasmus scheint von der einen, kalte Todes-Verachtung von der andern vorgeherrscht zu haben. Die einfache Thät eines Kapuziners der feuerte mancher wankenden Mut; so schon, der im Stande der Gnade sich befinde, sey unverwundbar. Nichts war leichter, als jenen, die verwundet klagten, zu sagen, sie seyen nicht im Stande der Gnade gewesen.

Jetzt herrscht tiefe Ruhe in jenen blühenden Triften, und der Landmann ergreift sein Geschoß nur, um zum Zielschießen zu ziehen, oder ein schönes Gemsthier zu erlegen. Jenes ist ein wahres Nazional-Vergnügen, was mit Leidenschaft getrieben wird. In karger Nahrung zwackt sich der Schütze lieber noch die Woche über etwas ab, um am gesetzten Tage seinen Einsatz bestreiten zu können. Der Wohlhabende unternimmt wohl weite Wege deshalb. Dabei die vielen trefflichen Schützen im Lande, die alle mit der Büchse aus freier Hand sicher das Schwarze treffen. Dieses, die Gemsenjagd, ist noch immer eintäglich für glückliche Jäger. Man rühmt die Engelberger. Ein Gemsbock soll im Gerbite bei der Brunstzeit gewonnen, gilt seine drei Landthaler, und findet der Schütze nichts, so begnügt er sich wohl auch mit einem Murmelthier, deren es bei Klöster Engelberg, auf der Blümlis-Matt, auf den Stanzer Bergen schon welche giebt. Von den höchsten Punkten zieht das Gemsthier bei großer Hitze tiefer herab in die Wälder, und auf umgekehrter Ursache, im strengen Winter selbst in die Nähe menschlicher Wohnungen. Schon manche wurden erlegt, die von einem Ufer einer Bach bis zum Waldhüter Gras zur nahen andern hinüberschwimmen wollten. —

Wenn Sie mich noch die kleine schöne Strecke bis Winkel begleiten, und von da den angenehmen Landweg bis Luzern wandeln, so haben Sie einen kleinen, aber klassischen Landstrich umgangen, dem Natur- und Menschen-Geschichte ein dauerndes Interesse erhalten werden.

Lucerna, die kleine aber fröhliche Bundesstadt, nimmt jeden Fremden für sich ein. Ihre Thoren, nicht von Kanonen durchrasselten, Straßen, füllen sich nur an Marktagen, wo die Gäste von Uri, Altorf, Brunnen, Küßnacht u. s. w. zugleich den See beleben. Freilich würde die Freiheit nichts verlieren, wenn die Bettler die ihrige für dies Gewerbe verlören. Der Schweizer scheint gern solches Almosen zu geben, und allerdings müßte die Regierung zuerst etwas thun, um der Blöße bessere Richtung zu schaffen. Hier ist ein Liebhabertheater, was sein Dasein der vorherrschenden Musikliebe verdankt, so wie einst die lebhafteste Aufregung zur Bildung des allgemeinen Musikvereines, der jetzt so bedeutend geblühen ist. Es ist wahr, daß der Katholicismus der Kultur der Tonkunst durchaus günstiger ist. Kirchen sind überhaupt jetzt die einzigen Säle, die für einen Verein hinlänglich aufgerundet werden können. — Man streitet zwar trefflich, zumal auf dem Lande, und in kleinen Städtchen verhältnismäßig weit mehr hübsche, gutgebaute Kirchen in der Schweiz als in Deutschland, und mir gefällt der Brauch, sie den ganzen Tag bis späten Abend offen zu lassen. Kaum wird man zu irgend einer Stunde hineintreten, ohne ein stille betende Weib oder Mädchen darin zu treffen. Wie lieb, wie wohlthätig ist diese Gefühls-Religion, zumal bei dem weichern Geschlechte! Hört du, daß eine Tochter nie am Grabe ihrer Mutter, wohin sie ihre Straße wohl täglich führt, vorbeigeht, ohne das geweihte Wasser mit einem kleinen Rosmarin- oder Buchs-Stengel darauf zu sprengen, du könntest ohnmöglich dazu lächeln.

Wo ein Repräsentant des Papstes, ein Nuntius residirt, mag allerdings Kirchengnade sich wohl befinden. Allein zu den Glaubensverwirrungen gehört es wohl jetzt, daß Monsigne Testaferrata noch jetzt da residirt, und das päpstliche Wappen vor seiner Wohnung aufgehängt hat. Ein Zeichen eines Gesandten eines Souveräns. Jedoch soll alle Correspondenz zwischen ihm und der Regierung abgebrochen seyn; aber nicht um der Calastrophe in Rom willen, sondern wegen andern Streitens, wobei der Rath sich starker Ausdrücke bedient haben soll. Die Sage mag nicht angenehm seyn. Uebrigens lebt der Nuntius im strengen Verstande einsiedlerisch, giebt und empfängt keine Besuche, und ist, sagt man, für seine Revenüen auf den Ertrag von Dispensen eingeschränkt. Das ist auch eine Sorte von Papiergeld, die von Tag zu Tag einen schlechtern Cours erleidet. —

Was läßt sich von einem Casino sagen, wo Essen und Spiel nichts anderem Platz gelassen haben? Dagegen hat die Stadt die treffliche Erwerbung der Bibliothek des H. v. Balthasar gemacht, eines der seltigsten Sammler zur Schweizer-Geschichte; man ist bald mit ihrer Aufstellung zu Ende, und im Lokale trifft man bei der ältern Bibliothek jetzt auch wirklich viele solide und größere Werke in mehreren Fächern der Gelehrsamkeit und von der schönen Literatur.

Bei so viel Tendenz zu wetthergerlicher Kultur, bei so fröhlichem Sinn, vergessen sich sicher bald, hier eher als in andern Schweizerstädten, die eingebildeten und die wahren Vornehme, die kleinen Eifersuchten zwischen Stadtfamilien, die ehemals allein gebietend ein fest in sich verschlungenes Familien Regiment übten, und dem Land, wohl den Adel, den ihm die Mediatisations-Akte an der Regierung sichert, wohl oft recht gern herausstellt, und der Dinge noch manchmal nicht gewohnt seyn mag. Das Land hat 24 Personen gegen zwei der Stadt im kleinen Rathe; und der Tausch von Superiorität zu Minorität kann dem Patrizergeist nicht gefallen; mag ihm auch bisweilen Bonbons gegen Majora übrig seyn. Im Ganzen ist dafür, für Geist des Regiments und Patrizier-Sinn angenehme Lebhaftigkeit unverkennbar, zwischen den Schweizer- und den ehemaligen südteutschen Reichsstädten, und sind sie nicht eines Stammes, eines Ursprunges dem Streben nach? — Wie auch die eiserne Mehrrute der Politik sind und je streilen und schreiben mögte und mag: Die Natur hat beide Völker beliebeu zu gesamter Hand mit einem Familienzeile. Ich habe das Bruderwort gebraucht:

Ille mihi praeter omnes terrarum angelus ridet —

Ich habe Ihnen meine Alpensouvenirs als Freundes-Erinnerung gesendet. — Hoc erat in votis. Vale!

Friederich.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 83. Den 16. Oktober 1811.

Sir Philipp Sidney (starb den 16. October 1586 an einer im Gefecht gegen die Spanier bei Zütphen erhaltenen Wunde) hatte fast ganz Europa durchreiset, und war eine Zierde des Hofes der Königin Elisabeth. Er war nicht nur selbst Dichter (in den Gattungen der Schäferpoesie und der poetischen Erzählung) sondern auch für die Vervollkommenung der englischen Literatur ungemein thätig, indem er seinen Einfluß bei der Königin und dem Grafen von Leicester ganz für die Ermunterung des Genies und der Wissenschaften verwendete. Die Schriftsteller seines Zeitalters schildern ihn als Muster eines vollkommenen Gentleman, in welchem sich Tugend, Geistesbildung, Sittenfeinheit, Heldenmuth und Kenntniß vereinigten, und eine von Hume (Vol. V. p. 276.) erzählte Anecdote bezeichnet ihn als einen Mann, der noch sterbend mit einer edeln und seltenen Selbstverläugnung für seine leidenden Brüder sorgte.

Etwas über die Montenegriner, nach Hadrian Dupré.

Die Provinz Montenegro liegt unter dem 40sten Grade, und macht einen Theil des Paschaliks von Scutari aus. Sie gränzt gegen Westen und Süden an die Bocce di Cattaro und gegen Norden an das Bisirat von Bosnien. Nord-östlich hängt sie mit Albanien und östlich mit dem Paschalik von Scutari zusammen. Ihr Umfang beträgt 95 Meilen, (60 auf einem Grad), und ihr Flächeninhalt 418 Quadrat-Meilen.

Rings von hohen Gebirgen eingeschlossen und von Hügeln und Thälern durchschnitten, hat das Land viele Aehnlichkeit mit der Schweiz. Nur durch Engpässe und über hohe, schroff abgeschnittene Gebirge gelangt man über seine Gränzen; aber ein eindringender Feind findet auch dann neue ähnliche Vertheidigungs-Anlagen der Natur. Mangel an Straßen, unaufhörlich neue Engpässe, Bedürfniß von Lebensmitteln und Wasser machen den militärischen Besitz des Landes beinah unmöglich, wenn es nicht gelungen ist, den unbändigen Geist seiner Bewohner zu zähmen. Wild, kriegerisch, Freiheit liebend, an Entbehrungen aller Art gewöhnt, haben diese auch immer ihre Unabhängigkeit behauptet; denn wenn die Türken die Provinz gleich mehr als einmal verwüstet und ausgeplündert haben, so vermochten sie doch die Montenegriner nie zu unterjochen.

Dieses Land wird von etwa 38,250 Menschen bewohnt, unter denen 9563 die Waffen zu tragen im Stande sind. An ihrer Spitze steht ein Gouverneur und 4 Serdars, welche von den Häuptern der 116 Dörfer, und dem Bischof von Montenegro aus den mächtigsten Familien gewählt werden, und somit beinah als erblich angesehen werden können. Die Häupter der Dörfer heißen Knes, und wurden ursprünglich von dem Volk gewählt. Seit geraumer Zeit ist ihre Würde das Eigenthum bestimmter Familien geworden.

Digitized by Google

Die Häupter des Landes hatten sonst die ganze politische und militärische Regierung desselben in Händen, verloren in neuern Zeiten aber viel von ihrem Einfluß an den Bischof. Oesterreich, Rußland und die Pforte wechselten nach einander ihre Einwirkung auf die Angelegenheiten der Provinz. Kaiser Paul 1. ließ sie sich besonders angelegen seyn, und der gegenwärtige Bischof hat deßhalb mehrere Reisen nach Petersburg gemacht. Er ist aus der Familie der Petrowitsch, in welcher seine Stelle beinah erblich zu seyn scheint, und residirt in dem Kloster von Cettigna, von dessen Kapitel er gewählt wird.

Der christliche Ritus, zu welchem sich die Bewohner bekennen, ist der griechisch-serbische, welcher viel von dem der griechischen Kirche abweicht, dem er seine Entstehung verdankt. Die Sakramente sind dieselben; aber die Dogmen verschieden. Das Volk ist in der Religion völlig ununterrichtet, und die Geistlichkeit weiß beinah nicht viel mehr, als was auf den Haß gegen andre christliche Bekenntnisse Bezug hat. Die fixen Einkünfte des Bischofes betragen etwa 3000 Zechinen; die zufälligen noch weit mehr. Der gegenwärtige ist ein schlauer Kopf, der für einen Montenegriner wirklich viele Kenntnisse besitzt, und so ziemlich ohne Vorurtheile ist. Oft hat er die Ruhe der benachbarten Provinzen gestört; nie ward seine Herrschsucht müde, und unerachtet er einen russischen Orden trägt, so hat seine Politik doch nichts von ihrer Vielseitigkeit verloren.

Die Erzeugnisse des Bodens sind Weizen, Mais, Haber, Gemüse, Holz und Kartoffeln. Die viele Viehzucht liefert eine Menge Butter, Käse, Häute, Wachs und Honig. Die meiste Ausfuhr der Bewohner geht nach Cattaro; mit ihren übrigen Nachbarn stehen sie beinah nur durch räuberische Einfälle in Verbindung.

Wir haben schon einige Züge zur Schilderung des National-Charakters der Montenegriner angegeben. Herr Dupré nennt sie noch weiter muthig, blutdürstig, rachsüchtig und räuberisch, selbst mit Ermordung. Mit Leichtigkeit ertragen sie Hunger und Durst, Kälte und Hitze; führen den Dolch vortreflich, sind überhaupt äußerst gewandt, und von hohem, starkem Wuchse. Gastfreundschaft und Werttreue sind ihre auszgezeichnetsten Tugenden, Scharfsinn und schnelle Fassung ihre hervorstechenden Grifftes-Eigenschaften. Im Waffenhandwerk gelübt würden sie vortreffliche Soldaten werden, aber niemals Diebe zu seyn aufhören.

Ueber ihre Sitten und Gebräuche nur folgende wenigen Details.

Sehr oft wird ein Mädchen von einem Jüngling gefreit, der entfernt von ihrem Aufenthalt wohnt, und sie nie gesehen hat. Gewöhnlich unterhandeln die Alten dergleichen Verbindungen unter sich, wobei auf das junge Paar gar keine Rücksicht genommen wird. Der Vater des Jünglings oder einer seiner Verwandten kommt als Werber. Man stellt ihm die sämtlichen Töchter des Hauses vor, wenn es mehrere hat, und er wählt unter ihnen. Selten erfolgt eine abschlägige Antwort; denn auf die Lage des Freiers wird wenige Rücksicht genommen, und oft giebt der reichste Mann einem seiner Knechte oder Pächter die eigene Tochter zur Frau. Ist diese zugesagt, so stellt der Werber den Bräutigam seiner zukünftigen vor. Haben sie sich einmal gesehen, so ist die Ehe geschlossen, und ein schriftlicher Kontrakt ist um so weniger nöthig, da die Braut nichts, als ihre Mobilien-Ausstattung mitbringt. Nach der ehelichen Einsegnung beginnen die Schmausereien und die Tänze, welche drei und mehrere Tage dauern. Bei den ersten ist die Neu-Vermählte immer mit den zwo Gespielinnen, die sie zum Altar begleitet haben, allein, und die ganze Zeit der Festlichkeit über kann sich der junge Ehemann seiner Gattin nur verstohlen nähern. Jene beiden unzertrennlichen Begleiterinnen, welche mit ihr essen, lassen sie nicht aus den Augen, und schlafen sogar mit ihr. Sie darf ihren Gatten im ersten Jahr nie öffentlich bei seinem Nahmen rufen; sondern läßt das immer, ohne ihn zu nennen, durch jemand anders thun. Die Männer gebrauchen gleiche Rücksichten, und reden von ihren Frauen nie anders, als mit der Verwahrung: „mit eurer Erlaubniß, meine Frau.“

Geschieht es einmal, daß ein Werber eine abschlägige Antwort von einem Familien-Vater erhält, so vereinigt er sich mit einigen seiner Kameraden, entführt ihm die Tochter mit Gewalt, und schleppt sie unter tüchtigen Prügeln vor den Priester, der heide, für gute Bezahlung, durch den kirchlichen Segen verbindet.

Digitized by Google

Die Schwangerschaft ist das, was eine Montenegrinerin am leichtesten aufnimmt. Sie verändert weder Nahrung, noch sonstige Lebensweisen während derselben. Ihre Niederkunft geschieht, wo die Noth sie trifft, und wenige Augenblicke nach derselben faßt sie ihr Kind unter die Arme, trägt es an den nächsten besten Fluß, um es zu waschen, und kehrt, nachdem sie es in einige Lumpen gewickelt, zu ihrer Arbeit zurück. Nach drei bis vier Monaten überläßt sie das Kind sich selbst, und hat wenig Sorge mehr für dasselbe, als daß sie ihm die Brust reicht. Dieß dauert fort, bis sie wieder schwanger wird, und geschieht das mehrere Jahre nicht, so erhält das Kind so lange keine andre Nahrung, als die es an dem Busen seiner Mutter findet. Nach der Niederkunft darf diese die Kirche vierzig Tage lang nicht betreten.

Stirbt ein Montenegriner, so hört man nichts, als Heulen und Schreien in seinem Hause. Der Lärm mehrt sich, wenn der Priester kömmt, um den Leichnam zu Grabe zu begleiten. Alle Verwandten nähern sich dem Letztern, und sagen ihm ihre Aufträge für die andre Welt in die Ohren. Nachdem dieß geschehen, wird er mit einem weissen Leichtuch bedeckt, und in die Kirche getragen. Die dafür bezahlten Klageweiber und die Verwandten bestingen sein Leben, und das Geschrei dauert fort, bis er zur Erde bestattet ist. Ein Schmaus erwartet die Heimkehrenden, wobei Trinklieder und Gebete für den Todten miteinander wechseln. Die Männer lassen sich zum Zeichen der Trauer den Bart wachsen, und die Weiber bedecken sich das Haupt mit einem blauen oder schwarzen Tuche. Ein Jahr lang weinen Letztere wenigstens an jedem Festtag an seinem Grabe, und streuen Blumen auf dasselbe. Unterlassen sie das einmal, so bitten sie den Todten förmlich um Verzeihung, und sagen ihm die Gründe ihrer Verslumnis. Oft fragen sie ihn in einem klagenden Tone nach Neuigkeiten aus der andern Welt, und diese Verehrung der Todten wird für so wichtig angesehen, daß sich junge Mädchen, welche sich durch Eleganz und feinere Bildung auszeichnen wollen, ohne Verwandschaftsgrund bei diesen Besuchen an die Trauernden anschliessen.

Das Schicksal der Frauen ist unter diesem Volke sehr traurig. Sie sind die Sklavinnen ihrer Männer, werden von ihnen aufs grausamste behandelt, und müssen sich den härtesten Arbeiten unterziehen. In der ganzen Lebensweise dieser kraftvollen Menschen herrscht noch die wildeste Rohheit. In ihren Häusern leben Menschen und Vieh bunt durch einander, und letzteres wird in der Regel besser behandelt, als die ersteren, wenn sie sich nicht durch Trotz und Stärke Achtung zu verschaffen vermögen.

Das Kriegswesen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern.

Fortsezung.

Jede Legion hatte einen kleinen goldnen, zuweilen auch nur vergoldeten Adler, welcher, von einem Offizier von anerkannter Tapferkeit auf einer hohen Stange getragen wurde. Er hieß Aequilifer, und hatte einen abentheuerlich geflatterten Helm auf dem Kopfe. Wurde die Legion verabschiedet, so legte man ihren Adler im Schatze des Saturnus-Tempels nieder. Im Lager wurde er vor dem Gezelt des Obergenerals aufgestellt. Die Stelle, auf der er stand, war ein sicheres Asyl, denn der Adler galt für heilig, und man schwur bei ihm. Jeder Manipulus besaß ein ähnliches Zeichen, das meist die Form eines Kreuzes hatte, und mit dem Bildniß eines Gottes, eines Kaisers oder Generals gezjert war. Die Cavallerie führte Fahnen von Purpur gefärbtem Tuche und von ähnlichem Schnitte mit den unsrigen.

Es war nicht nur die größte Schande, sondern ein schweres Verbrechen, die Fahnen und Adler zu verlassen, oder sie sich nehmen zu lassen. Oft wurden folgenreiche Schlachten durch die Macht dieser Idee entschieden, wenn die Generale sie in den gefahrvollsten Augenblicken mitten unter die Feinde warfen, um ihre Leute zum verzweifeltsten Angriff zu zwingen. Später sah man ein, daß auch die Tapferkeit ihre Fahne verlieren kann, und man hörte auf, bloß das Unglück in solchen Fällen zu strafen.

Im Anfang erhielt der römische Soldat keinen Sold. Später, als die Kriege sich häuften, sich in die Länge zogen, und fern vom Vaterlande geführt wurden, sah man sich genöthigt, förmliche Bezahlungen des Krieges einzuführen. Bis auf Cäsarn erhielt der Fußgänger täglich zwei Obolen, oder nahe zu fünf Kreuzer. Er verdoppelte ihn, unerachtet diese Zahlung, bei den festgesetzten Pwisen, um die der Soldat seine Bedürfnisse erhielt, völlig hingereicht hatte, und Cäsar ihm noch Brod und Kleidung umsonst reichen ließ. Die Centurionen hatten doppelten, die Reiter dreifachen, und die Kriegstribunen vierfachen Sold. Die Bundesgenossen, welche bei den Armeen dienten, wurden von ihren eigenen Autoritäten unterhalten.

Auf dem Marsch nahm man zwei Mahle ein; Mittags und Abends. Jeder Soldat bereitete sich seine Speise selbst zu; Mittags gewöhnlich nur kaltes Essen, Abends gesottenes oder gebratenes Fleisch. Zum Getränk diente blos Wasser, das mit Essig vermischt wurde. Strenge Generale verboten den Wein aufs schärfste.

Der Obergeneral hatte bei den Römern die ausgedehnteste Vollmacht. In seinen Händen lag das bürgerliche und militärische Regiment des Landes, in welchem er kommandirte. Römer, Bundesgenossen, Finanzen, Lebensmittel, Thiere, Schiffe — Alles stand ihm zu Gebot. Aber er war verbunden, wenn er vom Kommando abtrat, von seiner ganzen Amtsführung Rechenschaft abzulegen. Diese Einschränkung sicherte Rom lange vor den traurigen Folgen, denen es am Ende unterlegen ist.

Dem General zur Seite standen die Quästoren und die Legaten. Jene gewissermaßen die General-Intendanten

Digitized by Google

ser Armee in Rücksicht auf Administration, Verproviantirung, Soldbezahlung und Transportwesen. In ihre Hände wurde die sämmtliche Beute niedergelegt. Sie verkauften sie, und machten den Austheilern. Nur zu oft vereinigten sich die Quästoren mit den Generalen zur Bedrückung des Volks und zur Veruntreuung des dem Soldaten Zugehörigen, und mehr, als einmal, empörten sich die Gallier wegen solcher Mißbräuche.

Wichtiger in gewissen Fällen, als die Quästoren, waren die Legaten, welche den General begleiteten. Sie sollten ihn mit ihrem Rath unterstützen, und traten im Nothfall an seine Stelle. Zur Zeit der Republik wurden sie vom Senat ernannt; später von den Generalen selbst, unter Bestätigung des Senats oder des Kaisers. Ihr Amt war blos militärisch. Die Kriegs-Tribunen standen unter ihnen. Sie hielten gewöhnlich die Musterungen, und empfiengen die Klagen der Soldaten, um sie vor ihre Behörde zu bringen.

Alles dieses erlitt natürlich im Lauf der Zeit viele Veränderungen. Inzwischen blieb es bis auf den Verfall des römischen Reichs die Basis des ganzen Kriegswesens, aber eine genauere Erörterung würde die Gränzen dieser Blätter überschreiten.

(Fortsezung folgt.)

Nazional-Züge.

1. Spanische.

Der Herzog von Medina de las Torres, welcher bei Ludwigs XIV. Vermählung als spanischer Gesandter in Paris war, kündigte einst einer Frau, die er sehr geliebt hatte, ihr Verhältnis in folgendem Billet auf:

„Ich achte mein Herz so hoch, daß ich nicht glaube, Sie für seinen Verlust bezahlen zu können. Um Sie indeß nur einigermaßen zu trösten, schicke ich ihnen hier den Kaufbrief meines Guts in Sarranza, das Ihnen jährlich zehen tausend Livres einbringen wird."

Die Dame, wahrscheinlich eine Spanierin, zerriß den Kaufbrief, und antwortete ihm folgendes:

„Ich achte Ihr Herz noch höher, als Sie selbst thun; denn ich gestehe, daß mir nicht nur nichts seinen Verlust bezahlen kann, sondern daß mich nie etwas dafür wird trösten können. Sie sollen die Beweise sehen!"

In seiner Jugend hatte sich der nemliche Herzog in ein Freudenmädchen verliebt, und sie aus dem öffentlichen Hause genommen, in welchem er sie gefunden. Nach einigen Monaten schöpfte er Verdacht, daß sie noch einige Liebe für einen gewissen katalonischen Edelmann habe, mit dem sie einst in Verhältniß gestanden hatte. Er sagte ihr daher eines Morgens: „Sie wissen, aus welchem Hause ich Sie genommen habe. Sie können dahin zurückkehren; ich werde dafür sorgen, daß sie hingebracht werden."

Wirklich schickte er ihr durch einen seiner Leute 800 Pistolen. „Sagen Sie dem Herzog," sprach das Mädchen zu dem Ueberbringer, „daß ich seine Person und nicht sein Geld geliebt habe, und daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, ihm Kosten zu verursachen, während ich nichts mehr zu seinem Vergnügen beitragen kann. Um dahin zurück zu kehren, wo er mich gefunden hat, brauch' ich nicht mehr, als sechs Thaler; diese will ich annehmen, und das Uebrige bringen Sie dem Herzog zurück. Hier sind die Schlüssel zu allen meinen Schränken. Er wird darin die Kostbarkeiten und meine sämmtliche Garderobe — alles Geschenke seiner ehemaligen Zärtlichkeit — finden. Ich würde auch das Kleid, das ich gegenwärtig trage, zurücklassen, wenn es nicht unanständig wäre, daß eine Frau, die ein so großer Herr geliebt hat, sein Haus nackt verliesse."

Der Herzog war so gerührt durch diese Antwort, daß er ihr augenblicklich 20,000 Livres schickte, selbst zu ihr eilte, sie um Verzeihung bat, und ihr aufs heiligste versprach, nie mehr an ihrer Liebe zu zweifeln. Wirklich lebte er noch sechs Jahre mit ihr, und verheirathete sie nachher sehr glücklich.

Geheime List.

In Bulls Declamatorium
Saß ich, geladen von dem Thoren,
Bergnügter, als das Publikum;
Ich hatte Baumwoll' in den Ohren.

Haug.

Notizen.

Gilbert Guillermin giebt die jährliche Ausfuhr des östlichen Theils von St. Domingo, im Jahr 1808 folgendermaßen an:

Verkauf von Hornvieh . . .	1,470,000 Livr.
40,000 Stämme Acajou-Holz .	3,360,000 —
Häute	200,000 —
Tabak	250,000 —
Zucker und Kaffee	1,800,000 —
Gayac, Kampeschen und andere Farb-Hölzer	550,000 —
Maulthiere u. dgl. die nach dem franz. Antheil giengen	270,000 —
Verschiedene Gummi's . . .	175,000 —
Kakao und andere kleinere Artikel	430,000 —
Zusammen	8,505,000 Livres.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 84. Den 19. Oktober 1811.

Die Gefangennehmung der 7000 Mann starken Armee des Lords Cornwallis durch die amerikanisch-französische unter Washington und Rochambeau zu Yorktown in Virginien, gab dem neuen Freistaat jenseits des atlantischen Meers seine Consistenz. Sie erfolgte am 19. Oct. 1781; (heute vor 30 Jahren) von diesem Tage an versuhr England in Nord-Amerika nur noch vertheidigungsweise, und die Anerkennung der Freiheit und Souverainetät der 13 vereinigten Staaten, im November des folgenden Jahrs, machte dem 8jährigen Kampf ein Ende.

Die Goldwaschereien am Rheine.

Schon seit Jahrhunderten wird von Chur an bis Dortrecht hinab aus dem feinen Sande des Rheins Gold gewaschen. Ueber den Ertrag dieser Industrie giebt es wohl keine hinlänglich begründeten Gesamt-Angaben. Nur über das Großherzogthum Baden, wo sie von jeher in größerem Umfang, mit besonderer Aufmerksamkeit der Regierung, und somit auch mit mehr Ordnung betrieben worden ist, hat uns kürzlich ein fleißiger Sammler *) Nachrichten geliefert, welche wohl als der Maaßstab alles dessen angesehen werden können, was sich aus diesem Erwerbs-Zweig machen läßt.

Diesen Angaben zufolge wird auf dreißig Punkten der badischen Rhein-Ufer Gold gewaschen. Die ergiebigsten Gold-Bänke liegen in einer Ausdehnung von drei Stunden von Knielingen bis Linkenheim; aber alle übertrifft an reichem Gehalt der einzige Grund bei Eggenstein. An letzterem Orte waren im Jahr 1801 dreizehen Männer mit dieser Arbeit beschäftiget. In den Jahren 1740 — 1748 lieferte Eggenstein allein 686 Kronen, welche, jede zu 4 fl. 30 kr. angeschlagen, die Summe von 3087 fl. ausmachten.

Von dem Ertrag der gesammten Markgrafschaft giebt Herr Lampadius eine Tabelle, welche die Jahre 1793 bis 1802 umfaßt. Derselben zufolge wurden in diesen zehen Jahren 2036 Kronen und 46 Gran Golds gewonnen, welche im Geld-Anschlag 9165 fl. 41 kr. ausmachen, und, nach Abzug von 6559 fl. Unkosten, einen reinen Gewinn von 2606 fl. 41 kr. bilden. In den Jahren 1804 bis 1807 hob sich dieser Industrie-Zweig auf 1230 Kronen Goldes, und es ist kein Zweifel, daß dieser Ertrag sich noch weiter treiben läßt.

Mancher, der von den großen Resultaten merikanischer Bergwerke gelesen hat, lächelt vielleicht über die Geringfügigkeit dieser Summen. Allein, wer es weiß, wie eine Staatskraft in die andere greift, wie einsichtsvolle Regierungen den kleinsten Erwerb eben so wenig verschmähen dürfen, als vernünftige Einzelne, welche ein ausgebreitetes Geschäfte betreiben, der freut sich gewiß

*) In den sehr schätzbaren: Beiträgen zur Vaterlands-Geschichte, Von J. Lampadius. Heidelberg. 1811.

Digitized by Google

über diese schöne, unschuldige Industrie. Weiß er vollends, daß dieses vaterländische Gold blos zu Münzen benutzt wird, welche ein, dem Vaterlande erfreuliches, Ereignis verewigen, oder das Verdienst belohnen sollen, so gewinnt es einen Werth, der freilich nicht auf der Waage des Wechslers gewogen werden kann, aber darum nur desto größer ist.

Hamiltons Besuch bei einem egyptischen Bei.

Der Engländer Hamilton hat vor einem Jahre ein Werk herausgegeben, das die Bemerkungen enthält, welche er auf seinen Reisen in der Levante, während der Jahre 1801 und 1802, gemacht hat. Die erste Abtheilung desselben umfaßt Egypten, und liefert über dieses merkwürdige Land viel Neues und Wissenswehrtes. Wir heben daraus einiges aus seiner Erzählung von dem Besuch aus, welchen er bei Elfi-Bei, einem der Mamelucken-Chefs, gemacht hat, der die südlichsten Gegenden von Egypten um diese Zeit inne hatte.

Nach seiner Ankunft in Es-Suan machte Hamilton dem Bei, der sich über den berühmten Katarakten gelagert hatte, seinen Besuch. Er hatte ihm seinen Schatzmeister entgegen geschickt, um sich zu erkundigen, wer er, und was der Zweck seiner Reise sey, und ließ ihn sogann vor sich führen.

Die Aufnahme war gut, wiewohl nicht ganz ohne Mistrauen im Anfang. Bald ließ sich der Bei jedoch in Unterhaltungen über seine Lage ein, von der er selbst gestand, daß sie nicht die beneidenswehrteste sey. Er zählte acht Sprachen, welche in seinem Lager gesprochen wurden, woraus sich das bunte Gemisch der Stämme, die er befehligte, und die Schwierigkeiten, diese Menschen zusammen zu halten, erkennen läßt. Türken, Araber, Georgier (er selbst war einer), Nubier, Egypter und andre Völkerschaften aus dem Innern von Afrika bildeten sein Korps. Von einigen der Letztern giebt Hamilton bei dieser Gelegenheit folgende nähere Nachrichten.

Die Bischären, (ein arabischer Stamm), tragen ihre Haare auf eine eigene Weise aufgesetzt. Auf dem Scheitel sind sie fest zusammen gebunden, auf den Seiten des Kopfs völlig frei, dick und struppig. Bei diesem Haar-Putz brauchen sie viel Fett, und tragen das Haupt immer entblößt. Ihre Nahrung besteht in Milch, Datteln und Fleisch, das sie meist roh, oder nur an der Sonne gedörrt, essen. Ihre Waffen sind sieben Fuß hohe, oben und unten mit eisernen Spitzen versehene Lanzen, und ein, mit Nil-Pferd-Leder überzogener, Schild. Die Angesehensten reiten auf Dromedaren, und führen einen großen Säbel, der an der Spitze sehr breit ist. Sie kennen die Gebirge der Gegend allein, sind in dieser Rücksicht den Mamelucken unentbehrlich, und verrathen dieses Gefühl ihres Verhältnisses in aufgedasenem Stolze. Sie sind klein von Wuchs, von angenehmer Gesichtsbildung und unermüdeter Thätigkeit, und haben zuweilen etwas in ihrer Physiognomie, das an die Neger erinnert, denen sie auch in der Hautfarbe beinahe gleich kommen. Ihre Weiber sollen sehr schön seyn. Sie erzählten mit wahrer Begeisterung von dem Vergnügen, den Dromedaren die Adern zu öfnen, und ihnen das warme Blut auszusaugen. Eigentliche Gebirgs-Menschen, übertreffen sie die Bewohner der egyptischen Ebenen weit an Scharfsinn, Thätigkeit und Umsicht.

In einem Gebirgs-Paß, durch den Hamilton mit seinen Begleitern von des Bei's Korps kam, lag ein großer Granit-Block, auf welchem ein Pyramidal-förmiger Haufen kleiner Felsstücke war. Im Vorbeigehen warfen alle einen Stein auf denselben, und Hamilton wurde eingeladen, ein Gleiches zu thun. Einige gaben als Grund an, daß auf dieser Stelle vor einigen Jahren ein Mord vorgefallen sey; die Meisten wußten aber nicht, warum sie es thaten. Hamilton erinnerte sich dabei an den Befehl, den Josua zum Andenken an den Uebergang über den Jordan gegeben, und behauptet, diese Sitte häufig im Orient angetroffen zu haben.

In Essuan machte dieser Reisende die Bekanntschaft von zween Mauren, welche mit vielen andern ihrer Landsleute nach Mecca wallfahrteten. Sie nannten ihr Volk Sterua's, ihr Land Demurki und behaupteten, daß sie fünf Monate Zeit zu ihrer Reise bis an die Gränze von Egypten gebraucht hätten. In fünf Jahren, sagten sie, würden sie wieder von Mecca zu Hause seyn. Sie betteten sich überall durch, und verdienen wohl keinen Glauben, wenn sie Hamilton von der Haupt-

Digitized by Google

stadt ihres Landes, Tendelbé, erzählten, daß sie sechs Tagereisen (für einen Fußgänger) Umfang habe. Sie waren schwarz von Farbe, und hatten in ihren Gesichtszügen viel von den Negern von Guinea.

Bei seinem Besuch fand Hamilton den Bei vor seinem Zelt auf der Erde sizen, wie er gerade einigen Bicharen, die ihm als Spionen dienten, Befehle ertheilte. Er behandelte sie mit vieler Aufmerksamkeit, und man konnte wohl sehen, daß seine Sicherheit und der Unterhalt seiner Truppen von diesem Stamme abhieng. Sie standen da, wie Leute, die jeden Augenblick in einem Wettrennen von den geöfneten Schranken ablaufen sollten, und warteten nur bis sie von Hamilton Geschenke erhalten hatten. So wie sie diese bekommen, flogen sie davon, und eilten in die Wüsten, um die Sommer-Karavane auszukundschaften. Auf die Abgabe, welche Elfi-Bei derselben auflegen wollte, harrte er ängstlich, da sie in seiner Lage beinahe seine einzige Hoffnung war.

Der Bei sprach mit Hamilton hauptsächlich von seinen Lieblingskünsten, der Astrologie und der Magie. Er zeigte ihm ein Buch, das in schönen arabischen Karakteren verfaßt war, und eine Menge kolorirter Zeichnungen von Ungeheuern, von Thieren, Pflanzen und Menschen-Gestalten enthielt, denen allen unverständliche Zeichen beigesezt waren. Erklärungen wollte er keine von diesen Dingen geben; aber er versicherte, daß er in allen Verlegenheiten zu dem Buch seine Zuflucht nähme, und alle seine Märsche darnach einrichtete. Bei Nacht beobachtete er den Polar-Stern und den Stier, den er Aldebaran nannte. Die übrigen Sterne verwechselte er unaufhörlich mit einander, unerachtet er von allen Geheimnissen derselben redete. Hamilton's Zweifel gegen die Zuverläßigkeit der Astrologie beantwortete er mit dem merkwürdigen Wort: „es ist wahr, ihr Franken (Europäer) wißt viel; aber ihr verstehet euer Wissen nicht anzuwenden." Noch sprach er allerlei über die Theorie des Universums, über Geographie, über Sitten der Völker, über das System der Braminen und über die älteste Geschichte Egyptens. Hamilton fand in allem wenig Menschenverstand, bemerkt aber doch, daß eben so viel Sinn und Wahrheit darin gewesen, als in vielem, was wir anstaunen, blos, weil es durch griechische Schriftsteller auf uns gekommen ist.

Auf der weitern Reise ließ Elfi-Bei die Engländer durch Mamelucken begleiten, und sie verhindern, nicht über den Nil zu gehen, weil er — wie er sagte — in diesem Fall nicht für ihre Sicherheit stehen könnte. Wir werden in einem künftigen Blatte weiter von dieser Reise reden.

Gedichte aus dem poetischen Almanach von Kerner. Heidelberg 1812.

In das Stammbuch einer genialischen Frau.

Was ein treues Herz geheget,
Und mit Lust und Schmerz gepfleget,
Spättelnd wird es ausgeleget,
Wund' und Liebe mißt man nicht.

Freie Kunst liebt frei Gemüthe,
Doch des Lebens feinste Blüthe,
Doch dein edles Selbst, das hüte,
Wo nicht Herz zum Herzen spricht.

Mag dein Herz auf Glauben bauen,
Mag dein Auge tief im Blauen
Harmonie und Wunder schauen,
Nur dem Scher strahlt das Licht.

Sey die Alp' im Himmelsbogen:
Allen Meeren schickt sie Wogen,
Doch ein Eis hat sie umgogen,
Das kein Strahl der Sonne bricht.

Kölle.

Die Abgeschiedenen.

So hab' ich endlich dich gerettet
Mir aus der Menge wilden Reih'n!
Du bist in meinen Arm geklettet,
Du bist nun mein, bist ewig mein.
Es schlummert Alles diese Stunde,
Nur wir noch leben auf der Welt;
Wie in der Wasser stillem Grunde
Der Meer-Gott seine Göttin hält.

Verrauscht ist all das rohe Toben,
Das deine Worte mir verschlang;
Dein leises, minniglich Kosen
Ist nun mein einz'ger, süßer Klang.
Die Erde liegt in Nacht gehüllet,
Kein Licht erglänzt auf Flur und Teich;

Digitized by Google

Nur dieser Lampe Schimmer füllet
Noch unserer Liebe kleines Reich.

Volker.

Notizen.

Herr Hoffmann, welcher zur Zeit der helvetischen Republik Regierungssekretär war, nachmals als Schullehrer in Aran, und in Yverdun bei Pestalozzi gelebt hat, hat in Neapel eine Pensions- und Schulanstalt nach des Letzteren Grundsätzen errichtet. „Er findet," schreibt unser Korrespondent, „Schüler und Schülerinnen in Menge, welche alle so planmäßig methodirt werden, daß die Natur selbst da zu lernen fände, wie sie eigentlich zu Werk gehen müßte, wenn sie zum Lernen nicht schon zu alt wäre.

Kürzlich durchirrt der Ritter Simon Stuart von Hartley die alten Papiere seiner Familie, da fand er auf der Rückseite eines Kaufbriefvertrags bemerkt, daß einer seiner Vorältern unter Cromwel an einem, genau bestimmten, Orte 15,000 Goldstücke vergraben habe. Er stellte deshalb die nöthigen Forschungen an, und fand wirklich einen großen eisernen Topf, der mit diesem Schatz angefüllt war. Dabei war ein Stück Pergament, welches die Worte enthielt: „ehe solles der Teufel, als Cromwel bekommen.

Ein französischer Schriftsteller hat kürzlich behauptet, daß unter den 631,531 Menschen, welche die gegenwärtige Pariser Bevölkerung ausmachen, höchstens 40,000 Familien seyen, welche ein liegendes Eigenthum besitzen und genießen.

Ein Franzose hat kürzlich als ein zuverläßiges Mittel gegen die Dissenterie folgendes ganz einfache Recept gegeben. Man nehme:

von 2 frischen Eyern das Gelbe; mische dazu
2 Löffel voll guten Provenzer-Oels und
4 Löffel voll guten Franz-Brandtweins

und genieße alle Stunden einen Caffee-Löffel voll von dieser Mischung.

Wer sich einen Begriff davon machen will, wie Hospitäler und ähnliche Institute im Lauf der Zeit zu ihren ungeheuern Reichthümern gekommen sind, kann sich an dem Gang des öffentlichen Geistes in Frankreich ein belehrendes Beispiel nehmen. Es fielen in diesem Staat in folgenden Jahren an Donationen und Legaten für die Hospitäler und die Armen in den verschiedenen Departements:

1808	4,008,352.
1809	3,146,420,
1810	4,687,995.
zusammen . .	11,842,767.

Die, bei weitem freigebigsten Departements sind:

Dyle mit . . .	1,791,100.
Jemmappe mit .	1,076,725.
Seine mit . . .	1,438,890. Livr.

Bekanntlich hat die Homerische Stelle (Mas. IX. 381.), welche die Größe des egyptischen Theba's schildert:

Hundert hat für der Thore, und es ziehn zwei hundert aus jedem
Räßige Männer zum Streit, mit Rossen daher und Geschirren.

den Anlegern viel Kopfbrechens gemacht, besonders da sie sich für verpflichtet hielten, den Dichter gegen den Vorwurf einer poetischen Großsprache zu vertheidigen. Nun hat aber Herr Mongez kürzlich im Institut von Frankreich die Homerische Stelle gerettet. Nach Herrn Denon haben die Ruinen von Theba zwei eine halbe Stunde (lieues) Durchmesser, also um ein fünf und zwanzigtheil mehr als Paris. Paris hat 54 Thore, oder Barrieren, und könnte deren leicht 100 haben, wenn es eine feste Stadt im Geiste der Alten wäre, da bei den Belagerungen das Meiste auf Ausfälle berechnet war. Die 20,000 Streiter sind offenbar nicht zu viel für die Größe der Stadt, und dieses sich selbst bei einer Bevölkerung von blos 100,000 Menschen annehmen. — Merkwürdig ist, daß der französische Gelehrte immer von Pferden und Wagen in der Homerischen Stelle redet, und der deutsche Uebersetzer nur von Rossen und Geschirren.

Kürzlich hat ein englischer Prediger, Nahmens James Plumptre vier Predigten über das Schauspielwesen herausgegeben, Eine Menge dramatischer Stücke seiner Nation sind in denselben durchgegangen und geprüft. Den Ursprung der dramatischen Poesie findet er in der Bibel. Moses Hymne nach der Befreiung der Israeliten ist in seinen Augen eine Art von Opera mit ganzen Chören. Mehre Psalmen Davids hält er für ähnliche Stücke; das Hohelied ist ein dramatisches Pastorale; das Buch Hiob ein regelmäßiges Drama.

England hat, nach Montgaillard, gegenwärtig 122 Regimenter Truppen, welche zusammen 110,000 Mann ausmachen, und unter denen 22,000 Ausländer sind. Diese Armee ist folgendermaßen vertheilt:

Für West-Indien . . .	25,000 M.
Für Ost-Indien, mit dem Kap der guten Hoffnung . . .	40,000 —
Für Jersey, Guernsey, Gibraltar, Malta und Sicilien . .	30,000 —
So daß also für Englands Behauptung nur noch übrig bleiben . .	15,000 —

Verbesserungen.

In den Schweizer-Notizen der Nummern 74 — 82 sind folgende Druckfehler zu verbessern: in Nro. 64 S. 300. Z. 18. statt Klopfstock, l. Klopstock; in Nro. 75. S. 304. Z. 31. st. grätli l. grüßli, und Z. 21 von unten st. verwandte l. verwandte; Nro. 78 S. 316. Z. 25. st. Smaragden l. smaragdnen; Nro. 80. S 328. Z. 14 von unten st. Bodenlosen l. Bodenlose. Z. 7. st. gebildet l. abgebildet; Nro. 81. Z. 25. st. Größe l. Grüße; Nro. 82. Z. 3. st. überhaupt l. übrigens; und Z. 4. von unten st. angelus l. angulus.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 85. Den 23. Oktober 1811.

Johann Amadeus Naumann, geboren im Jahr 1745 in einer Bauernhütte bei Dresden, durch Tartini und Hasse in Italien unterstützt, ermuntert und gebildet, starb den 23. Oct. 1801 als Kursächsischer Oberkapellmeister. Teutschland verlor an ihm eine seiner ersten Zierden in der Tonkunst. Seine Kora ist die lieblichste und unverwelklichste Blume im Kranze des Künstlers.

Carmen Calzado in Madrid. *)

Vergesse ja Niemand, der die spanische Kunst kennen lernen will, meinen Rath, die Sakristeien der Kirchen zu besuchen! Kann er in's Innere der Klöster dringen, was ihm nie erschweret wird, desto besser. Ich habe bei diesem Kloster meine Erfahrung wiederhohlt, habe trotz dem Haß der Mönche gegen Alles, was ultramontanisch ist, mit einem Freunde alle Gänge desselben durchloffen, um unter dem vielen Schlechten etwas Gutes zu finden.

Es gab hier hauptsächlich Gelegenheit, Bemerkungen über das Leben zu machen, welches für mich immer höheres Interesse hat, als die Kunst. In der Sakristei sah ich die Mönche z. B. weltliche Besuche empfangen, und das schien mir merkwürdig. Natürlich war es nicht das erstemal, daß ich Religion und Frivolität sich gegenseitig Freuden und Sünden leihen sah; aber es war doch immer mit einiger Zurückhaltung geschehen, und trotze der öffentlichen Meinung nicht so, wie hier. Freilich bemeisterten die Mönche ihre Physiognomien so gut, daß ihr Gespräch leicht geistlicher Trost und väterlicher Rath seyn konnte. Auch die Weiber hörten mit Andacht — aber, lieber Himmel, die Weiber nehmen ja die Liebe auch, wie sich ein Philosoph unsrer Tage ausdrückte, in Religion auf, und, ich will es geradezu heraussagen, sie verstehen ein Madonnengesicht zu machen, während man ihnen von einem Himmel spricht, der zur Noth überall seine Stelle finden kann. In der Sakristei herrschte angenehmes Dunkel, und erquickende Kühlung. Neben an gieng eine Treppe nach den Zellen hinauf. Die Chorknaben, welche ihre Gesichter noch nicht so gut zu bemeistern verstanden, maßen die Besuche mit lüsternen Blicken, hielten sich in demüthiger Entfernung, und schienen zu sagen: laßt mich nur erst das Gelübde der Keuschheit beschworen haben, meine Damen, dann bin ich wohl auch im Stande, Euch mit Rath und That an die Hand zu gehen!

In den Kreuzgängen waren eine Menge Bettler gelagert. Diese haben in Spanien ein recht stattliches Aussehen, und es fehlt ihnen in der Regel gewöhnlich so viel, als sie bedürfen, um ihr Gewerbe mit Nuzen zu treiben. Freilich wird der Gran, den ich ihm in die Müze werfe, dem armen Teufel keines der Glieder ergänzen, die ihm mangeln. Aber darauf kommt es ja bei einer gewissen Art von Wohlthätigkeit nicht an. Der Dank ist die Hauptsache, und die Vorsprache eines faulen

*) Dieses Stück, so wie die bisher gegebenen Arbeiten über Spanien, ist aus der, in Kurzem erscheinenden, deutschen Ausgabe meines Werks über dieses Land ausgehoben.

Digitized by Google

Lumpenkerls bei dem lieben Gott ist wohl eine Kleinigkeit wehrt; denn darf dieser nicht denken, er habe ein besonderes Recht an die Erhörung desselben, da er ihn nicht so vollständig ausgestattet, wie die Andern?

Warum sollte ein Bettler nicht auch hie und da über seinen Zustand nachdenken? Zeit genug hat er dazu, und die Selbstbeschauung mag für ihn so angenehm seyn, als für den Reichen. Häufig aber spricht aus solchen Bettlerköpfen Geist und Fantasie, um ein inneres Leben erwarten zu lassen, welches zu unserm großen Verlust, nur in den Canonisazionen ans Licht tritt. Daß dieses Handwerk, wie jedes andre, seine Griffe und Kniffe hat; daß es ein guter Kopf darin sehr weit bringen kann, daran wird wohl niemand zweifeln, der auch nicht des Spaniers, Ortiz, Geiffel der Bettler, Taugenichtse und Landstreicher gelesen hat, *) worin nicht weiter als etliche vierzig einzelne Zweige dieser Industrie aufgeführt, und mit einem Witz gegeißelt sind, der man wohl an einen würdigern Gegenstand verwendet sehen möchte. Nichts davon zu sagen, daß es eines der traurigsten Zeichen eines Staats ist, wenn Schriftsteller dergleichen Gebrechen mit den Waffen des Lächerlichen bekämpfen müssen. Ein solches Gewerb hat zu viel Reiz, als daß es der satyrischen Geissel so leicht unterliegen sollte, und ich zweifle, ob Lukian's scharfe Lauge einer, derselben verwandten, Sekte so viel geschadet hat, als man erwarten dürfte. So viel ist aber gewiß, daß der philosophische Bettelorden, in welchen die höchste attische Verfeinerung hinüber trat, früher schon in Athen existirte, wenn er sich gleich erst später die Mühe nahm, seine Grundsätze in ein förmliches System zu bringen.

Für Kunststudien hat übrigens diese Vereinigung der Kunst und des Lebens in den Kreuzgängen der Spanischen Klöster einen eigenen Wehrt. Jedermann weiß, daß die größten Künstler die Studien für ihre Patriarchen und Apostel an den Bettlern des Südens gemacht haben. Hier ist Gelegenheit genug zur Vergleichung, und ich habe manchen solchen Taugenichts gesehen, der in Kunstrücksicht mehr wehrt war, als viele Apostel und Patriarchen, welche schweres Geld gekostet haben.

Dieses gilt nun freilich nicht von Elias, Petrus und Paulus, welche in der Sakristei dieser Kirche hängen. Sie sind von Rembrand, und das will nicht wenig sagen; denn wer hat diesen Mann an kühner Kunstlebendigkeit je übertroffen? Ob es verschiedene andere Gemählde auch sind, die man hier unter seinem Nahmen zeigt, lasse ich dahin gestellt seyn. Es war zu dunkel, und sie hiengen zu hoch, als daß ich mir eine Entscheidung erlauben dürfte. Auf jeden Fall sind es vortrefliche Gemählde, die dem Nahmen Rembrand niemals schaden werden.

Eigentlich war ich wegen einem Werk des Spaniers, Don Bartholomé Murillo, *) hieher gekommen. Seine Landsleute schätzen ihn unter allen ihren Künstlern am höchsten, und sein Ruf möchte wohl auch nebst Spagnoletto's seinem, der verbreitetste im Ausland seyn. Ich glaube, daß er ihn verdient; wie wohl ich noch keine größere historische Compossizionen von ihm gesehen habe, indem diese beinah alle in Sevilla sind, wo er seine meiste Zeit verlebte, und auch gestorben ist. Die wenigen andern sind entweder in den Händen von Privatleuten, oder nach England gewandert. Was ihn am meisten karakterisirt, ist die Innigkeit und Gemüthlichkeit seines Karakterausdrucks, worin er wohl kaum übertroffen wird, und die plastische Arbeit seiner Werke, die sich gleichsam über die Fläche erheben, und lebendig herauszutreten scheinen. Dieses ist z. B. in dem heil. Joseph, mit dem göttlichen Kinde im Arm, der Fall, welcher in dieser Sakristei hängt, und auf den obiges ganz besonders paßt. Es ist ein Gemählde von geringem Umfang, mit starken Schattenwirkungen, in denen sich überhaupt mehrere Spanier gefallen haben, und Spagnoletto, nach seinem Muster Caravaggio, bis zur Ausschweifung gegangen ist. Bei Murillo scheint es mir indeß mehr die Schuld seiner Farben zu seyn, besonders bei seinen frühern Gemählden, welche er in unbekannter Stille in Sevilla gearbeitet hat, und von denen die meisten nach Indien gegangen sind. Eine Anzahl derselben verschaffte ihm die Kosten zu seiner Reise nach Madrid, wo er unter Velasquez studierte, und in den vielen Meisterwerken des Escorials zum erstenmal die Kunstvollendung erblickte, nach welcher er bisher in

*) El Azote de Tunantes, Holgazanes y Vagabundos. Madrid 1803; die 4te Ausg.

*) Erbohren in Pilas (in der Nähe von Sevilla) im Jahr 1613 und gestorben in letzterer Stadt 1685.

Digitized by Google

seines Oheims, Juan del Castillo, Schule fruchtlos gestrebt hatte. Wirklich machte er von nun an so gewaltige Fortschritte, daß sich jedermann bei seiner Zurückkunft nach Sevilla wunderte, wie der gute Murillo, von dem bisher niemand gesprochen hatte, auf einmal ein großer Mahler geworden sey.

Ich will nichts von seinen übrigen Werken sagen, welche größtentheils in den verschiedenen Klöstern von Sevilla verbreitet sind. Aber ich muß einen Fehler berichtigen, den verschiedene Schriftsteller über die Kunstgeschichte, und unser Landsmann, Sandrart, gleichfalls in Bezug auf ihn begangen haben. Sie lassen ihn in seiner frühen Jugend nach Indien, und später nach Italien gehn. Nun ist aber zuverläßig, *) daß er nie sein Vaterland verlassen, und wohl kaum weiter, als nach Madrid, gekommen ist, welches diejenigen wundern muß, welche glauben, daß jeder Künstler nothwendig sich in Italien bilden müsse. Vorzügliche Köpfe bedürfen weit geringerer Hülfsmittel, als andre, und im Escorial sind Kunstwerke der ersten Meister genug, um an ihnen zu lernen und sich zu begeistern. Wahr ist indeß, was zu dem Gerücht seiner indischen Reise Veranlassung gegeben haben mag, daß die meisten Arbeiten seiner frühern Periode, und auch sein Sohn, Joseph Murillo, ein junger Mann von hohen Anlagen, der in frühem Alter starb, nach Indien gegangen sind.

Es ist für die Guten immer ein Trost, wenn sie von vorzüglichen Köpfen Gutes vernehmen, indem seltene Vorzüge am leichtesten zu Verführungen leiten, und ein ausgebreiteter Ruhm oft das beste Gemüth verunreinigt. Bei Murillo ist dieses nicht der Fall gewesen, und die fabelreiche Kunstgeschichte hat sich enthalten, auf seinen Nahmen so viele Frivolitäten zu häufen, wie auf den von manchem andern braven Künstler. Es ist in diesem Bezug nur Eine Stimme über ihn, welche ihn sanft, bescheiden, uneigennüzig, dienstfertig und fromm nennt, und es mag wohl zu seiner Ehre angeführt werden, daß er den Ruf an Carls II. Hof mit der Entschuldigung seines Alters ausschlug, und lieber auf dem Vaterboden ein Leben beschliessen wollte, das er durch einen unglücklichen Fall im Jahr 1685 endigte.

*) Die Beweise hievon hat Palomino, im 3. B. S. 622. in seinem Museo Pictorico (Madr. 1797. 3ol. 2te Ausg.) geführt.

Russische Sprüchwörter

aus einer im Jahr 1770 zu Moskau gedruckten Sammlung.
(Sobranie rossiiskich poslowitz.)

Kleider muß man schonen, wenn sie neu sind; die Ehre, wenn man jung ist.

Einem Hund, der schon Schläge gekriegt hat, braucht man nur die Peitsche zu zeigen.

Schiffer bei gutem Winde, denke an den Sturm.

Nahe beim Zar, nahe beim Tod.

Den Reichen ist das Gold gegeben worden, daß es den Armen zu gut komme.

Gott macht naß, aber er trocknet auch wieder.

Der stößigen Kuh hat Gott das Horn versagt.

Ob du dich fürchtest oder nicht, dem Schicksal entgehst du doch nicht.

Dem Kranken hilft auch eine goldene Bettstelle nichts.

Traue lieber deinen Augen, als den Reden anderer.

Der Bart ist herausgewachsen, hat aber den Verstand nicht mit herausgebracht.

Der Bauch ist ein schlechter Kerl, er erinnert sich des empfangenen Guten nicht.

Liebst du mich, so laß meinen Hund ungezüngelt.

Vor dem Wolf bin ich davon gelaufen, und in die Zähne des Bären gerathen.

Weisse Hände lieben fremde Arbeit.

Das Wasser kann die selbst der Zar nicht nehmen.

Der Krieg ist etwas Schönes zum Hören, aber etwas Beschwerliches zum Sehen.

Der Wolf wechselt alle Jahre das Haar, aber nicht den Sinn.

Dem Freien ist sein Wille, was dem Seeligen das Paradies.

Freiheit ist dem Vogel lieber, als ein goldener Käfigt.

Viele Hände, wenige Rathgeber — damit fährt man (am besten) Krieg.

Digitized by Google

Ein Geheimniß verschweigen, ist unter allen Dingen das Beschwerlichste.

Jeder Fuchs lobt seinen Schwanz.

Jeder Soldat will General, jeder Matrose Admiral werden.

Bei Schlägereien nimmt der Reiche sein Gesicht, und der Arme seinen Rock in Acht.

Was du mit den Zähnen nicht halten konntest, wirst du nicht mit den Lippen halten.

Im Wald ist der Bär, aber zu Haus die Stiefmutter.

An einem Tag erlebt man nicht zwei Freuden.

Im preiswürdigsten Kohl gibts faule Köpfe.

Worauf man als jung getrost hat, darüber thut man im Alter Buße.

Was ein Dummkopf verwirrt, das löst der Kluge mit Mühe auf.

Sprich, aber sieh dich dabei nach hinten zu um.

Die Wahrheit sagen, heißt die Freundschaft verlieren.

Auch der Patriarch stiehlt Brod, wenn ihn der Hunger treibt.

Den Buckligten kurirt das Grab, und den Eigensinnigen der Stock.

Ein Kalb aus der Stadt ist klüger, als ein Kind vom Lande.

Bereite im Sommer den Schlitten, und im Winter den Wagen.

Ein Grieche sagt Einmal des Jahrs eine Wahrheit.

Wenn der Donner nicht rollt, so bezeichnet sich der Bauer nicht mit dem Kreuz.

Je tiefer man in den Wald geht, desto mehr Brennholz findet man.

Die freigebige Hand wird nicht Mangel leiden.

Zwei Bären in einer Höle vertragen sich nicht.

Für ein liebes Freundchen giebt man auch das Ringelchen aus dem Ohrchen.

Es ist eine gute Neuigkeit, wenn man sagt: Jezt ist Essenszeit.

Ein guter Kopf ernähret hundert Köpfe.

Ein guter Ruf ist besser, als eine mürbe Pastete.

Gute Bekanntschaft ist besser, als Reichthum.

Silber ist gut, aber Gold ist besser.

Bis zum Himmel ists hoch, und bis zum Zar weit.

Die Narren braucht man nicht zu säen, sie wachsen von selbst.

Das Rennthier ist schnell, und entläuft doch dem Tode nicht.

Hast du ein Pastetchen aufzuschäfseln, so findest du auch ein Freundchen.

Wer Mutel hat, hat auch Verstand.

Es ist schade um die Faust, mit welcher man den Narren schlägt.

Wirthschaftlichkeit ist die Schönheit einer Frau.

Ein lebender Hund ist besser, als ein todter Löwe.

Lebe einfach, so wirst du hundert Jahre leben.

Der Hase läuft vor dem Fuchs, und der Frosch vor dem Hasen davon.

Warnung.

Amor spielte mit den Bienen,
Und die Bienen oft mit Amorn,
Trugen Wachs auf seinen Bogen,
Trugen Honig auf die Pfeile;
Und der Bosheit verlachte
Doch der Bienen fromme Dienste,
Stahl den Honig aus den Zellen,
Sah den Wespen ihn zur Speise,
Ließ die Armen ohne Nahrung,
Die ihn oft genähret hatten.

Darum hüte sich die Schönheit
Und die Jugend vor den Bienen.
Oft wohl stiehlt noch Amor Honig,
Doch an denen, die er liebet,
Rächen sie den frechen Diebstahl.

An Gabrielen.

Du bist fürwahr das sünste Weib,
Allein voll Laster, Gabriele!
Der Himmel schuf nur deinen Leib,
Der Teufel deine Seele.

Hans.

Notizen.

Sonder Blätter geben die Bevölkerung der vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Jahr 1810 folgendermaßen an:

Virginien	965,079 Menschen,
darunter 700,000 Negers-Sklaven.	
New-York	959,220.
darunter 15,000 N. S.	
Pensylvanien	810,163.
Massachusset	700,743.
Nord-Karolina	563,526.
Süd-Karolina	414,935.
Kentucky	406,511.
Maryland	380,546.
Connektikut	261,912.
Ost- und West-Tenassé	261,747.
Georgien	252,443.
Neu-Jersey	246,562.
Ohio	230,760.
Vermond	217,413.
Neu-Hamshire	214,845.
Rhode-Island	76,913.
Delaware	72,674.
Neu-Orleans	72,674.
Mississippi	10,352.
Indiana	24,520.
Kolombia	24,023.
Luisiana	20,845.
Das Illinesische	12,282.
Michisan	4,762.
zusammen	7,238,421.

Im Jahr 1774 bestand die Bevölkerung dieses Staats, ohne die inzwischen dazu gekommenen Provinzen, aus 2,486,000 Menschen.

1795 aus 4,555,946.

1802 aus 6,000,000.

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 86. Den 26. Oktober 1811.

Wilhelm Hogarth (gestorben am 26. Oct. 1764) einer der merkwürdigsten und originellsten neueren Künstler, war der Schüler der Natur. In seinen allegorischen und historischen Darstellungen greift er mit unerreichbarer Laune die Laster und Thorheiten seiner Zeit und seines Landes an, seine Characters sind voller Leben, seine Kunst, das Lächerliche zu ergreifen und getreu zu schildern, ist unerschöpflich, sein Detail reich und fein, seine Radiernadel kräftig und frei. Selbst in den kleinsten Beiwerken seiner Vorstellungen liegt Bedeutung und Aufwiegelung. Um so mehr bedürfen sie eines anhaltenden Studiums und eines erklärenden Commentars. Aber keinem seiner Landsleute gelang dieß so treffend, so ganz im Geiste des Urhebers, als unserm Lichtenberg.

Tod den Prozessen!

Kürzlich hat ein alter Advokat in Frankreich ein Werk herausgegeben, das man von einem Advokaten nicht erwarten sollte. Es führt den Titel: Tod den Prozessen! und sein Verfasser heißt Selves.

Der Inhalt dieses merkwürdigen Buchs läuft im Grunde auf das Wort hinaus: Tod den Advokaten! denn in ihrer Menge findet Herr Selves den Haupt-Grund der vielen Prozesse, welche die Ruhe und das Vermögen der Familien zerstören. Auch führt er einen Beweis, dem kaum zu widerstehen ist. Im Jahr 1808 zählte Paris zwei hundert und zwei und sechzig Advokaten, und gegen neun tausend Prozesse, die vor den Gerichten lagen. Die Reduktion dieser Zahl von Advokaten auf Einhundert und funfzig verminderte die Prozesse auf fünf tausend. — In der That, gegen diesen Beweis möchte bloß die, leider auch unter uns nicht ganz seltene, Klasse von Menschen etwas einzuwenden haben, welche mit Moliere's Arzt der Vorstellung gegen die Zwecklosigkeit eines Prozesses die Antwort entgegen setzen:

J'aurai le plaisir de perdre mon procès!

Freilich, fährt Herr Selves fort, kann man die Advokaten nicht ganz entbehren; aber sollte eine weitere Verminderung derselben die Zahl der Prozesse nicht noch mehr verringern? Niemand wird wohl daran zweifeln; aber wovon sollten diese reduzirten Advokaten leben? — Diese Frage hat die Justiz-Reform unter den Bourbon's in Neapel verhindert, und wird ihr wohl auch in Frankreich entgegen seyn.

Wirklich befände sich diese Klasse gar zu übel bei einer solchen Reform, „denn," sagt Herr Selves, „die guten alten Zeiten sind vorbei. Ehmals war das „Haus eines Advokaten einfach und bescheiden eingerichtet, „und die Frugalität der Prokuratoren zum Sprüchwort „geworden. Ihr gewöhnlicher Wein war von Surène „und Brie, und noch nahm ihm eine gute Dosis Waf„fers seine meiste Stärke. Heuttzutage aber ist das Haus „eines Advokaten ein Pallast, und die ganze Lebensweise „der Pracht desselben gemäß eingerichtet." Er berechnet die jährliche Einnahme jedes Advokaten von Paris auf 20,000 Franken, und findet in diesem Artikel eine Auflage

Digitized by Google

von drei Millionen, für welche die Meisten nichts als getäuschte Hoffnungen und oft wirkliche Zerrüttung ihrer Vermögens-Umstände erhalten.

In der That ist auch die Frechheit mancher dieser Menschen gränzenlos. Man hat Beispiele, da ein Advokat für die Führung eines einzigen Prozesses eine Rechnung von 90,000 Franken ansetzte, welche die Gerichte auf 7000 Franken reduzirten. Und noch kürzlich ist eine ähnliche Rechnung von 13,900 Fr. auf 247 herabgesetzt worden.

Dergleichen Beispiele sind schreiend, und wird man sich wundern, wenn Herr Seives ganz schonungslos mit den Advokaten auch die Prozesse tödten will? Seiner Meinung nach könnten die gegenwärtigen hundert und funfzig Pariser Advokaten noch füglich auf ein Drittheil herabgesetzt werden, sollte niemand, ohne förmliche Erlaubniß prozessiren dürfen, und müßte bei der Wahl der Friedensrichter hauptsächlich auf größere Bildung Rücksicht genommen werden.

Herr Seives führt weiter die Anzahl der Advokaten mehrerer Departements im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung an, wie beide im laufenden Jahre sind. Es ist nicht unmerkwürdig, dieser Vergleichung zu folgen.

Das Schelde-Departement zählt
636,438 Menschen, und unter diesen 48 Advokaten.

Das Gebiet der Gironde zählt
514,562 Menschen, und unter diesen 58 Advokaten.

Das Nord-Departement zählt
840,000 Menschen, und unter diesen 60 Advokaten.

Die Gerichte von Brüssel erstrecken sich auf
2,300,000 Menschen, und unter diesen 80 Advokaten.

Das Appellations-Gericht von Grenoble über
1,200,000 Menschen, und unter diesen 17 Advokaten.

Das von Montpellier zählt
1,000,000 Menschen, und unter diesen 14 Advokaten.

Das von Genua zählt
1,600,000 Menschen, und unter diesen 12 Advokaten.

Das von Bordeaux zählt
1,200,000 Menschen, und unter diesen 10 Advokaten.

Das von Rennes zählt
2,320,000 Menschen, und unter diesen 12 Advokaten.

Das vom Seine-Departement
2,300,000 Menschen, und unter diesen 80 Advokaten.

Wer zwingt Euch zu prozessiren, werden die 100 Advokaten ausrufen, die Paris zu viel hat?

De quoi vous melez-vous? Je veux que l'on me batte: rief Sganarelle Frau, als man ihrem Mann abwehren wollte, sie zu prügeln.

Es ist ganz gut, daß man unsre Zahl verringert, würde jeder dieser Advokaten sagen, wenn er die Gewißheit hätte, daß die Reduktion ihn nicht träfe.

So aber kann nur die Regierung entscheiden, welche in Frankreich wenigstens sich nicht durch falsches Mitleiden von schmerzlichen, allein von ihr für nöthig erkannten, Operationen abschrecken läßt. Wer weiß auch, ob eine weitere Reduktion nicht schon bei ihrem ersten Versuch der Art im Plane lag? Zuverläßig darf hier nichts übereilt werden; denn wenn Plato's Satz: „den schlecht geordneten Staat erkenne man am sichersten an der Menge der Aerzte und Richter," auch heutzutag noch wahr bleibt, so ist doch zuverläßig, daß man zuerst den Grund des Uebels, welcher in der Immoralität eines Volks und in der Verwirrung der Gesetzgebung liegt, heben muß, und daß die Wirkung alsdann von selbst aufhört.

Briefe berühmter Frauen.

I. Königin Christine von Schweden.

7. An Papst Alexander VII.

Heiligster Vater! Wenn Ew. Heiligkeit eine Gnade verspricht, glaubte ich, daß man darauf zählen könnte. Jezt aber seh ich, daß ich mich getäuscht habe. Versprechen und halten sind zwei Dinge, die einander in Rom ewig entgegen seyn werden.

Die französischen Edelleute, denen ich, auf Ihr Wort, versprochen habe, daß man ihnen das Castel St. Angelo so oft, als sie es wünschten, zeigen würde, sind über die abschlägige Antwort, welche man ihnen im Nahmen Ihrer gütigen Heiligkeit gegeben hat, noch weit mehr erstaunt, als ich.

Ich darf, ohne mich zu kompromittiren, nicht länger in Sie dringen. Ihre Bestbte zeigen mir, was ich davon

Digitized by Google

zu halten habe, und geben den Fremden Stoff genug und Veranlaſſung zu reichlichem Lobe.

Glauben Sie im Ernſt, heiligſter Vater, daß ich ſchweige, und daß mich ihre Weigerung beleidigt? Nein, ich bin darum nicht mehr, noch weniger, die Tochter Guſtavs Adolphs, und Chriſtine, Königin von Schweden ſeherzeit und überall, die Sie eben ſo wenig liebt und fürchtet, als viele andre, welche mehr Lärmen davon machen, als der Mühe werth iſt.

Anmerk. Dieſer Brief, und noch mehrere mündliche Aeußerungen Chriſtinens wirkten beim Papſt, daß er den franzöſiſchen Edelleuten unter der Hand bedeuten ließ, das Caſtel St. Angelo zu ſehn, zu welchem Zweck die Befehle auch gegeben waren.

8. An Mademoiſelle de Scudery.

Der Kardinal Bouillon hat den ſchönſten und liebenswürdigſten Cavalier von ganz Frankreich hieher gebracht. Er iſt erſt acht und zwanzig Jahre, und doch rühmt der heilige Vater ſeine Kenntniſſe und ſein gutes Geſicht. Er ſetzt in Erſtaunen, und entzückt; man ſieht ihn eben ſo gern, als man ihn hört; er iſt ein geſchickter Negotiateur, der die Menſchen durchſchaut, und die Geſchäfte mit unglaublicher Geſchicklichkeit behandelt.

Jedermann lobt und bewundert ihn, und man würde an dieſem Hof alles aus ihm machen, was er wollte. Die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche und die Intereſſen des Clerus werden mit vieler Kraft und Beredſamkeit von ihm vertheidigt.

Der Herzog von Chaulnes kann dieſen jungen Abbé nicht genug ſehen, und mir geht es eben ſo. Er iſt ſo angenehm, ſo lebhaft, ſo artig, daß er allen Weibern den Kopf verrückt hat, und auch Chriſtinen, die vielleicht morgenden Tages ſtirbt. Ich wünſchte, daß er mich noch einen Augenblick liebte, eh ich die große Reiſe antrete; aber ich rieche den Tod ſchon zehen Stunden weit um mich und ich bin Königin!

Polignac iſt ein vollkommener Mann. Ich bin überzeugt, er wird es weit bringen. Jugend, Schönheit, gefälliges Benehmen, Kenntniß, Geburt — ach, das iſt ja alles zehenmal mehr, als man bedarf, um eine glänzende Rolle in der Welt zu ſpielen. Wo dieſer junge Abbé auftreten wird, werden Glück, Vergnügen, Ehre ſeinen Schritten folgen. Leben Sie wohl.

Rom, 1689.

Anm. Man glaubt, daß dieß ihr letzter Brief geweſen. Man ſieht, wie gefaßt ſie zum Tode war. Sie bewies dieß auch in ihren letzten Augenblicken, und ſtarb, indem ſie den Vers ſagte:

Inveni portum, ſpes et fortuna valete;
Nil mihi vobiscum; plaudite nunc alios.

Der Sperling am Fenſter.

Aus Kerners poetiſchem Almanach.

Von Hebel.

Zeig, Chind! Wie het ſel Spätzli gfeit?
Weiſch's nümme recht? Was lueg'ſch mi a? —
„'s het gfeit: I bi der Vogt im Dorf,
„I muß von allem d' Vorlés' ha.“

Und wo der Spätzlig ſeit: 's iſch gnug!
Was thut mi Spatz, wo d' Vorlés het? —
„Er lißt am Bode d' Bröſi uf,
„Suſt müeßt er hungerig in's Bett.“

Und wo der Winter d' Felder deckt,
Was thut mi Spatz in ſiner Noth? —
„Er pöpperlet am Fenſter a,
„Und bettlet um e Stückli Brod. —

„Gang gib em, Mutter! 's friert en ſuſt.“ —
Zeig, ſag mer z'erſt, 's preſſirt nit ſo,
Wie chunnts der mit dem Spätzli vor?
Meinſch nit, es chönnt eim au ſo goh?

Chind, wird's der wohl, und 's goht der gut,
Sag nit i bi ne riche Her,
Und iß nit Brotis alli Tag!
's chönnt anderſt werde, Handumchehr.

Iß nit den chroſplig Rauft vom Brod,
Und loß de weiche Broſme ſtoh!
— De heſchs im Bruuch — es chunnt e Zit,
Und wenn de's hättrſch, wie wärſch ſo froh!

De blaue Mentig währt nit lang,
Und d' Wuche hee no mengi Stund,
Und mengi Wuche lauft dur's Dorf,
Biß iedem au ſi lezti chunnt.

Digitized by Google

Und was men in si'm Früehlig lehrt,
Me treit nit schwer, und het's e mol,
Und was men in si'm Summer spart,
Das chunnt eim in si'm Spötlig wohl.

Chind, denk mer dra, und halt di guet!
„O Mutter lueg! der Spatz will goh!"
Se gang er! Leng die Hirse dört,
Und sträu'em! Er wird wieder cho!

Spötlig (Spätling.) Spätjahr.
Brös'li, Brosamen.
Handumcher (Handumkehr) unversehens.
chrosplig, Eigenschaft der Rinde des frischgebackenen Brodes.
lehrt, lernt.

Historische Anekdoten.

König Peter von Kastilien, von bestochenen Geschichtschreibern der Grausame, von den Andalusiern der Rechtsprecher zugenannt, trieb sich oft in den Straßen umher, und neckte die Vorübergehenden. Einst machte er sich an einen Schuflicker, der so wenig Scherz verstand, daß er sich nachdrücklich vertheidigte. Peter gerieth in Wuth, und schlug den Mann todt. Ein altes Weib hatte den König erkannt, und gab ihn vor der Obrigkeit als Mörder an. Die Beamten verfügten sich zu dem Monarchen, und frugen ihn, ob er wirklich dieses Mords schuldig sey. Peter gestand es, ließ ordentlich Gericht über sich halten, und sich seinen Kopf zur Strafe in effigie abschlagen.

Ein andresmal that er bei folgendem Vorfall einen merkwürdigen Richterspruch.

Ein armer Schuster brachte einem Domherrn von Sevilla neue Schuhe, die sehr schlecht gemacht waren. Der Geistliche wurde über dieselben so zornig, daß er dem Schuster in seiner Hize einen Schlag versezte, der ihn tödtete. Der Unglückliche hinterließ eine trostlose Wittwe, vier Töchter und einen erwachsenen Sohn. Sie verklagten den Domherrn vor seinem Kapitel, und dieses that den Ausspruch, daß er ein Jahr lang sich aller priesterlichen Verrichtungen enthalten sollte. Nach einiger Zeit sah der Sohn des Schusters den Domherrn bei einer öffentlichen Procession mit aller Aufgeblasenheit seiner Würde prangen. Dieser Anblick regte seinen Schmerz und seine Rachsucht so heftig auf, daß er sich nicht mehr fassen konnte. Wie ein Rasender stürzte er auf den Domherrn los, und stieß ihm seinen Degen durch die Brust. Man nahm ihn natürlich augenblicklich fest, und die Gerichte verurtheilten ihn zu der Strafe, gerädert zu werden. Peter, der dieses Urtheil zu bestätigen hatte, kassirte es, und verwandelte es für den Schuldigen in das Verbot, ein ganzes Jahr lang keine Schuhe machen zu dürfen.

Notizen.

Die englische Literatur der Monate Mai bis August lieferte mehrere Werke, deren Verpflanzung auf deutschen Boden sehr zu wünschen wäre. Unter diesen befindet sich Linné's Reise nach Lappland, welche der Präsident der Linné'schen Gesellschaft, James Edward Smith, nach den Handschriften und Zeichnungen des berühmten Verfassers herausgegeben hat. Das Werk ist in 40, und mit sechszig Kupferstichen ausgestattet. Miß Elisabeth Spence hat Skizzen von dem gegenwärtigen Zustand Schottlands in Absicht auf Sitten, Moralität u. dgl. bekannt gemacht. Von dem fertigen Reisebeschreiber John Carr sind auch Reisen in Andalusien erschienen, welche man allgemein für eine Kompilation hält. Von Lord Valentia's Reise nach Abessynien ist eine neue Ausgabe gemacht worden, und Bernhard Trotter, ehemaliger Sekretär von Fox, hat Denkwürdigkeiten über die lezten Lebensjahre dieses großen Staatsmann's, und besonders über seine Reise nach Frankreich und Holland im Jahr 1802 angekündigt, auf deren Erscheinung das Publikum äußerst gespannt ist. Von Goldsmith's geographischer Grammatik ist die 31ste Ausgabe herausgekommen.

In dem heutigen Isernia, im Königreich Neapel, werden gegenwärtig große Grabungen vorgenommen. Bereits hat man viele Reste von Architektur, eine Menge von Bronzen und Münzen, und mehrere Inschriften gefunden, von denen eine auf einem Grabmal wegen ihrer Sprache merkwürdig ist. Sie lautet:

Hermeti Agri
Capitonis Serierma Pater
Et Stadiun Mater
Fec.
V. A. III.

Digitized by Google

Süd-Deutſche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunſt.

Nro. 87. Den 30. Oktober 1811.

Karl XI. König von Schweden, (geſtorben den 30ten October 1611, heute vor 200 Jahren) anfangs Herzog von Südermannland, verdrängte den rechtmäßigen Beſitzer und Erben, ſeinen Neffen Sigismund, vom Thron, regierte mit einer Härte, die nicht ſelten in Grauſamkeit übergieng, und hinterließ ſeinem Sohn, dem großen Guſtav Adolf, zugleich mit der Krone drei Kriege, den ruſſiſchen, polniſchen und däniſchen, wovon auſſer dem ruſſiſchen keiner mit Glück geführt worden war. Doch war Karl in ſeiner Denkungsart ganz Schwede, und, ſo viel es die Umſtände erlaubten, für das Wohl des Landes unermüdet geweſen. Schweden verdankt ihm die Erbauung der Stadt Gothenburg, die erſte durch den Druck geſchehene Bekanntmachung des Landesgeſetzes und den Anfang der Reichsvermeſſung.

Die neun Bildſäulen.
Ein Mährchen der Scheherazade.
Von Weiſſer.

Der König von Baſſora war mit allem geſegnet, nur nicht mit dem, was oft, und beſonders bei ſonſt wenig geſegneten Leuten das Gegentheil des Segens zu ſeyn pflegt, mit Kindern. Aber gerade, weil ihm dieſer Segen verſagt war, legte er ihm einen deſto größern Werth bey, und verlangte ihn deſto hartnäckiger. Vielleicht, dachte er, liegt die Sache nur daran, daß ich dem Himmel ein gutes Wort verleihe, und da er gewohnt war, das meiſte von dem, was er ſelbſt hätte thun ſollen, durch Andere thun zu laſſen, ſo mußten auch Andere für ihn beten. Die heiligen Männer, welchen er dieſes Geſchäft auftrug, unterzogen ſich ihm mit dem größten Eifer, und der Himmel, der ſich, wie billig, durch das Vertrauen Seiner Majeſtät ſehr geſchmeichelt fand, und überhaupt, wie man weiß, die Bitten der Könige als Befehle zu betrachten pflegt, hatte nichts Dringenderes zu thun, als dafür zu ſorgen, daß die Königin neun Monate nach dem Tage der erſten Fürbitten von einem Prinzen entbunden wurde, welchem man den Nahmen Zein Alasnam, oder Schmuck der Bildſäulen beylegte.

Der gekrönte Vater war nicht der Meinung einiger Philoſophen, daß es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen, und noch mehr verdammte er diejenigen, die behaupteten, daß dieſes Vorherwiſſen unter die noch unentdeckten Künſte gehöre. Da ihn ſeine Augen in jeder hellen Nacht von dem Daſeyn der Sterne überzeugten, ſo pflegte er oft zu ſagen, er wiſſe nicht, warum nicht in dieſen Sternen das Schickſal der Menſchen, oder wenigſtens der Prinzen geſchrieben ſeyn ſollte. Der Umſtand, daß es beinahe ſo viele Sterndeuter als Sterne gab, beſtärkte ihn noch mehr in ſeinem Glauben, und da die ſeinigen ohne Ausnahme ſehr lange Bärte hatten, ſo ſprach er allen Leuten den Menſchenverſtand ab, die ſich beigehen ließen, bei den Deutungen dieſer unerläglichen Kundſchafter

Digitized by Google

der Zukunft ein zweifelhaftes Gesicht zu machen, oder gar die Köpfe zu schütteln.

Kein Wunder, daß er bei diesen Gesinnungen auch den Lebenslauf des jungen Prinzen, noch ehe er recht begonnen hatte, bis zu seiner Entwicklung von ihnen zu erfahren wünschte, und daß er ihrem Ausspruche den unbedingtesten Glauben beimaß. Dieser Ausspruch lief darauf hinaus, daß der Prinz das Glück eines langen Lebens genießen, und sich durch seinen Muth auszeichnen, dieses Muths aber noch mehr gegen seine Unglücksfälle, als gegen seine Feinde bedürfen werde, und es macht der Weisheit des Königs Ehre, daß er sich über diese Prophezeihung mehr freute, als betrübte. Das größte Unglück eines Prinzen, sagte er, ist, wenn ihm gar kein Unglück begegnet. Man sieht ja täglich, wie schwer es sich mit den Leuten leben läßt, welchen alles nach Wunsch geht, und die Kunst zu herrschen kann ohnehin nirgends besser gelernt werden, als in der Schule der Trübsal.

Die Sterndeuter wurden also auf eine Art belohnt, die der Würde des Königs eben so angemessen war, als ihrer hohen Kunst und dem Werth ihrer Weissagung, und zugleich versäumte der sorgfältige Vater nichts, um dem Prinzen eine Erziehung zu geben, die in gleichem Grade seinem künftigen Beruf und seinem künftigen Mißgeschick entsprach. Er sollte Glück und Unglück, Ueberfluß und Mangel, Reichthum und Armuth ertragen, er sollte befehlen und gehorchen lernen; kurz, keine Last sollte seinen Kräften, und keine Gefahr seinem Muthe zu schwer seyn. Allein dieses Muster einer Prinzenerziehung wurde beinahe schon im Entstehen vereitelt. Eine schwere Krankheit, welche die Sterndeuter des Königs entweder nicht vorausgesehen, oder ihm wenigstens nicht vorausgesagt hatten, warf ihn aufs Lager, und ließ gleich anfänglich wenig Hoffnung zu seiner Genesung übrig. Die Aerzte machten bedenkliche Gesichter, und da die Söhne des Aeskulaps die unträglichsten Wahrsager sind, wenn sie die Unzulänglichkeit ihrer Kunst eingestehen, so verlor der weise Monarch keinen Augenblick, sein Haus zu bestellen. Er ließ seinen Sohn an sein Krankenbett rufen, und es war zu bedauern, daß nicht wenigstens noch ein Duzend Prinzen es umringten, um die heilsamen Lehren zu vernehmen, die aus dem Munde eines Sterbenden einen doppelt tiefen Eindruck machten. Doch welcher Prinz und welcher König weiß es nicht, daß es besser ist, durch Liebe als durch Furcht regieren, daß die Schmeichler ein eben so gefährliches, als verächtliches Ungeziefer sind, und daß man im Belohnen und im Bestrafen nicht langsam genug seyn kann?

Der König verschied, und der Prinz erfüllte wenigstens Eine Pflicht des Sohns so ziemlich. Er legte Trauer für den Erblaßten an, und trug sie sieben Tage. Was aber die Lehren betrifft, die er ihm gab, so hätte der König besser gethan, ihm gerade die entgegengesetzten zu empfehlen: denn in diesem Falle würde er Ursache gehabt haben, sich noch im Grabe über den pünktlichen Gehorsam, mit welchem der Prinz sie befolgte, zu freuen. Er hatte nehmlich kaum am achten Tage die Trauer abgelegt, und das väterliche Siegel in dem öffentlichen Schatze mit dem seinigen verwechselt, als er für niemand mehr ein Ohr zu haben schien, als für die Schmeichler, mithin gerade für die Leute, für die er keines hätte haben sollen. Je besser er die Pflichten seines Volks gegen ihn kannte, desto ungereimter schien es ihm, daß es auch Pflichten des Königs gegen das Volk geben sollte. Der Herr, sagte er, kann nicht zugleich der Sklave seyn, und was wäre ich, als der Sklave meiner Sklaven, wenn diese irgend etwas von mir zu fordern das Recht hätten, was ich ihnen zu gewähren keine Lust habe? Ein schöner König, der für seine schlafenden Unterthanen wachen, und bald seinen Schweiß, bald sein Blut für sie vergießen soll! Sein Vater hatte ihm, wie wir wissen, empfohlen, sich mehr um die Liebe, als um die Furcht seiner Unterthanen zu bemühen. Er bemühte sich aber weder um die eine, noch um die andere. Auch wurde er in der That von ihnen so wenig gefürchtet, als geliebt. Dafür haßten ihn aber die meisten, und alle verachteten ihn. Die wichtigsten Staatsämter und die höchsten Ehrenstellen waren für Geld feil, und wurden an Räuber verkauft. Er war nur schwach, leichtsinnig und ausschweifend: ohne böse zu seyn. Aber kaum hätte ein Tyrann mehr Böses stiften können, als er. Die Gerechtigkeit muß man ihm indessen widerfahren lassen, daß er nicht nur sein Volk arm machte, sondern auch sich selbst, und da der Nahme der Favoritinnen, der Tänzer und Tänzerinnen, der Flötenspieler, der Gaukler und Possenreißer mit und ohne Rang, an die er seine Schätze verschleuderte, Legio war, so konnte er sich

Digitized by Google

mit Recht als den Stifter des Wohlstands von Tausenden betrachten.

Vergebens erschöpfte seine Mutter, eine eben so verständige als menschenfreundliche Dame, ihre Beredsamkeit, um ihm über die Folgen seiner Lebensart die Augen zu öffnen, und selbst die Vorstellung, daß das Volk der Verzweiflung nahe, und er in Gefahr sey, Krone und Leben zu verlieren, machte keinen Eindruck auf ihn. Indessen fehlte nur wenig, daß er dieses Schicksal wirklich erlebt hätte. Es entstand ein allgemeines Murren, und nur den klugen Maaßregeln der Königinn, von welchen die wichtigste darin bestand, daß sie ihren Sohn nöthigte, die Verwaltung des Reichs einem ehrwürdigen Senat erfahrener Männer anzuvertrauen, hatte man es zu danken, daß das glimmende Feuer noch zu rechter Zeit erstickt wurde.

Kaum sah übrigens der leichtsinnige Zain seine Schatzkammer ausgeleert, als er zu verschwenden aufhörte, und es sogar recht ernstlich zu bereuen anfing, daß er keinen bessern Gebrauch von den väterlichen Reichthümern gemacht hatte. Eine tödliche Schwermuth war die Folge seiner Selbsterkenntniß, und alle Trostgründe verloren bei ihm ihre Kraft. Endlich aber lebte wieder einige Hoffnung in ihm auf, und zwar durch das Zureden eines Greises, der ihm — im Traum erschien.

Prinz Zain, sprach dieser Ehrfurcht gebietende Alte mit freundlicher Miene, hast du den ewigen Wechsel zwischen Kummer und Freude, zwischen Glück und Unglück in dem Schicksale der Sterblichen vergessen, und denkst du im Sturm nicht an die sanfte Stille, die auf ihn folgen wird? Stehe auf, und eile nach Egypten. In Kairo wird sich deine Betrübniß durch ein großes Glück, das dich dort erwartet, in Freude verwandeln.

In einem höchst ernsthaften Ton erzählte der Prinz am folgenden Morgen diesen Traum seiner Mutter, und — wurde ausgelacht. Eilt doch, so sehr ihr könnt, sagte sie, nach Egypten; denn wer wollte einem alten Manne nicht gehorchen, der uns im Traume zu einer Lustreise von einigen hundert Meilen aufmuntert?

Ihr scherzt, Madam, antwortete der Prinz, aber ich sage euch, daß der Traum eine der eurigen ganz entgegen gesetzte Stimmung bei mir hervorgebracht hat. Ich weiß wohl, wie man gewöhnlich von Träumen zu urtheilen pflegt. Aber es würde nichts schaden, wenn man auch in diesem Falle seinen Unglauben nicht zu weit triebe, und wenn ich vollends einen Traum, wie den meinigen, für ein bedeutungsloses Gaukelspiel des Schlummers halten sollte, so würde ich anfangen, an noch weit heiligern Dingen zu zweifeln. Hätter ihr nur, theure Mutter, den Greis gesehen, von dem ich vielleicht gar nicht einmal träumte, sondern der mir, wie ich vermuthe, wirklich erschien! Das Alter war das Wenigste, wodurch er Ehrfurcht einflößte. Sein ganzes Wesen verrieth eine höhere Natur, und wenn es mir erlaubt ist, euch meine wahren Gedanken zu vertrauen, so glaube ich, es war der große Prophet selbst, der so oft die Leidenden tröstet, und auch den unglücklichen Zain seiner Theilnahme würdigen wollte. Wie könnte ich also ein Mißtrauen in seine Verheißungen setzen, und darf ich mich einen Augenblick bedenken, seinem Gebote zu folgen?

Die Vorstellungen der Königin gegen diesen Entschluß hatten keinen andern Erfolg, als daß der Prinz, statt seine Reise öffentlich anzutreten, noch in derselben Nacht heimlich seinen Pallast verließ, und ohne alle Begleitung den Weg nach Kairo nahm.

Es war kaum ein Ungemach, mit dem er nicht auf dieser Reise zu kämpfen hatte, und sie wurde für ihn zu einer wahren Bußübung, wenn er gleich weder auf Erbsen gieng, noch auf den Knieen rutschte.

Als er endlich die berühmte Stadt erreichte, die an Größe und Schönheit kaum eine Nebenbuhlerin in der Welt hat, bestand seine erste Verrichtung darin, daß er vor der Pforte einer Moschee von seinem Thier stieg und einschlief. Dieser Schlaf war jedoch keineswegs willkührlich: denn wer träumen soll, muß in der Regel schlafen, und der Greis, der sich im Wachen nicht mit ihm unterhalten wollte, hatte nothwendig mit ihm zu sprechen. Er erschien ihm auch wirklich, als ihm kaum die Augen zugefallen waren, und sprach: Ich bin mit dir zufrieden, mein Sohn. Du hast meinen Worten geglaubt, und sollst keine Ursache haben, es zu bereuen. Bloß, weil ich es wollte, entschlossest du dich, eine Reise zu unternehmen, von welcher du nur die Länge und Beschwerlichkeiten, keineswegs aber den Vortheil vorausseben konntest. Aber gerade darum legte ich sie dir auf, damit du Gelegenheit bekämst, deinen Muth und deine Entschlossenheit zu erproben. Mit Ehren hast du die Prüfung bestanden, und dich des Glücks würdig gezeigt, das ich dir zugedacht habe. Kehre nach Bassora zurück, um die Schätze, die du in deinem Pallast finden wirst, in Empfang zu nehmen, und der reichste König der Erde zu seyn.

Der Prinz erwachte, und fand durch diesen zweiten Traum seinen Glauben an die Zuverläßigkeit des ersten völlig zernichtet. Ich habe, sprach er zu sich selbst, wie ein Bettler von Schätzen geträumt, und der Traum wird mir eben so wenig Wort halten, wie dem Bettler. Ein schöner Prophet, dieser Greis! Er verheißt mir ein Glück, das meiner in Kairo wartet, und dieses Glück besteht in dem Schlaf einer Viertelstunde, und in geträumten Reichthümern, die ich in meinem leeren Pallast zu Bassora finden soll! Schade, daß nicht außer meiner Mutter auch noch meinen Unterthanen die Ursache meiner Reise bekannt ist! Ohne Zweifel würden sie nicht ermangeln, mir und der Leichtgläubigkeit zugleich eine Ehrensäule zu errichten.

Bei seiner Zurückkunft erzählte er der Königin, die sich mit Lächeln nach dem Erfolg seiner Reise erkundigte, alles, was ihm begegnet war, und bezeugte sich so gekränkt über seine getäuschte Hoffnung, daß sie die Neigung sich ein wenig auf Kosten seines Abenteuers lustig zu

Digitized by Google

machen, gern unterdrückte, und so gar den Bekümmerten durch alle möglichen Troſtgründe aufzurichten ſuchte.

Hört auf, euch zu grämen, mein Sohn, ſagte ſie. Euer Glück beruht weder auf geträumten, noch auf wirklichen Reichthümern. Es ſteht in eurer eigenen Hand. Der Tanz, die Flöte und der purpurrothe Wein, dieſe Wollüſte ſind es, die euch in's Verderben ſtürzen. Entſagt ihnen, und ihr werdet die ſüßen Früchte einer mäßigen Lebensart genieſſen. Liebt eure Unterthanen, und ſie werden euch anbeten. Gründet ihr Glück, und das eurige wird das größte ſeyn. Sieht die Vorſehung, daß eure Zufriedenheit durch Reichthümer vermehrt werden kann, was iſt ihr leichter, als ſie euch finden zu laſſen!

Der Prinz gelobte ſeiner Mutter feierlich, von nun an nur ihren Lehren und dem Rath ſeiner Vezière zu folgen. Aber gleich in dieſer Nacht erſchien ihm der Geiſt zum drittenmal im Traume. Muthiger Zain, ſagte er, endlich ſind alle Hinderniſſe deines Glücks hinweggeräumt. Du haſt nichts weiter nöthig, als morgen, wenn du aufſtehſt, den Boden in dem Kabinet deines Vaters aufzugraben, um der Beſitzer unermeßlicher Schätze zu werden.

(Fortſezung folgt.)

Fragen von Biſchof Berkeley.

Müßte der geſetzgebenden Macht nicht daran gelegen ſeyn, ihren Einfluß auch auf das Reich der Moden zu erſtrecken, ſtatt dieſes, trotz ſeiner großen Einwirkungen auf die Geſellſchaft, einzig und allein dem Regiment der Weiber, der Gecken und der Schneider zu überlaſſen?

Sollten vernünftige Moden eine größere Einſchränkung der Freiheit ſeyn, als unvernünftige?

Sollte ein allgemeiner, guter Geſchmack nicht ſehr viel zur Vergrößerung eines Volkes beitragen? Und iſt ein niedriger Adel, ohne Erziehung und Bildung, nicht das größte Nazional-Uebel?

Sollten wir nicht, da unſre Ausfuhr abnimmt, auch unſre Einfuhr vermindern? Wird dieſe nicht zugleich mit unſern Bedürfniſſen eingeſchränkt werden, und dieſe mit der Mode? Iſt daher ein Frauenzimmer nach der Mode nicht für einen Feind des Staats zu erklären?

Würden wir wohl, wenn die Frauen keine Mitgift bekämen, ſo viele unglückliche, und unfruchtbare, Ehen ſehen?

Iſt der Kredit der öffentlichen Fonds nicht eine Goldgrube für England? Und muß man nicht vor jedem Schritt, der dieſen Kredit vermindern kann, erſchrecken?

Welches Recht hat denn der älteſte Sohn auf die ſchlechteſte Erziehung?

Hat der, welcher in einem Gefängniß ſizt, nicht, ſo lang dieß der Fall iſt, ſeine Freiheit verloren? Und iſt daher nicht eine Art von Sklaverei in allen Staaten eingeführt?

Erſinnen nicht Thoren die Moden, und befolgen ſie nicht weiſe Männer?

Häusliches Idyll.

Der Mann.

Sehr unzienlich, mein Kind, iſt dieſes ewige Lachen;
Ausgelaſſenheit nennt das die aufmerkſame Welt.

Die Frau.

Nicht zum Beſten, mein Freund, ſteht dir die finſtere Miene;
Mir langweilig nicht nur, Anderen mehr noch iſt ſie's.

Der Mann.

Größere Sparſamkeit auch empfehl' ich dir. Solche Verſchwendung
Führt am Ende zur Noth, Schande ſtellt ſelbſt ſich dann ein.

Die Frau.

Was Geſellſchaft und Rang zur Pflicht uns machen, Verſchwendung
Nennſt du das? Schmuziger Geiz wäre, was minder geſchäh.

Der Mann.

Auch die jungen Herrchen, Madame, die ſtets Sie umflattern,
Hab' ich zu dulden nicht mehr länger die thörichte Luſt.

Die Frau.

Nur Ihr Fehler, mein Herr, warum verſtehn Sie's nicht beſſer,
Mich zu beluſtigen? Soll ewig langweilen ich mich?

Der Mann.

Solchen Ton verbitt' ich mir. Denken Sie, wem Sie das ſagen.

Die Frau.

Ihnen, mein Herr, und bei Gott! Andres noch ſag' ich hinzu.

Der Mann.

Nur nicht ſo heftig, mein Kind —

Die Frau.

Wer ſoll die Geduld nicht verlieren?
Immer die ewige Leyr —

Der Mann.

Immer die nemliche Noth.
Weißt du, daß ich im Hauſe der Herr ſeyn ſoll, und es ſeyn will?

Die Frau.

Weißt du, daß ich Frau forthin im Hauſe will ſeyn?

Der Mann.

Frau vom Hauſe, das ſollſt du bleiben, wer will's dir verwehrn?

Die Frau.

So überlaß dann mir, was mich allein nur betrifft.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 88. Den 2. November 1811.

Achmet Kiuprili, Großvezier des Sultans Muhammed IV. von 1661 bis 1676, befolgte das ächte, alte Osmanische System der Staatsverwaltung, indem er die Janitscharen so thätig aus Kriegen in Kriege trieb, daß die innere Ruhe des Reichs gesichert blieb. Zwar verlor er gegen Montecuculi die Schlacht bei St. Gotthard, aber doch blieben im zwanzigjährigen Waffenstillstande Neuhäusel und Großwardein für die Pforte gewonnen. Vor Candia entwickelten die Türken unter seiner Anführung die Kraft, der sie ihre Größe zu danken haben, und welcher nur die Leitung fehlt. Dieser Krieg kostete ihnen 200000 Mann, doch eroberten sie endlich mit den Ruinen von Candia die ganze Insel Creta. Achmet Kiuprili starb am 2. Nov. 1676, und es ist merkwürdig, daß so wie er seinem Vater Muhammed Kiuprili in der Vezierschaft gefolgt war, also auf ihn in der nemlichen Würde erst sein Tochtermann, dann (1683) sein Sohn Mustapha Pascha und (1710) sein Enkel Numan Pascha folgte.

Bemerkungen über die Moden.

Wäre es nicht viel zweckmäßiger, wenn die Damen die Schleppe ihrer Kleider vorne trügen? Die Männer hätten dabei den Vortheil, ihnen nicht mehr so häufig auf dieselben treten zu können, was gewiß keine Kleinigkeit wäre; denn ich frage alle Damen auf ihr Gewissen: ob sie je ein Schleppkleid einen Abend getragen, ohne daß ihnen darauf getreten worden ist? Für die Schauspielerinnen wäre diese Mode noch vollends von den heilsamsten Folgen. Sie brauchten z. B. die pathetischsten Stellen nicht durch ein Manoeuvre mit dem Schlepp zu unterbrechen, das immer mit Zuverläßigkeit voraussagt, wohin sie ihre Richtung nehmen werden. Ferner dürften hübsche Waden nicht so unbarmherzig unter dem Scheffel zu leuchten. — Auch würden die Schleppe, vorn angebracht, ihrem Nahmen besser entsprechen, als jetzt, wo sie eher gezogen, als geschleppt werden.

Ihr dürft mit Gewißheit annehmen, daß immer etwas dahinter steckt, wenn ein Frauenzimmer gewöhnlich Hüte trägt. Am allerwenigsten müßt ihr aber denen trauen, die mehr verbergen, als bedecken.

Es ist darauf zu rechnen, daß Männer, welche gewöhnlich Schuhe tragen, eine wohlgeordnete Oekonomie haben, und gute Geschäftsmänner sind. Von einem Geschäftsmann, der gewöhnlich Sporen an den Stiefeln hat, halte ich eben nicht sehr viel.

Ich habe großes Zutrauen zu Männern, welche lange Röcke tragen, und die Weste immer hübsch ordentlich zugeknöpft haben. Diese Leute sind gute Haushälter, und ihr dürft ihnen keklich euer Vermögen anvertrauen — wenn ihr gegen ihre Ehrlichkeit keinen Zweifel hegt.

Digitized by Google

Die neun Bildsäulen.
Ein Mährchen der Scheherazade.
Von Weisser.
Fortsezung.

Der Prinz eilte, sobald er erwachte, in das Gemach der Königin, um ihr den neuen Traum zu erzählen, und fand diese so ungläubig, als das erstemahl. In der That, mein Sohn, sagte sie, man kann unmöglich zudringlicher seyn, als euer Greis. Schon zweymahl hat er euch zum Besten gehabt. Wollt ihr ihm zum drittenmahl die Freude machen, eurer Leichtgläubigkeit zu spotten?

Ich glaube ihm kein Wort, antwortete der Prinz, aber zum Spaß will ich doch das Kabinet meines Vaters durchsuchen.

Ein sonderbarer Unglauben, erwiederte die Königin, der alles leistet, was man von dem unerschütterlichsten Glauben fordern kann! Der Greis verspricht euch einen Schatz in dem Kabinet eures Vaters. Ihr glaubt ihm nicht, und wollt doch nachgraben. Was könnte ihr mehr thun, wenn ihr ihm glaubtet? Doch befriedigt immer eure Neugierde. Die Arbeit, die ihr euch auflegt, ist wenigstens nicht so beschwerlich, als eine Reise nach Egypten.

Ich sehe, Madam, versezte der Prinz, daß ich euch vergebens meine Schwäche zu verbergen suche. Doch, wie kann ich ein Vertrauen Schwäche nennen, dem, wie es mir scheint, die Vernunft selbst das Wort redet? Ich berufe mich auf euer eigenes Urtheil, ob dieser dritte Traum nicht so beschaffen ist, daß er die beiden ersten bestätiget? Zuerst befahl mir der Greis, nach Egypten zu reisen. Ich gieng, und er sagte mir, er habe durch diese Reise meinen Muth prüfen wollen. Bei dieser zweiten Erschinung versprach er zugleich mir Schäze, die ich in meinem Pallaste zu Bassora finden würde, und bei der dritten endlich bezeichnet er mir den Ort noch näher, wo ich sie zu suchen habe. Stehen diese drei Träume nicht in so schöner Verbindung, daß sie nicht unwürdig wären, das Werk eines wachenden Dichters zu seyn? Mögen aber auch sie nicht mehr Glauben verdienen, als ähnliche Geburten eines gestörten Schlafs, was verliere ich, wenn ich auch nach einem Schatten, den ich für ein Wesen hielt, greife? Werde ich nicht eben dadurch am sichersten von meinem Wahn geheilt, und was ist ein vergeblicher Versuch gegen den Vorwurf, den ich ohne ihn mir mein ganzes Leben hindurch machen müßte, daß ich vielleicht das glänzendste Glück einer unzeitigen Starkgeisterei aufgeopfert habe?

Ohne die Antwort der Königin zu erwarten, eilte er in das väterliche Kabinet, und fing an mit seinem mitgebrachten Werkzeuge die Quadersteine des Fußbodens aufzuheben. Er hatte bereits mehr als die Hälfte derselben weggeschafft, und noch immer ließ sich auch nicht die entfernteste Spur eines Schazes wahrnehmen. Sein Vertrauen schwand mit seinen Kräften. Ich fürchte, dachte er, indem er bei seiner ermüdenden Arbeit eine kleine Pause machte, ich fürchte, der Unglaube meiner Mutter wird über meinen Glauben triumphiren. Nichts desto weniger begann er mit neuem Muth zu graben, und endlich bekam er Grund zu hoffen, daß seine Beharrlichkeit nicht unbelohnt bleiben würde. Der nächste Quaderstein, den er weghob, machte eine weisse Marmorplatte, und diese, als auch sie seinem Hebel wich, eine Thür mit einem stählernen Schlosse sichtbar, das er ohne Mühe aufsprengte. Er zündete eine Kerze an, und gelangte auf einer langen Wendeltreppe in ein unterirdisches Gewölbe, das an Decke und Wänden mit Kristall getäfelt, und dessen Fußboden mit chinesischen Porzellanscheiben ausgelegt war. Das erste, was seine Aufmerksamkeit auf sich zog, waren vier Gesimse, oder vielmehr die zehn Urnen von Porphyr, die er auf jedem zählte. Der Wein in diesen Gefäßen, dachte er, zählt wohl dreimal so viel Jahre, als ich, und ich denke, meine Kennerzunge wird ihm sein Alter schwerlich zum Vorwurfe machen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen und sein Entzücken, als er den Deckel von dem ersten besten dieser vermeinten Weinbehälter abhob, und etwas weit schlechteres als Wein, nemlich Gold darin fand! Nicht weniger trunken, als wenn er seinen Durst wirklich aus einer mit Nectar angefüllten Urne gelöscht hätte, eilte er, sobald er sich überzeugt hatte, daß auch die übrigen Urnen des Gottes voll waren, vor dem die ganze Welt auf den Knieen liegt, zu seiner Mutter, um sie durch die mitgenommene Hand voll Zechinen besser als durch alle Vernunftschlüsse von ihrem Vorurtheile gegen Träume zu heilen.

Die Königin, indem sie dem Prinzen ihre Freude über seine Entdeckung bezeugte, konnte sich nicht enthal-

Digitized by Google

ten, ihm zualeich ihre Furcht vor einem Rückfall in ſein vorige Verſchwendung merken zu laſſen. Allein er verſprach ihr mit ſo ſchönen Worten den weiſeſten Gebrauch von ſeinen neuen Reichthümern zu machen, daß ihre Sorge wenigſtens halb verſchwand. Ihrem Wunſche gemäß führte er ſie ſelbſt in das unterirdiſche Gemach, das ihr Gemahl ſo heimlich hatte verfertigen laſſen, daß die Sache ſogar ihr ein Geheimniß blieb. Mit neugierigen Augen betrachtete ſie alle Gegenſtände, und entdeckte zuletzt in einer Blende noch eine kleine Urne von dem nemlichen Stein, wie die größern, die der Aufmerkſamkeit ihres Sohns entgangen war, und worin ſie beim Aufheben des Deckels einen goldenen Schlüſſel fand. Dieſer Schlüſſel, ſagte ſie, iſt ohne Zweifel der Vorbote eines neuen Schazes, und wirklich öffnete er ein Schloß, das der Prinz nach langem Suchen in der Mitte einer Wand entdeckte. Die Thüre ſprang auf, und ein zweites Gemach wurde ſichtbar, aus welchem 8 Bildſäulen, deren jede aus einem einzigen Diamant geſchnitten war, ſeinen erſtaunten Augen entgegen blizten. Dieſe Wunderwerke ſtanden auf Fußgeſtellen von gediegenem Golde, und auf einem neunten fand er ſtatt des Bildes einen Zettel von weiſſem Atlas, mit folgender Nachricht:

„Du erſtaunſt, mein Sohn, über die Koſtbarkeit dieſer acht Bildſäulen, die keine menſchliche Kunſt, ſondern ein Wunder der Genien hervorgebracht hat, und welche dein Vater mit größerer Mühe ſich verſchaffen mußte, als die Eroberung von eben ſo vielen Ländern ihm gekoſtet hätte. Aber ſo unſchäzbar auch ihr Werth iſt, ſo wiſſe, daß die Welt eine neunte beſizt, von welcher dieſe acht ſo unendlich übertroffen werden, daß ihnen nichts als Leben fehlt, um die Qualen des Neids und der Beſchämung in ihrem Buſen zu fühlen. Du brennſt, indem du dieſe Worte lieſeſt, bereits vor Begierde, auch dieſe neunte die wenige zu nennen, und dadurch erfüllt du den höchſten Wunſch deines Vaters. Eile alſo nach der Stadt Kairo, in Egypten, um meinen alten Sklaven Mobareck aufzuſuchen. Der Erſte, dem du auf der Straße begegneſt, wird die ſeine Wohnung anzeigen, und ſobald du ihm deine Geſchichte erzählſt, wird er in dir den Sohn ſeines ehemaligen Herrn erkennen. Er iſt der einzige, der dich nach dem Orte begleiten kann, wo die Bildſäule für das neunte Fußgeſtelle zu finden iſt, deren Beſiz dir die höchſte Glückſeligkeit, zu welcher ein Sterblicher gelangen kann, verſchaffen wird."

Eine wunderbare Unruhe bemächtigte ſich des Prinzen, ſobald er dieſe Worte geleſen hatte. Ich muß ſterben, meine Mutter, ſagte er, oder dieſe neunte Bildſäule beſizen, und ich hoffe, Madam, ihr werdet nichts gegen meine Reiſe nach Kairo einzuwenden haben.

Ich rathe euch vielmehr, antwortete die Königin, ſie aufs eiligſte anzutreten. Die Wunder, die wir hier ſehen, ſind die ſicherſte Bürgſchaft, daß ihr unter dem Schuze des großen Propheten ſteht, und ich zweifle nicht, es iſt auch ſein Wille, daß ihr dieſe neunte Bildſäule aufſucht.

Ohne daß ihm irgend etwas Merkwürdiges auf der Reiſe begegnete, kam der Prinz mit dem kleinen Gefolge eines Privatmanns in Kairo an, und vernahm, als er ſich bei dem erſten Vorübergehenden auf der Straße nach Mobareck erkundigte, er ſey einer der reichſten und angeſehenſten Bürger der Stadt, der auf dem Fuß eines großen Herrn lebe, und beſonders für Fremde immer ein offenes Haus habe.

Er ließ ſich auf der Stelle ſeine Wohnung zeigen. Ein Sklave öffnete ihm die Thüre, und erkundigte ſich nach ſeinem Nahmen und ſeinem Begehren. Ich bin ein Fremdling, antwortete der Prinz, der von der Großmuth des Herrn Mobareck gehört hat, und bei ihm zu herbergen wünſcht. Der Sklave gieng, um ihn zu melden, und kam bald wieder mit der Nachricht, daß er ſeinem Herrn willkommen wäre.

Er trat alſo in die Thüre, und kam über einen großen Hof in einen prachtvollen Saal, wo der Herr des Hauſes ihn aufs leutſeligſte empfing. Er dankte ihm für den Vorzug, durch den er ſein Haus geehrt habe. Der Prinz antwortete nicht weniger verbindlich, und ſezte hinzu: Es iſt billig, daß ihr ſogleich den Namen eures Gaſts erfahrt. Wiſſet alſo, ich bin Zain Alasman, der Sohn des verſtorbenen Königs von Baſſora.

Ich diente, antwortete Mobareck, ehemals dieſem Könige, aber von einem Sohne, den er hatte, weiß ich nichts. Wie alt ſeyd ihr denn, mein Herr?

Zwanzig Jahre, erwiederte der Prinz, und ſezte er hinzu, wie lange iſt es, daß ihr den Hof meines Vaters verlieſet?

Beinahe zwei Jahre länger, als ihr gelebt habt, verſezte Mobareck. Aber dieſer Umſtand, fuhr er fort, beweiſt noch nicht, daß ihr ſein Sohn ſeyd. Spreche alſo, wodurch ihr mich ſonſt davon überzeugen wollt.

Mein Vater, war die Antwort des Prinzen, hatte unter ſeinem Kabinet ein unterirdiſches Gemach, in welchem ich vierzig mit Goldſtücken angefüllte Urnen von Porphyr gefunden habe.

Vierzig Urnen, ſagte Mobareck, und was noch ſonſt?

In einem zweiten Gemach, erwiederte der Prinz, acht diamantene Bildſäulen, auf Fußgeſtellen von gediegenem Golde. Auf einem neunten Fußgeſtelle befindet ſich ſtatt des Bildes eine Schrift von weiſſem Atlas, in welcher mein Vater mir meldet, wie ich zu der fehlenden neunten Bildſäule gelangen kann. Ihr kennt den Ort, wo ſie zu finden iſt, und die Schrift ſagt, daß ihr mich hinführen werdet.

Gott ſey gelobt, rief Mobareck, indem er vor dem Prinzen niederkniete, und ſeine Hand mit Küſſen bedeckte, ich ſehe den Sohn des Königs von Baſſora! Nichts iſt mir erwünſchter, als euch an den Ort zu führen, wo

Digitized by Google

sich das unvergleichliche Wunder, das ihr sucht, befindet. Aber zuvor müßt ihr einige Tage bei mir ausruhen. Die Großen von Kairo haben sich heute bei mir zu einem Feste versammelt. Wir saßen bei Tische, als man mir eure Ankunft meldete, und ich und meine Gäste werden sich durch eure Gegenwart aufs höchste geehrt finden.

Mit diesen Worten führte Mobarek den Prinzen in ein rund gewölbtes Zimmer, wo die Gesellschaft sich befand, und als sein vornehmer Gast sich niedergelassen hatte, fing er an, zum größten Erstaunen der Anwesenden, ihn auf den Knieen zu bedienen.

Als die Speisen abgetragen waren, nahm Mobarek das Wort, und sagte: Ihr Großen von Kairo, ihr werdet euch über die Ehrfurcht, die ich diesem jungen Prinzen bezeuge, zu wundern aufhören, wenn ich euch sage, daß er der Sohn meines Herrn, des Königs von Bassora ist. Sein Vater starb, ohne mir die Freiheit zu schenken. Ich bin also noch von Rechtswegen der Sklave dieses jungen Prinzen, seines einzigen Erben, und mein Eigenthum ist das seinige.

Bei diesen Worten wurde Mobarek von dem Prinzen unterbrochen. Edler Mobarek, sprach er, kränkt mich nicht mit diesen Reden! Ihr hättet nie ein Sklave seyn sollen, und der Wille meines Vaters war es gewiß nicht, euch zu dem meinigen zu machen. Vedarf es aber ja noch einer Freilassung: so entsage ich hiemit feierlich allen Rechten an eure Person und euer Eigenthum, und danken werde ich euch, wenn ihr mir sagt, welche andere Geschenke ich diesem noch hinzu fügen kann.

Mobarek bezeugte dem Prinzen seine Erkenntlichkeit für seine Großmuth aufs demüthigste, indem er die Erde küßte, und nachdem er seinen Platz am Tische wieder eingenommen hatte, bekahl er Wein zu bringen. Der Rest des Tags verstieng beim Glase unter fröhlichen Scherzen, und als die Gäste gegen Abend sich beurlaubten, wurden Geschenke unter sie ausgetheilt.

Am folgenden Morgen war der Prinz kaum aufgestanden, als er seinem Wirthe den Wunsch, seine Reise fortzusetzen, aufs ernstlichste zu erkennen gab. Ich habe, sagte er, mich bereits von meinen bisherigen Beschwerden erholt, und mein einziger Gedanke ist die neunte Bildsäule. Ehe ich zu ihrem Besitz gelange, giebt es keine Ruhe für mich, und wenn ihr mich also liebt, so führt mich noch heute an den Ort, wo meine Wünsche erfüllt werden sollen.

Herr, antwortete Mobarek, gern will ich, wie ich euch bereits sagte, euch den Dienst leisten, den ihr von mir begehrt. Aber ihr kennt die Gefahren nicht, die ihr, um das unschätzbare Kleinod, das ihr sucht, zu gewinnen, bestehen müßt.

Wer entschlossen ist, erwiederte der Prinz, das Leben selbst irgend einem Gut aufzuopfern, vor welchen Gefahren kann der noch zittern? Mögen also Löwen und Drachen und alle Ungeheuer sich mir in den Weg lagern, ist nur dieser Weg der richtige, so seht ihr mich bereit, ihn zu betreten.

Mobarek befahl sogleich die nöthigen Anstalten zu der Reise zu treffen, und nachdem er sich mit dem Prinzen durch Waschen und durch das Gebet des Gesetzes, entsündigt hatte, trat er die Wanderung mit ihm an.

Nach verschiedenen Tagereisen, während welcher sie eine Menge der wunderbarsten Seltenheiten zu bemerken Gelegenheit hatten, erreichten sie endlich ein angenehmes Thal. Sie stiegen vom Pferde, und nachdem Mobarek seinen Bedienten befohlen hatte, hier seine Rückkunft zu erwarten, und Pferde und Geräthschaft in Acht zu nehmen, sagte er zu dem Prinzen: Wir beide, Herr, müssen weiter gehen. Der schrecklichste Ort, der die neunte Bildsäule bewahrt, ist nicht mehr fern, und ihr werdet wohl thun, euch seinst Muth einzusprechen: denn dieser Muth mag so groß seyn, als er will, so werdet ihr seiner bedürfen.

In kurzem erreichten sie das Ufer eines großen Sees, an welchem Mobarek sich niederseste, indem er zu dem Prinzen sagte: Ueber das Meer, das vor uns liegt, müssen wir fahren.

Ohne Schiff? antwortete der Prinz. Es ist ja nirgends auch nur der kleinste Nachen sichtbar.

An einem Fahrzeuge, erwiederte Mobarek, wird es uns nicht fehlen. In wenigen Augenblicken wird die bezauberte Barke des Königs der Genien erscheinen, um uns aufzunehmen. Aber, bester Herr, was werdet ihr sagen, wenn ihr einen Schiffer seht, dessen außerordentliche Gestalt eben soviel Erstaunen, als Schrecken erregt? Doch ich beschwöre euch, daß ihr, so lieb euch euer Leben ist, gar nichts sagt: denn entschlüpft euch nur ein Wort, so ist es um uns geschehen. Die Barke geht zu Grunde, und wir mit ihr.

(Fortsezung folgt.)

Notizen.

Bekanntlich sind die Gelehrten, wie über die meisten Dinge, so auch über das Alter der Welt, nicht einig. Schwerlich wird den sie es je zu einem ganz befriedigenden Resultat in diesem Punkte bringen. Aber es ist merkwürdig, wenigstens die Extreme ihrer Meinungen zu kennen, so weit sie sie durch historische Beweise —, bekanntlich diejenigen, welche am unbefriedigendsten in dieser Untersuchung sind — zu begründen gesucht haben. Von Adam bis auf Christus, behaupteten der eine, sind 6,984 Jahre verflossen, der andre 3,616. — Hier möchte die Wahrheit wohl schwerlich in der Mitte liegen.

Ein Kaiserliches Dekret vom 12ten August regulirt den Aufwand bei Leichenbegängnissen dahin, daß es sechs Klassen festsetzt, in deren Kostenbestimmung sich die Generation in Paris halten müssen.

1te Klasse	. . . . .	4,182.
2te —	. . . . .	1,800.
3te —	. . . . .	700.
4te —	. . . . .	250.
5te —	. . . . .	100.
6te —	. . . . .	16.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 89. Den 6 November 1811.

Julianus, aus dem Hause des Constantinus, geboren am 6. November 331, und noch vor seiner Thronbesteigung Sieger über die Alemannen bei Straßburg (357) und über die Franken bei Tongern, folgte als Augustus auf seinen Vetter Constantius. (361) Seine Regierung war zu kurz, als daß ihm sein Plan die altrömische Religion wieder auf Kosten der christlichen in ihre alten Rechte herzustellen, hätte gelingen können. Er starb 363 an einem Pfeilschuß im Feldzug wider die Perser, — ein vorzüglicher, von den Fehlern seines Hauses und seiner Zeiten unangesteckter Regent, der ungemein große Verbesserungen im Staate und an dem schwelgerischen Hofe vornahm, und dessen früher Tod ein wesentlicher Verlust für das Reich war.

Ein merkwürdiges Resultat des Studiums der Kriegsgeschichte.

So lange Kriege in der Welt geführt werden, bestrebt sich jede kriegführende Parthei, die andre an Truppenzahl zu übertreffen. Je tiefer die Civilisation eines Volkes steht, desto mehr Vortheile hofft es von dieser Ueberlegenheit. Die höhere Cultur verschmäht sie nicht, setzt aber einen bedeutendern Werth auf die Zusammensetzung, die Gediegenheit und Ordnung ihrer Heere. Da es nun leichter ist, eine große, aber übel zusammen hängende, Menschenmasse zusammen zu bringen, als eine ähnliche, zu einem regelmäßigen Ganzen vereinigte, so ist es natürlich, daß zu allen Zeiten die höhere Cultur mit geringern physischen Kräften gegen die niedrigere Cultur kämpfen mußte.

Das Resultat eines solchen Kampfes war im Durchschnitt immer: Sieg des civilisirteren Volkes, und daraus mögen Helden und Eroberer lernen, wie sie ihrer Macht eine feste Dauer geben können. Aber die Kriegsgeschichte zeigt noch weiter: daß auch bei ungefähr gleichem Cultur-Stand der Streitenden die geringere Truppenzahl im Durchschnitt immer den Sieg über die stärkere davon trägt.

Es wäre der Mühe werth, diese Erfahrung zu erklären. Nichts ist leichter, als das Allgemeine hierüber zu sagen: aber nur ein tiefes Studium der Kriegs-Kunst überhaupt und ihrer Geschichte vermag die Aufgabe ganz zu lösen.

Studium der Kriegsgeschichte.

Freilich geht aus allen Kriegs-Geschichten hervor, daß das Genie der Feldherrn in den meisten Fällen die Entscheidung gab. Aber findet sich denn das Genie nicht auch unter der überlegenen Menschenzahl, ja, müßte es sich gerade unter ihr nicht eher finden?

Ich weiß keine Antwort, als: das Genie giebt sich eine größere Aufgabe, als der niedrigere Kopf, und gefällt sich nur in der Besiegung ungewöhnlicher Schwierigkeiten; es ist somit immer in einem anscheinend ungleichen Kampfe begriffen, besteht ihn aber eben, weil es ein Genie ist, mit Ruhme.

Man gehe einmal folgende Reihe von Schlachten durch, die wir aus einem merkwürdigen, kürzlich erschienenen, Werk *) auszuziehen, und die Mühe gegeben haben, und urtheile selbst, wie auffallend jenes ausgesprochene Resultat aus der Geschichte von vierzig Schlachten hervor geht!

Wir werden eine ähnliche Tabelle auch aus der Kriegs-Geschichte der neuern Zeit liefern.

*) Die Schlachten der Alten, vom ersten messenischen Kriege bis auf die Schlacht bei Actium, von Fr. J. Jetzler. Tübingen. 1811. 4o. 12 Bl. mit 40 Plänen.

Digitized by Google

Die Schlachten der Alten bis auf Alexander.

Jahr von Erbauung der Stadt Rom an.	Ort der Schlacht.	Kriegende Völker.	Truppen-Zahl.	Resultate.
14.	Amphla. .	Spartaner und Messenier.	. . . . .	Rückzug der Spartaner.
24.	in Messenien.	Spartaner und Messenier.	. . . . .	Rückzug der Spartaner.
26.	Am Berg Ithome	Spartaner und Corinther gegen die Messenier.	. . . . .	Rückzug d. Sp. u. Cor.
72.	bei Capros.	Spartaner und Corinther gegen die Messenier.	. . . . .	Sieg der Messenier.
87.	bei Fidenä.	Römer und Albaner gegen die Vejenter u. Fidenaten	. . . . .	Sieg der Römer.
206.	bei Thymbra.	Lydier, Babylonier, Egypter gegen die Perser.	Lydier u. Alliirte 360,000 Infant. u. 60,000 Cav. Perser unter Cyrus 196,000 M. darunter 36,000 Cav.	Sieg der Perser.
264.	Marathon.	Perser und Griechen. .	Perser 100,000 Inf. 10,000 Cav. Griechen 11,000 M. . .	Sieg der Griechen.
274.	Thermopylä.	Perser und Griechen. .	Ungeheure Armee d. Pers., Griechen nur 7000 M.	Einem Sieg gleiche Aufreibung der Griechen.
283.	Salamis. (Seeschl.)	Perser und Griechen. .	Perser 1207 Schiffe. Griechen 380 Sch.	Sieg der Griechen.
274.	Himera. .	Carthager und Sicilier.	Carthag. über 300,000. Sicil. 55,000	Sieg der Sicilier.
274.	in Etrurien.	Etrurier und Römer. .	Truppen-Ueberlegenheit der Etrurier.	Sieg der Römer.
275.	Platäa. .	Perser und Griechen. .	Perser 300,000. Griechen 110,000.	Sieg der Griechen.
275.	Vorgebürge Mycale.	Perser und Griechen. .	Ueberlegenheit der Perser . .	Sieg der Griechen.
284.	Am Fluß Eurymedon.	Perser und Griechen. .	Ueberlegenheit der Perser. . .	Sieg der Griechen.
296.	. . . .	Römer und Aequier. .	Ueberlegenheit der Aequier. .	Sieg der Römer.
309.	Corbion. .	Römer g. Aequ. u. Volsk.	Ueberlegenheit d. Aeq. u. Volsk.	Sieg der Römer.
328.	Olpa . .	Athener mit Alliirten gegen Spartaner mit Alliirten.	Wahrscheinliche Ueberleg. d. Spartaner.	Sieg der Athener.
328.	Idomene. .	Athener und Ambracioten.	. . . . .	Sieg der Athener.
318.	Fidenä. .	Römer g. Vejent. u. Fidenaten.	Ueberlegenheit der Vejenter. .	Sieg der Römer.
329.	Orope. .	Athener und Böotier mit Alliirten.	Ueberlegenheit der Böotier. .	Nachtheil der Athener.
332.	Amphipolis.	Athener u. Peloponnesier.	Ueberlegenheit der Peloponnesier.	Sieg der Peloponnesier.
336.	Mantinea.	Spartaner und Mantineer.	. . . . .	Sieg der Spartaner.
349.	Aegos Potamos. (Seeschl.)	Athener und Spartaner.	Ueberlegenheit der Athener. .	Sieg der Spartaner.
349.	Syracus. .	Carthager und Syracuser.	Ungeheure Ueberlegenh. d. Carthager.	Sieg d. Syracuser u. Verlust von 150,000 Mann für die Carthager.
353.	Cunaxa. .	Perser g. Perser u. Griech.	Perser und Griechen 113,000. Perser über 900,000.	Sieg der Perser, aber ehrenvoller Rückz. d. Griechen.
360.	Coronäa. .	Spartaner gegen Böotier.	. . . . .	die Spartaner behaupten das Schlachtfeld.
366.	am Alliasfluß.	Römer und Gallier. .	Gallier 70,000, Römer 40,000.	Sieg der Gallier.
369.	Stratica. .	Römer g. Volsker u. Alliirte	Ueberlegenheit der Volsker. .	Sieg der Römer.
383.	Leuctra .	Spartaner gegen Thebaner.	Ueberlegenheit der Spartaner. .	Sieg der Thebaner.
388.	am Anio. .	Römer gegen Gallier. .	Ueberlegenheit der Gallier. .	Sieg der Römer.
391.	Mantinea .	Spartaner gegen Thebaner	Spartaner 22,000, Thebän. 33,000.	Unentschieden.
395.	in Illyrien.	Macedonier gegen Illyrier.	Ueberlegenheit der Illyrier. .	Sieg der Macedonier.
397.	in Italien.	Römer gegen Gallier. .	Ueberlegenheit der Gallier.	Sieg der Römer.
414.	am Crimissus.	Syracuser gegen Carthager.	Carthager kb. 70,000, Syrac. 11,000	Sieg der Syracuser.
416.	Chäronäa. .	Macedonier gegen Athener und Thebaner. .	Wahrscheinliche Ueberlegenheit der Athener und Thebaner. . .	Sieg der Macedonier.
420.	am Granicus.	Macedonier gegen Perser.	Macedonier 30,000. Inf u. 5000 Cav. Perser 20,000 Inf. 20,000 Cav.	Sieg der Macedonier.
421.	bei Issus. .	Macedonier gegen Perser.	Macedonier 30,000 M. und 60,000 Alliirte. Perser 600,000.	Sieg der Macedonier.
423.	Arbela. .	Macedonier gegen Perser.	Macedonier etwa 47,000, Perser 1,000,000 Inf. u. 40,000 Cav.	Sieg der Macedonier.
423.	an den Engpässen v. Persien.	Macedonier gegen Perser.	Ueberlegenheit der Perser. . .	Sieg der Macedonier.
427.	am Hydaspes	. . . .	Ueberlegenheit der Perser. . .	Sieg der Macedonier.

Digitized by Google

Die neun Bildsäulen.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Von Weisser.

Fortsezung.

Meine Zunge soll so stumm seyn, versezte der Prinz, als wenn der Tod ihr ein ewiges Schweigen aufgelegt hätte. Ueberhaupt brauchst ihr mir nur vorzuschreiben, was ich thun und nicht thun soll, und ihr sollt nicht Ursache haben, euch über Mangel an Gehorsam zu beklagen.

In diesem Augenblick erschien eine Barke von rothem Sandelholz auf dem See. Ein Mast von dem edlen Ambrakaume und eine Wimpel von blauem Atlas vollendete die Pracht ihres Anblicks. Aber welch ein Fuhrmann regierte diese herrliche Gondel! Nie hatten menschliche Augen ein schrecklicheres Ungeheuer gesehen. Auf dem Körper einer Hyäne stand der Kopf eines Elephanten; und nichts schien übereilfertiger; als die Reisenden zu warnen, daß sie nicht sprechen sollten: denn das Entsezliche des Anblicks mußte selbst dem Kühnsten die Sprache rauben. Dieser fürchterliche Schiffer, der, gleich dem Charon, nur bleiche Geschäfter in seinem Nachen sah, war kaum gelandet, als er den Prinzen und seinen Geschärten, einen nach dem andern, mit seinem Rüssel ergriff, und sie in die Barke setzte. Er stieß vom Lande, und war im Augenblick am andern Ufer des Sees. Auf die nemliche Weise, wie er sie eingeschifft hatte, entledigte er sich seiner Reisenden, und verschwand mit dem Kahn aus ihren Augen.

Jezt ist es wieder erlaubt zu sprechen, sagte Mobarek zu dem Prinzen, aber nicht eure Zunge, eure Augen müßt ihr beschäftigen. Wir befinden uns auf der Insel des Königs der Genien, die ihres gleichen nicht in der Welt hat. Schaut euch nach allen Seiten um, und gesteht, daß es unmöglich ist, eines entzückendern Anblicks zu genießen. Der Ort dürfte tausendmal weniger Reize besizen, und er wäre noch immer würdig, die Tugenden der Seligen zu belohnen. Die Felder sind ein unermeßlicher Blumengarten, und die Luft selbst scheint, gleich der Erde, Blüthen und Kräuter zu tragen; so reich ist sie an den herrlichsten Wohlgerüchen. Nie haben sich schönere Bäume unter lieblichern Früchten geneigt, als die, mit welchen diese zaubervolle Gegend prangt, und unter welchem Himmel findet ihr so zahllose Gattungen gefiederter Sänger, als unter diesem, und welche Kehlen sind so voll der süßesten Harmonien, als die ihrigen?

Der Prinz bewunderte und staunte und jubelte. Er gieng weiter, und sah immer neue und herrlichere Gegenstände, und sein Entzücken wuchs mit jedem Schritte.

Ein Pallast von den schönsten Smaragden fesselte jezt ausschließend seine Aufmerksamkeit. Das Prachtgebäude war von einem breiten Walle umringt, auf dessen Ufern Bäume von solcher Höhe in abgemessenen Reihen gepflanzt waren, daß sie das Dach beschatteten. Der aus gediegenem Golde gegossene Pforte gegenüber befand sich eine Brücke, die, ihrer Länge von sechs, und ihrer Breite von drei Klaftern ungeachtet, aus einer einzigen Fischschuppe bestand, und von einer Riesenschaar aus dem Geisterreiche bewacht wurde, die mit ihren unermeßlichen Keulen von chinesischem Stahl jeden, der sich näherte, zu zerschmettern drohte.

Wir dürfen nicht weiter, sagte Mobarek, wenn wir nicht von diesen ungeschlachten Pförtnern Beulen an unsern Köpfen davon tragen wollen, und sie werden sogar nicht einmal unsere Ankunft erwarten, wenn wir sie nicht mit ihren eigenen Waffen, das heißt, mit ein wenig Heerey, von uns abhalten. Mit diesen Worten zog er aus einem Beutel, den er unter seinem Mantel trug, vier Binden von gelbem Taft hervor. Eine dieser Binden knüpfte er um seinen Gürtel, die zweite befestigte er auf seinem Rücken, und während der Prinz dem er die beiden übrigen gab, den nemlichen Gebrauch von diesen machte, bereitete er zwei große Decken, deren Rand er mit Ambra und Bisam, und einem Pulver von Edelsteinen bestreute, auf den Boden. Er sezte sich auf die eine dieser Decken, und indem der Prinz, seiner Anweisung gemäß, sich auf die andere niederließ, sagte er zu diesem: Jezt werde ich den König der Genien beschwören, der in diesem Pallast wohnt. Der Himmel gebe, daß er uns ohne Zorn erscheint; denn ich gestehe euch, ich bin nicht ganz ruhig über die Aufnahme, die wir von ihm zu erwarten haben. Je nachdem er über unsere Ankunft auf seiner Insel zufrieden, oder unzufrieden ist, wird er sich uns entweder unter der Larve eines scheußlichen Ungeheuers, oder in der Gestalt eines Mannes von einnehmender Bildung zeigen. Sobald ihr ihn erblickt, müßt ihr aufstehen, und ihn begrüßen, aber ohne die Decke zu verlassen: denn ihr seyd des Todes, so bald euer Fuß den Boden berührt. Oberherrscher der Genien, so müßt ihr ihn anreden, meinen Vater, der euer Diener war, hat der Todesengel hinweggenommen. Ihr habt ihn eures mächtigen Schutzes gewürdigt, und hier steht ihr seinen Sohn, der euch um die nemliche Gnade bittet. Fragt er, was ihr sonst noch von ihm begehrt, so antwortet: Mächtiger König der Geister, euer Sklave bittet euch voll Demuth, ihm die neunte Bildsäule zu schenken.

Nach diesem Unterricht fing Mobarek seine Beschwörung an, und plözlich wurden die Augen des Prinzen von einem langen Blizstrahle geblendet, dem ein fürchterlicher Donnerschlag folgte. Ein grauenvolles Dunkel bedeckte die Insel; ein wüthender Orkan fieng an zu heulen; jezt vernahm man ein entsezliches Brüllen, und jezt ein klägliches Winseln und Aechzen, dann wieder ein Krachen, als wenn der Himmel selbst zerborsten wäre, und das der Natur den Untergang drohende Schauspiel endigte sich damit, daß die Erde erschüttert wurde, wie einst Zerafiel am Tage des Weltgerichtes und ihrer Vernichtung sie erschüttern wird.

Dem Prinzen, so wenig er den Muth verlor, schienen gleichwohl diese Zeichen von keiner guten Vorbedeutung.

Digitized by Google

Aber Mobarek, der mit der Art, wie der Geisterkönig sich anzukündigen pflegte, längst vertraut war, beruhigte ihn, und sagte lächelnd: Seyd ohne Furcht, mein Prinz, es geht alles nach Wunsch. Im nemlichen Augenblick wurde der König der Genien sichtbar, und zwar in derjenigen Gestalt, die nichts als Gutes weissagte, wenn er gleich eine etwas drohende Miene beibehalten hatte.

Der Prinz stand auf, und begrüßte den erhabenen Gebieter höherer Wesen mit den ihm von Mobarek vorgeschriebenen Worten. Der Monarch der Genien lächelte und sprach: Mein Sohn, ich war ein Freund deines Vaters. Er besuchte mich achtmal, und so oft er kam, beschenkte ich ihn mit einer Bildsäule. Sein Attkömmling hat nicht weniger Antheil an meiner Gunst, und auf mein Geheiß schrieb dein Vater einige Tage vor seinem Tode die Nachricht, die du auf dem Atlas gelesen hast. Ich versprach ihm meinen Schuz und die neunte Bildsäule, welche die vorigen alle an Schönheit übertrift, für dich, und dein Greis, der dir im Traume erschien, wirst du es glauben, daß er hält, was er verspricht. Unter seiner Gestalt entdeckte ich dir die unterirdischen Gemächer, wo sich die Urnen und die Bildsäulen befinden; ich war es, der alle Vorfälle deines Lebens lenkte, und die Ursache deiner Hieherkunft ist mir kein Geheimniß. Du kannst darauf rechnen, daß dein Wunsch erfüllt wird, und selbst, wenn ich es deinem Vater nicht versprochen hätte, sollte niemand als du, durch den Besiz der neunten Bildsäule beglückt werden. Aber ein Geschenk, wie dieses, läßt sich nicht ohne ein noch größeres, oder wenigstens ein eben so großes Opfer erlangen, und ich fordere daher, daß du bei allem, was einen Eid unverleziich macht, schwörst, auf diese Insel zurückzukehren, um mir eine Jungfrau mitzubringen, die nicht nur der That, sondern selbst den Gedanken nach diesen Nahmen verdient, die zugleich nicht mehr als fünfzehn Jahre zählt, und durch ihre Schönheit ein eben so großes Wunder ist, als durch die Reinheit ihrer Seele. Ich gestehe es, diese Forderung grenzt an das Unmögliche. Und doch wartet erst die schwerste auf dich, wenn es dir gelingt, das seltene Kleinod zu finden. Du mußt nemlich, gerade wenn dir das Herz mit verdoppelten Schlägen im Busen pocht, wenn ein neues, schöneres und regeres Leben in dir beginnen will, die Rolle der diamantenen Bildsäule, die dir zum Preise bestimmt ist, gegen die wunderbare Jungfrau selbst annehmen. Ich erlaube dir Augen für sie zu haben, aber kein Herz. Du magst ihr Bewunderung und Ehrfurcht zollen, so viel du willst. Aber unterstehst du dich, ich will nicht sagen, für sie in Feuer und Flammen zu gerathen, sondern nur dem leisesten Wunsche nach ihrem Besiz in deinem verrätherischen Herzen Raum zu geben: so sollst du erfahren, daß der König der Genien nicht ungestraft mit sich scherzen läßt.

Die verbotene Schöne war noch nicht gefunden, und daher kostete es dem Prinzen nicht die geringste Mühe, selbst den kleinsten Funken von Liebe zu ihr mit hundert tausend Eiden zu verschwören. Aber Herr, sagte er, als er das verwegenste aller Gelübde abgelegt hatte, unmöglich kann ich einen Zweifel unterdrücken, der, so gut auch mein Wille ist, doch mein Geschäfte mit einem unübersteiglichen Hinderniß bedroht. Ein Mädchen unter funfzehn Jahren, das den Nahmen einer Jungfrau mit Recht führt, wird zwar in dem ungeheuren Raume, den man die Erde nennt, wohl noch aufzutreiben seyn. Aber was hilft es mich, wenn ich so glücklich bin, diese Seltenheit wirklich zu finden, wenn nicht zugleich meine eigene, oder eine fremde Allwissenheit mir sagt, daß ich sie gefunden habe?

Du hast Recht, mein Sohn, antwortete der Genius lächelnd, nichts beträgt überhaupt so sehr, als der Schein, und nirgends betrügt er mehr, als wenn es darauf ankommt, die Tugend eines Weibs zu beurtheilen. Hier hat der Wiz und der Scharfsinn aller Adamssöhne ein Ende, und eben darum bin ich auch weit entfernt, deine Einsichten auf eine Probe zu sezen, der sich, wie die Geschichte uns lehrt, mancher Gott nicht gewachsen fühlte. Ich werde dich vielmehr mit einem Spiegel ausrüsten, der sich besser als deines gleichen auf die Geheimnisse der Damen versteht. Zuerst also laß deine Augen über die Schönheit, und dann ihn über die Sittsamkeit Gericht halten. Das magische Glas hat die Eigenschaft, indem es den Beschauer das Bildniß von jedem Mädchen, welches die erste der beiden Prüfungen bestanden hat, erblicken läßt, zugleich ein unträgliches Zeugniß von ihrer Tugend abzulegen: denn es behält seine Klarheit, wenn diese unverlezt blieb, und verdunkelt sich, wenn die Schöne sie nicht genug zu bewahren verstand. Im ersten Fall also danke dem Himmel, denn du hast gefunden, was du suchst; im andern hingegen erzählt dem wohlerfahrnen Kinde, das lügner ist, als seine fünfzehn Jahre, die Geschichte der Lucretia, und empfiehl dich ihm aufs beste. Gehe also, und wiederhohle dir jeden Augenblick, was du mir geschworen hast. Ich bin gewohnt, meinen besten Freunden, ohne Ansehen der Person, und ohne Unterschied des Standes den Hals zu brechen, wenn ich finde, daß ich mich nicht auf sie verlassen kann.

Der Prinz erneuerte seine Schwüre, und der Genius stellte ihm den magischen Spiegel zu. Du darfst nicht fürchten, sagte er, daß dir irgend ein Mädchen in der Wuth das Glas zerschmettert: denn wer wird ehnen so kühnen Wahrheitsfreund, wie diesen Spiegel, verfertigen, ohne ihm zugleich die Unzerstörbarkeit mitzutheilen?

(Fortsezung folgt.)

Bettys Accommodation.

Das sie Gott und Menschen immer wohlgefalle,
Liest sie für, was die Bibel, und was Thümmel lehrt,
Betet still zu Hause, trillert im Concert,
Kniet am Hochaltare, tanzt auf jedem Balle.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 90. Den 9 November 1811.

Hyder Aly, der im Jahre 1728 von armen Eltern geboren wurde, und als Sultan von Mysore am 9. Nov. 1782 starb, ist nicht nur als glücklicher Eroberer merkwürdig, der sich besonders den Engländern sehr furchtbar machte, und Madras (im Jahre 1780) in eine verzweifelte Lage brachte, sondern auch als weiser und wohlthätiger Gesezgeber seines Volks. Ungeachtet seine 22jährige Regierung fast in beständigen Kriegen hinfloß, wuchs doch unter ihm die Volksmenge seiner Staaten, und ihre innere Stärke und Blüthe. Jene bewirkte er durch die Beförderung des Ackerbaues und durch die Rekrutirung seiner Armeen aus Feindes Landen, diese durch die vielen Handwerker, die er aus der Fremde in seine Staaten zog, durch Verpflanzung bisher unbekannter Producte und Gewächse in dieselbigen, durch den Schuz, den er allen Religionspartheien ohne Unterschied verlieh, durch ein gelindes und menschliches Betragen gegen Besiegte, durch eine wohlgeordnete Staatswirthschaft und überhaupt durch die unermüdetste Thätigkeit, womit er alle Zweige der Verwaltung umfaßte.

Ansichten von Amerika.

II. Mexiko.

Der spanische Besiz von Mexico wurde nie von aussen gestört. Verwüstungen von Seeräubern auf einzelnen Küstenpunkten haben keine historische Bedeutung. Diese ungeheure Ländermasse kann vielleicht so wenig erobert werden, als Sibirien. Aber, wie bei diesem Lande, muß das Zerfallen seiner einzelnen Massen nur Folge der grössern Bevölkerung und der höhern Civilisation seyn.

Die unerwartete Entwicklung der europäischen Schicksale hat viel auf Mexico gewirkt. Noch ist das Resultat dieser Bewegungen nicht deutlich abzusehen. Wir kennen bis jezt so nicht einmal den Gang derselben anders, als aus einseitigen, unzusammenhängenden Nachrichten.

Zuverläßig aber wird sich Mexico's Schicksal, nachdem die ersten Schritte einmal geschehen sind, aus sich selbst entwickeln. Die Kenntniß seines innern Zustands allein kann uns Blicke in die Zukunft eröfnen. Wir haben früher *) einen Versuch gemacht, aus den Bestandtheilen der Bevölkerung dieses Landes Schlüsse auf die künftige Wendung der Dinge in demselben zu ziehen, und lassen hier einen zweiten nachfolgen, der einige Züge aus der innern Geschichte von Mexico auffaßt, welche zu mancherlei Betrachtungen Anlaß geben können.

Wie die Spanier in dieses ungeheure Land eingedrungen, ist bekannt. Wie sie sich in demselben durch Waffengewalt, durch Despotismus und eine neue Politik — deren Erfindung man ihnen verdankt — durch die

*) Siehe die Nummern 12 und 13 dieser Blätter.

Digitized by Google

Colonial-Politik, allmählig befeſtigt haben, wäre zu weitläuftig hier auszuführen. Es reicht für jetzt hin, zu wiſſen, daß das Cabinet von Madrid, und noch mehr ſeine Werkzeuge, kein Mittel verſchmäht haben, ſo bald es eine ewige Unabhängigkeit dieſer Colonie von dem Mutterſtaate zu verſprechen ſchien.

Das aber wird der Deſpotismus nie ausſinnen, wie die Völkerkraft auf eine lange Zukunft für den Widerſtand geſtählmt werden kann. Seine eigenen Mittel wenden ſich oft gegen ihn ſelbſt, wie der Mordbrenner zuweilen in dem Brande, den er angefacht, ſeinen Untergang findet. Ein Beweis hievon liegt in dem erſten Ereigniß, das die ſpaniſche Herrſchaft in Mexico erſchüttert hat.

Nach der völligen Unterjochung der Chichimeken, welche bis zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts die innere Ruhe dieſer Colonie gefährdet hatten, ſchien Mexico einer langen Ruhe gewiß zu ſeyn. Der Fanatismus der Geiſtlichkeit unterbrach dieſe, auch im Zuſtand des Deſpotismus, erfreuliche Ausſicht. Ein Böſewicht, den tauſend Verbrechen gebrandmarkt hatten, ſuchte am Fuß der Altäre Sicherheit gegen die gerechte Strafe der bürgerlichen Gewalt, die ihn verfolgte. Der Vice-König Gelves ließ ſich nicht abhalten, ihn dem ſchändlichen Aſyl zu entreiſſen, und der Erzbiſchof von Mexico ſchleuderte den Bannſtrahl auf den unerſchrockenen Staatsmann. Mit der Zerrüttung des oberſten Gewalthabers löſeten ſich alle Bande des Gehorſams in dem deſpotiſch regierten Staate. Das Volk empörte ſich auf allen Seiten, die Geiſtlichkeit griff zu den Waffen, man ſtürmte die Häuſer der Magiſtrate, ermordete die Wachen derſelben, und hielt ſich noch für ſehr mäßig, daß man den Vice-König nur mit ſeinen Anhängern in Feſſeln warf, und nach Europa ſchickte, um von ſeinem Monarchen für eine Maaßregel beſtraft zu werden, die er zu ſeinem wahren Vortheil ergriffen hatte. Der Erzbiſchof, der alles dieſes verſchuldet hatte, war frech genug, in eigener Perſon nach Madrid zu gehn, um die Empörung durch einen Ausſpruch der Regierung zu ſanktioniren. Der Hof ſchwankte einige Zeit, ehe er nachgab. Der wackere Gelves fiel, und ſein Nachfolger erhielt die beſtimmteſten Befehle, dieſe Verirrungen des Fanatismus und der Widerſetzlichkeit durch blinde Ergebung in die Forderungen des Clerus zu heiligen. Darf man ſich nach einem ſolchen Vorfall wundern, wenn der Fanatismus bald nachher in Mexico, auf die Zerſtörung einer reichen Flotte, den Zorn des Himmels durch ein Auto-da-Fe zu verſöhnen verſuchte, in welchem acht und dreiſſig Menſchen als Opfer des Unverſtands und der Intoleranz ihren Tod in den Flammen fanden? Solches geſchah im Jahr 1732!

Ein ähnlicher Vorfall, wie der obige, ſtörte einige Jahre ſpäter die Ruhe eines Theils von Neu-Spanien. Im Jahr 1652 brachen bürgerliche Unruhen in Neu-Mexiko aus. Die ſpaniſchen Beſatzungen fielen großen Theils unter den Dolchen der Empörer, bis endlich der muthige Pagnalofſa die Ruhe wieder herſtellte. Noch hatte er es mit dem Clerus zu thun. Ein frecher Mönch redete ohne Ehrerbietung mit ihm, und wagte es, ihm zu drohen. Eine Maulſchelle für den Unverſchämten war die Antwort des hitzigen Kriegers, und der Grund ſeines Verderbens. Die Mönche nahmen ihn gefangen, excommunizirten ihn, ſchleppten ihn vor die Inquiſition, und verurtheilten ihn zu ſchweren Bußen. Umſonſt beſchwor er den Hof von Madrid, die in ſeiner Perſon gekränkte königliche Gewalt zu rächen. Seine Vorſtellungen erbitterten den Clerus des Mutterlands nur noch ſtärker. Was er bereits für ſeinen Monarchen gelitten, ſchien nur das Vorſpiel größerer Leiden zu ſeyn. Er floh nach England, um in einer freiwilligen Verbannung wenigſtens Sicherheit für ſein Leben zu finden. Zehen Jahre Anarchie und Blutvergießen ſtraften Volk und Regierung für ihre Ungerechtigkeit gegen ihn, und der Clerus allein gieng ſiegreich und mit neuer Kraft aus dem abſcheulichen Kampfe hervor.

(Fortſetzung folgt.)

Die neun Bildſäulen.
Ein Mährchen der Scheherazade.
Von Weiſſer.

Fortſetzung.

Mit dieſen Worten verſchwand der mächtige König der Geiſter, und der Prinz mit ſeinem Gefährten gelangte in wenigen Augenblicken wieder an das Ufer des See's, wo der ſchreckliche Gondolier mit dem Elephantenkopfe ſie erwartete. Er ruderte ſie an das jenſeitige Ufer hinüber, und ſie ſetzten, nachdem ſie ſich wieder mit ihrer Dienerſchaft vereinigt hatten, ihre Rückreiſe nach Kairo fort.

Nur wenige Tage hatte der Prinz in Mobareks Hauſe ſich einige Ruhe verſtattet, als er dieſen aufforderte, mit ihm nach Bagdad zu reiſen, in welcher Stadt er das wichtigſte aller Geſchäfte zur Zufriedenheit des Geiſterkönigs zu vollziehen hoffte.

Ihr ſcheint keine gute Meinung von der Schönheit und den übrigen Eigenſchaften der Damen von Kairo zu haben, antwortete Mobarek. Wie würdet ihr ſonſt nach Bagdad reiſen wollen, um dort zu ſuchen, was hoffentlich hier eben ſo gut zu finden iſt?

Ihr habt Recht, erwiederte der Prinz. Wo iſt der Ort, der nicht einen Ueberfluß an ſchönen und tugendhaften Mädchen hat? Aber, fuhr er fort, wie ſtellen wir es an, um dieſe im väterlichen Hauſe, wie in einer Muſchel verſchloſſenen köſtlichen Perlen zu Geſichte zu bekommen?

Nichts iſt leichter, verſetzte Mobarek, als mit jungen Mädchen bekannt zu werden, ſo lange es nicht an alten Weibern fehlt. Doch der gute Mann hätte nicht einmal des hülfreichen Beiſtands dieſer eben ſo mächtigen, als

Digitized by Google

dienstwilligen Vermittlerinnen in Liebessachen bedurft: denn so bald die Väter und Mütter in Kairo erfuhren, daß es auf den Preis der Schönheit ankomme, den ihre Töchter aus der Hand eines Königs empfangen sollten, so blieb keine Schöne, das heißt, kein Mädchen überhaupt in der Stadt übrig, das sich nicht willig seinem Scharfblick zur Prüfung darstellte. Man fand sich sogar nicht einmal genau an das vorgeschriebene Alter, und brachte ihm Tausende, die mehr als funfzehn Jahre zählten. Allein der verwünschte Hexenspiegel! Er hatte offenbar einen Haß entweder auf das ganze weibliche Geschlecht, oder wenigstens auf denjenigen Theil desselben geworfen, mit welchem die Stadt Kairo prangte: denn wird man es glauben, daß auch nicht eine Schöne es war, deren Unschuld er dem Prinzen nicht verdächtig gemacht hätte? Unmöglich, dachte dieser, so oft eine neue Gestalt sich seinen entzückten Augen darstellte, unmöglich können der Spiegel und mein Herz von diesem Urbild der Vollkommenheit zweierlei Meinungen haben. Sieht die Zauberin nicht aus, als ob sie die Keuschheit selbst zu einem Wettstreit herausfodern wollte? Oich schwöre, Latonens unerbittliche Tochter, die hartherzige Diana mit ihrem Eis im Busen, ist nicht jungfräulicher, als sie. Eitles Vertrauen! das nichtswürdige Glas trübte sich abermal. Es wurde dunkel bei dieser, wurde noch dunkler bei jener, und seine Wolken wurden in dem nemlichen Grade finsterer, in welchem sich die schöne Kandidatin von dem Kinderalter entfernte. Zuletzt warf der Prinz den hämischen Splitterrichter voll eiden Unwillens aus der Hand. Er schalt ihn einen boshaften Verläumder der weiblichen Tugend, und behauptete, irgend ein Zauberer habe irgend einen verworfenen Widersacher des schönen Geschlechts in diesen Spiegel verwandelt.

Indessen so unschuldig auch die Schönen von Kairo samt und sonders waren, und so gern der Prinz hundertern von ihnen, dem Spiegel zum Trotz, mit dem Preis der Schönheit zugleich auch den Preis der Sittsamkeit zuerkannt hätte, so mußte er sich doch dem Willen des Königs der Genien fügen, der ihn ein für allemal von dem Ausspruch dieses falschen Rathgebers abhängig gemacht hatte, und er entschloß sich also, obgleich nicht ohne heimliches Murren, nach Bagdad zu reisen, um zu sehen, ob der Spiegel bei der Prüfung der dortigen Schönen nicht seine Lästerzunge ablegen, oder aber auch hier mehr sagen würde, als er verantworten konnte.

Es schien ihm zu seinem Zwecke nothwendig, in jeder Stadt, wo er sich einige Zeit verweilte, so viel Aufsehen als möglich zu erregen, und kaum war er daher mit seinem Gefährten in Bagdad angekommen, als er es seine erste Sorge seyn ließ, den prächtigsten Pallast, der zu haben war, zu miethen. Er that es allen Großen der Stadt an Aufwand zuvor, und nicht zufrieden, täglich bloß offene Tafel zu halten, ernährte er von dem, was nicht zu Hause von den Gästen verzehrt wurde, noch ein ganzes Heer von Derwischen.

Diese Lebensart hatte das Unglück, einem in seiner Nähe wohnenden Iman zu mißfallen, der, ob er gleich ein Diener der Religion war, sich seinen heiligen Stand nicht hindern ließ, stolz, eitel und neidisch zu seyn. Die Reichen, die bekanntlich am meisten geliebt zu werden verdienen, haßte er von Grund der Seele, obgleich dieser Haß ihn nicht abhielt, alle erlaubten und unerlaubten Mittel anzuwenden, durch welche er sich selbst in ein so hassenswürdiges Wesen zu verwandeln hoffte.

Der ehrwürdige Bubekir Muezin, so hieß der Iman, setzte also auf einige Zeit seine übrigen Sorgen bei Seite, um sich desto ungestörter mit dem Verderben seines verhaßten Nachbars, des reichen und freigebigen Fremdlings, zu beschäftigen, und war keinen Augenblick über die Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, verlegen.

Vor allen Dingen fand er für nöthig, das Volk ein wenig aufzuwiegeln, und hielt in dieser frommen Absicht, als es einst nach dem Abendgebete aus der Moschee gieng, eine Rede an dasselbe. Muselmänner, sagte er, habt ihr von dem Fremdlinge gehört, der sich in dem von uns bewohnten Stadtviertel eingemiethet hat? Er verschwendet in einem Tage mehr Geld, als ihr alle zusammen in eurem Leben besessen habt, und besitzen werdet. Glaubt ihr, daß er auf eine ehrliche Weise zu den Reichthümern gekommen ist, die er auf eine so leichtsinnige Weise mit Schmarotzern und Bettlern durchbringt? Ich meines Orts werde mich nimmermehr davon überzeugen, wenn mir seine Miene auch nicht halb so verdächtig wäre, als sie mir von erstem Augenblicke an gewesen ist. Ich wette, er hat das Diebsorgan auf seinem Kopf, und wer weiß, welchem König er seinen Schatz ausgeleert hat, um ihn unter dem Schutze des Menschengewühls von Bagdad zu verprassen? Welcher Beiohnung aber der Kalif uns würdig achten wird, wenn er erfährt, daß wir einen fremden Räuber Monate lang in unserer Mitte bulheten, ohne der zuweilen gleich dem guten Homer ein wenig schlummernden Polizei einen Wink zu geben, könnt ihr ohne großen Scharfsinn errathen. Bubekir Muezin wenigstens entfagt zum voraus jedem Antheil an derselben. Ich habe euch wohlmeinend gewarnt, und wasche auf alle Fälle meine Hände.

Die Beredsamkeit des heiligen Mannes verfehlte bei der leicht zu lenkenden Menge ihre Wirkung nicht. Einstimmig riefen alle ihm zu: Ihr wißt besser wissen, als wir, Meister, wer ein Spitzbube, oder keiner ist. Gehört der Fremde in diese Zunft, so ist es eure Sache, dafür zu sorgen, daß er gehenkt wird. Was hindert euch, ihn bei dem hohen Rathe anzugeben, der, wie ihr wißt, mit Leuten dieses Schlags wenig Umstände zu machen pflegt?

Erwünscht war dem Iman diese Stimmung des Volks. Er eilte nach Hause, um eine Klagschrift gegen den Fremdling, die er am folgenden Tage dem Kalifen übergeben wollte, aufzusetzen, und die Mädchen in Kairo hatten nicht halb so viel Ursache, sich über den lügenhaften Spiegel zu beklagen, als der gute Prinz Zain über den

Digitized by Google

unberufenen Mahler, der das häßlichſte Zerrbild, das jemals dem Abſcheu preisgegeben wurde, von ihm entwarf.

Zum Glücke hatte Mobarek ebenfalls dem Gebete angewohnt, und war alſo mit der menſchenfreundlichen Abſicht des Imans bekannt genug, um ihr eine weniger gefährliche Richtung zu geben. Mit fünfhundert blanken Zechinen in einem ſeidenen Beutel, und mit einem anſehnlichen Bündel reicher Stoffe beladen, begab er ſich nach der Wohnung des Herrn Bubekir, und wurde, trotz ſeiner freundlichen Begrüßung, ziemlich unfreundlich empfangen.

„Was wollt ihr? fragte der Diener der Religion, im Ton eines Dieners der berüchtigten Göttin, welcher die Fiſchmärkte und die Buden gewiſſer Philoſophen und Recenſenten zutheilig ſind.

Meiſter, antwortete Mobarek, ſo demüthig, als er konnte, indem er dem Iman den Beutel mit Gold und den Pack mit Stoffen in die Hände gab, ich bin euer Nachbar und euer Sklave, und komme von dem Prinzen Zain, meinem großmüthigen Gebieter. Er hat vernommen, welch ein heiliger Mann ihr ſeyd, und noch mehr iſt er über eure liebreichen Geſinnungen gegen ſeine Perſon entzückt, die er durch dieſes kleine Geſchenk, das ich euch anzunehmen bitte, zu erwiedern ſich beſtrebt.

Mobarek ſetzte noch hinzu, daß der Prinz ſich nach nichts ſo ſehr ſehne, als nach der Ehre der nähern Bekanntſchaft des Imans, und dieſer wäre über die Großmuth, mit welcher er ſeine feindſeligen Abſichten vergolten ſah, beinahe roth geworden. Allein er ließ es bei ein wenig Niederträchtigkeit und der Freude bewenden, die ſein Geiz über die erhaltenen reichen Geſchenke empfand. Mein werthſter Herr, ſagte er zu Mobarek, bitter doch den Prinzen in meinem Namen recht ſehr um Verzeihung, daß ich ihn noch nicht beſuchte habe. Ich kann in der That dieſe Beſchämung kaum verantworten. Aber ſchon morgen ſoll er mich zu ſeinen Füßen ſehen, und die dankkarſten und ehrfurchtsvollſten Geſinnungen aus meinem eigenen Munde vernehmen.

Am folgenden Tage hielt er nach dem Morgengebete eine neue Anrede an das Volk, von welcher jede Spitze zum Beweiſe diente, welche veränderte Geſinnungen ein Beutel mit Zechinen auch die und da bei einem Diener der Religion hervorzubringen vermag. Der Abentheurer mit dem Diebsorgan war über Nacht in ein Muſter der Ehrlichkeit verwandelt, und beſaß heute noch einmal ſo viele Tugenden, als ihm geſtern Verbrechen nachgeſagt wurden. Es iſt niemand, meine Brüder, ſieng der Redner an, der nicht ſeine Feinde hat, und am meiſten ſind die armen Leute, die das Unglück haben, reich zu ſeyn, dem giftigen Zahne des Neids ausgeſetzt. Leider entgieng auch der Fremdling, von dem ich euch geſtern Abend erzählte, dieſem traurigen Looſe nicht, und es iſt beinahe einigen Uebelgeſinnten gelungen, mir ſelbſt eine nicht ganz günſtige Meinung von ihm beizubringen. Aber ich kann dem Himmel nicht genug für das glückliche Ungefähr danken, das mich von der Falſchheit dieſer Beſchuldigungen überzeugte. Könnt ihr euch vorſtellen, daß dieſer junge Mann, den ich für einen Räuber hielt, ein Prinz iſt, und zwar ein recht wackerer, freigebiger und großmüthiger Prinz, der nicht wenig über unſere Einfalt lachen würde, wenn er hörte, daß wir ihn dem Kalifen als einen Menſchen zu ſchildern im Begrif waren, vor dem man ſeine Habe in Sicherheit bringen müſſe?

Von der Moſchee begab ſich der Iman, nachdem er ſich zuvor mit ſeinen beſten Feyerkleidern geſchmückt hatte, zu dem jungen Prinzen, der ihn auf's huldreichſte empfing, und ihm auf ſeine Frage, ob er lange in Bagdad zu bleiben gedenke, die Antwort ertheilte: die Dauer meines Aufenthalts, ehrwürdiger Mann, könnt ihr aus der Natur meines Geſchäfts abnehmen. Ich ſuche in eurer Stadt eine Jungfrau, deren erſte Eigenſchaft vollkommene Schönheit, die zweite aber dieſe iſt, daß ſie ſich, ob ſie gleich in ihrem fünfzehnten Jahre ſteht, nicht einmal einen Wunſch, der ſich mit der Jungfräulichkeit nicht zuſammen reimen läßt, vorzuwerfen hat.

Ihr ſucht eine große Seltenheit, mein Prinz, verſetzte der Iman, die ſo ſchwer zu finden iſt, daß ihre leichte ſo lange, bis alle unſere fünfzehnjährigen Mädchen achtzigjährige Großmütter ſind, in Bagdad bleiben könnte, ohne euren Zweck zu erreichen. Doch man muß in der verzweifeltſten Sache den Muth nicht ſinken laſſen, ſo lange man ſich noch eines Freundes rühmen kann, und ſchwerlich hätte ihr in eurer gegenwärtigen Noth einen beſſern finden können, als mich. Ihr ſucht einen Phönix unter den Weibern, und ich kann euch zu ſeinem Neſt führen, oder mit andern Worten, ich kenne ein Mädchen, die durch ihre Unſchuld eben ſo ſehr, als durch ihre Schönheit in Erſtaunen ſetzt. Dieſes Wunder von Bagdad iſt die Tochter eines ehemaligen Großvezirs, der ſich von dem Hofe zurückgezogen hat, um ſich einzig und allein der Erziehung ſeines Kinds zu widmen. Sie verdient zwar unendlich mehr als einen König. Aber da man eures gleichen doch einmal zu den beſten Partheien zählt, ſo wird der Alte euch ihre Hand nicht abſchlagen, und hat er ja noch Bedenklichkeiten, ſo rechnet auf meinen ganzen Einfluß bei ihm, der von jeher nicht gering war.

Ich danke euch, mein guter Bubekir, antwortete der Prinz. Aber was das Heirathen betrifft, ſo habt ihr bereits gehört, daß ich der Mode zum Trotz die Rolle des Sonderlings bei der Wahl einer Frau aufs höchſte treibe, und von meiner Braut nicht nur Schönheit, ſondern auch Tugend verlange. Es ſteht alſo vor allen Dingen, womit ihr mir die letzte verbürgt: denn bei ihr kann ich mich doch nicht, wie bei der Schönheit, auf eure Augen verlaſſen?

Tauſend Eide, rief der Iman, will ich für das Mädchen ſchwören. Und doch . . . Ich wiederhole es, ich baue Schlöſſer auf ihre Unſchuld. Aber es wäre mir doch lieber, wenn ihr mir ohne Schwur glaubtet.

(Beſchluß künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 91. Den 13 November 1811.

Don Heinrich, Infant von Portugal, dritter Sohn des Königs Don Joan, gab durch die von ihm veranlaßten Entdeckungen den ersten Stoß zu einer ganz neuen Ordnung der Dinge in aller Welt. Mit eigenthaften Freunden lebte er zu Sagres in Algarve, widmete seine Muße den mathematischen Wissenschaften und verfolgte den Weg, den die Beobachtung aller Erdbeschreiber und wenige dunkle Spuren zeichneten. Seiner rastlosen Wißbegierde verdankt die Erdkunde die erneuerte Umschiffung von Afrika, die Erforschung der Küsten dieses Welttheils vom 29 Grad nördlicher bis zum 8 Grad südlicher Breite, und die Entdeckung mehrerer Inseln im atlantischen Meere. Die von ihm abgefertigten Schiffe überschritten das Cap Boyador, das man für unumschiffbar hielt, entdeckten Porto Santo und Madeira, wohin der Prinz Colonisten, Hausthiere, Zuckerrohr aus Sicilien und Weinstöcke aus Candia schickte, ferner die Azorischen Eilande, die des grünen Vorgebirges und die Küste von Guinea. Der Prinz endigte sein der Erforschung der Wahrheit gewidmetes Leben den 13. Nov. 1463, nachdem er die Entdeckung des neuen Weges nach Ostindien durch seine Arbeiten vorbereitet hatte, wodurch für den europäischen Handel und alle Cultur eine ungebrauchte herrliche Bahn eröfnet wurde.

Eine Probe alter Staats-Beredsamkeit.

Karl VII. von Frankreich starb am 22sten Juli 1461. Ihm folgte in der Regierung der Dauphin, Ludwig XI., welchem die Geschichtschreiber den nicht sehr rühmlichen Beinamen des französischen Tibers gegeben haben. Das erste Geschäft dieses Fürsten war, mehrere Großen seines Reichs nach Avesnes zusammen zu rufen, um in ihrer Begleitung zur Krönung nach Rheims zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit hielt der Kanzler von Frankreich, Jean Juvenal des Ursins, eine Rede an den König, welche damals sehr bewundert wurde, und die, als Denkmal des Zeitgeschmacks für öffentliche Beredsamkeit, an den Kuß erinnert, welchen Margaretha von Schottland, Ludwigs XI. erste Gemahlin, dem gelehrten Alain Chartier gegeben hat, als sie ihn schlafend fand. „Ich küsse nicht ihn," sagte sie denen, welche sich über diese Zärtlichkeit gegen den häßlichen Mann wunderten, „sondern den Mund, „aus welchem schon so viele Reden hervorgegangen sind." — Denn wirklich waren diese schönen Reden in keinem bessern Geschmack verfaßt, als die folgende.

„Gnädigster Herr! die Geistlichkeit, der Adel, die Bürger und Inwohnerschaft eurer guten Stadt Rheims senden euch, ihrem gnädigsten Souverain, diejenigen entgegen, welche hier mit mir vor euch stehen, um euch zu sehen, und euch Ehre, Ehrfurcht und Gehorsam zu bezeugen, erfreut, euch in Gesundheit und Glück zu erblicken, und bereit, euch von Herzen mit Körper, Vermögen und selbst ihrem Leben zu dienen. Aber es würde Schande und Vorwurf für mich seyn, wenn ich nichts anders, als das sagte, da

Digitized by Google

ſich Diener und Beamtter eurer Ahnherrn und eures Vaters, deren und eure Seelen in Gottes Hand ſeyn mögen, geweſen, und ihr mich von frühem Alter an gekannt habt. So will ich euch denn eine Sache vorſtellen, die mir zwei Stunden von hier auf dem Wege zu euch, wie durch einen Wind oder eine Stimme in die Ohren gefallen iſt, und mir ſagte: Hic est vir, quem dixeram tibi; (dies iſt der Mann, von dem ich dir geredet,) welche Worte Gott zu Samuel'n geſprochen, um Saul'n zum König der Kinder Iſraels zu weihen und zu ſalben. Ecce vir, quem dixeram tibi, et ipse dominabitur populo meo; und es war mir, als ob ich hörte: „gehe kühnlich zu Ludewig, dem Sohne des Königs von Frankreich, der in Aveſne iſt; denn ich habe beſchloſſen, daß er der wahre König in Frankreich ſeyn, daß er mein Volk von Frankreich regieren ſoll, und den du mit dem heiligen Oel ſalben und weihen mußt, daß ich dem Erzbiſchof von Rheims, zur Salbung Klodewigs geſandt habe. Sage ihm, er ſoll nach Rheims gehen, um von dir die heilige Königsweihe zu empfangen."

„Wir leſen in einer Geſchichte, die ich einſt geſchrieben habe, daß in alten Zeiten in dieſem Königreich große und wunderbare Kriege gewaltet, und vier Damen da geweſen ſind, deren jede einen Sohn hatte. Die erſte hieß Sapientia (Weisheit), und hatte einen Sohn, des Namens, Dico (ich ſage); die zwote Prudentia (Klugheit), und ihr Sohn hieß Duco (ich führe); die dritte Potentia (Macht), mit dem Sohne Facio (ich handle); und die vierte Patientia (Geduld), deren Sohn Fero (ich ertrage), genannt wurde. Und man war in allen drei Staaten dieſes Königreichs der Meinung, daß alles verloren ſey, wenn man nicht Mittel fände, zu machen, daß nur Einer Herr über alle wäre, dem man gehorchen müßte. Und ſo ward es beſchloſſen; aber unter den genannten Damen war keine, die nicht behauptete, daß ihr Sohn ſolcher ſeyn müßte, wofür ſie wichtige Gründe anführten, die, hier anzugeben, zu weitläuftig iſt. Und über dieſen großen und hohen Gegenſtand war große Berathſchlagung unter den Notabeln dieſes Königreichs, und wurde man endlich einig, daß keiner der Söhne der vier Damen König zu ſeyn verdiente, ſintemal man einen bedürfte, der die vier Damen und ihre vier Söhne mit einander hätte, und damit ſich keiner dieſer Söhne einfallen ließ, König ſeyn zu wollen, und zum ewigen Andenken, hieb man jedem den Schweif ab, nemlich aus Dico machte man dic (rede!); aus Duco, duc (führe!); aus facio, fac (handle!); und aus fero, fer (ertrage!). Und da ſprachen die, welche für dieſe Damen waren: wo finden wir den, der die vier Damen und ihre Söhne haben wird? — Da fand man ſolchen in Pharamond, welcher ein tapferer, weiſer, kluger und ausdaurender Fürſt war, über welchen ſich alle zufrieden ſtellten."

„Und dieſe vier Damen ſind in euch, gnädigſter Herr. Welche Klugheit, welche Weisheit und Ausdauer ihr während der Trennung von eurem Vater, deſſen Seele bei Gott ſeyn möge! gezeigt, *) brauch ich nicht zu ſagen. Welche Tapferkeit und Kraft habt ihr bei Dieppe, in Pontoiſe, in Deutſchland und andern Orten geoffenbart? Darum ich wohl mit der Stimme, die zu mir geredet, ſagen kann: Hic est vir, quem dixeram tibi; ipse dominabitur populo meo. Dieſer iſt's, den du weihen und ſalben ſollſt, und der mein Volk von Frankreich regieren wird. Aber eines muß ich euch kund machen, und vor Augen halten, und dieſes iſt die Armuth eures mit Abgaben aller Art und vielen andern Misbräuchen belaſteten Volks, die ihr wohl aufheben werdet. Adhaesit in terra noster venter, facti sumus oves occisionis; exurge, Domine, adjuva nos. Erwachet, Herr, helfet uns, denn wir ſind in großen Nöthen, und zum Schluſſe: veni, Domine, et noli tardare, et dele facinora nostra. Kommet, gnädigſter Herr, in eure Stadt Rheims, die Salbung zu empfangen, und ich werde mit dieſen guten Leuten, euren Dienern, die wir hier ſind, vorangehn, die nöthigen Anſtalten zu eurem Empfange zu machen. Zögert nicht, und endet unſere Trübſal. Ich hoffe, daß euer Ankunft eurem Königreich und dem armen Volke nützen wird, und daß ihr Freude in dieſer Welt und am Ende das Paradies erhalten werdet. Quod vobis concedat ille, qui sine fine vivit et regnat in saecula saeculorum. Amen."

Die Geſchichte ſagt zwar nicht, daß der gute Kanzler für dieſe Rede einen Kuß erhalten habe, vielmehr haßte ihn Ludwig nach derſelben, ſo ſehr, wie vorher. Inzwiſchen möchte er ihn noch eher verdient haben, als Alain Chartier, welcher ſchwerlich einem Fürſten je ein Wort der Wahrheit geſagt hat.

*) Er hatte ſich gegen ihn empört.

Die neun Bildsäulen.
Ein Mährchen der Scheherazade.
Von Weisser.

Beschluß.

Ich glaube euch weder mit noch ohne Schwüre, versetzte der Prinz. Sehen muß ich, mein guter Bubekir, wenn ich glauben soll.

Ihr müßt sehen, fragte der Iman verwundert, sehen, ob das Mädchen tugendhaft ist?

Allerdings, antwortete der Prinz. Ich kann ihre Unschuld so gut in ihrem Gesichte lesen, als ihre Schönheit.

Nun, erwiederte der Iman, ihr seyd tief in die Geheimnisse der Physiognomik eingeweiht. Ich bewundere zum voraus eure Kunst, und bin bereit, euch zu dem Mädchen zu führen, an dem ihr eine Probe derselben ablegen wollt.

Er ging also mit dem Prinzen nach dem Hause des Beziers, und dieser fand sich durch die Ehre, die seiner Tochter zugedacht war, zu sehr geschmeichelt, um dem vornehmen Werber selbst einen nicht ganz bescheidenen Wunsch zu versagen. Die junge Schöne wurde also herbeigerufen, und der Prinz vergaß den König der Genien und alle diamantene und marmorne Bildsäulen, als die neidische Wolke von Seide ihm den von zwei Sonnen bestrahlten schönern Himmel ihres Angesichts nicht mehr verbarg. Er bebte vor dem Frevel, den Spiegel, der nur Seerdliche zu prüfen bestimmt war, über die Unschuld einer Göttin zu befragen. Doch der Geisterkönig forderte strengen Gehorsam, und auf alle Fälle war es ja nur ein Triumph, den er durch die Antwort des Orakels der unbefleckten Tugend bereitete.

Es bedarf kaum gesagt zu werden, daß der nur zu strenge kristallene Sittenrichter es sich nicht beigehen ließ, in der schönen Bezierstochter die Jungfräulichkeit in eigener Person anzutasten, und daß der Prinz, als er das sonnenhelle Glas erblickte, zwar eine ungemeine Freude, aber nichts weniger als Verwunderung an dem Tag legte. Er warf sich auf der Stelle dem Vater zu Füßen, und beschwor ihn aufs rührendste, ihn durch die Hand des schönsten und tugendhaftesten Mädchens zum glücklichsten aller Menschen und aller Könige zu machen.

Der herbei gerufene Kadi entwarf den Ehekontrakt, und nachdem die hochzeitlichen Gebete verrichtet waren, führte der Prinz den Vezier nach seinem Hause, wo er ihn aufs prächtigste bewirthete, und mit seiner gewohnten Großmuth beschenkte. Der Braut schickte er durch Mobarek, der sie ihm zuführte, eine Menge Juweelen, die so rein waren, als ihre Unschuld, und so hell glänzten, als ihre Schönheit, und die Pracht des Hochzeitfestes hatte so wenig ihres Gleichen, als die Königin desselben.

Die Gäste hatten sich kaum hinweg begeben, als Mobarek den Prinzen an die Rückreise nach Kairo, und an die Pflicht erinnerte, dem König der Genien Wort zu halten. Es sey, erwiederte der Prinz, wir wollen reisen: denn ein feierliches Gelübde bindet mich. Aber wüßtet ihr wie schwer es mir fällt, es nicht zu brechen! Wie theuer läßt sich dieser Geisterkönig seinen Diamantklotz von mir bezahlen! Ich sage euch, mein guter Alter, ich werde von nun an die Bildsäulen keines Blicks mehr würdigen, und immer dringt sich mir die Versuchung von neuem auf, mich mit dem höchsten Kleinod in irgend einer Hütte zu verbergen, um zu vergessen, daß es Feen und Genien, Götter und Menschen, Diamanten und Königskronen giebt.

Ich bitte euch, bester Herr, unterbrach ihn Mobarek, so lieb euch eure Wohlfahrt ist, doch ja diesen Gedanken nicht Raum zu geben. Das Mädchen ist schön, ist unschuldig, sie ist ein Schatz, der seinen Besitzer zu einem Gegenstand des Neids der Unsterblichen macht. Aber je größer ihr Werth ist, desto ruhmvoller ist eure Entsagung, und habt ihr vergessen, daß man zu dem wahren Glück am wenigsten der Tugend entbehren kann, der Tugend, die euch gebietet, euer Wort nicht zu brechen, und euch nichts zuzueignen, was das Eigenthum eines andern ist?

Das Gut, nach dem ich trachte, antwortete der Prinz, ist von zu großem Werth, als daß mir um seinetwillen nicht alle guten und bösen Geister ein Verbrechen verzeihen sollten. Aber ich will alle Helden, die je gelebt haben, hinter mir zurücklassen. Ich will nicht die Welt erobern, ich will meine Leidenschaft bekämpfen, und ich hoffe zu siegen, wenn ihr mir den Sieg dadurch erleichtert, daß ihr meine Augen vor dem Anblick des gefährlichen Gegenstands bewahrt: denn wer kann sie sehen, diese Blume des Lieblichen und der Unschuld, und an eine andere Pflicht denken, als sie anzubeten, und ihren Besitz der ganzen Welt streitig zu machen?

Mobarek sah, daß er die Reise nicht genug beschleunigen könne, und drang so lange in den Prinzen, bis er sich entschloß, noch am nemlichen Tage Bagdad zu verlassen.

Als sie an der Insel des Königs der Genien landeten, fragte die Jungfrau, welche die Reise, ohne von dem Prinzen auch nur einmal gesehen zu werden, in der Sänfte gemacht hatte, den sie begleitenden Mobarek, an welchem Orte sie wären, und ob das Reich ihres Gemahls noch weit entfernt sey.

Meine reizende Dame, antwortete Mobarek, ich darf euch die Wahrheit nicht länger verhehlen. Ihr seyd nicht zur Oberherrscherin von Bassora, sondern zum Eigenthum des Königs der Genien, der dem Prinzen das Gebäude abnahm, ihm ein Frauenzimmer von eurem außerordentlichen Werth zu überliefern, bestimmt, und die Heirath war ein bloßer Vorwand, um die Einwilligung eures Vaters zu erhalten.

Die Schöne, die eine noch weit schlimmere Meinung von den Genien, als von den mit Fleisch und Blut versehenen Erdensöhnen hatte, vernahm die Nachricht von ihrer Bestimmung mit Entsetzen. Sie rang die Hände, und zeigte eine so rührende Verzweiflung, daß die Standhaftigkeit des Prinzen noch nie in so großer Gefahr geschwebt

Digitized by Google

hatte, als in diesem Augenblicke. Um des Propheten willen, erbarmt euch meiner, rief sie schluchzend. Ich bin hier fremd, und ihr werdet es vor Gott verantworten müssen, wenn ihr diejenige verrathet, die man eurem Schutz anvertraut hat.

Der Prinz und sein Begleiter fühlten den lebhaftesten Schmerz bei diesen nur zu gerechten Klagen. Aber da ihnen das Erbarmen durch höhere Gewalt untersagt war: so eilten sie nur desto mehr, das reizende Opfer an den Ort seiner Bestimmung zu bringen.

Der König der Genien betrachtete die noch immer in Thränen zerfließende Schöne einige Augenblicke mit großer Aufmerksamkeit, und sagte dann zu dem Prinzen: Ich bin mit dir zufrieden, mein Sohn! Du bist ein glücklicher Finder, und dein Bestreben, deinem Gelübde treu zu bleiben, ist ein nicht viel kleineres Wunder, als das unschätzbare Geschenk, das dir die gerechtesten Ansprüche auf meine Dankbarkeit giebt. Die neunte Bildsäule ist dein, und wäre noch ein köstlicheres Kleinod in meiner Gewalt, ohne Bedenken würde ich auch durch dieses deine Belohnung vergrößern. Kehre also in dein Reich zurück. Meine Genien sollen dir vorauseilen, damit der erste Eintritt in das unterirdische Gemach dich überzeuge, daß ihrem Könige sein Wort nicht minder heilig ist, als dir das deinige war.

Der Prinz verließ den Genius mit einem stummen Dank, und der Schmerz über die Trennung von der reizenden Jungfrau ließ ihn nur eine schwache Freude über den Besitz des zu hoffenden Kleinods empfinden. Armes, unglückliches Geschöpf, sprach er zu sich selbst, kann ich es verantworten, daß ich dich meinem Vortheile, meiner Habsucht aufopferte? Aus den Armen des zärtlichsten Vaters führte ich dich in die Arme eines Geistes, vor welchem, wenn er auch seine Macht nur zum Wohlthun anwendet, doch deine sterbliche Natur zurückbebt!

Je näher er seinem Reiche kam, desto finsterer wurde seine Schwermuth, und kaum konnte der jauchzende Empfang seiner Unterthanen die Wolken auf seiner Stirn ein wenig zerstreuen. Seine Mutter, in deren Arme er sogleich eilte, empfieng die Nachricht, daß das Wort des Genius ihn hoffen lasse, die neunte Bildsäule in dem unterirdischen Gemach zu finden, mit desto größerem Entzücken, je weniger sie ahnen konnte, wie theuer er sie erkauft hatte. Sie beschwor ihn, sogleich mit ihr nach dem Gewölbe zu eilen, weil sie es nicht erwarten konnte, sich an Ort und Stelle von der Wahrheit seines Glücks zu überzeugen. Aber wer beschreibt das Erstaunen der Dame und die Ueberraschung des Prinzen, als ihnen von dem goldenen Fußgestelle keine leblose Bildsäule von Diamant, sondern die beseelte Gestalt einer Göttin der himmlischen Liebe entgegenstrahlte, in welcher der Prinz auf den ersten Blick die Tochter des Vezirs von Bagdad erkannte.

Prinz, sprach die holde Jungfrau, erschreckt nicht, statt des köstlichen Kleinods, das ihr erwartet, ein Mädchen hier zu finden, das keinen andern Werth hat, als daß es bereit ist, Glück und Unglück mit euch zu theilen, und für euch zu leben und zu sterben. Sprecht ein Wort, und der König der Geister wird mich mit der diamantenen Bildsäule vertauschen, für deren Besitz ihr so viel gewagt habt.

Eher soll der gerechte Zorn des gewaltigen Gebieters höherer Naturen mich selbst in eine Bildsäule verwandeln, erwiderte der Prinz, als daß alle Diamanten und alle Reichthümer, welche jemals dem schnöden Geiz einen Seufzer auspreßten, nur einen Augenblick die Seeligkeit stören sollten, die schon dein bloßes Anschauen, du Himmlische, mir gewährt. Die Menschheit hat nur ein Kleinod, und dieses Kleinod bist du. Sie hat nur einen Glücklichen, und dieser Glückliche bin ich!

Bei diesen Worten wurde ein Schlag gehört, als ob der Donner seine höchste Gewalt zehnmal verdoppelt hätte. Das Gewölbe wurde in seiner Grundfeste erschüttert, und der Königin raubte der Schrecken das Bewußtsein. Aber der Genius, der im nemlichen Augenblicke erschien, zerstreute ihre Furcht. Madam, sagte er, ihr seht hier den Freund eures Gemahls, und den Beschützer eures Sohns. Ich setzte diesen jungen Menschen auf die schwersten aller Proben. Er sollte die unbändigste aller Leidenschaften, er sollte die Liebe beherrschen. Er sollte nicht nur einen schnöden Begierde, er sollte der eben so reinen, als mächtigen Gluth widerstehen, welche das reizendste und tugendhafteste Geschöpf, das je ein Männerauge entzückt hat, in ihm anfachte. Er hat die Probe bestanden, wenn er gleich nicht völlig Meister seiner Wünsche blieb: denn ohne diese liebenswürdige Schwäche hätte er entweder hoch über den Sterblichen, oder tief unter ihnen stehen müssen. Sein ist also das Kleinod, das ich ihm unter dem Namen der neunten Bildsäule verhieß. Sey glücklich, fuhr er fort, indem er sich gegen den Prinzen wandte, sey glücklich, o Zain, in dem Besitz eines Guts, um welches dich alle Könige der Erde zu beneiden Ursache haben! Liebe, wie du geliebt wirst, das heißt, treu und beständig! Ein Weib, wie dieses, kann nie eine Nebenbuhlerin haben, und sie einmal lieben, heißt sie ewig lieben.

Der König der Genien verschwand, und der weniger mächtige, aber unendlich glücklichere König von Bassora feierte noch am nemlichen Tage das Fest seiner Vermählung mit der reizendsten Braut, die je einem Könige Glanz, Hoheit und Macht vergessen lehrte. Er ließ sie feierlich zu dem ausrufen, wozu die Natur sie schon bei ihrer Geburt bestimmt hatte, zur Königin, und legte jeden Tag seines Lebens das Geständniß ab, daß alle Kronen der Welt ein nichtswürdiger Ersatz für das nie geahnte Glück wären, das ihn die Stellvertreterin der neunten Bildsäule mit stets erneuertem Reiz in ihren Armen empfinden ließ.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 92. Den 16 November 1811.

Gustav Adolph, König der Schweden, hatte eine ihr den Grundsätzen vortreffliche, von ihm selbst geschaffene, Kriegsmanier: er kannte die Erfahrung, die Vorschriften des Alterthums, aber sein herrlicher Verstand wußte sie nach den Umständen und Waffen zu modificiren. Bei der Geisteshoheit, welche die Größe seiner Plane voraussetzt, fehlte ihm weder die Aufmerksamkeit auf das Detail der Organisirung seines Heers, noch der ruhige Blick in verwickelten Umständen; er wußte sein Heer auch durch Religion zu begeistern. Seine Unternehmungen setzten die Welt in Erstaunen, und er war gut, wohlthätig, für Freundschaft und Liebe empfindlich, beredt, populär, voll Vertrauens auf die Vorsehung; Edelsinn und Sanftheit characterisirten seine Züge. Verstärkt durch die protestantischen Reichsfürsten, die er genöthigt hatte, das Gefühl ihrer selbst in sich aufzufrischen, schlug er die besten Feldherrn des Kaisers, durchzog triumphirend ganz Nieder-Teutschland, hierauf bis an den Rhein und an die Donau, und nahm (den 16. Nov. 1632) der Lützen, siegend, einen Tod, wie ihn der größte Feldherr dem längsten Leben vorziehen würde. (Johannes von Müller.)

Der Fasan.

Der berühmte Naturforscher Barrington hatte einst eine ansehnliche Gesellschaft zum Mittagessen versammelt. Unter andern ausgesuchten Gerichten wurde auch ein Fasan aufgetragen, über dessen Wohlgeschmack nur eine Stimme war.

Man hatte ihn kaum verzehrt, und erschöpfte sich eben noch in Lobpreisungen über denselben, als einer von Barrington's Bedienten einen Brief hereinbrachte, und ihn seinem Herren mit dem Beisatz übergab, er sey mit dem Fasanen geschickt, und bisher vergessen worden.

Der Naturforscher bat seine Gäste um Erlaubniß, den Brief in ihrer Gegenwart zu erbrechen und zu lesen. Er öffnete ihn, las, und sank vor Entsetzen auf seinen Stuhl zurück.

Was ist Ihnen? rief die ganze Gesellschaft erschrocken zusammen.

O der Fasan, der Fasan! — klagte Barrington.

Was ist denn mit dem Fasanen?

Ach Gott, wissen Sie denn, was wir gegessen haben?

Wie? der Fasan, rief ein dicker Mann unter den Gästen, erblassend, der Fasan war also? —

Ja, ja, Sie haben's errathen.

Was denn? schrie die ganze Gesellschaft zusammen.

O mein Gott, wir sind alle vergiftet! jammerte der dicke Mann.

Vergiftet? riefen alle, und sprangen von ihren Stühlen auf.

Ach, wenn es nichts weiter, als das wäre! seufzte Barrington.

Nichts weiter, als das? Ist es Ihnen nicht genug, uns vergiftet zu haben? Hülfe! Hülfe!

Digitized by Google

Wer spricht denn von Gift? sagte Barrington ärgerlich. Sind Sie von Sinnen?

Steht es denn nicht in dem Brief, den Sie mit dem Fasanen erhalten haben?

Da lesen Sie selbst, welch einen Fasanen wir gegessen haben! Ist es nicht entsetzlich, ein solches Thier zu essen? Eine ganz neue Gattung von Fasanen, die noch in keinem Cabinet ist, den mir Milord Spencer zugeschickt, nein, ich werde mich nie trösten können!

Der Brief wurde von der ganzen Gesellschaft gelesen. Alle, außer Barrington, brachen in ein lautes Gelächter aus. Dieser konnte sich nicht trösten, und während die Uebrigen durch diesen Vorfall in die fröhlichste Laune geriethen, wurde er immer mismuthiger, und verließ am Ende den Tisch ganz.

Fortsezung der Ansichten von Amerika.

II. Mexico.

Eine neue, gefährlichere Störung der Ruhe von Mexico erfolgte im Jahr 1693. Sie ging diesmal von der großen Masse der Ur-Einwohner des Landes aus, und begegnete der spanischen Regierung in einer Maaßregel, die vielleicht gut gemeint, aber immer sehr unklug war.

Die armen Indianer, welche durch ihre fremden Gäste ihre Freiheit verloren hatten, und unter den fürchterlichsten Bedrückungen aller Art schmachteten, suchten in dem augenblicklichen Vergessen ihres Zustands den einzigen Trost, der ihnen zu Gebot stand. Sie berauschten sich in starken Getränken, so oft ihre Lage das erlaubte, und besonders in dem Pulque, einem Getränke, das aus dem Saft der Maguey-Pflanze bereitet wird, und noch heut zu Tage einen Haupt-Gegenstand der landwirthschaftlichen Industrie von Mexico ausmacht. Natürlich fielen sie durch ihre Unmäßigkeit nur zu oft in größere Noth, als die war, der sie auf Augenblicke dadurch entgiengen, und die spanische Regierung glaubte, diesem Mißbrauch durch ein strenges Verbot aller starken Getränke der Art begegnen zu müssen.

Nun ist aber bekannt, daß ein Volk nicht empfindlicher gekränkt wird, als durch die Einmischung in sein häusliches Leben, und durch die Beraubung von Sinnengenüssen, an die es einmal gewöhnt ist. Auf allen Punkten des Königreichs brachen daher gefährliche Empörungen aus, die öffentliche Gewalt vermochte nicht mehr, ihnen zu begegnen, der Besiz der ganzen Kolonie gerieth für Spanien in Gefahr, und ein Jahrhundert später wäre sie gewiß für dasselbe unter diesen Umständen verloren gewesen. Die Regierung sah sich genöthigt, das Verbot aufzuheben, und verwandelte es in eine, freilich nicht minder drückende, Auflage auf den Pulque, die einen der ansehnlichsten Zweige der spanischen Einkünfte in Mexico ausmachte.

Kurz darauf wurde die Ruhe dieser Kolonie durch einen andern Umstand gestört, der eben so bezeichnend für den Geist der spanischen Regierung ist, als die eben erzählten Szenen mit ihren Veranlassungen und Beendigungen. Die Zahl der Räuber wuchs plözlich so sehr an, daß sie gewissermaßen eine bewaffnete Macht bildeten, welche sich aller Heerstraßen bemächtigt hatte, und ohne deren, natürlich theuer bezahlte, Pässe man nicht in Mexico reisen konnte. Velasquez Sendung, eines Mannes von unerschütterlicher Festigkeit und Gerechtigkeit, der unabhängig von dem Vice-König und den Tribunalen handeln durfte, endigte diesen entehrenden Unfug mit Mühe, und gab Anlaß zur Begründung einer regelmäßigen innern Polizei, der die Colonie bis auf die lezten Zeiten ihre Ruhe verdankte.

Sollten diese Züge nicht hinlänglich seyn, um den unruhigen Geist der Mexikaner, und den schwachen Zusammenhang der einzelnen Bevölkerungs-Theile zu schildern? — Solche Vorgänge sind die Keime künftiger Begebenheiten; denn das Selbstgefühl, das sie erweckt haben, verliert sich so leicht nicht wieder, und erzeugt oft weit größere Ereignisse.

Kleine historische Denkwürdigkeiten.

Für das Concilium von Trient machten die belgischen Provinzen in Unterhaltung der von ihnen dahin Abgeordneten monatlich folgende Ausgaben:

Digitized by Google

Brabant	600 Gulden.
Flandern, Lättich und Tournai	600 —
Artois	400 —
Hainaut	350 —
Namur	150 —
Luxemburg	100 —
Holland und Seland . . .	100 —
Utrecht und Overyssel . .	150 —
Friesland	100 —
. . . . .	100 —
. . . . .	150 —
Zuſammen .	2,700 —

Der König von Frankreich ſchrieb an das Concilium unter folgender Adreſſe: Sanctissimis atque inprimis observandis in Christo patribus conventus tridentini. Die ſpaniſchen Biſchöfe beſchwerten ſich über das Wort conventus, da es ein Concilium generale et legitimum ſey, und verlangten, daß dieſe Briefe gar nicht angenommen werden ſollten. Der Kurfürſt von Mainz frug ſie lachend, wie es ihnen erſt mit den deutſchen Proteſtanten gehen würde, welche ſie ein Concilium malignantium hieſſen?

Auf dieſem Concilium waren folgende monatliche Beſoldungen den verſchiedenen Offizianten ausgeſezt:

dem apoſtoliſchen Legaten	500 Gold-Kronen.
jedem armen Prälaten . .	25 —
dem Sekretär	60 —
dem Ceremonien-Meiſter .	20 —
den beiden Notaren . .	32 —
dem Arzt	40 —
dem Diakonus	10 —
dem Subdiakonus . . .	10 —
dem Schreiber	4 —
dem Barbier	15 —

* * *

Schon dem König Kanut von England ſagten ſeine Hofleute einmal: er ſey der Herr des Ozeans. Da ſezte er ſich mit ihnen an das Ufer zur Zeit der Fluth, und da dieſe ihm und ihnen die Füße netzte, ſprach er: iſt das die Ehrfurcht, welche der Ozean ſeinem Herrn ſchuldig iſt? Dieß war im 10ten Jahrhundert.

* * *

Die Königin Maria von England gab ſich einſt den Titel einer: Surintendante des mers.

* * *

Nachdem der Emir Akbe ganz Weſt-Afrika bis an die Küſten des Ozeans erobert, ritt er in die Wellen deſſelben hinein, ſchwang ſein Schlachtſchwerdt, und rief: „Du ſiehſt, groſſer Allah! hielte mich dieſes Meer nicht auf, ſo würde ich noch andre Nationen zur Anbetung deines Namens zwingen.

* * *

Nachdem Boabdilin Grenada verloren, ſah er auf dieſe Stadt zum leztenmal vom Berg Padul herab, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Da ſprach ſeine Mutter Ara zu ihm: „ja, weine nur, wie ein Weib, da du ſie nicht, wie ein Mann, zu vertheidigen verſtanden haſt.“

* * *

Als die Gothen unter der Regierung Claudius II. Athen eroberten, wollten ſie die Bibliotheken verbrennen. Einer verhinderte es, indem er ſagte: „laſſen wir den Griechen dieſe Bücher, die ſie ſo leicht überwindbar machen, und ihnen die Liebe zum Ruhme rauben. „Allein Kleodem, der ſich gerettet hatte, ſammelte ſeine Mitbürger, überfiel und verjagte die Gothen.

* * *

Im Jahr 1633 errichtete der Kardinal von Richelieu eilf Salzmeſſer-Stellen (offices de gardes et contrôleurs-jurés mesureurs de sel) in Frankreich, welche ſo einträglich waren, daß er ſie ſelbſt, unter einem andern Namen, für ſich kaufen ließ. Die Nachfrage nach dieſen Stellen war ſo ſtark, daß der Kardinal von Mazarin im Jahr 1650 ihre Anzahl vermehrte, und ſie gleichfalls, unter einem angenommenen Namen, für ſich ſelbſt nahm. Einige derſelben gab er an ſeine Verwandten, und ſeine Nichte, Anna Maria Martinoſi, wurde bei ihrer Heirath mit dem Prinzen von Conti mit einer davon ausgeſtattet.

Als König Jakob Stuart im Jahr 1690 aus Irland zurückkam, befand ſich Ludwig XIV. in groſſer Verlegenheit mit dieſem Fürſten. Die Finanzen des Staats wollten ohnedieß nirgends zureichen, und der unglück-

Digitized by Google

liche König sollte doch unterstützt werden. Da wurde eine neue Salzmesser-Stelle für ihn errichtet, die er bis an seinen Tod besessen, und welche, nach demselben, an seinen Sohn, den Chevalier von Saint Georges, übergegangen ist. Dieser überließ sie später an den Grafen von Dombas, der bis auf die Revolution im Genuß desselben blieb. Auch nur mit diesem Ereigniß verlor sich der Name dieser Stelle, welche in Saintonge: les droits des rois d'Angleterre genannt wurde.

* * *

1719 erzählt ein Schriftsteller der Zeit: „in meinen Studentenjahren waren dieses, nebst vielen andern, die ordinären Sprüchwörter des Leipziger und Hallischen Frauenzimmers: Ich dachte, was mich bisse — meynen Sie es so? — Ja, Vetterchen, mein Ding — Ei mein, Liebchen merkst du was? — Mein, mache sich der Herr nicht so grüne, sonst fressen ihn die Ziegen. — Wie viel auf ein Loth? — Er ist so verschmitzt, als eine Fuhrmanns-Peitsche. — Fiechen, er will einmal. — Ja der Geier, daß du mir nicht wegkommst. — Daß du mir nicht gestohlen wirst und dgl.

* * *

Die Aebtissinnen der ehemaligen Reichs-Abtei Andlau, im Elsaß, hatten das sonderbare Recht, daß, wenn sie in die Gegend von Etival, dessen Abtei von ihnen abhieng, kamen, die Herren von Still, welche Lehensmänner derselben waren, die Verbindlichkeit hatten, die Frösche schweigen zu machen. Dieses alte, sonderbare Recht hatte auch der Abt von Luxeuil, wenn er nach Montureux-sur-Saone kam. Dessen Einwohner mußten bei Nacht das Wasser klopfen, (battre l'eau) damit die Frösche nicht quäkten. Dabei sangen sie unaufhörlich die Verse:

Pâ, pâ Reinotte, pâ,
Voici Monsieur
L'Abbé de Luxeu,
Que Dieu gâ, gâ, gâ.

Wer nun nicht lieber die Frösche quäken, als diese Verse singen hörte.

Literarische Würdigungen.

Gynäceum, eine Gallerie satprischer Gemählde. Stuttgart. 1812. 8o.

Unläugbar ist die Literatur eines Volkes der sichere Maaßstab seiner Sitten und seines Karakters; aber es ist Schade, daß dieser Satz seine Ausnahmen hat. Wir Deutschen könnten sonst, aus dem Mangel von Satyren in unserer Literatur leicht schließen, daß es unter uns gar keinen Stoff zu Satyren geb. Leider sind aber der Thorheiten unter uns so viele, als bei andern Nazionen, und am Ende müssen wir nur das Talent besitzen, keine Satyre schreiben zu können, weil das, nach der Behauptung eines Alten, noch schwerer ist, als sie zu schreiben.

Aber auch hievon giebt es Ausnahmen. Der Dichter dieses Gynäceums besitzt wirklich ganz und gar kein Talent, keine Satyren zu schreiben, und die fünfzig Damen, welche er in seiner Gallerie aufstellt, mögen wohl, trotz aller ihrer mannichfaltigen Fehler, in den Fall kommen, ihm wenigstens dieses Talent — keine Satyren schreiben zu können — anzuwünschen. Der Wunsch kommt jedoch leider zu spät, und Sie müssen es sich schon gefallen lassen, meine schönen Damen, wenn ihre Bildnisse in dieser Gallerie in einem andern Sinne bewundert werden, als sie es gewohnt sind.

Fünfzig weibliche Närrinnen, in Einem Gynäceum, das ist, bei Gott, viel! Glücklicher Weise sind die weiblichen Gynäceen, die orientalischen ausgenommen, heutzutag von der Art, daß jeder Besitzer derselben an einer einzigen Närrin überflüßig genug hat. Aber wozu in unserer Zeit der so wenig heirathslustigen Welt ein so abschreckendes Gemählde weiblicher Thorheiten vorhalten? In der That, ein Dichter, wie der unsrige, ist verbunden, seine Leser wieder mit sich auszusöhnen. Wir machen ihm daher den Vorschlag, uns ein Gegenstück zu diesem Gynäceum aufzustellen, um die Luft an den Gynäceen, die er uns ganz verdorben, wieder zu erwecken. Die Muster zu solchen Gegenstücken — wissen wir mit Zuverlässigkeit — stehen ihm so nahe, daß sein Entschluß-Karaktere, wie sie seine Satyren enthalten, zu schildern, kaum begreiflich ist. Auf jeden Fall sollte er uns das Porträt der schönen Unbekannten, an die die vortreffliche Dichtung der Zueignung gerichtet ist, nicht schuldig bleiben. Er hat gefunden, was Wenigen noch geglückt ist, „der Natur gelungenes Ideal" und wer so zu mahlen versteht, wie er, müßte lieber Ideale, als Zerrbilder unserer Sitten und Moden zum Gegenstand seines Pinsels machen.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 93. Den 20 November 1811.

Otto von Guerike, geboren zu Magdeburg am 20. Nov. 1602 und gestorben als Bürgermeister seiner Vaterstadt und Kurbrandenburgischer Rath (1686) machte sich nicht nur um diese Stadt, als schwedischer Oberingenieur während des dreißigjährigen Kriegs, und als Gesandter beim Friedenscongreß, sondern auch um die Wissenschaften durch zahlreiche Erfindungen verdient. Unter den letzten steht die Luftpumpe oben an, die er auf dem Reichstage zu Regensburg 1654 dem Kaiser und den versammelten Kurfürsten vorzeigte. Durch diese Erfindung wurde er die erste Quelle aller nachherigen Entdeckungen der besondern Eigenschaften der Luft und selbst der Electricität, über welche er durch seine Experimente mit Schwefelkugeln die ersten Versuche anstellte. Jene Maschine ist noch jezt auf der königlichen Bibliothek zu Berlin und — am südlichen Sternenhimmel zu sehen, wohin sie de la Caille vor etwa 6 Jahren versezt hat.

Ein Staatsmann der bewunderten Vorzeit.

Von einem Staatsmann der neuern Zeit.

Jedermann kennt die Rolle, welche der berühmte Redner, Demosthenes, in der Geschichte von Griechenland, gespielt hat. Seine Zeitgenossen bewunderten ihn, die Nachwelt staunte ihn an, und dennoch verdiente er weder Dank von seinem Vaterland, noch Nachahmung von denen, welche dem ihrigen etwas Auszeichnetes leisten wollen. Ein flüchtiger Blick auf sein Leben beweise das!

Den ersten Versuch in dem Talent, durch welches er sich allein unter seinen Mitbürgern erheben konnte, in der Beredsamkeit, machte Demosthenes mit einer Anklage seiner Vormünder. Er verlor den Prozeß, weil seine Rede schlecht abgefaßt war, und noch mehr vielleicht, weil er, wie die meisten ausschweifenden Jünglinge in gleichem Fall, Unrecht hatte. Mehr Ehre seinem Kopfe, aber wenig seinem Herzen und seiner Redlichkeit, machte sein zweiter Versuch in dem Talent, durch welches er wirklich unsterblich geworden ist. Zween Redner setzten die Meinung des Areopags in einer Streitsache durch ihre Gründe so in Verlegenheit, daß er nicht wußte, für welchen er sich entscheiden sollte. Es fand sich, daß Demosthenes beiden ihre Reden verfertigt, und daß er demnach für und gegen dieselbe Sache geschrieben hatte. Diese Gewandtheit setzte ihn bei dem verächtlichen Volke der Athener so sehr in Ansehn, daß er es wagen durfte, die Opposition gegen den redlichen Phocion in den Angelegenheiten ihres Vaterlands zu bilden. Phocion wollte den wahren Vortheil Athen's, Demosthenes seinen eigenen. Er wollte eine Rolle spielen; wie, war ihm gleichgültig; und wenn er daher Phocion's überdachten Gründen keine ernsthaften Gründe entgegen zu stellen vermochte, so machte er sie lächerlich — ein Mittel, das bei dem elenden Volke, welches Aristophanes weit nicht genug gezüchtigt hat, seine Wirkung nie verfehlte.

Digitized by Google

Demosthenes wollte Krieg — denn die Verlegenheit seines Vaterlandes konnte ihn zum Führer desselben machen. Athen bedurfte Frieden, aber es ließ sich von seinem leichtzüngigen Redner verführen. Als Bürger mußte er mit in's Feld ziehen, und hielt sich so feig, als irgend einer seiner Mitbürger. Aber den Athenern war eine schöne Rede lieber, als ein Sieg. Demosthenes durfte die Rednerbühne wieder betreten, und der Mann, der seinen Schild nicht zu vertheidigen vermochte, redete in lieblichen Worten, wie das Vaterland gerettet werden müßte.

Philipp von Macedonien starb, und der junge Alexander ergriff seines Vaters Politik gegen Griechenland. Man wußte, was der junge Held bereits geleistet hatte, aber Demosthenes nannte ihn von den athenienſischen Rednerbühnen herab etwas nicht viel besseres, als einen dummen Jungen. Die schönen Geister von Athen waren entzückt über diese Vergleichung. Thebe ließ sich von den witzigen Nachbarn hintreiſſen, und bezahlte seine Schuld gegen Alexandern mit seinem völligen Untergang. Athen verschonte der Sieger, seinem eigenen Ruhme zu lieb; nur verlangte er die Auslieferung seiner Redner. Demosthenes hatte am meisten von Alexanders Rache zu fürchten, und überredete seine Mitbürger, daß sie ihn nicht entbehren könnten. Sie boten dem Helden eine Summe Gelds für ihn an; der dumme Junge nahm sie, und die klugen Athener behielten ihren theuren Redner, um von ihm noch in weitere Verlegenheiten gestürzt zu werden.

Alexander eroberte Sardes, und fand in dieser Stadt die Beweiſe, daß Demosthenes mit Griechenlands Feinden im Einverſtändniß war. Die Athener, denen er es zu wiſſen that, lachten darüber, und sahen die Spitzbüberei ihres lieben Redners als einen Beweis seiner Schlauheit an.

So auch lachten sie bei einer andern Gelegenheit, die Demosthenes Karakter in ein noch helleres Licht stellt. Er sollte gegen einen elenden Menſchen, Namens Harpalus, reden, den man aus dem Staat verbannen wollte. Den Tag vor dem Gericht schickte ihm der Angeklagte eine goldene Schaale, und der wortreiche Redner hatte am andern Morgen einen geſchwollenen Hals. „Ich glaub' es wohl," sagte ihm Phocion vor dem versammelten Volke, „denn du haſt Harpalus goldene Schaale in der Kehle ſtecken." Aber so vortreflich das Wort war, so fanden die Athener es nur spaßhaft.

Hiperides, einer von Demosthenes Parthei, frug Phocion öffentlich: wann er denn einmal für den Krieg seyn würde? „So bald die Alten in Athen," erwiederte Phocion, „zu befehlen, und die Jungen zu gehorchen verſtehen; so bald ich die Reichen bereit sehe, mit ihrem Vermögen, und die Armen mit ihren Händen dem Vaterland zu helfen, und so bald die Redner des Volks nicht mehr ihren Geiſt und ihre Talente auf Kosten des Vaterlands geltend machen werden."

Solcher erhabenen Beredſamkeit widerſtanden die Athener; aber Demosthenes unverſchämte Charlatanerie beſiegte ſie, da er eine ſeiner Reden mit den Worten eröfnete: „Athener, das delphiſche Orakel hat erklärt, daß nur Ein Mann in Athen nicht aller übrigen Meinung iſt. Wollt ihr diesen Mann kennen, so ſag' ich euch: ich bin's."

Diese seine Meinung mußte er mit allen möglichen Spitzfündigkeiten unterſtützen, und so gelang es ihm am Ende, den verderblichen Sieg davon zu tragen. Lachend eilten die Athener in ihr Verderben, ſie bewunderten den Mann, der ſie zu Grund gerichtet, und blieben — wie alle Völker in der Schule der Erfahrung — unbeſſerbar.

Das Kriegswesen in verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern.

II.

Die verſchiedenen Revolutionen des römiſchen Reichs, die Bedürfniſſe und Beſorgniſſe des Deſpotismus, die Einfälle der nordiſchen Völker und die Einführung der chriſtlichen Religion veränderten das alte Kriegs-Syſtem der Römer allmählig ſo, daß es beinahe ganz unkenntlich wurde. Auch hat es, da es dem Staate nichts mehr nützte, ſondern ihn vielmehr verderben half, ein geringeres Intereſſe. Darum wir füglich auf die neuern Zeiten übergehen können, in welchen die Erfindung des Schieß-Pulvers eine völlige Umgeſtaltung des ganzen Kriegs-Weſens der Völker hervorbrachte.

Bei den Franzoſen erhielt daſſelbe zuerſt eine feſtere, zuſammen hängende Geſtalt, die noch auf unſre Zeit

Digitized by Google

zwirkt hat. Die meisten Ausdrücke der meisten europäischen Völker für militärische Gegenstände sind, um nur Eines anzuführen, aus der französischen Sprache entlehnt. Die Geschichte des Kriegswesens der Neuern muß daher nothwendig mit der der Franzosen eröfnet werden.

Lange Zeit bestimmte das Feudal-System die Einrichtung des Kriegs-Wesens der Neuern, und besonders der Franzosen. Die Vasallen der Krone waren verpflichtet, im Nothfall in den Krieg zu ziehn; aber sie blieben nur für kürzere Zeit unter den Waffen, und weigerten sich oft, fern von ihren Altären zu kämpfen. Diese Truppen bestanden größtentheils in Kavallerie, indem sich der Adel auch hierdurch auszuzeichnen strebte. Die Infanterie ward für völlig unbedeutend angesehen, und verdiente diese Ansicht auch durch ihre Zusammensezung aus dem verworfensten Pöbel, und durch ihren völligen Mangel an Kriegszucht.

Mit dem Herabsinken des Feudal-Wesens erfolgten die größten Veränderungen im Kriegswesen. Die erste und wichtigste ereignete sich unter Karln VII, und bestand in der ersten Anlage zur Begründung von stehenden Heeren. Dieser König, dem seine Siege über die Engländer und das Andenken an deren Verwüstungen in Frankreich alle Reformen im Militär-Systems erleichterten, fühlte das Bedürfniß immer schlagfertiger Truppen, um den Einfällen fremder Feinde augenblicklich zu begegnen. Als er daher 1445 sein Heer entließ, so behielt er 9000 Mann Kavallerie und 16000 Mann Infanterie unter den Fahnen, wies eigene Einkünfte für ihren Sold und Unterhalt an, – und vertheilte sie in die verschiedenen festen Plätze seines Reichs. Mit diesen Truppen, welche unaufhörlich in den Waffen geübt wurden, konnten die Feudal-Heere die Vergleichung nicht lange aushalten; darum sie auch schnell ihr Ansehn in der öffentlichen Meinung verloren. So hatte denn Frankreich eine stehende Armee im Frieden, während die übrigen Staaten nur einige besoldete Kompagnien zur Bewachung der Fürsten und der Aufrechthaltung ihrer Polizei besaßen, und gewann es dadurch ein Uebergewicht über seine Nachbarn, dessen Gefühl bald zur Nachahmung reizte. Karl Ludwig XI. blieb diesem System getreu, und Ludwig XII. vereinigte mit seinem Heere ein Korps deutscher Truppen, das sich in den italienischen Kriegen unter dem Namen der schwarzen Banden sehr auszeichnete.

Wir haben in dem eben Gesagten zwei weitere, sehr wichtige Veränderungen im Kriegs-Systeme ausgesprochen. Sie bestanden in dem Werth, den man auf die Infanterie zu sezen anfieng, und im in Soldnehmen fremder Truppen. Lezteres geschah zuerst mit den Schweizern, welche durch die muthige Behauptung ihrer Freiheit großen Kriegsruhm erworben hatten. Die Waffen und die Kriegszucht dieses Volks waren von denen der übrigen europäischen Nationen völlig verschieden. Beide hatten durch den Drang der Umstände und die Verhältnisse ihrer Lage diese Form gewonnen. Der furchtbaren österreichischen Reiterei vermochten die Schweizer nur entschlossene Fußvölker entgegen zu sezen, welche durch tüchtige Vertheidigungs-Waffen gegen die schweren Schläge der Reiter gesichert seyn mußten. Dazu dienten ihnen Helme und Küraße; zum Angriff lange Spieße und Schwerdter. In eng geschlossenen Rotten zusammen gestellt, die auf allen Seiten mit einem Wald von Spießen eingefaßt waren, schlugen sie die Oesterreicher und die Burgunder, und gewannen einen Ruf, der sie überall zum Gegenstand der Nachahmung machte. Von ihnen lernte man, welchen Werth ein gut geordnetes Fußvolk hat; nach ihrer Disciplin richtete man die Infanterie in Frankreich ein, und sehr willkommen waren ihre kriegsgübten Bürger, wenn sie, im Vaterland keine Beschäftigung nach ihrem Sinne fiendend, sie im Auslande suchten. Wie tief diese beiden Neuerungen im Laufe der Zeit giengen, ist bekannt.

Die Gründung der stehenden Heere machte natürlich eine Menge anderer Einrichtungen nöthig. Die militärische Administration mußte gewissermaßen neu geschaffen werden, und machte besonders unter Heinrich IV. unb seinem Freunde Sully große Fortschritte. Die Einführung und dann die Verbesserung der Feuergewehre zu einem leichtern Gebrauch und ihre allgemeinere Einführung war eine Vorbereitung zur Erfindung der Bajonnette, welche die alten Waffen vollends ganz verdrängte. Der leichtere Anzug der Krieger, und damit ihre schnellere Beweglichkeit hiengen mit jenen Veränderungen zusammen. Die Sorge für die kranken und verwundeten Soldaten durch ambulirende Hospitäler war aber wohl die wichtigste und schönste Einrichtung, welche das Kriegswesen Sully'n verdankt. Frankreich gieng in diesem, der Menschlichkeit so nöthigen, Dienste allen andern Staaten weit voraus. Die stehenden Militär-Hospitäler stelen erst unter die Administration des Kardinals von Richelieu, und die übrigen europäischen Nationen ahmten sie erst viel spüter nach.

Nach Heinrich IV. sank das Kriegs-System in Frankreich tief herab. Maria von Medicis hatte den königlichen Schaz in Eile verschleudert, und ermangelte daher des Hauptbehelfs für alle kriegerischen Unternehmungen. Inzwischen fiel doch unter ihrer Regentschaft eine Neuerung vor, die von Wichtigkeit ist, nemlich die Uniformirung der Truppen. Der Ursprung derselben ist so feivol, wie der so vieler anderer, wichtigerer Institutionen. Der Günstling Concini, bekannter unter dem Nahmen des Marschalls von Ancre, richtete sein ganzes Haus auf militärischen Fuß ein. Seine Bedienten hatten gleiche Livreen, und diese Livreen wurden die ersten Uniformen der französischen Soldaten

Trotz den großen Waffenthaten, die unter dem Ministerium des Cardinals von Richelieu geschahen, gewann das Kriegswesen in Frankreich wenig durch diesen Mann. Von der Artillerie und dem Verproviantirungs-Wesen verstand er nichts, und verachtete es darum, wie die Großen gewöhnlich zu thun pflegen. Jene nannte er die schwarze, diese die weiße Ma...ie; und da er überhaupt

Digitized by Google

nichts von Magie hielt, so überließ er, seinem Bonmot zu lieb, die Heere in ihren wichtigsten Bedürfnissen dem Zufall.

Erst mit Ludwig XIV. eröffnete sich für das Kriegswesen der Franzosen eine neue Epoche. Dieser König traf in Louvois Ernennung zum Kriegsminister eine Wahl, die von seiner Mitwelt nicht gehörig geschätzt wurde. Louvois war der Erfinder eines ganz neuen, vortrefflichen Verproviantirungs-Systems, ihm verdankte Frankreich die besten und ersten Reglements für die Kriegszucht und die Beförderung der Offiziere. Er stiftete die erste Kadettenschule, gründete das Archiv des Kriegs-Ministeriums, und stellte in dem großen Invaliden-Haus von Paris ein öffentliches, prachtvolles Denkmal der Anerkennung militärischer Verdienste und der Nothwendigkeit auf, die kranken und alten Tage des braven Kriegers zu schützen. Mit gleich großem Erfolge arbeitete der große Baukan in einem andern Fach des Kriegswesens. Die Befestigung und der Angriff fester Plätze wurden durch ihn zu einer Kunst, in welcher sich alle europäischen Völker belehrten und noch immer belehren. Colbert wetteiferte mit Louvois, wie die übrigen Helden Ludwigs XIV. mit Baukan, und die vereinigte Anstrengung dieser Männer gab der Regierung dieses Königs einen Waffenglanz, den er nur durch ihre Wahl verdiente.

Erst um diese Zeit wurde das Kriegswesen zu einer Kunst, welche man lehrte, und deren Studium als Bedürfniß anerkannt wurde. Die Kriegsschulen waren einer der mächtigsten Schritte, den das Kriegswesen je gemacht hat. Wir dürfen ihre Gründung daher hier wenigstens, wo es bloß um einen schnellen Ueberblick zu thun ist, als den Schluß der Hauptmomente desselben in Frankreich ansehen; denn die französische Revolution liegt außer den Gränzen, welche wir uns in diesem Aufsaz gesteckt haben.

Bemerkungen
zu dem Aufsaz in Nro. 75 und 76:
Glückliches Schicksal einer unglücklichen Prinzessin.

Die Geschichte dieser Prinzessin hat ein zu großes Interesse, als daß sie nicht aller möglichen Aufklärungen würdig wäre. Zuverläßig ist es, daß sie zu ihrer Zeit in Paris allgemein geglaubt wurde; inzwischen darf nicht vergessen werden, daß sich unter den Bezwiflern derselben Friedrich der Große befand.

Ductos hat in seinen Werken (B. 10.) mehrere Notizen über die Sache, und scheint, trotz den Briefen des Königs, die er beibringt, und wir mittheilen werden, von ihrer Wahrheit überzeugt. Er erzählt die Begebenheit in einigen Nebensachen von unserer Darstellung abweichend, hat aber mehrere wichtige Zusäze, die wir unsern Lesern nicht schuldig bleiben dürfen. Er nennt die Personen, welche die Frau von Waldak (wie er ihren Namen schreibt) in Vitry gekannt hatten. Nach ihm blieb sie bis 1757, da ihr Gatte starb, auf der Insel Bourbon, kam nach Paris, und wohnte im Hotel du Perou. 1758 kaufte sie sich ein kleines Haus in Vitry, wo sie nur mit einer Negerin und einem Gärtner wohnte. Herr und Frau von Souci waren ihre gewöhnliche Gesellschaft. Ductos kannte beide, versichert, daß sie von der Wahrheit der erzählten Geschichte überzeugt waren, und führt folgende Züge an, die sie ihm erzählten. Sie sind freilich mehr psychologische, als historische Beweise; allein erstere gewinnen in manchen Fällen eine Beweiskraft, die sie den lezteren gleich stellt.

Man las der Frau von Waldach einst eine Denkschrift vor, in welcher ihre Geschichte erzählt war. Nach derselben sollte sie einen Messerstich in die linke Seite erhalten haben. „Nein," unterbrach sie den Vorleser schnell, „nicht in die Seite, sondern in den Arm gieng der Stich." — Aber wissen Sie denn um die Sache? frug die Gesellschaft. Sie faßte sich, und erwiederte: „sie habe davon von niemand, der auf's genaueste unterrichtet gewesen, erfahren." Nach ihrem Tode untersuchte Herr von Souci mit mehreren Zeugen ihren Leichnam, und fand die Narbe des Stichs wirklich auf dem Arm.

Frau von Souci bethendelte sie immer im Geist ihres ehemaligen Rangs. Frau von Waldach und sie einst ein, sich neben ihr auf den Sopha zu sezen, und sagte ihr, auf ihre ehrfurchtsvolle Weigerung: „ich würde Ihnen diesen Platz auch unter andern Umständen anbieten."

Man sprach von dem Tode der Dauphine von Frankreich. Ach, rief sie aus, „was ist die menschliche Größe, und ich!.."

Der Marquis von Brancas bot ihr Dienste und Unterstüzung an. „O, sagte sie, ich brauche nichts, als unerkannt zu seyn; wär' ich es doch von mir selbst!"

Sie besaß im sieben und siebenzigsten Jahr noch ihre volle Gesundheit. Jemand äußerte sich mit Verwunderung darüber gegen sie. „Ich muß einmal in allem außerordentlich seyn;" antwortete sie.

Von Politik redete sie mit großer Theilnahme, sprach besonders gerne von der Königin von Ungarn, und hielt jedesmal inne, wenn von Rußland die Rede war. Die Kaiserin Katherine nannte sie nur LaTamkour.

Sie war außerordentlich mißtrauisch, und vermied besonders alle Fragen.

Sie hatte, nach der Behauptung der Frau von Souci, zweimal in Rußland, und fünfmal in Indien Gift erhalten. Auch bemerkte diese, daß sie das erstemal, da sie ihr Tobak angeboten, nicht früher genommen, als bis sie es selbst gethan habe.

Ihr Haus war ziemlich armselig eingerichtet. Die Negerin, welche bei ihr war, erzählte, daß sie oft, besonders an Winter-Abenden, Anfälle der heftigsten Traurigkeit habe.

Sie erhielt zuweilen Geld aus Braunschweig, und gab ihrem Gärtner den Auftrag, ihren Tod dahin zu melden.

(Beschluß künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche. Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 94. Den 23 November 1811.

Friedrich Heinrich Graf von Seckendorf, kaiserlicher Feldmarschall (gestorben den 25. November 1763 in einem Alter von 91 Jahren) diente von 1694 bis 1744, wo er sich zur Ruhe begab, der Republik der vereinigten Niederlande, dem König von Polen, dem Hause Oesterreich und dem Kaiser Karl VII, Kurfürsten von Baiern. Von seinem 20sten Jahr an ist kaum ein Krieg, eine Belagerung, wobei er nicht den Degen, kein Congreß, kein Friedensschluß, kein Staatsstreit, wobei er nicht die Feder führte. In Brabant, am Rheine, an der Donau und Mosel, in Polen, Pommern, Sicilien, Servien, Baiern und im Elsaß hat er 23 Feldzüge gemacht, in acht großen Feldschlachten gefochten, und 12 Belagerungen beigewohnt. Zwischen dem Eismeer und der äußersten Spitze von Italien, zwischen den Dardanellen und den Säulen des Hercules wohnte keine Nation, für die oder gegen die er nicht gekämpft hätte.

Die Spath-Höhle, auf der schottischen Insel Skye.

Bekanntlich ist Hoch-Schottland reich an Wundern der Natur. Es ist der Schauplatz der Ossian'schen Dichtungen, und die mannichfaltigen Gestaltungen des Landes sind ganz im Geiste derselben. Auf den Inseln-Gruppen, welche seine nördliche Spitze umgeben, scheint die Natur noch kühner und originaler, wie auch der Geist ihrer Bewohner sich weiter von der allmählichen Verflachung des Zeitalters entfernt gehalten hat. Eine Reise durch dieselben gehört zu den genußreichsten Wanderungen; denn nur zu bald hat sich der Beobachter am Anschauen der ängstlichen Mannichfaltigkeit der Werke des menschlichen Kunstfleißes gesättiget; die ungeheuren Werke der Natur aber tragen einen Karakter von stiller Größe, in welcher sich der Geist aufs Neue stärkt, und durch Aufregung der tiefsten Gefühle zu Betrachtungen voll Ernstes und erschütternder Ergreifung geleitet wird.

Eine jener Inseln nennen die Engländer Skye, die Einwohner in ihrer galischen Sprache Skianach, die geflügelte Insel. Ihre vielen, kühn in die Luft abgeschnittenen, Vorgebirge haben ihr diesen Nahmen gegeben. Meist laufen ihre Wände senkrecht in das Meer ab, und eröfnen nur hie und da enge Felspäße, in welchen die Fahrzeuge landen.

Ein solcher, etwa dreißig Fuß breiter, Paß führt an den Eingang der Spathhöhle. Das Meer füllt ihn während der Fluth bis zu einer ansehnlichen Höhe aus, und man besucht die Höhle alsdann am bequemsten auf einem Boote. Schon seit Jahrhunderten kannte man ihren Eingang; allein grause Sagen der Vorzeit, und die Gleichgültigkeit der, an ähnliche Naturscenen gewohnten, Bewohner hatten sie gleichsam verschlossen, bis eine Dame im Jahr 1808 zuerst das Wagstück unternommen hat, in ihre Tiefen zu dringen. Einer ihrer Landsleute, Herr Macleay, folgte ihrem Beispiel, und machte kürzlich eine Beschreibung dieser Höhle bekannt, die wir hier zu Grunde legen. *)

*) The description of the Spar-Cave, in the isle of Skye. London. 1811.

Digitized by Google

Gleichsam die Vorhalle der Spathhöhle bildet der enge, von zwo, hundert Fuß hohen, schroff ablaufenden Felsmauern geschlossene, Paß. Wo er sich an das Land anschließt, erhebt sich ein ungeheures Gewölbe im gothischen Styl, das mit zahllosen, schwarzgrünen Stalaktiten bekleidet ist, von welchen mehrere in Säulen-Gestalt sich ins Wasser herabsenken, und gleichsam die Pfeiler dieser gigantischen Decke bilden. Der Eingang verengt sich allmählich bis auf fünfzehn Fuß Breite, und senkt sich sanft in die Tiefe. Der Boden bleibt von da einige Zeit völlig eben, bis er plötzlich über fünfzig Fuß an einem Hügel von Sand, Steinen und Erde emporsteigt, und auf ganz andrem Grunde wieder auf der andern Seite herabgeht. Stellt man sich unter den Hügel und blickt zurück, so glaubt man einen schäumenden Wasserfall, der lautlos sich in die Tiefe wälzt, oder eine mit Schnee bedeckte Felsenwand vor sich zu sehen. Aber eine neue Anhöhe erwartet den Wanderer. Er hat über achtzig Fuß an ihrer glatten Oberfläche, nicht ohne Beschwerde, hinauf zu klettern, bis er die erste große Halle erreicht hat. Durch ein acht Fuß breites und zwölf Fuß hohes Thor tritt er in dieselbe ein. Eine beinah völlig regelmäßige, gothische Colonne stützt dasselbe. Alles scheint vom reinsten, weißen Marmor zu seyn, eine Menge fantastischer Stalaktiten-Formen zieren die Wände, und flattern, einem Vorhang gleich, von der Decke herab. Man tritt in die Halle selbst, deren Gewölbe sich plötzlich in einer Höhe verliert, die das Auge kaum zu messen wagt. Alles scheint von Schnee und Eis gebaut, und die blendendste, weiße Farbe strahlt auf allen Seiten in das staunende Auge. Die Halle scheint bevölkert zu seyn, wenigstens ist sie mit Figuren angefüllt, welche an jenes verstümmerte Geschlecht der griechischen Mythe erinnern. In der Mitte kniet ein Mönch auf einem Kissen, und hat Hülfe suchend die Arme zum Himmel gehoben. Die Draperie seiner Gewänder ist die kühnste, die ganze Gestalt scheint völlig wahr, man will so gar die Tonsur des Haupts erkennen, von der Aehnlichkeit des Gesichts nicht zu reden, das nur in der Nähe etwas zu glatt ist. Hinter dem knieenden Mönch stehen viele andere Stalaktiten, welche Büsten von Menschen gleichen, und man wähnt ganz deutlich das Haupt einer Nonne zu erkennen, die mit einem Schleier bedeckt ist. An den Wänden sind eine Menge Basreliefs, denen der mächtig ergriffene Geist des Wanderers schnell Sinn und Bedeutung leiht. Die Vorstellung des Ordens vom goldenen Vliesse ist unverkennbar in einer Chrystallisation der Wände abgebildet. Zahllose, schneeweiße, schlanke Kolonnen von Stalaktiten unterbrechen das Auge auf verschiedenen Seiten, und bilden Nischen und Gänge, die auf jedem Standpunkt neue Ansichten öfnen, neue Spiele der Fantasie hervorrufen. Manche Säule scheint sich oben in eine Figur zu enden, die die Decke trägt, und diese ist einer Masse von weißen Wolken ähnlich, in welchen tausend Chrystalle schimmern.

Noch liegen weitere Räume hinter diesem Zaubertempel. Der Wanderer steigt etwa dreißig Fuß bequemlich in die Tiefe, und gelangt an die Ufer eines kleinen Sees, der den Grund einer neuen Halle füllt. Ueber dem See hängt eine wundersame Gestaltung von Figuren, welche sich mit der höhern Anregung der Einbildungskraft neu und kraftvoll und mannichfaltig beleben. Jeder, der sie sieht, bringt ein anders Bild davon zurück, und der mächtige Zauber dieser Formen besteht gerade in dem reichen Felde, das sie der schöpferischen Fantasie des Beschauers eröfnen.

Ueber ein schmales Brett gelangt man in einen engen Gang. Sein Thor scheint von zween ungeheuren Pfeilern des reinsten Spaths gebildet. Der eine ist von einer Regelmäßigkeit, welche die Kunstherrschaft verrathen will. Eine neue, engere Halle nimmt den Gang auf, und schließt diesen wunderbaren unterirdischen Raum, dessen Gestaltung nur ein Vergessen der mitgebrachten Ideen verlangt, um in demselben den Anfang einer neuen, wundervollen Welt zu finden, und nach derselben die Welt, die man auf einige Stunden vergessen hat, umzubilden.

Schluß der Bemerkungen zu dem Aufsaz in Nro. 75 und 76: Glückliches Schicksal einer unglücklichen Prinzessin.

Sie starb am 20sten Jänner 1771. In das Todtenregister wurde sie unter dem Nahmen: Dorothee-Marie-Elisabeth-Daniel Sola, Wittwe Maldat, eingetragen. Der Abbe Imbert, welchen Duclos noch gekannt hat, behauptete bei ihrer Niederkunft in Louisiana zugegen

Digitized by Google

gewesen zu seyn und gehört zu haben, daß sie den Nahmen Wolfenbüttel für ihre Tochter nannte.

Folgende Stellen in den Briefen Friedrichs des Großen an D'Alembert, den Duclos gebeten hatte, deshalb an den König zu schreiben, betreffen diese Geschichte.

5. December 1771.

„Ich kann Ihnen mit Zuverläßigkeit von dieser Dame, welche sich für die Gattin des Czarowiz ausgiebt, antworten. Ihre Betrügerei (imposture) wurde in Braunschweig entdeckt, wo sie kurze Zeit nach dem Tode der Prinzessin, deren Nahmen sie geborgt, durchkam. Man reichte ihr einige Unterstützung daselbst, und befahl ihr, das Land zu verlassen, und nie einen Nahmen anzunehmen, der so weit über ihre Geburt war. Glauben Sie mir, daß man in Rußland gut weiß, wie man die Leute umbringt, und daß, wenn man einen daselbst, besonders am Hofe, aus der Welt schickt, er gewiß nicht wieder aufsteht."

26. Jänner 1772.

„Die Geschichte der Frau von Mailak ist nicht glaubwürdig. Diese Person war, so viel ich weiß, Garderobe-Mädchen der Prinzessin, deren Nahmen sie geborgt hat. Ihre Geschichte ist ein Gewebe von Unwahrheiten. Die Gräfin von Königsmark hat nie den Fuß nach Rußland gesetzt, der Marschall von Sare nie die Frau des Czarowiz gesehen. Bedenken Sie hauptsächlich, daß, wenn sich eine Prinzessin, wie sie seyn will, durch ein Wunder aus Rußland gerettet hätte, sie einen natürlichen Zufluchts-Ort im Schooß ihrer Familie suchen, und nicht die Abenteurerin machen würde, wie das Geschöpf, von welchem Sie reden. Sie kann wohl einige Aehnlichkeit mit ihrer Gebieterin gehabt haben, auf die sie ihren Betrug gründete; aber sie hütete sich wohl, in Braunschweig sich sehen zu lassen; denn die Prinzessin war zu gut von den Ihrigen gekannt, als daß man alle ihre Verwandte durch eine entfernte Aehnlichkeit und durch Aussagen täuschen konnte, die die ganze Spitzbüberei entdeckt hätten."

Wir machen zum Schluß nur auf den Widerspruch aufmerksam, welcher in den unterstrichenen Stellen beider Briefe liegt. Es wäre indeß sehr der Mühe werth, die Sache weiter aufzuklären.

Kannten die Griechen den Gebrauch des Opiums?

Kürzlich hat jemand behauptet, die Griechen der trojanischen Zeit hätten den Gebrauch des Opiums schon gekannt. Er begründete dieß durch die Stelle in Homers Odyssee, IV. 219.

Aber ein andres ersann nun Helena, Tochter Kronions:
Schnell in den [redacted] warf jene, wovon sie tranken,
ein Mittel,
Kummer zu tilgen und Groll, und jeglicher Leiden Gedächtniß.
Kostet einer davon, nachdem in den Krug es gemischt
ward;
Nicht an dem ganzen Tage benezt' ihm die Thräne das Antlitz,
Nicht, ob selbst gestorben ihm wär' auch Mutter und
Vater,
Nicht, ob den Bruder vor ihm, ob selbst den geliebtesten Sohn ihm
Tödtete feindliches Erz, und Er mit den Augen es
sähe.
Solcherlei Würze der Kunst hat Helena, Tochter
Kronions,
Heilsamer Kraft, die einst die Gemahlin Thons Polydamna
Ihr in Aegyptos geschenkt: wo viel die nährende Erde
Trägt der Würze zu guter, und viel zu schädlicher
Mischung.

Wirklich läßt Homer den Menelaos und den Telemachos bald nach dem Genuß dieser köstlichen Würze schlafen gehen; aber was sie noch vorher reden, ist so klug, daß man kaum an ein Opium-Räuschchen zu denken wagt.

Jugendblüthen.

Nimm sie mit gütiger Hand, sie entkeimten lebendig dem Herzen,
Wenn sie auch welken, so reift einst ja die schönere Frucht.
Farbig gestündet der spielende Schaum am Morgenlichtruhig
Tiefer im Felsenthal wogt endlos und ewig der Strom.

M.

Digitized by Google

Laokoon.

Was uns rührt und ergreift bei des Phrygiers qualvollem Anblick:
Ist's die umwundene Brust, ist's der unerbittliche Schmerz?
Oder des Schicksals furchtbare Macht, die den Sterbenden hält, daß sein Arm nimmer rette den sterbenden Sohn.

M.

Gebet.

Nach dem griechischen des Plato.

Mächtiger Zeus, o verleih' uns auch unerflehet das Gute,
Aber das Böse versag jeglichem Wunsch und Gebet!

M.

Linne.

Vielerlei Pflanzen hast du gezählt, selbst am äußersten Pole,
Und sie verständig gereiht, sinnig vertheilend gereint;
Aber das magische Band, das den Menschen knüpft an die Pflanze,
Und die Pflanze an ihn, hast du nicht kalt es getrennt?

M.

An S...

Hoch auf die luftigen Gipfel des herrlichen Bergs Chimborazo
Standerte geistigen Flugs's mich deine Philosophie.
Aber mein Athem stockt, es gerinnt mein Blut, und ich sehne
Wieder mich druckend hinab in das belebende Thal.

M.

Correspondenz.

Dresden, den 3. Oct. 1817.

Am 30. Sept. gewährte Mad. Reichard den Bewohnern Dresdens das hier noch nie gesehene Schauspiel einer Luftreise. Sie hatte dieselbe schon lange vorher angekündigt und eine Subscription eröffnet, deren Ertrag aber karg genug ausgefallen war, vielleicht, weil man, schon durch frühere sehr unvollkommene Versuche andrer gewarnt, nicht traute. Endlich am 29. sollte die Auffahrt vor sich gehn: ein Drittheil der Einwohner Dresdens hatte erwartungsvoll in dem Garten, wo der Ballon gefüllt ward, und auf den nahen Feldern — vergebens — es ward dunkel und man hatte nichts gesehn, als den Ballon, den der Wind an seinen Seilen hin und her schaukelte. Das Publikum gieng sehr unwillig gegen Mad. Reichard, doch ohne sie im mindesten zu beleidigen, nach Hause: nur sehr wenige wußten die wahre Ursache der fehlgeschlagenen Erwartung. Am andern Morgen las man einen Anschlag, der die Auffahrt mit Nachmittag 2 Uhr gewiß verkündigte, und die verspätete Auslieferung der Schwefelsäure als die einzige Ursache der getäuschten Erwartung des Publikums anzeigte.

Unterdessen war die Witterung stürmisch geworden: ein menschenfreundlicher Ministerium verbot die Auffahrt. Dessen ungeachtet gab es Menschen, die auf beleidigende Weise die junge Heldin bestürmten. Sie achtete weder die Gefahr, noch das ausdrückliche Verbot der höchsten Behörden, noch den Umstand, daß das Netz beschädigt war und der Ballon folglich wahrscheinlich Risse bekommen müsse: Sie that, was ihre mit Waffen geschmückten Dränger und Treiber vielleicht ihr nicht immer gleich thun möchten — sie opferte ihr Leben der Ehre und fuhr. Langsam, majestätisch schwebte der Ballon mit seiner schönen Last empor, höher und immer höher — bis Wolken ihn verbargen.

Sechs Meilen von hier, bei Seupsdorf, nahe bei Sekniz, fiel der Ballon nieder. Er hatte sich aus den Rissen des Netzes hervor gedrängt, war gerissen und stürzte jählings zur Erde. Die kühne Schifferin war erstarrt von Kälte, verwundete in der Gondel niedergesunken; ihr Barometer, Geld, Lebensmittel, alles war ihr entfallen. Erst der Stoß, den die Gondel von den Wipfeln der Fichten empfing, auf welche sie niederfiel, erweckte sie aus der Betäubung. Ein guter Genius wachte über sie — sie kam unbeschädigt zur Erde: zwei Landleute ehrten sich selbst, indem sie sie freundlich pflegten und aufnahmen.

Jetzt erst erfuhr man, wie edel sie sich benommen. Man erfuhr, daß die ehrliche Gewinnsucht eines Reichen die einzige Ursache der Verspätung ihrer Abfahrt war, daß derselbe Mensch sie im Handel unleidlich betrogen habe, daß sie durch ihn und durch die Kargheit der Unterstützung der Dresdner Einwohner gegen sechs hundert Thaler Schaden habe. Es würde vielen würdigen Menschen in Dresden sehr leid thun, wenn die eben so fein fühlende, als kühne Schifferin dies mit Gefühlen gerechter Indignation an Dresden zurückdenken sollte, aber verzeihlich würde man dies finden. —

Während die Hofschauspieler-Gesellschaft von uns nach Leipzig zieht, spielt hier auf dem Theater am Linkischen Bade die Gesellschaft des jüngern Secondo, die stets mehr deutsche Opern als andre Stücke gegeben hat. Diese passen auch am besten, theils, weil die Hof-Gesellschaft nie Singstücke giebt, theils, weil diese zweite Gesellschaft sich im Darstellen von Lust- und Trauerspielen durchaus nicht mit ersterer messen kann, wohl aber gute Sänger und Sängerinnen hat. Im letzten Sommer sind keine andre Stücke gegeben worden, als Opern: unter diesen hat vorzüglich gefallen: Jakob und seine Söhne in Aegypten — Musik von Mehul.

(Fortsetzung künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 95. Den 27. November 1811.

Chlodwig, Heerführer des Salischen Stammes der Franken in den Niederlanden (seit 481) gründete sein neues Reich in Gallien durch die Siege bei Soißons über die Römer, bei Zülpich über die Allemannen und bei Poitiers über die Westgothen, gab den Galliern statt der kraftlosen Regierung der Kaiser eine mächtige und bessere Verwaltung, vereinigte in zwanzig Jahren den größten Theil der Länder von der Maas bis an die Pyrenäen, machte die Thüringer und Baiern zinsbar, und starb zu Paris als Herr einer großen und ausgedehnten Monarchie den 27 Nov. 511 (genau vor 1300 Jahren) mit dem Rufe eines tapfern und höchst staatsklugen, aber eben so gewissenlosen und grausamen Eroberers.

Ueber die Aechtheit der Ossianschen Gedichte. *)

Die Erscheinung der Ossianschen Gedichte machte in ganz Europa ein ungewöhnliches Aufsehen. Ueberall las, überall übersetzte man sie, und überall stritt man sich, ob sie ächt seyen.

Seit der ersten Ausgabe des Fingal's im Jahr 1762 dauerten diese Zweifel fort. In England wurde der Streit am heftigsten, da die bedeutendsten Literatoren, wie Home, Blair, Hume und Johnson an demselben Theil nahmen, und der Haß gegen die Schotten die wahren Standpunkte der Untersuchung verrückte. Es erschienen Bücher für und wider die Sache, und die Ossian'sche Literatur könnte beinah eine kleine Bibliothek füllen. Aber mit allen diesen Schriften wurde nichts entschieden.

Im Jahr 1797 ernannte endlich die Societät der Schottischen Gebirge ein Comite', um die Sache genauer zu untersuchen. Dieses erließ ein öffentliches Circulär, in welchem um Beantwortung folgender Fragen gebeten wurde:

1. Haben Sie je ein's der Ossian'schen Gedichte, welche Macpherson übersetzt und herausgegeben hat, rezitiren oder singen gehört? Von wem, und wann

*) Vergleiche die bibliotheque britannique, Nro. 377 und 378 — Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß der Herr Herausgeber des Freiburger Wochenblatt's nicht ganz aufrichtig handelte, wenn er in seiner 85sten Nummer den Aufsatz aus Nro. 92 dieser Blätter: Rettung aus den Kerkern der Inquisition, aus der Bibliotheque britannique ausgezogen nennt; denn wirklich hat er bloß meine Arbeit, mit Zusetzung von einem halben Dutzend eigner Worte, abdrucken lassen. Hat er den Aufsatz im französischen Journal nachgelesen, so muß er gefunden haben, daß ich entweder noch eine andre Quelle benutzt, oder die Geschichte ganz unabhängig bearbeitet hatte. So sehr ich wünschte, daß die interessantern Arbeiten der Süd-d. Misc. auf jede, selbst ihrem merkantilischen Vortheil schädliche, Weise verbreitet werden, so kann ich mich doch nicht enthalten, an das persische Sprüchwort zu erinnern: „werfe keinen Koth in die Quelle, aus der du getrunken hast.“

Der Herausgeber.

haben Sie das gehört? Haben Sie sie aufgeschrieben, oder erinnern Sie sich ihrer noch so gut, um sie niederschreiben zu können? In jedem Fall bittet man, dem Comite' eine Copie in galischer Sprache zuzusenden.

2. Um gleichen Dienst bittet man rücksichtlich jedes alten Gedichts, das auf die, in Macphersons Sammlung vorkommenden, Personen Bezug hat.

3. Giebt es noch Personen, welche Sie diese Gedichte rezitiren gehört, oder kennen Sie in ihrer Gegend solche, die sie auswendig wissen? Man bittet in diesem Fall, genaue Nachfragen anzustellen, und das, was sich findet, in getreuer Copie an das Comite' zu senden.

4. Ist jemand in Ihrer Nachbarschaft, der Herrn Macpherson solche Gedichte zugestellt hat? — Wie hat ein solcher sie erhalten? Welche Verschiedenheit findet er zwischen dem, was er Hrn. M. gegeben, und was dieser bekannt gemacht hat?

5. Erkundigen Sie sich doch nach allen Spuren des Traditions-Glaubens der Bewohner ihrer Gegend in Bezug auf die Geschichte von Fingal und seinen Gedichten — besonders so weit alles dieß auf die von Macpherson herausgegebenen Werke Bezug hat.

Auf diese Fragen, welche an alle Personen gesandt wurden, die im Fall waren, Aufklärung geben zu können, liefen eine Menge Antworten ein. Der Präsident des Comite's, Mackenzie, berichtete darüber mit großer Unpartheilichkeit, vermied aber in der Sache zu entscheiden, was er dem Leser selbst zu thun überließ. Das Wesentlichste ist folgendes:

In Bezug auf den ersten Hauptpunkt der Untersuchung:

„Was für alte Gedichte existiren noch „in den schottischen Gebirgen unter Ossian's „Nahmen, und was ist der allgemeine Glauben in Bezug auf den Antheil, den Ossian, „Fingals Sohn, an denselben hat?"

versichert das Comite': daß es solche Gedichte gegeben hat, daß sie in Menge, und allgemein verbreitet vorhanden waren, und daß sie ganz besonders ausdrucksvoll, beredt und erhaben gewesen sind.

Rücksichtlich des zweiten Hauptpunkts:

„Wie weit geht die Aechtheit der von Mac„pherson herausgegebenen Sammlung solcher „Gedichte?"

ist es schwer, entscheidend zu antworten. Das Comite' besitzt kein Dokument, das ihm beweise, welchen Theil seiner Sammlung Macpherson in der Form erhalten, in der er sie bekannt gemacht hat. Die Gedichte und Bruchstücke, die dem C. zugekommen sind, enthalten oft das Wesentlichste und zuweilen die wörtlichen Ausdrücke ganzer von M. gegebenen Stellen; aber keines ist in Titel und Text einem von seinen Gedichten völlig ähnlich. Das C. ist daher geneigt zu glauben, daß dieser Schriftsteller die Lücken auszufüllen, die Verbindung durch Einrückung eigener in die fehlenden Stellen herzustellen, und überhaupt so viel zuzusetzen pflegte, als ihm die Würde und Zartheit der Dichtung zu verlangen schien. Wahrscheinlich unterdrückte er auch einzelne Stellen, milderte die Epifoden, und schlif die Sprache ab, um alles dem modernen Geschmack mehr anzupassen.

Das Comite' getraut sich aber nicht zu entscheiden, wie weit diese Freiheiten des Herrn M. gegangen sind. Er hatte den, heutzutage verlorener, Vortheil, durch Recitation vieler, nun gestorbener, Personen, die verschiedenen Gedichte, welche denselben Gegenstand behandelten, zu vereinigen, die Abweichungen zu vergleichen, das Entstellte wegzuwerfen, und es durch Originale von besserem Geschmack zu ersetzen. Es wäre gegenwärtig völlig unmöglich, ein ähnliches Werk zu verfertigen, das so viel innern Zusammenhang und so wenige Fehler hätte.

Das C. glaubt in dem Styl des Originals und in der Uebersezung der Temora, verglichen mit dem Styl und der Uebersezung des Fingals, Verschiedenheiten zu finden. Lezterer hat mehr Einfachheit und Originalität, als das erstere Gedicht. Vielleicht gab Macpherson der Beifall, den jenes erhielt, größeren Muth, sich von seinem Original zu entfernen. Untersucht man den galischen Urtext, der dem siebenten Buch der Temora in einigen Ausgaben vorangedruckt ist, so findet man wohl moderne Ausdrücke und Wendungen, die im Fingal nicht vorkommen. Auch begegnet man in der Ueber-

Digitized by Google

sung nachläßigen Ausdrücken, und Beispielen des aufgeblasenen Styls, dem Herr M. unterworfen war — woraus zu schliessen ist, daß ihm der Erfolg des Fingals zu viele Kühnheit gegeben hat.

Auf den Bericht der schottischen Gesellschaft erschienen zwei Werke von Herrn Macdonald und Herrn Graham über diesen Gegenstand. Des Letztern seins ist das Vollständigste, was für Macpherson geschrieben worden ist. Das Wesentliche davon mag etwa folgendes seyn.

Ueber Fingals und Ossians Existenz finden wir zwar keine positiven Nachrichten in den Klassikern der Alten. Erinnert man sich aber der Barbarei, in welcher die Römer die brittischen Horden gefunden haben, und der Verachtung, mit der sie von ihnen reden, so darf man sich über dieses Stillschweigen nicht wundern. Allein oft hat man die Tradition genügend gefunden, um die Existenz gewisser historischer Personen zu beweisen. In mehrern Gegenden von Irland und dem westlichen Schottland tragen viele Berge, Flüsse und Thäler Nahmen, welche an Fingal'n und seine Krieger erinnern, und seit Jahrhunderten tönen in diesen Ländern die Sagen von den Helden Ossians. Fingal heißt in denselben gewöhnlich Fin-Mac-Coul, und Ossian, Oisin oder Oissian.

John Barbour, der zu Ende des 14ten Jahrhunderts lebte, gedenkt Fingals in seinem Gedichte von Bruce. Hector Boece, welcher 1574 zu Paris eine Geschichte von Schottland herausgegeben hat, spielt auf Fingal'n und die galische Poesie an. Beide nennen ihn einen schottischen Helden; die gewöhnliche Meinung aber spricht ihn Irland zu.

Es ist außer Zweifel, daß in den Gebirgen und auf den Inseln von Schottland verschiedene celtische Gedichte, welche Fingals und seiner Krieger Thaten besungen, in Traditionen vorhanden waren. Eben so gewiß ist, daß es in Irland noch sehr alte Handschriften von celtischen Poesien giebt, deren Zeit gar nicht bestimmt werden kann. Die Handschrift, das rothe Buch genannt, welches Macpherson von Macvurich, den Barden von Clanronald erhalten, scheint lange Zeit im Besitze von des letztern Vorgängern gewesen zu seyn; indem es von verschiedenen Händen, und in den alten Karakteren der galisch-irländischen und schottischen Sprache geschrieben war.

Niemand kann läugnen, daß es noch heutzutag Menschen in den schottischen Gebirgen giebt, welche lange Stellen, und vielleicht ganze Gedichte in galischer Sprache rezitieren, die auf Fingal'n und seine Helden Bezug haben. Ein Brief von Mackenzie an den Doktor Blair nennt solche Männer, die er selbst gehört, mit Nahmen und einen so gar, der in Haeris wohnt, John Ossian.

Seit sechzig Jahren hat man diese Fragmente von celtischer Poesie zu sammeln und zu drucken angefangen. Macpherson war nicht einmal der erste, der das gethan hat; denn schon 1756 ließ Stone im Scots Magazine eine Ueberfesung von Fraoch's Tod abdrucken. Auf ihn folgte erst Macpherson. 1780 fieng Kemsedy an, verschiedene celtische Gedichte nach mündlicher Ueberlieferung zu sammeln, die in drei Folio Bänden von der schottischen Gesellschaft gekauft wurden, und noch in ihrem Besitze sind. Uebrigens gestand Kemsedy selbst, daß zwei dieser Gedichte von ihm selbst gedichtet, und die Stellen mehrerer andern verändert worden seyen. Mit seinen Uebersezungen von alten Gedichten von Ossian, Ulin, Orran und andern gab der Dr. Schmith im Jahr 1787 auch die Ueterte heraus; inzwischen mißt man ihm die Verfertigung mehrerer davon selbst bei. Schon Macpherson wollte die Originale seiner Gedichte selbst heraus geben, fand aber keine Unterstüzung dazu im Publikum. Er vermachte daher an Mackenzie 1000 Pfund Sterling, um dieses zu thun, und so sind die galischen Texte endlich von der schottischen Gesellschaft herausgegeben worden.

Aber auch dieses Werk hat die Frage noch nicht befriedigend gelöset, welchen Antheil Macpherson an den Ossian'schen Gedichten gehabt hat. Nach dem, was wir bisher gesagt haben, wird sie wohl nie ganz beantwortet werden können.

Notizen.

Renouard de Sainte-Croix, welcher durch seine Voyage politique et commercial aux Indes orientales bekannt ist, läßt gegenwärtig in Paris eine Ueberfesung des peinlichen Gesezbuchs der Chinesen drucken. Es ist bekannt, wie verschieden sich die beiden grossen, brittischen Rechtsgelehrten, Lord Ellenborough und Lord Erskine im Parlament über dieses Werk ausgesprochen haben. Lezterer wollte in

Digitized by Google

die englische Gesetzgebung einige Gradationen der Strafen einführen, und berief sich dabei auf diesen Codex; der Erstere nannte ihn ein völlig abgeschmacktes Werk, und verwarf den Gedanken, daß die europäische Jurisprudenz etwas von den Chinesen entlehnen sollte. — Auf jeden Fall hat die Bekanntmachung dieses Gesetzbuches ein größes Interesse, und es mag viel dazu beitragen, unsere Begriffe über die gepriesene Weisheit der Chinesen zu berichtigen.

Nach einer Berechnung der jehnjährigen Konsumtion in Großbritannien (von 1800 — 1810.) bedarf England jährlich 20,600,800 Quarters Getreide, und Schottland 3,983,400. London, mit seinen Vorstädten, verzehrt allein 1,762,000 Quarters. Der ein und zwanzigste Theil dieses Vorraths muß von außen eingeführt werden. Irland liefert den vierzigsten Theil davon.

Nach einer im Mai dieses Jahrs gemachten Zählung war die Bevölkerung von London, mit seinen Vorstädten und übrigem Zugehörigen folgende:

City von London	116,755.
City von Westminster	172,077.
Borough	62,169.
Distrikt von Holborn	124,079.
Distrikt von Finsbury . . .	96,845.
Distrikt vom Tower	211,869.
Distrikt von Surrey	145,565.
Distrikt von Middlesex . . .	80,947.
Zusammen:	1,009,101 Menschen.

Darunter waren 383,781 Individuen männlichen, und 625,323 weiblichen Geschlechts. Diese Bevölkerung hätte demnach in den letzten zehn Jahren um 233,139 Menschen zugenommen. 50,000 von dieser Mehrzahl schreibt man der Einführung der Kuhpocken zu.

Die zweite Stadt, der Bevölkerung nach, ist Glasgow in Schottland. Sie zählte in diesem Jahr 108,830 Einwohner. Edinburgh hatte 103,143; Manchester 98,573 und Liverpool 98,371.

(Fortsetzung künftig.)

Correspondenz.

Dresden, den 3. Oct. 1811.

Fortsetzung.

Die allerhöchste Simplicität in der Anlage und Behandlung der Geschichte Josephs macht dies Stück auch als poetisches Product interessant: Mehuls Composition ist ganz dieser edlen Einfalt der Dichtung gemäß. Sie trägt keine Spur des nationalen französischen Characters, noch von der des gewöhnlichen Opernstyls. Frei von aller Manier, im großen Styl sich vom Anfang bis zum Ende erhaltend, imponirt sie als Ganzes, indem zugleich auch einzelne Partien derselben entzücken, z. B. der Morgengesang der Söhne Jakobs, Jakobs Gesang nach dem Erwachen, Josephs Romanze im ersten Act und die drei Schlußchöre. Madam Kramer sang den Benjamin sehr gut, Herr Miller, ein Tenorist, wie man sie nicht häufig hört, den Joseph vortrefflich; auch verdiente Herr Erking als Jacob alles Lob. — Es macht übrigens dem Geschmack des Dresdner Publikums Ehre, daß diese so einfache, majestätische, von allen Schnörkeleien ganz entblößte Oper so sehr gefallen hat.

Bern, den 16. Nov.

Der traurige Tod eines der hoffnungsvollsten jungen Männer von Deutschland, des Professors der Anatomie an der hiesigen Akademie, C. Hochstetters, ist bereits in den öffentlichen Blättern gemeldet worden. Er hatte eine Reise an das adriatische Meer gemacht, und erkrankte in Venedig, eben als er wieder nach Bern zurückkehren wollte, um am 1sten Nov. seine Vorlesungen anzufangen. Trotz seiner Krankheit reiste er ab, und erreichte die Schweiz. Im Bad von Leuk blieb er zween Tage liegen, und ließ sich, da er sich am dritten besser fühlte, über den Gemmi tragen. Von Schwarzenbach schrieb er ein Billet an den Wirth von Kanderstieg, und bat um Zurüstung eines Betts, und Bestellung eines Wagens auf den folgenden Tag, indem er wenigstens in den Armen seiner Freunde sterben wollte. Er kam im Wirthshause an, aber er fiel augenblicklich kraftlos auf einen Stuhl nieder, und bat, ihm sein Bette auf diese Stelle zu setzen, indem er sich nicht mehr zu bewegen vermochte. Sein einziger Wunsch war, nach Bern zu kommen, und diesen Wunsch drückte er oft auf die rührendste Weise aus. Der Wirth schrieb an den Herrn Landvogt von Frutigen, meldete ihm, daß ein Fremder krank bei ihm liege, und bat ihn, ihm seinen Arzt zu schicken. Niemand wußte, wer der interessante junge Mann war, aber Herr von Frutigen ließ augenblicklich Anstalten zu seinem Empfang im Schlosse machen, einen Wagen mit Betten füllen, und eilte mit seinem Arzt, Herrn Blumenberger selbst nach Kanderstieg. Sie fanden den Kranken bereits delirierend, und unfähig zu Wagen fortgebracht zu werden. In Eile wird eine Sänfte zubereitet, mit Betten bedeckt, und der Kranke sanft nach Frutigen gebracht, wo er im Augenblick seiner Ankunft starb. Da niemand seinen Namen wußte, so sah man in seinen Taschen nach, und fand einen Brief von dem Ältern Professor Emmert in Bern an ihn, aus welchem man die nöthige Belehrung erhielt. Man sandte plötzlich die traurige Nachricht nach Bern, einige Freunde des Todten fanden sich ein, und er ward am folgenden Tage, bloß von Fremden begleitet, die sein Unglück gerührt hatte, in sein zu frühes Grab gebracht.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 96. Den 30. November 1811.

Heinrich Frauenlob, Meistersänger und — Doctor der Theologie zu Mainz, pries in seinen Gesängen vornehmlich die Tugenden des schönen Geschlechts. Dafür erhielt er seinen Namen (der ursprüngliche ist unbekannt) und die Ehre, daß nach seinem Tod (30. Nov. 1317) die Mainzer Damen ihn mit eigenen Händen zu Grabe trugen und seine Gruft mit Wein begossen. Versen von Frauenlobs Liedern findet man in Gräters Bragur I. 380 und II. 331.

Fragmente über den heutigen Zustand der Volksbildung in Spanien.

I.

Es giebt große Gegenden in Spanien, wo die Bildung des gemeinen Mannes kaum höher steht, als sie in Deutschland im Mittelalter gestanden haben mag. Das arme Volk ist da völlig in den Händen der Geistlichkeit, welche dasselbe nicht ganz in Roheit, aber in boshafter Schlauheit überträft. Sie zeigt ihm die Religion als ein Gewebe von Abgeschmacktheiten und Abscheulichkeiten, das tief auf den Moralitäts-Zustand wirken muß, und benutzt das blinde Zutrauen, das ihr die Masse schenkt, auf eine so freche Art, daß es beinah unbegreiflich ist, wie diese Misbräuche so lange fortdauren konnten.

Jeder weiß, was sich die katholische Religion unter ihrem Fegfeuer denkt; aber nur Wenigen mag es bekannt seyn, wie die rohste Klasse der spanischen Geistlichkeit dasselbe noch heutzutage dem Volke darstellt. Sie hat es nach seinem National-Karakter zugeschnitten, um durch diese Lehre die Aermsten in der Nation bequemlich ausplündern zu können.

Dieser Vorstellungsweise zu Folge ist das Fegfeuer in acht Abtheilungen getrennt, welche für die Könige, die Fürsten, die Granden, die Adelichen, den höhern Bürgerstand, die Handwerker, die Armen und die Weiber bestimmt sind. Das Feuer ist in diesen Abtheilungen, je vornehmer ihre Bewohner sind, auch um so größer, weil diese mehr im Stande sind, Messen für ihre Seelen lesen zu lassen, und sie durch die stärkere Hize auch um so stärker dazu aufgemuntert werden müssen. Außer diesem Vortheil, kommt hier auch der Hochmuth der Nation in's Spiel, welcher den Gedanken sehr oft drückend findet, die Seinigen in einer der niedrigern, wenn gleich nicht so qualvollen, Abtheilungen des Fegfeuers zu wissen. Die Geistlichkeit, welche die Schlüssel zu allen diesen Abtheilungen hat, zieht daraus Nutzen, und läßt sich oft theuer dafür bezahlen, daß sie die Seele eines Handwerkers, dessen Sohn sich in die höhern Stände aufgeschwungen hat, auch in eine höhere, dem Stande des Letztern gemäße, Abtheilung versezt. So wendete sich die Wittwe eines Schusters in Galizien an einen Franziskaner-Mönch, um die Seele ihres Mannes, den sie in der niedrigsten Abtheilung des Fegfeuers glaubte, in eine höhere zu befördern. Der Mönch las eine Anzahl Messen für ihn, die sie ihm theuer bezahlen mußte, und versicherte ihr dann, daß der Verstorbene sich nun in der Abtheilung des höhern Bürgerstandes befinde. Hoch erfreut über diese, ihrer

Digitized by Google

Familie zugewachsene Ehre, verkündigte die arme Frau ihr Glück der ganzen Nachbarschaft, und, unerachtet sie sich durch diese Messen an den Bettelstab gebracht hatte, wurde sie dennoch um dasselbe beneidet.

Dieser Zug erinnert an eine ähnliche Anekdote aus dem Leben des letzten spanischen Königs vom österreichischen Stamme; wenn sie gleich der Zeit nach nicht mehr in diese Darstellung gehört. Gegen Ende der Regierung Karls II. schrieb eine Nonne von Guadalapara, welche für eine halbe Heilige galt, an diesen König, es habe ihr ein Engel geoffenbart, daß sein Vater, Philipp IV., ganz allein in den königlichen Zimmern des Fegfeuers sey, und nur zuweilen von seinem Nachbar, dem Hof-Schuhmacher, welchem in der Nähe sein Platz angewiesen worden, besucht werde. Der Engel habe ihr zugleich kund gemacht, daß er, wenn er täglich eine bestimmte Anzahl Messen lesen lieſse, diese beiden Seelen aus dem Fegfeuer befreien, und sie in das Paradies befördern würde. Dieser Brief machte einen solchen Eindruck auf Karln II., daß er die vorgeschriebene Zahl von Messen für die beiden Seelen, des Königs und seines Hofschuhmachers, lesen, und damit so lange fortmachen ließ, bis ihm die Nonne in einem zweiten Brief zu wissen that, daß sein Vater nun glücklich im Paradies angelangt sey. Inzwischen verheelte sie ihm nicht, daß die Seele des Schuhmachers um sieben Grade höher im Himmel stünde, als Philipps IV. seine, indem der König diese Herabsetzung durch seine Ausschweifungen mit dem andern Geschlecht verdient habe.

Bemerkenswerth ist die schlaue Berechnung dieser Klasse der Geistlichkeit, daß sie das andre Geschlecht im Fegfeuer von den Männern trennen. Die Eifersucht des Volkes gefällt sich in dieser Idee, und auch sie kann zuweilen einträglich werden. Eine lustige Geschichte der Art, welche in Aragonien vorgefallen seyn soll, mag beweisen, wie auch diese Vorstellung der Gewinnsucht der Pfaffen wuchern kann.

Ein fröhlicher Student von Saragossa kam zu einem Mönch, und sagte ihm: „Sehr ehrwürdiger Vater, ich kann Ihnen nicht läugnen, daß ich die Weiber über alles liebe, und glaube, daß meine Seele auch nach dem Tode noch diese Neigung behalten wird. Da ich nun wegen meiner vielen Sünden nicht hoffen kann, sogleich in das Paradies eingelassen zu werden, so ist mir der Gedanke schrecklich, lange Jahre in einer Abtheilung des Fegfeuers zuzubringen, in welcher weder Mädchen noch Frauen sind. Ich möchte mich daher über diesen Punkt beruhigen, und biete Ihnen hier zehen Pistolen an, wenn Sie es bewirken können, daß meine Seele nach dem Tode sogleich in die Abtheilung der Frauenzimmer im Fegfeuer versetzt wird. Wie lange Sie mich in derselben lassen wollen, ist mir gleichgültig, wenn ich nur gewiß weiß, daß ich in keine andre komme."

Der Mönch glaubte dem Spaßvogel, und sagte ihm, daß er sich getraue, ihn sogleich in's Paradies zu befördern. „Die Wahrheit zu sagen," antwortete dieser, „so ist es mir nicht sehr um das Paradies zu thun. Ich liebe die Donna Thereſe schon lange, ohne daß ich von ihr erhört wurde. Da ich nun nicht glauben kann, daß sie sogleich in's Paradies kommt, so möchte ich lieber zu ihr in's Fegfeuer, wo ich gewiß bin, keinen Nebenbuhler zu haben, der meinen Wünschen in ihrem Herzen begegnet."

Der Mönch ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und versicherte den Studenten, daß er unfehlbar nach seinem Tode den Platz, den er wünschte, erhalten sollte. Allein dieser verlangte für sein Geld ein schriftliches Zeugniß, mit dem er sich zu seiner Zeit legitimiren könnte, wenn der Pförtner des Fegfeuers ihn wie die andern Seelen behandeln wollte. Dazu konnte sich der Mönch, welcher wahrscheinlich Unrath zu merken anfieng, nicht entschlieſsen. Der fröhliche Student lachte ihm in's Gesicht, und machte den Vorfall allgemein bekannt. Der Mönch wurde das Stadtgespräch von Saragossa, und sah sich am Ende genöthigt, sich in ein Kloster auf dem Lande versetzen zu lassen.

Diese Erzählung kann für einen Beweis gelten, welcher Unfug von der niedrigsten Klasse der spanischen Geistlichkeit mit der Religion getrieben wird. Auf jeden Fall unterstützt der Clerus den Satz, daß man durch die Menge von Messen eine bestimmte Seele früher aus dem Fegfeuer befreien könne, durch alle möglichen Kunstgriffe. Man nennt so gar ganz genau die Zeit, da eine Seele das Fegfeuer verläßt, und dieses durch eine Gaukelei, die nicht einmal von Seiten der Erfindung einigen Werth hat. Der Priester versichert nehmlich, daß die Seele, so bald die Messen ihre Wirkung gethan haben, unter der Gestalt einer Maus sich im Tabernakel der Kirche sehen

Digitized by Google

lasse. Glaubt er, daß die Betrogenen nun aufgewendet haben, so viel sie vermochten, so läßt er sie durch ein Glas in's Tabernakel hineinsehen, wo sie natürlich die Maus erblicken, die er zuvor an diese Stelle gebracht hat.

Am gröbsten wird das Unwesen mit den Seel-Messen am Feste von Allerheiligen getrieben. Um diese Zeit werden, nach den Versicherungen der Geistlichen, die Seelen auf vier und zwanzig Stunden aus dem Fegfeuer entlassen, um sich in der kühlen Luft zu ergehen. Man läutet daher mit allen Glocken — was ihnen besonders wohlthuend seyn soll — und Jedermann eilt nach den Kirchen, um, für's Geld, den Seinigen Trost und Linderung zu gewinnen. Dieser Tag ist so ergiebig für die Geistlichkeit, daß man ihn in Spanien allgemein den Jahrmarkt der Clerisei nennt.

Der Liebes-Gott der Hindu's.

Die Hindu's nennen dieses liebliche Geschöpf der zartesten Fantasie Kamadera. Es ist einer der himmlischen Geister, und der Sohn des Caspepa (der anziehenden Kraft) und der Maia (der Täuschung). Seine Gattin heißt Kelli (Zuneigung), und sein unzertrennlicher Freund Bessenh (Frühling), welcher ihm immer frische Blumen liefert, um seine Pfeile damit zu schmücken. Kamadera ist ein junger Mensch von hoher Schönheit. Er sitzt auf einem Papagey, und hat in der einen Hand einen Bogen von Zuckerrohr, dessen Sehne aus fliegenden Bienen besteht; in der andern hält er fünf Pfeile, welche mit Blumen umgeben sind. Während des Mondscheins besucht er, mit einem Gefolge von Nymphen die Umgegenden von Agra, und besonders die reizenden Ebenen von Matra. Heutzutage ist er nur ein geistiges Wesen, ehemals aber war er auch ein körperliches. Diese Aenderung war eine Folge der Kühnheit, mit der er einst einen seiner Pfeile auf den höchsten Gott, Mehedeo, abgeschossen hat. Der Gott ließ ihn durch eine unauslöschliche Flamme zu Asche verzehren. Aber über diese Asche gossen die andern Götter einen himmlischen Trank, der seinen geistigen Theil wieder aufweckte. Seit dieser Zeit übt er seine Macht auch nur über den geistigen Theil des Menschen. — Welche Nation hat eine so zarte Allegorie aufzuweisen?

Stoffe zum Denken.

Wenn die Beobachtung der Natur nicht der herrschende Geschmack des Literators oder Künstlers ist, so erwartet nichts von ihm. Kennt ihr diesen Geschmack von Jugend auf an ihm, so eilet doch noch nicht mit eurem Urtheil. Die Musen sind Weiber, die ihre Gunst dem, der sie am eifrigsten sucht, oft am ersten versagen. Wie viele unglücklichen Liebhaber haben sie schon gehabt, und wie viele werden sie noch haben? Aber auch für den glücklichen Geliebten giebt es Schäferstunden.

Ein Mahler des Alterthums sagte: „es ist angenehmer zu mahlen, als gemahlt zu haben." Eine Thatsache der neuern Zeit hat dies bewiesen. Es ist die Geschichte jenes Künstlers, der einem Diebe lieber ein Gemählde, als eine Skizze überließ.

Was dir auch immer gelungen ist, so mache dich auf die Kritik gefaßt. Hast du zarten Sinn, so werden die die Angriffe deiner Feinde oft weniger schmerzlich seyn, als die Vertheidigung deiner Freunde.

Ein Manns-Kopf auf dem Körper eines Pferdes kann uns gefallen, und ein Pferds-Kopf auf einem Menschen-Körper ist abscheulich. Nur der Geschmack darf Ungeheuer schaffen. Ich würde mich vielleicht in die Arme einer Syrene stürzen; aber wäre das, was sie vom Fisch hat, Weibsgestalt, und der obere Theil von der Form des Fisches entlehnt, so würde ich meine Augen mit Entsetzen wegwenden.

Nie wird ein Mahler von Geschmack sich entschließen, die Gefährten des Ulysses zu mahlen, wie sie in Schweine verwandelt werden. Und doch hat es Carracci im farnesischen Pallaste gethan!

Luzian erzählt von einem Lande, dessen Bewohner die Gabe hatten, ihre Augen aus dem Kopfe zu nehmen, und die ihrer Nachbarn dafür zu entlehnen. — Wo ist dieses Land? — du, der du mich fragst, aus welchem Lande bist denn du?

Der schönste Gedanke gefällt dem Auge nicht, wenn das Ohr mit ihm unzufrieden ist. — Daher die Nothwendigkeit der Zeichnung und der Farbe.

Ich sehe das Gemählde der keuschen Susanne. Aber, statt Abscheu gegen die Richter zu fühlen, die

Digitized by Google

sie versuchten, wünsche ich mich vielleicht an ihre Stelle.

Longin räth den Rednern, ihren Geist mit großen, edlen Gedanken zu nähren. Ich verachte diesen Rath nicht; aber der Feige sezt vergebens an, um muthig zu seyn. Zuerst muß man das von Hause aus seyn; dann muß man sich durch den Umgang mit denen stärken, die es auch sind. Man muß sein Herz prüfen, wenn man sie hört, wenn man von ihnen lieset. Ueber sie zu staunen, ist ein Bekenntniß, daß man unfähig ist, zu reden, zu denken, zu handeln, wie sie. Glücklich, wer, bei Lesung des Lebens großer Männer, sie billigt, nicht sie bewundert, sondern spricht: anch' io sono pittore!

Ich mag heroische Thaten nicht gerne bezweifeln, und glaube gerne, daß sie wahr sind. Mit Vergnügen nehme ich Systeme an, die die Gegenstände verschönern. So ist mir Newtons Chronologie lieber, als die der andern Geschichtschreiber; denn, wenn er richtig gerechnet hat, so waren Aeneas und Dido Zeitgenossen.

Es braucht zuweilen nur Einen Zug, um eine ganze Figur zu zeigen, et vera incessu patuit dea. Nur Ein Wort oft, und es ist das Größte gesagt. Alexander heirathete Roxanen. Wer war diese Roxane, welche Alexander geheirathet hat? — Wahrscheinlich die gröste, die schönste Frau ihrer Zeit.

Der Contrast ist eine Sache der Regel, sagst du. Ich glaub' es nicht. Fodert die Handlung, daß zwo Personen sich zur Erde beugen, so laß sie sich immer beugen. Ahmst du sie der Natur nach, so brauchst du nicht zu fürchten, daß sie sich ähnlich werden.

Tacitus ist der Rembrand der Literatur. Starke Schatten und blendende Lichter.

Ich weiß, was daraus werden wird, kann nur ein vollendeter Compositeur, Literator und Künstler sagen.

Notizen.

Fortsezung.

Verschiedene Briefe von der azorischen Insel, St Michael, reden von den furchtbaren vulkanischen Bewegungen auf derselben und um sie her. Schon seit der Mitte von 1810 verspürte man häufige unterirdische Stöße; aber mit dem 11ten August begannen die schrecklichsten Tage für diese Insel. Um drei Uhr Nachmittags ward sie in ihren Grundfesten erschüttert; mehrere Häuser stürzten zusammen, und einige Einwohner wurden verwundet. Am 12ten ließ sich um Mitternacht ein unterirdisches dumpfes Geräusch vernehmen. Die Wolken sammelten sich, die Winde schwiegen. Plözlich erzitterte die Erde, und das Dorf Cozas, das in einer Ebene lag und zwei und zwanzig Häuser zählte, verschwand. Ein See von siedendem Wasser trat an seine Stelle. Die Bewohner, welche sich zum Theil auf die benachbarten Berge geflüchtet hatten, sahen mit Entsezen ihre lachenden Gärten und Felder in einem Augenblick verschlungen, und zwei und dreißig Menschen giengen mit zu Grunde. Kurz darauf erhob sich im östlichen Theil der Insel ein neuer Vulkan, der nichts als Flammen auswarf. Am 31sten Januar 1811 endlich erhob sich plözlich, zwo englische Meilen von der West-Spize der Insel, in einer Meeres-Tiefe von 80 Ellen, eine fürchterliche Masse von Rauch und Flammen. Zugleich flogen Asche, Schlacken und ungeheure Felsentrümmer in die Luft. Eine Menge Fische wurden gesotten und gebraten an das benachbarte Ufer geworfen. Von da an warf dieser Vulkan immer neue Massen aus, welche die Insel Sabrina gebildet haben. Ein andrer Vulkan soll sich später acht Meilen östlich von der Küste gebildet haben, dessen Krater indeß im August noch nicht die Meeresfläche erreicht hatte. Ein dritter ist in der Nähe des ersten, und beide werfen noch immer Lava und Bimssteine aus. Das Meerwasser ist weit umher ganz heiß, und eine Menge todter Fische werden an die Ufer getrieben.

Der berühmte Jacob Bernoulli gab ein Werk über die Kometen heraus, in welchem er sagt: „wenn die Erscheinung eines Kometen auch kein Zeichen vom Zorn des Himmels ist, so könnte sein Schwanz wenigstens ein solches seyn."

De Lille de Salle behauptet in seiner Histoire du monde primitif, daß zwischen der Sonne und dem Saturn 500,000 Kometen seyen. Eine gleiche Anzahl stellt er zwischen den Saturn und den Herschel, und so, meynt er, um eine runde Zahl zu gewinnen, könnte man füglich siebenzehn Millionen Cometen annehmen.

Bekanntlich findet man in Egypten die grösten Werke der Baukunst; aber nur wenige mögen wissen, daß der Araber Abd-Allatif in diesem Lande auch die grösten Werke der — Kochkunst gefunden hat. Diese sind eine Art von Pasteten, welche er Raghif alfiniyyeh nennt, und wozu er das Recept giebt. Vorläufig werden dazu dreissig Pfund Mehl erfordert, welches mit sechs Pfund Sesam-Oel geknetet wird, und die Kruste der Pastete bilden muß. (Forts. künftig.)

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 97. Den 4. December 1811.

Armand Jean Duplessis, Cardinal von Richelieu, beharrlich, wie ein Römer, in Entschlüssen bedächtlich und reif, wie ein Senator der alten Venedig, allvermögender Minister Ludwigs XIII., der eines solchen Mannes bedurfte, hatte den Plan, Frankreich zur ersten Macht in Europa zu erhöhen, und führte ihn aus. Als er am 4. Dec. 1642 zu Paris in seinem Pallast starb, hinterließ er Frankreich nach sieben Kriegsjahren weit reicher, als es nach den siebenzehn Friedensjahren zwischen Sully's und seinem Ministerium gewesen, und in demjenigen Ansehen, welches bei den westphälischen Friedenshandlungen entscheidend erschien. Die deutsche Oppositionspartie war ihm ihre Consistenz, Schweden die Möglichkeit eines langen, ruhmvollen und vortheilhaften Kriegs, und König Ludwig XIV. die Grundlage seiner Macht schuldig.

(Johannes v. Müller.)

Des Kön. Preussischen Feldmarschalls Jakob Keiths früheres Leben.

So viele Namen uns auch die Weltgeschichte aufbewahrt, welche aus einem dunkeln, ja oft verworfenen, Daseyn, durch unvermuthete Zufälle, durch eine kühne That, durch rasches Ergreifen des wandelnden Glücks in den mächtigen Stürmen der Staatenumwälzungen, zur glänzenden Höhe der Unsterblichkeit sich emporschwangen, so zeigt sie uns doch nur wenige, die alles daran wagten, was ihnen Geburt und Gesetze Vorzügliches gaben, um einem fremden Interesse zu folgen, und nachher consequent genug blieben, lieber aus der innern Kraft ihrer Seele sich Hoffnungen erschaffen, auf dem mühevollen Wege der Thaten einen Namen sich erringen, als reuig und weinend vom Glück das Verlorne sich wieder erbetteln wollten. Und noch wenigere giebt es, welche aus diesen harten Stürmen die Reinheit ihres Herzens und eine feste Tugend sich retten, deren jugendliche Hingebung nicht in scheues Mißtrauen ausartet, welche durch diese ersten großen Opfer der Welt nicht genug gethan zu haben glauben, und nicht mit feindlichem Egoismus die gewählte Bahn verfolgen, sondern das Unglück vergangener Tage bloß dazu benuzen, ihre Leidenschaften der Klugheit unterzuordnen, durch edle Thätigkeit, durch rastloses Fortschreiten, durch weise Beobachtung und Benuzung der Umgebung und der Menschen, dem Glück doch endlich ein Lächeln abzunöthigen, und durch eignes Bestreben wieder zu erringen, was durch eigne Schuld verloren gieng. — So finden wir auch Keith am Hofe Philipps V. nach den unglücklichen Stürmen bei Finisterre und den Niederlagen der Anhänger des Prätendenten in Schottland (1719). Jener schwärmerische bilderreiche Geist der hohen Schulen hatte ihn als 19jährigen Jüngling (1715) in den Strudel der Empörung gegen Georg I. hinabgezogen. *) Verbannt aus dem Vaterlande, aller

*) Jakob Keith war 1696 aus einem der ältesten Schottischen Häuser geboren. Sein Vater war der Marschall von

seiner Güter beraubt, durchwanderte er arm und hoffnungslos Frankreich und Italien mit seinem armen Eduard. Noch einmal sollte ihnen das Glück in der Theilnahme eines mächtigen Fürsten lächeln, doch nicht in seinem Herzen war sie entsprossen, sie war nur eine Geburt der Staatskunst des schlauen Alberoni. Der Zufall hatte diese Hülfe Philipps V. herbey geführt, der Zufall zerstörte sie wieder. Alberoni fiel und mit ihm die letzte Hoffnung für Eduard, der scheu und flüchtig andere Hülfe sich suchte. Mit unerschütterlicher Treue war bis hieher Keith dem Prätendenten gefolgt, und hatte alle Mühseligkeiten seines schwankenden Geschicks mit ihm getragen, so lange noch irgend eine ferne Hoffnung für ihn vorhanden war. Aber nun, als mit dem spanischen Hofe die letzte Stüze verloren gieng, nun glaubte er sich nicht ferner verpflichtet einem Verbannten zu folgen, dem seine Hülfe nichts nüzen konnte. Er war überzeugt, für jenen genug gethan zu haben; er glaubte nun für sich selbst handeln zu müssen, und so waren ihm die Anerbietungen Philipps willkommen. Die verhängnißvolle Völkerversammlung zu Cambrai (1721), gab ihm die Aussicht auf einen nahen Krieg: und dieser berechtigte ihn zu den glänzendsten Hoffnungen. Kein Krieg brach aus, die lange Ruhe, das pedantische Paradeleben ward seinem feurigen Geist zur Quaal. Doch die Dankbarkeit gegen Philipp hielt ihn zurück; er betrachtete ruhigen Blicks die Grimassen der Pfaffen; ihre Lobeserhebung und ihre freundliche Besorgniß für sein künftiges Wohl schien er nicht zu verstehen. Die Gnade des Königs ließ ihm von diesen nichts fürchten, sein inneres Gefühl nichts hoffen. Doch bald sah er, wie ohnmächtig die Gnade des Königs sey, wenn Verhältnisse der Kirche ihr entgegen standen; er fühlte immer mehr das Drückende seiner Lage, und die Verlegenheit des Königs, welcher sich zu fürchten schien, ihm Beweise seiner Gewogenheit zu geben. Er fand, daß die Quelle dieser scheuen Gnade seine Religion sey, und daß ihre Hingebung glänzend würde belohnt werden. Doch um den Glanz, selbst einer Krone, konnte er sich zu diesem Opfer nicht entschliessen. Er sann eben auf Mittel aus dieser hoffnungslosen und gefährlichen Lage sich zu befreyen, als der König selbst ihm einen ehrenvollen Ausweg an die Hand gab. Die Mönche glaubten nehmlich, daß nun ihre ewigen Anspielungen, und die glänzendsten Versprechungen seine Grundsäze hinlänglich untergraben hätten, und daß es nur eines freundlichen Wortes des Königs bedürfte, um Keith in den Schooß der einzig wahren Kirche zu locken. Der König selbst war zu stolz, um nur den Gedanken fassen zu können, daß ein dem mißlichen Geschick entrissener Flüchtling auch dem leisesten seiner Wünsche entgegen seyn würde und liebte auf der andern Seite Keith zu sehr, um ihm nicht den einzig möglichen Weg zu seinem vollen Glücke zu erleichtern. So sendete er seinen Beichtvater an Keith, der ihm in freundlich versteckten Worten die Gnade des Königs bezeugen, und ihm Gelegenheit geben sollte, derselben sich vollkommen würdig zu machen. Der schlaue Mönch wußte seine Worte so süß, als möglich einzukleiden, indem er sagte: Seine katholische Majestät wünschten ungemein, daß der Herr Obriste es Ihnen möglich machen möchte, demselben die Achtung, die Sie für ihn hegten, zu zeigen! Längst zu diesem Schritte vorbereitet, antwortete Keith in den ehrerbietigsten Ausdrücken: Es möge Seiner katholischen Majestät gefallen, mir den Abschied zu gewähren, und Dero Empfehlung an den Hof von Petersburg gnädigst zu schenken. Voll Unmuth zog der Mönch ab. So tief der König sich gekränkt fühlte, so konnte er doch dem festen Sinn des Biedermannes seine Achtung nicht versagen, und bewilligte seine Bitten aufs ehrenvollste. Bald darauf (1728) verließ Keith seine glänzende Lage, die ihm drückender geworden war, als das Elend der Verbannung, und trat als General-Major in Peters II. Dienste. —

(Beschluß künftig.)

Schottland, Graf und Lord Wilhelm von Keith und Altree, seine Mutter Maria Drummond, geborne Gräfin von Perth. Die Sitte seines Vaterlandes ließ ihm als 2ten Sohn nur den Namen seines Vaters, nicht dessen Stand und Würde erben, welche nur den Erstgebornen zukommen. A. d. H.

Mehr als Damon und Pythias.

(Eine Anekdote.)

Die Welt spricht schon seit mehreren tausend Jahren von Oreſt und Pylades, Damon und Pythias. Wir

Digitized by Google

haben alle geziemende Ehrfurcht vor beider Freundſchaft, zweifeln aber doch, ob ſie auch die Probe beſtanden hätte, einander gegenſeitig die Meynung der Welt von ihren Talenten aufzuopfern; denn unſres Bedünkens hat der Weiſe, welcher behauptet hat: der höchſte Grad der Freundſchaft beſtehe darin, auch die Ueberlegenheit der Talente an dem Freunde, immer und ohne den leiſeſten Anflug von Neid oder verborgenem Eigendünkel, zu lieben, den höchſten Probierſtein der Freundſchaft aufgeſtellt. Von ſolcher Freundſchaft wollen wir der armen Welt ein modernes Beiſpiel erzählen.

Die beiden Compoſiteurs, Rebel und Francoeur, welche unter Ludwig XV. den gröſten Ruf genoſſen, waren von Jugend auf durch die zärtlichſte Freundſchaft, und durch gleiche Liebe zur Muſik verbunden. Sie führten gemeinſchaftlich die Leitung der Opera in Paris, theilten die Sur-Intendantſchaft der königlichen Muſik, und hatten miteinander das Kreuz von St. Michael erhalten. Alle ihre muſikaliſchen Arbeiten waren gemeinſchaftlich, und nie konnte man von einem erfahren, welcher von beiden dies oder jenes Stück gemacht hatte, welches gerade beſondern Beifall erhalten. Oftmals machte die Marquiſe von Pompadour dieſen Verſuch; aber jedes Antwort war immer dieſelbe: wir haben es mit einander gemacht. Selbſt zehen Jahre nach Rebel's Tode, noch 1787, erhielten Francoeur's vertrauteſte Freunde auf ihre oft unzähligemale und in allen Stimmungen des Greiſes wiederhohlte, Fragen keine andre Antwort, als: wir haben es mit einander gemacht.

Briefe berühmter Frauen.

Königin Chriſtine von Schweden an die Gräfin von Sparre.

(Fortſetzung von Nro. 6. wovon der Anfang in Nro. 71. dieſer Blätter enthalten iſt.)

Erhalten Sie mir dieſes Gut, wenn es möglich iſt, und geben Sie nicht zu, daß die Zeit, welche alles auslöſcht, alles verdirbt, mich des ſchönen Glücks beraubt, von Ihnen geliebt zu ſeyn. Glauben Sie nicht, daß, wenn ich gleich in dem Lande bin, wo die gröſten Männer der Erde gewohnt haben, und wo noch ſo wundervolle, erſtaunenswürdige Reſte der Thaten dieſer Helden ſind; glauben Sie ja nicht, meine Schöne, daß dies das Land der Weiſen und der Helden, das Aſyl der Talente und der Tugend ſey. O Cäſar, Cato, Cicero! Lehrer der Erde! Euer Vaterland, das eure Tugenden und eure Thaten ſo verherrlicht haben, mußte, zur Schande und zum Unglück der Menſchheit, einſt der gröſten Unwiſſenheit, und dem blinden, abgeſchmackteſten Aberglauben zum Raube werden!

O meine ſchöne Gräfin! Es giebt nur noch Statuen, Obelisken und prächtige Paläſte hier; aber Männer — keine.

Rom, den 6. Jenner, 1656.

II. Maria Stuart, Königin von Schottland an die Königin Eliſabeth von England.

Sehr hohe, ſehr vortrefliche, ſehr mächtige Fürſtin, meiner ſehr theuren Schweſter, unſern Gruß zuvor. Ich ſehe aus Ihrem Brief vom 23. November, daß die Antwort, welche ich dem Ritter Peter Mewas gegeben, oder vielmehr die, ſo er Ihnen hinterbracht, Sie nicht ſo befriedigt hat, als Sie es wünſchten. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, was daran Schuld iſt, indem ich mir alle Mühe gegeben habe, ihm meine gerechten und wahrhaften Geſinnungen, wie ich ſie immer gegen Sie hegte, auszudrücken. Ich habe ganz offen mit ihm über die Sache geſprochen, die er mir vorgelegt hat, und mich gegen ihn auf eine Weiſe erklärt, die Sie eben ſo ſehr befriedigen, als ſie unſre gegenſeitige Ruhe ſichern ſollte. Ich habe ihm zu erkennen gegeben, daß ich mit aller Wärme den Vertrag, deſſen Ratifikazion Sie verlangen, wieder vorgenommen, und aufs Neue von den Commiſſärs unterſucht wünſche, welche die beiden Kronen dazu bevollmächtigen wollen. In Folge dieſer erſten Eröfnungen machen Sie in Ihrem letzten Brief eine eben ſo richtige, als nüzliche Bemerkung. Ihre Meinung iſt, ſagen Sie mir, daß wir von beiden Seiten Bevollmächtigte ernennen, und einen Congreß vor den Augen der Welt eröfnen, damit Jedermann aus unſerm Betragen abnehmen kann, wie unſre Freundſchaft, ſtatt erkältet zu ſeyn, noch eben ſo feſt und dauerhaft iſt, als jemals. Ich billige dieſen

Digitized by Google

Gedanken nicht nur, sondern ich sehe ihn auch als einen authentischen Beweis Ihrer guten Gesinnungen gegen mich, und Ihrer Weisheit an. Zu diesem Zweck will ich, wenn Sie wollen, die Verhandlung entweder mit Herrn Randolph, ihrem Bothschafter bei uns, oder mit Ihnen selbst in meinen Briefen anfangen, und von jezt an die wahren Gründe erklären, die mich bis dahin abgehalten haben, genannten Vertrag (von Edinburg) zu ratificiren. Ich werde mit so vieler Offenheit reden, daß Sie Sich überzeugen sollen, wie ich nicht das geringste Andenken an unsre unangenehmen Streitigkeiten habe, und mit aller der Freimüthigkeit handle, welche zwo Schwestern, die ein Geschäft zusammen haben, gegen einander beweisen sollen. Ich werde mich nicht dabei aufhalten, Sie zu erinnern, wo, unter welchen Umständen, und auf wessen Befehle der Vertrag geschlossen wurde, wer die Agenten, und wie unzureichend ihre Vollmachten waren. Alle diese Umstände zusammen haben viel Gewicht, und der unbedeutendste unter ihnen verdient, beachtet zu werden. Indeß will ich hier nur den Hauptpunkt berühren. Ich fordere nichts, das Ihrem Interesse, nichts, das der Vernunft und Gerechtigkeit entgegen ist, nichts, das Sie mir nicht, ohne Sich im Geringsten Unrecht zu thun, zugestehn können. Betrachten Sie nur, ich bitte Sie darum, wie sehr dieser Vertrag den Rechten meiner Geburt nachtheilig ist. Aus demselben Blut mit Ihnen entsprossen, habe ich die unbestreitbarsten Ansprüche an Ihre Erbfolge, wenn Sie ohne Kinder sterben. Werfen Sie nur Ihre Augen auf den Vertrag von Edinburg, um sich zu überzeugen, wie leicht man über diesen wichtigen Punkt hingegangen ist, und wie dunkel die, ihn betreffenden, Ausdrücke sind. *) Ich kenne meine Rechte sehr gut, und weiß, wie nahe mich meine Geburt dem Thron von England bringt, wenn man mich gleich für eine Fremde erkennen will. Aber ich rähle zu sehr auf Ihre Freundschaft, als daß ich nicht überzeugt seyn sollte, wie Sie keineswegs zugeben werden, daß man Ihrer Base und nächsten Verwandten ein so offenbares Unrecht anthue, und ihr ein Recht streitig mache, Kraft dessen sie einst, mit Gottes Hülfe, nach Ihrem Tode, auf Ihrem Throne Plaz nehmen darf. Ich spreche offen mit Ihnen, wie Sie sehen. Seyen Sie eben so freimüthig gegen mich; ich verlange keinen andern Richter, als Sie. Ich überlasse Ihnen die Untersuchung aller meiner Rechte; so sehr bin ich von der Gerechtigkeit meiner Sache und Ihrer Billigkeit überzeugt. Wäre ich mit einem andern Fürsten im Streit, so würde ich mit Vergnügen und vorzugsweise vor jeder andern Macht, Ihre Vermittlung annehmen. Um aber auf unsern Streitpunkt zurückzukommen, so stelle ich, ob Sie gleich Parthie dabei sind, die Entscheidung ganz Ihnen anheim, und fordere nichts von Ihnen, als was ich Ihrem eigenem Gewissen und Ihrer Ehre gemäß halte. Den Vertrag und das, was mich in demselben angeht, betreffend, unterschreibe ich alle vernunftgemäße Artikel, oder, wir machen, wenn Sie lieber wollen, einen andern, dem Wesen nach ganz ähnlichen, in welchem aber nichts, was meinen Rechten entgegen, enthalten ist. Es ist billig, daß Ihre Interessen und die Ihrer rechtmäßigen Erben geschont werden, und wenn man die Ihrigen mit den meinigen vereinigen kann, so bin ich sehr zufrieden. Sind wir einmal über diesen Artikel einverstanden, so wird aller Saamen von Zwist und Mißtrauen bei uns beiden erstickt seyn, und unsre Einigkeit eben so berühmt werden, als die der beiden Männer, deren Freundschaft von der Geschichte so sehr gerühmt wird. Geben wir unserm Zeitalter das Beyspiel davon, und erhalten wir unsre Unterthanen und Staaten in der glücklichen Ruhe, die wir ihnen durch alle möglichen, rechtmäßigen Mittel zu verschaffen schuldig sind. Uebrigens überlasse ich Ihnen, zu bedenken, wie viele andre Gründe ich für meine Sache anführen könnte, und die auch andre gewiß in ähnlichem Falle anführen würden. Sie sehen, wie viel die Liebe, welche mir die Natur für Ihre Person eingeflößt hat, über mich vermag. Sie führt mich zu allem, ehe ich in Uneuhe und in gegenseitigem Mißtrauen leben möchte. Wenige nur dürften sich mit so vieler Mäßigung benehmen; denn so, dem Frieden zu lieb, auf die gewöhnlichen Förmlichkeiten Verzicht thun, welche alle Fürsten, wenn sie mit einander negociren, beobachten, nur als Freundin mit Ihnen verhandeln, mein Herz, so zu sagen, ganz vor Ihnen ausleeren, und auch nicht die geringste Leidenschaftlichkeit mehr behalten, das ist ein Benehmen, welches auch von Ihrer Seite einige Nachsichtigkeit verlangt. Wenn der Himmel vergönnt, daß wir uns einst selbst sehen, so hoffe ich, Ihnen mündlich die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen besser, als durch Briefe, zu zeigen. Indeß bitte ich Sie, zu glauben, daß ich den Nahmen Ihrer guten Schwester, den Sie mir geben, verdiene, und alle die Pflichten erfülle, die ein so theurer Nahme auflegt. Die Zukunft soll Ihnen das häufig erproben, besonders wenn Sie auch Ihrer Seits dazu beitragen wollen, das gute Einverständniß aufrecht zu halten.

Seton, den 5. Jenner, 1561, im 20sten Jahr unsrer Regierung.

Maria, Königin.

*) Dieser Artikel war folgender: Der König von Frankreich und die Königin Maria werden sich in Zukunft enthalten, den Titel und das Wappen der Könige von England und Irland zu führen. — Maria wollte, daß es heisse: . . . . werden sich während der Lebzeiten der Königin Elisabeth enthalten. . . .

Digitized by Google

Süd-Deutſche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunſt.

Nro. 98. Den 7. December 1811.

Unter den edlen Römern, die durch das zwiſchen Octavianus, Antonius und Lepidus geſchloſſene Triumvirat ihr Leben verloren, war auch Cicero. Von Octavianus dem Haß des Antonius aufgeopfert und auf die Proſcriptions-Tafeln geſetzt, wurde er durch Popilius Länas ermordet, dem er durch eine Vertheidigungsrede Leben und Ehre gerettet hatte. (den 7. Decemb. im 43ſten Jahr vor Chriſti-Geburt) Im 63ten Jahr ſeines Lebens, des verderbenen Zeitalters müde, ſtarb Tullius mit kaum erwarteter Standhaftigkeit, gleich groß als Redner, Staatsmann und tiefer Denker, ein tugendhafter Mann, wenn ſchon nicht ganz von Eitelkeit und Wankelmuth freizuſprechen, und unter den Schriftſtellern ſeiner Nation unſtreitig der erſte.

Die zween Geſandten. *)

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ſchickte die kleine, italieniſche Ortſchaft, Caſentino, zween ihrer Bürger als Geſandte an den Biſchof von Arezzo, um mit dieſem, in den Stürmen jener Zeit hochſtehenden, Prälaten über eine Angelegenheit zu unterhandeln.

Nach der Sitte der Zeit ſetzten ſich die beiden Bothſchafter zu Pferde, und machten ſich auf den Weg. Sie hatten Abends ſpät ihre Aufträge mündlich erhalten, und dachten nicht früher ernſtlich an dieſelben, als bis ſie einige Stunden geritten waren. „Weißt du noch, was wir dem Biſchof zu ſagen haben?“ ſprach jetzt der eine zum andern. „Ich weiß es nicht mehr,“ gab dieſer zur Antwort; „denn ich habe mich auf dich verlaſſen.“ — „So werden wir ſchön ankommen: „fuhr jener fort,“ aber was iſt zu machen?“

„Laß es nur für jetzt gut ſeyn,“ tröſtete ihn der andre; „wir erreichen nun bald ein Wirthshaus; und wenn wir da ein gutes Glas Wein finden, ſo müßte es doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn uns die Sache nicht wieder einfiele. Der ältere Kato pflegte ſein Gedächtniß ja auch mit Wein zu ſtärken.“

Ein angenehmerer Ausweg, als dieſer, war für die Beiden nicht zu finden. Der Gedanke an das Wirthshaus und den guten Wein vertrieb ihnen alle Sorgen, und gab ihren Pferden ein Feuer, das ein guter Reiter in ſolchen Fällen gewöhnlich ſeinem Thiere mitzutheilen pflegt.

Sie erreichten in Kurzem das Wirthshaus, und hatten im Eifer für die Sache ihres Vaterlands keine angelegentlichere Frage, als nach gutem Wein. Sie fanden dieſen ſo vorzüglich, als ſie ihn in ihrer Lage wünſchten, und genoſſen ſo reichlich davon, daß ihnen bald alles andre, nur ihr Geſchäft nicht, einfiel. Aber auch dieſe Stimmung ihres Kopfes dauerte nur ſo lange, als ihre Zungen noch nach neuen Flaſchen zu fragen vermochten; und ob dieſe gleich bald ſo ungehorſam wurden, als ihr Gedächtniß, ſo behaupteten ſie ihre Geſandten-Würde

*) Nach Manni, in ſeinen Veglie piacevoli, tomo VI. S. 75. Dieſer Mann, welcher dem Urſprung ſolcher Geſchichten mit der tiefſten Kritik nachgeforſcht hat, nennt den Biſchof, von dem die Rede iſt, Guido Tarlati von Pietramala, denſelben, welcher König Ludwig von Baiern gekrönt hat, und am Ende das Opfer ſeiner Anhänglichkeit an ihn geworden iſt.

Digitized by Google

wenigstens so weit, daß sie noch auf ihren eigenen, wie wohl sehr schwankenden, Füßen, das Bette suchen konnten.

Der Morgen brach an, und die beiden Bothschafter erwachten aus ihrem schweren Schlafe nicht ohne Mühe. „Ist dir nun," sprach der eine sogleich, „unser Geschäft eingefallen?"

„Ich weiß gar nicht," antwortete dieser, „als daß ich nicht leicht bessern Wein, als gestern getrunken habe."

„Mehr weiß ich auch nicht, als daß ich mehr wissen sollte. Aber wie machen wir's? Was sagen wir dem Bischof?"

„Das mußt du einen andern fragen; denn für jezt dürstet's mich gewaltig."

„So ist es mir gerad' auch zu Muthe. Wie wär's, wenn wir heute in diesem Wirthshaus blieben? der Wein ist hier gar zu gut, und wer weiß, ob uns die Sache nicht einfällt, wenn wir unser Gedächtniß noch einmal recht schärfen?"

Also geschah's. Die Bothschafter sezten sich mit dem bestern Vorsaz hinter die Flaschen, und sprachen diesen so gewaltig zu, daß es nicht ihre Schuld war, wenn sie ihren Auftrag nicht in denselben wieder fanden. Der Tag vergieng, ohne daß ihnen einfiel, warum sie eigentlich tranken, und der Schlaf meldete sich so gebieterisch, daß sie sich nicht einmal mehr vornehmen konnten, von dem zu träumen, was ihnen wachend entflohen war.

„Die ganze Nacht ist mir nichts eingefallen," klagte der eine am nächsten Morgen.

„Und doch ist der Wein so gut, daß wir gewiß das unsrige gethan haben," sagte der andre.

„Gut ist er, das muß ich sagen, und ich wollte mir ihn noch besser schmecken lassen, wenn ich nur wüßte, was wir dem Bischof sagen müssen."

„Da steckt der Knoten! — dem Bischof nichts sagen können, und von diesem Weine scheiden müssen. — Wie wär's, wenn wir heute es noch einmal versuchten?"

Dazu wollte sich denn doch der Andre nicht entschließen. „Laß uns aufbrechen," sagte er; „vielleicht kommt uns unterwegs die Sache wieder in den Kopf. Wohl mag der Durst wirken, was der Wein nicht vermocht hat, und am Ende haben wir doch Alles versucht, und unsre Schuldigkeit gethan."

Mit wahrer Rührung nahmen sie von dem Wirthshaus Abschied, und machten sich auf den Weg. Manchertei fiel ihnen ein, woran sie lange nicht gedacht hatten; aber der Gedanke, den sie suchten, erschien immer nicht.

So kamen sie Abends in Arezzo an. Die alte Frage, was sagen wir dem Bischof? wurde vergeblich wiederholt. „Verlassen wir uns auf Gott und seine Heiligen, vielleicht hilft uns einer von diesen aus der Noth;" sagte der eine.

Mit diesem frommen Vertrauen traten sie vor den Bischof. Freundlich empfieng er sie, schüttelte ihnen die Hände, und frug sie, was sie gutes Neues brächten?

„Sag du es," sprach der eine zum andern.

„Sag du's," erwiederte dieser.

„Gnädigster Herr," fieng der erste endlich an: „Eure Diener von Casentino schicken uns als Bothschafter zu euch. Wir sind alle keine studierten Leute, und können es nicht so recht von uns geben. Unsern Auftrag erhielten wir Nachts, vor Schlafengehn, und entweder hat man uns die Sache nicht recht gesagt, oder wir haben sie nicht recht verstanden. Das wissen wir aber selbst, daß wir uns eurem Schuze unterthänigst empfehlen sollen."

Der Bischof lächelte, und erwiederte ihnen: „geht nur wieder nach Hause, meine Freunde, und sagt euren Mitbürgern, daß alle ihre Angelegenheiten wohl bei mir empfohlen sind, und ich lasse Sie bitten, sie möchten sich in Zukunft die Kosten, eigene Bothschafter abzusenden, ersparen, und mir ihre Angelegenheiten und Wünsche schriftlich melden."

Die Beiden, höchlichst zufrieden, sich so gut aus der Sache gezogen zu haben, verabschiedeten sich, und machten sich sogleich auf den Rückweg. „Die Sache ist gut gegangen," sprach der eine; „nehmen wir uns jezt nur in Acht, daß wir nicht auch vergessen, was uns der Bischof gesagt hat."

„Das will ich behalten," sagte der eine; „denn so ein gelehrter Mann spricht auch, daß es unser einer versteht."

„Wenn wir nur den guten Wein noch finden!" bemerkte jener.

Wirklich erhielten sie auch, nachdem sie das bekannte Wirthshaus erreicht hatten, auf ihre Frage die befriedigendste Antwort. Sie blieben so lange in demselben, bis das Fläschchen leer war, und kehrten mit besserem Gedächtniß nach Hause, als sie mitgenommen hatten.

Digitized by Google

Denn als sie vor den Magistrat von Casentino kamen, machten sie große Worte von der Aufnahme, die sie bei dem Bischof gefunden, von der Rede, die sie an ihn gehalten, von dem besondern Schutz, den er ihnen versprochen, und wie er ihnen, zum Beweis seiner gnädigen Gesinnungen, gesagt habe, daß sie in Zukunft die Kosten, eigene Gesandten abzuschicken, ersparen, und sich immer in Briefen an ihn wenden sollten.

Natürlich wurden sie höchlichst belobt, und giengen die Sachen, wie sie auch sonst gegangen wären. Inzwischen schließt Sacchetti, der diese Geschichte gleichfalls erzählt, mit der Bemerkung: „Wie oft geschieht es, daß „ähnliche Köpfe in ähnlichen Geschäften gebraucht werden, „die alsdann Wunderdinge berichten, wie viele Mühe sie „sich geben, und wie viel sie an dem gewirkt haben, was „geschehen ist! Und es ist doch nichts anders vorgegangen, „als was ohne sie auch zu Stande gekommen wäre."

Menage und die Dame seiner Gedanken.

Der gelehrte Franzose Menage war eine literarische Raubbiene, ein fingerfertiger Freibeuter aller Ideen-Magazine, dessen eigne Werke eine Mosaik fremden Eigenthums bildeten, und der seine Eigenthümlichkeit nur in der Nachbildung bewähren konnte. Er that überall gerne, wie berühmte Leute gethan. Er wußte er, daß zumal in seiner und vorher gegangener Zeit es hoher Ton von Dichtern und selbst Philosophen war, eine Dame zu haben, deren Farbe man trug, und sollte es auch nur, bei dem meist mißlichen Börsen- und Kräftestand solcher Papier-Seladons, eine Dulcinea di Toboso, ein Fantom geblieben seyn. Ja, ja, auch Philosophen! denn Harlequin Misanthrope sagt es:

Philosophe ou non, Monsieur, il est écrit,
Que l'on a de l'amour, quand on a de l'esprit.

Ein andrer witiger Franzose meynte überhaupt: Que la tendresse est un peu la maladie des gens de lettres. Wie sollte also Menage nicht von gutem Ton seyn? Er erkies sich daher zur Dame seiner Gedanken Mademoiselle de Lavergne, nachher Gräfin de la Fayette, die aber allerdings nicht geruhete, von seiner Wahl Kunde zu nehmen. Dies hielt ihn nicht ab, ihr den heißen Qualm seiner poetischen Collectaneen zu opfern, und in den correctesten Figuren seine Zärtlichkeit vorzumalen. Unglücklicherweise nannte der lateinische Galan seine Dame in den Gedichten Laverna, von Lavergne. Da nun die Göttin der Diebe diesen Namen in der Mythologie trägt, so hatten die Spötter offenes Feld, ihren Verehrer zu geißeln, und man adreßirte ihm folgendes Epigramm;

Lesbia nulla tibi est, nulla est tibi dicta Corinna;
Carmine laudatur Cynthia nulla tuo.
Sed cum doctorum compiles scrinia vatum,
Nil mirum si sit culta Laverna tibi.

Wovon ich die Uebersetzung versuchte.

Lesbien nicht, Korinna keine, nicht Cynthien singst du.
Wohlgethan, Bücherkurfar, daß du Lavernen nur dienst!

Friederich.

Des Königl. Preußischen Feldmarschalls Jakob Keiths früheres Leben.

Fortsetzung.

Peters II. Regierung verstrich ohne Thaten und Ruhm, und Keith erinnerte sich der schlafreichen Zeiten in Madrid, und jenes nagende Mißbehagen des unthätigen Lebens fieng schon wieder an ihn zu quälen, als Peters Tod (1730) und Anna Iwanownas Thronbesteigung, zu neuem Leben, in einen glänzenden Wirkungskreis ihn riefen. Die längst ersehnte Kriegstrommete tönte. Die Helden Münnich, Lascy und Keith, setzen August die Krone von Pohlen auf's Haupt, und sammelten sich unverwelkliche Lorbeern. Lascy und Keith (als Generallieutenant) eilten mit ihren siegenden Heeren Oestreich zu Hülfe, ihre Ankunft beschleunigte den Wiener Frieden (1735). Zu neuen Thaten rief sie die Kaiserin in die Ukraine, wo sie mit Münnich bei Perecop, auf den Mauern von Azow und Oczakow ihre Namen verewigten. Beim Sturm auf Oczakow fiel Keith schwer verwundet auf den Wällen nieder. Er mußte sich aus dem Getümmel des Kriegs entfernen und mit ihm floh das Glück die russischen Fahnen. Indessen hatte Schweden eine drohende Miene gegen Rußland angenommen, wahrscheinlich auf Frankreichs Hülfe gestützt. Der Kaiserin war nun die Wunde Keiths erwünscht, welche ihn an der Theilnahme des Kriegs hinderte. Sie glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, der den schlauen Kabalen des Hofs mit dem nehmlichen kalten Blute begegnen könne, wie den blutigen Stürmen der Schlacht. Unter dem Vorwand, seine Gesundheit wieder herzustellen, sendete sie ihn mit geheimen Aufträgen (das Verhältniß mit Schweden betreffend) nach Frankreich. Mit einem Blick überschaute er das bunte Gewirre dieses Hofs. Er wußte den König zu fesseln, seine heitre, launigte Außenseite, täuschte die Minister, er lenkte sie nach seinen Wünschen, während sie ihn in ihren Netzen gefangen glaubten. Zu aller Erstaunen war das Geschäft glücklich vollendet und Anna hatte nichts mehr von Frankreich zu befürchten. Eben wollte er nach Rußland zurück, als ein neuer ehrenvoller Auftrag ihn auf's angenehmste überraschte. Er erhielt den Befehl, auch am Hofe von St. James das Nöthige wegen der Schwedischen Unruhen zu verhandeln. Süße Gefühle bewegten seine Seele, als er immer näher und näher Britanniens Küsten heranrücken sah. Thränen der Freude rollten über seine Wangen, als er das geliebte Land betrat, denn er fand es mächtig und blühend unter dem Scepter der Hannoveraner! Er sah nun den Irrthum seiner Jugend ein, ohne sich dessen schämen zu dürfen, und huldigte von ganzem Herzen Georg II., von welchem er mit aller Achtung empfangen wurde, welche ihm und seiner Monarchin gebührte. (5. Febr. 1740) Allen Gesprächen über sein ehemaliges Verhältniß zu Georg I., und allen Lockungen in seinen vorigen Stand zu treten, wich er aus — er blieb Russe. Seine Freundlichkeit, seine Gewandheit machte ihn allen Gesellschaften angenehm,

Digitized by Google

und gab ihm hinlänglichen Raum, das Terrain und die Menschen kennen zu lernen, die er bald bis in ihr innerstes durchschaute. Seine gediegenen Kenntnisse, seine biedere Festigkeit erwarben ihm die Achtung aller Geschäftsmänner. So mußte wohl auch diese Negotiation nach Wunsch geendigt worden, und er kehrte vom ganzen Hofe geachtet, nach Rußland zurück. Indessen war der Friede mit den Türken (25ten Febr. 1740) geschlossen worden, und Keith erhielt für seine rühmliche Theilnahme an demselben, den Alexander-Newsky-Orden und einen kostbaren Degen. Anna glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, der die Wunden der zerrütteten Ukraine am leichtesten würde heilen können. Sie beehrte ihn mit dem Gouvernement dieser Provinz, und er wußte ihrer Wahl Ehre zu machen. Die Kenntniß des Landes, sein scharfer immer spähender Blick, seine menschenfreundliche Redlichkeit machten ihn zum Wohlthäter der Einwohner. Der heitre Frühling, der unter seinen Händen dieser Provinz aufsieng, sammelte in seine Lorbeern die glücklichen Blüthen des Friedens; noch jezt wird dort sein Name gesegnet! Diese Ruhe war ihm nicht zuwider, er liebte sie; denn frey wirkte sein Geist in einer heitern Welt, die er sich selbst geschaffen hatte, er fühlte sich glücklich und belohnt, denn er sah glückliche Menschen um sich, Geschöpfe seines Herzens! —

(Beschluß folgt.)

Die kolossalen Reben des Südens.

Bekanntlich erreicht der Weinstock in südlichen Ländern eine außerordentliche Größe, wenn man ihn seinem eigenen Triebe überläßt, daher denn ihn die alten auch zu den Bäumen zählten. (Vites jure apud priscos magnitudine quoque inter arbores numerabantur. Plin. Hist. Nat. XIV. 1.) In Italien finden sich häufig dergleichen kolossale Reben, und es ist nicht unmerkwürdig, was einer der ältesten Schriftsteller über Landwirthschaft, der berühmte Johann Vittorio Soderini (in seinem Werk: della coltivatione delle viti. S. 18.) von einigen sagt, die er gekannt hat: „der griechische Weinstock ist sehr fruchtbar, er mag in seinem Vaterlande, z. B. in die Terrà di Lavoro und in die Nachbarschaft der Stadt Neapel, wo ein einziger, der seine Reben über den neben ihm stehenden Baum ausbreitet, wohl 8 bis 10 Anker Weins giebt, oder anders wohin versezt seyn, so behält er seine natürliche Fruchtbarkeit, wenn man ihn nur, so weit er will, in die Höhe wachsen läßt. Hierzu sind alle Arten von Weinstöcken von Natur geneigt. Zu Portico in der Romagna ist ein Weinstock, der in einer Laube sich über 1000 Ellen weit ausgebreitet hat, und überall voll Trauben hängt. Zu Palermo ist ein anderer, dessen Stamm mannsdick ist, sich 10 Ellen hoch über die Erde erhebt, und hernach vor dem Kreuzgang der Franziskaner seine Reben in ein Viereck ausbreitet, das auf jeder Seite 50 Ellen hat." Referent dieses hat selbst einmal in Genua auf der vier Stock hohen Plattform eines Hauses bei einem Engländer zu Mittag gespeißt. Der ganze ansehnliche Raum wurde durch einen Weinstock überschattet, der sich in einem ungeheuren Stamme von dem Hofe des Hauses an demselben emporgeschlungen, und erst in dieser Höhe seine Zweige so reichlich ausgebreitet hatte, daß sie das schönste, mit Trauben bedeckte, Dach bildeten.

Notizen.

Fortsezung.

In diesem Raum werden drei gebratene Lämmer untergebracht, welche mit allerhand anderm Fleisch, mit Pfeffer, Ingwer, Zimmet und dgl. angefüllt sind. Den übrigen Raum nehmen einige Dutzend Hühner und eben so viel Hühner, etwa fünfzig Eidexen, Vögel, und eine Menge anderer wohlschmeckender Dinge ein, bis die Pastete voll, mit dem Deckel verschen, und gebacken werden kann. „Dieses Gericht, sezt Abdallatif hinzu, ist sehr passend für Könige und reiche Leute, wenn sie auf entfernte Jagden oder Lust-Partien gehen: denn es enthält die verschiedensten Speisen, ist leicht von der Stelle zu bringen, bleibt sehr schmeckend sich angenehm an, befriedigt den Gaumen, und hält sich sehr lange.

Neben dieser großen Pastete macht freilich die Beschreibung einer Hungersnoth, wie sie im Jahr 1200 in Egypten geherrscht hat, eine mißfällige Miktura. Unser Schriftsteller sagt, nach der Caro's wörtlich erschienenen Uebersezung, folgendes davon. „Das Jahr 597 (1200) häufigte sich in die größern Städte; eine Menge Menschen wanderten nach Syrien, Magred und Yemen aus, wo sie sich nach allen Seiten zerstreuten. Unglückliche suchten ihre Zuflucht in Misr und in Cairo, wo sie die fürchterlichste Hungersnoth und Sterblichkeit traf. Denn als die Sonne in das Zeichen des Widders getreten war, wurde die Luft völlig verdorben, und Pest stellte sich eine gewaltsame Hize ein. Die Menschen verzehrten in ihrem Hunger Aas, Leichname und Hunde; ja sie machten sich sogar an die Kinder, und oft traf man sie mit einem solchen Stück Fleisches, das sie gebraten oder gesotten hatten. Der Befehlshaber der Besatzung der Stadt ließ aber alle, die solche Greueltat begangen, lebendig verbrennen." Diese Strenge, sezt Abdallatif weiter hinzu, war vergeblich. Jeder stellte den andern nach seinem Leben, und der Schwache wurde immer der Raub des Stärkern, der sich mit seinem Fleische sättigte. Zween Freunde dieselben entdeckten nur mit größtem Glück den Versuchen, die einige solche Kannibalen auf sie gemacht hatten. In Cairo starben alle Tage von 100 bis 500 Menschen; in der Umgegend wurde es noch schlimmer, und in Kairyen war sie eine wahre Einöde. Eine Seuche war in Alexandrien in Zeit von einem Monat durch vierzehn Erben gegangen.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 99. Den 11. December 1811.

Karl den XIIten, diesen leidenschaftlichen Liebhaber der Gefechte, leiteten bei seinen Kriegen nur Absichten persönlicher Rache. Eigenschaften, welche die Gemüther anziehen und beherrschen, mangelten ihm so wenig, als seinem Vorfahr, Gustav Adolph. Uebermaaß der Kühnheit war sein höchstes Prinzip der Strategie, und hiermit that er Wunder. Aber alles hat sein Ziel, also auch die Maxime: den Feind aufzusuchen und anzugreifen, gesetzt er stünde auf Klippen und seine Zahl sey wie Sand am Meer. Das Glück erräthet endlich, seinen Trunkenboldem den Rücken länger zu halten, die Begeisterung den Soldaten nutzt sich ab und verschwindet. Dieß erfuhr auch Karl, als er auf Anrathen eines Kosacken ohne Basis in die Ukraine marschirte, und dort Heer, Ruhm und Glück verlor. Noch neun Jahre kämpfte er zwar ruhmvoll, aber vergeblich, und fiel (den 11. Dec. 1718) vor Friedrichsthall durch eine Kugel, die ihm von Verrätherhand kam.

Die Bevölkerung Spaniens beim Ausbruch des Insurrektions-Kriegs.

Die Geschichte der Bevölkerung eines Landes ist zugleich die Geschichte seines Glücks und Unglücks, und sollte in einer Darstellung der letzten ja nicht vergessen werden. In diesem Zweige fühlt sich alles, was Bedeutendes im Staate vorgeht, am schnellsten und zuverläßigsten nach. Sehen wir ihn in Spanien mit der gehörigen Aufmerksamkeit durch, so werden wir auf manche wichtige und belehrende Resultate stoßen.

Es ist offenbar übertrieben, wenn der spanische Schriftsteller, Osorio y Redin, die frühste Bevölkerung seines Vaterlandes — zur Zeit, da Sagunt und Numanz noch blühten — zu 78 Millionen Menschen annimmt. Seine Hypothese gründet sich auf einen Calcul, gegen welchen sich nichts einwenden läßt, als daß die Basen desselben noch nicht fest genug bestimmt sind. Zuverläßig ist indeß, daß die Bevölkerung Spaniens in genannter Zeit eine ausserordentliche Höhe erreicht hatte, wovon der Umfang einzelner Städte, (wie Tarragona's z. B. welches dazumal 2,500,000 Einwohner hatte, und Merida's, in Extremadura, das aus eigenen Mitteln eine Garnison von 90,000 Mann unterhielt.) und eine Aeußerung von Cicero klares Zeugniß ablegen können. *) Ob sie viel höher stand, als in der so sehr gerühmten Regierungsperiode Ferdinands V. und Isabellens, läßt sich um so weniger angeben, da die Zahl von zwanzig Millionen, die für den Umfang der Bevölkerung dieser Zeit angenommen wird, offenbar übertrieben ist. Alle Angaben aus der Epoche, da die sämmtlichen spanischen Kronen noch nicht auf einem Haupte vereinigt waren, sind völlig unsicher, weil die Schicksale der einzelnen Provinzen, und somit auch der Umfang ihrer Bevölkerung ungleich war. Wer wird sich z. B. getrauen, die schönen maurischen Zeiten

*) Nec numero Hispanos, nec robore Gallos, nec artibus Graecos superavimus.
Cic. Orat. de Har. resp.

Digitized by Google

des Südens von Spanien zum Maasstab seines ganzen Zustands bis an die Pyrenäen und den Gaskognischen Meerbusen hinauf zu machen? Aber gerne mag sich jeder ein Bild der schönen Periode zeichnen, welche nur noch in Romanzen lebt, und jeder Zug, um es auszumahlen, ist ihm willkommen. So kann er sich denn auch, als hieher gehörig, wiederhohlen, wie Grenada einst 3000,000, (heutzutag 66,661,) Cordova 200,000 (h. 35,000) Baeza 150,000, (h. 15,000,) Sevilla 300,000 (h. 96,000,) Einwohner genährt, und an den Ufern des Guadalquivir 12,000 Ortschaften gelegen haben, statt daß ganz Andalusien in unsern Tagen deren nicht weiter, als 809 zählt, und mag er recht wehmüthig darüber werden, daß, wenn der Fanatismus die schönen Blüthen des Geistes und der Humanität *) nicht verschonen wollte, auch die Politik sich nicht durch den Gedanken, die reichsten Provinzen des Staats zu Grunde zu richten, zurück halten ließ.

Wie schnell wirkend das Unglück eines Staats ist, geht mit furchtbarer Wahrheit aus der Geschichte der Bevölkerung Spaniens hervor. Man nehme nur einmal folgende Angaben aus verschiedenen Zeiten, und urtheile dann selbst.

1688 hatte Spanien 12,000,000 Einwohner.
1700 . . 8,000,000 — —
1714 . . 6,000,000 — —

*) Wichtig spricht uns so gefällig an, als die maurische Galanterie, von denen die Romances moriscos der Spanier so manchen schönen Zug aufbewahrt haben. Einen der schönsten will ich hier beilegen, der auch in Spanien nur wenig bekannt ist. Alphons VIII. belagerte die Stadt Oreja. Die Mauren waren nicht im Stande, ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, und machten daher eine Diversion auf Toledo, wo sich Alphonsos Gattin, Berengaria, befand. Schon standen sie vor ihrem Pallaste, da trat sie ans Fenster und rief ihnen zu: Welcher zu belagern ist also die gefürchtete mohamedanische Tapferkeit! Sucht ihr aber Ruhm, so könnt ihr ihn unter den Mauren von Oreja finden, wo Euch Feinde stehn, welchen ihr auch mit Ehre unterliegen dürft." Die Rede wirkte. Der Anführer gab das Zeichen zum Rückzug; die Xemes zog jubelnd an ihr vorüber, und entfernte sich.

Ueber diese Angabe, welche manchem unverhältnißmäßig erscheinen mag, ob sie gleich von allen Schriftstellern ohne Bedenken angenommen ist, bemerke ich, daß der Stand der Bevölkerung von 1688 höchst wahrscheinlich übertrieben ist, und das Uebel bereits viel früher angefangen hat. Antolin de la Serna kalkulierte sie im Jahr 1619 zu 6000,000, Moncada zu 5,000,000 und der Kardinal Zapata sogar nur zu 3,000,000. Wie wenig diese Berechnungen immer richtig seyn mögen, so beweisen sie wenigstens die Grundlosigkeit der gewöhnlichen Meynung, wobei sich denn auch die übertriebene Idee von der Bevölkerung unter Ferdinand und Isabellen, die zu 20,000,000 angegeben wird, herabstimmen läßt. Aber wie schrecklich schnell sank sie von 1700 — 1714, also während der innern Unruhen, welche die Thronbesteigung Philipps V. verursachte! Hieran ist wirklich nicht zu zweifeln. Die Geschichte des Landes giebt die Aufschlüsse, und selbst die vielen Proscriptionen, wodurch die Besitznahme der Bourbons von Spanien erkauft werden mußte, erklären einen Theil dieses schnellen Herabsinkens.

Die übertriebenen Angaben von dem blühenden Zustand ihres Landes in frühern Zeiten, wodurch die Spanier sich über die Gegenwart zu trösten suchten, haben sich in's Ausland verbreitet, und wurden da auf Treu und Glauben angenommen. Man gab sich sodann viele Mühe den Veranlassungen des schnellen Sinkens nach zuforschen, und glaubte sie am zuverläßigsten in dem modernen Colonialsystem zu finden, womit die Spanier die Entdeckung eines neuen Welttheils eröfnet haben. Auch in Spanien hat man das lange geglaubt, ist aber in neuern Zeiten gerechter geworden, weil man gefunden, daß gerade diejenigen Provinzen des Königreichs, aus welchen die meisten Auswanderungen nach der andern Halbkugel geschehen, wie Galizien, Biskaya und Navarra, die bevölkertsten sind. Man frage also nicht die glücklichen Ereignisse in der Geschichte dieser Nazion, — denn für ein glückliches Ereigniß kann die Entdeckung von Amerika an sich dennoch gelten, — sondern ihr Unglück, um sich die Abnahme der Bevölkerung zu erklären. Da wird man denn eine lange Reihe von Pestjahren, viele Kriege und eine Menge Fehler der Regierung finden, aus denen sich

Digitized by Google

alles erklären läßt. *) Am stärksten waren indeß die großen Schläge, durch die der Fanatismus, um den Himmel zu füllen, die Erde zu entvölkern suchte. Die Vertreibung von 2,000,000 Mauren und 800,000 Juden hat dem Lande eine schmerzliche Wunde geschlagen, und nach mehreren Jahrhunderten haben die südlichen und fruchtbarsten Provinzen, die am härtesten getroffen wurden, sie noch nicht geheilt, wie Jeder aus den unten stehenden Bevölkerungslisten ersehen mag. Auch fühlte man das so schnell, daß Philipp III., welcher die letzten Mauren vertrieben hatte, schon zu helfen suchte. Dieß geschah, ächt spanisch, dadurch, daß man alle die, welche sich dem Landbau widmeten, für adelich und frey vom Kriegsdienste erklärte. Unter Philipp IV. arbeitete der Minister, Olivarez, durch eine Menge Verordnungen auf denselben Zweck hin, allein seine Mittel waren eben so gefährlich, als wirkungslos. Jeder Neu-Verheirathete war zum Beispiel vier Jahre lang von allen Staatslasten frey. Ein Vater, der sechs Söhne hatte, genoß diesen Vortheil für seine ganze Lebenszeit; die Kinder durften sich ohne der Eltern Einwilligung heirathen; man lud Fremde ein, und befreyte Künstler und dgl. von allen Auflagen; kein Spanier durfte bei Vermögens-Confiscation mit Familie das Land verlassen und dgl. mehr. Der Schaden lag noch in andern Umständen tief genug, wie in der ganzen Verfassung des Landes, und der unverhältnißmäßigen Vertheilung der Grundstücke, welche den gehörigen Anbau des Bodens völlig unmöglich machten. Auch das Verhältniß Spaniens zu den barbareskischen Raubstaaten gehört, als eines der Haupthindernisse des Steigens der Bevölkerung, hieher. Was der Graf Campomanes, einer der einsichtsvollsten Staatsmänner, welche dieses Land jemals besessen, behauptet, darf man glauben, und er schlägt z. B. die Anzahl der, unaufhörlich in Algier sich als Sklaven oder Renegaten befindlichen, Spanier zu 30,000 an. Diese Plage hat erst seit wenigen Jahren, da sich die Marine des Reichs wieder erhoben, abgenommen.

Man erinnere sich obiger Progression der Abnahme der Bevölkerung in Spanien während einer Zeit von vierzehn Jahren, und vergleiche sie mit folgender Progression des Wachsthums derselben in etwa hundert Jahren, so wird man sich, wenn man es auch schmerzlich fühlt, daß alle Abnahme schneller ist, als das Steigen, dennoch überrascht finden.

1714	stand die Bevölkerung auf	6,000,000.
1767	. . . .	9,000,000.
1788	. . . .	10,061,118.
1797	. . . .	12,000,000 und

1808 noch höher, wie ein Artikel in der Madrider Hofzeitung, von diesem Jahr, den man als officiel ansehen darf, angesehen hat.

(Fortsezung künftig.)

*) In multitudine populi dignitas regis; et in paucitate plebis ignominia principis. Proverb. 14, 28.

Historische Anekdoten.

König Jakob II. von England, befand sich einst in der Stadt Salisbury. Unter den mancherlei Belustigungen, welche die Bürger derselben für ihren Monarchen angeordnet hatten, war auch die, daß einer von ihnen an dem Thurm der Domkirche emporkletterte, auf seiner Spize die brittische Flagge befestigte, und einige kühne Bewegungen machte. Als der kühne Kletterer wieder herunter gestiegen war, übergab er dem König einen schriftlichen Glückwunsch, welcher mit der Bitte um eine Belohnung seines ungewöhnlichen Talents schloß. Jakob dankte ihm, daß er sein Leben zu seiner Belustigung aufs Spiel gesezt hatte, gestand, daß er eine würdige Belohnung verdiente, und bot ihm an, ihm ein Patent ausfertigen zu lassen, demzufolge er und alle seine männlichen Erben das ausschliessende Recht haben sollten, auf alle Kirchthürme von ganz England klettern zu können.

Als der Einfluß von Robert Walpole zu sinken begann, waren die Bischöfe die ersten, welche ihn verliessen. Nun befand er sich aber im Fall, dem Oberhause eine Sache vorzulegen, bei der er hauptsächlich die Zustimmung der hohen Geistlichkeit nöthig hatte. Er bat daher den Erzbischof von York, seinen treuen Freund und Anhänger, diese Sache durch seinen Einfluß zu bestimmen. „Da giebt es nur ein Mittel," antwortete der Erzbischof dem Minister, „und dieses werde ich anwenden. Verlassen Sie sich auf den Erfolg." Dieses Mittel bestand darin, daß der Erzbischof sich auf's Bitte legte, und die Nachricht von seiner tödtlichen Krankheit verbreiten ließ. Es wirkte. Die sämmtlichen Prälaten suchten sich die Gunst des Ministers in der Hoffnung, die Stelle des Erzbischofs zu erhalten, auf's Neue zu erwerben, und liessen sich alle Vorschläge von Walpole gefallen.

Des Königl. Preußischen Feldmarschalls Jakob Keiths früheres Leben.

Beschluß.

Anna starb (28. Oct. 1740) und ihr Günstling Biron schien mit der Vormundschaft über den Nachfolger Iwan die ganze Regierung an sich reißen zu wollen. Aber Keith fühlte zu tief das Unwürdige von einem Günstling und Usurpator sich regieren zu lassen, und das Unrecht, welches Iwans Mutter durch ihre Zurücksezung erlitt. Aus den vorigen Verhältnissen Birons zur Kaiserin schloß Keith, daß seine Auflehnung keinen bedeutenden

Digitized by Google

Widerſtand finden würde, und erklärte ſich alſo laut gegen Biron. Schon wenige Tage nachher ward Biron ohne Blutvergieſſen gefangen genommen (26. Nov.) und Iwans Mutter erhielt die Vormundſchaft. — Der Krieg mit Schweden begann (Auguſt 1741). Lascy und Keith, als General en Chef, erfochten den blutigen Sieg bei Wilmanſtrand über Wrangel. Lascy zog ſein Heer nach Petersburg zurück, und nahm vorzüglichen Theil an Iwans Entthronung. (25. Nov.) Der größte Theil des Reichs, beinahe alle Armeen huldigten Elisabeth, einer Tochter Peters I. Keith war den Schweden gegenüber in Finnland ſtehen geblieben, und hörte dieſe Veränderung mit herzlichem Widerwillen. Er war nicht mehr der ſtürmiſche Jüngling, der dem erſten Eindruck mit ganzer Seele ſich hingiebt. Er überſchaute mit ſorgſamem Blick alle Verhältniſſe, er ſah ſich nach einer Möglichkeit um, Iwan zu ſeinem Recht zu verhelfen und fand keine, als mit ſeiner kleinen Armee gegen ein ganzes Reich zu ſtehen. Elisabeth war nicht, wie Biron, durch Zufall zum Throne gekommen, ſie hatte ein angeborenes Recht auf die Krone — die Nation hatte ſie dazu berufen, und er, ein Ausländer ſollte der Nation ihre Rechte ſtreitig machen, ein Land den Verwüſtungen des Bürgerkriegs Preis geben, dem er ſo viel zu danken hatte? Er unterdrückte ſeinen Unwillen, und huldigte Elisabeth, doch konnte er eine geheime Abneigung gegen ſie nie vertilgen, und im erſten Augenblick ſchon war er entſchloſſen ihre Dienſte zu verlaſſen, weil er nicht mit ganzem Herzen dienen konnte. Ein Waffenſtillſtand ſchien ihm Gelegenheit zu bieten; doch ehe er ſie benutzen konnte, brach der Krieg von neuem aus, der ſich mit der berühmten Einſchließung der Schweden bei Helſingfort und dem hierauf entſtandenen Vertrag (4 Sept. 1742) endigte. — Endlich fieng auch in Rußland der Neid und die Kabale gegen die Ausländer an, ſich immer heftiger zu äuſſern, eine natürliche Folge ihrer glänzenden Auszeichnungen! Keith, Löwenhahl und viele andre hielten daher zugleich um ihren Abſchied an, da ſie dieſem Uebel nicht ausweichen konnten, und davon ſelbſt für den Dienſt Elisabeths alles zu beſorgen hatten; die Kaiſerin aber konnte ſich in dieſem kritiſchen Augenblick unmöglich entſchlieſſen, ſo viele ihrer beſten Generale zu verlieren. Sie ſchlug daher Keith und Löwenhahl in den zartеſten Ausdrücken den Abſchied aus, und um Keith zu beweiſen, wie ſehr ſie ihn ehre und über die Kleinlichkeit ſeiner Neider erhaben wiſſe, gab ſie ihm den Andreas-Orden, und both ihm den Oberbefehl gegen die Perſer an. Gegen dieſen Beweis von Achtung konnte Keith nicht undankbar ſeyn. Er ſchlug zwar den Oberbefehl gegen die Perſer aus, blieb aber in Elisabeths Dienſten, und alle Generale folgten ſeinem Beiſpiel. — Die Schweden hatten während dieſer Zeit Elisabeths Schweſter Sohn, den Herzog von Holſtein Gottorp, Carl Peter Ulrich zum Thronfolger erwählt. Der Herzog aber war als beſtimmter Nachfolger der Elisabeth zur griechiſchen Kirche übergetreten und konnte alſo dieſe neue Wahl nicht annehmen. Doch Elisabeth fühlte ſich dadurch ſo ſehr geſchmeichelt, daß ſie Schweden Frieden anbot. Um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben, drohte ſie mit einer Landung in Schweden. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich Keith ſeines Vaterlandes würdig. Sein erſter Verſuch zur See wurde mit dem ſchönſten Siege über Rapalins Flotte bei Aland gekrönt. Und nun verlangte Elisabeth die Wahl des Prinzen Adolph Friedrich von Holſtein Gottorp, damaligen Fürſtbiſchofes von Lübeck, zum Thronfolger von Schweden, welche angenommen und vollzogen wurde (4. Juli 1743). Hierüber von mancherlei Beſorgniſſen bewegt und die alte Hoffnung auf Wiederherſtellung der Colmarſchen Union im Herzen, rüſtete ſich Dänemark mit aller Macht um Krieg. Elisabeth ſendete ſogleich Keith mit 10000 Mann nach Stockholm den Schweden zu Hülfe, wo er auch als ihr Vollmächtigter auftreten ſollte. Er ließ das Schwert in der Scheide, und arbeitete mit aller Kraft und Klugheit ſo lange, bis er den Frieden hergeſtellt und die Höfe von Stockholm und Copenhagen wieder vereinigt hatte. So wußte er Erſatz für die ſchweren Wunden zu geben, die er vorher den Schweden geſchlagen hatte. Er zog ſein Heer nach Rußland zurück, um zugleich dem beſorgten König von Pohlen gegen die vermuthlichen Anfälle von Preußen zu Hülfe zu ziehen. Doch dieſer Krieg zerſchlug ſich in ſeinem erſten Beginnen wieder. Der Friede kehrte zurück, ein allgemeiner Friede, um im Innern von Rußland den Neidern Keiths Gelegenheit zu verſchaffen, ihre alten Ränke wieder anzuſpinnen. Keith, der ewigen Meutereien und Kabalen müde, entſchloß ſich nun in jedem Fall Rußland zu verlaſſen, und Elisabeth war ihm nicht entgegen; denn das Bündniß mit Oeſtreich ſchien ihr große Feldherrn überflüßig zu machen. — Doch nicht ſo leicht als er geglaubt hatte, ſchied Keith aus dieſem Lande, das er als ſein zweites Vaterland betrachten konnte. Ein Blick auf die glücklichen Tage, die er in der Ukraine, der Wiege ſeines Ruhms verlebt hatte, ſchien ihn wankend zu machen. Aber ein unbekanntes Gefühl erhob ihn wieder, dunkle Hoffnungen und Ahnungen leiteten ihn von neuem, der Name Friedrichs des zweiten ſchlug wie liebliche Zauberei an ſeine Seele! — Ueber Copenhagen eilte er nach Berlin. Er ſah Friedrich II.; der erſte Anblick verſchwiſterte auf ewig die zwey großen Geiſter! Er trat als General-Feld-Marſchall in Friedrichs Dienſte, wurde bald darauf Gouverneur von Berlin, wo ihn die Akademie, wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. — Doch dieſe letzte Periode ſeines ruhmvollen Lebens und ſein ſchöner Tod bey Hochkirchen ſind zu ſehr bekannt, um ihrer hier noch erwähnen zu dürfen. So lange Friedrichs II. Name lebt, ſo lange man des ſiebenjährigen Krieges gedenket, kann Keith nicht vergeſſen werden! Sein Tod allein hätte ihm Unſterblichkeit erworben!

Ferd. v. Biedenfeld.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 100. Den 14. December 1811.

Georg Washington, Oberbefehlshaber der amerikanischen Kriegsmacht während des Independenzkriegs, starb am 14. Dec. 1799 auf seinem Landgute Mount-Vernon, im Frieden, als bloßer Bürger auf der vaterländischen Erde, die er frey gemacht, und wo er den ersten Rang bekleidet hatte; ein Glück, das denen, welche Reiche umschaffen, selten zu Theil wird. In den mißlichsten Situationen aller Art entwickelten sich die ausgezeichneten Fähigkeiten seines Kopfs und die hervorragenden Eigenschaften eines für die Gefahr und für die Ruhe gleich vortheilhaft temperirten Charakters. Die größten Feldherrn seines Zeitalters — Friedrich II. an ihrer Spize — erklärten seine militärischen Operationen für meisterhaft: Seine Thätigkeit, Geistesgegenwart und ausdauernde Kraft, das Ansehen und die Würde, die er bei der Armee und im Senat zu behaupten wußte, führten nach einem achtjährigen Kampf einen ehrenvollen Frieden und die vollständige Unabhängigkeit von Nordamerika herbei.

Einige Worte über den Plan des Literarischen Deutschordens, als Vorrede zu Mehrerem.

Herr Zschokke berichtet in einem der neuesten Stücke seiner Miscellen von einem Plan, den ein Ungenannter für die Errichtung eines literarischen Ordens gegenwärtig zu verbreiten suche. Dieser Orden solle seine Dekorationen haben, solle Pensionen ertheilen, und sollte unter dem Protektorat des französischen Kaisers entstehen, und seine Dauer erhalten.

Abgesehen von den Zweifeln, welche jeder gegen die Absichten eines solchen Projekts hegen muß, und von dem Lächerlichen, das in den Dekorationen und dgl. liegt, so wird freilich niemand läugnen, daß nichts weniger Schwierigkeiten finden würde, als die Gründung eines solchen Ordens — so bald der große Mann, der ihn beschüzen soll, sich für denselben interessiren wollte. Eben so wenig wird man die Möglichkeit verkennen, daß Lezteres geschehen könnte; allein der Gedanke ist auch gar zu natürlich, daß der französische Kaiser, wenn er je an ein Institut der Art denken sollte, zuerst in seinem eigenen Reich anfangen, und die Sorge für die deutschen Gelehrten dem deutschen Fürsten überlassen würde.

Schon vor geraumer Zeit hat ein französischer Gelehrter diese Idee in einer kleinen Schrift, über literarische Asyle, in Anregung gebracht. Sie wurde von seinem Publikum beinah mit dem hochweisen Lächeln der Anerkennung einer gutmüthigen Chimäre aufgenommen, und blieb, wie man sich denken kann, ohne allen Erfolg. Und dennoch finden sich gerade in Frankreich viele Mittel der Ausführung eines solchen Plans, die in Deutschland entweder ganz fehlen, oder wenigstens nicht in dem Umfang wirken können. Abgesehen von der Leichtigkeit der Vereinigung in einem, unter demselben Monarchen und den nemlichen Gesezen lebenden Volke, nenne ich nur eines,

Digitized by Google

die Freymaurerei, als ein Institut, das in Frankreich die gröste Verbreitung hat, und zur Ausführung eigentlich nazionaler Plane den großen Vortheil eines Central-Punkts genießt.

Der anonyme Planmacher, dessen Herr Zschokke erwähnt, berührt diese Idee auch, scheint aber Deutschland nicht genug zu kennen, wenn er sich von der deutschen Freimaurerei dieselben Vortheile verspricht, wie er sie in einem ähnlichen, von der französischen erwarten dürfte. In Frankreich sind wenige Gelehrten, welche nicht zu diesem Orden gehören; in Deutschland findet solches bekanntlich nicht Statt; ja gerade diejenigen Männer, welche am meisten auf die Bildung der Nazion wirken, bleiben bei uns, aus mancherlei Gründen, von einem Institut entfernt, das sie, auch ohne Einweihung, sattsam zu kennen wähnen. Ueberdieß ist in keinem Lande so viel Mißbrauch mit geheimen Verbindungen getrieben worden, wie in Deutschland; so daß es Niemand zu verargen ist, wenn er Mißtrauen gegen alles hegt, was aus Instituten kommt, die er nicht zu beurtheilen vermag.

Wenn schon die Art der Ausführung, welche der Ungenannte vorschlägt, zum Theil lächerlich ist, und der Vorschlag zu eigenen Dekorationen auf eine Schwachheit der Deutschen berechnet scheint, die sie wahrhaftig, um es mild auszudrücken, nur mit ihren verschiedenen Nachbarn theilen, so ist der Gedanke an sich aller Beachtung würdig. Jeder deutsche Gelehrte, nicht ein einziger ausgenommen, bin ich überzeugt, wird die Existenz eines literarischen Asyls, das dem verunglückten Gliede seines Standes eine anständige Unterstüzung oder Versorgung anbietet, für wünschenswerth, und der Nation zur Ehre gereichend ansehn. Man weiß, welche ähnliche Versuche gemacht worden sind; man hat es bedauert, daß manches nicht gelungen ist, und jeder würde gewiß gerne zu einer solchen Vereinigung die Hand bieten, wenn er nicht fürchtete, daß er sie allein ausstrecken möchte.

Diese Scheue, welche bei den Deutschen gewöhnlicher ist, als bei andern Völkern, hat unter uns schon manches Gute zerstört. Wir verzweifeln gewöhnlich an der Ausführung eines Gedankens, ehe wir damit angefangen haben, und so stirbt manche schöne Idee hin, welche in große Resultate hätte heraustreten können. Aber man frage nur die Geschichte, wie die größten Institute der Welt entstanden sind, und man wird sich leicht die Aufgabe beantworten, wie eine Unternehmung, welche bloß die schöne Frucht der Cultur einer Nation, des Gemeingeistes eines ganzen Standes, und des freundlichen Schuzes einiger Fürsten seyn kann, auszuführen sey.

Verfasser dieses schämt sich gar nicht, unter die gutmüthigen Träumer zu gehören, welche an die Möglichkeit von vielem glauben, das andern erst einzuleuchten pflegt, wenn es einmal fertig da steht. Er hat unter manchen andern frommen Wünschen für sein Volk, auch diesen lange schon mit sich herum getragen, daß der deutschen Gelehrten-Republik wenigstens einmal ein Schatten von Wirklichkeit gegeben werde. Schon vor geraumer Zeit verfaßte er deßhalb einen Aufruf an den Stand der deutschen Gelehrten, den er Anfangs dieses Jahrs mehreren einflußreichen Männern seines Standes mittheilte, und von denen er auf die Zeit-Umstände verwiesen wurde — als dem Zutrauen zu allen Anregungen des Gemeingeistes völlig entgegen. Nicht ohne Wehmuth legte er seinen Plan bei Seite, und nahm ihn erst wieder hervor, da ein Andrer eine ähnliche Idee durch Mittel in Bewegung zu sezen suchte, die offenbar kein allgemeines Zutrauen einflößen können. Vielleicht entschließt er sich, diesen Plan noch bekannt zu machen, und sich öffentlich in den Augen der Vielen, welche über alles lachen, was nicht von ihnen kommt, als einen Schwärmer zu brandmarken. Auf jeden Fall wird er sich dafür zu trösten wissen; denn, wenn man ernsthaft von den Planen zu einem ewigen Frieden der Menschheit sprechen konnte, so mag es wenigstens verzeihlich seyn, einen Versuch zur Gründung einer Anstalt zu machen, deren Ausführbarkeit niemand bezweifeln, und deren Nüzlichkeit niemand verkennen kann.

Die Bevölkerung Spaniens beim Ausbruch des Insurrektions-Kriegs.

Beschluß.

Spanien ist also während des 18ten Jahrhunderts nicht immer tiefer herabgesunken, wie man im übrigen Europa glaubte, sondern hat sich wirklich in allen seinen Zweigen wieder zu erheben angefangen; worin sich übrigens kaum etwas anders, als die unwiderstehliche Wirkung einer Zeit erkennen läßt, welche durch die Verbrennung, in

Digitized by Google

die alle Nazionen Europa's mit einander gesetzt wurden, ihren Einfluß nirgends ganz unterdrücken ließ. Dieses Wachsthum der spanischen Bevölkerung wird an dem Beispiel einer einzelnen Provinz noch ersichtlicher. Dieß ist das Königreich Valencia, das die Thronbesteigung der Bourbons am hartnäckigsten zu hindern suchte, und am theuersten bezahlen mußte. Es zählte

1718	.	.	318,850	Einwohner.
1761	.	.	702,640	—
1768	.	.	716,886	—
1788	.	.	783,084	—
1795	.	.	932,150	— und
1808	wohl über		1,000,000	—

Freilich ist Valencia eine der, am besten angebauten, Provinzen Spaniens, gehören seine Bewohner zu den thätigsten, und besonders im Feldbau einsichtsvollsten und unverdrossensten Arbeitern. Allein hätte ihre Bevölkerung so zunehmen können, wenn Spanien nicht der langen Ruhe genossen, und — was freilich nicht nachahmungswerth ist — sein Militärforsten nicht so sehr vernachlässigt hätte, daß die Truppenaushebungen beinah gar keine nachtheilige Wirkung auf sie haben konnten?

Auf diese schnelle Zunahme der Bevölkerung haben natürlich noch viele andere Umstände gewirkt. Kein unwesentlicher unter denselben ist die Verminderung des geistlichen Standes, welche man wirklich seit mehr, als einem Jahrhundert, bemerkt hat. Woher dieß? wird man fragen. Ist man mit der Antwort: aus den Fortschritten des Zeitgeistes, nicht zufrieden, so vermöchte ich keinen andern Grund anzugeben, indem die wenigen Beränderungen, welche man mit der Geistlichkeit wagte, erst gegen das Ende von Carls IV. Regierung vorgenommen wurden. Diese Verminderung ist aber wirklich bedeutend, und betrug von 1768 bis 1788 nicht weniger, als 30,000 Glieder, und seit der Zeit verhältnißmäßig ungleich mehrere. In dem letztern genannter Jahre stand die ganze Summe der, im geistlichen Stande für die Bevölkerung verlornen Menschen auf etwa 126,000, und dürfte vielleicht gegenwärtig kaum noch 100,000 ausmachen. *) Auch die Verminderung des Adels, welche noch beträchtlicher ist, und im Jahr 1788 während der letzten zwanzig Jahre auf 244,000 Individuen geschätzt wurde, mag ein gutes Zeichen für das Steigen der Bevölkerung seyn, indem durch die Einrichtung dieses Standes auch eine sehr ansehnliche Anzahl Menschen für das Geschäft ihrer Vermehrung verloren gieng, und das Aussterben mancher Familien gewisse Grundstücke zu größerer Benuzung bringt. Dabei mag sich auch der Bedientenluxus verringert haben, und dürfen noch manche andre Umstände eingetreten seyn, welche mir nicht bekannt sind.

*) Etwa um 1619 rechnete Moncada den 4ten und selbst den 3ten Theil der Bevölkerung Spaniens in Geistlichkeit, worauf auch eine Erklärung des ehemaligen Herabsinkens derselben weiter hervorgeht.

Ich habe mir die Mühe gegeben, die verschiedenen Details über die Bevölkerung dieses Landes in mancherlei Tabellen zusammen zu ordnen, welche jedem selbst zur Veranlassung weitern Nachdenkens dienen mögen. Ich hoffe, daß es mir meine Leser Dank wissen mögen, wenn ich sie hieher seze.

1. Reihe der spanischen Provinzen nach dem Umfang ihrer Bevölkerung. *)

Andalusien enthält	1,829,106	Bewohner.
Galizien	1,350,000	—
Alt-Castilien	1,190,180	—
Neu-Castilien	940,649	—
Catalonien	814,412	—
Valencia	783,084	—
Leon	665,432	—
Aragonien	623,308	—
Extremadura	416,922	—
Asturien	350,000	—
Murcia	337,686	—
Biskaya	307,758	—
Navarra	287,382	—
Mancha	206,160	—
Zusammen	10,102,079	—

2. Reihe der spanischen nach ihrem Umfang in Quadratmeilen. **)

Andalusien enthält	2616	Quadratmeilen.
Leon	1479	—
Alt-Castilien	1869	—
Neu-Castilien	1421	—
Aragonien	1386	—
Extremadura	1188	—
Catalonien	1060	—
Galizien	835	—
Murcia	800	—
Mancha	772	—
Valencia	760	—
Asturien	348	—
Navarra	315	—
Biskaya	245	—
Zusammen	15,094	Quadratmeilen.

*) Diese Angaben sind noch nach der Zählung von 1788, indem die Details der spätern noch nicht von der Regierung bekannt gemacht worden sind. Man weiß im Publikum nur die Hauptresultate, welche oben angeführt worden sind.

**) Wovon 20 auf einen Grad gehen.

Digitized by Google

3. Reihe der spanischen Provinzen mit dem Grade ihrer Bevölkerung auf Quadratmeilen gerechnet, und zugleich mit ihrer häufig vorkommenden Unterabtheilung.

Andalusien.

Sevilla enthält 990 □Meilen, u. auf jeder 762 Menschen.

Granada	930	. . .	711 —
Cordova	382	. . .	617 —
Jaen	314	. . .	564 —

Leon.

Leon	357	. . .	466 —
Palencia	202	. . .	557 —
Zamora	143	. . .	522 —
Toro	157	. . .	588 —
Salamanca	620	. . .	339 —

Alt-Castilien.

Burgos	626	. . .	743 —
Valladolid	246	. . .	800 —
Avila	250	. . .	469 —
Soria	387	. . .	441 —
Segovia	360	. . .	465 —

Neu-Castilien.

Madrid	100	. . .	2,156 —
Guadalajara	186	. . .	615 —
Toledo	626	. . .	534 —
Cuenca	909	. . .	292 —
Aragonien	1386	. . .	450 —
Extremadura	1188	. . .	350 —
Catalonien	1060	. . .	768 —
Galizien	835	. . .	1,611 —
Murcia	800	. . .	422 —
Mancha	772	. . .	267 —
Valencia	760	. . .	1,030 —
Asturien	348	. . .	1,000 —
Navarra	315	. . .	722 —

Biscaya.

Guipuscoa	37	. . .	3,262 —
Biscaya	82	. . .	1,415 —
Alava	126	. . .	566 —

4. Reihe der Provinzen nach der Anzahl ihres sämtlichen Clerus.

Andalusien nährt Personen vom geistlichen Stande	24,487.
Alt-Castilien	17,787.
Neu-Castilien	14,237.
Catalonien	12,409.
Aragonien	10,006.
Valencia	9,920.
Leon	9,232.
Extremadura	6,590.
Biscaya	4,523.
Galizien	4,000.
Murcia	3,723.
Navarra	3,519.
Asturien	3,500.
Mancha	2,088.
Gesamtzahl	116,050.

5. Reihe der Provinzen nach der Anzahl ihrer adelichen Bewohner.

Asturien	enthält 150,000 Adeliche.	
Alt-Castilien	146,036	—
Biscaya	116,923	—
Navarra	13,054	—
Neu-Castilien	12,687	—
Andalusien	9,914	—
Aragonien	9,144	—
Leon	9,000	—
Galizien	6,000	—
Murcia	4,704	—
Extremadura	3,724	—
Catalonien	1,265	—
Valencia	1,076	—
Mancha	603	—
Zusammen	484,131	—

In diesen verschiedenen Tabellen ist bemerkenswerth:

1) Daß gerade die getraidigsten und unfruchtbarsten Provinzen Biscaya und Galizien dem Verhältniß nach die bevölkertsten sind;

2) Daß überhaupt die nördlichen Provinzen besser, als die südlichen, und

3) die Provinzen am Seeufer besser, als die im Innern bevölkert sind;

4) Daß sich der Bevölkerungszustand der Provinzen großen Theils aus der Anzahl ihres Clerus erkennt.

5) Daß sich der Grösstheil des Adels in den nördlichen Provinzen befindet, was sich aus der, im Norden entstandenen, Feudalität erklärt; und

6) Daß Spanien wohl 25 Millionen Menschen ernähren könnte, indem es nur überall, wie in Galizien, bevölkert seyn dürfte, was gar nicht zu viel gefordert wäre.

Noch liessen sich verschiedene andere Bemerkungen machen. Ich muß aber hier abbrechen, und den Leser bitten, diese Tabellen nicht aus dem Auge zu verlieren, weil sie ihm in einigen folgenden Abschnitten Veranlassung zu interessanten Vergleichungen geben können.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 101. Den 18. December 1811.

Dietrich von dem Werder, (gestorben den 18. December 1659) hessenkasselischer Oberhofmarschall und Geheimerrath, auch schwedischer Oberst unter Gustav Adolph, ist nicht nur als Staatsmann und Krieger, sondern auch als Dichter achtungswerth. Das wichtigste, was wir von seiner Feder haben, ist eine getreimte Uebersetzung des befreiten Jerusalems von Tasso und des ariostischen Rolands. (1626 und 1632) Er eiferte, nach dem damaligen Vermögen der Sprache, seinen großen Urbildern nach, versuchte beider Manieren im Deutschen zu treffen, legte sich freywillig den Zwang auf, ihre mühevollen achtzeiligen Stanzen nachzubilden, wagte alles und überwand vieles. Er ist glücklich in Kopirung mancher Gemählde, im Ausdrucke starker Leidenschaften und heftiger kurzer Stellen. Seine Dolmetschung klingt zwar altfränkisch und einzelne Verse sind rauh, aber er ist eingedrungen in den Geist des Originals, er hat mit Begeisterung übersetzt, und mit Unverdrossenheit gefeilt und nachgeholfen.

Angelica Kauffmann. *)

Maria-Anna-Angelica Kauffmann, welche vor Kurzem in Rom gestorben ist, ward am 30sten Oktober 1741, zu Chur, in Bünden, gebohren. Ihr Vater Johann Joseph, gebürtig von Schwarzenberg, am Bodensee, war von dem Bischof von Chur dahin berufen worden, um einige Mahlereien zu verfertigen, hatte da ihre Mutter kennen gelernt, geheirathet, und dieses sein einziges Kind mit ihr erzeugt.

Ort und Zeit mögen schon das Kunstverdienst des alten Kaufmann bezeichnen. In seiner Werkstätte konnte die grose Künstlerin nicht gebildet werden; aber sie mochte in ihr die fromme Liebe zur Kunst, und das anspruchslose Streben gewinnen, was das Gemüth und der Geist zu fassen vermögen, in bescheidenen Bildern auszudrücken.

Um weiter zu gehen, bedurfte es eigener Schicksale, und glücklicher Weise reichte der Künstler-Ruf des Vaters dahin, um diese, gleich in der zartesten Jugend der Tochter, für höhere Strebungen zu bestimmen.

In dem Stilleben des liebenden Paares entwickelte Angelica frühe die ausgezeichnetsten Anlagen in einer wunderbaren Liebe zur Kunst. Ohne der Eltern Absicht zeichnete sie im zartesten Alter, was sie in des Vaters Werkstätte sah, und als dieser, auf ihr schnelles Talent aufmerksam, die kindischen Beschäftigungen leitete, bestätigte sie den Ruf der Natur durch unermüdeten Fleiß. Das Beste, was sie in dieser Zeit sehen konnte, waren Kupferstiche nach guten Meistern. In deren Copirung übte sie sich mit solcher Emsigkeit, daß ihre eigene Neigung oft dem Vater als grausamer Zwang angerechnet wurde. Dabei versäumte die Mutter den Unterricht in weiblichen Arbeiten und in der deutschen und italienischen Sprache nicht. Letzterer Umstand, und die bald erfolgte öftere Verände

*) Nach den Schriften der verschiedenen Zuchrift, und besonders nach: Giovanni Gherardo de Rossi, Vita di Angelica Kauffmann. Firenze. 1811. 8.

Digitized by Google

rung ihres Wohnsizes hat es manchmal zum Gegenstand des Streits gemacht, ob Angelica durch ihre Geburt Deutschland oder Italien angehöre.

Schon lange vor der ersten Entwicklung ihrer Anlagen war ihr Vater nach Morbegno berufen worden, wo er sich niederließ, und bis in ihr eilftes Jahr blieb. Als er 1752, bessere Schicksale hoffend, nach Como zog, hatte die Tochter bereits das Meiste gelernt, was er sie lehren konnte. Schon im neunten Jahre mahlte sie jedes Porträt in Pastel, so wie sie um diese Zeit auch schon ihre meisten Studien nach Gypsen in Oel machte. Es war dieß eine Eigenthümlichkeit in ihrer Kunst-Bildung, der sie wahrscheinlich die Freyheit und Leichtigkeit des Pinsels verdankte, welche beide oft den grösten Künstlern, deren Studien methodischer gewesen sind, ermangeln.

Der Aufenthalt in dem größern, und an gebildeten Menschen reichern, Como beschleunigte die Entwicklung von Angelika's Talenten. Außer den Anlagen zur Mahlerei, die der Vater mit liebender Emsigkeit auszubilden strebte, wurde er nun auf andre Talente aufmerksam, welche in solcher Fülle in ihr lagen, daß der leiseste Anklang sie verrieth. Der Unterricht in Geschichte und schönen Wissenschaften trug die schönsten Früchte; aber am stärksten traten Talent und Neigung zur Musik in ihr hervor. Ihre Stimme besonders war von so ungewöhnlicher Schönheit, daß sie bald hernach in den Fall kam, zwischen den beiden schönen Künsten wählen zu müssen, um es nicht mit beiden zu verderben.

Das, glücklicher Weise, unbeständige Schicksal Kauffmanns trieb ihn im Jahr 1754 nach Mailand. Diese Veränderung zog die Entscheidung in Angelika's Leben nach sich. In den reichen Gallerien und den vielen Kirchen dieser großen Stadt sah sie zum erstenmal Kunstwerke vom ersten Range. Statt nach Kupfern, kopirte sie nur nach Gemählden, und das kleine, anmuthige Mädchen war überall vor den besten Meistern zu finden, Mehr vielleicht ihr Alter und ihre Emsigkeit, als ein ungewöhnliches Erreichen, gewannen ihr Gönner. Man wollte Porträte von der liebenswürdigen Künstlerin haben, man wollte sie sehen, kennen lernen, und der Vater fand mit Erstaunen, daß die jugendlichen Arbeiten des Kindes größern Erfolg in Lohn und Lobe hatten, als die mühevollen Resultate seines eigenen, langen Strebens.

Angelica hatte kaum sechszehn Jahre, als sie ihre gute Mutter verlor. Dieser Verlust schnitt ihrem Vater so tief in die Seele, daß ihm das Leben an einem Ort, wo er so glücklich gewesen war, unerträglich wurde. Gerne nahm er daher den Ruf nach Schwarzenberg an, die Kirche seines Vater-Orts auszumahlen. So trieb das Schicksal Beide an die Ufer des Bodensee's. Die Tochter half dem Vater in seiner Arbeit, und mahlte namentlich die zwölf Apostel, nach Kupferstichen von Piazzetta, al Fresco in dieser Kirche. Kleinere Arbeiten und Porträte aus dieser Zeit müssen noch in Konstanz von ihr zu finden seyn.

Es liegt in diesen frühen, geschäftsreichen Wanderungen dieser Künstler-Familie etwas, das an die patriarchalischen Zeiten erinnert. Angelica selbst wenigstens mochte sie in ihren spätesten Jahren noch gerne aus diesem Gesichtspunkt ansehen, und erzählte manchmal, wie sie, von Mailand zurückkommend, bei ihrem Oheim Michael eingekehrt, und wie sich denn immer auch der Ziegenhirte, dessen Athmosphäre ihr gar nicht habe behagen wollen, bei Tische eingefunden. „Wer hätte mir," pflegte sie dann lächelnd hinzuzusezen, „damals gesagt, mit welchen vornehmen Personen ich noch speisen würde, und wer kann mir nun sagen, ob ich nicht wieder an den Tisch des Ziegenhirten werde zurückkehren müssen?" — In solchen Betrachtungen gefiel sich der Ernst ihres Gemüths und ihre Dankbarkeit gegen die Vorsehung. Manchmal, noch in ihren lezten Jahren, wenn sie in Rom in die Kirche fuhr, konnte sie ihre Begleitung an andere Zeiten erinnern und sagen: „wie sehr verändert sich doch Alles! Als ein kleines Mädchen mußt' ich, um eine Messe zu hören, drei Stunden Wegs, bis an die Knie im Schnee machen, und nun hat mir der Himmel so viele Bequmlichkeiten gegeben!"

In der Entwicklung des sanften, freundlichen, unschuldigen und tugendreichen Karakters dieser Frau aus einem so frühen, wechselreichen Leben liegt eine weitere Bewährung des reinen Familien-Lebens ihrer Eltern. So sehr ihr Talent männlich zu seyn schien, so weiblich war dennoch ihr ganzes Wesen; ja es blieb auch in den lezten Zeiten ihres Lebens, da wir Angelica'n noch häufig gesehen, ersichtlich, daß zarte Weiblichkeit der Grundzug ihres ganzen Karakters war.

Digitized by Google

Angelica war indeß zu einer ſchönen, blühenden Jungfrau herangereift. Der Ruf ihrer Talente machte aufmerkſam auf ihre körperlichen Vorzüge, und unter den vielen Menſchen, mit welchen der Vater auf ſeinen Wanderungen am Bodenſee zu verkehren hatte, waren manche, die Verſuche auf ihr Herz wagten. Des Vaters ſtrenge Aufſicht half hier vielleicht weniger, als die Sicherheit des eigenen Gemüthes, das von ſchönen Bildern angefüllt, nicht ſo leicht eine Wirklichkeit finden konnte, mit der es ſie zu vereinigen hoffen durfte; auch mochte ſie wohl ein Funken von früherer Liebe ſchützen, über die ſie ſich erſt ſpäter ſelbſt klar geworden zu ſeyn ſcheint. Wenigſtens glauben wir ihre unausdrückliche Anhänglichkeit an Como und ihre jugendliche Heiterkeit bei jeder Rückerinnerung an dieſe Stadt durch das erſte Aufwachen ihres Herzens erklären zu dürfen, und wir ſetzen gerne hier eine Stelle aus einem Brief bei, den ſie noch bei ihrem letzten Beſuch in Como, im Jahr 1802, von da aus an einen Freund angefangen hat. „Du fragſt, mein Freund,“ ſchrieb ſie, „warum Como mir immer in Gedanken ſtehe? In Como genoß ich die erſten Freuden meiner Jugend. Ich ſah reiche Paläſte, reiche Equipagen, niedliche Schiffe, ein glänzendes Theater und glaubte in einem Paradies zu leben. Auch erblickte ich Amorn, wie er eben ſeinen Pfeil auf mein Herz losdrücken wollte. Noch ein Kind war ich und floh. Der Schuß fehlte; aber nach langen Jahren zog mich mein Genius wieder nach dieſen reizenden Gegenden. Ich genoß die Freuden eines reifern Alters, den Umgang mit Freunden und die Schönheiten des Sees. Einſt gieng ich mit theuren Freunden in einer angenehmen Villa ſpazieren, da ſah ich in einem ſchattigten Gebüſch Amorn ſchlafend liegen. Ich näherte mich ihm. Er erwachte, ſchaute mich an, und erkannte mich trotz meiner Silberhaare wieder. Schnell ſprang er auf, verfolgte mich, um ſich zu rächen, ſchoß ſeinen Pfeil nach mir und wenig fehlte, daß er mich nicht getroffen hätte.“

Eine größere Verführung erwartete Angelica'n, als ſie mit ihrem Vater, der die Nothwendigkeit ihrer Bildung auf einem größern Schauplatz einſah, nach Mailand zurück kam. Ihr Talent als Sängerin wurde natürlich allgemeiner gefühlt und leichter geſchätzt, und darum geſchah es, daß dem Vater von verſchiedenen Seiten zugeredet wurde, die Tochter dem Theater zu widmen. Der rauſchende Beifall und der reiche Lohn, welche ein ausgezeichnetes Talent in dieſem Fache einige Jahre zu begleiten pflegen, blendeten den guten Künſtler. Er wankte, und konnte nur durch die Vorſtellungen eines braven Geiſtlichen, welchen Angelika um dieſen Dienſt gebeten hatte, und durch den Gedanken an die vielen Gefahren, denen die Tugend eines Weibs in dieſer Laufbahn ausgeſetzt iſt, für die Fortſetzung der bisherigen Lebensbeſtimmung ſeiner Tochter gewonnen werden. Angelica geſtel ſich, dieſen bedeutenden Augenblick ihres Schickſals mehreremale ſelbſt in dem allegoriſchen Streit der Muſik und der Mahlerei um ihre Schülerin, und in deren feierlichen Uebergang zu der Letztern darzuſtellen.

Nach dieſer wichtigen Entſcheidung wurde ernſtlicher, als je, an die Ausbildung des Talents gedacht, dem ſich Angelica nun ausſchlieſſend widmen wollte. Nach einigem Aufenthalt in Mailand gieng ſie daher mit ihrem Vater über Parma und Bologna, wo ſie Correggio'n und die Caracci's in ihrer ganzen Herrlichkeit bewundern konnte, nach Florenz. Die Gallerien und die Kirchen dieſer, allen Muſen holden, Stadt gaben ihrem Talente reiche Beſchäftigung, und ſchon wurden ihre kleinen Kompoſizionen, ihre Porträte und Kopien mit Vorliebe geſucht und bezahlt, und es war keine geringe Auszeichnung, daß man ihr eigenes Porträt für die Sammlung der ſelbſt gemahlten Bildniſſe der größten Meiſter verlangte, welche der Gallerie von Florenz einen eigenthümlichen Vorzug geben. Es iſt der Mühe werth, dieſes Bild mit andern aus gleicher Zeit zu vergleichen. Beſonders anziehend fanden wir die deutſche Anſpruchsloſigkeit in demſelben neben dem Porträt einer ſtanzöſiſchen Künſtlerin nicht von gewöhnlichem Werth.

Anfangs 1763 kam Angelica zum erſtenmal nach Rom, wohin ſich, als dem Vaterland der neuern Kunſt, ihr Geiſt unaufhörlich geſehnt hatte. Zu den glücklichen Ereigniſſen ihres Lebens gehörte Winkelmann's Freundſchaft, deſſen Kenntniß und Geſchmack ihr unter der Geſundheit der damaligen römiſchen Kunſt ſehr förderlich war. Raphael, Michael-Angelo und die Antiken machten ihre Studien aus, die kaum durch eine Reiſe nach Neapel unterbrochen wurden, wohin ſie von der Königin berufen wurde, um mehrere Gemählde in der Gallerie von Capo di Monte zu kopiren. Wohlthätig wirkten die Werke der Venezianiſchen und Lombardiſchen

Digitized by Google

Schule, die sie hier in Menge fand, auf die römische Kunst-Strenge. Sie arbeitete für Bildung und Erwerb mit großem Vortheil und kehrte erst im April 1764 wieder nach Rom zurück.

Angelica wollte nichts an ihrer völligen Kunst-Bildung versäumen, und nahm sich, nachdem sie in Rom noch Architektur studiert hatte, vor, die italienischen Mahlerschulen alle an Ort und Stelle kennen zu lernen. Nach einem Jahre Aufenthalts in Rom wanderte sie daher wieder zu den Caracci's nach Bologna, und von da nach Venedig, wo sie Tizian und Tintoretto, und besonders Paolo'n von Verona, dessen Kolorit und Kompositzion sie am stärksten ansprachen, mit größtem Eifer studierte.

In Venedig nahm Angelica's Schicksal eine neue Wendung, welche freilich schon seit einiger Zeit vorbereitet war. Sie genoß bereits einen sehr ausgebreiteten Ruhm, und ihre Bilder fanden Liebhaber in Menge, da sie in ihrer ausgebreiteten Kenntniß der besten Dichter und Geschichtschreiber der meisten Nationen eine Menge schöner und neuer Sujets fand. Aber alle diese Gemählde wurden meistens nur von Engländern gekauft, und so war die Entstehung des Gedankens sehr natürlich, durch eine Reise nach England ihre ökonomische Existenz auf einen sichern Fuß zu setzen. Hierzu mochte auch viel die Bekanntschaft mit ausgezeichneten Reisenden dieses Landes und besonders mit Lady Wentworth, die sie in Venedig angetroffen hatte, so wie die Kenntniß der englischen Sprache, welche sie sich erworben, beitragen.

In Begleitung dieser Dame, und ohne ihren Vater, den Geschäfte nach Deutschland riefen, reisete sie daher über Paris nach London ab, wo sie im Juni 1766 ankam, und besser aufgenommen wurde, als man sonst von den Britten zu erwarten pflegt.

(Fortsezung folgt.)

Zwei wenig bekannte Anekdoten von Petern dem Großen.

Peter der Große wurde, während seiner Regierungszeit, von einer heftigen Krankheit angefallen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Man schlug ihm daher, nach alter russischer Sitte, vor, über neun Verbrecher, die zum Tode verurtheilt waren, das Gnadenwort auszusprechen, damit sie den Himmel für die Erhaltung des Lebens Sr. Majestät bitten könnten.

Unwillig kehrte sich der Zar bei diesem Vorschlag auf die Seite. „Was verlangt ihr von mir?“ sprach er; „Schenkte ich solchen Verbrechern, die alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen getreten haben, das Leben, so begieng ich ja ein Verbrechen, und wäre unwürdig, länger fortzuleben. Nein, indem ich Gerechtigkeit ausübe, hoffe ich die göttliche Barmherzigkeit selbst zu rühren, und so befehl' ich denn, daß augenblicklich das Urtheil an den neun Verbrechern vollzogen wird.“

Peter kam einst an einem Sonntag vor die Thore von Danzig. Sie waren geschlossen und mußten erst geöfnet werden. Alle Straßen waren leer, und er frug nach dem Grunde hievon. Man sagte ihm, daß die meisten Bewohner in den Kirchen seyen. Er will selbst den Gottesdienst besuchen, und tritt mit seinem Gefolge in den Dom. Jedermann erkennt ihn, die sämtlichen Gegenwärtigen wollen aufstehen, und der Magistrat ist im Begriff, seine Bänke zu verlassen, um ihn feierlich zu empfangen. Peter winkt, daß Alle an ihren Plätzen bleiben sollen, und sezt sich ohne Weiteres neben den ersten Bürgermeister der Stadt, welcher eine gewaltige Allonge-Perücke auf dem Haupte trug. Der Kaiser, welcher heftig fror, und doch zu viele Ehrfurcht vor dem Gottesdienst hatte, um seine Pelzmüze aufzusezen, nahm dem Bürgermeister, ohne zu fragen, seine Perücke vom Kopfe, und bedeckte den seinen damit. Man kann denken, welchen Eindruck das kahle Haupt des Bürgermeisters und der ungewohnte Schmuck des Zaren neben einander auf die Versammlung machte. Peter selbst hörte so aufmerksam auf die Predigt, daß er nichts bemerkte, und glaubte, als er nach geendigtem Gottesdienst dem Bürgermeister seine Perücke wieder gab, und seine eigene Müze aufsezte, nichts gethan zu haben, als was ihm oft mit Menzikof geschah. Er selbst hatte wenige Haare, und fühlte daher die Kälte sehr leicht am Haupte. Konnte er nun seine Müze nicht aufsezen, so pflegte er gewöhnlich Menzikoff's Perücke zu nehmen, woran sein Gefolge so gewöhnt war, daß es Keinem mehr auffiel.

Notizen.

Ein französischer Schriftsteller hat kürzlich die verschiedenen Patois seiner Sprache aufgezählt. Diejenigen darunter, welche einen eigenen, unterschiedenen Karakter haben, sind seiner Meynung nach folgende: Der Picard, das Bas-Breton, Normand, Roucht oder Wallon, der Flamand, Messin, Berrain, Champenois, das Franche-Comtois, das Bourguignon, Bressan, Lyonnais, das Dauphinais, Auvergnat, Poitevin, Limousin, Provençal, Languedocien, das Rétorien, Catalan, Béarnais, das Basque, Roucrgat und das Gascon.

Da die Deutschen Klopstocks Messias nicht mehr lesen, so übersezen ihn die Franzosen dafür; denn es ist eben eine neue Uebersezung desselben von Fretat de Chirac in Paris angekündigt worden.

Heron de Villefosse schätzt die Gesammtmasse von Gold, welche südlich aus den Saalnen von Europa gezogen wird, zu 25 bis 30 Millionen Quintale, welche zu 5 Franken das Quintal gerechnet, 125 Millionen Franken in Cirkulazion sezen.

Derselbe Schriftsteller berechnet alles Gold und Silber, das aus allen Bergwerken der Welt gekommen seyn soll, und zwar das Gold zu 516 Millionen, und das Silber zu 8 Milliarden und 812 Millionen Franken. Ob dabei wohl auch die Pyrenäen-Bergwerke gerechnet sind, welche die Karthager und Phönizier so gut zu nützen wußten? Und in diesem Fall: auf welche Angabe den gründete sich dieser Kalkul? — So was wäre doch der Mühe werth, nazugehen!

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 102. Den 21. December 1811.

Giovanni Boccacio, geboren zu Florenz 1313, gestorben zu Certaldo den 21. Dec. 1375, hat sich durch seine Bemühungen, griechische Schriftsteller zu sammeln, unter den Wiederherstellern der Wissenschaften ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Er war der Erste, der den Homer in Toscana wieder einführte. Zwar interessiren seine Gedichte höchstens nur noch den Sprachforscher, aber die Prose, die er bildete, ist so einfach und lebhaft, wie die schönsten Werke der Griechen, und sein Decameron wird in allen Jahrhunderten ein Meisterstück bleiben. Nie hat ein Werk in dem Grade eine Sprache fixirt, als diese Novellensammlung die italienische, weil nie ein Werk in dem Grade Lieblingslektüre einer ganzen Nation geworden ist.

Die Rückkehr der Zeiten.

I.

„Alles wiederholt sich nur im Leben," sagt Schiller. Ein tieferes Studium der Geschichte bewerkstelligt diesen Satz in einer Klarheit, daß Mancher glücklich genug seyn könnte, wenn er die Geschichte seiner Zeit bloß aus der der Vergangenheit zu erfahren hätte; denn offenbar lesen sich die Schmerzen und Thorheiten der Völker angenehmer, als wenn man sie selbst fühlen, selber mitmachen muß. Befindet er sich aber im letztern Fall, so giebt ihm die Ueberzeugung, daß es immer so gewesen ist, einigen Trost; gerade, wie der, welchen das Gefühl der Zwecklosigkeit seines eigenen Lebens plagt, in der Bemerkung, daß es bei andern nicht besser ist, einige Beruhigung findet.

Zuverläßig ist keine Zeit der Geschichte — so weit wir sie genau kennen — der unsrigen so ähnlich gewesen, als die der ersten römischen Kaiser, und haben wir es nur einmal zu der goldenen Zeit unter Hadrian und den Antoninen gebracht, so können wir schon zufrieden seyn. Die Annäherung dazu ist in mancherlei Symptomen vorhanden, und zeigt sich besonders in dem Leben des Volkes welches die Schicksale unserer Zeit so bestimmt hat, wie die Römer das Schicksal jenes Zeitalters, das wir eben, weil ein allgemeiner Frieden und eine milde Regierung die Völker beglückte, das goldene genannt haben.

Wieland sagte von dieser Epoche: „was sie besonders karakterisirt, war ein schwindlichter Hang zur Schwärmerey, zu wunderbaren und unglaublichen Dingen, zu neuen Gottesdiensten, Mysterien, religiösen Brüderschaften u. dgl., kurz eine Art von epidemischer Krankheit des Menschenverstandes, dergleichen sich bey jedem Volke, das durch die höchsten Grade der Verfeinerung und Ueppigkeit und durch alle Arten sinnlicher Ausschweifungen seine Nerven verloren hat, gewöhnlich einzustellen pflegt, und bey den obersten Klassen die natürliche Folge einer, durch Ueberspannung und Erschöpfung der körperlichen Kräfte verursachten, Impotenz der Seele, bei den niedrigsten hingegen ein eben so natürliches Resultat jener Unterdrückung ist; eines Zustandes, wo eine, durch Noth

Digitized by Google

erzwungene, Entbehrung aller, zum Glück des Menschen unentbehrlichen, Befriedigungen die Wirkung der freiwilligen Abtödtungen fanatischer Bonzen und Fakire thut. *)

Offenbar fand diese Schilderung eines Theils des Zeitgeistes unter Hadrian und seinen Nachfolgern einen stärkern Anklang in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts. Aber wer nicht bloß nach eminentern Erscheinungen, wie die von Cagliostro, Mesmer u. dgl. waren, urtheilt, sondern seine Zeit in ihren feinern Zügen verfolgt, wird auch heutzutag in dem Aufsuchen der poetischen Weisheit bei andern Völkern, in dem Mysticismus mancher Philisophen und Dichter, in der Theorie des Geisterwesens, in den Beweisen für die Compensation menschlicher Schicksale, selbst in der Uebertreibung von Wahlverwandschaften und Ideen von Ahnungs-Vermögen, in der Symbolisirung des menschlichen Wissens, in den Strekungen der Schöpfung ihre Mannichfaltigkeit zu rauben, und überall nur eins und dasselbe zu finden, ja wohl auch in dem ängstlichen Aufsuchen von Kunstregeln und neuen Kunstformen Berührungs-Punkte mit jener goldenen Zeit finden. Gewiß ließen sich hier Vergleichungen anstellen, über die man staunen würde, und von denen man am Ende nur sagen könnte, sie gehören zu den Symptomen einer glücklichen Zeit — freilich nicht einer Zeit im Geschmack der Spartaner und der alten Römer, sondern in dem der Perser und derjenigen Römer, von welchen Nigrin bei Lukian das furchtbar schwere Wort sagt: „sie geben in ihrem ganzen Leben nur einmal einen wahren Laut von sich, nämlich in ihren Testamenten, als der einzigen Gelegenheit, wo es ihnen nichts mehr schaden kann, die wahren Gedanken ihres Herzens kund werden zu lassen.“

Wenn wir einige solcher Symptome mit einander vergleichen, so beschränken wir uns natürlich nicht auf die bestimmte Gegenwart. Bis ein Zeit-Alter ganz umgebildet ist, muß Vieles geschehen, und auch das Sinken geschieht oft langsamer, als das Steigen. Was aus der Cultur-Geschichte der Völker hervorgeht, kann nur in größern Zeit-Massen betrachtet werden, und so wird legtlicher gutmüthig genug seyn, die Bedeutung nicht zu streng zu nehmen.

*) In der Vorrede zu Wielands Uebersetzung von Lucians Schriften.

Wieland hat in obiger Stelle den Parasiten-Geist, der in den höhern Classen herrschte, nicht berührt, so leicht er auch aus jener Impotenz der Seele zu erklären ist. Wir wollen ihm darum hier eine Stelle geben, und ihn mit einigen wenigen Zügen in zwei verschiedenen Zeit-Altern darstellen. Aehnliche Vergleichungen werden dieser nachfolgen.

(Fortsezung folgt.)

Angelika Kauffmann.

Fortsezung.

Angelica's Aufenthalt in London bildet eine bedeutende Periode in ihrem Leben. Ihr Künstlerruf erreichte durch denselben eine ungewöhnliche Höhe; sie kam den erlauchtesten Personen von England näher, als es sonst den Künstlern gelingen mag; sie erwarb sich ein ansehnliches Vermögen, und wurde nahezu das Opfer einer Intrike, über die sie ihr stiller, sanfter, fleckenloser Karakter eben so hätte erheben sollen, als er das Bubenstück erleichterte.

Trotz der glänzenden Aufnahme, welche Angelika in London fand, war doch ihr erstes Gefühl in dieser rauschenden Hauptstadt Sehnsucht nach ihrem Vater und Sehnsucht nach Italien. Zwar fand sie in der Freundschaft von Lady Spencer und Lord Exeter Zerstreuung, und in dem genauern Umgang mit Reynolds Trost und Lohn für ihr Heimweh nach dem Vaterland der Künste; zwar mußte ihr der Empfang an dem Hofe von St. James, die Besuche der Glieder der königlichen Familie, die besondre Achtung, welche ihr König Christian III. von Dännemark, der sich um diese Zeit in London befand und unzählige andre ungewöhnliche Auszeichnungen sehr schmeichelhaft seyn; aber nichts hätte sie dennoch ganz in diesem Lande zu fesseln vermocht „So leicht,“ schrieb sie in dieser glänzenden Zeit ihres Ruhms, „so leicht werde ich mich nicht binden. Rom stehet mir unaufhörlich in Gedanken. Der heilige Geist wird mich leiten.“

Diese Sehnsucht ihres Herzens, die religiöse Richtung ihres Geistes, und, als ihr Vater 1767 selbst nach London kam, wohl die neue Behaglichkeit ihres ganzen Wesens begünstigten den niederträchtigen Plan, womit

Digitized by Google

Angelica, wie wir schon berührt haben, noch in diesem Jahre befangen wurde.

Unter den vielen Fremden, welche der Ruf der Künstlerin und die Liebenswürdigkeit des Mädchens in ihrem Hause versammelten, befand sich ein schöner, lebhafter und ziemlich gebildeter Mann, der unter dem Namen eines schwedischen Grafen, Friedrich von Horn, in der besten Gesellschaft von London lebte, und am Hofe vorgestellt worden war. Er gab sich für ein Opfer der revolutionnären Bewegungen in seinem Vaterlande aus, und bekannte sich, wie er sagte, zur katholischen Religion. Letzterer Umstand war nicht unwichtig für Angelica'n, und begünstigte das Interesse sehr, das sie an ihm zu nehmen anfieng. Er gestand ihr seine Leidenschaft und wurde gehört. Er bot ihr an, sein Glück mit ihr zu theilen, und versuchte sie, ihr Verhältniß nur so lang ein Geheimniß seyn zu lassen, bis sich die Umstände seines Vermögens und Rangs ganz in's Reine gesetzt hätten, was in wenigen Tagen geschehen müßte.

Zum erstenmal verschwieg Angelika jetzt wohl ihrem Vater etwas, was ihr und ihm wichtig seyn mußte. Der glänzendste Schein dieser Verbindung tröstete indeß ein Gewissen, das durch die Leidenschaft bereits befangen war. Der Fremde besuchte ihr Haus zwar mit größerer Emsigkeit als zuvor! aber niemand ahndete das geringste von den Zwecken dieser Besuche.

Auf einmal veränderte sich die bisher fröhliche Miene des Verführers. Er ist traurig, scheint geängstigt, und gesteht der besorgten Angelica endlich, daß die Regierung seines Vaterlands seinen Aufenthalt ausgespürt, und dem schwedischen Gesandten bereits den Befehl ertheilt habe, die Auslieferung seiner Person von dem englischen Ministerium zu verlangen. Er stellt ihr das Schicksal vor, das ihm bevorstehe, und findet kein andres Mittel zu seiner Rettung, als Angelika's entschlossene Liebe. „Reichen Sie mir," sagte er ihr, „Ihre Hand vor dem Altare, dann werden Ihre Verbindungen am Hofe mein Schutz seyn."

Angelika ergreift zitternd vor Angst und Freude diesen Ausweg. Ein Geistlicher verbindet beide in der Stille, und die Künstlerin ist Horns Gattin, ohne daß ihr Vater noch die geringste Vermuthung hat.

Unter mancherlei Gründen hatte er immer das Geheimniß vor dem ehrlichen Kauffmann verlangt, und Angelica'n zu bereden gewußt. Drei Wochen lang dauerte die Verbindung in diesem Zustand, während denen der Verführer am Ende mit Geldforderungen herausrückte, da ihm, wie er sagte, bis sich die Sachen aufgeklärt, keine Mittel aus dem Vaterlande zukommen könnten. Die Unschuldige that, was sie konnte, und fühlte sich ganz beruhigt, als er ihr den Vorschlag machte, ihren Vater nun in Kenntniß ihres Verhältnisses zu sezen. Dieses geschah; aber seit einigen Tagen hatte Kauffmann Verdacht geschöpft, daß der englische Graf, welcher sein Haus so oft besuchte, nichts als ein Abenteurer sey. Man kann sich daher denken, wie die Eröfnung von ihm aufgenommen wurde. Inzwischen war der Fehler einmal gemacht und nicht mehr zu ändern. Der Vater bittet den Eidam, ihm die Zweifel über seine Lage zu lösen und erhält unbefriedigende Antworten. Die Heyrath wird öffentlich bekannt, und die Aufmerksamkeit des Publikums dadurch auf den angeblichen Grafen gerichtet. Von allen Seiten erheben sich Zweifel; bald erhält man nähere Aufklärungen und es ist in Kurzem entschieden, daß die Künstl rin welche die ansehnlichsten Heiraths-Anträge ausgeschlagen, das Opfer der Verführung eines namenlosen Elenden geworden ist.

Es begreift sich, daß der alte Kauffman diesen nun mit Vorwürfen überhäufte. Aber der artige, gefälligehorsame Mann nahm nun ein anderes Gesicht an und erklärte dem Vater, daß er sich in sein Verhältniß zu mischen kein Recht habe und der Tochter, daß er London verlassen habe und sie ihm folgen müsse. Die beyden Betrogenen riefen Freunde zu Hülfe, die dem Betrüger mit Entschlossenheit begegneten und dieser bot endlich selbst die Verzichtleistung auf seine Ansprüche für die Bezahlung einer Summe von 500 Pf. Sterling an. Auf diese Erklärung hin wandte sich Angelica an die Gerichte und es blieb dem Verführer kein andres Mittel übrig, als sich seiner Angetrauten mit Gewalt zu bemächtigen. Alles war zur Ausführung dieses Plans bereit, als ein besondrer Glücksfall die arme Frau rettete und sie in Sicherheit brachte. Ueber diese Zögerung kamen immer neue Beweise gegen den Betrüger. Man erfuhr, daß er in Hildesheim bereits eine rechtmäßige Frau wohnen hatte, daß eine zweyte in London angekommen, daß er in Hamburg, im

Digitized by Google

Haag, in Breslau und in verschiedenen andern Städten immer unter falschen Namen aufgetreten war, und daß er wahrscheinlich diesmal nur den des Grafen angenommen, dem er ehemals als Kammerdiener gedient hatte. Der Prozeß nahm ein ernstliches Ansehn für ihn. Er stimmte seine Forderungen herunter, und begnügte sich endlich mit 300 Pfund Sterling, für die er Angelica'n wieder in völlige Freiheit sezte, und welche diese ihm gutmüthig ausbezahlte, um ihn aus dem Criminal-Prozeß zu retten, der bereits gegen ihn eröfnet wurde.

So großen Lärm diese Geschichte auch in London machte, so fiel doch kein Schatten von derselben auf Angelica's Karakter. Sie erhielt die überzeugendsten Beweise davon in dem glänzendsten Heiraths-Antrag, der ihr um diese Zeit gemacht, in der nur noch wärmeren Theilnahme der höchsten Stände an ihrem Schicksal und in ihrer Ernennung zum Mitglied der königl. Mahler-Akademie, welche eben unter Reynolds in London gestiftet wurde.

(Beschluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Fabrikwesens in Frankreich, nach officiellen Angaben.

Der Moniteur hat kürzlich Tabellen über den Zustand des Industrie- und Fabrikwesens im französischen Reich bekannt gemacht, welche von großem Interesse sind. Zuverläßig verdienten solche Bekanntmachungen die Nachahmung anderer Regierungen, besonders von größeren Staaten; indem sie selbst für den einzelnen, unternehmenden Kopf Nachweisung geben, in welchen Zweigen der Industrie noch Mangel ist, und daher etwas von ihm unternommen werden kann.

Diese Tabellen sind unter drei Hauptabtheilungen, Mineralreich, Pflanzen- und Thierreich gestellt. Die erste zerfällt sodann wieder in:

1. Bergwerke und mineralische Substanzen, welche aus der Erde gezogen werden.
2. Metalle und mineralische Substanzen, welche von dem Kunstfleiß weiter verarbeitet werden.

Sie geben jedesmal neben einander die Zahl der Etablissements, die Menge der durch sie beschäftigten Arbeiter, den Umfang der jährlichen Erzeugnisse und die Departements an, in deren Gränzen sie sich befinden.

Wir wollen einzelne Züge aus diesen Tabellen ausheben, und zwar nach den in denselben angenommenen Abtheilungen.

I. Das Mineral-Reich, sowohl in metallurgischer Ausbeutung, als in der weitern Verarbeitung der Metalle in Fabriken.

In dieser Classe zählt das französische Reich unter andrem:

2 Silberbergwerke, welche jährl. erzeugen d. Werth v.	400,000 Fr.
36 Bleibergwerke	960,000 —
97 Marmorbrüche	700,000 —
1,400 Eisenwerke	96,000,000 —
300 Steinkohlenwerke	50,000,000 —
102 Glasfabriken	16,300,000 —
63 Porcelainfabriken	15,000,000 —
175 Fayence- und dgl. Fabriken . .	7,333,000 —
187 Ziegel- und Backsteinfabriken .	3,240,000 —
222 Fabriken von optischen Instrumenten	1,880,000 —

Diese ganze Classe beschäftiget 377,174 Menschen und liefert jährlich für 419,569,640 Fr. Erzeugnisse.

II. Das Pfanzenreich.

2,870 Baumwollenspinnereyen, welche jährlich erzeugen den Werth von	87,465,200 Fr.
9,500 Baumwollen- Musselinen- und Kalikots-Webereyen . .	107,580,000 —
23,300 Hanf- Spinn- und Webereien	56,722,000 —
2,990 Flachs-Webereien . .	16,120,000 —
1,452 Bierbrauereien	22,710,900 —
190 Parfumerien	999,080 —
231 Fabriken für musikalische Instrumente	2,088,000 —
260 Buchdruckereyen, Buchhandlangen und Kupferdruckereyen .	1,745,000 —

Diese ganze Klasse beschäftigt 583863 Menschen, und liefert jährlich für 503,940,292 Fr. Erzeugnisse.

III. Thierreich.

4,300 Seidenspinnereien, welche jährlich erzeugen den Werth von	36,604,150 Fr.
12,586 Tuch- und ähnliche Fabriken und zwar gröberer Stoffe .	173,071,263 —
1,548 feinere wollene Stoffe .	39,120,000 —
1,076 Hut-Fabriken . .	19,023,458 —

Diese ganze Classe beschäftiget 786,069 Menschen und liefert jährlich für 438,620,681 Fr. Erzeugnisse.

IV. Rekapitulation.

Zusammen beschäftigt demnach die ganze französische Fabrik-Industrie 1,747,108 Menschen, und liefert jährlich für 1,362,130,613 Fr. Erzeugnisse.

In Nro. 101. S. 408, 2tem Spalt sind folgende Druckfehler zu verbessern. In den Notizen, Linie 4, lies statt der Picard: das Picard. L. 5 l. st. der Flamand: das Flamand. L. 7. l. st. Poiteols: Poilevin. L. 12. st. Chirac: Chirac.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 103. Den 25. December 1811.

Isaac Newton, (geboren zu Woolstrop in der Grafschaft Lincoln 25 Dec. 1642) Obermünzmeister und Präsident der königlichen Societät, war wohl der gröste Physiker und Mathematiker von allen, die jemals in Europa existirt haben. Schon bald nach seinem 20sten Jahre fieng er an, die wichtigsten Entdeckungen zu machen, die er lange Zeit fortsetzte und vermehrte. So erfand er eine neue Theorie vom Ursprung der Farben, die Gesetze der Attraction, und die Differentialrechnung, in welcher Erfindung sein Geist dem Geist Leibnitzens begegnet. Er starb 1726 und wurde in der Westmünsterabtei begraben, wo er ein treffliches Denkmal erhielt, dessen Inschrift sich mit den Worten schliesst:

Sibi gratulentur mortales, tale tantumque exstitisse
Humani Generis Decus.

Nachtrag zu den Commentarien über die Comedia divina von Dante.

Eine der berühmtesten Stellen in Dante's Hölle ist diejenige (im 5ten Ges.), wo Francesca in der Unterwelt dem Dichter, der sie vielleicht einst im Leben gekannt hatte, die Geschichte ihrer Liebe erzählt. Francesca, die Tochter des Guido Novello da Polenta, Herrn der Stadt Ravenna, war mit Lanciotto da Rimino, einem mächtigen und tapfern Ritter vermählt. Er war aber lahm und ungestaltet; sein Bruder Paolo, schön, edel und von milden Sitten, sah seine Schwägerin oft, und es entspann sich ein Verständniß, welches damit endigte, daß Lanciotto sie einst überraschte und beide ermordete.

Diese unselige Leidenschaft hatte ihren ersten Ausbruch bei Lesung des Ritterbuches von Lancelot vom See genommen. Der Schatten Francesca's erzählt dies mit folgenden Worten: *)

Mein Trauter las einmal zur Lust mit mir
Vom Lanzelot, wie ihn die Lieb' umstrickte.
Ohn' alles Arg' und einsam waren wir.
Oft irrten uns're Blick', und unsre Wangen
Verfärbten sich beim Lesen dieses Buchs;
Doch eine Stelle war's, die uns befangen.
Wir lasen, wie ein Kuß das Bündniß schloß,
Den er auf das begehrte Lächeln drückte;
Da bot mein unzertrennlicher Genoß.
Den ersten Kuß erbebend meinem Munde.
Galotto war das Buch, und der es schrieb,
Wir lasen fürder nicht zur selben Stunde.

Jeder, den Gefühl und Nachdenken bei diesen Worten festhält, wünscht gewiß, die verführerische Stelle des Ritterbuchs näher zu kennen. Die Uebertragung derselben aus dem altfranzösischen, dem 12ten Jahrhundert angehörenden Roman von Lancelot du Lac, nach einer Handschrift der Pariser Bibliothek, mag daher immer von Inte-

*) Nach A. W. Schlegels Uebers. in den Horen, 1795. St. 3.

resse seyn, wenn auch zu Dante's Zeit wirklich schon eine italienische Bearbeitung dieses Romans vorhanden wär.

Die hier folgende Uebersetzung ist, wie billig, von willkührlichen Zusätzen und Aenderungen frei geblieben; hingegen ist dasjenige weggelassen worden, was sich auf vorhergehende Geschichten und Verwicklungen bezieht, deren Erzählung zu weitläufig wäre. Zum Verständniß der Stelle kann daher folgendes Wenige hinreichen;

Lancelot vom See, der berühmteste Ritter der Tafelrunde, liebte von lange her Genevren, die Gemahlin des Königs Artus von Britannien; durch die größten Ritterthaten erwirbt er ihre Gegengunst; sie bescheidet ihn zu einer abendlichen Zusammenkunft unter den Bäumen; der Ritter Galahes (Dante's Galotto), Lancelots eifriger Freund, macht dabei die Mittelsperson; einige Damen der Königin sind in der Entfernung zugegen.

„Nun sagt mir! spricht die Königin, alle die Thaten, die Ihr verrichtet, für wen habt Ihr sie vollbracht?

Dame! spricht Lancelot, für Euch.

Wie? liebet Ihr mich denn so sehr?

Dame! wie ich weder mich selbst, noch jemand Anders liebe.

Und seit wann liebt Ihr mich also?

Dame! seit dem Tage, da ich zum Ritter berufen ward.

Und woher kommt denn diese große und innige Liebe, die ihr zu mir tragt?

Daher, Dame! daß Ihr mich zu Eurem Freund angenommen, wenn anders Euer Mund nicht log.

Zu meinem Freunde? wie so?

Als ich Abschied genommen hatte von dem Könige, meinem Herrn, und ganz gewaffnet war, ausgenommen Haupt und Hände, da kam ich vor Euch, Dame! empfahl Euch Gott und sagte, daß ich aller Orten, wohin ich käme, Euer Ritter und Euer Freund seyn würde, wolltet Ihr anders, daß ich es wäre; dann sagt' ich zu Euch: Gott befohlen, Dame! — Gott befohlen, schöner, süßer Freund! *) — Nie seitdem ist dieß Euer Wort mir aus dem Herzen gekommen, und dieses Wort war es, was mich zum wackern Ritter gemacht, wenn ich es bin. Nie fiel ich nachher in so großes Mißgeschick, daß ich nicht des Wortes gedacht hätte. Und dieses Wort hat mich aufgerichtet in all meinem Leiden; dieses Wort hat mich von allem Uebel erlöset und in allen Gefahren bewahrt; dieses Wort hat mich reich gemacht in all meiner großen Armuth.

Wahrlich! spricht die Königin, das war ein Wort zu guter Stunde gesprochen, und Gott sey gepriesen, daß er mich's sprechen ließ. Ich hab' es aber nicht so bedeutsam genommen, wie Ihr es nahmt, und manchem Ritter hab' ich es gesagt, ohne daran zu denken, was ich ihm sagte. Eure Meinung aber war nicht niedrig, sondern liebreich und edel. Darum ist Euch Heil daraus erwachsen, denn zum wackern Ritter hab' ich Euch gemacht.

Hierauf ruft die Königin dem Galahos, welcher sogleich aufspringt und eilend zu ihr kommt.

Wisset Ihr, spricht sie, für wen dieser Ritter so viele Waffenthaten verrichtet hat.

Nein, Dame! spricht Galahos.

Wenn er die Wahrheit sagte, so geschah Alles um meinetwillen.

Dame! so Gott mir helfe, Ihr dürft es ihm wohl glauben; denn so wie er wackrer ist, als alle Männer, so ist auch sein Herz aufrichtiger, als jedes andre.

Und wisset, spricht sie, daß er alle diese Thaten um eines einzigen Wortes willen gethan!

Hierauf nennt sie ihm das Wort, so wie ihr es vernommen habt.

Ha, Dame! spricht Galahos, um Gott! gönnt ihm den Dank für so großes Verdienst, und erfüllet meine Bitte, so wie ich gethan habe, was Ihr von mir verlangt!

Welchen Dank, wollt Ihr, daß ich ihm entrichte?

Dame! Ihr wißt wohl, daß er Euch über Alles liebt, und mehr für Euch gethan hat, als je ein Ritter für seine Dame — und nun sehet ihn hier!

Wahrlich! ich bezweifle nicht, daß er mehr für mich gethan, als ich je um ihn verdienen könnte; und so möchte er mich auch um nichts ersuchen, das ich ihm mit Recht verweigern würde. Aber er bittet mich um nichts, sondern ist traurig und ungemuth.

*) Beaus doux amis! Diese Worte sind in den altfranzösischen Schriften eine sehr allgemeine Form der Anrede, und an sich noch keineswegs Ausdruck zärtlicher Zuneigung; Lancelot aber faßte sie tiefer und gab ihnen eine seiner Liebe günstige Deutung, wozu ihn besonders der mehrfache Sinn des Wortes ami berechtigen konnte.

Digitized by Google

Dame! spricht Galahos, es sieht nicht in seiner Macht, zu bitten; denn wer liebt, der fürchtet auch. Aber ich will für ihn bitten, und wenn ich auch nicht bäte, sollten ihr doch gewähren. Denn einen reichern Schatz hättet ihr nicht gewinnen können.

Wahrlich! spricht sie, ich weiß das wohl, und ich werde thun, was Ihr immer begehrt.

Dame! habt Dank! und so bitt' ich Euch, daß Ihr ihm Eure Liebe schenket, und ihn auf immer zu Eurem Ritter annehmt, und seine redliche Freundin werdet für Euer Lebenlang. So werdet Ihr ihn reicher machen, als wenn Ihr ihm die ganze Welt gäbet.

Ich willige ein, daß er ganz mein sey, und ich ganz die Seinige.

Dame, habt Dank! aber jetzt geziemt es Euch, einen Anfang zu machen, dadurch er Eurer Liebe versichert werde.

Was ihr immer rathet, das werd' ich thun.

Dame! küsset ihn vor mir zum Anfang wahrhaftiger Liebe!

Zum Küssen, spricht die Königin, seh' ich jetzt weder Ort noch Zeit. Zweifelt aber darum nicht, daß ich eben so willig wäre, wie er. Aber jene Damen dort würden es sehen. Und dennoch würde ich ihn gerne küssen; auch ist er so darüber erfreut, daß er nichts erwiedern kann, als: Herzlichen Dank!

Ha, Dame! spricht Galahos, an seinem guten Willen zweifelt nicht, und wisset: Niemand soll es bemerken. Denn wir werden uns alle drei so zusammen stellen, wie wenn wir uns berathschlagten.

Warum sollt' ich mich lassen bitten, sagt sie, ich will es ja lieber noch als Ihr und er.

Hierauf rücken sie alle drey zusammen und stellen sich an, als ob sie sich berathschlagten. Und die Königin sieht wohl, daß der Ritter es nicht wagt, etwas mehr zu thun; darum faßt sie ihn am Kinn und küßt ihn, vor Galahos, eine gute Weile, so daß die Dame von Maleant wohl merkt, was geschieht. Hierauf beginnt die Königin, die sehr wacker und klug ist:

Schöner, süßer Freund! ich bin die Eurige für das, was Ihr um meinetwillen gethan; und bin darüber im Herzen höchlich erfreut. Aber hütet Euch, uns zu verrathen; die Sach: soll so vertheimlicht bleiben, wie ihr wisset, daß es nöthig; denn ich gehöre nicht zu den Damen der Welt, von denen man Uebels spricht, und wenn ein guter Name durch Euch zu Schaden käme, das wär' eine häßliche und niedrige Liebe. Auch Euch, Galahos! der Ihr so weise seyd, bitt' ich darum; denn wenn mir Uebel daraus erwüchse, so wär' es Eure Schuld, wenn ich aber Glück und Freude habe, so verdank' ich es Euch.

Dame! spricht Galahos, wie sollt er sich gegen Euch verfehlen? Ich aber habe gethan, was Ihr verlangtet, und wünsche nun, daß Ihr eine Bitte von mir anhörtet; denn Ihr könntet mir einen größern Gefallen erweisen, denn ich Euch gethan.

Sprecht ohne Scheu! sagt sie, Ihr könnt mich um nichts ersuchen, was ich nicht für Euch thäte.

Nun, Dame! spricht er, mit diesen Worten habt Ihr einzewilligt, mir auf Lebenszeit des Ritters Gesellschaft zu geben.

Traun! spricht sie, wenn Euch nicht gewährt würde, so hättet Ihr übel angewandt den großen Dienst, den Ihr ihm erwiesen.

Hierauf nimmt die Königin den Ritter bey der rechten Hand und spricht:

Galahos! ich geb' Euch diesen Ritter auf Lebenszeit, mit Vorbehalt meines früheren Rechtes.

Die Uebersetzung kann hier schließen, denn Francesca und Paolo haben wohl nicht einmal bis hieher gelesen.

L U.

Die Rückkehr der Zeiten.

Fortsetzung.

II.

Die Parasitik, oder, um allgemein verständlich zu seyn, die Schmarotzer-Kunst, war zu Luzians Zeit wirklich eine Kunst geworden, die ihre bestimmten Regeln hatte. „Welcher Mensch, der bey Sinnen ist," wird mancher mit Tychiades fragen, „wird das eine Kunst nennen?" — Ja, antwortet ihm Simon, und mit ihm der Verfasser des allgemein beliebten Almanach des Gourmands, (Grimod de la Reyniere), „die Parasitik ist eine Kunst, auf andrer Unkosten zu essen und zu trinken, und ihr Zweck ist das sinnliche Vergnügen." Diese Kunst wurde in jener Zeit wirklich studiert, und wir wissen von manchen alten Schriftstellern, was der sauertöpfische Nigrin sagt, „daß es Leute gab, die das große Geschäft ihres Lebens daraus machten, über die Kunst zu essen zu grübeln, und ihre Tafel immer mit einer ungeheuren Mannichfaltigkeit der feinsten Ragouts und des leckersten Backwerks besetzt zu halten. „Wenn diese Leute auch schon keine Almanachs und Journale über ihre Kunst heraus gaben, so hatten sie doch ähnliche Mittel der Verbreitung ihres Wissens, und wurden von ihren Zeitgenossen wahrscheinlich nicht weniger dafür bewundert, als ähnliche Schriftsteller unserer Tage. Denn, wer kann an dem Verdienst eines Mannes zweifeln, der so seltene Eigenschaften vereinigt, wie sie der wahre Virtuose in der Kunst zu essen besitzen muß? Man höre, mit welchem Ernst der Verfasser des Almanach des Gourmands davon spricht. „Ein wahrer Gourmand," sagt er, „muß ein ausgesucht sicheres Urtheil, tiefe Kenntnisse in allen Theilen der Eßkunst, einen feinen und delikaten Gaumen, und tausend andre, sehr schwer zu vereinigende, Eigenschaften haben, um diesen Nahmen zu verdienen „Dabei hat er sogar Pflichten, und zwar nicht nur eine, sondern mehrere. „Die erste Pflicht desselben," behauptet jener Apostel der modernen Schmarotzerkunst, „ist aufs Bestimmteste die Einladung, die er erhält, zu beantworten. Wo nicht

Digitized by Google

so wird sein Schweigen nach vier und zwanzig Stunden für eine Annahme derselben genommen. Man betrachtet ihn als engagirt, und er unterliegt daher allen Folgen eines Engagements. Seiner Seits muß der Amphitryon — der Tischpatron in der Lucian'schen Parasitik — seine Einladung wenigstens drey Tage vorher machen, und genau darüber wachen, daß sie bestimmt und postfrey an den gelange, dem sie gilt."

Noch weiter: „ist es Pflicht eines Gourmants, sich genau um die bestimmte Stunde einzufinden, so liegt es auch dem Amphitryon ob, nicht auf das Essen warten zu lassen, oder wenigstens dafür zu sorgen, daß die Verzögerung desselben den Gästen so kurz, als möglich vorkommt. Diesen Zweck erreicht er damit, daß er angenehme Bücher (es ist zum Erstaunen, daß der Apostel diesen Umstand nicht vergessen hat!), anziehende Gegenstände der Neugierde, einen geschickten Taschenspieler oder Karten-Künstler im Salon hat, oder daß die Unterhaltung durch hübsche Frauen belebt wird, oder daß wenigstens ein Schluck Wermuth oder Madera nicht fehlt, welche als Coupé d'avant immer im Salon genommen werden."

„Ist das Essen aufgetragen, so läßt der Amphitryon seine Gäste sich setzen, die das ohne Ceremonien thun müssen, indem der Gehorsam jetzt einen Theil ihrer Verbindlichkeiten ausmacht, und über den Ceremonien leicht die Schüsseln eben so kalt werden, als das Herz.... Er muß die vorzüglichsten Gerichte alle selbst vorlegen, und genau über jeden Teller wachen; so wie die Gäste ihrer Seits die Pflicht nicht vernachlässigen dürfen, ihn in der Ausübung seiner Pflichten zu unterstützen, indem sie entweder selbst die Schüsseln vorlegen, die er ihnen zu diesem Zweck zuschickt, oder ihre eigenen Teller in nöthiger Eile ablecken. Durch dieses übereinstimmende Streben finden die Speisen guten Abgang, wird auch der furchtsamste Appetit befriedigt, und kommt in die ganze Gesellschaft der brüderliche Geist, welchen ein gutes Gastmal viel besser einflößt, als alle angeblichen republikanischen Verfassungen."

„Ist es Pflicht des Amphitryon darüber zu wachen, daß alle Teller immer voll sind, so ist es die der Gäste, sie immer abzuleeren. Etwas darauf lassen, heißt den Hausherrn in der Person seines Kochs beschimpfen. Diese Pflicht hat für die Damen so viele Verbindlichkeit, als für die Männer. Man muß daher einen Teller entweder gar nicht annehmen, oder nur wenig auf demselben; aber was man bekommt, muß man auch verzehren. Dieß ist strenges Gebot!"

Wir unterbrechen hier den großen Lehrer der großen Kunst, weil mancher unserer Leser diese Weisheit vielleicht nicht ganz nach seinem Geschmack findet. Offenbar gehört ein Talent für dieselbe dazu, und wir stellen es jedem selbst anheim, dergleichen Talente beneidenswerth zu finden. Inzwischen darf gerade hier nicht übergangen werden, daß die Parasitik der neuern Zeit raffinirter ist, als die des Alterthums, was natürlich scheinen wird, da wir auch hierin auf den Schultern unserer Väter stehn. Allein die Parasiten der alten und der neuern Zeit sind wohl dieselben. Simon sagt bei Lucian: „das erste, was ein Parasit zu thun hat, ist seinen Mann wohl zu prüfen und richtig zu beurtheilen, ob er die, zu einem Tischpatron erforderlichen, Eigenschaften hat, und ob er, wenn er ihn zu füttern angefangen, sich's in der Folge nicht gereuen lassen könnte. „Man sieht hieraus, daß er ein armer Teufel seyn muß, dessen Gaumen mit seinen eigenen Mitteln im Widerspruch steht. Er muß darum ein hartes Fell haben, um sich seine Rechnung zur Noth auf den Rücken schreiben lassen zu können, muß von seinen ihn fütternden Gönnern alles Mögliche ertragen, muß das seyn, was Nigrin von dieser Menschenklasse sagt: „die armen Leute stehen schon um Mitternacht auf, laufen in der ganzen Stadt umher, und belagern die Thüren, wo sie sich von einem unverschämten Thürhüter ausschliessen lassen müssen, und oft mit Hunden, Schmarotzern und ähnlichen Ehrentiteln, die sie geduldig einstecken, begrüßt werden. Und was ist denn zuletzt, was sie mit diesem mühseligen Herumlaufen gewinnen? Nichts, als die lästige und an so vielen Uebeln fruchtbare Glückseligkeit, an der Tafel ihres hohen Patrons einen Platz zu finden. Und was müssen sie sich da erst gefallen lassen! Was müssen sie nicht verschlingen! Wie viel oft wider Willen austrinken, wie viel Unziemliches schwazen! — Bis endlich die Stunde kommt, wo sie murrend und mismuthig davon gehn, um sich entweder über die schlechte Mahlzeit aufzuhalten, oder über die Grobheit und Filzigkeit des Hausherrn Klage zu führen."

Wie ähnlich diesen Parasiten des alten Roms sind die des neuern! Selbst der Apostel der modernen Kunst zu essen, verachtet sie, und das will in unsern Augen viel sagen, da wir ihn selbst verachten. „Die, welche die Schmarotzerkunst treiben," sagt er, sind im Durchschnitt Leute von niedriger Erziehung, welche nichts angehören, keine eigene Haushaltung haben, und um große Souls in der niedrigsten Anrede sein wurden, wenn sie sich nicht an die Tafeln der Reichen gedrängt hätten. Sie essen mit Heißhunger, führen das hohe Wort in der Unterhaltung, um die Neuigkeit des Tags, die in ihrem Munde immer verdächtig ist, zu verbreiten, erzählen hundertmal gehörte Geschichten, und reden unbedeutende Dinge. Ihre Unverschämtheit steht ihrem Heißhunger. Niedrige Schmeichler, feile Jasager, alberne Lobredner, wyzige Lustigmacher, Hofierer vom Anwurf, haben sie nichts, als ihre Stirnlosigkeit, ihren Jargon und ihre Geschicklichkeit für sich. Sieht einen der Hausherr nicht auf die Finger, so bemächtigen sie sich aller Schüsseln, und regieren unumschränkt an der Tafel. Man schont sie, weil man sie fürchtet, und als Trompeten ansieht, die man auf seiner Seite haben muß. Aber die Dankbarkeit wirkt sehr wenig auf dergleichen Menschen. Die beste Tafel und die beste Aufnahme machen sie nicht erkenntlich. Sie glauben ein Recht an alle Höfliskeiten, die man ihnen erweiset, zu besitzen, und man sollte glauben, sie erhoben eine Contribution in Feindes Lande, wenn sie sich zu Tische setzen."

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Süd-Deutsche Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

Nro. 104. Den 28. December 1811.

Durch Trübsale früherer Jahre zum Thron erzogen, wurde Herzog Christoph von Würtemberg, einer der trefflichsten Regenten, welche die Geschichte kennt. In der Kindheit schon ein Gefangener Karls V., mit einem Kloster in Spanien bedroht, durch Ferdinand von Oestreich von seinem erblichen Fürstenstuhle verdrängt, in Frankreich des Lebens nicht sicher, folgte er in der Regierung auf seinen Vater Ulrich, 1550. Im ganzen Laufe derselben zeigte er, wie vorsichtig und klug und zugleich wie entschlossen und standhaft er war. Ihm dankt das Vaterland seine politische und kirchliche Verfassung, die festere Verwaltung der Gerechtigkeit, die Aufhebung der Ansprüche Ferdinands, die Reformation mancher Misbräuche und viele andre Wohlthaten. Es ist daher keine — auf fürstlichen Monumenten übrigens nicht seltene — Schmeicheley, wenn er auf seinem Grabmahl in der Gruft zu Tübingen Periculis infractus, imperio justus, consiliis prudens, studiorum Maecenas, virtutis theatrum, pietatis exemplum, pater patriae genannt wird. Er starb am 28. December 1568.

Das wunderbare Mädchen.

Vor einigen Jahren kam ein alter Mann am Lago Maggiore an, und richtete eine Villa an dessen Ufer ein, welche kurz zuvor von einem Mailänder-Banquier für eine ausländische Familie gekauft worden war. Das Gebäude war nicht groß, aber herrlich gelegen, hatte die Aussicht auf den See und weitläufige Gärten, die etwas vernachläßiget waren, nun aber besonders mit einer Menge Blumen angepflanzt wurden. In den Einrichtungen, die der Mann traf, war viel Sonderbares, das Niemand begreifen wollte. Die Nachbarn schüttelten die Köpfe, und das Mildeste, was sie von ihm sagten, war: wenn er kein Engländer ist, so sieht es wenigstens in seinem Kopfe nicht ganz richtig aus.

Nach einiger Zeit, da Alles in der besten Ordnung stand, reisete der Alte wieder ab. Die Villa wurde nun eine Zeitlang bloß von einigen alten Dienern bewohnt, die er zurückgelassen hatte. Von diesen Leuten war nichts zu erfahren; aber sie fielen bald in der ganzen Umgegend durch ihre Ordnungs-Liebe und durch den eigenthümlichen Karakter ihrer Religiosität auf. Viele, die etwas zu wissen glaubten, nannten sie Quäker; die Landleute im Allgemeinen hielten sie für Ketzer, fühlten aber dennoch eine gewisse Ehrfurcht gegen sie, welche keiner Unduldsamkeit Raum gestattete.

Eines Morgens hieß es in der Umgegend, die Gesellschaft in der Villa sey um einige Personen vermehrt worden. Alles, was bisher mit diesem Landsitz vorgegangen war, hatte so sonderbar geschienen, daß man äußerst begierig auf die Ankömmlinge war. Das Gerücht erzählte wirklich in einigen Tagen so sonderbare Dinge, daß ich, der ich gerade einige Wochen auf dem nahe gelegenen Landgute des

Digitized by Google

Marchese L... zubrachte, am Ende auch aufmerksam wurde.

Nach Allem, was sich mir zuerst aus diesen Gesprächen ergab, war ein schönes Mädchen, in Gesellschaft einer stummen Negerin, angekommen. Was man weiter von beiden erzählte, mag ich hier nicht wiederholen, da ich bald nachher Gelegenheit fand, mich näher über diese sonderbaren Wesen zu unterrichten.

Ich erfuhr nach einigen Tagen, daß die Negerin wirklich taubstumm, die Gesellschafterin des Mädchens, und vielleicht einst seine Amme gewesen war. Beide waren beinahe unzertrennlich von einander und beyde flohen den Anblick aller Menschen, die nicht zu ihrem Hause gehörten. Nur mit Kindern gab sich das Mädchen gerne ab. Diese durften zu ihm in die Gärten kommen, und wurden gewöhnlich beschenkt, mußten sich aber wohl hüten, eine Blume zu pflücken, wenn sie wieder kommen wollten. Je kleiner die Kinder, desto lieber waren sie. Selten redete das Mädchen mit ihnen; aber es zog sie dennoch so sehr an sich, daß allgemeine Trauer unter den Kleinen in der Nachbarschaft war, wenn etwas heftige Winde wehten. Denn sie wußten bald, daß ihre Freundin alsdann nicht sichtbar wurde.

Natürlich hütete ich mich wohl, mich in die Nähe dieser sonderbaren Menschen zu bringen, so oft mich auch der Wunsch anwandelte, Bekanntschaft mit ihnen zu machen. Nur ein einzigesmal fand ich Gelegenheit, sie ziemlich in der Nähe zu sehen. Wenn die stärkste Mittagshize vorüber war, pflegte ich mich zuweilen allein in einen Kahn zu setzen, und in die Mitte des Sees hinein zu rudern. Dann ließ ich die Ruder ruhen, legte mich bequem in den Kahn nieder, überließ ihn der sanften Bewegung des Wassers, wiegte mich behaglich unter dem blauen Himmel, an den reizenden Ufern vorüber, und athmete die Orangendüfte ein, welche der Wind von der Isola bella herüber brachte.

Auf einer solchen Fahrt begegnete ich dem Mädchen einmal. Es stand allein, völlig aufrecht in einem ziemlich großen Fahrzeug, und schien mich, so nahe ich auch an ihm vorbey kam, nicht zu bemerken; wenigstens vermied es mich nicht. Es war eine Blondine von mittlerer Größe, und von einem so schönen Wuchs, daß ich ihn mit nichts würdig zu vergleichen weiß. In ihren großen sapphirblauen Augen lag eine Sanftmuth und ein schwärmerisches Feuer, das mir überirdisch schien. Vielleicht hatten die überspannten Erzählungen und die weiche Stimmung, in welche mich die herrliche Natur um mich versetzt, dazu beigetragen, mir mehr, als wirklich war, zu zeigen. Aber ich werde nie dieses Auge vergessen, wie es sich auf des See's Spiegel heftete, und in seiner Tiefe den Gegenstand zu suchen schien, der ihm gefallen sollte. Ein einfaches weißes Kleid umschloß den herrlichen Wuchs, den der Wind, trez den reichen, schönen Falten ihres Gewandes, in den schönsten Umrissen zeigte. Die üppige jugendliche Brust war mit einem Flore bedeckt; den Leib umschloß ein schimmernder Gürtel, der mit Rubinen besezt schien. Auf dem Kastanien braunen Haar hieng ein Kranz von welken Blumen. Dieß war der ganze Anzug des Mädchens, und anders erschien es nie, wie mir die Mütter sagten, welche mancherlei von ihm nach und nach von ihren Kindern erfahren hatten.

Die ganze Erscheinung war so fremdartig, daß ich kein passendes Bild für sie wußte, ob ich schon nachher an Aphroditen gedacht habe, wie sie auf der Muschel an das Ufer treibt, welches sich bereits zu ihrem Empfang mit Blumen geschmückt hat. Ich vermied auch von da an, ihr wieder zu begegnen; indem ich mich mit dem Grund zu täuschen suchte, daß ich das schöne Bild, wie ich es das erstemal vielleicht nur durch die eigene schöne Stimmung verklärt hatte, nicht durch eine zweyte Begegnung entzaubern wollte; in Wahrheit aber, weil mich ein angenehmer Schauder jedesmal ergriff, da ich der Erscheinung lebhaft gedachte, und mich geheimnißvoll vor ihr zu warnen schien.

Indeß hielt mich dieses nicht ab, mich näher nach ihr zu erkundigen. Ein kleiner Dienst, den ich einem alten Manne leistete, der ehmals als Pächter an dieser Villa gestanden, und seine Wohnung in derselben behalten hatte, gab mir die Mittel dazu. Der Greis besuchte mich zuweilen, und da hörte ich denn Mancherley, das ich in Kürze zusammen fassen will.

Ueber die Geschichte des geheimnißvollen Mädchens wußte er nichts zu sagen. Er hatte nie gefragt, war darum eben vielleicht geduldet, und ohne Mißtrauen behandelt. Er redete mit einer, an Anbetung gränzenden, Ehrfurcht von ihr, und sagte mir oft, daß er sich so die

Digitized by Google

Madonna in ihren Mädchen-Jahren denke, da die hohe Bestimmung sich nur noch in einer wunderbaren Eigenthümlichkeit ihres ganzen Wesens ankündigt, und dieses, gleich dem Morgenroth ihrer künftigen Größe, bestrahlt habe. Bey einer andern Person, setzte er hinzu, würde man an eine Verirrung des Geistes denken; hier aber liegt der Mangel in unsern Begriffen. Mir scheint sie aus einer höhern Welt in diese herabgestiegen, in welcher Vieles einen Sinn für sie hat, der uns nicht aufgeschlossen ist. Für sie ist Alles lebendig, was uns todt scheint; aber was wir lebendig, was wir völlig entwickelt sehen, hat wenigen Werth für sie. Sie hängt an keinem Menschen, aber sie liebt diejenigen, welche sie mit Blumen vergleichen kann. Von den vielen Kindern, die zu ihr kommen, hat jedes den Namen einer Blume. Ihre schwarze Amme heißt sie die blaue Lilie, mich die Schnee-Glocke, und sie freut sich, wenn der Abendwind mit meinen weißen Haaren spielt. Die Sterne nennt sie die Blumen des Himmels, und behauptet, daß sie duften, wenn die Gerüche der Lindenblüthen Abends um die Ufer wehen. Die Sonne ist in ihren Augen die Rose des Himmels, der Mond die Lilie, der Stern der Liebe das Veilchen, und sie redet mit ihnen, wie mit den Blumen, wundersame Gespräche, die ich nie begriffen habe. Es scheinen aber gar fröhliche Reden zu seyn, und aus ihren Fragen sieht man, daß sie ihr antworten. Nie ist sie vergnügter, als wenn ein Regenbogen am Himmel steht. Sie heißt ihn den Blumenkranz des Himmels, unterscheidet an ihm ordentlich die einzelnen Blumen, und benennt sie so deutlich, daß ich sie jedesmal auch zu sehen meine.

Sie glaubte nicht, fuhr der Alte fort, wie wehmüthig und froh mich oftmals ihre Reden machen. Ich habe ein langes Leben hindurch die Natur gesehen, und oft mit Andacht die herrliche Schöpfung bewundert; allein erst am Rande des Grabes fängt sie an mir verständlich zu werden. Wenn mir das wunderbare Mädchen sagt, die Thautropfen seyen die Freudenthränen der Blumen über die Erscheinung ihrer Königin Rose, der Sonne; die Schmetterlinge seyen die Freunde der Blumen, aber oft treulose Freunde, darum sich diese an ihnen rächen und ihnen zur Rache den Farbenstaub von den Flügeln streifen; die kostbaren Steine, welche sie sehr liebt, seyen einst Blumen gewesen, die sich über ihr schnelles Welken beklagt hätten, und zu ihrem Troste in Steine verwandelt worden seyen, so wundre ich mich über mich selbst, daß ich so lange gelebt habe, ohne auf diese Gedanken zu kommen. Es wird mir dann alles so bedeutend, so lebendig, daß ich kaum in den Blumengärten zu wandlen wage, aus Furcht, die Gespräche der Pflanzen zu stören.

Man sieht, daß der alte Mann noch zum Schwärmer geworden war. Aber welch eine süße Schwärmerei für den, der in sein offenes Grab hinunter blickt! Er gestand mir, daß er gar nicht mehr in Kirchengewölben beten könne, sondern nur unter freiem Himmel sich in Andacht zu erheben vermöge. Aber er wurde jedesmal so weich, wenn er von dem Mädchen redete, daß Thränen bald seine Worte erstickten. Wenn er dann lang: schweigend gesessen hatte, pflegte er am Ende auszurufen; dieser Engel kann nicht lange bei uns bleiben.

Des Mannes Wort wurde nur zu schnell wahr. Er hatte mir oft von der herrlichen Blume erzählt, welche das Mädchen unaufhörlich suchte, und die es, wie es behauptete, in der Tiefe des Sees, wo sich sein Wasser in eine dunkle, unergründliche Grotte verliert, gesehen haben wollte. Es beschrieb diese Blume der Malve gleich, mit dunkelrothen Rosenblüthen, und wie Veilchen duftend. Oft ruderte es allein und nach jener Stelle des Sees und ließ seinen Kahn alsdann in der Grotte treiben. Aber einst war es so wieder ausgerudert; da fand man Abends den Kahn über dem Abgrund sich wiegend, und das Mädchen nicht mehr in demselben.

Angelika Kauffmann.

Beschluß.

Angelika's Leben beschränkte sich von nun an lange Zeit bloß auf die Ausübung der Kunst und den Genuß der Gesellschaft der ausgezeichnetsten Menschen der Hauptstadt von Groß-Brittannien. Eine Reise nach Irland im Jahr 1771 unterbrach diese Zeit von ungewöhnlicher Thätigkeit, durch welche ihre ökonomische Lage auf glänzendste befördert wurde.

Erst im Jahr 1781 sollte der Künstlerin das Glück werden, wornach sich ihr gefühlvolles Herz wohl lange schon gesehnt hatte. Sie verband sich mit dem venezianischen Mahler, Antonio Zucchi, der um diese Zeit in London lebte, und genoß in einer vierzehnjährigen Ehe ein Glück mit ihm, das, obgleich durch keine Kinder gesegnet, dennoch durch eigene Genüsse, welche beide, mit sehr verschiedener Ausbildung, in der Kunst fanden, ungewöhnlich verschönert wurde.

Diese Heirath entschied vielleicht noch mehr für Angelica's sehnsuchtsvolle Wünsche nach Italien. Sie fanden ihre traurige Gewährung in den Gesundheits-Umständen des alten Kauffmann, dem die Aerzte riethen, in einem mildern Klima längere Lebenshoffnungen zu suchen. So trennte sich denn die liebenswürdige Künstler-Familie von dem Lande, in welchen sie ihren Ruhm und ihre Wohlhabenheit gegründet hatte, nicht ohne tiefen Schmerz Angelica's, welche von so vielen, ihr theuren Personen auf immer scheiden mußte; da ihr Entschluß gefaßt war, in Rom ein Leben zu beschließen, dessen rastlose Thätigkeit nun wohl einmal einen festen Ruhepunktes würdig war.

Der Eintritt in Italien wurde unserer Künstlerin durch einen harten Verlust verbittert. Ihr Vater starb kurz nach ihrer Ankunft in Venedig, und Angelika mußte nun alle ihre Liebe auf ihren Gatten beschränken, der derselben auch völlig würdig war. Ohne Verweilen reisten beide nach Rom, von wo sie, nach den nöthigsten Einrichtungen für einen dauernden Aufenthalt daselbst, nach Neapel giengen. Die Königin Karoline nahm die Künstlerin auf die freund-

Digitized by Google

nächste Weise auf, und gab ihr so ansehnliche Bestellungen auf neue Werke, daß sie neben den andern, welche sie vom Kaiser Joseph II., der Kaiserin Katharina von Rußland, dem Kurfürsten Karl Theodor und andern Großen erhalten hatte, in größter Verlegenheit war, wie sie so vielen ehrenvollen Aufträgen geziemend entsprechen sollte.

Der rastlose Fleiß, der Genuß der schönen Natur und des großen Alterthums, häusliches Glück, empfag Religions-Uebung und der vertraute Umgang mit Reifenstein, Hakert, Volpato, dem jetzigen Kardinal Spina und andern ausgezeichneten Menschen der Zeit füllten von nun an die Stunden des zweckmäßig eingerichteten Lebens dieser Frau. Sie genoß Jahre beneidenswerthen ruhigen Glücks, bis der Tod ihres redlichen Gatten (1795.) und der Ausbruch der römischen Revolutions-Bewegungen ihre Ruhe und ihr Vermögen erschütterten. Die stille Größe ihres Karakters verließ sie aber auch unter diesen Umständen nicht, und Fleiß und Freudigkeit der Kunst begleiteten sie bis in ihre letzten Tage. Noch 1802., da sie ihrer Gesundheit wegen eine Reise nach Como machte, genaß ihr Herz wieder zu jugendlicher Fröhlichkeit, wie die obenangeführte Stelle aus einem ihrer Briefe beweisen hat. Die Zeiten heiterten sich wieder etwas auf, und die Religion, der sie mit allem Glauben ergeben war, befestigte sich aufs Neue. Immer stiller ward ihr Leben, immer kleiner der Kreis ihrer Vertrauten, immer sehnsuchtsvoller ihr Blick in eine schönere Welt, wie sie sich nur hohen weiblichen Gemüthern auch hienieden schon in einzelnen Momenten zu eröffnen pflegt.

Am 5. November 1807. entschied sich ihre Laufbahn für diese Erde. Schon einige Zeit kränklich, fühlte sie ihr Ende herannahen. In den letzten Augenblicken verlangte sie, daß man ihr Gellerts Lied für die Kranken vorlesen sollte. Der Vorleser vergriff sich, und nahm das für die Sterbenden. Sie erkannte noch den Irrthum und verbesserte ihn; aber es war für die Sterbende gewesen, und Angelica entschlief unter Nachdenung jenes Liedes.

Von der Vortrefflichkeit des Karakters dieser Frau, von der Liebenswürdigkeit ihres Geistes und Benehmens, von dem Zartgefühl ihres Herzens reden wir nicht. Auch als Künstlerin halten wir ihr keine Lobrede, unerachtet sie bedeutend auf die Kunst ihres Jahrhunderts gewirkt hat. Anmuth, gute Wahl der Gegenstände, Innigkeit und Gemüthlichkeit der Darstellung, Schönheit der Gewänder, und Colorit, zeichnen sie aus. Wer neben diesen Vorzügen tadeln wollte, könnte dem sittsamen weiblichen Wesen höchstens den Vorwurf machen, daß sie im Studium der nakten Männerformen das nicht geleistet hat, was ihr Geschlecht zu leisten verbot.

Alle ihre Kunstverwandten und diese ausgezeichnete Menschen begleiteten ihren Leichnam in seine Gruft. Ein Jahr später ward ihre Büste, unter ziemender Feyerlichkeit neben der von Raphael und Winkelmann im Pantheon aufgestellt.

Die Rückkehr der Zeiten.

Fortsetzung.

Wer erinnert sich bei dieser Schilderung nicht an die Philosophen in Lukians Gastmahl? Ein Mann der Art war der Philosoph Herömokles, der aus Aerger, nicht zu Aristänet's Gastmal geladen worden zu seyn, diesem einen Brief voll Vorwürfen darüber an's Essen schickte, worin er unter andrem sagte: „Du kannst dich nicht entschuldigen, daß du mich vergessen; denn ich habe dir heute zweymal meinen Reverenz gemacht; einmal Morgens frühe in deinem Vorzimmer, und nachher, wie du im Tempel der Diosturen opfertest.“

Aehnliche Züge liessen sich noch manche anführen, wenn diese nicht schon genug seyn könnten. Das Ende solcher Leute war in alter, wie in neuer Zeit dasselbe. Ein Leben voll Demüthigungen, und immer noch das glücklichste — der Tod. Wenigen wird es so gut, wie Simon bey Lukian es dem Schäfal des Parasiten nachrühmt: „er stirbt sanft und süß unter vollen Schüsseln und Bechern, und sollte einer von uns je einen gewaltsamen Todes sterben, so war es gewiß nur an einer Unverdaulichkeit.“

(Fortsezung künftig.)

Correspondenz.

Paris, November.

Den 13. November starb hier unvermuthet der Großherzoglich Darmstädtische Legationsrath, Friedrich Jakob Bast, an einem Schlagfluß, der bei seinem Alter und seiner Lebensweise höchst unerwartet war. Sein Tod erregte allgemeine Theilnahme, und einige Umstände aus seinem Leben werden Ihnen gewiß nicht unwillkommen seyn.

Er war im Jahr 1772. geboren. Sein Vater, welcher lange Zeit Rektor am Gymnasium von Butzbweiler gewesen war, brachte ihm frühe den Geschmack für klassische Studien bei, denen er in der Folge, auch unter andern, sehr zuträglich. Seine Beschäftigungen, immer getreu geblieben ist. Er besuchte später die Universität von Jena, wo er besonders unter Griesbach und Schüz diese seine Lieblingsstudien fortsetzte. Ein kritischer Commentar zu Plato's Gastmal, und ein Opuskulum über neuen Ausgabe von Aristänet waren seine ersten literarischen Produkte. Er befand sich um diese Zeit bei der hessischen Gesandschaft in Wien, von wo er als Legations-Sekretär zum Congreß von Rastadt, und später auf seine jetzt Stelle in Paris berufen wurde. Seine Brauchbarkeit und sein Fleiß in diesen Aemtern gewann ihm das besondere Zutrauen seines Souveräns und eine glänzende Belohnung in der Ertheilung des Darmstädtischen Ordens. Unerachtet er durch diese, wie verschwendete, Aufgeichnung zu höhren Strebungen berechtigt schien, so zog er dennoch die Anwartschaft auf die Oberbibliothekarstelle in Darmstadt vor. Seinen Aufenthalt in Paris, oder vielmehr die Nebenstunden, welche ihm seine Amtsgeschäfte übrig liessen, benuzte er zu Collationirung vieler griechischen Handschriften auf der Kaiserl. Bibliothek. Von der Wichtigkeit der, bei diesem Geschäft gemachten, Entdeckungen, gab er in einem kritischen Brief den er 1805. an einen Freund schrieb, Nachricht, und seine Verdienste werden sich noch weiter in den Anmerkungen erkennen, welche er Schäfern zu seiner Ausgabe des Gregorius von Korinth mitgetheilt hat

Ueber die Vortrefflichkeit seines Karakters und die Liebenswürdigkeit seines Benehmens ist nur eine Stimme, denn wenn sein Tod ein großer Verlust für die Wissenschaften war, so ist er ein noch viel herberer für diejenigen gewesen, welche ihn als Menschen und Gesellschafter gekannt und geliebt haben.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt

zu den

Süd-Deutschen Miscellen

für

Leben, Literatur und Kunst.

1811.

Nro. 1.

Verzeichniß von gebundenen Büchern, welche gegen portofreye Einsendung der Briefe und Gelder um beigesetzte geringe Nettopreise in der Müller'schen Buchhandlung zu Carlsruhe in Commission zu haben sind:

Memoria storico-critiche della Gran-Contessa Matilda, raccolte da Carlantonio Erra, Milanese. Roma. 1768. 4. . . . . 1 fl. 50 kr.

Malleus maleficarum. 1470. 4. . . . 1 fl. 50 kr.

Relazione dal Contagio stato in Firenze, l'anno 1630. e 1633. Fiorenza. 1634. 4. . . . . 1 fl.

Postremus Catalogus haereticorum romae conflatus, 1559. cum annot. Vargerii. Pforsheimii 1560. 8. . . . . 50 kr.

Lettere Sirmiensi, per servire alla storia della Deportazione de Cittadini Cisalpini in Dalmazia ed Ungheria. Milano. 1801. 8. . . 1 fl. 50 kr.

Bertoldo Bartoldino e Cacasenno. Venezia. 1782. mit Holzschen, in 8. . . . . 1 fl.

La Mezacanna colo Vasciello dell'arbascia, poemma n'ottava rimma a lengua napoletana da Valentino. Nap. 1773. . . . . 50 kr.

Frammento di Polibio sulla Pirsia dagli Antichi trad. ed illustr. da Onof. Gargiulli. Nap. 1805. 8. 50 kr.

Lezioni pratiche circa l'imitazione dell'antico nelle arti del disegno, da Gaëtano d'Ancora. Nap. 1804. . . . . 1 fl.

Riflessioni sopra le leggi siciliane intorno alla Caccia, da Franc. di Paola Avolio. Palermo. 1800. 4. 50 kr.

Carteggio musicale di Carlo Gervasoni con diversi suoi amici Professori e maestri di Capella. Parma. 1804. 8. . . . . 1 fl. 50 kr.

Memoria sulla febbra gialla. Pisa 1804. 8. . 15 kr.

Osservazioni mediche sulla malattia febrile dominante in Livorno, dal D. Gaet. Palloni. Livorno. 1804. . . . . 50 kr.

Parere medico sulla malattia febrile, che ha dominato nella città di Livorno l'anno 1804. Firenze. 1804. 8. . . . . 15 kr.

Dissertation historique sur la fièvre regnante à Livourne, par Lacoste. Livourne. 1805. 8. . 15 kr.

Istruzione al Publico sul Contagio della Tisichezza, scritta per sovrano Comando dalla facolta medica del supremo magistrato di Sanitadi Napoli. Nap. 1782. 8. . . . . 15 kr.

Attila, flagallum Dei, tratto dalla vera Cronica per Rocco degli Arminesi Padovano. Lucca. 8. 15 kr.

Relazione del casma accaduto in Marzo 1790. presso S. Maria di Niscemi nal Val di Noto in Sicilia, scritta dal Cav. Saver. Landolina Nava. 5. edit. Nap. 1794. 8. . . . . 50 kr.

Relaz. dell'ultima eruzione del Vesuvio, nel 1794. dell Ab. Dom. Tata. Nap. 1794. . . . 15 kr.

Eloga funebra de son Eminence le Cardinal Gerdil, par le Pere Fontana. Rome. 1802. 8. . 50 kr.

Vocabolario Siciliano etimologico, italiano e latino, dell Ab. Michele Pasqualino. Palermo. 1785. 5 Bde. in 4. . . . . 15 fl.

Memoria sulla pioggia di piatre, avvenuta nella Campagna Sanese, dell'Ab. Tata. Napoli. 1794. 8. 1 fl.

Relazione dell esperienza aaro-statica esequita in Bologna, el 22 Agosto, 1804. Bologna. 15 kr.

Disartacion historico-geografica sobre el origen, nombre y poblacion da Madrid, asi en tiempos de Moros como de Cristianos, por Don Juan Ant. Pellicer. Madrid. 1803. 4. . . . 1 fl. 50 kr.

Discorso del P. D. Giuseppe Piazzi, recitato nell' aprirs ila prima volta la Cattedra di Astonomia nall' Accademia de' R. Studj di Palermo. Palermo. 1790. 8. — del medesimo, Observationes in panornitana specula institutae, anno 1792. — medes. della precessione degli equinozii. ib. eod. 1 fl.

Digitized by Google

Memorie storiche della repubblica di San Marino, racc. dal Cav. Melchiorre Delfico. Milano. 1804. 4. 5 fl.
Vita inedita di Raffaello da Urbino, illustrata con note da Angelo Comelli. Roma. 1790. 4. . . 1 fl.
Siciliae et objacentium insularum veterum Inscriptiones nova collectio, prolegomenis et notis illustratae. (v. Torremuzza.) mit vielen Kupfern. Panormi. 1769. Fol. . . . . 12 fl.
Atlas historique, genealogique, chronologique et geographique, par A. Le Sage. Paris. 1808. gr. folio, auf gr. Adler-Papier und schön gebunden. 55 fl.
Flassan, histoire de la diplomatie francaise. Paris. 1809. 6 Bde. 8. . . . . 16 fl. 30 kr.
Pollion ou le siecle d'Auguste, par M. L. P. de Bugny. Paris. 1808. 4 Bde. 8. . . . . 8 fl.
Histoire chevaleresque des Maures de Grenade, trad. de l'Espagnol de Gines Perez de Hita, précédée de quelques réflexions sur les Musulmans d'Espagne. Paris. 1809. 8. 2 Bde. . . 2 fl. 45 kr.
Del Petrarca e delle sue opere, libri quattro (vom Grafen Baldelli.) Firenze. 1797. 4. . . . 4 fl.
Vita di Giovanni Boccacci, scritta dal Conte Baldelli. Firenze. 1806. 8. mit einem Porträt Boccacci's und vier Landschafts-Ansichten, sämmtlich sehr schön gestochen. . . . . 5 fl.
Marcillac, histoire de la guerre entre la France et l'Espagne. Paris. 1808. 8. . . . . 2 fl.
Memoires sur la dernière guerre entre la France et l'Espagne dans les Pyrenées occidentales. Paris. 1801. 8. (mit 2 Charte.) . . . 2 fl.

Maja, eine Sammlung vermischter Schriften von Friedrich Aßmann. Osnabrück. 1812.

Der Verfasser dieser niedlichen Sammlung poetischer und prosaischer Aufsätze ist der Leserwelt durch seine Kalliope bekannt. Sie findet auch in diesem, aus mannichfaltigen Blumen gewundenen, Kranze manchen fein ausgesprochenen Gedanken, manche zarte Dichtung, und gewiß oft einen reinen Anklang an eigene Gemüthe- und Geistes-Schicksale.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen und in allen guten Buchhandlungen sind folgende, für die Jugend bestimmte, Werke von Hr. Abbé Mozin zu haben:

Vollständiger Auszug der französischen Sprachlehre, oder: neue und leichte Art französisch zu lernen, durch Unterredungen in beiden Sprachen, über die wesentlichsten Theile der französischen Sprache, nebst vielen Uebungen, besonders für das zarte Alter, für Schulen und für Damen bestimmt, 4te verb. u. verm. Ausg. gr. 8. 558 S. Preis 54 kr.

Dieses Werk, das vorzüglich für die Jugend und die Schulen bestimmt ist, umfaßt die wesentlichen Schwierigkeiten und Regeln der Sprache, die Nennwörter sind darin nach den verschiedenen Methoden, der lateinischen und französischen, geordnet, und die Zeitwörter in einer natürlichen und dem Geiste der französischen Sprache angemessenen Ordnung. Da alle Redetheile in beiden Sprachen behandelt sind, so haben die Schüler den Vortheil, sich mit den grammatischen Ausdrücken bekannt zu machen.

Französische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, durch viele Beispiele erläutert, sowohl für Anfänger als für solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben, und darin vervollkommnen wollen. Gr. ungaud. Ausg. 8. 10 kr.

In diesem Werk ist außer den Entwicklungen, die der Zweck des vorhergehenden nicht zuläßt, ein Capitel besonders der französischen Versification gewidmet, und diesen Auszüge aus verschiedenen Dichtern angehangt. Diese Regeln sind genau und deutlich vorgetragen, die Schwierigkeiten mit all der Umständlichkeit behandelt, die die Materie erfordert, und durch die Menge von Beispielen und Uebungsstücken erläutert. Die Fehler, zu welchen die Deutschen durch den eigenthümlichen Charakter ihrer Sprache leicht verleitet werden, sind durch das ganze Werk hindurch besonders sorgfältig angezeigt.

Französische und deutsche Gespräche als Folge der ABC und der Wörter der Kinder und als Anhang der vorhergehenden Sprachlehren. 4te Ausg. 8. von 153 Seiten. Preis 30 kr.

Diese Gespräche, 89 an der Zahl, betreffen die mannichfaltigen Gegenstände der gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, und dienen dazu, die Eigenheiten der beyden Sprachen in einer Redeart, die ihre eigenen Schwierigkeiten hat, darzustellen. Die Schrift der Mdme. de Genlis: Le Voyageur liefert den Stoff zu einem Theil dieser Gespräche geliefert, und die darin befindlichen Antworten geben ihm ein neues Interesse; voran steht eine Sammlung der nothwendigsten Wörter für die Anfänger.

Französ. u. deutsche Anekdoten zum Uebersetzen in beyde Sprachen, mit Nachweisungen auf die Regeln der Sprachlehren. 4te Ausg. 8. von 460 S. Preis . . . 1 fl. 30 kr.

Dieses zur Erlernung beyder Sprachen gleich nützliche Werk enthält außer einer Komödie von Mdme. de Genlis und einer von Florian über 300 Anecdoten mit beigefügten Noten oder Wörtern, die theils das Uebersetzen erleichtern, theils die Regeln der Sprachlehre ins Gedächtniß zurückrufen sollen. Indem die Schüler eine dieser kleinen Anecdoten, welche unmerklich vom Leichtern zum Schwerern übergehen, lesen oder übersetzen, und den Inhalt erzählen, ohne sich genau an die nemlichen Worte zu binden, erwerben sie sich schnell eine gewisse Leichtigkeit, über das, was sie gesehen, gelesen oder gehört haben, sich deutlich zu machen.

Französ. u. deutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen in beyde Sprachen, mit Nachweisungen auf die letzten Ausgaben der französ. Sprachlehre. 4te Aufgabe. 8. von 357 Seiten. Preis 1 fl. 30 kr.

Der französische Theil dieses Bandes ist in der vorhergehenden Sammlung deutsch, und der deutsche französisch. Man hat diese beyden Werke nach einem Plane ausgearbeitet, zufolge dessen das Nemliche bald in die eine, bald in die andere Sprache übersetzt werden könnte. Vermittelst derselben können diejenige, die schon einige Fortschritte in Erlernung der französischen Sprache gemacht haben, ohne Lehrer darin weiter kommen. Preis beyder zusammen 2 fl. 48 kr.

Neue Sammlung französ. und deutscher, neuer und aus den besten französ. u. deutschen Briefstellern ausgewählter Handlungsbriefe zum Uebersetzen in beyde Sprachen. Die vermehrte Ausg. 8. von 548 S. Preis 1 fl. 30 kr.

Dieses Werk fängt mit einem Verzeichniß der dem Handel eigenen Ausdrücke, und einigen Regeln über den Handelsstyl an. In kleiner Sammlung dieser Art findet man eine so große Mannichfaltigkeit und eine so gute Auswahl von

Digitized by Google

Gegenständen, die zur Bildung des Styls junger Kaufleute und zu gleicher Zeit zur Erlernung der einer oder der andern beyder Sprachen geeignet sind. Die deutschen Briefe sind Originale oder aus verschiedenen Sammlungen gezogen, und von einem ebenso unterrichteten als in Handelsgeschäften bewanderten Kaufmann durchgesehen.

Französische und deutsche Handlungsbriefe ꝛc. Die französischen Briefe in diesem Bande sind in der vorhergehenden Sammlung deutsch, die deutschen französisch, so daß man mit Hülfe dieser zwey Bände keinen Lehrer nöthig hat. Preis 1 fl. 30 kr., beyder Sammlungen 2 fl. 45 kr.

Handels-Correspondenz, oder: Sammlung französ. Briefe über den Handel, theils aus Originalen, theils aus Mustern der besten französischen und deutschen Briefsteller zusammengesetzt, mit einem Verzeichniß von den dem Handel eigenthümlichen Ausdrücken, den Wechsel-Fristen der vorzüglichsten Handelsplätze Europas und von Regeln über den Handelsstyl, für junge Leute, die sich dem Handelsstand widmen. 8. von 48½ Seiten. Pariser Ausgabe, auf schön Papier. Preis 2 fl. 24 kr.

Diese Sammlung besteht aus den französischen Briefen der beyden vorhergehenden, die darin nach der Ordnung der Materien in 10 Paragraphen eingetheilt sind; sie enthält mehr als 600 Briefe über sehr mannichfaltige Gegenstände, die dazu geeignet sind, den jungen Kaufleuten einen correcten und der Art ihrer Geschäfte angemessenen Styl zu geben.

Briefwechsel des gemeinen Lebens, oder: Auswahl von Briefen, die zu den verschiedenen Lagen des Lebens passen, aus den besten alten und neuen in- und ausländischen Schriftstellern gezogen. 8. von 600 Seiten, sehr schöne Ausgabe. 2 fl. 56 kr.

Dieses Werk fängt mit einer Einleitung zu Briefen des gemeinen Lebens, Billeten ꝛc. an, und ist in 20 Paragraphen eingetheilt, deren jeder Briefe über eine verschiedene Materie, und vor diesen über die Einrichtung der Briefe bey jeder dieser vorkommenden Materien, einige Regeln enthält.

Mehr als 80 Schriftsteller, die am Ende dieses Werkes in einer alphabetischen Ordnung angezeigt sind, haben den größten Theil der Briefe dieser Sammlung geliefert; diejenigen, an denen der Verfasser etwas ändern oder verbessern zu müssen glaubte, oder die er selbst über Gegenstände, von denen es noch wenige Muster gab, aufsetzte, sind mit einem Sternchen bezeichnet: ein besonderer Paragraph ist dem Staats- oder politischen Fache gewidmet, einem von den übrigen Briefstellern ganz vernachlässigten Gegenstande. Kein Werk von dieser Art vereinigt so viele Muster über alle Theile des Briefwechsels des gemeinen Lebens in einer so geordneten und deutlichen Eintheilung.

Neue deutsch-französische Sprachlehre, worin die Regeln der deutschen Sprache mit Beispielen und Uebungsstücken, sowohl französisch als deutsch, vorgetragen werden, mit einem Anhang von verschiedenen Stücken aus den besten deutschen Dichtern; vorzüglich für die französische Jugend, in 8. von beynahe 500 Seiten. P. fl. 3 kr.

Dieses für die französische Jugend bestimmte Werk hat den Beifall mehrerer deutschen Gelehrten erhalten; alle Theile der Sprache sind darin methodisch, genau und deutlich behandelt und entwickelt; das Kapitel, das von der Poesie handelt, ist geeignet, der französischen Nation einen Begriff von den Schönheiten, dem Reichthume und den Hülfsmitteln der deutschen Poesie zu geben. Der Verfasser hat auch in dieses Werk den größten Theil der in seinen beiden französischen Sprachlehren für Deutsche enthaltenen Materien verpflanzt, und die Schwierigkeiten beider Sprachen so viel möglich unter die nemlichen Regeln zusammen gestellt; so daß hiedurch das Werk für junge Leute beider Nation gleich nützlich geworden ist.

Neues vollständiges, zum Gebrauche der Deutschen und der Franzosen, bestimmtes Wörterbuch, ein Auszug aus den besten, bis jetzo über Sprachen, Künste und Wissenschaften erschienenen Wörterbüchern. Dasselbe enthält die Erklärung aller Wörter, nebst der Aussprache der schwersten, und einer Auswahl von Beyspielen zur Erläuterung ihres Gebrauchs und ihrer verschiedenen Bedeutungen: ferner die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, die Eigennamen von Personen, Städten, Flüssen ꝛc.

Man darf sich von dem Verfasser, der in seinen verschiedenen Werken die Bedürfnisse der deutschen Jugend so gut eingesehen, und durch seine kürzlich erschienene deutsch-französische Sprachlehre zum Gebrauche seiner Nation sich so für die Bedürfnisse der französischen Jugend geeignet hat, auch bey Herausgabe dieses neuen Werks versprechen, daß er sowohl den Erwartungen des Publikums überhaupt, als auch insbesondere den Hoffnungen derer, die ihn zur Unternehmung dieser Arbeit aufgemuntert haben, entsprechen, und die Wünsche beider Nationen, in Hinsicht auf ein vollständiges Wörterbuch in beyden Sprachen erfüllen werde. Durch den Gebrauch des Wörterbuchs selbst wird man einen Begriff von den darin vereinigten Vorzügen bekommen. Es läßt sich in beiden Theilen auf die grammatischen Schwierigkeiten ein; beschreibt in Parenthesen die minder bekannten Gegenstände, erklärt die verschiedenen Bedeutungen der wissenschaftlichen und Kunst-Ausdrücke, zeigt die Anwendung derselben durch passende Redensarten ꝛc.; die Beyspiele stellen die Nennwörter unter verschiedenen Formen in der Einzahl und Mehrzahl dar, die Zeitwörter sind in verschiedenen Zeiten und mit ihren verschiedenen Rectionen gesetzt; und jede neue Bedeutung wird in einer Parenthese kurz erklärt. In der Ueberzeugung, daß man wenig Nutzen geschöpft haben würde, wenn man von vielen Wörtern nur eine Bedeutung gelesen hätte, setze man statt derselben, soviel möglich, den eigentlichen, dem Gegenstande angemessenen, Ausdruck selbst. Indessen ist über dem Hauptzwecke der Erleichterung und Beförderung des Studiums beyder Sprachen ein anderer wichtiger Zweck, der Zweck der Belehrung nicht außer Acht gelassen worden. Kein Ausdruck ist ohne Erklärung; der Ursprung gewisser Wörter, welche auf verschiedene Entdeckungen, auf diese oder jene Sagen sich beziehen, der Zeitpunkt verschiedener Erfindungen, die vorzüglichsten Eigenschaften der Pflanzen u. s. w., alles dieß ist entweder in den Parenthesen angegeben, oder in den Beyspielen enthalten.

Die französische Sprache hat in gewisser Hinsicht einen Reichthum, der ihr ganz eigen ist und auf dem Charakter der Nation beruht; sie drückt nemlich einen Gedanken auf so viele verschiedene Arten aus, die Stellung der Worte und die Wendungen der Phrasen geben diesen so mannigfaltig verschiedene Bedeutungen, daß der Deutsche in dieser Sprache sehr bewandert, und tief in ihren Geist eingedrungen seyn muß, um diese zarte, oft äußerst feine Nuancen aufzufassen. Man hat sie in diesen Wörterbuch angedeutet; sie werden in den Parenthesen erklärt, und durch

Digitized by Google

Beispiele erläutert; und dieß wird dieses Werk noch besonders vor andern dieser Art auszeichnen.

Im deutschen Theile werden die hauptsächlichsten Biegungen der Nennwörter (der Genitiv und die Mehrzahl, wenn sie gebräuchlich ist), die Bildung des Comparativs und Superlativs, die Aenderung der Selbstlauter a, o, u, in ä, ö, ü, des ß in ss, bei der Verlängerung des Worts oder in der Mehrzahl, angegeben. Die Schwierigkeiten, welche in Betreff der Zeitwörter obwalten, die theils in den zusammengesetzten Zeilen die Vorsilbe ge annehmen, oder auch, theils trennbare, oder untrennbare Partikeln haben, sind durch Beispiele belegt.

Außer den neuesten und besten Wörterbüchern für Naturgeschichte, Chemie, Arzeneikunst, Künste und Gewerbe sind bei der Ausarbeitung des französischen Theils das Dictionnaire de l'Académie von 1802. und die Encyklopädie, bei dem deutschen Theile aber die Wörterbücher von Adelung und Campe zum Grunde gelegt worden, jedoch so, daß die Lücken des Ersteren ergänzt, die nicht in die Sprache aufgenommenen Ausdrücke des Andern übergangen worden sind; so daß dieser letztere Theil unter allen bis daher erschienenen deutsch-französischen Wörterbüchern das vollständigste seyn wird. Der französisch-deutsche Theil, welcher die Ausdrücke des Code Napoleon, so wie durch Anzahlig viele zur Erläuterung derselben dienenden Artikel passende Redensarten, Sprüchwörter, bereichert worden ist, bietet ebenso einen der vollständigsten französischen Wörterbücher dar. Die kleinen Beschreibungen oder Erklärungen, welche man in demselben über jeden Gegenstand in Parenthesen findet, bilden eine Art abgekürzter Encyklopädie, welche alle Zweige der Handwerke, Künste und Wissenschaften umfaßt.

Ungrachtet das Werk unendlich mehr Materie und Beispiele enthält, als z. B. das zu Halle in 4 Bänden erschienene, oder das Schwan'sche, so wird es doch, wegen der beim Drucke befolgten Methode, nicht voluminoser ausfallen, als diese. Um den Ankauf dieses Werks zu erleichtern, wird man dasselbe in vier dreispaltigen Quartbänden denjenigen Pränumeranten, welche das Geld noch vor Ende April 1811. einsenden, um den Preis von 6 fl., den übrigen Subscribenten aber für 8 fl. erlassen; der nachherige Preis wird ein Louis'dor oder 11 fl. rheinisch seyn. Man wird die ersten Bände beider Theile gegen Ostern, und die übrigen gegen das Ende des Jahres beziehen können.

Neue Verlagsbücher der C. F. Müller'schen Verlagshandlung und Hofbuchdruckerey in Carlsruhe vom Jahr 1810. und 1811., welche für den Buchhandel des nördlichen Deutschlands zur Leipziger Messe in der J. C. Herrmann'schen Buchhandlung von Frankfurt am Mayn, gleich ihrem eigenen Verlag, zu haben sind.

Dr. Bockmann, C. W. physikalische Beschreibung der Gesundbrunnen und Bäder Griesbach, Peterstal und Antogast im Großherzogthum Baden. Mit 3 Kupfern von Haldenwang, gr. 8. 1811. . . 1 fl. 30 kr.

Brauer (J. N. F.) Erläuterungen über den Code Napoleon und die Großherzoglich Badische bürgerliche Gesetzgebung, gr. 8. 5 Bände 1809. u. 1810 complet 28 fl.

Code Napoleon mit Zusätzen und Handels-Gesetzen, als Landrecht für das Großherzogthum Baden, gr. 8. Officielle Ausgabe, Druck und Format wie die Erläuterungen. 3. C. N. 1809. . . . 4 fl. 15 kr.

Das Großherzogthum Baden nach seinen jetzigen Kreisen topographisch skizirt gr. 8. 1810. . . . 3

Flachsland (J. C. Dr. Grossh. Bad. geh. Hofrath Reg. Med. Referent) Apotheker-Taxe zur in eingeführten Preussischen Pharmacopoe nach vorangeschickten Grundsätzen entworfen gr. 8. 45

Gmelin Dr. (C. C.) Ueber den Einfluß der Naturwissenschaft auf das gesammte Staatswohl, vorzüglich Land und Zeit angewendet. Nebst Vorschlägen zur Anpflanzung entsprechender Surrogate für die kostbaren Colonialwaaren: als Zucker, Casse, Indigo. Chinde, Canelle, Opium, u. a.; nebst einigen Noten über die botanischen Gärten in Karlsruhe. 1809. 8

Gmelin, C. C., Flora badensis, alsatica et confinium Regionum cis et transrhenana, plantas a lacu Constamico usque ad confluentem moselläe et rhenanascentes exhibens, cum iconibus. Tom. I. II. III. 8 maj. Velinpapier . . . . 27 fl.

mitschweiß Papier . . . . 24 fl.

Handbuch für Großherzoglich Badische Staatsschreiber Theilungs-Commissarien und Amts-Revisorats-Secretäre, 2 Thle. gr. 8. 1811. . . . . 3 fl.

Häuersteuer-Ordnung (Großherzogl. Bad.) 1810. 15 kr.

Handelsgesetze für das Großherzogthum Baden, mit bei gedruckten Sätzen des Code Napoleon, wegen in den Handelsgesetzen hingewiesen ist, gr. 8. 1810. 40 kr.

Mathey (J. A.) neue deutsch, lateinische und französische Schreib-Uebungen zum Unterricht für die Jugend, 25 Blatt in Quersquart, nebst einer Anleitung über die Regeln und Handgriffe, welche bei der Schönschreibekunst zu beobachten sind, br. netto . . . 1 fl.

Nachrichten über den Hof des türkischen Sultans, sein Serail, seinen Harem, die kaiserliche Familie, sein Militär und seine Minister. Nebst einem historischen Versuch über die mahomedanische Religion, ihren Kultus und ihre Priester. Nach der vierten Ausgabe des französischen Originaltextes des Herrn Joseph Eugen Beauvoisins frei übersetzt, mit authentischen Noten begleitet und herausgegeben von Kesler, Großherzogl. Badischen Major 8. 1811. . . . . 1 fl.

Organisation für das Großherzogthum Baden, enthaltend das Generalrescript vom 26. Novbr. 1809. nebst den sämmtlichen Beilagen und der Personal-Organisation gr. 8. 1810. . . . . 1 fl.

Zur Ostermesse 1811. erscheint in meinem Verlage:

Charte

vom Großherzogthum Baden

in einem Blatt.

Auf dem Großherzogl. Bad. Ingenieur-Bureau gefertigt, und revidirt von J. G. Tulla, Großherzoglich Bad. Major.

Die Erscheinung dieser Charte, welche nach den auf dem Großherzogl. Ingenieur-Bureau befindlichen effectiven Materialien bearbeitet ist, wird dem in- und ausländischen Publikum um so willkommener seyn, da bisher von diesem großen Länderstrich noch keine gute Charte existirt.

Später erscheint eine genaue Specialcharte in sechs Blättern von demselben Verfasser, worüber demnächst eine ausführliche Anzeige gegeben werden wird.

Carlsruhe, den 27. März 1811.

C. F. Müller.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt
der
Süd-Deutschen Miscellen
für
Leben, Literatur und Kunst.

1811.

Nro. 2.

In dem Comptoir der Müllerschen Hofbuchdruckerey in Karlsruhe sind folgende Werke, gegen baare Bezahlung, um die beigesetzten Preise zu haben:

Chateaubriand, Itinéraire de Paris à Jerusalem, et de Jerusalem à Paris. Paris. 1811. 3 Bde. 8. mit 1 Charte. . . . . 9 fl.

— — les Martyres, ou le triomphe de la réligion chrétienne. 5me edition. Paris. 1810. 8. 5 Bde. . . . . 7 fl. 30 kr.

Castellan, Lettres sur la Grece, l'Hellespont et Constantinople, faisant suite aux lettres sur la Morée, avec 22 dessins de l'auteur, gravés par lui même et deux plans. Paris. 1811. 2 Bde. 8. 5 fl. 30 kr.

Archives des découvertes et inventions nouvelles, faites dans les sciences, les arts et les manufactures, tant en france, que dans les pays étrangers, pendant l'année 1810. Paris. 1811. 8. . . 5 fl.

Salgues, des erreurs et des préjugés, répandus dans la societé. Paris. 1810 u. 1811. 2 Bde. 8 5 fl. 30 kr.

Le Palais royal, ou coup-d'oeil sur le tems présent, par feu Mirabeau. 1. Cahier. Paris. 1811. 8. 40 kr.

Coup d'oeil sur l'état des lumières et de l'instruction publique en Hollande, par H. A. L. P. . . Paris. 1810. 8. . . . . 50 kr.

Naudet, histoire de l'etablissement, des progres et de la décadence de la monarchie des Goths en Italie, ouvrage couronné par l'Institut de france. Paris. 1811. 8. . . . . 1 fl 30 kr.

Dampmartin, quelques traits de la vie privée de Frédéric Guillaume II., roi de Prusse. Paris. 1811. 8. . . . . 1 fl. 45 kr.

De la politique et des progrés de la puissance russe. Paris. 1807. 8. . . . . 50 kr.

Ginguené, histoire litéraire d'Italie. Paris. 1811. 8. 5 Bde. . . . . 9 fl.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 4tes St.

Inhalt.

I. Kriegskunst der Neuern. Geschrieben im Jahr 1811. von einem General des rheinischen Bundes.
II. John Moore. (Fortsetzung.)
III. Abriß einer Regierungs-Geschichte des Königreichs Preußen seit dem Frieden von Tilsit.
IV. Grund-Reichthum von Mexiko in Vergleichung mit seinen metallischen Produkten, von Alex. v. Humboldt.
I. Ertrag der mexikanischen Bergwerke. (Fragmente aus H. v. Humboldts Werke über Neu-Spanien.)
V. Briefe eines englischen Offiziers vom Generalstab an seine Schwester in Deutschland während seines Aufenthalts im J. 1810. in Egypten.

Allgemeine Justiz- und Polizey-Blätter von dem Regierungs- und Kreis-Rathe Harkleben. Febr. 1811.

Inhalt. 12tes Stück. Bemerkungen des berühmten Burdett über den jetzigen Zustand der Geschwornen-Gerichte in England und einer seiner neuesten Reden. — Ueber die zweckmäßige Wahl und Einrichtung der Straf- und Sicherheits-Institute von dem Freyherrn von Eggers ꝛc. mit einigen Bemerkungen von dem Herausgeber dieser Blätter. — Unsicherheit im Mecklenburgischen. 13tes Stück. Ueber eine zweckmäßige Wahl der Strafen ꝛc. (Fortsetzung.) — Ein Eltern- und Geschwister-Mord der gräßlichsten Art. — Die Landesdeputirten in Berlin. 14tes Stück. Ueber eine zweckmäßige Wahl der Strafen ꝛc. (Beschluß.) — Entwicklung des merkwürdigen Plans zu dem preußischen Denkmale für die verewigte Königin Louise von Preußen durch weibliche Erziehungs-Anstalten. (Fortsetzung.) — Rothtaufe jüdischer Kinder in Oesterreich. 15tes Stück. Neue Verfassung des Herzogthums Anhalt-Köthen. — Empfehlung der Vorsicht bei dem Gebrauche solcher Objekte, welche die Sonnenstrahlen auffassen. — Entwicklung des merkwürdigen Plans ꝛc. (Beschluß.) — Bestimmung neuer Märkte zu Paris; Gehalte der Mitglieder der Gerichtshöfe in Frankreich; das Findlingshaus zu Paris. — Die Louisen-Stiftung in Preußen. — Verbesserungen des Tanz-Mandates zu Luzern. — Die türkischen Kanzellisten. — Gensd'armerie im Anhalt-Bernburgischen. 16tes Stück. Wohe einer neuen Arbeits-Anstalt zu Marburg. — Meisters Ansichten über die Behandlung der Side vor den Richterstühlen. — Bemerkungen über einige Ursachen zunehmender Unsicherheit und die Mittel dagegen, von einem Schweizer. — Polizey-Verfügungen über das Gewerb der Buchdrucker in Frankreich. — Napoleonischer Civil-Codex für das Herzogthum Nassau. — Verbrechen eigner Art zu Joul. — Neues Apothekergewicht in Baiern. 17tes Stück. Bemerkungen über einige Ursachen zunehmender Unsicherheit ꝛc. (Beschluß.) — Kaiserl.

Digitized by Google

französisches Dekret in Hinsicht der Kasse für das Gewerb der Weiger. — Tabackspacht in Frankreich. — Künftige Gemäldarmerie in Oesterreich. — Wohlthätige Vermächtnisse in Wien. — Zigeunerbande in Mähren. — Gemäldarmerie in Sachsen. — Erstaunungswürdiges Rezept gegen das über Hand nehmende Diebswesen, im allgemeinen Anzeiger der Deutschen. 2ostes Stück. Der Armenstand in Wien. — Das Waisenhaus. — Das Institut für arme braune Kinder. — Entscheidungen der Cassationshofes zu Cassel. — Handwerkschule zu Turin. — Schlechtes Papier für Archive zu Bolzri. — Eigene Polizeyaufsicht über die Fabrikation des Theriaks zu Venedig. 2ostes Stück. Weide einer neuen Arbeitsanstalt zu Marburg. — Was lößt sich von der Tadacks-Fabrikation auf Staatsrechnung in Frankreich erwarten? — Neue Einrichtung des Trödelmarkts zu Paris. — Gaunerstreiche zu Wien. — Polizeyprüfungen Brunner in Berlin. — Bettlerprivilegien in Venedig. 2ostes Stück. Die Landvogte in dem Königreiche Württemberg. — Neuester Prozeß über ein angebliches satyrisches Gemälde zu London. — Neueste Entscheidungen des Cassationshofes zu Paris. — Eine Bemerkung über die italienischen Tintenkügeln. — 2ostes Stück. Forstorganisation im Großherzogthum Hessen, verkündet am 19. Febr. 1811. — Können die Tribunale über administrative Verfügungen erkennen? — Methode der Gaunergesellschaften, öffentliche Kassen zu bestehlen. — Ein wirksameres Verfahrungsmittel, als alle bisherige, welches von Beamten, die Kassen unter ihrer Obsorge haben, anzuwenden wäre. — Gymnasticrin zu Waldmoll. — Unterstützung des Blinden-Instituts zu Wien. — Vaganten und Bettler unter der Maske der Freymaurer. — Arbeiten des obersten Cassationshofes in Italien. — Masken-Mandat zu Cassel. — Apotheker-Nachlässigkeit. — Eine Erinnerung an die Polizey in Nürnberg. 2ostes Stück. Wie sollen Organisationen und insbesondere finanzielle Reformen vor ihrer Ausführung geprüft werden? — Erinnerung an das Beispiel Heinrich des Vierten. — Das große Kaufhaus in dem russischen Marktflecken Makarief an der Wolga. — Forstorganisation im Großherzogthum Hessen, verkündet am 19. Febr. 1811. (Fortsezung).

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. April.

Inhalt. Nro. 78. Die Geburtstags-Lampe. — Züge aus dem Menschenleben im gegenwärtigen Griechenlande in der asiatischen Türkey. 1806. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 79. Die Geburtstags-Lampe. (Beschl.) Von B. — Von Willem Ertwin. Von St. Schütze. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Strasburg, München. Nro. 80. Die Todesfeyer. Von — ß. — Züge aus dem Menschenleben im gegenwärtigen Griechenlande und in der asiatischen Türkey. 1806. (Forts.) — Die Herren Wahr und Lug. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 79. Die Geburtstags-Lampe. (Beschl.) Von B. — Ueber die gekrönte akademische Preisschrift des P. Antonio Cesari in Verona. — Züge aus dem Menschenleben im gegenwärtigen Griechenlande und in der asiatischen Türkey. 1806. (Forts.) — Literarische Notiz. Von B. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Kassel. Nro. 82. An Fr. Schiller. Verlorenem ländlichen Aufenthalte in meiner Gegend. 1783. — Ueber die gekrönte akademische Preisschrift des P. Antonio Cesari in Verona. (Beschl.) Von Rienstädt. — Vermischte Bemerkungen und Einfälle. Von J. W. Petersen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Kassel. — Musik-Beilage: Hymnus an den Karfunkel von Baggesen, komponirt von A. Reicha. Nro. 84. Jubiläum. Ein altes Volksmährchen. Von B. — Chirotypographie. — Seufzer eines Verliebten. — An die Glücklichen. — Warnung. (Sämmtlich von Hg.) — Vermischte Bemerkungen und Einfälle. Von J. W. Petersen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Ebarade. — Logogryph. — Auflösung des Logogryphs und der Charade in Nro. 77. Nro. 84. Deutschland's Wiedergeburt, deren seine neueste Literatur. Von Julius. — Karthago's Fall, dargestellt von Prof. Keyser in Augsburg. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Braunschweig. — Paris. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 6. Nro. 85. Aus der Lebensluft. Von F. Nachtigall. — Anmerkungen über die, welche Predigten lesen. Von — ß. — Karthago's Fall, dargestellt von Prof. Keyser in Augsburg. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin. Nro. 86. Zeichen der Zeit in Blicken auf die englische Literatur. Von — t. — Karthago's Fall, dargestellt von Prof. Keyser in Augsburg. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 87. Reise nach Batavia in den Jahren 1802 — 1806. Von Ch. Fr. Lombe. Erstes Kapitel. Von Fischer. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. — Korrespondenz-Nachrichten aus Petersburg. Nro. 88. Umrisse vom Haag. 2. Von S. J. . . r. — Ueber Fool. — An Scriba. (Beide von Hg.) — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg, Paris, Braunschweig und aus der Schweiz. Nro. 89. Die Frösche. Von J. G. Jacobi. — Reise nach Batavia in den Jahren 1802 bis 1806. Zweites Kapitel. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg, Kassel. Ebarade. — Logogryph. — Auflösung der Charade und des Logogryphs in Nro. 83. Nro. 90. Spitteler. — Dankruf. Reime für Ehrgeizige. (Beide von Hg.) — Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 9. — Nro. 91. Anthologie aus Intelligenzblättern, Von B. M. und Lep. — Spitteler. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg, Rom. Nro. 92. Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. (Forts.) — Reise nach Batavia in den Jahren 1802 bis 1806. Drittes Kapitel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg, Berlin. Nro. 93. Spitteler. (Forts.) — Reise nach Batavia in den Jahren 1802 bis 1806. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel. Nro. 94. Die letzte Pest in Marocco. (Nach Jackson.) — An die Frau Generalin von **. Von J. G. Jacobi. — Spitteler. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin und aus der Schweiz. Nro. 95. Hirt, das Kamel der Wüste, das Ebamälion und die Strauchjagd. (Nach Jackson.) — Spitteler. (Beschl.) Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin und aus der Schweiz. — Ebarade. — Auflösung der Charade und des Logogryphs in Nro. 89. Nro. 96. Reise eines Schriftstellers von Berlin in das Riesengebirge. (Forts.) — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Beschl.) Korrespondenz-Nachrichten aus Würzburg. — Nro. 97. Ideen über die Ursache der Durchsichtigkeit des Glases und mancher anderer Körper, in Beziehung auf eine neue Farbentheorie. — Dem anonymen Kritikaster. Von Hg. — Reise eines Schriftstellers von Berlin — in das Riesengebirge. — Korrespondenz-Nachrichten aus Leipzig. — Berichtigung. Nro. 98. Zur Literatur der Liebe. (Beschl.) Von Fischer. — An Zabig — der Blonderta Schweyer nannte. Von Hg. — Reise nach Batavia in den Jahren 1802 bis 1806. Viertes Kapitel. — Ideen über die Ursache der Durchsichtigkeit des Glases und mancher andern Körper ꝛc. (Forts.) — Ebus im Donnerwetter. — Snowe. (Beide von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 99. Ueber den Zustand der Israeliten im Königreiche Westphalen. Von P. — Ideen über die Ursache der Durchsichtigkeit des Glases und mancher andern Körper ꝛc. (Beschl.) — Reise

Digitized by Google

nach Batavia in den Jahren 1802 bis 1806. Viertes Kapitel. (Beschl.) — Notiz. Nro. 100. Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. (Forts.) — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 — 1810. (Forts.) — Notiz. Von Rio. — Correspondenz-Nachrichten aus St. Petersburg. Nro. 101. Reise nach Batavia in den Jahren 1802 bis 1806. Fünftes Kapitel. — Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 98. Nro. 102. Bei meinem Ofen, im Januar 1811. Von Fritz von Ludwig, Kanonikus. — Petrarka, als Reisebeschreiber. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 103. Moritz. Von K. A. V. — Freigebige Liebe. Von Hg. — Petrarka, als Reisebeschreiber. (Beschl.) Von C. A. Peschek. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 1.

Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 6tes St.

Inhalt.

I. Abriß der Geschichte der Republik Genf, während des achtzehnten Jahrhunderts. . . . 101
II. Tagbuch des französisch-östreichischen Feldzugs im Jahre 1809. (Forts.)
Siebenter Abschnitt. Nachspiele des Kriegs und nächste Folgen des Friedensschlusses bis zum Ende des Jahrs. . . . 135
III. Der letzte Akt des französisch-östreichischen Feldzugs im Jahre 1809. . . . 191
IV. Neutralität. Verhältnisse der Schweiz, im Jahre 1809.
3. Amtlicher Bericht über den Feldzug von 1808, zur Behauptung der Neutralität. . . . 268
V. Kleine historische Denkwürdigkeiten. . . . 286

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. Mai.

Inhalt. Nro. 104. Marlborough nach den Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus München, Stuttgart. Nro. 105. Die letzten Lebenstage der Königin Louise von Preußen. — Marlborough nach den Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beilage: Monats-Register vom April. Nro. 106. Die letzten Lebenstage der Königin Louise von Preußen. (Beschl.) — An die Nymphe Kallirrhoe. Von Neudeck. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Anekdoten. (Aus den Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. (Forts.) Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 107. Tintenzug. (Aus Jackson's Reisen.) — Kaufmanns Harmonichord. — Apologie. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Charade. — Auflösung der Charade und des Logogriphs in Nro. 101. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 10. Nro. 108. Ein Blick in das Bücherverzeichniß von der Ostermesse 1811. — Neue Kunstansichten. (Naturtreu authentischen Anekdoten.) — Marlborough nach den Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Riga, Paris. Nro. 109. Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 2. Nro. 110. Garve's letzter Brief an Kant. Von Morgenstern. — Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. (Forts.) — Verwunderung. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 111. Aus der erste Schwalbe. Von Ludw. Wellmers. — Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. (Forts.) — Marlborough nach den Schriften des Prinzen Eugens von Savoyen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Extra-Beilage Nro. 6. Nro. 112. Die Freude. Von J. M. S. — Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. (Forts.) — Marlborough nach den Schriften des prinzen Eugens von Savoyen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Frankenhausen in Thüringen, und Karlsruhe. Nro. 113. Reise eines Schriftstellers von Berlin in — das Riesengebirge. (Beschl.) Von K. Fischer. — Marlborough nach den Schriften des Prinzen Eugens von Savoyen. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Logogriph. — Charade. — Auflösung des Logogriphs in Nro. 107. — Beilage: Intelligenzblatt Nro. 11. Nro. 114. Der Blinde, oder die Strafe der Habsucht. Ein Mährchen der Scheherazade. Von Weisser. — Seltsame Frage. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom. — Beilage: Uebersicht der neuen Literatur Nro. 3. Nro. 115. Das Gebet. — Natur und Bluegel. (Beide von H. C. Boie.) — Der Blinde, oder die Strafe der Habsucht. (Forts.) — An die Götter. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart. Nro. 116. Beschreibung des Auto-da-Fe, welches im Junius 1680. bei der Vermählung Karl's II. zu Madrid gehalten wurde. Von Anton Wittmer. — Der Blinde, oder die Strafe der Habsucht. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 117. Ueber das sogenannte Wetterschießen. (Aus einem Briefe.) — Johann Joachim Christoph Bode. Von K. — An Glorietta. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Paris. Nro. 118. Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 119. Die Christensklaven in der Barbarey. Aus Jackson's Nachrichten vom Reiche Marocco.) — Anekdoten aus Intelligenzblättern. Von P. M. u. Lep. — Ueber das sogenannte Wetterschießen. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Darmstadt. Nro. 120. Aus dem Nachlasse des vormaligen herzogl. Würtemb. Reg. Präsidenten v. Hemmingen. Im Oct. 1747. — Philanthropische Wünsche. Von Julius. — Ueber das sogenannte Wetterschießen. (Beschl.) — Gnome. Von Hg. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Logogriph. — Auflösung des Logogriphs und der Charade in Nro. 113. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur. Nro. 4. Nro. 120. Die Sturmnacht auf dem Grinsel. (Aus dem alten Seebuche.) — Eugeniad, von H. Hirzel. — Das Leben und die Studien des Melchior Cesarotti. (Auszug aus den Memoire dell' Ab. Giuseppe Barbieri sulla vita e sugli studj dell' Ab. Melchior Cesarotti.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Augsburg. Nro. 121. Das Leben und die Studien des Abts Melchior Cesarotti. (Forts.) — Ueber den 65 Psalm des Benifaz. — An den alten Herrn von Franckreich Philipp IV., oder den Schönen, nebst der Antwort des Königs. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Würzburg. Nro. 122. Schlacht bei Tschesme, Gemälde von Philipp Hackert. Von Goethe. — Bitte, mich nicht durch Geschenke arm zu machen. Von Jean Paul Fr. Richter. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Die Canofinnsla. (Mit einem Kupfer.) Nro. 123. Einzelne Sittengemälde von Martinique aus dem Jahre 1790. — Das Leben und die Studien des Abts Melchior Cesarotti. (Beschl.) Von S—. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Strasburg. — Beilage: Uebersicht der neuesten Literatur

Digitized by Google

Nro. 5. Nro. 124. Curiose Schlußrede seines größern historischen Berichtes über die Fortschritte der Naturwissenschaften seit 1789. und über die gegenwärtige Lage derselben. Von U. -- Einzelnes Sittengemählde von Martinique aus dem Jahre 1790. (Forts.) -- Korrespondenz- Nachrichten aus Zürch. Nro. 125. Züge aus den Zeiten der Chevalerie. Von N--r. -- Nachruf. Von G. -- Einzelnes Sitten-Gemählde von Martinique aus dem Jahr 1790. (Beschl.) -- Postart mit Zwang leiden. Von Hg. -- Korrespondenz- Nachrichten aus Leipzig. -- Logogryph. -- Charade. -- Auflösung des Logogriphs in Nro. 119. Nro. 126. Erziehungs-Allerley, oder ein Brief an die Leser und Leserinn, die zweite verbesserte Auflage meiner Levana betreffend. -- Die Nachtigall bey Leipzig. Fortsezung der Fabel von Göttingk. Von Martoni Lagna. -- Reime des Zufalls. -- Notiz. Werke von J. K. Hack. -- Korrespondenz- Nachrichten von Rom, Zürch. Nro. 127. Das Glück der Verborgenheit. Von F. W. Gubitz. -- Erziehungs-Allerley, oder ꝛc. (Forts.) -- Herzens-Erleichterungen. Von Wrisser. -- Korrespondenz- Nachrichten aus Berlin, Rom. -- Beylage: Intelligenzblatt Nro. 12. Nro. 128. Die stille Welt. Von C. Graf. -- Erziehungs-Allerley. (Beschl.) Von Jean paul Fr. Richter. -- Korrespondenz- Nachrichten aus Paris, Zürch. Nro. 129. Briefe aus der Levante. Erster Brief. Von Fischer. -- Lob der Bewegung. Von v. Matthisson. -- Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1789 und 1810. (Forts.) -- Korrespondenz- Nachrichten aus Reval, Riga, Mecklenburg, Strasburg. Nro. 130. Kloster Ettenberg im Großherzogthum Berg. -- Vorläufige Nachricht von der Aufarbeitung in der Gegend des alten Veji. -- Korrespondenz- Nachrichten aus Berlin, aus der Schweiz, Karlsruhe.

Carlsruhe mit seinen Umgebungen. Topographisch, statistisch geschildert von Dr. Theodor Hartleben, Großherzoglich Badischem Regierungsrathe, erstem Kreisrathe des Pfinz- und Enz-Kreises, Mitgliede der Königl. Westphälischen und Bayrischen Akademien der Wissenschaften zu Göttingen und München, der Kaiserl. Königl. Akademie der Wissenschaften zu Erfurt, und der Hamburgischen Gesellschaft zu Beförderung nüzlicher Künste und Gewerbe Associirten.

In wenigen Jahren tritt die Epoche der hundertjährigen Jubelfeyer der ersten Haupt- und Residenz-Stadt der Großherzoglichen Staaten ein. Manche Residenzen deutscher Fürsten erloschen in diesem Jahrhunderte, das sich an thatenreichem Umfange in der Geschichte auszeichnet. Während andere Städte an ihren Vorzügen verlieren, wird Carlsruhe von einem Jahrzehnte zum andern blühender, an Merkwürdigkeiten reicher und durch weise Anstalten unter der sorgsamen Pflege des allverehrten Restors der deutschen Regenten der Stufe der Wellkommenheit stets mehr genähert. Zwar reisen noch immer Plane zur Größe und Schönheit; aber der Merkwürdigen ist bereits so viele, daß ein vollständiges Gemählde dieser jungeren der deutschen Residenz-Städte allgemeine Theilnahme ansprechen darf.

Alle bisherigen Darstellungen Carlsruhes waren, ungeachtet ihres schätbaren Gehaltes, nur leichte Umrisse. Der Vaterlandsfreund wünscht eine umfassende Beschreibung, welche ihm die Erste der Großherzogl. Badischen Städte in allen ihren einzelnen Theilen versinnlicht. Führen ihn sein Beruf oder eine edle Wißbegierde in deren Mitte, so bedarf er einer treuen Anleitung, um Einwohner, Verfassung und Anstalten kennen zu lernen. Viele Reisende, welche auf ihrem Wege zur französischen Kaiserstadt, Carlsruhe betreten, oder in den nahen Heilbädern Badens verlorne Gesundheit oder Vergnügen suchen, müssten bis jezt eine vollständige Charakterisik dieser anziehenden Hauptstadt. Den Statistikern überhaupt ist deren Schilderung um so wichtiger, da sie als Quz aller höheren öffentlichen Behörden durch Zeichnungen ihres Wirkungskreises Kenntniße der Verfassung und des Kulturstandes giebt.

Gründe genug, welche zum Versuche berechtigen, in einem, künftige Herbstmeße erscheinenden, Werke eine Lücke zu ergänzen, die bisher oft von In- und Ausländern bemerkt wurde. Unterzüge vor mehreren 4 schicken und übtragen aller Erkundung, welche alles Gemeinnüzige verbreiten, und die das publikum auf der dankbaren Erinnerung an sie kennen lernen wird, ist der Herausgeber dieses Werks um so mehr in den Stand gesezt, treue Darstellungen zu geben, als ihm seine jezigen Amts-Verhältnisse die topographisch statistische Kenntniß dieser Haupt- und Residenzstadt zum Bedürfniß machten.

Historische Blicke in die Vorzeit, vergleichende bescheidene Bemerkungen über die Gegenwart und leise Berührungen schöner Zukunft werden in einem einfachen, aber gefälligen Style den an und für sich oft trockenen topographischen oder statistischen Zeichnungen Würze geben. Hier vorläufig nur eine Skizze der Gegenstände im Allgemeinen, welche Carlsruhes Panorama bilden sollen:

Geographische Lage der Stadt. politeyliche Eintheilung. -- Straßen. Vorzügliche Gebäude, Gärten ꝛc. Einwohner. physischer Zustand. -- Bevölkerung. Wirkungen des Klimas, der Lage, der Nahrungsmittel, Getränke, der Witterung ꝛc. -- Anstalten zu Erhaltung und Beförderung des physischen Wohls, so wie für die Annehmlichkeiten des Lebens. politischer. -- Landesherrschaft, Orden, Hofstaat. -- Ministerien. Militär-Departement. Landes- und Kreisstellen. -- Adel. Bürgerschaft. -- Uebrige Einwohner. Geistiger. -- Kultur und Sitten. Bildungsanstalten. Literarische Institute. Schriftsteller, Künstler, Kunstsammlungen, Buchhandel ꝛc. -- Gewerbs- Industrie nach ihren verschiedenen Zweigen. Verfassung. Bürgerliche. -- Gemeinde-Verfassung überhaupt. Gesezе. Oeffentliche städtische Autoritäten. Justiz. Polizey. Steuerwesen ꝛc. Militärische. -- Garnison, Bürger-Militär-Corps. Geistliche. -- Kirchliche Eintheilung, rechtliche Verhältnisse, Anzahl und Diener der verschiedenen Glaubensbekenntnisse. Umgebungen. Durlach, Gottesau, Mühlburg, Beyertheim ꝛc.

Jeder Gegenstand, welcher Art er auch sey, wird unter diesen Rubriken seine geeignete Stelle finden. Beigefügt werden ein alphabetisches Verzeichniß der Schriftsteller und ihrer Werke, der Hausteigenthümer, der Künstler, Kaufleute und Handwerker. Ein besonderes Anhängе liefert ein Verzeichniß der Wohnungen aller Staats- und Stadtbeamten, der Gasthöfe, posten und Boten. Dieser wird jährlich als Taschenbuch für Freunde erneuert.

Dieses Werk wird nur einen Band bilden, dessen Stärke noch nicht bestimmt werden kann. Es wird auf ganz weiß gutes Papier mit schönen neuen Lettern gedruckt, und überhaupt in typographischer Hinsicht die größte Sorgfalt darauf verwendet. Ein Grundriß der Residenzstadt Carlsruhe, nebst einigen Kupfern, die schönsten Gegenden der Stadt vorstellend, gearbeitet von einem rühmlich bekannten Künstler werden das Gemählde Carlsruhs zieren. --

Wer ein Exemplar auf Postpapier wünscht, beliebe es uns baldigst anzuzeigen, da nur so viel Exemplare dir dieses Papier gedruckt werden, als bestellt sind.

Zu denen, vor Erschrinung des Werks bestellten Exemplaren, geben wir die ersten Kupferabdrucke. Auch genießen die Besteller jener Exemplare noch den Vortheil: daß sie dieselben um 1 wohlfeiler erhalten, als der nachherige Preis wird.

Carlsruhe, im May 1811.

Macklots Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt
der
Süd-Deutschen Miscellen
für
Leben, Literatur und Kunst.
1811.

Nro. 3.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 7tes Heft.

Inhalt.

I. Neutralitäts-Verhältnisse der Schweiz, im Jahre 1809.
3. Amtlicher Bericht über den Feldzug von 1809, zur Behauptung der Neutralität. (Fortsetzung) 197
II. Abriß der Geschichte der Republik Genf, während des achtzehnten Jahrhunderts. (Beschluß) 220
III. Beyträge zur geheimen Geschichte der französischen Policik unter Ludwig XVI.
3. Der Pariser Friede 1783. 265
4. Ludwig XVI geheime Unterhandlungen mit dem Kaiser Leopold II. 294

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. Juni.

Inhalt. Nro. 131. Briefe aus der Levante. Zweyter Brief. — Das Licht und das Leben der Zahl. — Gnomen und Epigramme. Von C. — Kurzer Bericht über englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Petersburg, Berlin, Zürich. — Charaden. — Auflösung des Logogriphs und der Charade in Nro. 125. Nro. 132. Der Lügner. Von Kotzebue. — Gedanken bey'm Federschneiden. (Aus Meißners Nachlasse.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. Nro. 133. Aechte Größe. — Der Lügner. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Salzburg, Osterode. — Beylage: Monats-Register vom Mai. Nro. 134. Nachtrag zu A. F. Fourcroy's Leben. — Der Lügner. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 135. Die Rückkehr der Pförtnerin. Eine Legende. Von Amalie v. Helwig. — Nachtrag zu A. F. Fourcroy's Leben. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 136. Seelenwandel. Von Horstig. — Briefe aus der Levante. Dritter Brief. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel. Nro. 137. Ausschließliches Studium der alten Literatur auf den englischen Schulen. — Briefe aus der Levante. Vierter Brief. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Charaden. — Auflösung der Charaden in Nro. 131. Nro 138. Die Reise nach Kölln. — Zustand der Neger in Demerary. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg. Nro. 139. Nach Jean Froissart. Von Schr. — Die Reise nach Kölln. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Paris. Nro. 140. Ausstellung von Kunstwerken in Zürich. — Die Reise nach Kölln. Von Kotzebue. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 141. Reise zweyer jungen deutschen Mahler und ihrer Freunde nach Rafaels Vaterstadt. (Hierzu das Kupfer) — An Theoda. Von Hg. — Die große Linde zu Neustadt am Kocher. Von E. Geß. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 142. Reise zweyer jungen deutschen Mahler und ihrer Freunde nach Rafaels Vaterstadt. (Beschl.) — Ἐπινίκια διὰ τὴν ἅλωσιν τοῦ Ῥουστζουκίου καὶ Γιργέβου. — Korrespondenz-Nachrichten aus Mannheim. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur. Nro. 6. Nro. 143. Wie frühe ward Homer in Deutschland bekannt? (Ein Nachtrag zu Heerens Geschichte der klassischen Literatur und Ruhkopfs Geschichte des Schulwesens in Deutschland. Von J. W. Petersen. — Sophokles. Von F. Treitschke. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, dem Großherzogthum Berg. — Räthsel. — Charade. — Auflösung der Charaden in Nro 137. Nro. 144 Geschichte eines Einsiedlers auf Monserrat. (Bruchstücke einer Reisebeschreibung. — Ein originelles Fuhrwerk. Von J. K. Höck. — Gnome. (Nach Boufflers.) Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Stuttgart. Nro. 145. Brief aus der Levante. Fünfter Brief. — Geschichte eines Einsiedlers auf Monserrat. (Beschl.) Von Anton Niemeyer. — Korrespondenz-Nachrichten aus Mannheim. Nro. 146. Almanah. Ein arabisches Neujahrsgeschenk. IV. Die Sterne. — Anekdoten. — Notiz. — An Charlotten. — Seyn und Schein. (Beyde von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Mannheim, (Forts.) Stuttgart. Nro. 147. Sehnsucht. Von G. C. Richter. — Briefe aus der Levante. Sechster Brief. — Etliche Bemerkungen über die jetzt lebenden brittischen Dichter. — Korrespondenz-Nachrichten aus Mannheim, (Beschl.) Straßburg. — Nro. 148. Dem Vergessen. Abendlied eines Klausners. Von C. Graß. — Liebeslied eines schwäbischen Bauern. Von G. — Gastronomica. — Von J. K. Höck. — Etliche Bemerkungen über die jetzt lebenden brittischen Dichter. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 149. Fernow an Mat-

Digitized by Google

thissen. Rom, 1797. — Einige Bemerkungen über die jetzt lebenden deutschen Dichter. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Räthsel. — Charade. — Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 143. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 15. Nro. 150. Ausflucht nach Wien im Mai 1811. I. Von R b c. — Räthselreim. Von Ha. — Historisches Allerley. Von Prof. Feyler in Augsburg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Nürnberg. Nro. 151. Der Schwan. Von Heilmann. — Ausflucht nach Wien im Mai 1811. II. Von R b c. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris. Nro. 152. Die Wünschelruthe. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 153. Stellen aus Roth's Lobschrift auf Joh. v. Müller. — Die Wünschelruthe. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Straßburg, Paris. Nro. 154. Das Frohnleichnamsfest in Wien 1811. Von R b c. Anekdote. Von C. F. Pockels. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 155. Der erste Rebhuhn. Von F. C. Boll. — Korrespondenz-Nachrichten aus Königsberg in Preußen, und Frankfurt. — Charaden. — Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 149. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 14.

Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 7tes Heft.

Inhalt.

I. Beyträge zur geheimen Geschichte der französischen Politik unter Ludwig XVI. (Beschluß)
5. Holländische Angelegenheiten. 5
6. Türkische Angelegenheiten. 15
II. Codex diplomaticus zu den zweiten Abschnitt der Geschichte des Krieges zwischen Dänemark, Großbritanien und Schweden. 25
III. Historische Gedanken über den Vertheidigungskrieg. 71
IV. Kleine historische Denkwürdigkeiten.
1. Berichtigung der Aufsätze über das Friedthal, IV. Stück S. 99. und V. Stück S. 200 der europ. Annalen 1808. Von Karl Jahrländer
Prinzipal des Kollegiums in Weissenburg 86
2. Berichtigungen des Tagbuchs des französischösterreichischen Feldzugs im Jahr 1809 im 1ten Stück der europ. Annalen, Jahrgang 1811.

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. Juli.

Inhalt.

Nro. 156. Monte Video. — Fragmente aus Briefen über die Tendenz der wissenschaftlichen Bildung zu Berlin. 1. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Paris. — Beylage: Monats-Register vom Juni. Nro. 157. Wunsch. — Mein A B C. Nach Boufflers. Von G. — Fragmente aus Briefen über die Tendenz der wissenschaftlichen Bildung zu Berlin. 2. — Monte Video. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 158. Drey Original-Briefe Voltaire's an die Gräfin von Bentinck. — J. an Lotten. — M. an Hyslomelen. (Beyde von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Paris. Nro. 159. Mein Hüttchen. Von Max Wild. — Ausflucht nach Wien im Mai 1811. III. Von R b c. — Fragmente aus Briefen über die Tendenz der wissenschaftlichen Bildung zu Berlin. 3. Von Autaxias. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 160. Landung in Gibraltar. (Aus Bolingbroke's Reise nach Demerara.) — Auszug eines Briefes des Senators Gregoire, Bischofs von Blois, an einen Freund im nördlichen Deutschlande. — Pope's treuer Narquis. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris. Nro. 161. Spaltberung der Feste zur Feyer der Geburt des Königs von Rom am 8. 9. und 15ten Juni 1811. — Le Bouilly's Contes à ma fille. — Korrespondenz-Nachrichten aus Prag. — Charaden. — Auflösung der Charaden in Nro. 155. Nro. 162. Der Gastfreund. Legende. 1. Von A. F. E. Langbein. — Die Stadt Lima und ihre Umgebungen. Von U. — Notizen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 7. Nro. 163. Bemerkungen über allgriechische Völker. Von D. Wachsmuth. Der Gastfreund. 2. Von A. F. E. Langbein. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 164. Religionsgesänge und Lieder, und über die Literatur des Kirchengesanges. — Der Gastfreund. 3. 4. Von A. F. E. Langbein. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Karlsruhe. Nro. 165. Einige Züge aus den Zeiten der Ehevalerie. 5. Von Reuhofer. — Religionsgesänge und Lieder ꝛc. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 166. Der Graf Ulrich. Buchhorn und seine Gemahlin Wendelgard. Von Mc. — Ueber Religionsgesänge und Lieder. (Beschl.) — C. — Trost für Viele. Von J. K. Hoë. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Paris. Nro. 167. Kloster Maulbronn. 1805. Von Δ. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel. — Logogriphen. — Auflösung der Charaden in Nro. 161. — Briefe über Hamlet. 1. — Ausflucht nach Wien im Mai 1811. IV. Von R b c. — Korrespondenz-Nachrichten aus Koppenhagen. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 15. Nro. 169. L'Institut de France, im April 1809. (Aus einem Briefe von Morgenstern, Minnelied. Nach Hilbolt von Schwangau. Von H g. — Sonderbarer Diebstahl. — Zur Geschichte der Sittenpolizey. — Die Pyramide bey Trieste. (Beyde von J. K. Hoë.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Koppenhagen, Leipzig. Nro. 170. Ueber einen öffentlichen Angriff auf Pestalozzi's Karakter. Sch. Schacht-Lektion im Physiognomischen Institute zu London. — L'Institut de France, im April 1809. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Mannheim. Nro. 171. Fragment einer akademischen Rede. — L'Institut de France, im April 1809. (Beschl.) — Geschichte der Stammbücher. — Kunstfertigkeiten der Blinden. (Beyde von J. K. Hoë.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 172. Kardinal Caprara. — Briefe über Hamlet. 2. — Der Markt in Greek. (Aus Bolingbroke's Reise nach Demerara.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 16. Nro. 173. Ueber die Schriften der Baronin de la Motte Fouque. — Hans Barnhagen. — Die Schneckenschale. Von Horn. — Briefe über Hamlet. 3. Von A. J. K. — Amos und Harpagon. Von H g. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. (Forts.) — Logogriph. — Charade. — Auflösung der Logogriphe in Nro.

Digitized by Google

Nro. 164. Lied der Akademiker bey der Ankunft Sr. Hoheit des Herrn Erbgroßherzogs Karl Ludwig Friedrich von Baden zu Freyburg am 19 Mai 1811. Von Jacobi. — Ausführliche Beschreibung dessen, was sich zwischen Sr. kais. Maj. Leopold I. und den main ländischen Cavalierr, Jos. Franz Borri, den 28 April 1670 in der kaiserl. Residenz zu Wien zugetragen hat. — Korrespondenz-Nachrichten aus Salzburg, Bamberg. Nro. 176. Der neue Kurhau zu Wiesbaden im Mai 1811. — Kaiser Leopold I. und Cavalier Joseph Franz Borri. (Forts.) — Ueber Spuck. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. (Forts.) Nro. 196. Heilige Klage um Friedrich Schiller. Von Karl Graf. — Der neue Kurhau zu Wiesbaden, im Mai 1809. (Beschl.) Von S — ch. — Luftschiffe im 9ten Jahrhundert. Von J. F. Höck. — Der Parasit zu Hause. — Grabschrift eines Landmanns. (Beyde von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Karlsruhe, Wien. — Musikalische Anlage: An Julie, von Haug, komponirt von Schweigler, dem ältern. Nro. 177. Kaiser Leopold I. und Cavalier Joseph Franz Borri. (Forts.) — Nachlese. Von L. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Zug. Nro. 178. Pompejus und Cäsar. Nach Livius, Suetonius rc. L. — Nigrer von Fred. v. Biedenfeld 1807. — Kaiser Leopold I. und Cavalier Joseph Franz Borri. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 179. Christlied. Von Friz v. Ludwig, Kanonikus. — Kaiser Leopold I. und Cavalier Joseph Borri. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Zug. (Beschl.) Von G. v. M***. — Charade. — Logogriph. — Auflösung des Logogriphs und der Trug-Charade in Nro. 173. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 17. Nro. 180. Ueber den Luxus der Athenienser. Nach Levesque. Von D. Michaelis. — Berichte aus München. L. Wissenschaften. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Wien. Nro. 181. Merkwürdiges oder karakteristisches Einzelne aus dem Leben von Angelica Kaufmann. — Ueber den Luxus der Athenienser. (Beschl.) Von Frd. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg. Nro. 182. Lebensplan. Von F. W. Gubitz. — Merkwürdiges oder karakteristisches Einzelnes aus dem Leben von Angelika Kaufmann. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Berichte aus München. II. Kunst. III. Theater. — Berlin.

Allgemeine Justiz- und Polizey-Blätter, von dem Regierungs- und Kreisrathe Hartlieben.

July 1811.

Inhalt.

75tes Stück. Sendschreiben sämmtlicher Hunde zu D—ch an den Nachrichter allda. — Antwort des Nachrichters. — Heilung der Wasserscheu. — Verbot des Hausirens in Oesterreich. 74tes Stück. Vollständiges Handbuch der Staatswirthschaft und Finanz, ihrer Hülfsquellen und Geschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf die neueste französisch-, baierisch-, westphälische rc. Gesetzgebung und Literatur; von Dr. Johann Paul Harl. Erlangen. 2 Theile. 1810. — Hauptmomente aus der Darstellung der Lage des französischen Reichs in Hinsicht der Staatsverwaltung. — Neueste Organisation der höhern Staatsbehörden in dem Königreiche Würtemberg. 75tes und 76tes Stück. Großherzoglich Badische Instruktion über die zweckmäßigste Errichtung und Unterhaltung der Blitzableiter. — Instruktion. Die Geschäftsführung in Sachen der Brandversicherungs-Anstalt im Königreich Baiern betreffend. — Oeffentliche Prüfung der Zöglinge des Blinden-Instituts in Wien. — Code über die Competenz der öffentlichen Autoritäten in Frankreich; von Jourdain Paris 1811. — Verbot, Raketen mit hölzernen Stäben oder sonstigen harten Körpern in Frankreich zu verfertigen. 75tes Stück. Instruktion. Die Geschäftsführung in Sachen der Brandversicherungs-Anstalt im Königreich Bayern betreffend. 76tes und 77tes Stück. Ueber die Nothwendigkeit eines Acker-Gesetzbuches, von dem Herrn Geheimrathe Grafen Julius von Soden. — Beylagen zu der Instruktion, die Geschäftsführung in Sachen der königl. Bayerischen Brandversicherungs-Anstalt betreffend. — Neue Maaßregeln gegen die Verheyrathungen der Heuschrecken in Rom. — Aufforderung des Bischofs von Pisa an die Geistlichkeit, die Bevölkung der Regierung für Volks-Aufklärung durch ihre Mitwirkung zu unterstützen. 78tes Stück. Medizinal- und Wohlthätigkeits-Anstalten in dem Departement des Donnerkrieg. 79tes und 80tes Stück. Interessante Zeichnung berüchtigter Gauner und Spitzbuben, die im Königreiche Westphalen und den benachbarten Gegenden sich furchtbar gemacht haben; oder Klaus und Georg, die Brabanter und Niederländer mit ihren Gehülfen. — Belehrung über die Rechte und Freyheiten der Gallikanischen Kirche. — Thüringer Bericht der Austrocknung der Sümpfe im Königreich Neapel. — Zucker-Syrup aus Roggen und Gerste im Königreich Westphalen. — Neufchateler Dekret, die Deckung der ausser Kurs gesetzten und niedergelegten Scheidemünzen betreffend. 81tes Stück. Königl. würtemberg. Verordnung wegen künftiger Administration der geistlichen und Armen-Verwaltungen, ingleichen der öffentlichen Stiftungen. — Medizinalwesen und Wohlthätigkeits-Anstalten in dem Departement des Donnersberg. 82tes Stück. Die Familie Kreutz. — Die Familie des grossen Conrads. — Verbot des öffentlichen Badens in der Elbe und den kleinern Flüssen um Dresden, und Errichtung zweyer grossen, mit hölzernen Wänden umgebenen Bäder in der Elbe, deren jedes 60 Personen fasst.

Stuttgart und Tübingen in der Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 8tes Stück.

Inhalt.

I. Ueber die Operation des Grafen Gyulai, als Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen des Verf. der „Darstellung der Schlachten auf dem Marchfelde."
II. Anmerkungen über die im 8ten und 10ten Stück der europäischen Annalen Jahrgang 1810 enthaltene Darstellung der Schlachten auf dem Marchfelde.
III. Auszüge aus einem wenig gekannten Buche.
IV. Berichtigung.
V. Kleine historische Denkwürdigkeiten. 1) Nicolaus Machiavellis Instruktion für Raphael Girolami (seinen Landsmann) als derselbe zum ersten male in gesandschaftlichen Angelegenheiten an den spanischen Hof (Kaiser Karl V. 1519 — 1558) verschickt wurde. 2) Abschrift eines Originalbriefes des berüchtigten Marschalls de Saxe.

Digitized by Google

Morgenblatt für gebildete Stände 1811. August.

Inhalt.

Nro. 183. Die Wundernacht in Arabien. (Aus den Gedichten der Helmina Christina von Chézy.) — Merkwürdiges oder charakteristisches Einzelnes aus dem Leben von Angelica Kaufmann. (Beschl.) Von K Gr. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 184. Die Wundernacht in Arabien. (Beschl.) — Nachlese. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Beylage: Monats-Register vom Juli. Nro. 185. Bemerkungen auf einer Reise durch die Moldau. Von Bathyany. — Korrespondenz-Nachrichten aus Freyburg. — Charaden. — Auflösung der Charade und des Logogriphs in Nro. 179. Nro. 186. Athenodorus. Griechische Legende, von Schubart. — Anekdote. Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. — Veit, Faust und Alkuf. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Straßburg, Berlin. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 18. Nro. 187. Das Erwachen des Menschengeschlechts, von Büffon. — Athenodorus. (Beschl.) Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 188. Das Erwachen des Menschen-Geschlechts, von Büffon. (Beschl.) Von Vosk. — Freundschaft von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Langenburg. Nro. 189. Zwey Briefe von Fernow an Matthison. — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines nordischen Reisenden. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 190. Himmelswallen. Von F. Bothe. — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines nordischen Reisenden. — Historische Miszellen. Von Neuhofer. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. Nro. 191. Himsy's Klagen der Liebe. — Bruchstücke aus dem Tagebuche eines nordischen Reisenden. (Beschl.) — Der Rosenkuchen. Von Neuhofer. — Korrespondenz-Nachrichten aus St Petersburg, Paris. — Charaden. — Auflösung der Charaden in Nro. 185. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 8. Nro. 192. Almanach. Ein arabisches Neujahrsgeschenk. V. Die Pyramide. — Das Konfirmations-Fest in der neugegründeten protestantischen Gemeinde zu Dudersladt. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, und M**. Von R. — Berichtigung. Von Weissfer. Nro. 193. Der Hochzeittag (Aus den Papieren des Grafen D...) — Prinz Eugen von Savoyen an den Fürsten Adam von Liechtenstein. — Das Konfirmations-Fest in der neugegründeten protestantischen Gemeinde zu Dudersladt. (Beschl.) Von W. G. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg. Nro. 194. Die Sprachen. Von R. — Der Hochzeittag. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg. Nro. 195. Gräme dich um keinen Gedanken. Von Horstig. — Der Hochzeittag. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 196. Rede, welche der Dechant der Stadt Mannheim, Herr Spielberger, den 20. Juli 1813 am Grabe des verstorbenen Schauspielers Hrn. Böck gehalten hat. — Iffland's Brief an Hrn. Spielberger. — Der Hochzeittag. (Beschl.) Von Anton Nzemeyer. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Kopenhagen, Paris. Nro. 197. Georg Ludwig Spalding. — Karakteristisches aus Rom, oder Tagebuchfälle. Vom Juli 1811. 1. 2. — An Delia. — Dedicaties. (Gerade von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Koppenhagen. (Beschl.) Wien. — Charaden. — Auflösung der Charaden in Nro. 191. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 19. Nro. 198. Der Bruder Johannes von Vicenza. — Karakteristisches aus Rom, oder Tagebuchfälle. 3. 4. — Bemerkungen über den Aufsatz im Morgenblatte Nro. 197: Georg Maulbronn. — Kurzer Bericht über die englische Literatur in den Jahren 1809 und 1810. (Beschl.) Korrespondenz-Nachrichten aus Prag. Nro. 199. Hoffnung. — Liebe und Religionsstalk. Ein Beytrag. — Erinnerung an die Minnesänger. — Der Bruder Veit und sein Vicenza. (Beschl.) — Von C. — Karakteristisches aus Rom, oder Tagebuchfälle. — 5. Korrespondenz-Nachrichten aus Kopenhagen. Nro. 200. Der jetzige Zustand von Kamtschatka. Nach v. Krusenstern's neuesten Nachrichten. — Kriegslied der Hussiten. — Sie am unrechten Orte. Von F. K. Hück. — Korrespondenz-Nachrichten aus Baden, bey Rastadt. Nro. 201. Klugheit an ihren feinen Jünger. Von v. Ludwig. — Kanonikus. — Der jetzige Zustand von Kamtschatka. (Forts.) — Weiser Entschluß. — Grabschrift. (Von Hg.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Pesth, Baden, bey Rastadt. (Beschl.) Nro. 202. Die Liebe. An den Abt Vogler. Von C. Schreiber. — Der jetzige Zustand von Kamtschatka. (Forts.) — Der muthige Dieb. Von v. Kotzebue. — Das Fest der Antonio Cremita. (Hierzu das Kupfer.) — Korrespondenz-Nachrichten aus München, Paris. Nro. 203. Die Erneuerte. Von Kotzebue. — Liebe und Religion. (Beschl.) Von C. A. Heschek. — Nachlese. Von Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Charaden. — Logogriph. — Auflösung der Charaden in Nro. 19. Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 20. Nro. 204. Frühe Mahdild. Von Carl Graf. — Der jetzige Zustand von Kamtschatka. (Forts.) — Ein Mann, ein Wort. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Hamburg. Nro. 205. Im tiefen Grunde. Von E. v. L. — Der jetzige Zustand von Kamtschatka. (Forts.) — Gleichenäuren während eines Gewitters. Von O. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. Nro. 206. Das Verlieb den Essing. Von Fr. — Der jetzige Zustand von Kamtschatka. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Petersburg, Topitz. Nro. 207. Entzweiten. — Weissfer. — An den Herausgeber. Von v. Kotzebue. — Reichthum und Entsagung. Von Prof. Keyser. Korrespondenz-Nachrichten aus Töplitz. (Beschl.) Von Rom. Nro. 208. Schloß Bentheim. Von K. A. Varnhagen. — Ueber die Würde des Weibes im Kreise des häuslichen Lebens. — Die Gebrüder Weissfer in Heidelberg. Von Horstig. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 9. Nro. 209. Hülfe in Noth. Von H. — Ueber die Würde des Weibes im Kreise des häuslichen Lebens. (Beschl.) Von U. — Karakteristisches aus Rom, oder Tagebuchfälle. 6. 7. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris. — Logogriph. — Auflösung der Charaden in Nro. 197.

Ueber
Gymnasialbildung
oder
Auftrag, Inhalt und Organismus
der Mittelschule
in ihrem gesunden Bestand
von Nicolaus Sander
Großh. Bad. Ministerial- und Kirchenrath.
gr. 8. Carlsruhe 1812. 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.
ist in der Müllerschen Hofbuchdruckerey und Verlagsbuchhandlung in Carlsruhe erschienen und in der A. E. Hermannischen Buchhandlung in Frankfurt am Main in ihrem eigenen Verlag zu haben.

Digitized by Google

Intelligenz-Blatt
der
Süd-Deutschen Miscellen
für
Leben, Literatur und Kunst,
1811.

Nro. 4.

Unterzeichneter hat den noch vorräthigen Verlag der bisher unter der Firma:

„des allgemeinen Pränumerations- und Subscrip-
„tions-Comptoirs in Mannheim"

bestandnen Buchhandlung, an sich gekauft, und bietet denselben Freunden der schönen und nüzlichen Literatur, in den heruntergesezten Preisen (welche aber nur bis zur nächsten Ostermesse 1812. gelten) hiermit an. Ein gedrucktes Verzeichniß, in welchem die Werke ausführlich angegeben sind, ist unentgeldlich zu haben. Dem ganz Unbekannten mit diesem Verlage, bemerke ich nur, daß solcher mehrentheils aus guten Uebersetzungen ausländisch-schöner Geister, als: Lucians Schriften 8 Bde., Lukans Pharsalia 2 Bde., Miltons Paradies 3 Bde., Shakespears sämmtliche Schauspiele 22 Bde., Tassos befreites Jerusalem 4 Bände, von Heinse, erhielt einen Preis von 80 Louisd'or, (in dreierley Ausgaben); Yoriks empfindsame Reise 4 Bde., Youngs Werke 6 Bde.; Pope Briefe nebst dessen Leben 5 Bde., Montague Briefe ꝛc., bestehen, die Schriften der deutschen Gesellschaft in Manheim 11 Bde., wovon der 11te Band 1809. erschien; das Leben großer Deutschen 6 Bde., (welche jedoch nur in Commission habe, und statt 6 fl. für 5 fl. bezogen werden kann,) so wie Peters vollständiges Werk über die Handlungswissenschaft, gr. 4. 80 Bogen stark 1 fl. 30 kr., gebunden 2 fl., zeichnen sich darunter auch als inländische Produkte aus, und verdienen sämmtlich der Ruhe entzogen zu werden, in welcher sie seit mehrern Jahren schlummerten.

Bernhard Körner
Buchhändler in Frankfurt am Mayn.

Anzeige für Theater und Theaterfreunde.

Ritter von Kleins dramatische Schriften 1r Band, gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Ich zeige nur einiges vom Inhalte hier an: Ueber Lessings Meynung vom heroischen Trauerspiel und über Emilie Galotti. Schilderungen trefflicher Schauspieler, Schröder, Toscani, Beil ꝛc. Die Räuber, ein Schauspiel. Wie nahe ist die deutsche Schaubühne ihrem Zwecke? Zu haben bei

Bernhard Körner
in Frankfurt am Mayn.

Pränumerations-Anzeige.

Schauspieler-Studien
ein unentbehrliches
Handbuch für öffentliche und Privat-Schauspieler, so wie für sämmtliche Kunstfreunde.

Wenn bei weitem der größere Theil der Schauspieler den Mangel an einer tieferen Einsicht in das Wesen seiner Kunst, welche die schwerste, complicirteste und umfassendste unter allen Künsten ist, so wie die nicht seltene Unlust zum praktisch-theoretischen Studium derselben (das Lernen und die oft nicht eben so künstlerische Beurtheilung seiner darzustellenden Rolle etwa ausgenommen) mit dem Vorwande zu rechtfertigen sucht, daß es ihm zur Zeit noch immer an einer eigentlichen, systematischen, faßlich dargestellten Anleitung zum Studium seiner Kunst gemangelt habe, so scheint diese Rechtfertigung in so fern in der That nicht ohne Grund zu seyn, als dasjenige, was bis jezt theoretisch über die Schauspiel-Kunst geschrieben worden, theils zu zerstreut, theils zu speculativ, zu einseitig, oder auch, (was am häufigsten der Fall gewesen seyn dürfte) zu oberflächlich gedacht gewesen ist, als daß es hätte fähig seyn sollen, zu einem ernsten, redlichen Studium dieser nie ganz auszulernenden, nie ganz zu ergründenden Kunst Anleitung zu geben.

Der Mangel an einem solchen systematischen Lehrbuche der Schauspiel-Kunst hat mich daher veranlaßt, alle die Ideen, welche ich mir im Wege eines mehr als zwanzigjährigen, fast unausgesezten Studiums jener Kunst zu eigen gemacht habe, zu einem Lehrgebäude zusammenzustellen, und somit eine eigentliche systematische Theorie der Schauspiel-Kunst zu entwickeln. Da sich jedoch der endlichen Vollendung und Erscheinung derselben, außer andern Schwierigkeiten, auch noch die, vielleicht nicht ungegründete Befürchtung entgegenstellt, daß ein solches, obgleich plan dargestelltes, doch auf einem rein philosophischen Wege gedachtes und geschaffenes Werk dem größeren Theile der Schauspieler zu abstract scheinen, und deshalb bei ihnen den beabsichtigten Eingang nicht finden dürfte; so habe ich mich entschlossen, unter dem Titel: Schauspieler-Studien, einen Vorläufer obigen Werks

Digitized by Google

herauszugeben und in dieselben nur die allgemeinsten, in dem Schauspieler höchst wissenswerthen Resultate, praktisch und mit Vermeidung jeder abstracten Ansicht dargestellt, niederzulegen.

Ob nun gleich dieses Werk unmittelbar nur für ausübende Schauspieler geschrieben worden ist; so schmeichle ich mir dennoch, daß dasselbe auch die Theoretiker befriedigen dürfte, so wie die darin herrschende klare und deutliche Methode ebenfalls den blosen Kunst-Freunden und Liebhabern eine Einsicht in diese allgemein verbreitete und allgemein genossene Kunst zu verschaffen, und den Urtheil über dieselbe zu berichtigen, im Stande seyn wird.

Um nun aber dieses Werk um so sicherer in die Hände der Schauspieler, zu deren Nutzen und Bildung dasselbe doch unmittelbar zunächst geschrieben worden ist, zu bringen, schlage ich hiemit den, einzig zu diesem Endzwecke führenden Weg ein, indem ich neulich alle löblichen Theater-Directionen (denen ja ohnstreitig an der Bildung der Schauspieler ohne Zweifel am meisten gelegen seyn muß) ersuche, die sämmtlichen Mitglieder ihrer respectiven Bühnen zur Vorausbezahlung auf dies Werk mit Ein ein Thaler sächsisch anzuhalten und mir den Betrag in Anweisungen auf hiesige Wechselhäuser, oder durch sonstige Gelegenheit, nebst den Namen der sämmtlichen Beförderer dieses Unternehmens, welche demselben vorgedruckt werden sollen, so bald als möglich zu übersenden. Der künftige Ladenpreis dürfte auf keine Weise unter 2 Rthlr. betragen. Das Werk selbst, welches übrigens unter meiner persönlichen Aufsicht auf das Allerkorrekteste in Groß-Oktav gedruckt und über ein Alphabet stark werden wird, sende ich postfrei nach Leipzig, von wo aus die respectiven Theilnehmer ihre Exemplare entweder durch Buchhändler, oder andere Gelegenheit auf ihre Kosten abfordern lassen müssen. Die spätere Erscheinung des Werks ist auf die Leipziger Ostermesse 1812. festgesetzt, zu welcher Zeit ich alsdann in öffentlichen Blättern diejenige Buchhandlung anzeigen werde, die die Verbreitung des Werks übernommen hat. Pränumeranten-Sammler sollen, auf ihr Verlangen, das sechste Exemplar frei haben. Schließlich merke ich noch an, daß derjenigen Theater-Directionen, die sich der Verbreitung des Werks am meisten unterzogen haben werden, besonders und mit der schuldigen Dankbarkeit erwähnt werden soll, so wie denn überhaupt das Pränumerantenverzeichniß so ziemlich als eine vollständige Liste aller deutschen Schauspieler anzusehen seyn dürfte. Übrigens bleibe die Vorausbezahlung höchstens bis zum 1sten Februar 1812. offen, und mit der Ostermesse tritt für die Nicht-Pränumeranten der übliche Ladenpreis ein.

Noch bemerke ich hier, daß diejenigen Schauspieler, welche etwa vor Ablieferung des Werks von der Direction, der welcher sie vorausbezahlen, abgehen sollten, auf den, jedem Pränumeranten auszustellenden Empfang-Schein, und durch jede andere Direction, bei welcher sie sich etwa engagirt haben dürften, ihre Exemplare in Leipzig abfordern lassen können.

Braunschweig im October 1811.

G. L. P. Sieberts.

Denjenigen Liebhabern der Jagdwissenschaft, welche Hartigs Lehrbuch für Jäger noch nicht kennen, zeigen wir hiemit an, daß der ersten Ausgabe, welche durch die zahlreichen Subscribenten erkauft wurde, nun eine zweyte unveränderte Auflage gefolgt ist, welche bei uns so wie in allen guten Buchhandlungen für 9 fl. zu haben ist. (Die Subscribenten erhalten das Exemplar für 5 fl. 30 kr.)

Stuttgardt und Tübingen den 27. Juni 1811.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stuttgardt und Tübingen. In der C. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

General-Karte des Königreichs Württemberg nach den 12 Landkreisen eingetheilt.

Man findet auf dieser Karte alle Ober-Aemter, Aemter, Kameral-Verwalrungen, Salzfaktoreien, Oberforstämter, Sitze der Oberforstmeister, evangelischen Superintendenzen, Dekanate, reformirte Dekanate, katholische Dekanate und Dekanats-Kommissariate der katholischen Kirche, Postämter, Poststationen, überhaupt alles angeführt, was zur schnellen und genauen Uebersicht des Königreichs und der verschiedenen Eintheilungen desselben erforderlich ist. Preis illum. 36 kr.

Landvogtey-Karte des Königreichs Württemberg nach den Bohnenbergerschen Karten und sonstigen Hülfsmitteln entworfen von C. von Seibold, Staabshauptmann rc. 16 Blatt: Landvogtey Rothenburg. Preis 2 fl.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1812., mit Beiträgen von Lafontaine, Pfeffel, J. D. Richter und andern. Mit einem niedlichen Frauenzimmer-Gebunden mit Goldschnitt und Subscriptionspreis 2 fl., Ladenpreis 2 fl. 24 kr.

Der Beifall den dieses Taschenbuch schon seit mehreren Jahren genießt, wird auch diesem Jahrgang zu Theil werden, indem sein äußerer und innerer Gehalt sich vortheilhaft auszeichnet. Von den prosaischen Aufsätzen dürfen wir nur die Namen der Verfasser: Buchholz, Lafontaine, J. D. Richter und Pfeffel nennen, um das Vorzügliche ihres Inhaltes zu verbürgen, und den Beiträgen von Lenz, Haug, Langbein rc., mehrere Gedichte aus dem Nachlaß von Pfeffel, so wie noch ein unedirtes von Schiller in diesem Taschenbuch zu finden.

Stuttgardt und Tübingen in der C. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 3tes Stück.

Inhalt.

I. Geschichte des Kriegs zwischen Dänemark, Großbritannien und Schweden. Dritter Abschnitt. Von der Räumung Seelands bis zur Kriegserklärung Schwedens. (Fortsetzung.) Codex diplomaticus zu dem dritten Abschnitt der Geschichte des Kriegs zwischen Dänemark, Großbritannien und Schweden.

II. Mémoires de Messire Martin du Bellai, servir à l'histoire du regne de François I. IX. An. 1541. in den Memoires de Martin et Guillaume du Bellai-Langei et publiés par Lambert. Tom. V. (à Paris 1755. in 8.) p.

III. Kleine historische Denkwürdigkeiten. 1.) De religione liber singularis Augustae Taurinae

typogr. sofletti. Anno MDCCCXI. 2.) Stand der königl. ungarischen Insurrektionsarmee im Jahr 1809. 3.) Waren außerhalb Westphalen hemliche westphälische Berichte (Weimargerichte), und hatten diese Berichte ihre Wahlstätten in hemlichen, besonders unterirdischen Gemächern?

Morgenblatt für gebildete Stände. 1811. September.

Inhalt.

Nro. 210. Die wüste Insel. — Ueber den Gebrauch lateinischer Inschriften an öffentlichen Gebäuden. Von — o —. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 211. Die Raubritter. Von C. — Die wüste Insel. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Pesth, München. — Beylage: Monats-Register vom August. Nro. 212. Almanah. Ein arabisches Neujahrsgeschenk. VI. Die Sfinx. — Die wüste Insel. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 213. Ueber den Zustand der Bewohner des Schweizer-Kantons Tessin. 2. — Die wüste Insel. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Prag. Nro. 214. Die wüste Insel. (Beschl.) Von D. Kotzebue. — Ueber den Zustand der Bewohner des Schweizer-Kantons Tessin. 2. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. Nro. 215. Streifereyen im Gebiet der Chroniken. Von Neuhofer. — Miszellen. Von J. K. Hök. — Korrespondenz-Nachrichten aus Prag. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 209. Nro. 216. Der Kampf. Von C. F. Pockels. — Amtsverwaltung eines muselmännischen Statthalters. Von W. — Versammlung der Schweizerischen Musik-Gesellschaft zu Schaffhausen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Karlsbad. — Nro. 217. Eudoxia Feodorowna Lapuchin, erste Gemahlin Peters des Ersten von Rußland. — Versammlung der Schweizerischen Musik-Gesellschaft zu Schaffhausen. (Beschl.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 14. — Nro. 218. Eudoxia Feodorowna Lapuchin, erste Gemahlin Peters des Ersten von Rußland. (Forts.) — Augusts-Reise 1811., oder Landgerichtsitzliches Allerley aus der Landgegend Roms. — Geistesflamme. Von Horstig. — Korrespondenz-Nachrichten aus Frankfurt, und aus der Schweiz. — Nro. 219. Die Schuhe der Apodoye. Von Friedrich Ritter. — Eudoxia Feodorowna Lapuchin, erste Gemahlin Peters des Ersten von Rußland. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Nro. 220. Eudoxia Feodorowna Lapuchin, erste Gemahlinn Peters des Ersten von Rußland. (Beschl.) — Malherbiana. Von L. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Strasburg. — Nro. 221. Die Laufbahn des Lebens. Am ersten Januar 1808. Von Lara Edern. — Der Sohn Herüberruf an Jacobi. Von Hg. — August-Reise 1811., oder karakteristisches Allerley aus der Landgegend Roms. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Straßburg. — Logogriphen. — Auflösung der Charade in Nro. 215. — Nro. 222. Gemählde von Warschau. 1. 2. — Auf Thatelet de Beauchateau. Von Hg. — Verse am unrechten Orte. Von L. — Ein lauter Geisterbeschwörung. Von J. K. Hök. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Nro. 225. Historisches Gemählde: Hagar in der Wüste, von Hrn. Plattner. — Gemählde von Warschau. 3. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Kopenhagen. — Nro. 224. Architektonische Paragraphen. 1. 2. 3. 4. 5. 6. Schlusen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, den Bädern von Pfeffers im Kanton St. Gallen, und aus Neval. — Nro. 225. Schubart an die Karschinn. — Architektonische Paragraphen. (Forts.) 7. 8. 9. — Der vollständige Petronius. — Sophokles und Erebilson. — Ariosto und Kardinal von Este. (Beide von J. K. Hök. — Skolie zum Sprechen. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgardt. — Nro. 226. Neuentdeckte Copie der Cena von Lionardo da Vinci. (Beschl.) Von Friederike Brun, geb. Münter. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgardt. — Charade. — Auflösung der Logogriphen in Nro. 221. — Nro. 228. Als er fürchtete, daß sie gestorben wäre. Von Goethe. — Gemählde von Warschau. (Forts.) 4. — Lyrart Gellerts Freundschaft. — Drey Anekdoten. (Aus Rödisches Skizzen des physisch-moralischen Zustandes Dalmatiens und der Buchten von Cattaro.) — Die Anbeter. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Riga. — Nro. 229. Die Besserung, oder Roman von zwey Fischen. Ein Mährchen aus der Wirklichkeit und Wundenwelt als Gegenstück zu Eginhards Reise nach Ehamouin. Erstes Buch. Erstes Kapitel. — Gemählde von Warschau. (Forts.) 5. 6. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Nro. 230. Almanah. Ein arabisches Neujahrsgeschenk. VII. — Die Besserung, oder Roman von zwey Fischen. Zweytes Kapitel. — Das Schaf und der Esel. Von J. K. Hök. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Berlin. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur. Nro. 10. — Nro. 231. Die Besserung, oder Roman von zwey Fischen. Erstes Buch, drittes Kapitel. Zweites Buch, erstes zweites und drittes Kapitel. — Nachlese. Von L. — Korrespondenz-Nachrichten aus Buchser bey Hotwol. — Nro. 232. Die Besserung, oder Roman von zwey Fischen. Drittes Buch. Erstes Kapitel. — Zur Geschichte der Electricität. Von J. K. Hök. — Französisch-literarischer Anzeiger. — Fools Bibliothek. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kopenhagen, und Buchser bey Hotwol. (Beschl.) Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 22. — Nro. 233. Die Besserung, oder Roman von zwey Fischen. Zweytes Buch drittes Kapitel. (Beschl.) Von Karl Graf. — Gemählde von Warschau 6. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Prag. — Charade. — Auflösung der Charade in Nro. 227. — Nro. 234. Nähere Aufschlüsse der zwey Friedens-Präliminarien zwischen Frankreich und Oesterreich vom 15 Octbr. 1766. betreffend. — Erkenntnis. Von Patrick. — Korrespondenz-Nachrichten aus Prag (Forts.)

Stuttgardt und Tübingen in der C. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Europäische Annalen 1811. 10s Stück.

Inhalt.

I. Versuch einer Beantwortung der Frage: „Wie kann

Digitized by Google

Oesterreich den Umlauf des baaren Geldes in seinen Staaten wieder herstellen? 85
II. Kleine historische Denkwürdigkeiten. 87
1. Kardinal Richelieu und der Vatican. 87
2. Gibraltar. 89
3. Diplomatische Galgenwaden. 89
4. Richelieu und Breteuil. 92
5. Diplomatische Rache. 94
6. Der Graf von Belle-Isle. 97
7. Ludwig XIV. und der Duc von Marlborough. 97
8. Der Prinz von Rohan zu Wien, und der Graf von Mercy zu Paris. 98

Morgenblatt für gebildete Stände 1811. October.

Inhalt.

Nro. 235. Mürtirer Abdallah und Sabat. Von H. — Ein Zug aus dem Leben Peters des Grossen und Karls XII. Tod (Aus Rober-Ker Porter travelling sketches etc. Skizzen einer Reise nach Rußland und Schweden in den Jahren 1805 — 8.) Von L. — Correspondenz-Nachrichten aus Kassel, Berlin, Prag (Beschluß.) — Nro. 236. Wenn ist, was ich mir durch Sorge aneigne. Von Horstig. — Ausflug von Rom nach Tibur. — Correspondenz-Nachrichten aus Regensburg, Berlin. — Nro. 237. Trinklied. — Ausflug von Rom nach Tibur. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, Regensburg. (Forts.) — Beylage: Monats-Register vom September. — Nro. 238. Ausflug von Rom nach Tibur. (Beschl.) Von Gustav Lossius. — Ein Seeabenteuer. — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — Nro. 239. Sollen die Recensenten sich nennen? Von Weisser. — Petrarca. Von J. K. Höck. — Puls Lob. An Probst. (Beide von Hg.) Correspondenz-Nachrichten aus Gotenburg, Regensburg (Beschluß.) — Räthsel. — Auflösung der Charade in Nro. 233. — Nro. 240. — Alte Liebe rostet nicht. I. — Berichtigung. Von Wagner, Hofkapell-Musikmeister. — Lauspaß. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Zürich. — Nro. 241. Herbstgedanken von Weisser — Alte Liebe rostet nicht II. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel, Wien, Zürich. (Beschl.) Bern. — Nro. 242. Liebeslied. Frei nach P. D. Le Brün. Von Hg. — Alte Liebe rostet nicht. III. — Erklärung an das Pestalozzische Institut. Von Abel Marian, Gregor Girard, Friedrich Trechsel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Nro. 243. Blick in das Bücherverzeichniß der Michaelismesse 1811. — Anekdoten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Pesth, Berlin, Kopenhagen. — Nro. 244. Alte Liebe rostet nicht. IV. — Ein Schreiben aus Athen, vom 22. Juni 1811. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kopenhagen. (Beschl.) — Nro. 245. Der Herbstmorgen. Von Neuffer. — Alte Liebe rostet nicht. V. Gedanken aus Vauvenargues. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Wien. — Logogriph. — Charade. — Auflösung des Räthsels in Nro. 239. — Nro. 246. Bathilde. — Ueber die (sogenannten) mimischen Darstellungen des Hrn. Patrik Peale zu Braunschweig. Von H. L. P. Sievert. — Korrespondenz-Nachrichten aus Mannheim, Paris. — Beylage: Intelligenz-Blatt. Nro. 25. — Nro. 247. Der Schatzgräber. Romanze. Von Schreiber. — Ueber die (sogenannten) mimischen Darstellungen des Herrn Patrik Peale zu Braunschweig. (Beschl.) Von H. L. P. Sievert. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Wien. — Nro. 248. Die Gräfin von Salisbury. Von Jakob. — Correspondenz-Nachrichten aus Berlin, Kopenhagen. — Nro. 249. Die Gräfin von Salisbury. (Beschluß.) — Correspondenz-Nachrichten aus Paris, Wien. — Nro. 250. Ueber die Liebe. Von U. (Beschl.) — Correspondenz-Nachrichten aus Zürich, Freiburg. — Logogriph. — Auflösung des Logogriphen und der Charade in Nro. 245. — Nro. 251. Die Gefahren der Einbildungskraft. Von v. Kotzebue. — Herr Priester Petrus in Westheim am Kocher. Von J. K. Höck. — Correspondenz-Nachrichten aus Bergamo, Berlin. — Beilage: Intelligenz-Blatt Nro. 24. — Nro. 252. Die Gefahren der Einbildungskraft. (Forts.) — Anleitung zum Landschaftzeichnen für Liebhaber in Aquarellen, von Christoph Knieps, gelogen von Friedrich Kaiser. Neapel 1811. — Correspondenz-Nachrichten aus Bergamo. (Beschl.) München. — Beylage: Ankündigung. Die allgemeine Naturkunde und Erdbeschreibung zu pädagogischen Zwecken und nach Grundsätzen der Erziehungs-Anstalt in Hofwyl, bearbeitet von W. Albrecht. Erster Theil. — Nro. 253. „Akademie" und „Akademiker," was von Beyden zu halten. Von B. J. F. n. — Die Gefahren der Einbildungskraft. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Paris. — Nro. 255. Die Perle des Prozesses. — Die Gefahren der Einbildungskraft. (Forts.) — Correspondenz-Nachrichten aus Leipzig. — Nro. 256. Die Gefahren der Einbildungskraft. (Beschl.) — Heiligenberg. — Correspondenz-Nachrichten aus Wien. — Nro. 257. Wie Turgot in Ungnade fiel. Von G. — Das ehemalige Frauenzimmer. (Aus einem französischen Journale.) Von D. Correspondenz-Nachrichten aus Rastadt. — Zwey Logogriphen. — Auflösung des Logogriphs in Nro. 251. — Nro. 258. Horst und Marie. Von Schubart L. — Uebersicht der dänischen Literatur seit dem Jahre 1807 — Schiller. — Senator Meß. — Gnome. (Sämtl. von Hg.) — Correspondenz-Nachrichten aus Straßburg, Petersburg, Berlin — Nro. 259. Die Säule des Livius. Von D. Matthison. — Horst und Marie. II. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Wien. (Beschl.) — Nro. 260. Horst und Marie. III. — Uebersicht der dänischen Literatur seit dem Jahre 1807. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Prag. — Nro. 261. Ein Gedicht von Johann Grob. Nebst Nachrichten von von dessen Leben und Schriften. Warnung. Von Weisser. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Prag. (Beschl.)

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

BOOKS REQUESTED BY ANOTHER BORROWER
ARE SUBJECT TO RECALL AFTER ONE WEEK.
RENEWED BOOKS ARE SUBJECT TO
IMMEDIATE RECALL

LIBRARY, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS

Book Slip–Series 458